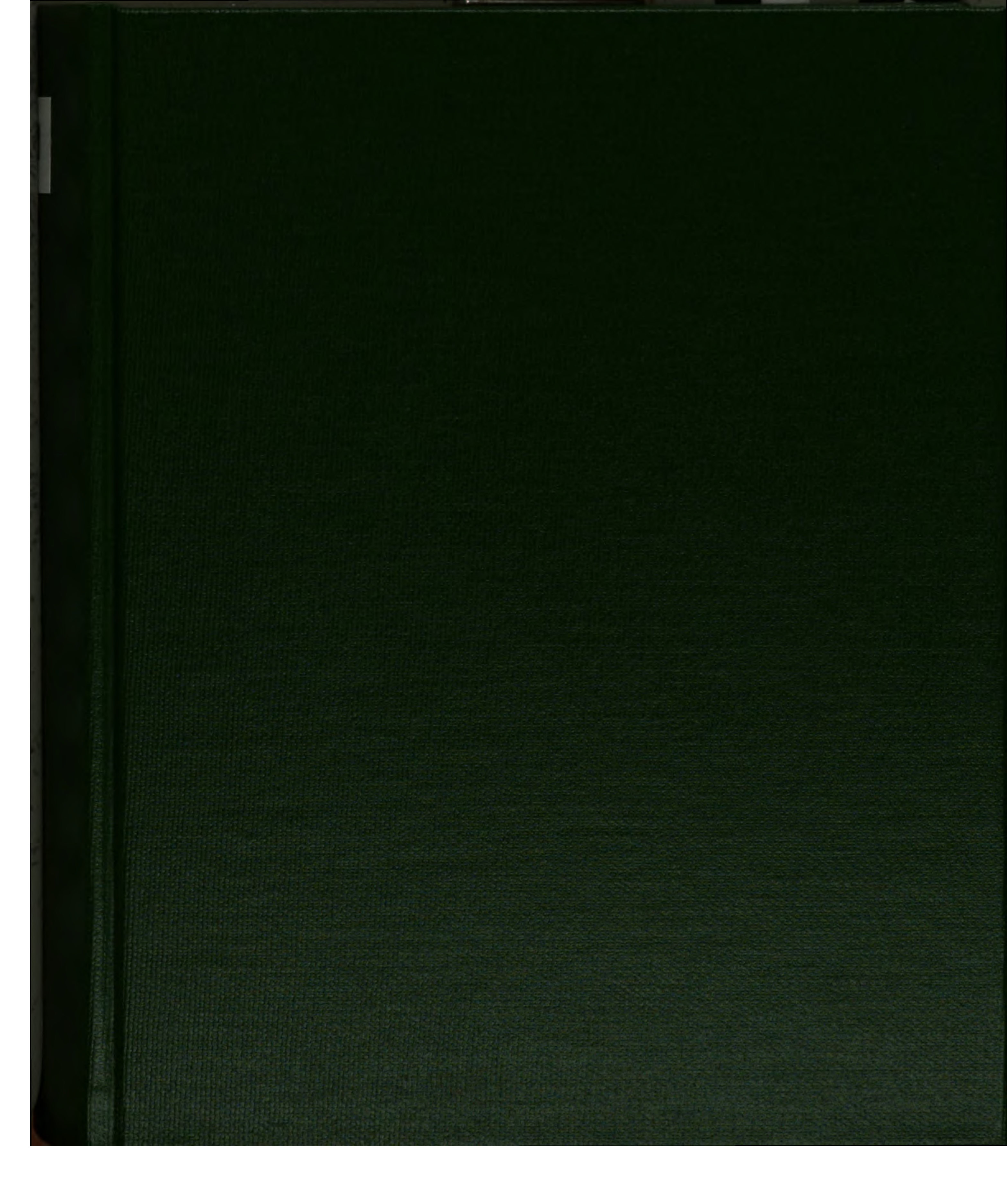
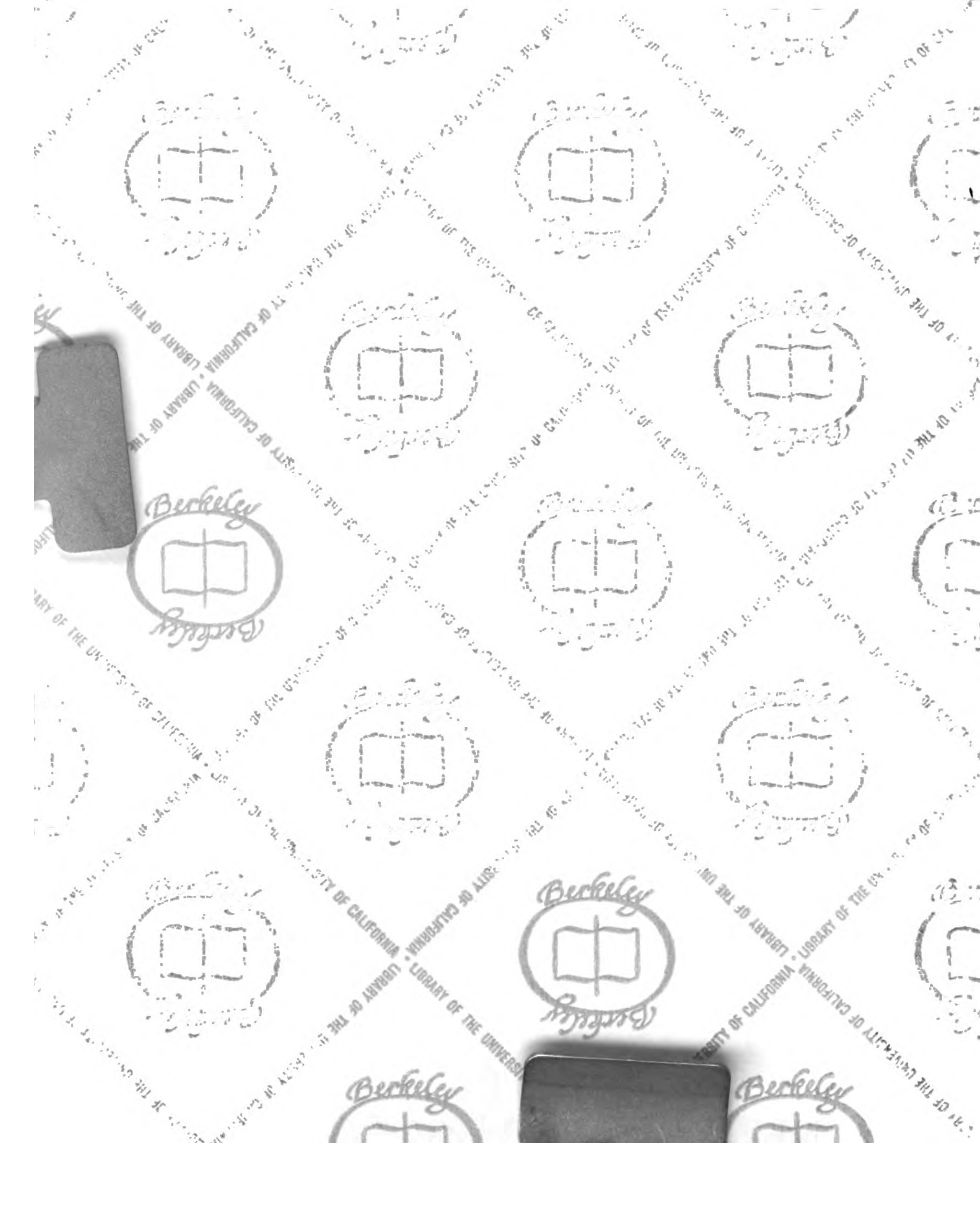
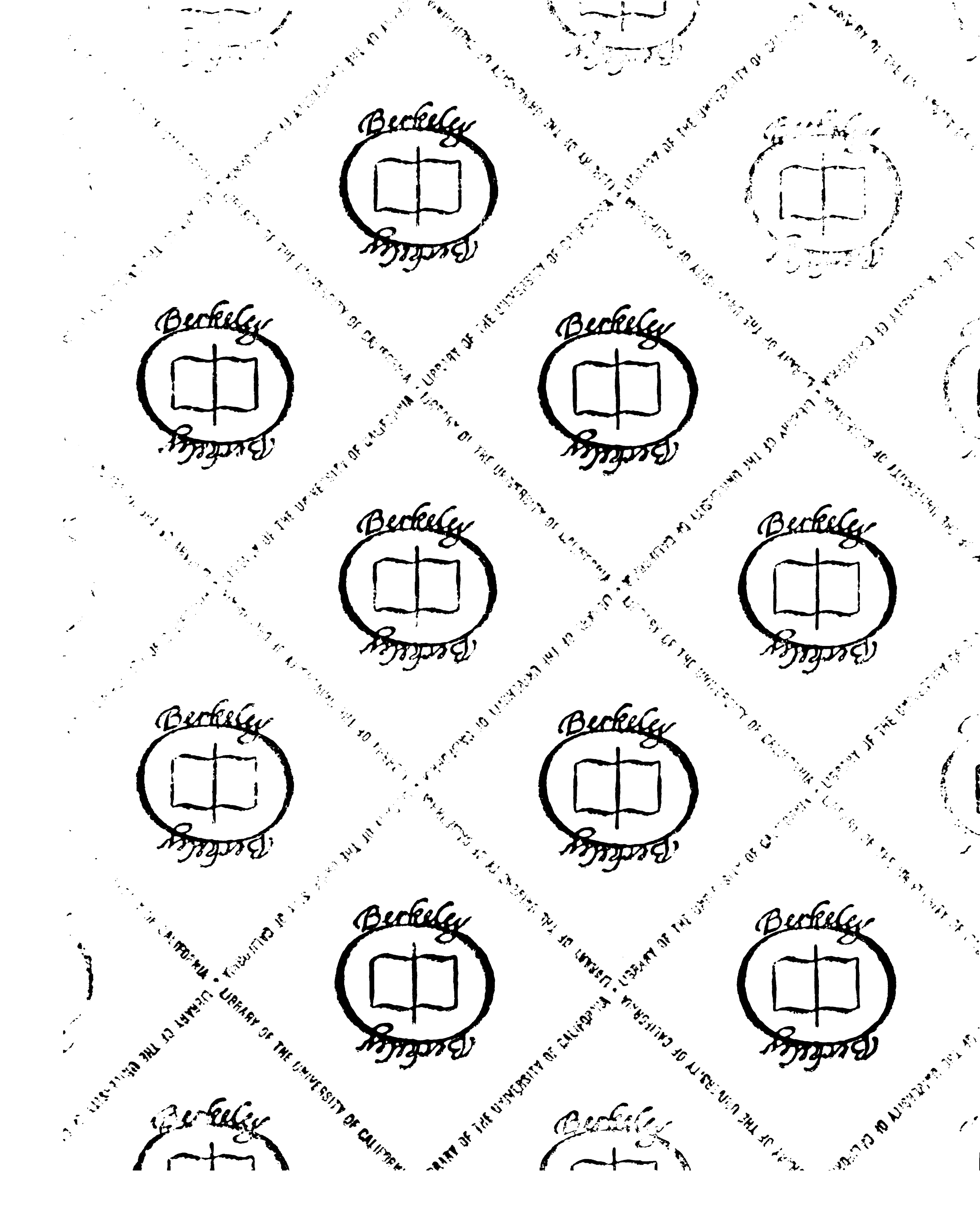





Berkeley
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA



ECKART

EIN·DEUTSCHES LITERATURBLATT

ERSCHEINT: AM 25 JEDEN ·MONATS·



EINZELPREIS 60 ₰·VIERTEL·JAHR·1½ M·

V. Jahrgang Heft 1

Inhalt:

Kriminalromane und Schundliteratur.

Seitdem der Kampf gegen die Schundliteratur die Öffentlichkeit beschäftigt, hat sich immer mehr der Mißbrauch eingebürgert, statt von „Schundliteratur" — wo diese gemeint ist — von einer „Sherlock Holmes-Literatur" und von „Kriminal- und Detektivgeschichten" in einer Weise zu sprechen, als ob das ohne weiteres ein und dasselbe sei. Die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung erlaubt sich daher, die geschätzten Leser dahin aufzuklären, daß die von ihr herausgegebenen Sammlungen: „Lutz' Kriminal- und Detektiv-Romane", „Sherlock Holmes-Serie" von Conan Doyle und „Detektiv Gryce-Serie" von A. K. Green mit dem verwerflichen Schund garnichts gemein haben, daß diese erstklassigen Serien Kriminalromane usw. enthalten, die zu lesen sich auch der Feinstgebildete nicht zu schämen braucht. Die in den erwähnten Sammlungen zusammengestellte vorzügliche Auswahl ist von allen Berufenen immer wieder anerkannt worden, wie die zahlreichen günstigen Urteile beweisen.

Was speziell die in meinem Verlag erschienenen echten, von Conan Doyle verfaßten Sherlock Holmes-Erzählungen anbelangt, so sei darauf hingewiesen, daß diese im „Literar. Ratgeber", herausgegeben vom Kunstwart und Dürerbund, sowie im Katalog des Vereins vom Heil. Karl Borromäus in Bonn aufgeführt sind und daß sie von vielen Geistlichen als durchaus sittenreine Lektüre gekennzeichnet wurden. Eines weiteren Beweises bedarf es daher wohl nicht. Oder vielleicht doch? Nun, so sei noch erwähnt, was der bekannte Kämpfer gegen die Schundliteratur, Herr Dr. Ernst Schultze in seiner Broschüre „Die Schundliteratur" sagt:

> „Zur Schundliteratur gehören die Sherlock Holmes-Erzählungen ganz und gar nicht. Schon ihre äußere Form, ihr flüssiger und eleganter Stil sondern sie scharf davon ab. Aber auch ihr Inhalt und ihre Behandlungsart ziehen eine scharfe Grenze zwischen beiden. Verderblich können die Sherlock Holmes-Geschichten niemals wirken; ja, sie können gute Folgen nach sich ziehen, da sie den Geist des Lesers von Anfang an stark beschäftigen, ihm Rätsel aufgeben, an deren Lösung sie ihn beteiligen, und indem sie stets auf der Seite der Gerechtigkeit stehen.
>
> Die außerordentliche Beliebtheit der Sherlock Holmes-Erzählungen hat dazu geführt, daß die Gestalt des Detektivs auch von Schundroman-Fabrikanten ausgenutzt wurde. Man sollte deshalb von den Schundliteratursammlungen niemals als von „Sherlock Holmes-Heften" sprechen."

Und noch eins: Die echten Doyle'schen Holmes-Erzählungen wurden weder von ihrem Verleger noch von den Wiederverkäufern, den Sortimentsbuchhändlern, der Jugend zum Verkauf angeboten, auch heute noch werden sie als eine Lektüre für Erwachsene von mir ausgegeben, obwohl sie nichts Anstößiges für die Jugend enthalten. Erst den Fabrikanten der bunten Schundhefte blieb es vorbehalten, das von ihnen fabrizierte gefährliche Gift mit allen Mitteln unter die Jugend zu streuen.

Stuttgart Robert Lutz, Verlagsbuchhandlung.

· Eckart ·

Ein deutsches Literaturblatt

5. Jahrgang
1910/11

Berlin.

Schriftenvertriebsanstalt, G. m. b. H.
(Abt.: Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken.)

Inhaltsverzeichnis des 5. Jahrganges.

(Der 2. Halbband beginnt mit Seite 439.)

Leitaufsätze:

Lesefrüchte:

Kritik:

Kurze Anzeigen:

Zeitschriftenschau:

* * *

Bibliotheksnachrichten:

Mitteilungen:

Beilagen:



Jahrgang 1910/11. Nr. 1. Oktober

Kunst und Religion.

Von Friedrich Daab.

Die menschliche Seele ist eine Einheit. Aber eine Einheit, die eine Mannigfaltigkeit umschließt. Man kann in ihr verschiedene Reviere und Äußerungsweisen unterscheiden. Die Psychologie glaubt davon drei festgestellt zu haben: Das Denken, das Wollen, das Fühlen. Diesen drei Funktionen entspricht etwa die Dreiheit der Erscheinungen: Die Wissenschaft, die Moral, die Kunst.

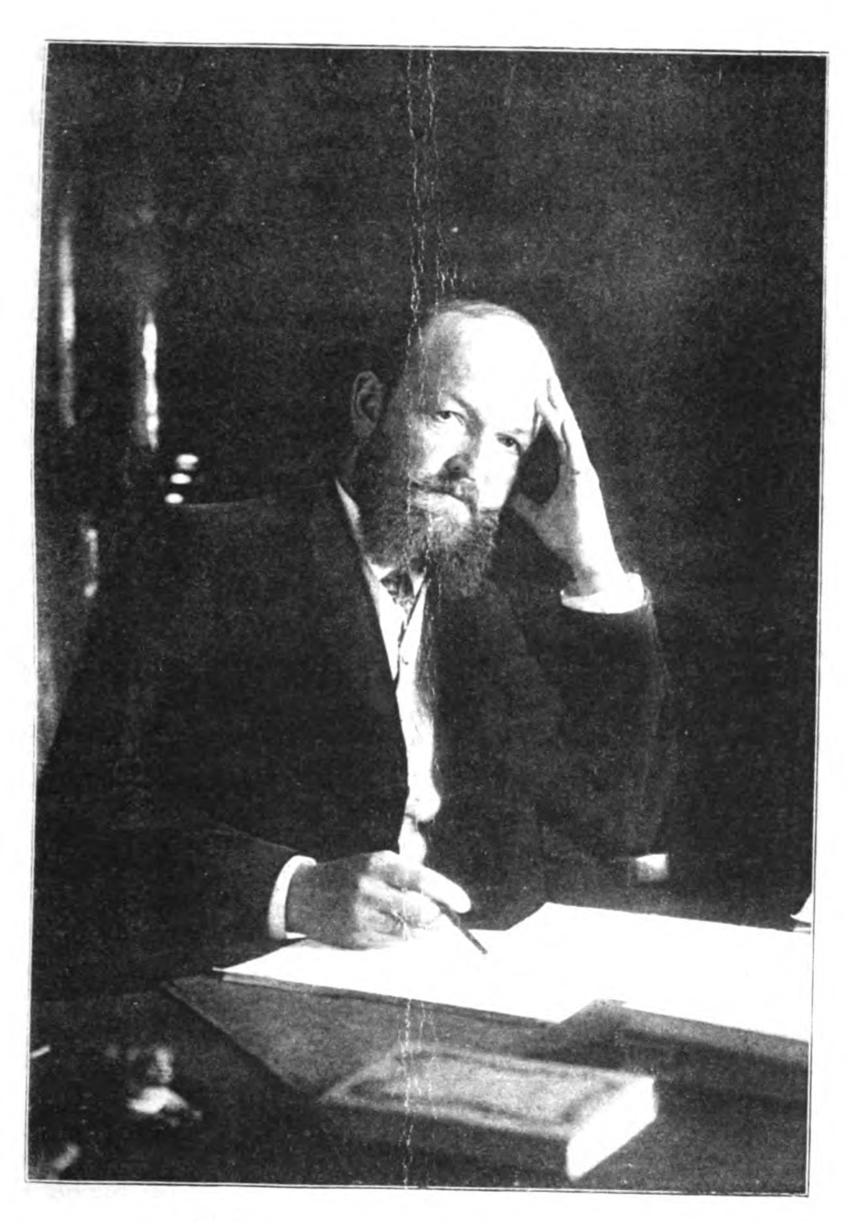
Wo aber bleibt dann die Religion? Da sie ihr Dasein in der Seele von jeher behauptet hat und weder der Wissenschaft noch der Moral noch der Kunst gewichen ist, so muß sie wohl allen dreien zu Grunde liegen. Sie ist weder Wissenschaft noch Moral noch Kunst, aber sie bietet ihnen ihre Kräfte dar und belebt sie. Daher ist es nicht zu verwundern, daß sie häufig mit ihnen verwechselt wird, wie es auch zu begreifen ist, wenn sie in einer der drei Seelenfunktionen aufzugehen scheint. Wissenschaft, Moral und Kunst sind immer und auch heute noch geschäftig, sich als endgültigen Ersatz für Religion hinzustellen, und merken nicht, daß sie mit diesem Unternehmen nur Surrogat schaffen und damit sich selbst degradieren. Erleichtert wird dieses Vorgehen namentlich der Kunst, weil sie der Religion zum Verwechseln ähnlich sehen kann. Denn es besteht in der Tat eine wunderbare Verwandtschaft zwischen beiden. Und der wird das Wesen der Religion immer noch am wenigsten mißverstehen, der es von der Kunst aus versteht. Und doch wird dieser Zusammenhang zwischen Religion und Kunst seltener gesucht als der etwa zwischen der Religion und der Moral. Kommt

es daher, daß die Kunst als Privilegium einzelner besonders veranlagter Individuen angesehen wird? Dann könnte wohl auch die Religion, die ihr so nah verwandt ist, nur die Sache auserwählter, besonders für sie begabter Menschen sein. Das ist insofern richtig, als es nicht allen ansteht, religiös schöpferische Kraft zu offenbaren, so wenig wie die Kunst von allen geübt, geschweige denn neuschaffend geübt wird. Trotzdem bleibt die Religion wie die Kunst eine allgemeinmenschliche Anlage. Und wir sollen das, was wir davon haben, nicht verkümmern lassen, sondern unseres Lebens Licht und Grund sein lassen.

Wenn wir uns nun auf die Frage nach dem Ursprung der Kunst einlassen, so kann darüber kein Zweifel sein, daß die Kunst ein Ausfluß des religiösen Menschen ist.

Sobald der religiöse Trieb im Menschen erwachte, so suchte er wohl auch sich nach außen kundzumachen. Der einfache Mensch spricht nicht viel, weil er nicht viel zu sagen hat. Aber von dem, dessen sein Herz voll ist, läßt er auch sehr leicht den Mund übergehen. Dabei ist es bemerkenswert, daß es die Sprache der Dichtung ist, in der der primitive Mensch seine religiösen Stimmungen zum Ausdruck bringt. Es gibt zu denken, daß die Ursprache der Menschheit nicht das prosaische Wort, sondern die Poesie ist. Das wirft auch auf die Religion ein besonderes Licht, sofern wir sie als das ursprüngliche Element im Menschen ansprechen. Denn die Religion ist der Kunst tief verwandt. Und wo die Dichtung die erste Sprechweise ist, wird auch die Religion, diese Poesie der Seele, den Vorrang der Ursprünglichkeit haben vor der Prosa des Wissens und der Moral. Hamann sagt einmal: Die Lyrik ist die Muttersprache der Menschheit, — ganz gewiß, sobald man die Form ansieht; auf den Inhalt dieser Lyrik gesehen, kann man die Religion das Muttergefühl der Menschheit nennen. Wo den ersten Menschen der Anblick der Natur, Sonnenauf- und Untergang, Gewitter und Regenbogen zu einem Liede begeistert, da bringt er nicht reines Naturgefühl, ein ästhetisches Empfinden, zum Ausdruck, sondern religiöse Stimmung. Denn Sonne und Feuer, Licht und Finsternis, die ganze Natur ist Offenbarung überirdischer Gewalten. Und wenn sein Sinn über den Anblick des sterbenden und toten Genossen nachdenklich wurde, dann wird die erste Totenklage über seine Lippen gekommen sein als ein Lied, das mit der Klage die Scheu vor dem unheimlichen Reich der Geister in seine Laute mischte. Oder es murmelten seine Lippen einen Zauberspruch, der das Unheil der finsteren Mächte von seinem Hause bannen sollte.

Weiterhin, als die himmlische Welt und das unterirdische Reich sich mit göttlichen Wesen bevölkert hatte, da sang der Mensch die Geschichte der Götterwelt. In der Sprache der Dichtung wurde die Göttersage aufbewahrt und überliefert und in dieser Form den kommenden Geschlechtern gelehrt. Bis in die höheren Religionsstufen hinauf ist der Gesang der Träger des



Wilhelm Arminius



Gottesglaubens, so bei den Indern die Hymnen und Sprüche der Veda, so bei den Griechen die homerischen Gesänge.

Aber die Poesie ist nicht zum Rezitieren, sondern zum Singen da. Auch die Musik steht im Dienste der Religion, gesungen oder gespielt. Und der rhythmischen Bewegung der Musik folgt die rhythmische Bewegung des Tanzes. Der Tanz ist keine gesellige Unterhaltung, sondern heilige Zeremonie zu Ehren der Gottheit.

Aber noch andere Ausdrucksmittel seiner religiösen Ergriffenheit hat sich der Mensch geschaffen. Aus ihr ist die bildende Kunst geboren worden. Ihre ersten Versuche standen im Dienst der Anbetung. Und zwar wurden mit ihrer Hilfe die Gegenstände der Anbetung selbst geschaffen: Fetische und Idole. Was für eine geheimnisvolle Sprache reden die Verzierungen, die Ornamente an den heiligen Geräten! Hier hat der vor der Überwelt knieende Mensch oft unerklärliche religiöse Gedanken hineingeheimnißt.

Wenn sich selten in diesen Erstschöpfungen die nackte menschliche Gestalt findet, die doch der höchste Gegenstand für die spätere Kunst ist, so hat das seinen Grund in der religiösen Gebundenheit der Kunst, die die Gegenstände ihrer Verehrung mit Hüllen und Verkleidungen, oft mit Masken bedeckt sich vorstellte.

Hier hat dann die griechische Kunst sich frei gemacht und in der Nachbildung des menschlichen Körpers ihr höchstes Ideal erblickt. Aber alle ihre Freiheit hat sie den Göttern zum Tribut gegeben — so sehr, daß sie all ihr großes Sinnen und Können auf die plastische Veranschaulichung der Götterwelt verwendete.

Nicht anders ist es in der Baukunst: Neben dem gotischen Dom gibt es nicht wieder eine einheitlichere und vollendetere Schöpfung der Architektur als den griechischen Tempelbau, die Wohnung der Himmlischen.

Und wenn ich hier noch einmal auf die Dichtkunst zurückkommen darf: aus den Festfeiern zu Ehren der Himmlischen ist die dramatische Kunst entstanden. Das griechische Trauerspiel ist eine Fortbildung der an den Festfeiern des Dionysus gesungenen Hymnen. Ganz analog finden wir die Anfänge des deutschen Dramas in den geistlichen Oster- und Passionsliedern des Mittelalters.

So ist überall das Band zwischen Religion und Kunst ein enges, und das religiöse Gefühl hat den Kunsttrieb ausgebildet. Welche tiefen und nachhaltigen Anregungen verdankt die Kunst dem Evangelium! Hier würde eine Beispielsammlung zu einer Geschichte der christlichen Kunst sich auswachsen. Es genügt hinzuweisen auf die Fülle der Schöpfungen in der Malerei und Bildhauerei, auf die christlichen Hymnen und Gesänge, die dann seit Erneuerung der Kirche in der Reformation dem deutschen Glaubensliede Luthers und Paul Gerhardts weichen mußten. Nimmt man dazu den ganzen christlichen Gottesdienst und seine Stätte die romanischen

Kirchen und gotischen Dome: überall spricht sich das gläubige Gemüt am liebsten und am tiefsten in den Werken der Kunst aus.

So von ihm ins Leben hineingeführt ist die Kunst dann ihre eigenen Wege gegangen und hat das ganze Menschenherz mit all seinen Gefühlen, Stimmungen und Gedanken in sich ausströmen lassen und hat die ganze Welt in der Fülle ihrer Farben und Erscheinungen in ihre Werke gebannt.

Aber woher kommt es – während doch die Wissenschaft sich ganz frei gemacht hat und auch die Moral gleich in den ersten Versuchen ihrer denkenden Untersuchung bei Sokrates und dann immer wieder ihre Unabhängigkeit von der Religion darzutun unternommen hat, woher kommt es, daß der Zusammenhang zwischen Religion und Kunst heute noch ebenso innig und unzerreißbar ist, so sehr, daß die bedeutendsten Schöpfungen von Künstlergeist und -hand die Religion zu Gegenstande haben? Ich meine, es kann nur daher kommen, daß eine innere seelische Verwandtschaft zwischen beiden besteht. Man kann sagen, daß die Religion, sobald sie sich äußern wollte, kein anderes Ausdrucksmittel gefunden hat, das ihr kongenial wäre, als die Kunst. Da kommt die lehrhafte Rede oder die wissenschaftliche Erörterung gar nicht in Betracht und auch die Moral muß ihr den Vorrang lassen. Wie wäre es auch möglich, daß das Unnennbare und Unerkennbare in den nüchternen Worten und abstrakten Begriffen sich fassen ließe, in einer Äußerungsweise, die da meint, das Leben in Formeln und Sätzen und abgeleiteten Regeln zu besitzen! Wenn sie, die Wissenschaft, doch schon Mühe hat, das sichtbare Dasein zu deuten und zu begreifen, indem sie es zergliedert und viviseziert, um es dann auf ein gedachtes Kräftesystem zu ziehen – nicht einmal ein Gänseblümchen kann sie uns in seiner organischen Einheit zur Anschauung bringen –, wie wird sie imstande sein, den zureichenden Ausdruck zu finden für diese innerlichen Gefühlsbewegungen und heimlichen Ahnungen und vertrauenden Hingaben, für das alles, was Religion heißt.

Wenn das überhaupt sich kund machen läßt, dann kann es nur in Bildern und Symbolen geschehen. Es ist doch nicht bloßes Belieben oder zufällige, auch nicht berechnete Methode, wenn Jesus sein religiöses Erleben in Gleichnissen ausspricht.

Aber nicht bloß um der Form willen hat sich die Religion mit der Kunst vermählt, die Verwandtschaft sitzt noch tiefer: sie stammen beide aus derselben Heimat. Wie sie beide in der Seele leben und entstehen, darin schon offenbaren sie ihre Wesensähnlichkeit.

Und wenn ich hier nicht die Seele des ausübenden Künstlers beschreiben kann, weil ich keiner bin, so wissen wir doch alle aus eigener Erfahrung, wie der ästhetische Genuß, das Betrachten eines Kunstwerks, das Hören edler Musik, das Miterleben eines Menschenschicksals im Schauspiel, wie das unser Gefühl in Mitleidenschaft zieht. Da spüren wir die

Wirkungen der Kunst als innere Ergriffenheit, Erhebung und Reinigung. Nicht anders geht es uns in religiösen Zuständen. Da werden wir innerlich bewegt von dem Erleben einer Macht, die uns über den Augenschein, die Alltäglichkeit, die Widersprüche des Daseins in erlösenden Gefühlen hinwegbringt und Kräfte in uns weckt, die uns läutern und beseligen, nicht, indem sie uns besser, sittlicher machen, sondern indem sie uns aus innerer Zerrissenheit und über alles Sorgen und Grämen hinweg in die Einheit und Reinheit eines ewigen Lebens versetzen. Und diese Kräfte sind so geartet, daß ihre Erfahrung bleibt, auch wenn die Wirklichkeit uns wieder aufnimmt. Sie setzen uns in Stand, die Wirklichkeit nach den inneren Erlebnissen zu deuten so, daß sie recht behalten, wenn der Augenschein, wenn die Logik und der gesunde Menschenverstand, wenn gar das Gewissen wider sie zeugt.

Aber wenn das erlebte Tatsachen der religiösen Menschen sind, dann tut sich uns hier der Unterschied zwischen Religion und Kunst auf. Denn der ist ja vorhanden. Und er ist wesentlich. In der Kunst handelt es sich nicht um ein Hinabsteigen bis in die letzten Quellen des Lebens und es handelt sich in der Kunst nicht um dauernde Seelenzustände. In der Kunst haben wir am farbigen Abglanz das Leben. Und was wir da an Leben ergreifen, es ist doch immer nur d i e s e s Leben, in ihm bleibt sie hängen und bleibt mit ihrem Erleben innerhalb der Grenzen des Menschlichen. Dabei vermag sie wohl eine höhere Welt zu erzeugen, eine Welt der Schönheit und Harmonie, aber doch nur so, daß sie diese gegebene Welt verklärt und harmonisiert. Böcklin hat keine neue Natur gezaubert, sondern hat dieser Natur da Leben eingehaucht und ihr Leben in Gestalten verkörpert. Goethe hat keinen neuen Menschen geschaffen, sondern sich selbst, wie er ist und empfindet und denkt und will, offenbart.

Anders die Religion. Und hier möchte ich anführen, was ein Künstler, der 1890 verstorbene Maler van Gogh in seinen Briefen schreibt. Da sagt er von Jesus: „Diese gesprochenen Worte, die er als Grand Seigneur nicht einmal für nötig hielt, aufzuschreiben, sind der höchste Gipfel, den je die Kunst erreicht hat, in solcher reinen Höhe bekommt sie Schöpferkraft, erhabenste Schöpferkraft. Solche Betrachtungen führen uns weit weg – erheben uns noch selbst über die Kunst –. Sie lassen uns einen Einblick tun in die Kunst, das Leben zu gestalten und schon im Leben unsterblich zu sein . . . Dieser unglaubliche Künstler, der für das grobe Instrument unseres modernen, nervösen, zerrütteten Gehirns unbegreiflich ist, schuf weder Statuen noch Bilder, noch auch Bücher . . . er schuf wirkliche lebendige Menschen, Unsterbliche . . .“

Wenn hier van Gogh dem künstlerischen Vermögen Jesu Schöpferkraft zuschreibt, dann fühlt er selbst, daß das über die Kunst hinausführt. Denn die r e l i g i ö s e Kraft in Jesus ist es, die „wirkliche lebendige Menschen“ schuf, „Unsterbliche“. Das vermag sie, weil sie dauernde Kräfte in der

Menschenseele freimacht, während die Kunst nur momentane Stimmungen hervorruft: und kommt die Morgensonne, vergehts wie eitel Schaum. Mit dem Augenblick des ästhetischen Empfindens vergeht auch die Idealwelt, in der es eine Zeitlang gewandelt war. Und wo Menschen versucht haben, die ästhetische Weltanschauung zur bleibenden Ausstattung und Lebensbetrachtung zu machen, da ist sie an der rauhen Wirklichkeit elend zerschellt oder war durch äußere günstige Lebensverhältnisse in den Stand gesetzt, den Schein zu wahren, als gäbe es keine Widersprüche und Häßlichkeiten in der Welt.

Das religiöse Bewußtsein begnügt sich nicht mit dieser Welt, sondern, indem es die Kräfte einer überweltlichen Macht spürt, reicht es mit seinem Erleben in die übersinnliche Sphäre hinein. Es steigt bis zu den Tiefen hinab, aus denen die Welt selbst gekommen ist und noch immer gespeist wird. In seiner Seele fühlt der religiöse Mensch diesen Zusammenhang mit der Überwelt. Denn der Mensch ist nun einmal eine Zusammenfassung der ganzen Welt, weil in ihm die Welt sich am höchsten und konzentriertesten darstellt. Daher hat er auch den Trieb und das Recht, die Welt von sich aus zu deuten und von seiner Seele aus die Seele der Welt zu erleben. Man mag das dann Allgefühl nennen, man kann es aber ebensogut Vaterglaube nennen. Denn ohne einer bestimmten Gottesvorstellung hier das Wort reden zu wollen: am meisten wird der Mensch Gott immer sich selbst verwandt fühlen und sich darin nicht irre machen lassen durch die Einsprache der Wissenschaftler, die zu Gottes Wesen nur gelangen können — das liegt in der Natur ihres Erkenntnisweges —, indem sie alles Menschliche, Endliche, Erfahrbare, Diesseitige, Weltliche abtun — und was übrig bleibt, kann nur ein blutleeres, abgezogenes Etwas sein, das reine Sein — ja wenn sie konsequent sein wollen: das absolute Nichtsein.

Also was die Kunst zu wenig tut, indem sie im Menschlichen und Sinnlichen hängen bleibt, das tut die Philosophie zu viel, indem sie ganz aus dem Menschlichen und Sinnlichen hinausfährt. So geht die Religion, von beiden unbeirrt, ihren eigenen Weg zu Gott.

Trotz aller nahen Verwandtschaft mit der Kunst, auch hier wahrt sich die Religion ihre Eigenart und ihren Mehrwert. Und wer daran denkt, wie etwa David Friedrich Strauß, die Religion durch die Kunst ersetzen zu wollen, der bedenke, daß er das Höhere aufgibt zu Gunsten des Niedrigeren und das Geringere wählt auf Kosten des Wertvolleren.

So wenig sich die Religion durch die Wissenschaft oder die Moral ersetzen oder aufsaugen läßt, so wenig geht sie auch in der Kunst auf. Es bleibt ein Unterschied und, wie wir sahen, ein fundamentaler Unterschied. Am wenigsten hat sie gemeinsam mit der denkenden Tätigkeit der Menschenseele, mehr schon kann sie sich in das sittliche Handeln einlassen, dem sie ihre Kräfte leiht, am besten wird sie ihr Wesen enthüllen in der künstlerischen Darstellung ihres Lebensinhaltes. Aber mit keinem, weder mit dem Wahren, noch mit dem Guten, noch mit dem Schönen will sie sich verselbigen lassen.

Von Stendal bis Weimar.

Von Wilhelm Arminius.

Man mag über das kleine Städtchen Stendal, in dem ich am 20. August 1861 geboren bin, sagen, was man wolle – es liegt in der Altmark, und die Alte Mark ist die Wiege des Deutschen Reiches gewesen. Darauf bin ich zum ersten stolz. Man mag auch über den Namen „Schultze" sagen, was man wolle, einen, der besser von urdeutscher Abstammung Zeugnis ablegt, gibt es nicht. Meine Ahnen sind eben lieber im Dorfe die Ersten gewesen, als zu Rom die Zweiten. Insofern bleibt dieser Name, wenn ich als Schriftsteller ihn auch abgelegt habe, mein zweiter Stolz.

Seine Tücken als Sammelname hat er allerdings.

Wie es von grauer germanischer Vorzeit her an allen deutschen Orten, die mehr als ein Dutzend Einwohner zählten, üblich war, gab es auch in dem kleinen brandenburgischen Städtchen Wriezen an der Oder vor nun bald hundert Jahren mehrere Familien namens Schulze. Zur besseren Unterscheidung wurden drei von ihnen Klookschulze, Pechschulze und Birnbaumschulze genannt. Der Klookschulze war natürlich Lehrer. Das Handwerk des Pechschulzen zu nennen, ist ebenso unnötig, wie sein näheres – oder eigentlich: gespanntes Verhältnis zur Glücksgöttin; beides liegt im Namen. Der Birnbaumschulze, von dem mein Vater abstammt, besaß einen großen, an weit ausgedehnte Wiesen des Oderbruches sich anlehnenden Garten. In diesem stand das Wahrzeichen seines Beinamens: der gewaltige Birnbaum. Der Besitzer dieses stattlichen Grundstücks war Gastwirt, nebenbei Ratsherr und schrieb sich mit einem tz – Schultze. Er war aber trotz dieser ihn auszeichnenden Feinheit mit den genannten andern Familien verwandt. Außer diesen drei Schulzes gab es im Ort noch einen Kaufmann, den Allerlei-Schulze. Dessen Söhne sollen es der Sage nach durch geschickte Spekulationen in den Gründerjahren zu großem Vermögen gebracht haben. Damit fällt diese Familie gänzlich aus der Art der übrigen, die alle mehr jenen Gütern dieser Erde zuneigten, die klingenden Mammon nicht einbringen. Eine Verwandtschaft mit ihr ist also völlig ausgeschlossen.

Obgleich ich bei der Herausgabe meines ersten poetischen Buches aus meinen in der Taufe erhaltenen vier Namen: Christian Wilhelm Hermann Schultze die mittleren herausnahm und sie zu Wilhelm Arminius umformte, mich also mit Abschneidung des farblosen Sammelnamens merkbar auf eigene Füße zu stellen suchte, habe ich mich in meinem nun bald ein halbes Jahrhundert währenden Leben oft an diese drei sonderbar benamsten Verwandten erinnern müssen.

Zunächst war der Klookschulze von meiner bürgerlichen Tätigkeit als Gymnasial-Professor, der die ‚schwere' Mathematik unterrichtet, überhaupt

nicht mehr zu trennen. Er gibt meinem Leben immerhin in den Augen anderer die so wichtige soziale Grundlage. Aber auch die andren Verwandten blieben anhänglich, besonders der Pechschulze. Sicher war dieser mit seinem üblen Verhältnis zur Fortuna schuld daran, wenn ich eine besonders steile Staffel meiner literarischen Laufbahn im jugendlichen Feuereifer leicht zu nehmen gedachte und bereits auf den ersten Stufen ins Stolpern kam. Und daß mir das überkommene Erbe des dritten, der mein Großvater wurde: der Trieb, Kunst zu schaffen, immer nur reine Freude eingebracht hätte, muß ich nach mancher erlittenen herben Enttäuschung durchaus verneinen.

Aber Tatsache ist: nur aus der Familie meines Vaters und durch ihn selbst habe ich jene gewisse, zu Zeiten überschäumende Frohnatur und die Lust zu fabulieren überkommen und damit noch so manches andre, wie z. B. die Freude an der Natur, am Wandern, am Sonntag-Morgen, am Violinspiel, wie an jeder echten Schönheit. Alles dies spricht von der starken Lebensbejahung des nun auch die Alterstücken philosophisch bezwingenden Mannes. Für diese gute Mitgift danke ich ihm von Herzen. — Aus seinem Jugendparadies zu Wriezen, worin er als Junge Sperlinge schoß, Fische angelte und krebsen ging, ist er nach dem verhältnismäßig frühen Tode seines Vaters, eben vierzehnjährig, schroff hinausgestoßen in die Fremde. Er ging notgedrungen zum Kaufmannsstande über und kam von diesem her, als er Soldat werden mußte. Dreizehn Jahre hat er seinem Vaterlande als Artillerist gedient und drei oder viermal in jenen unruhigen vierziger und fünfziger Jahren die Aufregung einer Mobilmachung erleben müssen; zuletzt 1859 noch als junger Ehemann. Er ist im Jahre 1849 mit der Okkupations-Armee unter Prinz Wilhelm als einer von den ‚verflixte Preiß' in Baden gewesen, hat vor Rastatt gelegen und in Durlach kampiert (seine treue Violine immer bei sich), endlich 1860 ist er mit dem silbernen Portepee am Offiziersfäbel abgegangen. Auf meinen Wunsch hat er seine Erlebnisse niedergeschrieben. Es steckt viel unbewußte Männlichkeit, ausgeprägter Wille zum redlichen Erfassen vom tieferen Sinn dieses krausen Lebens, viel an herben Enttäuschungen, an Entbehrung und der harten Kunst des Duldens in diesem Büchlein. Als ich — der ich persönlich nie Soldat gewesen — meinen von reiner Militärbegeisterung getragenen Roman Yorcks Offiziere geschrieben hatte, fand ich niemanden, den dies Werk innerlich näher anging und dem es mehr angehörte, als meinen alten Herrn, von dem ich jenen Geist überkommen habe. Er freut sich denn auch der Zueignung noch heut, wo er auch von weiteren 30 Beamtenjahren, die er seinem Staat in treuer Pflichterfüllung gewidmet hat, als rüstiger Vierundachtzigjähriger im schönen anhaltischen Hauptstädtchen Dessau ausruht. „Gott zum Gruß, mein alter Herr Rat!"

Ein Talent erben, heißt nun noch nicht, etwas daraus machen können. Marie von Ebner-Eschenbach hebt es irgendwo besonders her-

vor, daß man den Besitzer eines Talents zu fragen hat: „Wer bist du, der es zum Ausdruck bringen will?“

Frage auch ich mich so, sehe ich ab von den Stunden dichterischen Überschwangs, die wunderlich ungeahnte Seligkeiten und namenlose Trauergefühle im Gefolge zu haben pflegen, und forsche nach demjenigen, der an mein Erlebtes oder Erschautes mit der Feder des Künstlers herantrat, es zu gestalten – kurz, suche ich die Grundanlage des mir innewohnenden Charakters auf, dann stehe ich mit beiden Füßen sogleich ganz von selbst in der Familie meiner Mutter. Denn sicher ist mir, daß ich neben der Natur von ihr des Lebens ernstes – d. h. nach Kräften gleichmäßiges Führen geerbt habe. Ihre Familie stammt aus Stendal, ihr Name Seeglitz ist wohl ein plattdeutsch verstümmeltes Seydlitz.

Der Vater meiner Mutter, der alte Christian Seeglitz, war ein ebensowohl wegen seiner Redlichkeit wie wegen seiner Geschicklichkeit angesehener Mann. Er zog Zähne, setzte Schröpfköpfe und schlug Ader, war also, was man von Alters her einen Bader nannte. Die ungeschickten Zahnärzte des Städtchens waren es besonders, die ihm Zulauf einbrachten. Kamen die zahnkranken Leute, die der Kunst ihres Leibarztes nicht mehr trauten, dann in höchster Not zu ihm – und vielfach waren es die Honoratioren der Stadt –, so gaben sie ihm außer der Gelegenheit, seine Geschicklichkeit zu zeigen, auch die andere, sich über die studierten Herrn aufzuhalten. Da ich als Kind im großväterlichen Hause oft Gelegenheit hatte, solche Auslassungen anzuhören, so war mein erster Begriff von der Vollendung, die eine akademische Bildung gibt, kein besonders hoher. An Zuhörern fehlte es meinem Großvater nie. Aus den Ferienwochen meiner frühsten Kinderjahre steht mir die lange schmale Stube des Häuschens Große Jüdenstraße 6, in dessen Oberstock ich zur Welt gekommen war, in deutlicher Erinnerung. Diese Stube war nachmittags stets reihenweise besetzt mit speckrückigen, kurzhalsigen Bauern der Umgegend, die unter einer Unzahl von messingnen Schröpfköpfen ihr allzu dickes Blut wohlig ließen, bei dieser passiven Tätigkeit gern ein paar Worte „klookschnakten“, und wenn sie erleichtert heimgingen, neben der kleinen Geldmünze ihr: „Viel Dank ook, Vater Sä'litz!“ nicht vergaßen. Das angeborene und erworbene Geschick dieses Mannes war ebenso sprichwörtlich, wie seine nie verhüllte Selbständigkeit, die aus tieferer Einsicht hervorging. Wie bei kleinen Leuten in kleinen Städten üblich, betrieb er neben seinem Handwerk noch Landwirtschaft. In allen Hantierungen aber stand er allein und auf eigenen Füßen. Ein Häuschen, dessen Plan er gezeichnet und das er nach diesem Plan gebaut hat (mein Geburtshaus), steht noch heut. Die Stiefel pflegte er sich allein zuzuschneiden, die Kleidungsstücke allein anzufertigen. Er hatte auf der Tenne, im Hof, in der Schreinerwerkstatt, in Garten und Feld einen nie versagenden praktischen Blick und eine ebenso glückliche Hand. Wo er auftrat, war er alsobald Herr der Lage. Bei

einem ausbrechenden Brande, der ein eben fertiges schmuckes Häuschen betraf, wies er die aufgeregt anrückende freiwillige Feuerwehr, die mit ihren gefüllten Wasserschläuchen größeren Schaden als der Brand anstiften konnte, kurzerhand zurück, ergriff einen nassen Sack, erkletterte das Dach und schlug das Feuer aus. – Seine Geduld im Erwarten, sein Widerstand im Ertragen des Unabwendlichen ging ins Stoische. Ich seh mich noch als Knabe einmal vom hinteren Hof des kleinen Anwesens aus zu einem dicken Ast des breitschattenden Nußbaums hinaufblicken. Auf diesem stand der schon bejahrte Mann ohne viel Halt und war im Begriff, einen trocken gewordenen, über die kleine Jüdenstraße hinausweisenden Ast, dem er mit einer Seilschlinge nur wenig Halt hatte geben können, abzusägen. Nachdem er eine Weile tätig gewesen war, hielt er plötzlich inne, stutzte, schien mit den Blicken etwas abzuschätzen und sah zu mir hinab. „Paß auf, Jung," sagte er, „wenns so weit ist, dreht sich das Ding da und schlägt mich vom Baum," und ohne mit der Wimper zu zucken, tat er das für nötig Angesehene und – sägte weiter. „Mien groter God – heww ick't nich seggt!" war alles, was er äußerte, als er sich bald danach mit verstauchtem Arm von dem zum Glück weichen Boden erhob. Er hat sich denn auch im Alter zweimal allein von der Wassersucht kuriert und bei einem Wiederholungsfall im 71. Jahre dem endlich zugelassenen Arzt vorausgesagt, wie und wann es mit ihm enden werde. Als im Jahre 1871 unsere siegreichen Truppen von Frankreich her in Magdeburg einzogen, ist er beim Klang der Marschmusik, unterm Jubel der Menge, beim Donnern der Böller entschlafen. Wenn ich ihn im Geist vor mich hinstelle, sehe ich einen Kernmenschen, etwas nüchternen Sinnes, wie die Altmärker auf ihrer dürren Sandscholle eben sind, voll Mäßigkeit, Geschick, Weisheit und Überlegenheit vor mir stehn. Mein bei idealistischer Anlage dennoch leichtes Erfassen des Realen hab ich von ihm. Bei Ausführungen manch eines nicht immer gefahrlosen chemischen Experiments danke ich ihm die leichte Hand, den ruhigen Blick noch heut. Seine jüngste Tochter Luise, meine Mutter, war in allem sein Ebenbild. Aus meines Vaters Aufzeichnungen ersehe ich, welch eine Stütze sie ihm in der entbehrungsreichen Übergangszeit vom Soldaten zum Beamten gewesen ist. Er, der empfindsame, leicht aufbrausende Charakter fand die beste Ergänzung in meiner Mutter ruhiger Sachlichkeit, in ihrem rastlosen Fleiße, in der klaren Weitsicht ihrer lautern Seele.

Gerade in dieser Übergangszeit bin ich geboren. Mein Vater sah beim Soldatenwesen keine Aussicht, vorwärts zu kommen – er versuchte, sich zum Zivilbeamten auszubilden. Während die Waffe des Kriegers noch an seiner Seite klirrte, mußte sich der 33jährige Mann zum Examen für Gerichtsbeamte vorbereiten. Die Häuslichkeit wurde von Stendal nach Magdeburg und wieder zurück verlegt. Daß meine Mutter bei Bewältigung der Studien kräftig half, war nach ihrer Art selbstverständlich. Wenn sie meinem Vater die schwierigen Stellen seiner künftigen Wissenschaft abhörte,

mag ich mit der Muttermilch die letzte wehmütige Lust am Soldatenstande, den Eifer zum Studieren, die Tapferkeit im Bezwingen von Examina eingesogen haben. So vielleicht bin ich geworden, der ich bin. So war ich in den Stand gesetzt, meine gegenteilige, vom Vater überkommene dichterische Anlage lange niederzuzwingen, und konnte — als sich dies nicht mehr bewerkstelligen ließ — aus dieser Anlage heraus mit zähem Willen nach Kräften machen, was neben einer vielfache Kräfte erfordernden, mit voller Liebe gepflegten Berufstätigkeit möglich war. Das Milieu des großväterlichen Hauses, wie auch das des altmärkischen Städtchens habe ich neuerdings bei demjenigen meiner Romane benutzt, der am meisten Lebenserfahrungen von mir enthält — bei dem Lehrerroman **Stietzkandidat**. Der Humor eines Mannes, der das dort Niedergelegte alles hinter sich hat (gerade so wie die jetzige Oberlehrerschaft ihre kümmerliche Vergangenheit), liegt auf diesem ernsten Werke und verklärt es.

Während jener geschilderten Knabenzeit war ich ein Träumer, wenn ich mir allein überlassen war. Dies Wort als Bezeichnung für einen Knaben enthält immer einen leisen Makel. Wie unbewußt eindringlich tätig solch Träumer aber im Beobachten des Lebens und Bewahren der Erlebnisse ist, davon bin ich mir selbst das beste Beispiel. Nur was man unbewußt **erlebt**, d. h. so scharf beobachtet, daß einem vor der Fülle der Gesichte das Bewußtsein der übrigen Welt schwindet, ist für den Schaffenden später von Wert. Daher gönne ich jedem eigenartig angelegten Kinde noch heut gern sein Alleinschlendern, seine gesuchte Einsamkeit, seine scheinbare Verträumtheit, nur muß sich der Betreffende in dem Falle, wo es darauf ankommt, auch durchzusetzen vermögen, sonst ist er nur ein Weichling.

Ich bin immer ein wilder, anfeuernder Heerführer gewesen, wenn andre Jungen um mich waren. — Der Festungsgürtel Magdeburgs wurde zur Zeit meiner Tertiajahre gerade geweitet, den fernhintragenden neueren Geschützen entsprechend. Die Abbruchstelle der Wälle und Mauern der Kasematten, besonders vor dem Sudenburgertor, lag lange wüst. Diese Ruinen, Erdhöhlen und Gräben waren bald von uns entdeckt und bildeten lange den Tummelplatz bei unsren Kriegsspielen. Ob in der Stadt die Cholera hauste und wir nur destilliertes, abscheulich schmeckendes, bräunliches Wasser zu trinken bekamen, ob in dem harten Winter des Kriegsjahres über das Eis der Elbe Kanonen fuhren — wir waren auf der Fehdeflur zu finden, sobald die Schule Zeit ließ. Damals war das ein Spaß. Aber als die Zeit kam, wo Magdeburgs Wohnhäuser nicht mehr ausreichten, weil die Stadt der Kaufleute und des Zuckers sich gewaltig dehnte und streckte, als vor den Toren die sog. Baracken entstanden, die sich mit Familien der ärmeren Bevölkerung füllten, da wurde aus dem Kampfspiel Ernst. Was den Engländern in früherer Zeit die Rothäute, in neuerer die Buren, das waren uns Schülern der höheren Schulen die Barackenjungens,

schlimme, hinterhältige, rachsüchtige und meist auch überlegene Feinde. Wieviele Kämpfe wir gegen sie geführt, ich weiß es nicht. Wir stellten, um sie erfolgreich zu bestehn, alles, was uns nahe kam, in ihren Dienst. Im heißen Sommer lagen wir stundenlang auf der Pionierschwimmanstalt der Elbe, machten die neben uns schwimmenden Soldaten zu unsren Freunden und zogen aus dieser Freundschaft Nutzen. Daheim aber wurde mit heißen Wangen „der Waldläufer" verschlungen, eine sehr lange und höchst spannende Indianergeschichte, von der ich jetzt tatsächlich nicht sagen kann, da ich sie nie wieder gesehen habe, ob sie zur Schundliteratur gehörte oder nicht. Der Held der Erzählung, der eisenstarke Kanadier war doch wohl allzustark — er zerbrach das Rückgrat eines lebenden Mannes wie nichts; der treue Pepe, der Schläfer, war doch wohl allzu treu — mir aber waren sie Erlebnisse und Vorbilder, die noch in meinen Träumen spukten. Im ganzen freilich machten sie es milde. Was ich auch unter ihrem Einfluß anstellte, es ist mir nicht schlimm ausgeschlagen. Verließ ich auch nachts im Schlafe das Bett und durchwanderte eine Flucht von 3 Zimmern anstandslos (im doppelten Sinne!), vor der verschlossenen Flurtür mußte ich immer anhalten, wurde von den Eltern gestellt, vorsichtig zurückgeholt und erzählte — immer im Schlaf — lange Ereignisse jener Geschichte, in denen ich mich mit den Helden einsetzte.

Bei soviel Neigung zu heroischen Erlebnissen mußte jede Möglichkeit, zu einer „Tat" zu kommen, hochwillkommen geheißen werden. Als mich der Onkel zum erstenmale mit auf die Jagd nahm, war ich fassungslos vor Glück. Ich bekam denn auch seine mir zum Halten überlassene, geladene Doppelflinte kaum in die Hände, als ich einen Hasen auf fast 80 Schritte mausetot umlegte und ein dicht vor mir aufgehendes Rebhuhn mit dem andren Lauf auf 10 Schritt zu Brei schoß. Daß ich seit jenem Tage an das fröhliche Weidwerken verloren bin, brauche ich nicht auszusprechen. Das Kunststück jenes Tages, einen Hasen auf 80 Schritt mit einem einzigen Schrotkorn ins Auge glatt zur Strecke zu bringen, habe ich noch nicht wieder fertig gebracht, so groß die Strecke in der Zwischenzeit auch geworden ist. — Unbeschadet solchen starken Hanges nach Erlebnissen spielte ich in jenen Jahren zu Hause mit dem Vater Geige, zeichnete stundenlang geduldig vor dem Reißbrette, unterrichtete den Bruder — nicht immer zu seinem Ergötzen — in allen möglichen Fächern und arbeitete mich, von einem Krankheitsjahr abgesehen, fast glatt durch die Klassen des Realgymnasiums, das unter Leitung des prächtigen alten Dr. Holzapfel stand. Ein eigentümliches Leiden, das mich jetzt noch häufig und aus ganz unerklärlichen Ursachen heimsucht, muß in jenem Krankheitsjahre entstanden sein oder sich zuerst gezeigt haben. Einseitige, unerträgliche Kopfschmerzen und überempfindlicher Magen sind die äußeren Anzeichen des seltsamen Zustandes, den der brave Hausarzt damals nicht einrangieren konnte. Wie ratlos er vor dieser Erscheinung stand, ersehe ich daraus, daß er anempfahl,

mir eine halbe saure Gurke mit der inneren nassen Seite überm Auge auf die Stirn zu binden. Geholfen wirds nicht haben, denn ich erinnere mich nicht, mit diesem sonderbaren Aufputz mehr als einmal geprunkt zu haben.

So regsam ich körperlich war und so sehr ich wuchs, so langsam schritt meine Entwicklung vorwärts. Fast 17 Jahre zählte ich, als ich das Wundergefühl des ersten poetischen Ausbruchs an mir erlebte. In echter derber Jungenhaftigkeit hatte ich vorher niemals daran gedacht, auch nur im Spiele einen Vers zu machen. Da kams eines Tages mit unbezwinglicher Übergewalt über mich. Jede Stunde jenes höchst merkwürdigen Tages steht mir noch im Gedächtnis. Als ein mir selbst Rätselvoller ging ich herum, traumhaft setzte ich mich an den Schreibtisch, gezwungen schrieb ich in einem Zuge eine kleine wehmütige Äußerung einer verlassen stehenden Blume in poetischer Form hin. Ich weiß jetzt, daß ich damals einfach die große, unbegriffene Menschen-Sehnsucht naiv zum Ausdruck brachte. Sie mußte also bei all den geräuschvollen und gewalttätigen Knabenspielen in mir recht empfindsam stark gewesen sein. Auch daß andre Dichter ähnlich empfunden und geschafft haben, ist mir seitdem bekannt geworden. Julius Grosse z. B. erzählte mir zur guten Stunde im traulichen Eckchen des Weimarer Schillerhauses Entsprechendes. Bei ihm folgten aus diesen Zuständen sogar direkte und fortgesetzte Traumhandlungen. Mir selbst war wenigstens beim erstenmal zu Mut, als befände ich mich in einer neuerstandenen Welt. So etwas von Verwunderung, Wonne, Unglauben über mein Produkt, wie ich an jenem Tage empfand, läßt sich nicht beschreiben. Daß die neuen, eigenartigen Zustände ungezwungen und ungerufen kamen, erhob sie über meine Neigungen zum Zeichnen und Musizieren und ließ sie wie Offenbarungen aus einer andern Welt wirken.

Die Ergebnisse wurden natürlich vor den Angehörigen geheim gehalten, bis ich eines Tages mit scheuem Fingerzeig auf ein gedrucktes Gedicht im Beiblatt einer kleinen Tageszeitung weisen konnte. So starkes Aufsehn dies bei meinen Eltern ergab, sie verhielten sich eher besorgt um mich und ablehnend, als daß ich aus ihrem Verhalten eine Ermunterung gewonnen hätte. Mich selbst auch bedrückten die Forderungen der Schule allzu stark, als daß mich die Eitelkeit oder nur äußerer Stolz auf mein Tun hätte ergreifen können. Ich nahm die seltene Gunst der geweihten Stunden als ein Geschenk entgegen, dachte aber nicht darüber nach, wie dieser Gunst etwa nachzuhelfen sei, noch was mit der Zeit einmal daraus werden könnte. So blieb mein äußeres Verhalten während der ganzen Schulzeit wenig sichtbar berührt vom „holden Wahnsinn", und erst als ich Student war, nach zwei unsagbar empfindsam verbrachten Semestern in Berlin, und zumal im romantischen Heidelberg in einem hochpoetischen Zimmerlein des Alten Burgwegs mit der ganzen Burg- und Neckartal-Schönheit vor den jungen, genießenden Augen, kam inmitten fröhlichster Paukereien wieder etwas

Fluß in meine dichterischen Äußerungen. Scheffels Trompeter erlebte damals gerade seine 50. Auflage, Wolff und Baumbach kamen auf. So entstand ein kleines episches Gedicht, zu dessen Naturgefühl mir Wilhelm Jordan Glück wünschte. An Veröffentlichung dachte ich nicht. Ich ging nach Halle, promovierte magna cum laude, erwarb mir die facultas docendi durch ein Zeugnis I. Grades, legte in Magdeburg an der Oberrealschule mein Probejahr ab (das erhaltene anerkennende Zeugnis ist z. T. wortgetreu im Stietz-Kandidaten wiederzufinden), wurde anderthalb Jahr lang an der Anstalt „beschäftigt" (o, hartes Wort!) und war unter der peinigenden Empfindung, daß man meine frische Kraft nicht verwenden wollte oder konnte, auf dem besten Wege, in eine unfruchtbar machende häßliche Verbitterung zu geraten. Als ich schließlich einsah, daß mitten unter zehn gleichfalls harrenden Leidensgenossen der Tag der Anstellung noch in weitem Felde lag, suchte ich mir endlich entschlossen andre Wege. Ich stellte mich in Dessau dem anhaltischen Oberschulrat zur Verfügung und wurde vier Wochen später bereits an das dortige erste Landesgymnasium zur Vertretung eines erkrankten Oberlehrers berufen.

Nun war ich mit einem Male wirklich erlöst. Die erfreuliche und auch anerkannte Tätigkeit an einem mit allen Lehrmitteln prächtig ausgestatteten, fast häuslich behaglichen Gymnasium wirkte auf mich befreiend. Mitten im Drang der neuen Arbeit, im Trubel von allerlei Vergnügungen, in die ich gezogen wurde, sprang mein dichterischer Quell zum ersten Male so, daß ich die lebhafte Erfrischung und Kraft seiner Flut spürte. Das hier entstandene Bild der Wendengöttin war das erste Werk, das ich in Druck gab. Sein Stoff ist zu wenig „aktuell", als daß es besonders stark hätte wirken können, aber ich fühlte aus der Aufnahme doch, daß ich bei ernsthafter Arbeit vorzudringen vermöchte. Auf Reisen in den Süden weitete sich mein Gesichtskreis, und nach Jahr und Tag – nachdem ich in Cöthen angestellt war und mich verheiratet hatte – konnte ich der Öffentlichkeit eine zweite, kräftigere Schwarzwald-Dichtung: Um den Wildsee vorlegen. Bei dieser hatte ich die Freude, daß Wilhelm Jensen dem Buche ein Geleitwort mitgab. Mehr als ich hoffte, erkannte er an der flüssig dahingleitenden Dichtung an. Unter anderem Guten sagte er von seinem Patenkinde aus, es besitze eine „artige Mitgift von vier guten, doch nicht allzuhäufig bei Menschen und selbst nicht bei Poeten vereinten Eigenschaften: von Gemüt, Phantasie, Natursinn und eigenen Gedanken." Diese Anerkennung des mir seit der Zeit herzlich befreundet gebliebenen Dichters verhalf meinem Werke denn auch zu einer stattlicheren Zahl von Lesern, als es deren sonst vielleicht gewonnen hätte. Lieder daraus wurden von angesehenen süddeutschen Komponisten vertont, und unter dem Einfluß weiterer deutlicher Anerkennungen begann ich mich allmählich als bewußt strebender Jünger der Dichtkunst zu fühlen. Dies zeigte sich vor allem darin, daß die gefälligen Hausgötter der Musik und Malerei vor der

gewonnenen Einsicht des besseren Könnens und vor dem immer deutlicher werdenden Willen, mein Talent durchzusetzen, allmählich in den Hintergrund gedrängt wurden. Dafür suchte ich Verbindung mit ehrlichen, scharfen und schöpferischen Kritikern. Und der allzufrüh verstorbene Heinrich Hart, der Mitschöpfer der literarischen Revolution der achtziger Jahre, der mir dann später in den Weimarer Jahren ein lieber Freund geworden, hat damals in der Mitte der neunziger Jahre denn auch besonders eindringlich auf mich gewirkt. Seine Beurteilung meiner ihm eingesandten Werke hatte zur Folge, daß ich die mehr idealistische Anlage meiner Dichtungen durch das Studium der Realisten, wie namentlich Otto Ludwigs und Friedrich Hebbels, sachlich vertiefte, und daß ich mehr und mehr zu einer dichterisch-realistischen Erfassung der Welt meiner Stoffe gelangte.

Gerade die ersten Jahre meiner Ehe, die mir nicht nur ein friedliches, sondern auch ein fröhlich-sonniges Heim verschafften, wie überhaupt die zehn Jahre, die ich lehrend an der neuen Friedrichs-Realschule in Cöthen zubrachte, sind für die Ausbildung meines Talentes nach dieser Richtung hin starke Arbeitsjahre gewesen, so schwer ich auch unter der Bedrückung des mir aufgenötigten Unterrichts einer nicht unter meinen Fakultäten befindlichen Wissenschaft – der Chemie – stand. Außer meiner Schultätigkeit bot ja sonst das kleine anhaltische Städtchen mit dem in romantischem Zerfall liegenden Schlosse des Fürsten Ludwig, der s. Zt. (1617–1650) Hauptpfleger der sogenannten Fruchtbringenden Gesellschaft oder des Palmenordens war, wenig Abhaltung. Vielmehr brachte ich selbst mit der Idee, diesen um unsere Muttersprache verdienstvoll gewesenen Fürsten endlich würdig durch eine Statue zu ehren, und durch mein unablässiges Wirken für diesen Plan erst etwas Leben in die literarisch wenig interessierten Kreise. Erreicht ist dies mein Ziel denn auch im Jahre 1907 worden, wo ich von der Rednertribüne vor dem glänzend gelungenen Denkmal außer auf die anwesenden Glieder des Anhaltischen Fürstenhauses auf eine stattliche Schar alter guter Bekannter aus jener Cöthener Zeit blicken konnte. Meine Mathematik und Physik und Naturwissenschaften aber lehrte ich in jenen Jahren, ohne dabei die große geistige Kraftausgabe jedes Tages auch nur zu empfinden. Noch heute macht mir das Unterrichten in den Naturwissenschaften vor einer einigermaßen intelligenten Klasse eigentlich nur Freude. Das feine Gewebe der mathematischen Fächer verlangt gerade beim Übermitteln an junge Geister eine solche Kunst heuristischen Herausholens und methodischen Aufbaues, und diese kann in ihren Ergebnissen so dankbar sein, daß dieser Unterricht meiner Phantasie wie meinem Gestaltungstriebe immer neue, befriedigende Aufgaben stellt. Außerdem habe ich allen stärkeren inneren Lockungen zum Trotz früh eingesehen, daß nur peinlichste und womöglich freudige Pflichterfüllung allein die Grundlage für jene innere Freiheit ist, die sich ein Kunstschaffender durchaus erobern muß. Daß mir nach solcher Pflichterfüllung die Kraft zum Schwunge auf den Parnaß bleibt, danke ich

dem Vermögen, in gesunden Tagen innerlich zu jeder Zeit abtun zu können, was ich abtun will. Dieses Vermögen ist vielleicht bereits Äußerung einer produktiven Kraft, die sich nicht zubringen läßt, wo sie nun einmal fehlt! —

So sah ich damals ein, daß auch der Unterricht in jener mir neuen Wissenschaft, der Chemie, zunächst restlos gezwungen werden mußte. Also machte ich mich durch zwiefaches Studium daran, einmal zu Hause vor den Lehrbüchern, andrerseits ganze Nachmittage hindurch im Laboratorium des Schulgebäudes vor dem Experimentiertisch. Hier trieb mich meist erst der sinkende Abend von den Retorten und Gläsern. Auf diesem Wege gelangte ich schließlich nicht bloß dazu, das mich innerlich und äußerlich Störende hinter mich zu bringen, sondern ich gewann die Chemie lieb und hielt nach fünf Jahren emsigen Betriebs als reife Frucht in der Hand ein selbstgeschriebenes eigenartiges Schulbuch zur Einführung in diese Wissenschaft, dessen Aufnahme bei der Kritik und dessen Wirksamkeit im Schulunterrichte mich noch heute freut.

Neben solch erzwungener, wenn auch dann innerlich dankbar gestalteter Tätigkeit brachten mir die Stunden freiwilliger Arbeit einen Gedichtband Bergkrystalle ein, außerdem Dramenversuche und die ersten Romane. Angesehene Zeitschriften wurden auf mich aufmerksam und öffneten mir ihre Spalten. Aber das bloße Unterhaltungsschriftstellertum konnte mich nicht locken. Mein Streben ging immer deutlicher darauf aus, den nationalen Bewußtseinsinhalt unseres deutschen Volkes geschichtlich und ethisch zu gestalten, und es suchte zu solchem Ziel die am meisten zu den Herzen sprechende und begeisternde Form. Ich mußte daher zum Drama zu kommen suchen. Nachdem ich zunächst auf der Cöthener Sommerbühne ein national empfundenes Stück, das den Aufenthalt des berühmten Pädagogen Ratichius am Hofe Ludwigs des Fruchtbringenden behandelte, mit Erfolg zur Aufführung gebracht hatte, kam ich auch in Berlin, wenn auch nur auf einer Versuchsbühne, mit dem modernen Einakter Tyrannen zu Wort, an dem Heinrich Hart die dramatische Anlage lobte. Bald danach hatte ich einen zweiten modernen Stoff als Schauspiel ausgeführt und war voll freudiger Arbeitskraft mitten in der dramatischen Ausgestaltung der Historie von dem Yorckschen Abfall bei Tauroggen, als am Berliner Schauspielhause das Stück „1812" von Otto von der Pfordten herauskam, das denselben Stoff, wenn auch nur als Teil eines breiten historischen Gemäldes behandelte. Gerade die wenig streng tragische Auffassung aber hatte Erfolg, und das Stück brachte es zu zahlreichen Aufführungen. Dieser Umstand bildete einen bösen Schlag für mich und machte mich bedenklich. Verschiedene Reisen in die Hauptstadt zu sonderbar großsprecherischen Theatermännern, deren Worte sich später meist als wenig bindend erwiesen, ebenso unangenehm deutliche Blicke hinter die Kulissen der Bühne, wie sie ist, hatten in mir zu dieser Zeit das frische, ehrliche Feuer für ein Erobern jener Bretter, die einmal die Welt bedeutet haben, bereits stark gedämpft. Durch den neuen Schicksalsschlag, der mir

zeigte, wie sehr ein dramatisch schaffender Autor auch äußerlich dahinter her sein muß, seine Produkte anzubringen, wurde ich klarsichtig genug, den bei meiner zeitlichen und örtlichen Gebundenheit mich bestimmt erwartenden künftigen bitteren Enttäuschungen zuvor zu kommen. Wenn diese Erkenntnis natürlich eine böse Enttäuschung auch bereits in sich schloß – nun, ich habe sie mit den andern getragen.

Ich schrieb also meine beiden Dramen in Romane um, und ich erlebte auf einmal Freude an den Werken. Mir wurde die Genugtuung, sowohl den Weg zur Erkenntnis wie Yorcks Offiziere von der Verlagsbuchhandlung J. G. Cotta in Stuttgart angenommen zu sehen. Es war ein Sonntag, da mir meine Frau als erste Antwortsäußerung dieser bekannten und einst berühmten Firma den dicken, bereits mit Kontrakten beschwerten Brief in die Hand legte – derselbe Sonntag, an dem wir in dem unliterarischen realen Landstädtchen zum Besten des Fürst Ludwig-Denkmals unter harten Mühen ‚Wallensteins Lager' in einer Aufführung zustande brachten, wie ich sie später an Hoftheatern nicht besser gesehen habe. Wenn ich diesen Sonntag aber noch immer im stillen feiere, so tue ich dies doch nur des ersteren folgenschwereren Ereignisses wegen. Mit der Anerkennung meines Schaffens von jener Seite her hatte ich endlich die Sicherheit gewonnen, (mit Bismarck zu reden:) im Sattel zu sitzen. Ob ich zu reiten vermochte, nun mußte es sich zeigen.

Mit stärkerem Nachdruck und festeren Zielen tummelte ich sogleich mein Streitroß auf dem gewonnenen Felde weiter umher. Aber je mehr ich in die Tiefen meiner Persönlichkeit drang, um so mehr fiel mir ein Mangel auf, der durch nichts ganz zu ersetzen war, der Mangel einer charakteristischen Heimat, von der ich seit Kindheit an hätte voll sein müssen. Meine Geburtsheimat, die Altmark, hatte ich allzufrüh (mit dem 3. Lebensjahre) aufgeben müssen, von Stendal, das mir mit seinen treuherzigen Backsteintürmen später immer mehr ans Herz wuchs, war ich nach Magdeburg gekommen. Die stolze, aber kühle Stadt des alten Doms hatte mir die Waffen verschafft, das Leben äußerlich zu meistern, im Herzen Haftendes hat sie mir nicht viel mitgeben können. Nur die Gräber meiner Lieben machen sie mir heilig. Von Magdeburg war ich über Dessau endlich nach Cöthen verschlagen worden. Als ich diese Dreiheit betrachtete, sah ich ein, daß ich eigentlich im ganzen denjenigen deutschen Landesteil meine Heimat heißen mußte und in seinem Charakter tiefer zu erfassen imstande war, der etwa die Provinz Sachsen in sich begreift, oder der dieser nahe zugehört. In jener Zeit der sogenannten Heimatkunst-Bewegung hielt ich diese Einsicht für wichtig genug, daraus den Schluß zu ziehen, daß ich denn auch bis zum Charakteristischsten dieser Landschaft und ihres Volkstums gehen müsse, es in mich aufzusaugen und zu gestalten. Dafür aber hielt ich, ohne mir es verstandesmäßig erklären zu müssen, das grüne idyllische, historisch reich belebte Thüringen, das ich längst kennen

und lieben gelernt hatte. Nun gab ich mich mit allen Kräften der genauen Beobachtung des Charakters von Land und Leuten hin.

Mitten in der Vorarbeit an meinem Thüringer Roman: Heimatsucher (dessen Titel nun auch tiefer verständlich wird) ergriff ich die sich bietende Gelegenheit, nach Weimar zu kommen, gab die schöne, sichere, zu ansehnlicher Höhe führende anhaltische Gehaltsskala auf und schuf in der sogleich traulich anmutenden Ilmstadt an dem begonnenen Werke weiter, freudig bewegt, in einem größeren Kreise künstlerisch angeregter Menschen zu weilen, aber dennoch mit einiger Sorge im Herzen um die pekuniären Verhältnisse meines neuen Heimatländchens. Das Studium des erwählten Dialekts, die ungewohnte Arbeit an dem tief angelegten volkswirtschaftlichen und Rassenproblem nahmen neben der neuen Berufstätigkeit meine Kräfte stark in Anspruch. Ich hatte den Roman in zwei Büchern fertig und freute mich, wie sehr er nach allen Seiten in die Tiefe schürfte, als mir von seiten der Verleger klar gemacht wurde, daß er, so mit Dialekt beladen, kaum auf Leser rechnen könne. Schmerzlich traf mich diese Erfahrung und störte mich mitten in einer zweiten großen Arbeit an einem historischen thüringer Stoff, den Wartburgkronen, auf. Aber soviel Mühe mir dieser halb geschichtliche, halb legendenhafte Hörselberg- und Minnesingerstoff auch machte, kaum hatte ich den Roman, in dem Viktor Scheffel seiner Zeit acht Romane verkapselt sah, in einem dicken Bande gebändigt, so machte ich mich von neuem über Heimatsucher her nnd goß die Arbeit in gerade zwei Monate dauernder, freudig eifriger Arbeit in die jetzige Form, der eine gewisse träumerische Impression eigen ist. In dieser Gestalt fand das Werk neben unverständiger Auffassung begeisterte Fürsprecher, namentlich in jüngeren Kreisen. Mir scheint diejenige Besprechung die treffendste, die ihn einen im besten Sinne modernen Roman vom Thüringer Walde nennt, denn durchaus moderne Ideen liegen dem Werk zu Grunde. Er ist mir selbst lieb, wie dem Vater das Kind das liebste ist, das er am meisten umsorgt hat, und mein Problem war tief eingestellt, so tief, wie es der Titel nur zuläßt. Ich habe die Frage nach der Heimat der Seele darin zu beantworten versucht und zwar von mir heraus für die ganze Menschheit. „Mein leuchtendes Ziel war die schaffensfrohe Arbeit eines klaren Heimatsbewußtseins zum Segen der Heimat; das ‚Werk‘ des großen Einzelnen, der die latente ungefüge Kraft des Stückchens heimischer Erde und der kleinen heimischen Menschheit mit liebevollem Herrscherwillen ans Licht der Sonne hervorlenkt; der Kulturarbeit gibt als Fortsetzung des Naturgewollten.“ So deutete es Karl Hoffmann im Literarischen Zentralblatt, und so hat er dem Roman tatsächlich den Geist aus der Wurzel gezogen. Ich war tiefbefriedigt, mit dem Werke, das in seiner äußeren Handlung den wirtschaftlichen Krisen aus der Zeit der großen industriellen Umwälzungen entnommen war, vor meiner neuen Heimat würdig bestehen zu können. Wenn er den vielgelesenen Wartburgkronen zunächst an Erfolg auch nachsteht,

ich bin sicher, seine Zeit bleibt nicht aus. Geräuschvoller braust die Mär vom Hörselberg daher und lockt die tatendurstige Jugend, für die Erkennenden tiefer schürfen die Heimatsucher.

Daß mir Weimar nun vielleicht die im stillen ersehnte Heimat geworden ist, glaube ich nach mehr denn zehn Jahren meines Hierseins und meiner nach zwei Richtungen gehenden befriedigenden Arbeit aussprechen zu können. Bei der pflichtmäßig angestrengten, in eherne Pünktlichkeit gefesselten Lehrertätigkeit bricht freilich mit der wachsenden Zahl der Jahre bei dem Lehrenden um so stärker der Wunsch nach einer größeren periodischen Freiheit hervor. Die weite Welt, mit allem, was sie an natürlichen wie an geistigen Schönheiten enthält, mit dem auch, was nur sie lehren kann, ist doch schließlich wohl auch für die geistig Strebenden und nicht bloß für die Herren Kommerzienräte da. Was belebt und fördert — zumal in jetzigen Tagen — den Deutschen mit seinem Hang zum Sicheinkapseln besser als gerade das Ausland? — Bei solcher Sehnsucht schauen die Augen des jahrein, jahraus Gebundenen interessiert nach Amerika hinüber, wo schon jetzt dem staatlichen Lehrer — wie nach sechs Arbeitstagen der Sabbattag, so nach sechs, in schließlich bedrückender Gleichmäßigkeit verbrachten Arbeitsjahren das Sabbatjahr leicht abgelassen wird. Wann wird auch der deutsche Staat merken, daß er mit solchem Geschenk nicht nur weiter ausschauende Geister zu Staatsdienern gewinnt und sich somit indirekte Vorteile verschafft, sondern daß er auch direkten Nutzen aus ihren aufgebesserten und gesteigerten Kräften zieht?

Aber schließlich sind das für unsere Verhältnisse doch wohl weit ausschauende Dinge. Man lernt mit den Jahren ja auf manches verzichten, warum nicht auch darauf, Rom erlebt zu haben! Zu ertragen ist das feriendurchflochtene Arbeitsleben eines deutschen Lehrers am Ende auch, zumal wenn man wie hier in Weimar an einer Art Zentralstelle deutschen Lebens steht und Freunde findet, denen der Horizont nicht die Grenze der Augen bedeutet. Zwei der besten sind mir bereits heimgegangen, zwei, mit denen ein paar geruhsame Abendstunden zu durchplaudern, Würze auf Wochen hin bedeutete: der Thüringer Julius Grosse, der romantisch-schwärmende Poet, und der derbere, humoristische, andrerseits aber so feinfühlige, vielfach klassisch abgestimmte Hans Hoffmann. Beide haben noch den Vorzug genossen, im Schillerhause wohnen zu dürfen — so bin auch ich dort ein- und ausgegangen, und wie ich gestehen muß, immer mit deutlichem Weihegefühl. Besonders besinne ich mich auf ein paar Stunden, die ich nach Julius Grosses Tode in den Räumen des geweihten Hauses einsam verbrachte. Die Abenddämmerung spann ihr graues Gewebe, die Gegenstände im Zimmer und an den Wänden verrannen ins Ungewisse, und zu der vom fernen Tode des Freundes erregten Seele begann das alte Haus eine seltsam-eindringliche Sprache zu bekommen. Ein flüsterndes Weben ging durch die Luft, ein beredtes Knistern war vor den Türen, ein Huschen und Gleiten

auf den Korridoren, als wäre verschollenes eindringliches Leben gestaltlos erwacht. Kann, was in diesen Räumen Edles und Hohes gedacht ist, wirklich ganz vergehen? — Nach Friedrich Schiller hat Gutzkow das Haus bewohnt, danach Julius Grosse, dann Hans Hoffmann.

Die beiden letzteren ruhen nun auf der berühmten Gräberstätte, die auch die Fürstengruft trägt. Von den welken Totenkränzen des Ortes geht ein seltsames Rauschen aus, das für fein lauschende Ohren in der ganzen Altstadt und dem Ilmpark zu vernehmen ist. Wiederholt habe ich dies geisternde Geflüster einer abgeschiedenen Welt, die dennoch nicht tot ist, sondern feuriges Leben einzuflößen vermag, dichterisch einzufangen versucht — jenes lieblich läutende Getön, das über den Wassern der Ilm schwebt, da wo sie Goethes Gartenhaus umrieselt, jenes scheue Weben, das an Vollmondabenden in den weißen Nebeln der ‚lieben langen Wiese' lebendig wird. Es ist der Geist, der eigentlich nur vor dem pietätvollen Rückschauen einer hochgestimmten Seele zu vergangener Größe standhält. In meinem Schauspiel Alt-Weimar habe ich ihm eine einfache und volkstümliche Sprache gegeben, und der schlichte Leser wird ihn am leichtesten hier entdecken. In dem neuesten Roman „Die Goethe-Eichstädts" durchbricht er die Hülle, mit der die Zeit und eine andere Menschenart ihm die Freiheit genommen haben, mit tragischer Gebärde. Tragik ist es denn auch, die sich mit dem Idyllischen der Musenstadt, dem nüchtern Realen der Jetztzeit eigen in dem Werke mischt. Es kann am besten verstanden werden von solchen sich einfühlenden Seelen, die durch die Größe des gigantischen Wolfgang bedrückt, und durch die Verehrung, zu der er sie gezwungen hat, erhoben wurden; die durch die Stille des grünen Parkes das Tönen der mäandrisch schleichenden Ilm zu hören vermögen; die aus der Haltung und den Gesichtern der unablässig, wie in einem nie versagenden Strom herflutenden modernen Besucher Weimars die wahre oder falsche Sehnsucht, das ehrliche oder krankhafte Empfinden einer hungernden Menschenseele zu lesen vermögen. Von solchen erzählen die Goethe-Eichstädts, tauchen in ihre Kämpfe, in ihr Ringen ein und lassen schließlich die durch Leiden gefestete Persönlichkeit schlichten Sieg gewinnen zu einem Glücke, das aus dem harten Felsen des Daseins geschlagen werden muß von jedem Lebenden.

Auch in Weimars musengesegneten Gefilden erblüht die zarte, liebliche Freude der Weihestunden ja erst nach der Überwindung nüchterner Werkeltage. Der großen Toten ernste Arbeitszimmer sprechen eine deutliche Sprache. Danach aber ist es ein freundliches Leben bei den Goetheschen Nymphen, die Felsen und Bäume hier mehr als anderswo bewohnen; sie

„geben jeglichem gern, was er im stillen begehrt",

und wäre es nur, mit angeregter Zerstreuung abwechselnd, jenen idyllischen Frieden, der einzig zum Schaffen führt. Denn mit jenem berühmten armen Philosophen, der auf Weimars Hügeln letzte Sonnenblicke seines erlöschenden Geistes genoß — mit Friedrich Nietzsche — möchte auch der Verfasser sagen: „Ich trachte nicht nach Glück, ich trachte nach meinem Werke."

Carl Hauptmann.

Von Heinrich Spiero.

Der Begriff eines preußischen Volks ist uns Kindern des neuen Reichs so gut wie verloren gegangen; wir wundern uns geradezu, wenn wir die Bezeichnung bei älteren Politikern oder Geschichtsschreibern lesen, während der Bayer oder selbst der Badener, dessen Heimatstaat in seiner heutigen Gestalt doch erst sehr junger Herkunft ist, sich in starkem Maaß immer als Angehörige ihrer Einzelstaaten fühlen. Und dabei sind doch auch diese keineswegs Stammeseinheiten. Wie wir Preußen uns fast überall gewöhnt haben, immer vom Kaiser und nicht vom König zu sprechen, wie wir mit Wilhelm dem Ersten doch irgendwie das Reich nur als das „verlängerte Preußen“ empfinden, so verwischen wir und deshalb auch andre allmählich, und ganz besonders in literarischer und künstlerischer Hinsicht, die Grenzen, die doch keineswegs nur willkürliche und zufällige sind. Nicht nur die alten, sondern auch schon die durch vierzigjährige Gemeinsamkeit mit ihnen verbundnen neuen Provinzen des Königreichs stellen in ihrer Bevölkerung bestimmte preußische Züge dar, die sich scharf abgrenzen und selten völlig verleugnen, so stark auch alles ins allgemein Deutsche hineinwächst, und so groß die Unterschiede im Einzelnen sein mögen. Es war doch kein Zufall, daß die kräftigsten literarischen Anregungen der neuern und neusten Literatur preußischer Herkunft waren, daß sie von märkischen Dichtern, wie Fontane, Wildenbruch, Dehmel, schleswig-holsteinischen wie Liliencron, ostpreußischen wie Holz und Sudermann, ausgingen, sodaß nach dem politischen Siege Preußen gewissermaßen nun auch den ästhetischen erstritten hat. Ging früher der Strom in der Dichtung immer wieder von Süden, zumal von Schwaben und Franken, nach Norden, sodaß selbst in der Romantik die beiden größten und genialsten Begabungen, die beiden preußisch-norddeutschen Dichter Kleist und Hoffmann, erst in unsrer Zeit durchgedrungen sind, so ist es nun umgekehrt gekommen, und nicht nur die Anregung, sondern auch die richtunggebende und an sich wirkende Schöpferkraft stammt in überwiegendem Maß aus Norden — ist doch sogar der in den Werdejahren des Reichs zur Blüte gelangte Münchener Dichterkreis hauptsächlich von Norddeutschen und vornehmlich von dem Berliner Paul Heyse zusammengehalten und beeinflußt worden. Und so große Gegensätze zwischen Ostpreußen und Rheinpreußen, Niedersachsen und Märkern vorhanden sind — die Knappheit dieses Landes, das sich groß gehungert hat, können schließlich selbst die Talente vom Rheinstrom her nicht verleugnen, wenn sie natürlich auch bei andern, den Kindern kargerer Heimatstriche, sehr viel deutlicher wird. Und wenn vielleicht den Jüngeren das besondre preußische Staatsgefühl zu Gunsten des großen deutschen Gemeingefühls abgeht, so tragen sie doch unbewußt genug von dem alten preußischen Wesen mit sich, und wenn es nicht bei jedem so durchschlägt wie bei dem alten Fontane, so wird es dem feinern Ohre doch hier und da immer wieder spürbar. Und um so mannigfaltiger kommen dann

innerhalb dieses norddeutschen Landes die charakteristischen Töne der einzelnen Landschaft empor.

Wenn man unter ihnen die eigentlich schlesischen Laute heraus erkennen will, so muß man sich die Eigenart dieser nun seit über einundeinhalb Jahrhunderten mit dem Staate verbundnen Provinz vergegenwärtigen. Auf der einen Seite umschließt sie Flachland und flaches Stromuferland, wie Pommern oder Altpreußen, mit vornehmlich ländlicher Bevölkerung, birgt aber dann Bergwerks- und Industrie-Bezirke von großer Ausdehnung mit dichten Volksmengen und Verhältnissen, wie sie sonst nur rheinisch-westfälische Gebiete zeigen, und endlich umschließt die Provinz das großartigste Mittelgebirge Deutschlands, großartig durch den langgestreckten, von ansehnlichen Höhen überragten Kamm, die Felsbildung seiner Schneegruben, die weiten Täler, viel nackte Steinarten, lauter Dinge, die auch dem im Verhältnis zum Hochgebirge niedern Zug des Riesengebirges eine Majestät verleihn, die über den Harz oder gar die grünen Berge Thüringens weit hinausragt. Dazu innerhalb der Bevölkerung die starke slavische Mischung, auf der einen Seite die flache Grenze gegen Rußland, auf der andern der Gebirgsrand mit der österreichischen Nachbarschaft, Magnatenherrschaften von in Preußen unvergleichlicher Ausdehnung und Webernot, deren furchtbare Geschichte immer noch unvergessen lebt. All diese Elemente vereinen sich auch in den Dichtern des Landes. Und wenn unter den letzten und einflußreichsten Gustav Freytag recht als ein Sohn der flachern Landstriche erscheint, dem es nach eignem Geständnis nie wohler ward als bei weitem Ausblick in freie Ebene und der zugleich in des Landes Hauptstadt mit ihrem Handel und ihrer Adelsgesellschaft ganz daheim war, so ist das nun herrschende jüngere Geschlecht von der Gebirgsseite hergekommen und mächtig, laut und leise beeinflußt und bestimmt durch diese Herkunft, darin oft bis zur intimen Heimatkunst gediehn, die Freytag fern lag, immer aber auch wieder in die große Kunst hineingegangen, ohne sich ganz aus der Heimat zu verlieren.

Hierher gehört Carl Hauptmann, der am 11. Mai 1858 in Salzbrunn geboren wurde. Erst als er sechsunddreißig Jahre alt war, erschien seine erste Dichtung, das Schauspiel „Marianne"*). Eine Frauengestalt steht im Mittelpunkt dieses Stücks, fein und zart gegen die Umgebung, die Pflegemutter, den Oheim, den ungeliebten Gatten und den Geliebten abgehoben, aber zu fein für dramatisches Gebilde. Es ist verräterisch für die innere Schwäche des Stücks, daß die grundstürzende Abwendung von den Anschauungen der durch schwere Schicksalsschläge tieffromm gewordnen Mutter und des etwas äußerlich frommen Gatten im Zwischenakt geschieht und uns hernach ohne rechten Eindruck erzählt wird. So schließen die drei Akte sich

*) „Marianne" und „Sonnenwanderer" sind bei S. Fischer in Berlin, „Waldleute" bei Cotta, „Einhart der Lächler" bei Marquardt & Co. in Berlin, alle andern Schriften Hauptmanns bei Georg D. W. Callwey in München erschienen.

nicht zum vollen dramatischen Spiel zusammen — es müßten ihrer mehr, es könnten ihrer weniger sein, es ist ein Roman in dramatischer Form, wie ihn etwa der geborene Erzähler Wilhelm von Polenz auch in jungen Schriftstellerjahren geschrieben hat, aber ein Roman freilich, dessen Bewegungen immer aus wirklichen Herzenstiefen bestimmt erscheinen, wenn auch auf dem Wege bis zum geschriebenen Wort manches verloren gegangen ist, manches noch tastend herauskommt.

Sehr viel gegenständlicher wirkte Hauptmanns zweites Drama, „Waldleute" (1895). Bestimmter als in dem ersten trat hier die Landschaft, die Heimat heraus. Etwas von dem Waldhauch, der den größten Förster unsrer dramatischen Literatur, Otto Ludwigs Erbförster, umwittert, ist auch um die Gestalt dieses Waldmenschen, der seine Bäume und den ihm anvertrauten Grund mit leidenschaftlicher Liebe umfaßt und dem die Menschen erst die zweite Welt gegenüber dieser ersten sind. Er ist von dem Geliebten der Tochter, dem er den wildernden Vater erschossen hat, zu Tode getroffen worden — und dennoch legt er die Hände der beiden ineinander und reinigt mit seiner Selbstüberwindung Rache und Leidenschaft des jungen Mannes zur freien, sieghaften Menschlichkeit, die Ephraims Breite in dem dritten, nach ihr benannten Stück (1898) auf anderm Wege erreicht. Sie, die Tochter des Bauern Ephraim, hat sich an den zigeunerhaften Großknecht gehängt, ganz in sinnlicher Flamme, und da er ihr Mann geworden ist und sie doch betrügt mit einer seines wandernden Volks, da kommt ihr endlich in einer qualvollen Nacht der große innre Sieg über das heiße Blut, sie will sich nicht mehr fortwerfen, sie wird neben ihm, aber nicht mehr mit ihm leben, wird rein bleiben neben dem Unreinen, er hat keine Gewalt mehr über sie. „O jemersch", sagt die alte Mattern in diesem Schauspiel, „mir nehme nee — alles nimmt ins. Nee, nee! Alles nimmt ins, de Menscha tun sek a wing gruß, als wenn se wullta und kinnta". Das leuchtet auch Breite ein, aber es führt doch nicht zur Resignation, sondern zu einer stillen, tief einsamen Bezwingung des Lebensdrucks in gefestigter Seele.

Ein viertes Drama, „Die Bergschmiede" (1901) schloß diese erste, spät begonnene dramatische Entwicklung Carl Hauptmanns ab. Selbst in dem dritten der bisherigen Wirklichkeitsdramen, das ganz naturalistisch gezeichnet war, hatte jedoch die Kraft nur gereicht, wenige Menschen ganz herausstellen zu können; der Bauer Ephraim und seine Tochter lebten und waren ganz gesehn, die zigeunernden Gegenspieler nicht viel mehr als das, was man in der Bühnensprache Chargen nennt, ausgestattet mit ein paar typischen Zügen und ohne tiefer glaubhafte Individualisierung. In dieser Beziehung bedeutete die „Bergschmiede" noch einen Rückschritt. Hier zerfloß Carl Hauptmann alles sehr viel mehr ins Wesenlose, als es die märchenhafte Anlage der Dichtung verlangte; denn er wollte doch in das Phantastische und Übersinnliche des Stoffes handelnde Personen von glaubhafter Persönlichkeit hineinstellen. Aber er geriet aus der Exposition nicht heraus, wiederholte

sich von Aufzug zu Aufzug und wußte weder dem hünenhaften Schmied noch seiner jungen Gefährtin, noch dem andern Volk mehr als huschende Züge zu geben. Selbst die Bergstimmung war nicht stark herausgekommen, und dabei war doch die Kunst der Stimmung das stärkste, was Carl Hauptmann bisher erreicht hatte. Denn neben und zwischen diesen Dramen schuf er eine ganze Reihe von Skizzen, kurzen Novellen und Bildern, oft nur wie Übungsblätter leicht hingestrichen, oft aber auch mit einer starken Vergegenständlichung der Landschaft und der Menschen.

Mein Gott! Auf Bergeshöhn! Auf Bergeshöhn,
Wenn längst im Dämmern milchigen Opals
Die Täler schlafen . . . Wenn um stille Felsen
Die Raben einsam krächzen . . . hinter weiten,
Blauveilchenfarbnen Erdenwogen langsam
Die Sonne sinken sehn! — Und lautlos schweigen,
Bis nur ein tief tiefreiner, goldner Himmel,
Verlassen von der Sonne Strahlenauge,
Sich über dunklen Erdenhügeln wölbt,
Nur noch ein bronznes Wölkchen träumend weht . . .
Der bleiche Abendstern sein Blinken zündet . . .
Und schauerlich aus öden Felsenklüften
Die letzte Sonnenwärme frierend auffliehtt,
Dem Lichte nach in seine Strahlenreiche . . .
Und wer es einmal sah, vergißt es nimmer
Und gäb ein Leben, wenn ers lang entbehrt.

Was so in den stärksten und feinsten Versen der „Bergschmiede“ wie Sehnsucht in lichtere, von der Heimat gesehene Bezirke wirkte, das sprach sich in diesen Skizzen voll aus. „Sonnenwanderer“ (1896) nannte sich das eine Buch, und wie ein Grundthema heißt es darin einmal: „Der Mensch liebt im Menschen nur den Gott.“ Also das Göttliche im Menschen herauszuholen, nicht nur sein Drum und Dran zu zeichnen, war hier, in diesen, sich der Einzelanalyse fast entziehenden Bildern Hauptmanns Wunsch. Auf allen liegt etwas Verträumtes, Versonnenes unter der Decke des Wirklichen, das dabei mit sichern Linien dargestellt ist. Und in allen ist ein lyrischer Klang, der sich auch schon zu weichen Versen zusammenschloß („Aus meinem Tagebuche“ 1900). Es läßt sich über die „Sonnenwanderer“ ihrer ganzen Stimmung nach kaum Feineres sagen, als was Georg Reicke bei ihrem Erscheinen schrieb: „Es ist nur Seele in dem Buch — vielleicht zu viel Seele. Aber dies Buch ist geschaut von Anfang bis zu Ende. Es enthält die Kunst, das Tägliche zum Gegensatz des Alltäglichen heraufzuheben.“

Diese Kunst der Miniatur, wie der Dichter selbst sie bezeichnet, („Miniaturen“ 1905) gewann, je reifer Hauptmann wurde, etwas von der feinen Intimität altmeisterlicher Holzschnitte. So etwa, wenn „der alte Händler“ gezeichnet wird, wie er im Ghetto seine Auslage geschlossen hat, erst im Halbdunkel die alten Stiefel und den ganzen Trödel sortiert und

dann Weib und Kind zum Abendessen empfängt, die junge Frau, die unter der Windlampe das Tuch vom Kopfe zieht und nun, während der Mann das mitgebrachte Abendessen verzehrt, ihr Kind nährt.

„In der Moderhöhle war es kühl und dunkel wie in einem Grabe. Nur aus der Jungen mit dem Kinde, das Nelkens Kind war, schien Licht wie von innen stumm zu strahlen.

Nelken schlürfte gierig weiter und blickte immer wieder zu dem lichten Wunder, das in seinem Dunkel brannte." Wie geschlossen das Bild in sich war, bewies das Mißglücken des Versuchs seiner Dramatisierung mit Hilfe neuer Motive („Der Antiquar" in „Panspiele" 1910).

Ohne ein deutendes Wort wird der große innre Gegensatz vom stillen Frieden und stummem Verbrechen klar in einer Erzählung wie „Die Bradlerkinder" (aus „Hütten am Hange" 1902). Sturm treibt den Schnee gegen die halbverfallne Hütte im Gebirg, die Lampe wird gelöscht und die warmen Räume umfangen in ihrem Frieden das schuldlos ruhende Elternpaar, das nichtsahnend den Schlaf des wirklich Tiefgerechten schläft, und die gierigen Kinder, den Sohn, der eben von Diebstahl und Verbrechen kommt, die Tochter, die sich in Sinnenbrunst dem ersten Besten hingibt.

Etwas breiter malt Hauptmann solch ganz wirkliche Zustände, immer aber mit einem Licht von innen, in den „Einfältigen" (1905, jetzt in „Judas"). Da steht ein schlichter, frommer Mann im Mittelpunkt, dem keine Lüge und keine Gewalt innerlich etwas anhaben kann, und dessen stille, feste Seele es schließlich doch den Liederlichen und Unreinen abgewinnt, wenn sie auch seiner spotten und lachen. Stilles Heldentum, eine Entwicklung, die immer wieder aus einem sichern Punkt gespeist wird, um es noch einmal zu sagen: Licht von innen strahlt von all diesen Hauptmannschen Gestalten aus, um so reicher und um so dauerhafter, je älter und reifer er ward. Vollendet hat sich diese Entwicklung in dem Roman „Mathilde" (1902). „Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau" hat Hauptmann unter den Titel dieses Buches geschrieben, und seine Gegenständlichkeit im Kleinen rechtfertigt diesen Titel doppelt, seine Kunst, Stimmungen und Gebärden fein und ohne Übertreibung mit der Deutlichkeit des Dichters auszumalen, die mehr ist als die gemeine Deutlichkeit der Dinge. Es gehn da Fäden zwischen seiner Art und der der Worpsweder Maler und Zeichner hin und her. Hier aber, in der „Mathilde" fügen sich die Zeichnungen doch ganz zum einheitlichen Bilde. Die Vorgänge, die erzählt werden, sind so einfach, ja so durchschnittsmäßig, wie sie sich im Leben der allermeisten Fabrikmädchen abspielen — und doch hat dieser Roman wenig zu tun mit all den naturalistischen Erzählungen aus gleichem Umkreis. Es kommt Hauptmann nicht auf spannende Handlung, sondern am Ende nur darauf an: die Seele herauszubringen. So tief will er in den Kern dieser Frauennatur eindringen, daß wir bei ihrem Weg durch Druck und Drang, durch Schmutz und Jammer, durch Lust und Liebe immer das eine, richtige Empfinden für den Takt ihres Herzens behalten.

Und es gelingt dem Poeten durchaus. Die Sieghaftigkeit einer reinen Natur, die mit lauterem Licht leuchtende Zartheit eines starken, sich nie ganz verlierenden Menschen wird uns klar und lieb. „Freude und Leiden", heißt es da einmal, „sind aus einem Grund und kommen beide aus Tiefen, die uns Kraft geben und unsre Wege mit lebendigem Sinn bedecken wie der Frühling mit Blumen. Nicht jedem ist geschenkt, in Gründe zu tauchen. Nicht jeder ist gewürdigt, aus der Tiefe zu schöpfen, nicht in Freuden, nicht in Leiden. Aber Mathilde war Eine." Und dadurch, daß diese feine und eigentümliche Gestalt durch ihres Dichters reife und reiche Seelenkunde ganz die unsre wird, bekommen auch wir selbst etwas ab von dieser Fähigkeit, auf die leisen Töne zu lauschen, die unter der Oberfläche leben und beben. Wie in Wilhelm Specks „Zwei Seelen" die stillen Wasser rinnen, Tropfen auf Tropfen, so rieseln sie auch in „Mathilde". Hauptmanns Stil ist freilich weit preziöser als Specks, aber diese oft seltsam gesteigerte Sprache hat ihren nicht geringen Reiz und gleitet oft wie von selbst ins rein Lyrische hinüber. So erscheint denn der wundervolle Ostergesang, der das Buch schmückt, wie aus ihm heraus geboren:

Blüten! Blüten! Die kaum geöffneten, zagen –
Ewige Wunder blühen und klingen und sagen:
„Ja, der Lebendige wacht."
Bäche tosen in schäumenden Ufern zu Tale.
Tausend Stimmen jauchzen:
„Mit einem Male
Schwanden Tod und Nacht!"
Wieder, wie wenn heilige Feuer lohten,
Über Gräbern Männer in glänzenden Kleidern –:
„Engel!"
Und ein Ewiger spricht:
„Weinet nicht!
Suchet nimmer den Lebendigen
Unter Toten!"

Mit solchen, tief innerlich errungnen Versen führte Carl Hauptmann dies Werk auf die Höhe, eine Höhe, auf der es leider viel zu wenig gewürdigt, viel zu oft übersehn worden ist. Er hatte in der „Mathilde" gezeigt, wie weit seine epischen Gaben, die er so oft miniaturhaft verwendet hatte, zusammen gehn konnten zum breitern Bilde, ohne daß dabei der lyrische Gehalt seines Wesens zu kurz kam. Er erwies das nun auch im Drama. Noch nicht in den beiden nächsten. In „Des Königs Harfe" (1903) war noch das meiste flächenhaft geblieben, undramatisch im Wesen, freilich nicht, wie in der „Marianne", mit verborgenem epischem, sondern mit lautem lyrischem Klang. Dies Bühnenspiel war geradezu die lyrische Auseinandersetzung mit dem Königs-Problem, das in den letzten Jahrzehnten so viele unsrer Dramatiker vom spielerischen Thesenstück bis zum tragischen Katastrophen-Drama beschäftigt hat. Die Stimmung ist dieser Dichtung Bestes,

und mehr als ein Stimmungsreiz ist auch das Harfenmotiv nicht, das in das Stück hineingeworfen wird und das doch nie einen dramatischen Werdegang wirklich wegweisend bestimmt. Die Harfe erscheint nicht, wie man nach dem ersten Akt, da der junge König sie von der grauen Mutter empfängt, meinen sollte, als lösendes und erlösendes Element seines Lebens, sondern doch nur als eine persönliche Gabe mit persönlicher Auswirkung, ohne Klang ins Weite.

Aber auch hier und schließlich selbst in der wiederum episch zu breit geratnen „Austreibung" (1905), in der die Konflikte nie ganz herauskommen, lebte der Sieg fester Herzen, einer innern Frömmigkeit über die Unrast und den Hochmut. Das alles wies Carl Hauptmann, wie es seine Lyrik und die ganze Stimmung fast all seiner Werke zeigte, ins religiöse Gebiet hinein. Und so fand auch er mit der Folgerichtigkeit, die wir nun schon bei einer fast hundert Jahre erfüllenden Reihe unsrer dramatischen Genien erleben, den Weg ins Alte Testament. Er schuf seine Bühnendichtung in fünf Akten, „Moses" (1906). Bezeichnend genug löst auch hier der höchste Augenblick immer wieder, wie in der „Mathilde", ein lyrisches Bekenntnis von großer Stärke aus. Immer wieder, wenn die allgemeine Empfindung nach einem erschütternden Ausdruck verlangt, ertönt aus unbekanntem Munde der Rhythmus, den die Menge aufnimmt, am tiefsten sie und uns bewegend in den hohen Stunden des Auszugs aus Ägypten und der Einkehr ins Gelobte Land.

> Im Feuerbusche bist Du Mose erschienen,
> Jahwe! Großer Jahwe!
> Die Heimat hast Du verheißen.
> Wir ziehn aus der Knechtschaft.
> Wo ist ein Tal,
> Das dem Tale des Jordans gliche?
> Wo ist ein zweites Sichem?
> Wir tragen des Joseph Gebeine
> Heim zu dem Lande der Väter,
> Das Du uns verheißen,
> Jahwe! Großer Jahwe!

Mächtig setzt das Drama mit einem allgemach sich emportürmenden ersten Akt ein. Arons Weib in Gosen bereitet das befohlene Mahl vor dem Auszug, und in ihr Haus dringen, während draußen drohend schon der Sturm anhebt, Juden jeden Alters. Sie wollen sich aufrichten lassen, einander in der Gewißheit bestärken, daß Moses und Aron heute nicht vergeblich beim Pharao seien, daß sie diesmal endlich die Erlaubnis zur Auswanderung mitbringen. Die alte Jochebed, Mosis Mutter, spricht ihnen in Ekstase Zuversicht ein. Hier schon beginnt jene feine Gegenüberstellung verschiedener Frauencharaktere, die das ganze Drama durchzieht, ohne je die Handlung zu beherrschen. Jochebed, die selige Mutter des Volksfürsten, seiner Sendung gewiß, Mirjam, die aristokratische Schwester, mehr dem erst

allgemach an des Bruders Größe erstarkenden Aron als Moses ähnlich, Arons Frau Eliseba mit ihrer stillen, unbeirrten, gehorsamen Zuversicht auf die Männer. Und dann treten Aron und Moses in den Kreis, enttäuscht, weggeschickt vom König ohne Gewährung. Moses, auf den alles starrt, weint krampfhaft; aber als auf eine langsame Frage eines der Alten alle in den Hoffnungsruf „Jahwe! Jahwe!" ausbrechen, hat Moses den Tiefpunkt überwunden. Und er gibt mit der ganzen Ruhe und der Gehorsamsgewißheit des geborenen Führers seine Befehle für den nächtlichen Auszug. Die Hütte wird der Fremden leer. Die Familie verzehrt das Lamm, alle sind, wie sie geheißen wurden, gegürtet, halten schon die Stäbe in der Hand. Noch einmal malt Moses das Land der Verheißung und kann doch nicht ganz die Dumpfheit der Stunde überwinden. Da schlagen, zuerst wie junge Flutwellen leckend, dann das ganze Haus erfüllend, die furchtbaren Geschehnisse der Sturmnacht herein; die Erstgeburt der Ägypter liegt getötet, und den mit Blut gekennzeichneten Schwellen der Kinder Israel ist der Würgeengel vorübergegangen, wie es verkündet war. Moses bricht auf, und nachdem jeder zum letzten Mal an der alten Herdstätte die Fackel entzündet hat, verläßt der Zug das Haus, während wogend der Hymnus, von draußen hallend, eines ganzen Volkes Sehnsucht ertönen läßt.

War Moses bisher nur der Führer des Volkes, so tritt er vom zweiten Akt ab als Gegenspieler ihm gegenüber, der Held wider die Masse. Unablässig wird gegen ihn gewühlt. Verwahrlost, hungrig, schlaff sieht sich nach kurzer Zeit das Volk in der Wüste, die jeder Verheißung bar ist. Dazu hetzen die Ägypter, die mitgezogen sind (Hauptmann fand sie in Luthers Übersetzung als „Pöbelvolk" verzeichnet), und die ehernen Midianiter, deren Fürst des Moses Schwiegervater ist, erregen Verdacht und Zorn. Die feinste Frau des Dramas, die schöne Zipora, steht fast allein mit ihrer glühenden Gewißheit, daß ihr Moses nicht fruchtleer vom Sinaiberge zurückkommen, daß er Gottes Stimme dort vernehmen und Segen und Hoffnung herabbringen wird. Aber schon tönt es laut und lauter:

> Leer ist des Moses Wort . . . und leer ist seine Verheißung!
> Vierzig Tage ließ er uns schmachten!
> Vierzig Tage in der brennenden Glut der Wüste!
> Vierzig Tage im heulenden, reißenden, eisigen Nachtwind!
> Ohne Wasser! . . .

Einer steigert sich am andern in die Sehnsucht nach Ägyptens Fleischtöpfen hinein, hinweg von Jahwe. Aron bringt das goldne Kalb, und während Ziporas Verwandte angegriffen werden, schlingt sich um das Götzenbild der Reigen. Da tritt, schweigend, Moses mit Josua unter sie, die Tafeln im Arm, in die Jahwe „mit dem starken Finger seiner Hand" sein lauteres Wort grub. Entsetzt verläßt das Volk den Platz und das Kalb, um das, beschämt, Aron und die Seinen stehn. Moses aber bricht nun aus, und er, der gegangen war, um seinem Volk „Jahwes ewiges Gesetz in Aug

und Sinn und Blut zu bringen", zerschmettert die Tafeln. Er fleht zu Gott, ihm die furchtbar zwängende Last der Führung dieses Volkes abzunehmen, und erst als Zipora, die Stammesfremde, doch Glaubensstarke, ihn an die eigne Nacheiferung erinnert, ermannt er sich, findet Strafe und Sühne für die Frevler, Trost für die Hungernden.

Aber noch hat er nicht gesiegt. Erst der dritte Akt bringt den Höhepunkt des Kampfes und den Ausgang. Die im zweiten etwas gelockerten Fäden werden wieder straff angezogen. Die Wandernden halten in einer Oase, von der aus man Kundschafter nach Kanaan gesandt, des Landes Beschaffenheit zu ergründen. Das Volk scheint zu Jahwes Dienst ganz bezwungen. Überreiche Geschenke bringen sie der Stiftshütte, vor der nun Moses die Ausgesandten erwartet. Er ist noch nicht so voll von Zuversicht in des Volkes Treue wie die Andern. Und siehe: als die Kundschafter zwar köstliche Früchte bringen, lockenden Bericht von des Gelobten Landes Schönheit, aber auch die Gewißheit, daß man Kanaan in Kämpfen erobern müsse, da bricht Feigheit, neue Enttäuschung, lange verhehlter Haß alle Schranken nieder. Moses wird von der Revolte umheult, der Chor, in dem ein Ägypter die Unterstimme abgibt, fordert die Rückkehr nach Gosen. Nun wird Moses, wie jedes Genie im kritischen Augenblick schwerer Entscheidung, einmal, zum Tyrannen, zum Ankläger und nur zu gerechten Richter in einer Person:

> Verflucht sei dies Gesindel! . . . Keiner soll
> Das Vaterland je schauen! . . . Solche Knechte
> Und Feige sollen in der Wüste fürder
> Umwandern . . . vierzig Jahre! . . . Bis die Leiber
> Verfallen . . . und man dann im Wüstensande
> Die Leichen einscharrt . . . und die ekle Feigheit!

Alle Getreuen, außer Josua und Kaleb, den Getreusten, hat der gewaltige Führer in das Heiligtum gerettet, das im Augenblick des wildesten Aufruhrs in Wolken entrückt wird. Und während unter Donner und Blitz des Herrn die Tobenden auseinanderstieben, sieht man im Schwinden der Wolke Moses betend vor Jahwe auf dem Angesicht liegen.

Von da ab klingt das Drama leiser und schwingt mit milderem Glockenschlag aus. Der vierte (schwächste) Akt bringt es nicht recht vorwärts, so wundervoll auch die letzte Szene, Arons Tod, mit lyrischen Reizen übergossen ist. Echt dramatisch aber löst Hauptmann im fünften Aufzug das Problem, den Helden, wie die Geschichte es will, vor dem Ziel sterben zu lassen. Der Schrecken fliehender Heiden zeigt die Gewalt des nun nach vollen vierzig Jahren der väterlichen Stätte endlich nahen Volkes. Und wo eben noch flüchtige Feinde sich bargen, wo selbst die Zunge des aramäischen Zauberers für Jahwe zeugen mußte, verhaucht jetzt der greise Fürst den letzten Odem. Noch einmal, während am Fuß des Berges Nebo der Heerbann durch den Paß zieht, ruft er dem Volk das Gesetz in die Ohren. Und

dann, im Schauen des Gelobten Landes, sinkt Moses lächelnd, neben dem von Gott erkorenen Nachfolger, tot zusammen. Das Volk singt die alte Weise, mit der die Väter einst Ägypten verließen.

Mit einer gewissen Bangigkeit durfte man fragen: wie wird der Dichter, der in „Mathilde", in den „Miniaturen" und sonst so gern mit leisen, kleinen Strichen zeichnete, die großen Gestalten und Bewegungen meistern, deren Darstellung sein „Moses" bringen sollte? Die Antwort lautet: mit souveräner Künstlerkraft hat er stilsicher diesem Bilde gewaltiger Zeiten und Menschen gegeben, was not tat. Und es macht sein Werk nur lebensvoller und farbenreicher, daß er dabei zugleich Szene vor Szene die Gabe der Beobachtung zarter Züge, kleiner psychologischer Offenbarungen bewähren konnte. Carl Hauptmann verfügt über keinen großen Reichtum von Worten, aber über viele Töne, die ihm Nuanzierungen erlauben. So erwächst auch von dieser Seite her neben der starken Handlung starke Stimmung in dem Moses-Drama. Das bunte Gewimmel von Menschen, Juden dreier Geschlechter, Ägyptern, Midianitern, Moabitern, Amoritern, fällt nicht auseinander, sondern bewegt sich ganz realistisch durcheinander, wie die einzeln handelnden Menschen auch. Freilich konzentriert sich das Interesse auf Moses; auch wenn er nicht auftritt, ist er gegenwärtig, alles steht immer in Beziehung zu ihm; sicher ein echter Zug des Heroendramas, wie wir es so gern wieder auf unsern Bühnen grüßen, auf denen leider dies starke Werk noch nicht erschienen ist.

Was Carl Hauptmann nach dem „Moses" gegeben hat, der Roman „Einhart der Lächler" (1907) zeigt ihn als Menschendarsteller auf der nun erreichten Höhe, freilich nicht als Meister der Komposition. Nirgends verleugnet sich das Streben nach innrer Beseelung, nur daß dem einstigen Zeichner knapper Miniaturen hier der Stoff etwas ins Breite geraten ist und nicht mehr überall so ganz vereinheitlicht erscheint wie sonst, wie vor allem in „Mathilde". Es scheint so, als ob Carl Hauptmann, obwohl heute zweiundfünfzig Jahre alt, noch in immer neuer Entwicklung steht — hat er doch erst verhältnismäßig spät dichterisch zu schaffen begonnen. Dabei läßt er, wie die lyrisch-dramatische Skizze „Im goldenen Tempelbuche verzeichnet" (in den „Panspielen") erweist, alte Fäden niemals ganz fallen.

Mit voller Absicht habe ich es bisher vermieden, davon zu sprechen, daß Carl Hauptmann der ältere Bruder Gerhart Hauptmanns ist; in übler Weise ist es bei uns zum Cliché geworden, seinem Namen stets diese Bezeichnung zu geben, als ob er nicht für sich allein bestehn und gelten könne. Nun, da ich dies gezeigt habe, muß ich freilich hervorheben, wie nahe Verwandtschaft die Kunst dieser beiden Dichter zeigt. Die gemeinsame starke innre Verbundenheit mit der gemeinsamen Heimat durchklingt ihre Werke, sie sind beide Kinder des schlesischen Gebirges, und wenn Peter Hille Gerhart Hauptmann mit den Worten „Rübezahl im Armenhause" charakterisieren wollte, so paßt das zu einem guten Teil auch auf Carl. Beide haben, der

eine immer wieder, der andre leider nur einmal, starke Stimmungskunst in der Form novellistischer Kleinarbeit gegeben, beide haben das tiefe Mitempfinden mit den kleinen und bedrückten Menschen, das freilich bei Carl von Anfang an mehr individuell gerichtet ist und erst im „Moses" zur Darstellung einer ganzen Volksnot aufwuchs, während bei Gerhart Hauptmann die Entwicklung rasch zum breiten sozialen Gemälde fortschritt und dann erst ins Individuelle mündete. Die stärkste Verbindungslinie scheint mir freilich, neben der Anklammerung an der Heimat Breiten und Stimmungen, in dem Suchen nach einer Verbindung mit Gott durch schlichte Herzen zu liegen. Was Michael Kramer an seines Sohnes Leiche ausspricht und was im Grunde schlichte Ehrfurcht einer fromm gebliebenen Seele vor dem Höchsten über uns ist, das lebt deutlich auch bei Carl Hauptmann, läßt ihn nirgends und nie und stellt in seiner immer wiederholten Betonung seine Werke auf einen einsamen Posten, obwohl er doch auch schon vielfach wirksam geworden ist — mir wenigstens erscheint Hermann Stehr, sein schlesischer Landsmann, mindestens so stark von Carl wie von Gerhart Hauptmann beeinflußt.

Carl Hauptmann war Naturforscher und Philosoph, bei Haeckel und Richard Avenarius in die Schule gegangen und hatte schon selbständige wissenschaftliche Werke veröffentlicht, ehe seine erste Dichtung erschien. Dabei aber ist er den alten Mächten treu geblieben, die fortwirkend aus unerschöpften Quellen sein Talent speisten, wie sie noch auf unbegrenzte Zeit Geschlechter nähren werden. Er ist nach Art und Anlage keine Führernatur, und doch zeigen seine Werke und seine Persönlichkeit weit in die Zukunft hinein; denn in ihnen lebt viel von moderner Nervosität, impressionistischer Ausdrucksweise, neuer intimer Beobachtungskunst; aber mit all dem verband sich — seine größten Werke, „Mathilde" und „Moses" lehren es vor allen — jenes uralte Herzenswissen, das Goethe im letzten Gespräch an Eckermann weitergab, da er sagte: „Gott hat sich nach den bekannten imaginierten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben; vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehn."

Kriminal-Literatur.

Von Dr. Ernst Schultze-Großborstel.

(Nachdruck verboten.)

In Grillparzers Tagebuch findet sich der Satz: „Ich ehre und achte die deutsche Literatur; wenn ich mich aber unterhalten will, greife ich doch nach einer anderen." Und ein englischer Novellist äußerte einmal: „Es ist ein äußerst trauriger Gedanke, was für ein verzweifelt langweiliges Nest die Erde sein würde, wenn es nicht unsere Freunde, die schlechten Menschen, gäbe! Wißt ihr, wenn ich von Leuten höre, die in der Welt herumlaufen und versuchen, alle Menschen zu bessern und gut zu machen, dann werde ich

ganz nervös. Rottet einmal die Sünde aus, und die Literatur wird der Vergangenheit angehören."

Von diesem Gesichtspunkt aus wäre der Literatur der weißen Völker allerdings eine große Zukunft beschieden. Denn zu keiner Zeit wohl hat das Verbrechen in all seinen verschiedenartigen Formen so lebhaftes Interesse gefunden wie gerade in der Gegenwart. Gewiß ist die Leidenschaft des Menschen für Geheimnisse aller Art und daneben seine Vorliebe für blutige Vorgänge stets vorhanden gewesen und hat wohl in den Seelen auch der edelsten Menschen geschlummert. Selten aber sind ihr ganze Zeitströmungen so entgegengekommen, wie dies heutzutage der Fall ist. Man muß in der Geschichte schon auf Zeitalter zurückgreifen, die uns als Urbilder der Grausamkeit und Unmenschlichkeit erscheinen, um ähnliches zu finden. In der römischen Kaiserzeit war die Masse des Volkes (zumal in der Hauptstadt) trunken nach Blut, das Gladiatoren und Tierkämpfer in Strömen für sie vergießen mußten. An den kleinen italienischen Höfen des ausgehenden Mittelalters tauchten die Fürsten und ihre Günstlinge, der Adel und die Parteigänger der verschiedenen Richtungen, ja selbst Frauen ihre Hände in Blut, ohne darüber große Gewissensbisse zu empfinden; ja manche wurden geradezu von der Sehnsucht geplagt, Mord und Verbrechen zu wiederholen.

Die Aufregungen aber, die den Menschen früherer Zeiten Fechterspiele, Tierkämpfe, Giftmorde und blutige Intrigen oder die romantischen oder grausamen Wechselfälle des Krieges gewährten, suchen die Massen der Gegenwart in dem Todessprung des Zirkusakrobaten, der die Nerven um so mehr erschauern läßt, je größer die Wahrscheinlichkeit ist, daß der Tollkühne an seinem Ziel als Leiche ankommt. Und da man sich solchen Anblick nicht täglich verschaffen kann, so sucht man Befriedigung der Leidenschaft der Aufregung in der Lektüre von Kriminalromanen oder von Zeitungsberichten über Kriminalprozesse.

So müssen wir es uns wohl erklären, daß die Kriminalliteratur sich in den letzten Jahren bei allen den sogenannten Kulturvölkern zu ganz ungewöhnlichem Umfang entwickelt hat. Die schnelle Zunahme der Zahl der gedruckten Bücher überhaupt erklärt dies nicht zur Genüge. Denn wenn auch die Literatur als Ganzes ihren Umfang mit einer früher nie dagewesenen Schnelligkeit vermehrt hat, so übertrifft doch die Zunahme der Kriminalliteratur — wenn wir einmal alle Bücher, die sich in irgend einer Form der Schilderung mit dem Verbrechen und seinen Erscheinungen befassen, unter diesem Namen zusammenschließen wollen — die Vermehrung jedes anderen Gebietes des Schrifttums bei weitem.

Aus diesen Erscheinungen ohne weiteres auf eine Verminderung der edleren Eigenschaften und Neigungen der Menschennatur schließen zu wollen, wäre voreilig. Die Gefühle der Menschlichkeit haben im letzten Jahr-

hundert zweifellos *keine* Verminderung erfahren. Insbesondere hat sich das Mitleid mit unseren Mitmenschen und mit den Tieren kräftig entwickelt. Vielleicht hat aber gerade auch die vermehrte Anerkennung, die allen Gefühlen und Handlungen der Menschlichkeit heute zuteil wird, wiederum dazu beigetragen, eine gewisse Gegenwirkung hervorzurufen, die sich in der Vorliebe für möglichst schauerliche und Schrecken erregende Vorgänge äußert. Man denke an das Wort Oskar Wildes: „*Das Verbrechen ist für die niederen Klassen das, was die Kunst für uns Ästheten ist – einfach eine Methode, sich außergewöhnliche Sensationen zu verschaffen.*"

Auch ein anderer Grund mag für die Steigerung der Leidenschaft für blutige Sensationen wichtig sein. Das Leben der Gegenwart stellt an jeden Einzelnen und ganz besonders an den Großstädter so schwere Anforderungen, es mißt ihm die Arbeit so überreichlich und zugleich in den meisten Fällen so einförmig zu, daß er nach getanem Tagewerk seine erschlafften Nerven durch starke Reizmittel aufzupeitschen liebt und begierig alles aufnimmt, was einen möglichst vollständigen Gegensatz zu seiner eintönigen Tätigkeit und zu seiner gewohnten Umgebung bildet. Daher der starke Verbrauch von Reizmitteln, die in früheren Jahrhunderten unbekannt waren oder doch wenig benutzt wurden (Kaffee, Tee, Tabak), daher auch die leidenschaftliche Vorliebe für Kriminalgeschichten.

Man kann heute *kaum eine Zeitung* zur Hand nehmen, ohne *Berichte über Kriminalfälle* zu finden. Wenn nun gar ein halbwegs interessanter Kriminal-Prozeß irgendwo in der Welt zur Verhandlung kommt, so schwellen die Nachrichten darüber zu unverhältnismäßigem Umfang an und erdrücken förmlich den gesamten übrigen Inhalt des Blattes. Jedes Wort, das von den Lippen des oder der Angeklagten, des Staatsanwalts, des Verteidigers, des Gerichtspräsidenten oder eines Zeugen fällt, wird in alle Winde hinaustelegraphiert und bereits am selben Abend in jeder Familie, an jedem Stammtisch verschlungen. Jede Bewegung, jedes Zusammenzucken, jedes Lächeln des Angeklagten oder der Hauptzeugen, ja ihre Kleidung und tausenderlei Nebensächlichkeiten werden in Wort und Bild mit einem Eifer wiedergegeben, als wenn es sich um Dinge von weltgeschichtlicher Bedeutung handelte.

Mit welcher leidenschaftlichen Anteilnahme große Kriminalprozesse vom Publikum verfolgt werden, auch wenn der Angeklagte ein nach jeder Richtung hin unsympathischer Mensch ist, das haben uns mit erschreckender Deutlichkeit die Vorgänge gezeigt, die sich im Jahre 1907 an den Prozeß Hau in Karlsruhe anknüpften. Wann wären in dieser ruhigen Residenzstadt Straßendemonstrationen erhört gewesen wie damals, so daß zu ihrer Unterdrückung die Polizei nicht genügte, sondern Militär herangezogen werden mußte? Und im Jahre 1910 hat der Allensteiner Prozeß alles in den Schatten gestellt, was wir in Deutschland bisher

an krankhafter Sensationslust des Publikums erlebt hatten. Gewiß ist die Vorliebe für das Grausige und Rätselhafte, das mit so vielen Verbrechen verknüpft ist, nicht ein besonderes Erzeugnis unserer Zeit. Diese Leidenschaft hat in ihr nur einen so ungemein günstigen Nährboden gefunden, wie ihn nur wenige frühere Zeitalter kannten.

Eine genauere Durchforschung der Kulturgeschichte zeigt uns, daß Kriminalgeschichten von jeher beliebt waren. Die von Herodot erzählte Geschichte von dem Meisterdiebe, die offenbar zum literarischen Besitztum mehrerer Völker gehört, ist eines der zahllosen Beispiele, die man dafür nennen könnte. Schon diese Erzählung macht es deutlich, worin der große Reiz solcher Geschichten besteht. Sie beruhen auf der Bewunderung der überlegenen Kräfte und Fähigkeiten eines geschickten Verbrechers, seiner Kaltblütigkeit, seiner Furchtlosigkeit und Entschlossenheit. Sie lassen den Leser fast eine ästhetische Freude empfinden, wie sie uns stets überkommt, wenn wir einer ausgesprochenen Überlegenheit auf irgend einem Gebiete menschlicher Fähigkeiten gegenüberstehen. Der gewöhnliche Verbrecher, der seine Absichten auf gemeine und durch keine geniale Eigenart ausgezeichnete Weise verfolgt, hat niemals das Interesse und die Bewunderung größerer Kreise gefunden. Infolgedessen ist er auch niemals zum Gegenstande literarischer Verherrlichung gemacht worden. Das ist nur solchen Verbrechern geschehen, die durch die Kühnheit ihrer Pläne und durch ihre Geschicklichkeit über das Durchschnittsmaß emporragten.

Diese ästhetische Freude an großartigen Verbrechen ist vielleicht zu keiner Zeit deutlicher hervorgetreten als in der Renaissance. Man denke an die Gestalten, die Machiavelli mit so großer Liebe und Meisterschaft zeichnet: an einen Castruccio, an das Untier Cesare Borgia usw. – Bilder machtvoller, allen ihren Mitmenschen überlegener Verbrecher und Blutmenschen.

Auch Shakespeare hat solche Tiere in Menschengestalt mit Vorliebe geschildert. Sein Macbeth und ganz besonders Richard III. werden für alle Zeiten Vorbilder für die geniale Zeichnung von Verbrechergenies bleiben. Deutlich tritt auch bei Shakespeare die künstlerische, ja die fast persönliche Anteilnahme an der Eigenart seiner Verbrecherhelden hervor. Das Gefühl einer Kraft und Leidenschaft, die alle entgegenstehenden Interessen rücksichtslos bei Seite schiebt, zwingt sich dem Leser mit überwältigender Macht auf.

Bei Shakespeare findet indessen nicht nur die Schilderung des Verbrechens, sondern zugleich auch die des Verbrechers zum erstenmal einen Höhepunkt. Denn während es bis dahin fast immer nur der dämonische Gewaltmensch gewesen war, der den Künstler gewissermaßen äußerlich gereizt hatte, während der brutale Ausbruch zerstörender und alle Menschlichkeit beiseite schleudernder Kraft oder die überlegene Verschmitztheit verbrecherischer

Pläne ihn angezogen hatten, so tritt uns bei Shakespeare mit voller Deutlichkeit nun auch das Interesse an den Vorgängen in der Seele des Verbrechers entgegen. Auch Shakespeare empfindet an der Schilderung eines rücksichtslosen Gewaltmenschen wie Richard III., der sich über alle Schranken menschlicher und göttlicher Gesetze hinwegsetzt, ästhetische Freude — zugleich aber zeichnet er doch auch die seelische Entwickelung dieses Verbrechers in meisterhaften Zügen. Namentlich in der Lady Macbeth treten die seelischen Vorgänge in unübertrefflicher Kunst hervor.

Gegen Ende der Aufklärungszeit finden wir das Interesse für die psychologischen Grundlagen verbrecherischer Handlungen abermals zu heller Flamme entfacht. Die Wissenschaft der Psychologie regte damals zum erstenmal die Schwingen. Zugleich hatte die herrschende Zeitströmung die Überzeugung von der Schlechtigkeit, die das Menschenwesen unter dem Einfluß der Kultur angenommen habe, so verbreitet, daß man nur in entschlossener Rückkehr zur Natur die Möglichkeit sah, die Schäden und Schwären der menschlichen Gesellschaft zu heilen. Diese Naturbegeisterung und Kulturverachtung paarten sich mit heller Bewunderung für alle kraftvollen und eigenartigen Naturen, zugleich übrigens mit ausgesprochener Vorliebe für alle Arten seelischer Absonderlichkeiten. Hielten doch auch die damaligen Kriminaltheorien, die sich auf Rousseau stützten und von den Schriften des menschenfreundlichen Italieners Beccaria stark beeinflußt waren, das Verbrechen für eine Verirrung der von Grund aus guten menschlichen Eigenschaften. Man sehe nur, welche Vorliebe die damalige Zeit für das Problem der Kindesmörderin hatte und wie dieses Problem in Dutzenden von Gedichten, Dramen und Erzählungen behandelt wurde. Ist es doch durch Schillers Gedicht, durch Bürgers „Pfarrerstochter von Taubenhain" und mehr noch durch Goethes „Faust" zum dauernden Besitz der deutschen Literatur geworden.

Überhaupt schätzten unsere großen Dichter die ungeheure Anziehungskraft, die das Verbrechen auf die große Menge ausübt, durchaus richtig ein. Schiller schrieb mit aus diesem Grunde den „Verbrecher aus verlorener Ehre". Man lese die Worte, mit denen er seine Erzählung einleitet:

„In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen. Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnismäßig große Kraft in Bewegung. Wenn sich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem matteren Licht gewöhnlicher Affekte versteckt, so wird es im Zustand gewaltsamer Leidenschaft desto hervorspringender, kolossalischer, lauter; der feinere Menschenforscher, welcher weiß, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreiheit eigentlich rechnen darf und wie weit es erlaubt ist, analogisch zu schließen, wird manche Erfahrung aus diesem Gebiete in seine Seelenlehre herübertragen und für das sittliche Leben verarbeiten.

„Es ist etwas so Einförmiges und doch wieder so Zusammengesetztes, das menschliche Herz. Eine und eben dieselbe Fertigkeit oder

Begierde kann in tausenderlei Formen nnd Richtungen spielen, kann tausend widersprechende Phänomene bewirken, kann in tausend Charakteren anders gemischt erscheinen, und tausend ungleiche Charaktere und Handlungen können wieder aus einerlei Neigung gesponnen sein, wenn auch der Mensch, von welchem die Rede ist, nichts weniger denn eine solche Verwandtschaft ahnet. Stünde einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menschengeschlecht ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen classifizierte, wie sehr würde man erstaunen, wenn man so manchen, dessen Laster in einer engen bürgerlichen Sphäre und in der schmalen Umzäunung der Gesetze jetzt ersticken muß, mit dem Ungeheuer Borgia in einer Ordnung beisammen fände!"

Auch in der Vorrede zu den „Räubern" hat sich Schiller zu der dichterischen Verherrlichung des Verbrechens bekannt. Die Anziehungskraft aber, die gerade dieses sein himmelstürmendes Jugendwerk damals auf das Publikum ausübte und die sich noch heute immer wieder zeigt, ist einer der vielen Beweise für die große Beliebtheit von Kriminalstoffen.

Die wiederholte, jahrelange, eingehende Beschäftigung Schillers mit dem Verbrechen und seiner Psychologie zeigt, daß nicht flüchtige Laune ihn dazu trieb, sondern tiefe dichterische und volkserzieherische Überlegungen. Es lag ihm daran, das verborgene Walten einer alles Geheime durchdringenden Vorsicht darzulegen. Dreimal hat er sich mit dem Plane von Verbrechens-Dichtungen getragen, die nicht zur Ausführung kamen, für die er aber — wie z. B. für das Drama „Die Polizei" — umfangreiche Vorarbeiten machte. In den Jahren 1792—95 gab er ferner eine deutsche Bearbeitung der berühmten französischen Kriminalgeschichten des Pitaval heraus, aus denen er sich gleichzeitig mancherlei Stoffe in dem Verzeichnis seiner zukünftigen Dramen notierte.

Die Anregung, die Schiller für die dichterische Behandlung des Verbrechens gegeben hatte, wurde von den Romantikern mit Feuereifer aufgegriffen. Die ästhetische Freude am Verbrechen kam bei ihnen wieder zu besonderer Geltung. Zahlreiche Erzählungen der damaligen Zeit zeigen, wie auch in dieser Geistesströmung ein nicht unerheblicher Teil von der uralten Freude und der heimlichen Anteilnahme am Verbrechen gebildet wurde.

Ein neuer Antrieb zur Behandlung des Verbrechens in dichterischer Form wurde zur selben Zeit von der englischen Literatur gegeben. Dort hatten die ersten Dichter der romantischen Periode, die Mitglieder der sogenannten „Schreckensschule", in der Schilderung des Verbrechens und der Aufdeckung seiner Beweggründe ein zugkräftiges Mittel zur Gewinnnng eines großen Leserkreises gefunden.

William Godwin (1756—1836) suchte die Schäden der Gesellschaft in England in Romanen darzustellen. Am bekanntesten wurde sein „Caleb Williams", der 1794 erschien und der auch in deutscher Übersetzung förmlich verschlungen wurde. Der Held ist der Sekretär eines vornehmen Mannes,

welch letzterer einst einen Mord begangen hat und es dennoch zuließ, daß mehrere Unschuldige, die man für die Mörder hielt, hingerichtet wurden. Die Handlung dreht sich nun um die Aufdeckung jener alten Schuld, die Caleb Williams durch einen Zufall erfuhr. Obwohl Falkland, der wirkliche Mörder, aus allen Untersuchungen siegreich hervorgeht, schlägt ihm doch endlich das Gewissen. Er bekennt seine Schuld; doch bevor er hingerichtet wird, stirbt er.

Wie dieser Roman auf die Rührseligkeit des großen Publikums und auf seine Sucht nach Geheimnissen zugeschnitten war und dem Verbrecher zum Schluß seine Strafe zudiktierte, so gilt das gleiche von den Erzählungen einer der beliebtesten englischen Schriftstellerinnen jener Zeit, Anne Radcliffe (1764–1823). Ihr aufregender „Roman vom Walde" fand ebenso wie ihre „Geheimnisse Udolphos" beim Publikum die größte Bewunderung. Den stärksten Erfolg aber hatte ihr Roman „Der Italiener oder Die Beichte der schwarzen Büßer", in welchem außer anderen Verbrechen auch alle Schrecken der Inquisition geschildert werden. Der Schauder der Aufregung, den der Roman den Lesern verursachte, machte das Buch sehr beliebt und ungemein viel gelesen, sodaß eine unendliche Flut von Nachahmungen folgte.

Die bedeutendsten ihrer Nachahmer waren Mathew Gregory, Lewis und Charles Robert Maturin. Lewis pflegte nach seiner berühmtesten Erzählung „Der Mönch" genannt zu werden. In seinen „Schreckensgeschichten" sammelte er Sagen in Gedichtform, für die er z. B. auch Walter Scott als Mitarbeiter zu gewinnen suchte.

Maturin wurde bekannt durch seine „Familie Montorio", einen Roman, der seinen Ausgangspunkt davon nimmt, daß Orasio, das Haupt der Familie Montorio, durch niederträchtige Verleumdungen seines Bruders dazu verleitet wird, seine Frau für untreu zu halten, und sie nebst ihrem angeblichen Verführer zu ermorden. Als er die Grundlosigkeit seines Verdachtes erkennt, beschließt er, sich an seinem verleumderischen Bruder furchtbar zu rächen. Er reist zu diesem Zweck in den Orient und studiert dort die tiefsten Geheimnisse der Natur, ihre stärksten Heilmittel und Gifte. Nach 15 Jahren zurückgekehrt, versucht er, als Mönch verkleidet, seinen Bruder durch dessen eigene Söhne umbringen zu lassen. Geheime Gänge und ähnliche Mittelchen, die auf das große Lesepublikum ihre Wirkung selten verfehlen, spielen in der weiteren Fortführung der Erzählung eine große Rolle. Als es dem Orasio endlich gelungen ist, seinen Bruder in der beabsichtigten Weise vom Leben zum Tode bringen zu lassen, entdeckt er zu seinem Schrecken, daß seine vermeintlichen Neffen vielmehr seine eigenen Söhne sind. Die modernste Kriminalliteratur kann kaum größere Schrecken und Geheimnisse aufeinanderhäufen als dieser seinerzeit vielgelesene Roman.

Indessen hat Maturin auch manches geschrieben, was literarisch wertvoller ist. Sein Roman „Melmoth der Wanderer" wurde von Oskar Wilde geliebt und bewundert.

Auf höherer Warte stehen dann die früher auch in Deutschland mit Leidenschaft gelesenen Verbrecherromane Bulwers, der den Mörder Eugen Aram, den Räuber Paul Clifford, die Falschmünzerbande in „Nacht und Morgen" schilderte. Er pflegte sich für solche Erzählungen auf das genaue Studium von Prozeßakten zu stützen.

Diese und andere englische Kriminalromane übten, wie schon erwähnt, auch auf die deutsche Literatur starken Einfluß aus. Ludwig Tieck, der in seiner Jugend durch seinen Lehrer Rambach zum Schauerromanschreiber herangebildet worden war und dem auch in späteren Jahren eine Vorliebe für das Sensationelle und Aufregende blieb, schrieb einen Roman mit dem englischen Titel „William Lovel", in welchem er die Geschichte eines Übermenschen schilderte, der sich mit dämonischer Gewalt und Kraft gegen alle geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze der menschlichen Gesellschaft auflehnt.

Weit bekannter ist aus derselben Zeit E. Th. A. Hoffmanns grausige Novelle „Das Fräulein von Scudéri", das in genialer und schauerlicher Weise die Mordtaten des Goldschmiedes Cardillac erzählt, der die Käufer der von seiner Hand gebildeten Kunstwerke des Nachts meuchlings niederstößt, um wieder in den Besitz der Stücke zu gelangen, mit denen seine Seele verwachsen ist. Auch desselben Dichters „Marquise de la Pivardière" ist zu nennen, wie Hoffmann denn überhaupt als Kriminalnovellist in der deutschen Literatur noch kaum übertroffen ist.

Auch Dickens' vielgelesene Romane griffen zuweilen in das Gebiet des Verbrechens hinüber. So schildert er im „Oliver Twist" eine Verbrecherbande, die sich auch der Mithilfe von Kindern bedient.

Ebenso stark wie Tieck und Hoffmann in Deutschland wirkten in Frankreich die Romane Eugène Sues und Viktor Hugos. Beide hegen eine solche Vorliebe für alles Unwahrscheinliche und Krankhafte, daß ihre Stoffe zuweilen verzweifelte Ähnlichkeit mit denen von Hintertreppenromanen zeigen. Selbst Viktor Hugos meistgelesenes Werk „Der Glöckner von Notre Dame" (1831) mit seiner Häufung von Unwahrscheinlichkeiten, Seltsamkeiten und unglaublichen Abenteuern läßt diese Schwächen hart hervortreten. Noch größer war wohl die Einwirkung Viktor Hugos auf Sensationslust und Blutleidenschaft des Publikums in seinem Plaidoyer gegen die Todesstrafe: „Der letzte Tag eines Verurteilten" (1829) jagt dem Leser eine Gänsehaut nach der andern über den Rücken. Hugo bestreitet darin, daß der Staat oder die menschliche Gesellschaft überhaupt das Recht hätten, den Verbrecher zu verurteilen und hinzurichten.

Gleichzeitig mit dem Erscheinen des ersten dieser beiden Bücher war die französische Literatur um einen der bedeutendsten Kriminal-

romane bereichert worden: „Le Rouge et Noir“ (1831) von Stendhal-Beyle. Dieser leidenschaftliche Bewunderer der italienischen Renaissance war durch zwei berühmte Kriminalfälle so stark angeregt worden, daß sie ihm den Stoff zu zwei großen Romanen gaben. Der junge Seminarist Berthet, der aus maßlosem Ehrgeiz eine Madame Michoud, die Mutter seiner frühereren Zöglinge, durch zwei Pistolenschüsse in der Kirche getötet hatte, veranlaßte Beyle zu seinem Roman „Rot und Schwarz“,*) dessen Held Julian Sorel aus edlen Beweggründen und infolge einer verhängnisvollen Gefühlsverwirrung einen Mord an der Mutter seiner Schüler begeht, der mit großem Scharfsinn geschildert und begründet wird. Beyle war in den Helden dieses seines Romans förmlich verliebt.

Mit der gleichen Bewunderung stand er dem Tischlergesellen Laffargue gegenüber. Der hatte seine Geliebte ermordet und verteidigte sich vor Gericht in sentimentaler Weise. Beyle bewunderte ihn so, daß er behauptete: „Monsieur Laffargue, ein Tischlergeselle, besitzt mehr Seele als alle unsere großen Dichter zusammengenommen, und mehr Geist als die Mehrzahl der Geschworenen.“ Mit dem Entzücken, das so vielen geistreichen Redensarten der romanischen Völker die Entstehung gegeben hat, schrieb Beyle das Paradoxon nieder: „Das Volk tötet aus Liebe.“ Er kennt keinen interessanteren Gegenstand der seelischen Beobachtung und Zergliederung in einer Zeit, die im übrigen so langweilig und spießbürgerlich und an gewaltigen Untaten so arm sei, als den Verbrecher. Seinen Laffargue stellt er geradezu neben Napoleon, und er behauptet, daß er wie dieser ein dämonischer Übermensch sei.

Auch in seinem letzten Kriminalroman, der allerdings Bruchstück blieb — „Lamiel“ — hat Beyle das Verbrechen zu verherrlichen gesucht. Die Heldin dieses Romans wird durch den Anblick großer Verbrechen und kühner Verbrecher aus der Gleichgültigkeit ihres langweiligen Dahinlebens aufgerüttelt und zur leidenschaftlichen Liebe für einen Dieb und Räuber geführt.

Die starke Anziehungskraft des genialen Verbrechers, ja in gewisser Weise des Verbrechens überhaupt läßt sich wie erwähnt an vielen der hervorragendsten Geister beobachten. Von Schiller und seinen Genossen ist schon die Rede gewesen. Auch Kleist fühlte sich durch Untaten großen Stils angezogen. So verdanken wir diesen beiden Dichtern zwei unsterbliche Dichtungen, in denen der Verbrecher aus edlen Beweggründen geschildert wird: „Die Räuber“ und den „Michael Kohlhaas“. Die Schilderung des Verbrechers aus verletztem Gerechtigkeitsgefühl, der

---

*) In vortrefflicher Übersetzung deutsch erschienen bei Eugen Diederichs (Jena). 2 Bände, Preis 6 Mk., geb. 8 Mk. Ebendort erschienen Stendhal-Beyles „Renaissancenovellen“ (Preis 3 Mk.), die in demselben Zusammenhang zu nennen sind.

nicht nur das ihm selbst zugefügte Unrecht rächen, sondern die Welt überhaupt von jedem Unrecht befreien will, ist einer der bedeutendsten Stoffe großer Dichter gewesen.

Um hierfür ein Beispiel auch aus der französischen Literatur anzuführen, hat z. B. Balzac in seinem Drama „Vautrin", das 1840 einmal aufgeführt, dann aber wegen Immoralität verboten wurde, versucht, einen edlen Verbrecher zu schildern, der alles Unrecht auf Erden rächen möchte, und der sich deshalb mit anderen edlen Verbrechern zusammengetan hat, um ein heimliches Weltgericht zu bilden. Mit gewaltiger Kraft, unheimlicher Entschlossenheit und den edelsten geistigen Eigenschaften ausgerüstet, könnte der Vautrin Balzacs wirklich imponieren, — wenn er nicht so verteufelt unwahrscheinlich wäre.

Die überzeugendste und dichterisch vortrefflichste Darstellung jener eigenartigen Männer, die aus verletztem Gerechtigkeitsgefühl Verbrecher wurden, sind zweifellos der deutschen Literatur zu verdanken. Neben den schon erwähnten Dichtungen unserer klassischen Literaturperiode ist vor allem der prächtige zweibändige Roman „Ein Kampf ums Recht" von Karl Emil Franzos zu nennen. Von den besten Geistern aller Völker mit warmem Beifall begrüßt, wurde dieses Buch in viele Sprachen übersetzt; über die englische Ausgabe schrieb kein Geringerer als der „grand old man", der vielbeschäftigte Premierminister Gladstone, eine ausführliche Besprechung.

Wenn Kleist in seinem „Michael Kohlhaas" den Kampf eines Mannes erzählt, dem man sein Recht geweigert hat, und der es mit bewaffneter Hand wieder an sich zu reißen sucht, wenn Schiller in den „Räubern" die Auflehnung eines Mannes gegen die bestehende Rechts- und Gesellschaftsordnung darstellt, der in dem geltenden Recht und seiner Anwendung soviele Schäden erblickt, daß er gewaltsam gegen sie zu Felde zieht — so zeichnet Karl Emil Franzos in dem „Kampf ums Recht" das Lebensgeschick des Rechtlichsten der Rechtlichen, der nicht für sein eigenes Recht, sondern für das zu Boden getretene Recht seiner Gemeinde und für die Verwirklichung des Rechts überhaupt zu Felde zieht.

Die Helden dieser Prachtstücke unserer Literatur enden sämtlich tragisch. Michael Kohlhaas muß, nachdem ihm noch im Angesicht des Schaffots volle Genugtuung zuteil geworden, sein Haupt dem Beile des Scharfrichters beugen. Karl Moor tritt von der Bühne mit den Worten ab: „Dem Manne kann geholfen werden" — er bietet sich einem armen Manne an, dem durch seine Auslieferung an die Gerichte der ausgesetzte Lohn zuteil werden soll. Der Held des Franzosschen Romans, Taras Barabola, erkennt zu seinem Entsetzen, daß er trotz aller Sorgfalt und trotz des felsenfesten Willens, stets mit peinlicher Gerechtigkeit zu urteilen, doch einmal durch falsche Zeugen dahin gebracht worden ist, einen Unschuldigen zu richten. So stellt auch er sich den Gerichten, um sein Leben zu endigen. —

Übrigens ist das Interesse für das Verbrechen nicht nur bei solchen Dichtern zu finden, die selbst Kriminalromane oder Verbrecherdramen geschrieben haben. Vielmehr ist es in irgend einem Zeitraum seiner Lebensgeschichte wohl überhaupt bei jedem geistig angeregten Menschen zu beobachten. Der junge Hebbel klagt einmal in seinen Tagebüchern über den Überdruß an der uninteressanten Wohlanständigkeit der bürgerlichen Kreise. Er wurde ein eifriger Leser seltsamer Kriminalfälle und ein leidenschaftlicher Beobachter und Beurteiler des Verbrechens. Von Ibsen und vielen anderen Dichtern wissen wir das gleiche.

Ganz allgemein ist ja der Konflikt zwischen äußeren oder inneren Gesetzen mit den Leidenschaften der Menschenseele einer der bevorzugtesten Gegenstände dichterischer Schilderung; die Vorstudien dazu müssen sich zum Teil auf der Bahn der Erforschung des Verbrechens bewegen. Daß letztere sich häufig in jene ästhetische Freude am Verbrechen verwandelt, die bei so manchen Dichtern hervorbricht, ist eine wieder und wieder zu beobachtende Tatsache. Wie weit dieses Interesse am Verbrechen geht, das erfahren wir selten mit aller Deutlichkeit, da die meisten Menschen es verheimlichen oder mit einem Deckmantel zu umhüllen suchen. Es hat sich nicht jeder so offen darüber geäußert wie Friedrich Nietzsche in dem Liede Zarathustras „Vom bleichen Verbrecher", vielleicht dem kühnsten Bekenntnis für das Verbrechen an sich und den Verbrecher, der größer sei als der Richter. Der Verbrecher erscheint hier gewissermaßen als Vorform des Übermenschen. „Was ist dieser Mensch? Ein Knäuel wilder Schlangen, welche selten beieinander Ruhe haben — da gehen sie für sich fort und suchen Beute in der Welt. Seht diesen armen Leib! Was er litt und begehrte, das deutete sich diese arme Seele — sie deutete es als mörderische Lust und Gier nach dem Glück des Messers." —

(Schluß folgt).



Lesefrüchte.

Gedichte.*)

Von Wilhelm Arminius.

Altmark.

In meiner Heimat grüßt kein Kranz von Bergen,
Windweite Heide dehnt sich über Land,
Das schmale Flüßchen fordert keinen Fergen,
Und um den Pflüger stäubt viel loser Sand.

Verdörrend knistern sonngebräunte Flechten,
Ums falbe Strohdach zittert heiß die Luft.

*) Die mit einem * bezeichneten Gedichte sind bisher nicht veröffentlicht. Die übrigen sind der Sammlung entnommen: Gedichte von Wilhelm Arminius. 2. Auflage. Verlag von Alexander Duncker, Berlin W 57.

Die Elster lacht im Busch. In Sommernächten
Wächst in die Schwüle herb der Kiefernduft.

Dem König treu und ihrem Gott ergeben –
In meiner Heimat schwört die Lippe nicht.
Schlicht tritt die Liebe in das junge Leben,
Und schämig hüllt die Seele ihr Gesicht.

Gefällig raunt manch steinern Mal den Winden
Ein hohes Lied aus der Vergangenheit.
Und ob Geschlechter um Geschlechter schwinden,
Jung führt mein Stamm die Pflugschar seiner Zeit.

Ziel.

Mondlichtschatten auf verträumten Wegen ...
Meine Pfade gehen all entgegen
Einem Stern, der hoch im Blau erstand.

Atme, Brust, vom Staube zu gesunden!
Stärker als die Welt bist du befunden,
Da in dir die Liebe Heimat fand.

*Bitte.

Nun will sich kein Gezweig mehr regen,
Des Tages letzter Odem wich –
Die Erde will der Ruhe pflegen,
Und arbeitsmüde bin auch ich.

Und möchte schlummern tief in Gründen
Und weiß nicht, ob ich aufersteh,
Weiß nicht, ob neu sich Kräfte künden,
Damit mein Werk ich blühen seh.

Gebrochner Scholle würzig Dampfen
Steigt zu mir in die junge Nacht,
Fern ist verhallt der Rosse Stampfen;
Der Pflüger hat sie heimgebracht.

Sein Werkzeug scharfgewölbten Buges
Hat feines Leuchten mir entsandt ...
Herr, drück auch mir den Griff des Pfluges
Am jungen Tag in starke Hand!

Zu Haus.

Vom Abend der Straße versprengte Stimmen;
Wegmüd' recken die Glieder sich aus,
Gedämpft eines Lämpchens ruhvoll Glimmen.
– Ich war weit draußen, ich bin zu Haus.

Vorm Ohre wispert mit Summen und Singen
Hausgeistchen behaglich von Winter und Wind;
– Draußen wollt ich das Glück erringen,
Hier bin ich meiner Mutter Kind.

Zuversicht.

Wie vertiefte Bläue
Überm Buchenhag
Mir in junger Treue
Hebt den jungen Tag –
Weicht der Nacht Bedrücken
Mit dem letzten Rauch,
Und ein jung Entzücken
Weckt der frische Hauch.

Leben, deine Schwingen
Fächeln um mich her,
Deine Stürme bringen
Perlen aus dem Meer.
Junge Pulse schlagen,
Heiße Sonnen glüh'n,
Und aus Zukunftstagen
Seh ich Lippen blü'hn. –

Wenn vorbei das Sammeln,
Wenn vorbei das Tun,
Lippen, die mir stammeln
In mein letztes Ruh'n:
Was du still beim Werden
Hast verstreut im Leid,
Ihm ist nun auf Erden
Eine Statt bereit.

Muttergrab.

Hoch vom Grabkreuz bebt des Vögleins Kehle.
Töne, wie bedrängt ihr meine Seele!

Tief im Grund, wo Zittergräser schwanken,
Ruht, bei der ich weile in Gedanken.

Lenz-Gesicht.

Im Winterwald steig ich umher.
Die Plätze stumm – die Wege leer.
Doch das im Ohr – – das ist ein Tritt!
– Wer wandert so verstohlen mit?

Gib acht! Jetzt schreit ich still entlang
Hier bis zum End den schmalen Gang,

Und dann auf einmal wend ich mich.
Ha — siehst du wohl — da hab ich dich!

Ein flatternd Weiß, ein huschend Licht;
— Wars ein Gewand? ein jung Gesicht?
Klang nicht ein leiser Aufschrei her?
— — Der Wald schläft stumm, der Steig ist leer.

*Ostern.

Es ist um mich — ich weiß nicht was ...
Vielleicht der Glanz nur auf den Dingen;
Vielleicht das feine Zwitschersingen
Hoch aus der Luft ohn' Unterlaß.

Vielleicht der Hall von meinem Fuß;
Der blanke Kirchturm tief im Grunde;
Vielleicht aus jenes Kindes Munde
Der scheu gewährte Morgengruß.

Der Wald so kahl! Wie falb das Gras!
In Höhen wieder doch das Singen!
Und dieser Glanz auf allen Dingen —
— — Es ist um mich — ich weiß nicht, was . .

Wanderlied.

Daß still im goldnen Abendlichte
Der Tag entschwand, drob klag ich nicht,
Und wenn aus düstrem Angesichte
Die Nacht mich anblickt, zag ich nicht.
Nach Dieben, Räubern, Mordgesindel
Und Nachtgespenstern frag ich nicht,
Denn ein gespicktes Reisebündel
Und schlecht Gewissen trag ich nicht.
Gibt auch der Quell ein klar Getränke,
Ihn anzuzapfen wag ich nicht,
Dort blinkt ja schon die Waldesschenke,
Was dort ich tue — sag ich nicht!

Herzensgespinst.

Aus Blicken gesponnen,
Aus Träumen gewebt,
So hab ichs gelebt.

— Nun ist es zerronnen.

Aber weil es die Liebe spann,
Hing mein ganzes Herz daran

Kindes Amen.

Im Zimmer starb des Tages Licht,
Schwarz kam die Nacht gekrochen;
Ein kleines Lied — ich kannt es nicht —
Hast halblaut du gesprochen.

Es rief in den Lenz die schlummernde Au,
Verstreute Blütenflocken,
Es klang in das Novembergrau
Wie verzitternde Pfingsttagsglocken.

Ein Beten wars — ein Sehnsuchtstraum —
Andachtschwer die Weise.
Im Schoß unser Kind, das atmete kaum,
„Amen" sprach es leise.

Stiller Sonntag.

Die Felder feiern — auf den Weg verstreut
Kranzblumen, die beim Friedhofsgang entfallen,
Es kommt und geht und kommt ein fern Geläut,
Wie Sehnsuchtsträume durch die Seele wallen.

Verwehte Lichtlein blinken über Feld
Weither — weither — ich weiß es nicht, von wannen;
Erlöste Seelen sind's, aus andrer Welt
Durch ein Gebet in diese heut zu bannen.

Sie grüßen mich mit mattem, irrem Schein,
Indes verzittern des Geläutes Wellen,
Sie grüßen mich: wir möchten bei dir sein,
Um deinen Pfad mit Liebe zu erhellen.

Bei Junker Jörg.

Torwart, laß ein! — Aus Dunkel weist
Zu einem Stüblein deiner Mauern
Mich meines Herzens tiefstes Schauern.
In Altem such ich neuen Geist.

Protestler, dich! — Die Stiege knarrt.
Hinein! — wo Welttrutz eng umfriedet,
Wo schärfer nie ein Schwert geschmiedet,
Und wo ein Reich erobert ward.

Nimm auf mein Opfer, große Macht!
Der Jünger will dem Meister lauschen.
Hier hör' ich deinen Fittich rauschen —
Und unter Brausen weicht die Nacht.

Mit meiner Augen Morgenlicht
Seh' ich dich sternennahe thronen,
Ich seh' dich zwischen Kerkern wohnen,
In die dein Griff sich Breschen bricht.

Da ist's des Blitzes Strahl, der fällt,
Von tausend Bornen sprang die Hülle,
Von tausend Bächen stürzt die Fülle.
So strömt die Klarheit in die Welt.

Ich schaue — fühle — fasse dich.
Die Welt schleicht hin auf trägem Schuhe,
Du aber kündest: Tod ist Ruhe!
Mit jungem Leben füllst du mich.

Ich seh' noch immer deutsches Blut
Trutzrot durch deutsche Adern wallen.
Noch jetzt kann deutsche Faust sich ballen!
— Protestler, leih' uns deinen Mut!

Schloß Dornburg.

„Einen Knoten Flachs mußt graben, Kind, du in des Schlosses Stein,
Wirst auf immer dann gebunden an die schöne Heimat sein!"

Heimlich sprach des Dorfes Ahne. — Also Katharina tat.
Tief in Dornburgs Felsenmauer schloß sie ein die Zaubersaat.

Wetternacht — die Blitze zucken; Flamme loht, und Asche flockt — —
Eine Mauer nur blieb stehen. — Katharina hell frohlockt:

„Meine Heimat muß mich halten, wohl geschützt der Zauber ruht!"
Winterschnee und Tauwinds Fächeln; Dämme bricht des Elbstroms Flut.

Über rußgeschwärzte Mauern wälzt er seiner Wasser Schwall,
Und sie spülen und sie wühlen tief sich in den Felsenwall.

Auf den wilden Wogen tänzelnd treibt ein Knoten Flachs dahin . . .
Katharina ward des fernen Rußland große Kaiserin.

Böhmische Sonnenwende.

Sag' dir ins Ohr, Marei:
Heut' durch die Nacht, juchhei,
Kam der Sommer geflogen.
Früh stieg der Bauer hinauf.
Rief an der Ruhstatt der Väter:
„Ähnl, Ähnl, steht auf,
Sonnenwend' ist nah!
  Sankt Johann und auch Sankt Peter,
  Sankt Johann ist wieder da!"

Schon blitzt die Axt, Marei.
Komm' mit zum Wald, juchhei,
Die harzige Fichte zu fällen.
Stolz ragt der Königsbaum,
Hoch vom Heidenberg weht er.
Mit Bändern und goldenem Zaum
Schmückt ihn, ihr Mädchen – tralla!
Sankt Johann und auch Sankt Peter,
Sankt Johann ist wieder da!

Weidenfackeln, Marei,
Hab ich gedreht, juchhei!
Schwing' sie der Liebsten zu Ehren.
Dunkel steigt aus dem Tal,
Glocken riefen die Beter –
Flamme denn, feuriges Mal,
Wie es vor Alters geschah!
Sankt Johann und auch Sankt Peter,
Sankt Johann ist wieder da!

Schwing' dich mit mir, Marei,
Durch die Lohe, juchhei!
Flinten krachen und Böller.
Heissa, gewonnen die Treu',
Mädel, trotz Angst und Gezeter!
Daß uns der Tanz erfreu',
Töne, Harmonika!
Sankt Johann und auch Sankt Peter,
Sankt Johann ist wieder da!

Neigt sich der Baum, Marei,
Faß' schnell ein Ästchen, juchhei!
Tragen es brennend zum Herde.
Tragen das Glück in dein Haus,
Glück für heut' und für später!
Sag' es dir heimlich voraus:
Kirchgang und Taufe sind nah . . .
Sankt Johann und auch Sankt Peter,
Sankt Johann ist wieder da!

Moltke bei Sedan.

Über Bazeilles, ihr Bayern, heran!
Sedan ist Ziel – kommt an, kommt an!
Mit den Württembergern hält „unser Fritz"
Bei Donchéry – verschanzten Sitz.
Und rings auf den Höhen von Daigny-Givonne
Blinken der Sachsen Batt'rien schon. –
Hurra, da seid ihr! Kommando, Kameraden:
Mit Granaten geladen!

Über Mac Mahons Korps bis nach Fleigneux
Schloß sich der Ring auf Hügel und Höh';
Bei Illy nur — da klafft ein Tor!
„Moltke, wo bleibt das Gardekorps?" —
König Wilhelm fragt es besorgten Gesichts.
Viel Augen spähen, sie finden nichts.
Stumm wägend sitzt einer vor Karte und Zeiger:
Der große Schweiger.

„Die Hand uns gebunden! — Und doch, und doch,
So gehen sie nie uns unter das Joch!
Seht, wie's dort unten sich regt, sich regt
Durchs Gehölz von Garennes sich wälzend bewegt!
Seht, was die Wolke zerplatzend spie:
Zur Attacke französische Kavallerie!
D'rauf Kanoniere! Der Sieg wird teuer:
Erst Geschütz, Feuer!"

Da donnern die Höhen; da wirft sie's zurück;
Nur dort im Osten — der Feind hat Glück —
Da drängt er heran in brausender Flucht,
Da hemmt kein Bajonnett die Wucht.
Bald — bald ist zersprengt der eiserne Ring — —
Ein jedes Auge an Moltke hing.
Kein Fuß blieb geruhig auf seiner Stätte,
— Nun, Kriegsmeister, rette!

Minuten schleichen. — Jetzt hebt er den Blick.
Streng dienstlich schiebt er die Schärpe zurück
Und meldet — das Auge voll Siegesschein —:
„Mein König, die Garde greift eben ein!"
Die Garde?! — „So sprach er!" — Ein Zweifel, ein scheuer —
Da, horch, von Illy her Pelotonfeuer!
— Ein Blick auf den Alten — „Vergib unser Schwanken,
Moltke — wir danken!"

Wallfahrt zur Fahne.

I. (Paris.)

Wogt ein voller Menschenstrom
Durch die Straßen von Paris.
Hört ihr, wie's brausend hieß:
Auf zum Invalidendom,
Auf ihr Kriegskameraden?

Schwoll der Ruf; die Masse schwoll,
Und es ward ein einziger Tritt,
Und die Fenster klangen mit,
Und der Dom, der Dom ward voll
Von den Patrioten.

Aller Blicke auf zur Wand.
Aller Augen voll Triumph
Auf dem schlichten Fahnenstumpf,
Den man einst bei Dijon fand,
Dicht bedeckt von Toten.

Und in trunkener Prahlerei
Nun in langem Zuge wallt
Klein und Groß und Jung und Alt
Stolz erhobenen Hauptes vorbei
An der Preußenfahne.

Und ein Schrei durchschallt den Raum –
Und es ward ein einziger Tritt,
Und die Fenster klangen mit;
Und es lag ein Siegestraum
Über ganz Paris.

II. (Berlin.)

Ein Wintertag. Auf das Zeughaus tritt
Ein Mütterchen zu mit zagem Schritt,
Zeigt an der Tür den Erlaubnisschein;
Ein Offizier läßt sie lächelnd ein
Und spricht: „Da habt ihr sie ohne Gefahr,
Die Kanonen sind groß in Berlin, nicht wahr?"

„Die Kanonen?!" – Das Mütterchen kopfschüttelt: „Nein!
Heut' müssen's Fahnen, französische, sein!
Der Tag von Dijon ist ja, wißt,
Der meines Wilhelm Todestag ist.
Bei Dijon, da war um die Fahne der Kampf,
Und der Wilhelm voran im Pulverdampf!
Wie hatte er fest in der Faust den Schaft,
– Und Wilhelms Faust, die hatte Kraft! –
Doch die Kugeln – das schlimme französische Blei – –
Und grad' hierher –! Es war bald vorbei;
Sein Hauptmann hat mir's nachher erzählt,
Der Wilhelm hätt' sich nicht lang' mehr gequält . . .
Und heut' ist wieder der Tag, und es hieß,
Es wär' eine Wallfahrt in Paris
Zu unserer Fahne. Da ließ mir's nicht Ruh,
Es war, als rief mir der Wilhelm zu.
Aus dem Dorfe trieb's mich, zur Bahn zu geh'n,
Nach Berlin her mußt' ich, um nachzusehn,
Ob für die Fahne, die uns genommen,
Auch genug französische wiedergekommen!"

So spricht das alte Mütterchen schlicht,
Die Lippen zucken im stillen Gesicht,
Und stumm drückt ihr der Begleiter die Hand,
Weist auf die Adler rings an der Wand
Und spricht: „Zählt, Frauchen, zählt und wißt,
Daß das noch lange nicht alles ist!
Wie sie in Paris um die eine auch schrei'n,
Das soll unser heiligstes Sinnbild sein:
Die zerschossene Fahne, Toten geraubt.
Ein Held war der Wilhelm, Mütterchen, glaubt!"

Da schweift der Alten Blick umher:
„Und die — und die — und gar noch mehr?!"
Und stolz aufleuchten das Auge will.
Sie faltet die Hände:
„Da lieg' ganz still,
Ganz still, mein Jung, in deinem Bett,
Deine Kameraden — die machten's wett!"

Der Augenmacher.*)

Von Wilhelm Arminius.

Der Märzschnee lag puderartig auf dem Hochwald der steil ansteigenden Berge und gab ihnen im Glanz der schrägen Sonnenstrahlen einen seltsamen Reiz.

Nicht so in dem tief eingeschnittenen Tal.

Bis hierher kamen die Sonnenstrahlen nicht. Düster lag es da. Rauch und Ruß der vielen geschäftigen Essen hatten hier die weißen Flocken bald unter sich begraben, sie geschmolzen und den Schmutz der Landstraße vermehrt.

So machte das lang hingestreckte thüringische Dorf einen unwirtlichen Eindruck.

Feuerstätte reihte sich an Feuerstätte; der Kohlendunst aus den Werkstätten der Eisenarbeiter beengte die Atmung und nahm den Gesichtern die Farbe.

Aber Jugend und Fröhlichkeit sind nicht ganz zu bannen. Eine Schar von Knaben hatte sich den Chausseestein gereinigt und war bereits allzu frühzeitig bemüht um Stückchen zähen Weidenholzes, die sie mit dem Messergriff klopften. Dazu sprachen sie im Sington:

„Pfeifchen, Pfeifchen, geh heraus!
Wenn de net willst rausgehen,
Wärf ich dich in Hengemöllersch Graben,
Beißen dich de Mücken unn de jongen Raben!
Gikak!
Lämmerjak!
Morgen wird's Brauttag."

„Minn wird schon gud," meinte Robin-Daniel, kniff die Augen halb zu, wie er es beim Kantor gesehen, und tastete mit seinen plumpen Fingern darauf herum. Dann reichte er es Beßler-Christian.

„Nä," sagte dieser wegwerfend, „'s is noch nüscht! 's is noch hart! Unn dann ärscht ämal schnitz! Ob de 's so kannst wie Jürr."

*) Entnommen der Novellensammlung: Aus der Ruhl von Wilhelm Arminius, Leipzig. F. G. Amelangs Verlag. 2. Tausend. Geh. Mk. 2—; geb. Mk. 3—.

„Wie Jürr, gäck och! Wie Jürr, nä, das kun ich net."

Kleinlaut geworden, empfing der Knabe sein Stück zurück, während der andere mit Kopfnicken vor sich hinlachte und sagte: „Wenn ä net mütt in d'r Schmied hocken, d'r Jürr! Awwer ä mutt Bäld schaffen. Weißt, de vill Schulden!"

Daniel zuckte die Achseln. „Beim Dines? De paar Pfennig, die ä da kriegt! Womme'n holen?"

Aber Kirsten hob die Hand. „D'r Dines! Wie ä 's halt ümmer macht!" und er zog sich das eigene Ohr beträchtlich lang. „So ä Bösfälscher!"

Da klopften alle eifrig für sich weiter, sangen dazu und blickten mit bläßlichen Gesichtern zur Sonne auf, die die Bergspitzen erglänzen ließ.

Der Gesang drang auch über den Bach mit dem wilden Bergwasser bis zu einer der rußigen Feuerstätten dicht an der steilen Bergwand. Hier klirrte das scharfkantige Eisen, das weichen Händen Wunden riß, hier lag der Kohlendunst als dicke Wolke, hier herrschte der, den sie „Dines" nannten, und der sich „Justinus" schrieb.

Durch die dicke Dunstwolke seiner Werkstätte sprangen rote Funken zu kurzer Daseinsfreude. Die Flamme sang dahinter geheimnisvoll, und der Blasebalg fauchte die Singende wild an.

Klipp—klapp! ging es hier. Im Takte und unaufhörlich. Mit dumpfem Ton schlug der wuchtige Hammer des Meisters auf, mit leichterem, elastischerem Hieb der kleinere des Zuschlägers, Georg, den sie „Jürr" riefen.

Der Schmied hielt den glühenden Eisenstab mit der Zange gepackt und drehte ihn behend unter den Schlägen.

Immer spitzer wurde das Ende des Eisens; dann flog es mit geschicktem Handgriff auf den Blockmeißel hinüber, mit einem Schlage wurde es abgeknickt, in das Loch des Nageleisens gebracht, völlig abgeschlagen, und wieder sausten von beiden Seiten blitzschnelle Schläge auf das obere Ende, das dadurch zum Kopf wurde.

Endlich schlug der Meister mit dem noch roten Eisenstab leicht darunter, und im Bogen flog der fertige Hufnagel zischend in den daneben stehenden Wassereimer.

Während der Alte mit dem grauen Bartkranz, der von Ohr zu Ohr reichte, das Eisen zu den anderen Stangen ins lohende Feuer legte, nickte er ein paarmal mit dem Kopf und brummte: „Jong, das weiß de Duifel, dau stähst am Amboß wie ä Alter. Me wärrn gud zesammen hausen!", und er griff mit sichtlichem Behagen zur zweiten Stange, sie auf den Amboß zu schwingen.

Aber der erwartete Schlag des anderen Hammers blieb aus. Als sein Blick auf den eben belobten Zuschläger fiel, stand dieser verträumt da und starrte mit den großen blauen Augen auf die fahle Bergwand, die jeden Ausblick abschnitt.

Es war ein schlanker, feingliedriger Knabe, dessen offenen Gesichtszügen der schwärzende Ruß nichts anhaben konnte. In seiner Miene stand ein Widerwille gegen seine Umgebung deutlich ausgeprägt. Er horchte nach draußen auf den Gesang seiner Kameraden, den die Bergwand zurückwarf.

„Jong, was häste?" murrte der Alte endlich.

Der Knabe schrak zusammen, wischte sich übers Gesicht und trat zum Amboß. Der erhobene Hammer fiel aber dennoch wieder zu Boden. „Ich — ich — ich hör' mi Moddersch, Meister —", sagte er plötzlich und mit ängstlich bittenden Augen sah er zu dem Alten auf.

Der machte ein seltsames Gesicht. „Di Modder Jürr?"

„Ju, ju! Sie is zur Glashütte gewast, Röhren holen, Meister!" Dabei hatte er den Hammer bereits losgelassen und war in den Eingang getreten. Während er auf das sich nähernde Klirren draußen horchte, sah er noch immer den Schmied an.

„Gäck och, dau Schibbel", brummte dieser mißmutig. „Is änn Not mit so änn Jong! Könnte si gut Ärbeit hun, unn ich glaube, ä hält doch net aus!" Aber schon war Georg schnellfüßig hinaus, und der Alte sprach in die Luft.

Draußen traf der Knabe eine kümmerliche Frauengestalt, die mit dem Reffen voll langer Glasröhren langsam die Waldhöhe herunterkam. Ihr Kopftuch mit dem hängenden befranzten Ende sowie Kleid und Jacke waren leicht beschneit. Ihre Rückenlast klirrte bei jedem Schritt.

„Moddersch, mi Moddersch!" — Georg umschlang sie so heftig, daß die Röhren schwankten.

Die Frau blieb stehen und atmete ein paarmal asthmatisch auf. Ihre Züge wiesen deutliche Zeichen der Entbehrung und Krankheit auf.

„Jürr, i dau Jong, häst denn net ze ärbeit? Was willste ner?"

Etwas beschämt ließ der Knabe ab. „Dich sähn, Moddersch, bloß dich ämal sähn — unn de Röhren, de schönnen Röhren!" — Er blickte sehnsüchtig zu dem zartgrünlich schimmernden Glase auf. Dann faßte er seine Mutter an den Arm und schritt mit ihr auf dem von der Straße abbiegenden Seitenpfad den Berg hinan.

Die Frau schüttelte den Kopf. „Was kümmern dich de Röhren? Sag doch vom Meister Schmied! Is dänn d'r Dines noch ümmer zefrieden mit d'r?" und sie puffte den Jungen auffordernd in die Seite.

Jürr ließ den Kopf sinken und zog die Füße nach. „A will mich nähm, Modder. Am Dage nach Palmsondag, wenn ich gefirmelt bin, soll ich komm — dann wär' es fest."

Mit einem seltsamen Laut hielt die Frau im Gang inne und faltete die Hände über dem Kreuzgriff ihres Wanderstockes. „Jürr, was ist d'r Härrgott für ä guder Mann! Nun bin ich de Sorg lus, Jürr! D'r Dines, ju, d'r Dines!"

Aber Georg äußerte sich zu dem Freudenausbruch nicht. In seinem Innern arbeitete etwas.

„Modder!" begann er halblaut und sah auf seine langen schmalfingrigen Hände, die nicht für das Schmiedehandwerk gemacht schienen und noch von der Arbeit zitterten. „Modder!"

Aber die Alte hörte nicht. „D'r Dines —" sprach sie noch immer vor sich hin, gleichsam erlöst, „ä is ä rächter Mann, das ist wärzig wahr! Unn nu würst dau ä Schmied unn ä rächter Handwerksmann, weißt, wie de annern! Net verpfunzt, wie di Vader! Nu würst im Sommer abends unter d'r Lind sitz unn käst für Modder unn Schwäster mehr übrig haben als ä Weckchen, gäll? Denkst au an de Dorte-Gret, di arme Schwäster?"

Sie legte ihm die Hand auf den Kopf und sah ihm voll Stolz in die Augen, und als sie ein paar Rußteile in seinem hellblonden Haar bemerkte, strich sie voll Ehrfurcht darüber hin.

Dorte-Gret! — Georg zuckte zusammen. Sie war verwachsen und kränklich und würde nie arbeiten können. Und er hatte seine Schwester lieb! — Da nickte er leise und verzichtend und schwieg.

Seine Augen gingen zu dem Hüttchen, dem sie sich näherten, dem armseligsten unter allen, und da bemerkte er seine Schwester auf der Schwelle sitzen.

Sie hielt die blasse Hand erhoben und sah beglückt darauf hin.

„Jürr, ä Marienkäferchen, ä grüßlich schönnes Mariechen!" rief sie ihrem Bruder entgegen und zeigte ihm den kleinen, siebengepunkteten Käfer, den sie in der Scherbe gefunden.

Das helle Rot stieg in ihr krankhaft bleiches Gesicht, und mit feiner Stimme begann sie zu singen:

„Mariechen, Mariechen, flieg uis!
In Dannewald!
Di Häuschen brennt,
Di Kindchen schreit,
Di Vader stirbt,
Di Modden winkt;
Mariechen, Mariechen, flieg uis!"

Da kam über den Knaben ein wunderliches Träumen. Von dem blankgescheuerten Tisch her, an den er sich gesetzt, hörte er sie singen; er starrte auf seine Mutter, die ihre nassen Kleider über das hohe Trockengestell der Hölle hängte, Feuer anmachte, zu dem Tresorchen an der Wand ging und bei aller Tätigkeit immerfort in freudiger Aufregung vor sich hinsprach.

Und er bedachte, daß Meister Justinus versprochen hatte, seinem Zuschläger sogleich nach der Firmelung einen kleinen Wochenlohn zu zahlen. Gewiß, das war etwas, das bestach seine Mutter. Aber später! – Standen die Schmiede und Ahlenschleifer, die das Dorf bewohnten, wirklich so glänzend da, wie es seiner Mutter Hoffnung träumte? Waren sie nicht hart bedrängt durch die Fabriken?

Und anderseits. Da in der Ecke ragten die Glasröhren, aus denen seine Mutter Perlen zu ziehen pflegte, wie sie es von ihrem Manne her gesehen und mit ihm geübt hatte. Ein mühseliges und wenig ergiebiges Geschäft! Aber diese Röhren konnten noch mehr, noch anderes hergeben – – wer es nur verstände, ihren Zauber zu lösen!

Er blickte von dem Glase weg auf seine schlanken Finger und von diesen zur Wand über der Tür.

Da stand noch von des Vaters Hand mit Kreide der Wochentag angeschrieben, der letzte seines Lebens. Am Nachmittag jenes Tages hatte ihn ein Herzschlag dahingerafft.

Dem sinnenden Knaben fiel ein, wie er seinen Vater täglich an ebendiesem Tische mit Glasröhre und Glasdraht hatte hantieren sehen, das brausende Gebläse vor sich. Und auf einmal wußte er: er selbst konnte nichts anderes werden als ein Glasbläser! In den Fingern zuckte es ihm nach dem Glase, in den Augen brannte es ihm.

Er saß und grübelte in sich hinein und aß mit diesem verlorenen Ausdruck im Gesicht sein armseliges Kartoffelgebäck, Daitscher genannt, wechselte mit Mutter und Schwester mechanisch Worte und erwachte erst, als die erstere das Haus verließ, um einen notwendigen Gang ins Dorf zu machen.

Dorte-Gret spielte auf der Schwelle – er war allein.

Da trat die volle Spannkraft in seine junge Gestalt. Er sprang zum Reffen, wählte mit kundiger Hand eine Glasröhre mittlerer Dicke, zog hellen und gefärbten Draht hervor holte aus der Ecke seines Vaters Werkzeuge, Lampe und Vertreiber, richtete alles her, und – während seine Mutter im Dorfe Dines zurief, ihr Sohn werde gleich kommen und es sei abgemacht, daß er nun Schmied werden solle –

saß der Knabe in der trüb erhellten Stube des verfallenen Häuschens mit fieberroten Backen hinter dem rauschenden Gebläse und versuchte, ob nicht der Traum, den er heimlich träumte, Wahrheit werden könnte.

Die Finger glitten wie Spinnenbeine durcheinander, die Röhre zog Fäden, wurde gedreht, geschmolzen und wieder aufgeblasen; der braune Glasdraht tupfte behend darauf herum, und immer heller wurde es in der Seele des Knaben, indes er mit scharfen Blicken unter gefurchten Brauen auf seine Arbeit schaute.

Der erste Versuch wurde beiseite geworfen, das Glas war ungleich geraten und zersprang. Auch der zweite und dritte gab noch kein befriedigendes Ergebnis. Aber trotz allem Verfehlten — er fühlte, es wurde!

Was er oben auf dem Wald bei dem Meister Greiner gesehen, er konnte es nachschaffen ohne weitere Anleitung, nur mit dem von Eltern und von Voreltern ererbten Talent.

Jetzt — da vor ihm lag ein großes Puppenauge mit dunkler Pupille und schön gesternter brauner Iris. An dem langen Glasstiel nahm er es auf, trat damit zum Fenster und prüfte es. Sein Blick erhellte sich.

Es war ein Auge, ein richtiges Auge, aber von einer Größe, wie er es durch die Gläser auf dem Wald noch nicht hatte herstellen sehen. Und er, er hatte es zustande gebracht!

Wieder trat er zum Tisch, und wieder zwang er sein Können.

Und dann saß er ganz verloren da . . .

Dorte-Gret quälte sich über die Stufen herein. Als sie die Augen sah, jauchzte sie auf und griff danach. Er aber barg sie wie ein Heiligtum in einer Schachtel.

Dann räumte er den Tisch ab, tilgte alle Spuren seines Wirkens und eilte hastig in die Schmiede, den Meister Justinus zu versöhnen. So wie in diesen Stunden war sein Hammer noch nicht geflogen, aber so oft auch hatte er noch nicht daneben geschlagen. Der Meister kannte seinen anstelligen Schüler nicht wieder. —

Am anderen Morgen, einem Sonntag, fiel feiner warmer Regen vom Himmel hernieder, der Schnee verschwand, und dann kam die Sonne durch.

Georg war schon auf dem Wege ihr entgegen.

Unter ihm schwanden die dumpfen, vom Kohlendunst verschleierten Hütten; je höher er stieg, um so mehr breitete sich die Landschaft aus, und eine Luft wehte hier oben, so herb und rein, wie er sie in der Tiefe nie geatmet.

Aus dieser Luft stammte er, in diese verlangte er zurück. Er jauchzte hellauf und legte die Hand über die Taschen. Was er hier im Schächtelchen trug, sollte ihm den Weg dazu eröffnen. Wie hatte sein Vater nur einst vermocht, in die Tiefe zu steigen! Hier oben allein war Frische, Bewegung, Leben!

Die Tannenkrönungen der Berghäupter kamen ihm näher; er schritt über alten, schwärzlichen Schnee — aber er mußte die Jacke lösen und die Mütze abnehmen, er schritt durch Sommerwehen.

Wenn er wieder ins Dorf kam, mußte der Tod ausgetragen werden, er selbst wollte dann das Laubmännchen machen — der Sommergewinn war ja fühlbar da! Er atmete ihn tief, tief ein.

Nun noch um die Tannenecke hier und dann — da war sie schon: die Hütt'! Die Glashütte, der gemeinsame Schatz all der Bewohner dieser kleinen freundlichen schiefergedeckten Häuschen, die jetzt vor ihm aufmarschierten in langer Reihe.

Blauer, leicht aufwirbelnder Rauch der trocknenden Scheite quoll aus dem breiten Spalt des dunklen Daches hervor. Wie gern Georg den säuerlichen Dunst atmete! Aus dem Innern blickten rote Feuerzungen; scharfes Zischen der hochgepeitschten Flamme aus dem Rundofen fiel ins Ohr und das Auge sah nackte Männerarme, die feurige Walzen von geschmolzenem Glase schwangen.

Hier arbeiteten des Knaben Freunde, die lustigen Gläser.

Über hohe Sandhaufen, über Klumpen grüner Glasgalle, die am Boden lagen schritt Georg hinweg. Lange Zeit blieb er an der Tür stehen, grüßte Valentin, den Einträgerjungen, der, solange die „Hitze", d. h. die Feuer- und Arbeitszeit der Hütte, dauerte, auch am Sonntag keine freie Zeit hatte und Sand und Soda heranschleppte. Er sah auch, wie zwei Gesellen, die mit Hohlpfeife und Bindeisen hantierten, die blitzende, viele Meter lange Glasröhre, die eben gezogen war, in den Staub der Hütte niederlegten und zerschnitten. Dann endlich kam Meister Brömmer durch den Gang, und er ging ihm nach.

Im Kontor legte er dem kleinen Mann mit den immer blinzelnden Augen die Puppenaugen vor.

Gleichsam gierig griff der Glasmeister danach.

„Wer hät das gemacht?" fragte er fast streng.

Georg vermochte kein Wort zu stammeln.

„Hein? Bist zu stolz zum Antworten geworden? Doch net dau?"

Da nickte der Junge.

Eine ganze Weile sah ihn der andere stumm an. Dann ging er mit den Glasstäbchen kopfschüttelnd hinaus.

Georg hörte im Nebenzimmer sprechen; Ausrufe des Erstaunens schlugen an sein Ohr. Endlich kehrte der Meister zurück und hieß ihn mitkommen.

Sie durchquerten die Hütte, in der viel neugierige Blicke auf Georg fielen, und schritten aus der fast unerträglichen Hitze in die Frische der Straße.

Kleine Mädchen hüpften hier im Sonntagskleide auf trockenen Stellen herum und sangen dazu ihr Tanzliedchen:

„Wenn's Kirmes wird, wenn's Kirmes wird,
Da schlacht mi Vader änn Bock;
Da danzt mi Modder, da danzt mi Modder,
Da wackelt ihr d'r Rock."

Georg hörte und sah sie nicht. Sein Herz pochte. Er hatte ein schmuckes Häuschen — das stattlichste des Ortes — im Auge; das ließ ihn nicht los.

Hier wohnte Meister Böhme, der die schwere Kunst übte, Menschenaugen aus Glas zu fertigen. Nur des Glases wegen, das er von einer ganz bestimmten Art haben mußte, wohnte er hier oben nahe der Hütte. Sonst hätte der berühmte Mann auch einen Wohnsitz aufsuchen können, der für die ihn besuchenden Ärzte und Händler bequemer zu erreichen war.

Als Georg bemerkte, daß Meister Brömmer wirklich auf dies Haus zuschritt, taumelte er.

Dem Menschenaugenmacher legte Brömmer die Puppenaugen vor und erzählte ihm von den Verhältnissen des Knaben, den er von seinem Vater her wohl kannte.

Der Meister schmunzelte, als er die großen, gestielten Dinger in die Hand nahm. Dann stellte er scharfe Fragen nach Art und Weise der Entstehung.

Georg antwortete rasch; es war ihm ja so selbstverständlich, zu erklären, was er gearbeitet hatte.

Danach nickte der Betrachter eine ganze Weile still vor sich hin, und es schien dem Knaben hier in der Stube so feierlich zu werden wie in der Kirche. Endlich rieb sich der Alte die Kinnstoppeln und fragte mit wohlwollendem Ausdruck um die scharfen Augen: „Möchtest du wohl bei mir in die Lehre treten, Junge?"

Georg versuchte zu sprechen, aber seine Zunge schien angewachsen zu sein; ja er bekam nicht einmal die Lippen auseinander.

Verlegen sah er weg – geradaus in das Zimmer hinein. Da starrten ihn von überallher die vom Meister gefertigten Glasaugen an, und diese Augen bekamen Leben.

„Wenn ich so vill kriege wie bei Meister Dines!" stieß er endlich heraus, und die Augen gingen ihm dabei über.

Die beiden sahen sich an und lächelten. Dann fragten sie ihn aus.

Als sie hörten, worum es sich handelte, sagte der Meister und strich ihm das Haar: „Junge, Mutter und Schwester wirst du einmal ernähren können besser als mit der Schmiederei. Darauf hast du mein Wort, und das will ich deiner Mutter schreiben. Und von Ostern sollst du das Doppelte haben, was Meister Justinus dir hat geben wollen."

Da sah Georg eine ganze Weile leer darein, so daß ihn der bewegliche Meister Brömmer bei der Schulter nahm und ihm das Gesagte noch einmal ins Ohr schrie, denn er meinte nicht anders, als die Worte wären nicht verstanden worden.

Georg aber hatte einen Lichtstrahl verfolgt, der eben über eine Wasserkaraffe geglitten war, wo er eine leuchtende Sonne vorgestellt hatte, und der jetzt dicht neben der Karaffe auf zwei Glasaugen traf, die nahe beieinander im Schatten gelegen hatten und die blaue Farbe der Augen seiner Mutter zeigten. Da begannen diese Augen ein eigenes schimmerndes Leben.

Um des Knaben Mund erschien ein traumhaftes Lächeln des Glückes.

„Mi Modder –" sprach er vor sich hin, und dann riß er die Mütze an sich, sprang wie ein Reh über die Schwelle, daß er mit den Schultern fast die Pfosten mitgenommen hätte, und stürmte zum Hause hinaus, immer gerade hinein in die warme, würzige Lenzluft der Höhe.

Hinter ihm drein aber klang es von den singenden Mädchen:

„Da danzt mi Modder, da danzt mi Modder,
Da wackelt ihr d'r Rock!"



Kritik.



Alte deutsche Legenden. Gesammelt von Richard Benz. Eugen Diederichs Verlag. Jena 1910. 104 S.
Ekstatische Konfessionen. Gesammelt von Martin Buber. Eugen Diederichs Verlag. Jena 1909. 238 S.

„Und wenn es ein schauender Mensch war, so redete Sankt Antonius mit ihm, solange er wollte und er sein begehrte. War es aber ein wirkender Mensch, so redete er mit ihm kurze Weile ernsthafte Rede und nütze Lehre" berichtet die Legende. Vom Wirken und Schauen im Glauben handeln zwei Bücher, die, jedes in seiner Art, unumwundene Anerkennung und Empfehlung verdienen. Zuerst die „Alten deutschen Legenden", die Richard Benz gesammelt und herausgegeben hat. Aus dem Schatz der christlichen Legendendichtung, der in der großen Sammlung von Heiligenleben aus dem Jahre 1471 vorliegt, hat er, wie die

Vorrede sagt, „rein unter dem Gesichtspunkt des Dichterischen ... die schönsten und bleibenden ausgewählt." Der feine künstlerische Geschmack des Herausgebers spricht schon aus der von ihm selbst besorgten Ausstattung: die stimmungsvolle Druckanordnung, die kräftig-beredten Holzschnitte — beides einem alten Original entlehnt — und eine vorzügliche Type auf gediegenem Papier wirken zusammen, um das Buch dem Leser schon äußerlich vertraut und wert zu machen. Eine sinnige Einkleidung für eine Welt von Poesie und inniger Glaubenseinfalt. Diese Heiligengeschichten, so schlichten und überzeugenden Tones erzählt, atmen duftige Märchenstimmung, wie sie aus dem Gemüt des Volkes quillt und zum Gemüt des Volkes spricht. Da heißt es in der Legende von Antonii Findung: „Als die Sonne aufging, sahen sie einen kleinen Vogel auf einem Baum sitzen, der war weißer als der Schnee und hatte einen roten Schnabel. Und der Baum, auf dem er saß, war wie ein Zelt ausgebreitet und zu seinen Wurzeln entsprang ein klares Brünnlein. Der Vogel breitete seine Flügel von einander und schlug sie wieder zusammen, da klangen sie wie Schellen ..." Wer ist nicht hineingezaubert mit einem Schlag, mitten in den deutschen versonnenen Zauberwald? Ein andermal erzählt Barlaam von der „zergänglichen Lust der Welt" ein Gleichnis: „Die, so an der eitlen Freude dieser Welt hangen, sind gleich jenem Manne, der vor einem Einhorn floh und in einen Abgrund fiel. Am Rande der Grube stand ein Strauch, daran klammerte er sich, aber wie er näher zusah, erblickte er zwei Mäuse, eine weiße uud eine schwarze, die nagten ohne Aufhören an der Wurzel, und der Strauch war schon nahe daran, daß er abreißen mußte. Und als er in die Tiefe schaute, sah er einen greulichen Drachen, dem ging Feuer aus dem Mund; und aus den Felsspalten reckten vier Schlangen ihre Häupter. Aber als er die Augen wieder aufhob, erblickte er ein Tröpflein Honig in den Zweigen des Strauchs. Da vergaß er aller Sorgen und Gefahr und labte sich an der Süßigkeit des Honigs." In wessen Herz klingt es nicht mit bei dieser zarten, poesievollen Wunderweise? Neben der Lieblichkeit fehlt auch die Größe der Bilder nicht. Kaiser Heinrich zieht nach Apulien in den Kampf mit den Heiden. „Einst ritt er daselbst allein über Feld und kam auf einen hohen Berg, darauf liegt ein Stein, da ist ein Münster halb verwachsen. Und es geht die Sage, daß man der Engel Chor da höre singen." Der Kaiser tritt in den einsamen Bau, da niemand sonst zu bleiben wagte. Christus selbst mit seinen Engeln hält Gottesdienst mit ihm im verfallenen, verwachsenen Dom auf einsamer Bergeshöhe. — Von Anfang bis zu Ende hält die urwüchsige farbensatte Sprache dieser Legenden uns im Bann. Der bergeversetzende Glaube der wirkenden und leidenden Streiter Gottes hat in seiner Einfalt etwas Ergreifendes. Unser modernes, ödes, vernünftelndes Besserwissen zieht sich — und wäre es nur für einen Augenblick — beschämt zurück. Eine wehmütige, tiefe Achtung kommt in uns auf: wir ermessen, wieviel unser Herz verlieren mußte, damit unser Kopf triumphieren konnte.

Ein Seitenstück, ein Buch vom schauenden, nicht vom tätigen Glauben, sind die „Ekstatischen Konfessionen", die Martin Buber in einem Bande vereinigt hat. Nicht um das äußere Wundererlebnis handelt es sich hier, das mit fröhlicher Naivität die Naturgesetze durchbricht, sondern um jenes tiefste Wunder, jenes geheimnisvollste Erlebnis, das seine auserwählten Träger über die Welt aller Erscheinung hinaushebt, außer sich setzt und mit ihrem Gott vereinigt. Buber hat aus der überreichen Literatur

der Ekstase nur das Sublimste, Subjektivste, gewissermaßen das Erlebnis des Erlebnisses gewählt: einen Chor von solchen Stimmen aller Zeiten und Völker, die am unmittelbarsten und reinsten das Unsagbare sagen und das Jenseitige ihres Erlebens mit der Kraft des Wortes in das Diesseits hereinringen wollen, läßt er uns aus seinem Buch als Ergebnis reicher, gründlicher Forschung entgegenklingen. Er sucht, soweit dies überhaupt möglich ist, die Ekstase in ihrer ursprünglichsten Form zu uns sprechen zu lassen: die dichterisch ausgesprochene, beschreibende, psychologisierende Ekstase scheidet er aus. Innerhalb dieser glücklichen und geistreichen Begrenzung, die nicht pedantisch durchgeführt ist, bietet er eine Sammlung von überfließender und packender Schönheit. Es wäre wider den Geist und Zweck des Buches, wenn jene Erlebnisse, die so sehr als möglich durch sich selbst zeugen wollen, an der Hand von Beispielen zergliedert, umschrieben, ihrer Ursprünglichkeit von neuem entkleidet werden sollten. Ob Inder oder Perser, Neuplatoniker oder Gnostiker, ob deutsche Nonnen von Hildegard von Bingen (1100—1178) bis zu Anna Katharina Emmerich, oder französische, englische, italienische Frauen von der Gnade ihrer Verzückung mitzuteilen suchen: dieses Schauen Gottes, diese Erhöhung über sich selbst, dieses Einswerden (Einheit werden, „in die keine Zweiheit mehr hineinreicht") mit dem Transcendentalen — sei es ein höheres Individuelles oder ein Pantheistisches — bleibt eines der hinreißendsten, gewaltigsten Phänomene aller Religiosität, das das Grundproblem der ganzen Religionspsychologie in sich verdichtet. „Wären alle Sterne, die am Himmel stehen, so groß und so schön wie die Sonne, und glänzten sie alle in eines zusammen, der Glanz aller könnte der Schönheit nicht gleichen, die an meiner Seele war."

Mit Recht hat Martin Buber selbst darauf verzichtet, die Ekstase einzureihen. „Der Ekstatiker mag psychologisch, physiologisch, pathologisch erklärt werden; uns ist das wesentlich, was jenseits der Erklärung bleibt: sein Erlebnis." Mit Recht, sage ich, denn unsre heutige, so spezialisierte Wissenschaft versagt mit ihrem blindwütigen Antispiritualismus vor dem Problem der menschlichen Psyche in ihrer Totalität. Wie sollte sie in eine ihrer unergründlichsten Tiefen leuchten können? Und doch hat der Herausgeber die Ekstase eingereiht. Genau außerhalb jeder Einreihung und mit Worten, so hellsichtig und tiefdringend, als sich nur wünschen läßt: „Es ist wie mit der Freiheit des Willens. Gewiß, die große Weltorientierung darf keine Lücke haben. Gewiß, alles ist determiniert. Aber dieser Mensch h a t s i c h f r e i g e f ü h l t. Widerlegt sein Gefühl mit euren Begriffen! Beweist, daß sein Gefühl eine Täuschung ist: wie der Theologe beweist, daß Gott ist, weil alles seine Ursache hat und also auch die Welt eine Ursache haben muß. Ihr lacht den Theologen aus: die Kausalität gelte nur innerhalb der Erfahrung; aber vielleicht ist das Erlebnis eben das, was jenseits der Erfahrung steht: weil es v o r der Erfahrung steht. Ich bin die dunkle Seite des Mondes; ihr wisset um mein Dasein, aber was ihr für die helle festsetzet, gilt für mich nicht. Ich bin der Rest der Gleichung, der nicht aufgeht; ihr mögt mich mit einem Zeichen belegen, aber auflösen könnt ihr mich nicht. You would pluck out the heart of my mystery? Dieser Mensch hat sich frei gefühlt; hat Freiheit, Gottesfreiheit über seinem Handeln gefühlt. Eine Täuschung? Gut denn, so ist die Täuschung das, was uns an ihm wesentlich ist."

Heinrich Lilienfein.

Rilke hat keine Gebärde, die nicht zum Symbol eines schönen Gefühls würde. Alles beseelt sein Auge, alles erfüllt sein Traum mit Leben und Farbe, und die Beziehungen, die er zur Landschaft hat, sind so verklärt, als sei er selber eine Weile eine Ulme im Wind gewesen oder eine Weide am Teich oder eine Welle im Fluß. Seine Melodik hat eine Selbstverständlichkeit und einen inneren Reichtum an schönen Beziehungen, daß sie uns schnell gefangen nimmt. Seine Verse funkeln und spielen gleich den kristallenen Kugeln auf den Strahlen einer nächtlichen Fontäne. Rilkes lyrische Gesichte sind zumeist nicht in der prägnanten Weise konzentriert wie bei Stefan George oder Hugo von Hofmannsthal, Rilke ist breiter und malender, dabei viel inniger und musikalischer, und eine niederdeutsche Note mischt sich ein. Er ist ein mystischer Seher, von bilderreichen Träumen besucht, und über seinen Dichtungen liegt es wie Blütenstaub.

Dem „Buch der Bilder" ließ Rilke ein Gedichtwerk mit dem Titel „Das Stundenbuch" folgen. Dieses schöne und fromme livre d'heures gab der Inselverlag zu Leipzig in einem reizenden Gewande heraus: es ist bei Drugulin auf feinem Van Geldern-Papier gedruckt und mit ein. paar Zeichnungen von Walter Tiemann geschmückt. Das Andachtsbuch zerfällt in drei Abteilungen: „Vom mönchischen Leben", „Von der Pilgerschaft" und „Von der Armut und dem Tode". Wie rinnende Bäche in abendlichen Wiesenfluren sind diese Verse; sie scheinen keinen Anfang und kein Ende zu haben, es ist ein süßes, melodisches Raunen von den Geheimnissen, die Gott umgeben. Die Verse sind berührt von dem Flügelschlag wundervollen Sehertums; hier ist eine stammelnde Hingabe an das Göttliche; eine Demut und ein tiefer Glaube! eine ergreifende Lyrik, erfüllt von Bildern und Gesichten, die alle zu Gott führen. Ich gebe ein paar Zeilen aus dem Buche wieder, wenn auch unwillig. Im Zusammenhang soll man das reine Buch genießen.

Du bist das Kloster zu den Wundenmalen.
Mit zweiunddreißig alten Kathedralen
Und fünfzig Kirchen, welche aus Opalen
Und Stücken Bernstein aufgemauert sind.
Auf jedem Ding im Klosterhofe
Liegt deines Klanges eine Strophe,
Und das gewaltige Tor beginnt.
In langen Häusern wohnen Nonnen,
Schwarzschwestern, siebenhundertzehn.
Manchmal kommt eine an den Bronnen
Und eine steht wie eingesponnen,
Und eine wie in Abendsonnen
Geht schlank in schweigsamen Alleen.
Aber die meisten sieht man nie;
Sie bleiben in der Häuser Schweigen,
Wie in der kranken Brust der Geigen
Die Melodie, die keiner kann...
Und um die Kirchen rings im Kreise,
Von schmachtendem Jasmin umstellt,
Sind Gräberstätten, welche leise
Wie Steine reden von der Welt.
Von jener Welt, die nicht mehr ist,
Obwohl sie an das Kloster brandet,

Rainer Maria Rilke. Das musikalisch Reinste, die innigste Beseeltheit, welche die junge deutsche Lyrik zeigt, findet sich in den letzten Versbüchern von Rainer Maria Rilke, dem jungen Böhmen von Geburt, der, ein unbeständiger Wanderer, bald im Norden, bald im Süden weilt, Unruh im Blut. Sein „Buch der Bilder", das er vor kurzem in neuem, erweitertem Gewande bei Axel Juncker in Berlin herausgegeben hat, enthält in Bilder umgewandelte Musik oder zu Musik gewandelte Bilder, wie man will, und mystische Tiefen von einer bestrickenden Schönheit tun sich auf. Rilke ist ein unendlich zartes, mimosenhaftes Talent. Sein Gefühl für die Melodie des Rhythmus ist so entwickelt, daß man kaum weiß, wem man ihn in dieser Hinsicht an die Seite stellen soll. Von Jacobsen und Maeterlinck führen Fäden zu ihm hin, und es ist einzig schön, wie er die Gefühle einer Blinden in Worte zu kleiden weiß. Ein ahnungsvolles Vertrautsein mit dem rätselhaften Weben des All lebt in seinen Versen, die hingleiten wie das Licht der Nacht über die Zweige rieselnder Birken im Mai. Man nehme das schöne Gedicht „Der Lesende" aus dem „Buch der Bilder" in sich auf:

Der Lesende.

Ich las schon lang. Seit dieser Nachmittag,
Mit Regen rauschend, an den Fenstern lag.
Vom Winde draußen hörte ich nichts mehr:
Mein Buch war schwer.
Ich sah ihm in die Blätter wie in Mienen,
Die dunkel werden von Nachdenklichkeit,
Und um mein Lesen staute sich die Zeit. —
Auf einmal sind die Seiten überschienen,
Und statt der bangen Wortverworrenheit
Steht: Abend, Abend . . . überall auf ihnen.
Ich schau noch nicht hinaus, und doch zerreißen
Die langen Zeilen, und die Worte rollen
Von ihren Fäden fort, wohin sie wollen . . .
Da weiß ich es: über den übervollen
Glänzenden Gärten sind die Himmel weit;
Die Sonne hat noch einmal kommen sollen. —
Und jetzt wird Sommernacht, soweit man sieht:
Zu wenigen Gruppen stellt sich das Verstreute,
Dunkel, auf langen Wegen, gehn die Leute,
Und seltsam weit, als ob es mehr bedeute,
Hört man das Wenige, das noch geschieht.
Und wenn ich jetzt vom Buch die Augen hebe,
Wird nichts befremdlich sein und Alles groß.
Dort draußen ist, was ich hier drinnen lebe,
Und hier und dort ist Alles grenzenlos;
Nur daß ich mich noch mehr damit verwebe,
Wenn meine Blicke an die Dinge passen
Und an die ernste Einfachheit der Massen, —
Da wächst die Erde über sich hinaus.
Den ganzen Himmel scheint sie zu umfassen:
Der erste Stern ist wie das letzte Haus.

In eitel Tag und Tand gewandet
Und gleich bereit zu Lust und List.
Sie ist vergangen: denn Du bist.
Sie fließt noch wie ein Spiel von Lichtern
Über das teilnahmslose Jahr;
Doch Dir, dem Abend und den Dichtern
Sind, unter rinnenden Gesichtern,
Die dunkeln Dinge offenbar.

Die jüngsten Verse Rilkes sind in der reichen, zweibändigen Sammlung „Neue Gedichte" vereinigt, die im Inselverlag erschienen ist. Diese Sammlung ist angefüllt mit vielen lyrischen Kleinodien, diese Bilder und Rhythmen verschlingen sich zu einem Gebilde voll tiefbrausender lyrischer Melodie. In dem Werke ist mehr sprachliche und rhythmische Strenge als in den verflossenen Büchern des Dichters, weniger Weichheit, die liedhaften Töne treten mehr zurück zu gunsten bildhaft malerischer und zuweilen ganz monumentaler Erscheinungen. Etwas Ehernes, männlich Kräftiges macht sich immer mehr in der ganzen Anschauung, in der ganzen Gefühlsart geltend, und wir erleben Szenen voll Düsterkeit und klagender Melancholie. Rilke hätte das schöne Werk vielleicht am besten „Lyrische Szenen" genannt, denn es sind in der Tat lauter Szenen des vielfältigen bunten Lebens, die in diesen Versen an uns vorüberrinnen, erfüllt von Gluten, von Dämmerung, von Verzweiflung, von Resignation. Das Alltägliche gewinnt Bedeutung, das kaum Beachtete tritt in einen großen Zusammenhang, das ganze Dasein bekommt ein mystisches Gesicht. Dies ist die wahre Sendung des Dichters: den Schleier abzutun von den uns zur Gewohnheit gewordenen Dingen, das Ewige erkennen zu lassen an dem Verrinnenden, das innere Leuchten uns zu zeigen an dem Vergänglichen. Und diese Sendung erfüllt Rilke auf eine holde und außerordentlich liebenswerte Art. Er wird immer ein Dichter für die Wenigen bleiben; der Weg, der zu ihm führt, ist keine breite sonnige Chaussee, sondern ein schmaler, umschatteter Saumpfad. Aber wer diesen schönen Pfad einmal gefunden hat, der wird ihn oftmals gehen und niemals ohne innere Bereicherung. Aus dem Schatzkästlein seines letzten Gedichtwerkes möchte ich noch eine kleine Probe geben, in der Hoffnung, daß dieses Gedichtwerk in seinem Zusammenhang manchem Lyrikfreunde genußreiche Stunden bereiten möge.

Die Erblindende.

Sie saß so wie die Anderen beim Tee.
Mir war zuerst, als ob sie ihre Tasse
Ein wenig anders als die Andern fasse.
Sie lächelte einmal. Es tat fast weh.

Und als man schließlich sich erhob und sprach
Und langsam und, wie es der Zufall brachte,
Durch viele Zimmer ging (man sprach und lachte),
Da sah ich sie. Sie ging den Andern nach,

Verhalten, so wie eine, welche gleich
Wird singen müssen und vor vielen Leuten;
Auf ihren hellen Augen, die sich freuten,
War Licht von außen wie auf einem Teich.

Sie folgte langsam und sie brauchte lang,

Als wäre etwas noch nicht überstiegen;
Und doch: als ob, nach einem Übergang,
Sie nicht mehr gehen würde, sondern fliegen.

Hans Bethge.

Gegenwartsentrückte Erzählungen.

I. Sternentau. (Kurd Laßwitz.)

Suchst du das Höchste, das Größte?
Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend
— das ist's!

Schiller 1795.

Die Erde ein Stern unter Sternen! Es sind schon ein paar Jahrhunderte her, daß man dies weiß. Dennoch sind die Konsequenzen dieser Weltanschauung nur selten, und ganz selten radikal, gezogen worden. Man hat eben anderes zu tun, als in die Ferne zu schweifen. Das einem jeden Nächstliegende, sein Pflichtenkreis, die „Forderung des Tages", das ist die Welt, in der gelebt wird, und auch der Spezialist des Fernliegenden bleibt, als Mensch, an die Rangordnung der Wichtigkeiten gebunden, die ihm seine Lebensstellung auferlegt, und deren Gültigkeit selbst dadurch keine Einbuße erleiden würde, wenn er sie verachten zu dürfen wähnte. Der Mensch ist ein handelndes Wesen, das tätig Aufgaben zu erfüllen hat, das in der Richtung nach vollendeter Erfüllung seiner ihm durch die eigene Einsicht erkennbaren Aufgaben, „ewig strebend sich bemüht." — Aber der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Er hat ein Herz, das den Feiertag heiligen möchte. All das Weite und Ferne, ja, das unendlich Ferne, das ihn scheinbar nichts angeht, — verlangt es nicht doch einmal gleichfalls in Augenschein genommen zu werden? Und wenn wir so große Worte wie „Welt", „Natur", „Gesetz" aussprechen, fühlen wir da nicht, daß sich in uns etwas erobernd ausdehnt, daß wir nicht nur Arme, Hände und Finger haben, sondern auch Flügel, und daß wir der seelischen Gravitation, die durch das reizvolle Nahe ausgeübt wird, entfliegen können, wenn wir sittlichen Willen haben? Die Flügel wachsen, und die Lenkbarkeit des Lebensschiffleins steigert sich durch jede freie Tat der Überwindung des Dunklen und Dumpfen in unserer Seele. Einsicht allein aber verdient die Herrschaft über die Kraft des herrschbegierigen Trieblebens, das uns allzu kurz anbinden will ans Nächste, sinnlich Reizvollste. Dieser Schwerfälligkeit, diesem knechtischen Zustande gilt es zu entkommen. „Entspringe Haftbanden, entlaufe den Feinden!" Die alte Walkürenformel kann ihren Zauber nicht verlieren. Wer der Nähe entspringt, gerät in die Anziehungssphäre fernerer, leiserer und sanfterer Mächte, die nicht so brutal regieren, wie das Ungeistige, das zur Herrschaft nicht berufen ist. Aber es muß wohl niemandem leicht sein, den Feinden der Nähe zu entlaufen. „Alles Herrliche ist selten", schließt Spinozas Ethik; und die religiöse Überlieferung redet seit Herakles (Prodikus) von einem engen Dornenpfade der Tugend. — — —

In seinem neuen Roman „Sternentau" bringt uns Kurd Laßwitz in sinniger Verschmelzung den leisen Reiz der räumlichen und geistigen Ferne vor Herz und Augen. Er führt uns zu Gemüte, was weltfern ist und schön, und er nennt das „Sternentau". Ein hoheitsvoller Weiser, eine reine iphigenienhafte Jungfrau und ein ernster, besonnener Naturforscher haben die führenden Stimmen in diesem Konzert. Die Erfindung ist märchenhaft sonderbar, aber „Dichterkünste machen's wahr". Wir lesen den Roman mit der naiven Gespanntheit, mit der wir einen psychologisch richtig aufgebauten Roman eben lesen müssen. Das Ausgesagte hat den Charakter zuverlässiger Wahrheit.

Schwindelerregende Abgründe werden kunstvoll überbrückt; niemals aber tritt das störende Gefühl der Unmöglichkeit, der völligen Unglaubwürdigkeit des Erzählten ein; und nur dem schaudernden Rückblick mag sich offenbaren, daß wir, wie der Reiter über den Bodensee, über dünner Eiseskruste hinweg, die kaum zu tragen vermag, an ein Ziel gelangt sind.

Kurd Laßwitz hat als Philosoph und Dichter einen geachteten Namen. Den Philosophen hat besonders die als klassisch bezeichnete und zu bezeichnende „Geschichte der Atomistik" bekannt gemacht, den Poeten der fesselnde Roman „Auf zwei Planeten", der seinem Verfasser die nicht völlig zutreffende Charakteristik, unser deutscher Jules Verne zu sein, eintrug. War das schon damals falsch, so ist es jetzt noch deutlicher falsch geworden. Die auf den Mars-Roman folgenden Dichtungen entfernten sich von der ergötzlichen und auch schon von Anbeginn an tief ins Innere strebenden Hermesweisheit einer Zukunftsmusik, ja Metaphysik des Technologischen weiter und weiter, um sich der noch zentraler durchleuchteten Fechnerschen Weltanschauung zu nähern. Der jüngste Roman bringt wie der erstgenannte: Lebewesen „auf zwei Planeten" (oder doch auf dem Monde eines Planeten und auf einem Planeten selber) zur Darstellung; aber es liegt viel zwischen den beiden Werken. Die Technologie ist von der Botanik, von der Biologie verdrängt worden. Im Mittelpunkte der tiefsinnigen neuen Dichtung glüht in geheimnisvollem Lichte das wundersame Problem des „Generationswechsels", und man steht erstaunt vor dem poetischen Wunder des Schriftstellers, der diesen spröden — wenigstens auf den ersten Blick so hart und spröde erscheinenden Stoff bis in die letzten Fasern hinein zu beseelen vermocht hat. Ich habe bereits die persönliche Erfahrung gemacht, daß später von der Lektüre des Werkes entzückte Leser sich zu der Lektüre von vornherein gar nicht entschließen wollten, nachdem sie durch meinen allerdings ungeschickten Bericht von den seltsamen Voraussetzungen des Romans etwas vernommen hatten. Unter diesen Umständen kann ich nicht verhehlen, daß es etwas Gefährliches hat, wenn ich nun sozusagen dies Geschäft im großen und öffentlich betreibe. Die Gefahr ist, daß ich ein falsches Bild erwecke, und so möchte ich denn wenigstens diese Warnung meinem Versuche, die Seltsamkeiten der Dichtung anzudeuten, voranschicken. Wäre es noch üblich, sich in eine gemütvolle Zwiesprache mit dem — dem Geschriebenen gegenüber vielfach doch etwas eiligen — Leser einzulassen, so möchte ich, ihn beim Knopfe fassend, sagen: „Lieber Leser, sei vernünftig und laß dich nicht durch das wahrscheinlich sehr unzulängliche Gerede verdrießen und beirren, das ich freilich nicht umhin kann, um das eigentlich Unaussprechliche zu verbreiten. Die Störung vergeht, das Echte besteht, Halte du dich an das Echteste!"

Ich sagte: die Voraussetzungen dieses Romans seien *seltsam*. Nun glaube ich, Furcht vor dem Befremdlichen wäre im Grunde ebenso unrichtig wie etwa eine besondere Vorliebe dafür. Man soll dem Seltsamen weder aus dem Wege gehen noch es geflissentlich aufsuchen. Es ist eine sehr „subjektive" Kategorie: dem einen ist seltsam, was dem andern vertraut und heimisch ist. Laßwitz hat sich als Physiker von Kindesbeinen an mit allerhand dem Laien fernliegenden Problemen beschäftigt. Daher haben viele Dinge für ihn ein ganz behagliches Ansehen erhalten, die uns als Novitäten verblüffen. Nun ist es aber gerade die Eigentümlichkeit des Dichters, das Gewöhnliche durch die Art der Behandlung zu verklären und das allzu befremdend Ungewohnte in die traute Heimlichkeit

des Gewohnten hineinzuziehen, alles durch die Kunst der formalen Behandlung. Laßwitz zieht die Decke der Trivialität von den Dingen, die uns durch Sinnesstumpfheit gleichsam unsichtbar geworden waren, er enthüllt uns in ihnen „die unbegreiflich hohen Werke“, zeigt uns, daß sie „herrlich“ sind, „wie am ersten Tag“. Und an andern Stellen wieder, breitet er die Decke der Alltäglichkeit lindernd über das allzu Strahlende, er verhüllt, was unser Augenlicht blenden könnte; so ist seine Fahrt nicht nach Seltsamkeiten um des Seltsamen willen gerichtet. Im Gegenteil, er möchte die unvermeidlichen naturwissenschaftlichen Voraussetzungen seiner dichterischen Erfindung möglichst geräuschlos, diskret, doch haltbar dem Leser in den Verstand schrauben. Hat der diese Operation überstanden, so wird er das Poetische in eine logisch kristallklare durchsichtige Konstruktion hineingeheimnißt erblicken. Es ist, als wenn hier ein Lyriker Mathematik im Gewande trüge und diesen Dolch uns auf die Brust setzend ins Reich der Träume uns festnagelte. So gewaltig arbeitet reinliche Konsequenz hier im Bunde mit den irrationalen Gefühlsmächten des Dichters.

Gibt es Lebewesen auf andern Weltkörpern, so werden diese Wesen sich wahrscheinlich durchaus anders verhalten als wir Erdbewohner. Laßwitz malt sich aus, daß auf einem Monde des Neptun nicht Tiere, die sich durch Zellverschmelzung allein fortpflanzen und auf dem tragenden Boden ihrer Heimat frei herumlaufen, wie auf Erden die Menschen, zu den höchsten Geistesgeschöpfen jenes Mutterkörpers sich entwickelt haben, sondern daß dort Generationswechsel bei den höchsten Geisteswesen stattfindet, und zwar mit Erinnerung an die aufgespeicherten Gefühlserlebnisse der früheren Generationen verbunden. Generationswechsel zwischen tierischer und pflanzlicher Fortpflanzung (Zellteilung) findet auch auf Erden statt, doch spielt er hier nicht die bedeutende Rolle, die Laßwitz ihm für die Welt des Neptunmondes zuerkennt. Dort wird die Versöhnung mit dem Gesetze, das tiefste Geheimnis auch unseres menschlichen Lebens, von dem Schiller und Kant so nachdenklich sprachen, durch organische Kultur erreicht. Die eine Generation hat als Pflanze stets eine neue Fühlung mit ihrem tragenden Weltkörper, mit dem gemeinsamen Leben, in dem alle wurzeln und blühen. — Ein solches fein ausgesonnenes Weltbild ragt nun, durch spannende Erzählungskunst ermöglicht, in unser Erdenleben, in den irdischen Roman, hinein. Dadurch profiliert sich unser Erdenlos gegen einen völlig andersartigen Hintergrund, und wir gewahren das ergreifend Wunderbare der Wirklichkeit, in der wir hier leben, mit klarer verstehendem Auge. Ein edelstes Ergebnis.

II. Carl Grunert.

Kleiner Vogel Kolibri,
Führe uns nach Bimini;
Fliege du voran, wir folgen
In bewimpelten Pirogen ...
H. Heine, Letzte Gedichte.

Kurd Laßwitz hat einen Kollegen seiner gegenwartsentrückten Poesie-Fakultät. Einen Märchenerzähler mit treuherzigem Kindesblick und scharfem naturwissenschaftlichen Verstande darf er als seinen Jünger begrüßen: Carl Grunert. Dieser Dichter hat mit einer ersten Sammlung von Zukunftsnovellen schon vor einigen Jahren — 1904 — „im irdischen Jenseits“ sich habilitiert. Die Sammlung war Kurd Laßwitz gewidmet, und des Meisters Laßwitz gedenkt der treue Jünger denn auch späterhin — z. B. in der letzten Erzählung seiner dritten Sammlung — in liebevoller Verehrung.

Die Lektüre des seltsam tiefsinnigen und ergötzlichen Marsromans „Auf

zwei Planeten" von Kurd Laßwitz hatte es ihm nämlich angetan.

„Und wie ein Trost aus einer
andern Welt —
Ein Evangelium der Ideale —
Durchdrang es mich . . ."

Der Dichter entzündete den Dichter im kongenialen Geiste. Grunert griff zur Feder, um, wie Laßwitz, die kühnen Phantasieträume seiner Seele in ein Kunstwerk zu bannen. — Es gelang. Gleich jener erste Band bekundete den sicheren Schritt des echten Talents auf diesem Gebiete. Und als im darauffolgenden Jahre ein zweites Sammelbändchen erschien „Menschen von morgen" (1905), da durfte die Widmung an die „Frau Erna" mit Recht in zuversichtlichem Schwunge schließen:

„Steig ein! mit lichtumflossnem
Buge
Harrt deiner schon der Wunderbau,
Der dich und mich im Ätherfluge
Entführen soll, geliebte Frau!"
Steig ein! schon sausen die
Motoren —
Und wie die Hand den Zeiger
rückt,
Liegt unter uns — im All verloren —
Das Irdische, das uns bedrückt . . .
Und was ich hier nicht konnte
zimmern,
Ein Sein, so reich und groß
und schön —
Blick auf! schon siehst du's
leuchtend schimmern:
Dort baut ichs dir — in
lichten Höhn!"

Ja, wir fühlen hier wirklich etwas von dem mächtigen Pathos des seherischen „Jenseits vom Sein", dessen Wesen Platons Nachdenklichkeit so ewig schön einst zu ergrübeln strebte, und für das in der Neuzeit Schiller seelenvolle Klänge gefunden hat. Wir werden an den „Schleier" erinnert, von dem Goethe singt, —

„Und wenn es dir und deinen
Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn
in die Luft!"

„Abendwindeskühle" umsäuselt uns, und uns umhaucht der Blumen Würzgeruch und Duft. — Der kleine Vogel Kolibri flattert als Führer voran ins Märchenland, — freilich nicht in das kindisch-kindliche „Bimini" des uns so weh und tief ins Herz greifenden Poeten Heine. . . .

Grunerts Dichtungen gleichen nicht jenem wundervollen Urwald mit Schlinggewächsen und giftigen Schlangen, jenem Paradiese jenseits von Gut und Böse, dessen Reize und Gefahren der große, reine Denker Fechner uns einmal in einem kleinen Aufsatz über Heines Lyrik so sinnig zu schildern wußte. Grunerts Dichtungen enthalten nichts von den grimassenhaften Verzerrungen, die das Antlitz des Biminisängers so absonderlich dämonisch — „Bewunderung von Kindern und von Affen . . ." — so zerrissen und schmerzlich häßlich machen. Er naht als ein schlichter Geist, der der bloßen Zahl nach weniger Töne in der Kehle hat, aber diese sind starken und gesunden Klanges.

Man muß zugeben, dem eigentlich Dichterischen erwächst wohl auch Gefahr in der Grunertschen Richtung. Denn die Wunderwelt der Technik, die er sich zum Tummelplatz seiner phantastischen Streifzüge erkoren hat, deckt sich nicht mit dem Kosmos der menschlichen Seele. Für den Psychologen kann vieles unwesentlich sein, was den Physiker und Technologen aufs höchste fesselt. Die erfinderische Verknüpfung und Ausgestaltung des Äußerlichen löst in unserer Seele vielleicht doch nicht all das aus, was der Poet zu entdecken niemals ermüden kann, wenn er

sich an ihre Eigenbewegung allein hält und die feine Skala der inneren Erlebnistöne treu belauscht. „Was die Stunde sprach“ kündet Grunert denn auch neben seinen naturwissenschaftlichen Novellen in Gedichten als in einem „höheren Tagebuche“ (mit Jakob Burckhardt zu reden: „Ihr wahres, höheres, dauerndes Tagebuch sind nur Gedichte.“) —

„Gedichte“ freilich sind auch die nicht lyrischen, sondern nur von lyrischen Harmonien durchklungenen epischen Melodien, die Grunert uns geschenkt hat; und in der Tat werden wir sie nicht stofflich nach dem Absonderlichen und Verzwickten ihrer technisch-physikalischen Voraussetzungen, sondern um der Seele allein willen, also wegen der Form, die sie ausdrücken, in letzter Linie schätzen. Auch die bunte Außenwelt ist für den Dichter Innenwelt zugleich, denn um sie zu zeigen, muß er sie malen und kann das nur mit Erinnerungsfarben der seelischen Innerlichkeit erreichen. Daß er dabei nicht nur für sich zeichnet, sondern aus der Subjektivität sich zu erheben genötigt ist ins Allgemeingültige, jedermann Verständliche, darin liegt das Heilige der Kunst, das Rettende, Befreiende aus engen Stimmungen für den Dichter sowohl wie die, die seine Freiwerdung nachfühlend miterleben. Es ist der heilige Geist der Gemeinschaft, in dem wir alle zutiefst unsere ewige Heimat haben, nach der hin auch die Gedichte, als Menschentaten besonderer Art, steuern und segeln.

Grunerts Phantasie schweift mit Vorliebe in weiteste Fernen; und eine andere Eigentümlichkeit seiner Muse scheint zu sein, daß sie einer gewissen Unrast, in dem Verkehrsgetriebe der modernen Technik, anheimgefallen ist. Alle die wundersamen Erzählungen von befremdlichsten Dingen und Menschen sind kurz. Das ist vielleicht ein Vorzug; denn schlimm wäre es ja, wenn wir störende Längen zu beklagen hätten. Die Grunertsche Kürze ist vielleicht auch nur eine seelische Täuschungserscheinung. Vielleicht sind diese so kurz anmutenden Erzählungen nur deshalb in der Erinnerung alle so schnell vorübergeflogen, kurzen Telegrammen aus dem Reich der Träume vergleichbar, weil sie eben sehr kurzweilig unterhalten. Man wünscht noch weiter zu hören; da erklingt schon das Schlußzeichen, und der Leser fühlt sich durch die kleine Gabe gewiß so angeregt und angesprochen, daß er gern nach dem Genuß einer zweiten, dritten und so fort verlangt. Auf diese Weise liest man schließlich mindestens ebensoviel wie in einem langen zusammenhängenden Roman. Wie in der Philosophie heutzutage der Aphorismus, der aus der Pistole herausgeschossene Einfall, so scheint sich in der Dichtkunst die kurze Erzählung vielleicht aus ähnlichen allgemeinen Gründen heraus der Beliebtheit bei Denkern und Dichtern zu erfreuen.

Von Grunert liegen bis jetzt (in gebundenem, gesammeltem Zustande) im Ganzen 8 + 3 + 4 + 10 = 25 Erzählungen vor. Die letzte, zehn Novellen in einem Bande vereinigende Sammlung (Der Marsspion 1908) kann wohl als die reifste gelten; in ihr besonders aber hat wieder die letzte Erzählung den tiefsten Standpunkt erreicht. (Heimkehr.)

Eindringlich edel schön wird uns hier das Evangelium der Besonnenheit gepredigt, der Selbsterkenntnis: Besinne dich, wer du bist! Es ist etwas Großes, das dich dir selber fortwährend schenkt! Denke daran, was das bedeutet! Reinige deine auf zeitliche Güter unrein gerichtete Seele!

Ich sagte, so predigt der Poet; allein in Wahrheit predigt er nicht, sondern erzählt, und die Predigt ertönt nur als Nachklang in unserer Seele. Er erzählt von einer Eisenbahnfahrt mit einem seltsamen Gegenüber, durch dessen Augen-

glas er dann einmal blickt, und der Blick durch dies Glas läßt ihn plötzlich Verhältnisse, Verknüpfungen erschauen, die ihn tief erschüttern. Schließlich wendet sich der also geschärfte Blick dem eigenen Busen zu, und tiefste Sehnsucht nach Erhebung und Besserung wird da die wahrhaftige Folge des wahrhaftigen Blickes sein. – In der kleinen Erzählung liegt ein schöner Schlußakkord für all den bunten Gaukelschein der Phantasie in den früheren Darbietungen.

Ungemein lieblich ist die zweite Erzählung der dritten Sammlung („Feinde im Weltall" 1907 u. 4. Aufl. 1908), die das Erwachen einer Mumie aus dem Todesschlafe zum Gegenstande hat. „Nitakerts Erwachen" wird mit großer Kunst uns geschildert. Es liegt ein wundervoller Stimmungshauch darüber. Zuerst die Stimmung des ägyptischen Museums ganz treu realistisch als Erlebnis festgehalten, dann dies zartfarbene Fernbild des alten Ägyptens; schwere Schicksale, wie Wolken verflüchtigt, in weiter zeitlicher Ferne. Besonders süß und melodiös aber ist die führende Figur, die in schönen Wiederholungen das kleine Kunstwerk durchklingt; das Motiv ist ein ganz einfaches schilderndes Wort für eine anmutig lächelnde Jungfrau. Die Wiederkehr dieses Wortes an der rechten Stelle macht eine durchaus poetisch bewegliche Wirkung. Hier zeigt Grunert die lyrische Begabung, die ihm neben der epischen eigen ist.

Auch ein Drama von Grunert (Hie Rudelsburg! Hie Naumburg!) ist jüngst zu einer erfolgreichen Aufführung gelangt, ein frisches, jugendfrohes Ritterstück; allein ich glaube doch, daß in der „Novelle" die besondere Eigenart dieses Dichters liegt, und zwar in der ganz eigentümlichen märchenhaften phantastischen Gattung. Das zeitlich Ferne in Vergangenheit und Zukunft, das räumlich Ferne oder auch Kleine, entlegen Winzige, und alles, was in Natur und Technik an Zauberkräften schlummert, weckt er gern und läßt es sich im Gebilde der schriftstellerisch kunstfertigen Hand äußern.

In seinen schönsten Arbeiten ist Grunert ein wahrer Poet, der das Wirkliche greifbar vor Augen zu stellen, aus der starken realistischen Beschwörung des Nahen und Erlebten die eigenwillig eingeschlagene Stimmungsrichtung anderen mitzuteilen weiß. Schwächlich zeigt er sich eigentlich nirgends. Naiv und stark, mit festen Strichen zeichnet er uns die Situation vor die Seele, und das Dargestellte ist bisweilen von solchem Reize, daß wir, wie das Pariser Theaterpublikum, öfters schon gleich beim Aufgehen des Vorhangs sein wohlgestelltes Bühnenbild beklatschen möchten.

Dr. Hans Lindau.

Ludwig Speidels Schriften. Bd. 1. Persönlichkeiten. 2. Wiener Frauen und anderes Wienerische. Berlin Meyer & Jessen 1910. Geh. je 4 Mk., geb. je 5 Mk.

Wie dem Mimen, so flicht auch dem Tagesschriftsteller gemeiniglich die Nachwelt keine Kränze. Was dem Tage dargebracht ward, nimmt der Tag mit fort. Nur selten steht, was für diesen aufgerichtet ward, wie ein Leuchtturm auf festerem Grunde, daß die Wellen unter ihm hinwegrauschen und ihm die späteren Geschlechter zutragen. Was ihm Dauer geben kann, ist die Form, was sie verbürgt, nur die Persönlichkeit. Ich glaube, daß der Mann, über dessen Werk ich heute zu berichten habe, uns Manches hinterlassen hat, das nicht veralten wird, und daß wir dem oben genannten Verlage für die Herausgabe der gesammelten Schriften Speidels werden zu danken haben. Die beiden ersten Bände liegen bis heute vor; noch vor Jahresschluß sollen weitere folgen. Über

Ludwig Speidel selbst orientieren uns zwei im ersten Bande mitabgedruckte Feuilletons, das eine von Hugo Wittmann ihm zum siebenzigsten Geburtstage gewidmet, das andere bei seinem Hinscheiden am 3. Februar 1906 von Moritz Benedikt, dem Herausgeber und Chefredakteur der „Neuen Freien Presse" in Wien, für welches Blatt Speidel die meisten und wohl am weitesten bemerkten seiner Aufsätze geschrieben hat, ihm als Gedenkblatt dargebracht. Vervollständigt werden diese Würdigungen durch Freundeshand durch eine kleine Schrift, die Ludwig Hevesi kurz vor seinem Tode dem Verlage überreicht hat und die nun für sich in der nämlichen Ausstattung wie die Speidelschen Schriften erschienen ist.

Ludwig Speidel ist von Geburt Schwabe, zu Ulm geboren am 11. April 1830 als der Sohn eines Musiklehrers. In seiner Jugend schrieb er Gedichte, war aber klug genug, zur rechten Zeit zu merken, daß er kein Lyriker sei. In München verkehrt er im Hause Kaulbachs und schreibt als Musikkritiker für die „Allgemeine Zeitung". 1853 kommt er nach Wien, das ihn fortan nicht mehr losläßt. Er wird Mitarbeiter vieler Zeitungen; vorzüglich der „Deutschen Zeitung", des „Fremdenblattes" und der „Neuen Freien Presse". Nicht „verwienert", aber mit Wien aufs innigste verwachsen, stirbt er in der Donaustadt 1906. Alles was das geistige Wien in diesem langen Zeitraum bewegt hat, begleitet seine Feder mit ihren ergründenden, zusammenfassenden, einrichtenden Randbemerkungen, und das in um so konzentrierenderer, notwendigerer und auch zwingenderer Weise, da er, von Natur nicht eben schreibselig, sich jedes einzelne Feuilleton gewissermaßen abringen mußte. Erst wenn Speidel und sein Objekt sich sehr nahe gerückt waren, entstand das elektrische Leuchten. „Er war imstande, die letzte Novität vor den Ferien des Burgtheaters nach den Ferien zu besprechen," sagt Hevesi, und mag das übertrieben sein, sein Haß gegen alles Schreiben, seine „Schreibfaulheit" soll in Wien sprichwörtlich gewesen sein, trotzdem er mit den Jahren eine stattliche Reihe Bände zusammengeschrieben hat oder hat schreiben müssen. „Aller blauer Dunst war ihm zuwider, das Nursotun der Leute, das Wortemachen nur der Worte willen. Das reiche Schaufenster vor dem leeren Laden nannte er so eine Leistung". Köstlich schildert Hevesi die Tage der Wehen, die die ganze Familie in Mitleidenschaft zogen. „Das ganze Haus fieberte, wenn Papa zu schreiben hatte. Schon tags vorher richtete er seine ganze Lebensweise darauf ein. Der Arbeitstag selbst aber war ein kritischer erster Ordnung. Es wurde Nacht gemacht, die Lampe angezündet, die Türe verriegelt, kein Mäuschen durfte sich im Hause rühren. Zum Essen erschien er nicht, die Klausur war unverbrüchlich. Die Horchenden hörten ihn drinnen ächzen und stöhnen, auch wettern und im Käfig umherstürmen. Dann wurde es stiller, er schrieb. Gegen Abend ging seine Tür auf, er erschien. Man begrüßte ihn wie einen Operierten, der endlich das Sanatorium verläßt, der Alb wich vom Hause. Er hatte wiederum sein Bestes geleistet, aber er wandte sich mit Abscheu davon." Seine Tätigkeit als Kritiker des Burgtheaters vor allem ist segensreich gewesen. Hevesi hält seine Literaturkritik für Speidels eigentliche Stärke. Doch fügt er hinzu: „Es mag schon etwas daran sein, was Jakob Minor nach seinem Tode schrieb: er sei kein Kritiker gewesen, sondern Schriftsteller. Eine starke, vollsaftige Persönlichkeit, die annahm oder abwies, was ihr genehm oder ungenehm war." So tut es nicht viel zur Sache, daß wir seine Ansichten über einzelne Persönlich-

keiten nicht immer durchaus unterschreiben möchten. Uns ist weder Börne noch Nestroy („Fast jedes Wort, welches Nestroys ‚Holofernes' spricht, ist vernichtend für den Holofernes Hebbels") das, was sie Speidel waren. Für Wagners Größe fehlte ihm das Verständnis. Was uns zwingt, ihm immer wieder mit aufmerksamem Behagen in die Sätze zu hören, ist seine Fähigkeit, mit der Sicherheit dessen, der sein Bild lebendig im Kopfe trägt, in wenigen lichten Linien so einen Charakter zu umreißen. Wir erkennen die seelischen Kräfte und Feinheiten, die für die Bedeutung der Persönlichkeit entscheidend sind oder doch entscheidend hätten sein können, in diesen Linien, die, wo sie vielleicht dem Modell fehlten, doch so harmonisch von dem Zeichner den vorhandenen eingegliedert sind, daß, auch wer die Vorbilder kannte, eine Ähnlichkeit nicht wird in Abrede stellen mögen. Wer will denn Menschen anders zeichnen, als wie sie sich in ihm spiegelten? Völlig objektive Bilder zu geben, ist keinem Sterblichen vergönnt. Wir wissen nichts von den Objekten, als was wir in unserem Spiegel sehen, und es kommt nur darauf an, daß dieser eben und ungetrübt sei. Wie markig stellt er die Gestalt Luthers vor uns hin, den er an seinem 400jährigen Geburtstage begrüßt! Wie doppelt eigenartig und plastisch wird sie, wenn man dann die des Zwingli zum Vergleich heranholen kann! Wie begeistert weiß er Schiller zu feiern! Wie fein geschult erscheint sein Urteil über auch wissenschaftlich bedeutende Männer wie Uhland und Grimm und den Verfasser des bayrischen Wörterbuches Schmeller! Überhaupt überrascht, ja verblüfft Speidel durch die Vielseitigkeit und Gründlichkeit seiner Bildung, die ein reichstes Wissen mehr ungewollt hindurchschimmern läßt, als daß sie es aufdringlich vor die Objekte hinrückte. Speidel liebt es, auch an den kleinen Arbeitern, den Namenlosen, das Wertvolle ihres Schaffens darzulegen, wozu viel mehr Einsicht und Fachkenntnisse gehören, als sie ein Loblied auf einen Großen notwendig erfordern würde. An nahevertrauten Freunden deckt er liebevoll auf, um was er sie geschätzt hatte, jene edle Menschlichkeit, die sich von der der Großen nur durch ihre geringeren Wirkungsmöglichkeiten unterscheidet. Dabei tritt wohl auch er selber unverfälscht und ohne Pose vor uns hin, so daß wir z. B. Freude an der „gebratenen und gekelterten" Natur, wie bei seinem „würdigen Freunde" auch bei ihm selbst vorauszusetzen geneigt sein werden. Wir lernen Leibl, den Maler, gerade in dem Menschen, mit dem er uns bekannt macht, würdigen. Er holt Beethoven aus seinem Götterhimmel herunter in die Wiener Gassen, und wir ahnen seines Geistes auch so ein Wehen, und das, trotzdem es nun ein häßlicher Kopf wurde, aus dem der Gewaltige uns anschaut. Jedenfalls glauben wir so mehr an ihn, als in dem Theateraufputz Klingers. Wie entzückend fein ist dann wieder die ironische Beleuchtung, in der er uns Dingelstedt vor Augen stellt! Ist darin Bosheit, so ist doch auch Gerechtigkeit, ja Güte darin. Überall aber erweist sich Speidel als ein Meister des Stils. Gedrungen, kurz, in einer berückenden Schlagkraft prasseln seine Sätze wie reifes Obst von seinem Lebensbaume. Und jedes Wort hat doch nur den Zweck, den Gegenstand, nicht den Sprecher in ein richtiges Licht zu setzen. Dieser Stil glitzert von Geist wie köstlicher Wein in geschliffener Karaffe. Er weiß aber auch klirrend und dröhnend zusammenzuschweißen, oder aber zusammenzuschlagen wie der Hammer auf dem Ambos. Dann wieder meißelt er die Gestalten wie in Marmor heraus. Ich weise hin auf Döllingers feinen Theologenkopf und den herb und kantig ausgeprägten Meuniers.

Wie viele wohl gibt es, die Feuilletons in deutscher Sprache zu schreiben vermöchten, die Kunstwerke sind wie diese Sammlung „Persönlichkeiten", an denen sich geistige Genießer noch langehin Schlemmerstunden werden bereiten können? Und dieser Mann wollte kein Dichter sein. In dem Bande „Wiener Frauen und anderes Wienerische" finden wir auch Aufsätze aus jüngeren Jahren, wie „Stilleben im Wiener Walde", „Wien im Freien", „Auf der Höhe von Liesing", Stücke mehr landschaftlichen Charakters. Da merken wir, welche Selbstzucht dieser Mann aufgewandt haben muß, um aus dem breiten Plauderstil fröhlich aufnehmender Jugend bis zu der Geschlossenheit seiner Meisterjahre zu gelangen, in denen er nur noch ausgab, was er in sich auf seine eigenste Weise ins Wertvolle, reiche Perspektiven in die Weiten und Tiefen öffnende verarbeitet hatte. Dieser zweite Band ist ein wenig leichter, äußerlich wie innerlich, aber darum vielleicht um so liebenswürdiger. Er ist eben in erster und letzter Linie wienerisch. Die Luft der schönen Donaustadt weht entscheidender darin und löst alle Konturen ein wenig in ihrem sonnigen Duft auf. Es ist zarter Pastellton, poesievoll, weich und anmutig, in dem die Bilder gehalten sind. Selbst gelegentliche kleine Bosheiten hüllen sich in einen graziösen Mantel von Wohlanständigkeit und Schelmerei. Es ist der weibliche Band neben dem männlichen. Zwei Großmächte sind in Wien, sagt Speidel irgendwo: die Musik und die Frauen. Das spüren wir hier. Diese wie jene mögen in gleicher Weise daran beteiligt gewesen sein, Speidel in Wien festzuhalten. Nirgends verleugnet er die Macht, die der Zauber holder Weiblichkeit auf ihn ausgeübt hat, dieser Zauber, der ganz Wien erst zu dem macht, was es ist, und seine Kunst, sein Leben, ja seine Natur zu durchseelen scheint. Ihm, der durch vieles Schauen und innerliches Durchleben Weltmann geworden ist, dabei sich aber seinen freien, schlichten und aufrechten Bürgersinn bewahrt hat, ihm imponiert nichts, daß er davon sein Urteil erblinden oder „ersterben" fühlte, daß er nicht das Menschliche um das Göttliche bemerkte — wie er ja auch andererseits im Alltagsmenschen den göttlichen Funken aufspürte — nichts als höchstens die Anmut und die Schönheit der Frau. Wo sie die Sinne empfinden, da schweigt das Urteil. Wenn auch nicht das Verlangen, die Ursachen des Entzückens aufzudecken, das Instrument nach allen Regeln der Kunst zu zerlegen, um den Meister, die bewegende Kraft darin zu entdecken. Man lese „Fanny Elßlers Fuß". Sonst gibt eben diese frohe Verehrung, dies selig genießende Sichhingeben an den schönen Augenblick, in den die bewegte Form des Frauenleibes, die die feinste und untrüglichste Sprache der Seelen redet, ein reichstes Erlebnis hineinbringt, die besondere Wiener Note ab. Sie erklingt im „Wiener Walzer", leuchtet anmutvoll und frei in „Hans Makart und die Frauen", einem Aufsatz, den er so schließt: „Wir belauschten einst das Gespräch zweier Damen, die darüber stritten, ob eine anständige Frau einem Maler zu mehr als Kopf und Schultern sitzen dürfe. „„Ich würde nur dem größten Maler sitzen,"" meinte schließlich die eine. „„Nur dem größten?"" fragte die andere. „„Dann würdest du keinem sitzen, wenn ich dich recht verstehe. Denn wer würde dir sagen, welcher der größte ist?"" . . . Wir glauben, es liegt im Sinne der Frauen, mit der bedenklichen Frage so anmutig zu spielen." Eine reizende Anekdote, wie sie nur in Wien, der Stadt, wo selbst die kleinen weiblichen Schwachheiten zu neuen Quellen weiblicher Macht werden, erdacht werden

konnte. Wie hübsch und vornehm ist das, was Speidel uns in „Eine Wienerin“ von Celeste Bösendorfer zu erzählen weiß! Und dann andererseits, welch ein tragischer Schimmer umzittert den feinen Kopf der ewigen Dichterbraut Kathi Fröhlich! Wienerin im Sinne der von ihm geliebten poesievollen Stadt ist für Speidel nur die Frau, die Geschmack hat, die Vornehmheit hat, die Sitte hat. Das ist auch bezeichnend für diesen so frei und kraftvoll den Dingen gegenübertretenden Schriftsteller und Menschen.

So stellt Ludwig Speidel in diesen vielerlei Gestalten, indem er sie mit dem Lichte seines Empfindens umgibt und dieses an ihnen bricht, sein Weltbild vor uns hin. Dieses aber zusammen mit seinen Schilderungen Wiens trägt wie gespiegelt die Züge seines eigenen liebenswerten Bildes.

Es werden uns noch verheißen die Bände „Theater“, „Heilige Zeiten, Weihnachtsblätter und Festtags-Feuilletons“, dann die Sammlungen über das Wiener Burgtheater, Literatur, Kunst und Musik. Wir dürfen uns dem entgegenfreuen, was dazu dienen kann, dieses Bild immer feiner auszuzeichnen und neue Lichter darauf fallen zu lassen, wie wir begierig sein werden, mehr vom Leben in seiner Beleuchtung zu sehen.

Julius Havemann.

Kurze Anzeigen.

Anders, Fritz: Der Parnassus in Neusiedel. Leipzig. Fr. W. Grunow. 1909. 226 S. Geb. 3 Mk.

Eine Kleinstadtgeschichte. Wer Fritz Anders kennt, der weiß, was er von einer solchen Geschichte zu erwarten hat: einmal ein paar höchst vergnügliche Stunden, diesmal verlebt in dem thüringischen Städtchen Neusiedel, wo sie eine Erbschaft für einen Theaterbau gemacht haben und nun beraten, wie zu bauen und wie das geistige Leben der Stadt im neuen Theater durch künstlerische Genüsse zu heben sei. Ferner eine höchst lustige, mit allerlei Ausfällen gegen Mißstände der Kleinstadt gewürzte Schilderung der verschiedensten Konflikte, die durch die Erbschaft hervorgerufen werden. Endlich Menschen von Fleisch und Blut, wie sie leiden und leben, aufs Geschickteste mit einander in Beziehung gesetzt, aufs lustigste untereinander gewirbelt und gegen einander gehetzt, nicht nach planlosem Belieben des Verfassers, sondern durch die Umstände und ihre eigenen Charaktere. Und das alles aus einer ganz ausgezeichneten Kenntnis der Menschen heraus, die Anders schildert, und nicht mehr ins Komische getrieben, als in der Natur der Sache und in dem heiteren Gemüt des Verfassers liegt, der nun einmal, was er anfaßt, nicht mit philosophischem Scharfsinn, sondern mit der heiteren Gemütsruhe des über die Narrheit der Welt erhabenen Weisen lachenden Auges betrachtet. Und so ist auch der Ernst, der dieser Geschichte nicht fehlt, insbesondere in dem unfähigen Dichter und seiner Ausnahmsmoral, eingewickelt in eine höchst lustige Hülle, und man wird nicht bloß mit einer inhaltsleeren Kleinstadtposse abgespeist, sondern hat auch etwas für Herz und Gemüt, ja sogar zum Nachdenken.

Richard Weitbrecht.

Dohse, Richard: Fritz Reuter. Ein Bild seines Lebens und Schaffens. (Bücherei Aufwärts, Nr. 12.) 71 Seiten. Frankfurt a. M., E. Grieser 30 Pfennig.

Fritz Reuter, so heißt es im Eingang des Heftes, „ist der klassische Vertreter einer echten und wahrhaftigen, aus dem Herzen geborenen Heimatkunst, die bei ihm noch nichts von dem Schlagwortartigen an sich hat, das sie später, als sie gewissermaßen aufs neue entdeckt, überall in jedem Lande und Ländchen als neue Kunst gepriesen und in sogenannten „Milieuschilderungen“ und „bodenständigen Dichtungen“ immer wieder bis zum Überdruß mißbraucht wurde, mehr und mehr kennzeichnete und zu einer besonderen Dichtungsgattung stempelte. Reuters Heimatkunst dagegen hat noch jenes edle Gepräge, das des Dichters Landsmann Heinrich Seidel einmal mit den Worten preist:

Folge niemals fremden Moden,
Welschem Wind und nord'schem Dunst,

Denn nur aus der Heimat Boden
Wächst und blühet wahre Kunst."

Diese Heimat wird auf wenigen Seiten meisterhaft geschildert. Das Bild von Vater und Mutter wird scharf herausgearbeitet. „Eins hat Fritz Reuter vom Vater geerbt und nicht die schlechteste Waffe für den Lebenskampf: einen Sinn für alles Klare und Wahre, für alles Gerade und Reelle, für die gerechte Beurteilung aller Dinge im Leben, die ihn immer wieder adelt, und die ihn in seinen Leidenstagen trotz der vielen Ungerechtigkeiten, die ihm widerfahren sind, selbst nicht ungerecht hat werden lassen." Und nun durchleben wir die sonnige Kindheit mit und lernen die Stavenhagener Originale, die Familie Weber, Onkel Herse, den „Uhrkenmaker Droz", kennen. Die Studienzeit, die „Festungs- und die Strom-Tid", der gesegnete Aufstieg ziehen an uns vorüber, alles bei aller Knappheit fesselnd dargestellt. Die zweite Hälfte des Büchleins beschäftigt sich liebevoll mit den Werken des Dichters und macht auch dem Widerstrebenden Lust, die Schwierigkeit des Dialekts zu überwinden und sich einen unerschöpflichen Schatz fürs Leben zu gewinnen. Wer sich nicht zu tief in biographische Einzelheiten einlassen will, wer etwa an einem Reuter-Abend vom Dichter erzählen oder der Jugend ein Lebensbild in die Hand geben möchte, findet hier, was er braucht. Das hübsch ausgestattete Büchlein ist überdies mit sieben guten Bildern geschmückt.

E. M.

Hardt, Ernst: „Gesammelte Erzählungen". Insel-Verlag. 1909. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Hardt legt in diesem Bändchen eine Reihe kleiner Skizzen vor, die aus den beiden 1898 und 1902 veröffentlichten Büchern „Priester des Lebens" und „Bunt ist das Leben" ausgewählt und zum Teil neu bearbeitet sind. Es ist ein Büchlein, bei Mokka und Zigarette zu lesen. In buntem, kunstvollem Wechsel ernste und heitere Geschichtchen, alle psychologisch vorzüglich ausgearbeitet und doch leicht hingeworfen, mit ein paar Strichen. Daß Hardt ein guter Erzähler sei, zeigte er schon in seinem Drama aus der Tristansage, in dem gerade einige feine Novellenzüge besonders hervortraten, aber er hat auch Humor — trotz der Narrenszene im „Tantris". Die lustigen Erzählungen in dem Skizzenbändchen sind ihm sogar am allerbesten gelungen Da ist z. B. die Geschichte vom griechischen Priester Jani. Der hört von seiner Patin, daß bei der Taufe sein rechtes Beinchen nicht mit in das geweihte Wasser gekommen, sondern draußen in der Luft geblieben sei, wie ein kleines Vögelchen, das sich fürchtet. Das geht dem frommen, dummen Jani so zu Herzen, daß er tiefsinnig wird, ja, sein heidnisches Beinchen beginnt sogar zu hinken — die Sünde hinkt ja auch —. Da lädt Jani alle seine Bekannten zu einem Fest ein und tauft sein Beinchen auf den Namen: Josua, Bein des Jani. „Josua aber hinkte fortan nicht mehr, er war ein ordentliches Christenbein geworden, auf dem der Jani wie ein ordentlicher Christenmensch stehen und gehen konnte, und bis zum Ende hat nichts mehr die fromme christliche Gemeinschaft zwischen Josua und Jani gestört." Das ist so köstlich erzählt, wie ich kaum je etwas gelesen habe. Wenn auch nicht alle Skizzen auf dieser Höhe stehen, so wird doch das hübsch ausgestattete Buch denen, die es lesen, viel Freude machen.

Ludwig Streit.

Molo, Walter von: Die törichte Welt. Roman. Berlin und Leipzig, Schuster und Löffler. 2. Aufl. 1910. 216 S. Geb. 4 Mk.

Mit dem Urteil über dies Buch ist auch der im Urteilen Geübte nicht fertig, sobald er die letzte Seite gelesen hat; es fordert ein wiederholtes Besinnen und Bedenken, ja es gibt sogar einige Rätsel auf. Dem Autor gereicht das zur Ehre: sein Werk beschäftigt die Gedanken, und zwar nicht mit fruchtlosem Raten, sondern mit der ernsten Notwendigkeit der Besinnung auf das Wesen der Welt und der Menschen. Die törichte Welt: gilt es der ganzen Welt? Ein Goethewort bildet das Motto: „Wir wollen bekennen, daß das Außerordentliche, was geschieht, meistens töricht ist." Also nur das Außerordentliche? In gewissem Sinn gehört, was dargestellt wird, zum Außerordentlichen; es handelt sich zum größten Teil um die Kinder berühmter Männer, um die Ansprüche, welche die Welt an

sie stellt und welche sie an sich selber stellen, um die Schwierigkeiten, denen gerade sie auf dem Lebensweg zu begegnen haben. Es handelt sich um berühmte Männer selbst, um das, was ihre Kunst und Kraft ist, und um das, was ihr Menschentum bedeutet. Es handelt sich also um gesteigertes Können und Wollen, um gesteigertes, übersteigertes Sollen, um Unterdrückung schlichter Einfachheit und Züchtung innerlich nicht motivierter Scheingröße. Wäre W. v. Molo auf dies sein eigentliches Thema, besonders vielleicht auf die Last des Erbes, das die Söhne großer Väter zu tragen haben, in strenger Konzentration eingegangen, — er hätte die Torheit der Welt an einem Einzelpunkt in ihrer ganzen Größe zur Anschauung bringen können; ein geschlossenes Ganzes von besonderer Wucht hätte er schaffen können. Gewisse Partieen aber scheinen mir diesen Rahmen zu überschreiten; das Thema an sich ist ja viel weiter; es gibt so viel Anlaß, „Torheit" aufzuzeigen; der Verfasser mag sich diese Möglichkeit nicht ganz entgehen lassen und zeichnet noch ein paar Figuren in das Bild hinein, die — wie das moderne Überweib oder die ungebildete Professorsfrau — selbständige Bedeutung gewinnen, ohne doch eigentlich zum Hauptthema zu gehören. Wollte er also wirklich über jenes Beweisthema hinaus? Aber die törichte Welt ganz im allgemeinen ist ein bischen zu groß, um in einem Roman beschrieben zu werden! So wird auch von Molos Absicht so weit nicht gewesen sein; er hat nur die Grenzen nicht streng festgehalten. Hier liegt m. E. ein Fehler des Buchs: strengere Konzentration konnte auch die Gedanken, auf die es ankam, noch kräftiger herausarbeiten. Aber sie fehlen auch jetzt nicht; ihre psychologische Durchführung bietet mannigfache feine, auch originelle Züge, obwohl die springende, gelegentlich aphoristische Charakterisierungsmethode nicht nach jedermanns Geschmack sein wird und eine Ausfüllung der Lücken des Bildes durch liebevoll feine Einzelmalerei ganz nützlich gewesen wäre. Persönlichkeiten eigener Art treten auch jetzt heraus; fesselnde Seelenentwicklungen bilden den Untergrund. Und da v. Molo in der Darstellungsform alles Abgebrauchte vermeidet (fällt er gelegentlich vielleicht etwas in das Gegenteil des übermodernen Stils?), so ist ein Roman entstanden, der durch Form wie Inhalt jedenfalls interessiert, sicher sogar viele fesselt, weil er ein starkes, die Tiefen der Menschheit ergründendes Schauen, ein nicht gewöhnliches, die Mittel der Darstellung in origineller Weise meisterndes Können und eine, von unnatürlicher Torheit zu schlichter, selbstverständlicher Natürlichkeit zurückrufende Absicht bekundet.

M. Schian.

Niese, Charlotte: Minette von Söhlenthal. Roman. Leipzig. Fr. Wilhelm Grunow. 380 Seiten. 4,50 Mk., geb. 5 Mk.

Charlotte Niese ist eine der liebenswürdigsten Erzählerinnen, die wir haben, eine Schriftstellerin, die etwas kann, vor allem die Kunst, die so viele Schriftsteller nicht können, die Kunst, zu erzählen. Sie beherrscht auch die Romantechnik mit sicherer Hand und weiß uns insbesondere in die Herzensnöte junger und alter Frauenseelen hineinzuführen. Ein junges Fräulein steht denn auch diesmal im Mittelpunkt. Sie liebt den jungen Grafen Brandt, der im Jahre 1772 mit Struensee in Kopenhagen hingerichtet wurde. Die Geschichte dieser Liebe nun erweitert sich zu einem vortrefflichen Sitten- und Kulturbild aus dem alten Dänemark und spielt in den hohen Kreisen des Holsteinischen Adels in Altona, Kiel, Plön, Kopenhagen. Ganz ausgezeichnet ist die uns vollkommen fremd gewordene Weltanschauung und Menschenbehandlung jener Zeit vor der großen Umwälzung durch die französische Revolution getroffen, und einzelne Bilder sind mit einer ungemeinen Schärfe gesehen und wiedergegeben. In anderen bewährt die Verfasserin ihre Gabe, behaglich-humoristische Szenen und Figuren zu schildern. Freilich im letzten Teil, wo die große Tragödie Struensee und Königin Karoline Mathilde sich immer mehr zuspitzt, bleibt die Verfasserin uns so ziemlich alles schuldig; solche tragischen Konflikte liegen ihr nicht; dazu gehört eine andere Gestaltungskraft und eine großzügigere Phantasie. Ch. Niese will uns freilich nicht die Tragödie Struensee, sondern die Herzensgeschichte von Minette von Söhlenthal erzählen, aber obwohl sie jenen absichtlich im Hintergrund hält, kann sie doch nicht verhindern, daß sie uns mehr beschäftigt, als die Liebesleiden Minettes, die ein kleines Persönchen

bleibt und auch am Leibe nicht wächst und groß wird. Auch die andere Heldin, die ehemalige Braut Struensees, ist ein höchst bescheidenes Pflänzlein, für die wir nicht allzuviel Interesse aufbringen. Am meisten fesselt uns die ganz prächtig gezeichnete Hofdame der verwitweten Herzogin von Holstein, Frau von Ibott; leider segnet sie schon im zweiten Drittel das Zeitliche, und es ist uns wirklich leid, daß sie mit ihrem munteren Wesen und ihrer treffsicheren Weisheit nicht weiter die düsteren Vorgänge erhellt und belebt.

Richard Weitbrecht.

Przibram, Ludwig Ritter von: Erinnerungen eines alten Österreichers. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1910. Geb. 10 Mk.

Der Verfasser legt wiederholt Verwahrung dagegen ein, als ob er „sich die Aufgabe vorgesetzt hätte, die Geschichte jener Tage auch nur zu skizzieren, geschweige denn zu schreiben". In der Tat liefern diese Memoiren, wie die meisten ähnlichen Aufzeichnungen, nur Material oder Beiwerk zu einer zusammenhängenden historischen Darstellung, und je genauer einer mit der europäischen und insbesondere österreichischen Geschichte der letzten 50 Jahre schon vertraut ist, desto größeren Genuß wird ihm ihre Spiegelung in dem Geiste eines mithandelnden Augenzeugen gewähren. Przibram, 1840 in Prag geboren, aber seiner Herkunft und seines Namens unbeschadet ein Vertreter des deutschliberalen Standpunkts, begann seine Laufbahn als Journalist und erhielt unter Beusts Reichskanzlerschaft Anstellung im Preßbureau des Auswärtigen Amts. Auf diesem Posten, den er auch unter der Ära Andrassy beibehielt, hatte Przibram reiche Gelegenheit, in die Gänge und Irrgänge der österreichischen Politik Einblick zu bekommen, und er deckt schonungslos die ans Tragikomische streifende Plan- und Ziellosigkeit des mit den kleinlichsten Mitteln arbeitenden Beustschen Systems auf Der Verfasser bezeichnet es als schwere Selbstüberschätzung, daß Graf Beust dem an ihn ergangenen Rufe, die Staatsleitung zu übernehmen, folgte: „Vielleicht, daß noch im Jahre 1859 seine Kräfte ausgereicht hätten, um Österreichs Verdrängung aus einem Verbande mit Deutschland aufzuhalten. Vielleicht. Aber um den Dammbruch des Jahres 1866 auszubessern, um das Überfluten des magyarischen und slawischen Stromes zu hemmen, dazu genügten die Mittelchen nicht, die er aus der alten diplomatischen Hausapotheke mit in das ihm neue Hospital brachte" (S. 317). Den Höhepunkt erreichten die Wirrsale zur Zeit des deutsch-französischen Krieges; Przibram bestätigt, daß Graf Andrassy, damals ungarischer Ministerpräsident, der einzige war, der wußte, was not tat und was er wollte. Naturgemäß wird die Mehrzahl der Leser von der Schilderung der auswärtigen Politik am meisten angezogen; doch liegt der Hauptwert dieses Memoirenwerks gerade in den Beiträgen zur inneren Geschichte der nationalitätenreichen Doppelmonarchie. Welch ein Rattenkönig von Wirr- und Fäulnissen, von Intrigen und Gegenintrigen! Der Verfasser ist fast mit allen bedeutenderen Persönlichkeiten Österreichs in mehr oder weniger nahe Berührung gekommen, und er verfügt nicht nur über ein scharfes Urteil, sondern auch über ein hübsches Charakterisierungsvermögen. Dabei geht er nicht völlig in der Politik auf, porträtiert vielmehr auch literarische, künstlerische und sonstige Persönlichkeiten, berichtet über Ferienerlebnisse, tischt allerlei Anekdoten auf usw. Und dies alles in einem munteren, durch gutmütige Ironie gewürzten Plauderton, dessen Gefälligkeit durch etwelche stilistische Entgleisungen (z. B. S. 292 „Einmal den Kopf aus der Schlinge gezogen" usw.) nur wenig beeinträchtigt wird.

R. Krauß.

Rosegger, Peter: Lasset uns von Liebe reden. Letzte Geschichten. Leipzig. L. Staackmann. 1910. 411 S. 4 Mk.

Der Beisatz „Letzte Geschichten" könnte einen wehmütig stimmen, wenn man glauben könnte, daß der unerschöpfliche Born der Fabulier- und Erzählerkunst Roseggers wirklich am Versiegen wäre. Einige der 26 Skizzen und Erzählungen dieses Buches sind in der Tat nicht auf der Höhe sonstiger Roseggerscher Erzählungskunst; einige könnte auch jeder beliebige andere geschrieben haben, und nicht schlechter als Rosegger, und bei anderen, wie z. B. „Der Spaß des

Holzhändlers", in dem eine alte nicht ganz saubere Geschichte von der Untreue ins Bäurische und gut Roseggerische übertragen ist, bedauert man fast den Aufwand seiner Kunst. Aber das Schaffen Roseggers ist stets ungleich gewesen, und so wird man auch in diesem Buche eines in das andere rechnen. Geschadet hätts ihm nichts, wenn einiges weggeblieben wäre. Aber es ist so viel des Guten und Heiteren darin, so viel gemütswarmes und gedankenvolles, so viele prächtige Menschen in ihren Freuden und ihrem Leid, so viel ernste und heitere Verwicklungen und Entwicklungen und so viel goldener Humor, daß man das Buch nicht bloß gern seiner Bücherei einverleibt, sondern es auch zum Vorlesen im häuslichen Kreise zu jedermanns Erbauung benutzen wird.

Richard Weitbrecht.

Jugendschriften.

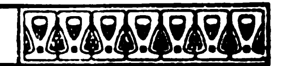
Sergel, Albert: Dideldumdei! Verse für die Kleinen. Mit Bildern von Hans von Volkmann und Kompositionen von Engelbert Humperdinck. Reutlingen, Enßlin und Leiblin's Verlagsbuchh. Geb. 2,50 Mk.

Die außergewöhnlichen Vorzüge dieses soeben erschienenen Vers-Bilderbuches, dem schon der Titel verlockend genug gewählt ist und dessen drolliges Vorsatzblatt so allerliebst auf die Lustigkeit des weiteren Inhalts vorbereitet, sind bald erkannt und werden auch unsern kleinen Buben und Mädeln, denen es von gütiger, bedachtsam wählender Hand auf den Geburtstags- oder Weihnachtstisch gelegt wird, nicht lange verborgen bleiben. Es enthält eine ganze Fülle der nettesten Reime, in denen der Verfasser mit besonderem Glück den Ton anschlägt, der den Kindern erwünscht und vertraut ist, der sich ihnen ins Ohr zu schmeicheln und ihre mancherlei kleinen Erlebnisse wie mit leiser Musik zu begleiten vermag. Es spielt sich noch einmal so schön Verstecken und Haschen, wenn Mütterchen den Scherzreim vom Bauern, der den Hasen fangen will, dazu hersagt, und über dem köstlichen Verslein „Zu Hilfe" werden augenblicks die größten Leiden vergessen. Ein anderes wieder gibt neckische Antwort, wenn's Kindlein allzu eifrig fragt, oder weiß durch scherzhafte Warnung einem kleinen Heulepeter den Tränenstrom zu dämmen, dem Trotzkopf sein verschmähtes Süppchen begehrenswert zu machen und den Jungen, der gar zu wild lärmt, mit den Worten:

Sachte, Büble, nit so laut!
Heute Mittag kommt die Braut,
Will ein artig Männlein han,
Aber kein Spektakelmann!

wieder zu besänftigen. Wer Gewicht darauf legt, findet neben diesen Versen frohen Redens und Scherzens auch solche rein belehrenden oder ernst betrachtenden Inhalts und wird sich ihrer, die von einer feinen poetischen Form gar freundlich unterstützt werden, in erziehlicher Hinsicht erfolgreich zu bedienen wissen. Eine erhöhte Eindringlichkeit und gesteigert reichhaltige Wirkung erfährt das Gehörte oder auch vielleicht schon selbst Gelesene durch die überaus reizenden, lebhaft bunten, kindlichem Verständnis und kindlicher Schaulust zu liebe erdachten Bilder Hans von Volkmanns. Über seinen Nikolaus, seine schreienden Gänse und den im Goldlicht der Abendsonne schwebenden Luftballon wird das kleine Kunstpublikum in helles Entzücken geraten, und wo sich unter ihm ein Singemündchen fände, da sähe es sich durch einige den Reimen beigegebene leicht faßliche Liedchen des lieben Märchenkomponisten Humperdinck zu schönster Betätigung aufgefordert. Mit Dideldumdei will ein neuer frisch-fröhlicher Klang zum Kinderherzen dringen. Macht auf das Tor! — Kb.

Zeitschriftenschau.



Über den Literarhistoriker **Erich Schmidt**, den Rektor im Jubeljahre der Berliner Universität, schreibt **J. Minor** im Literar. Echo (Jg. 13, H. 1):

„. . . Als ein fermer Lateiner hat er die Schulpforte verlassen, und sowohl im vertrauten Umgang und Briefwechsel wie bei festlichen Gelegenheiten sind ihm auch heute noch die klassischen Zitate geläufig, die aber weniger dem Bedürfnis nach gelehrtem Prunk oder Aufputz als einer gewissen studentischen Neigung entstammen. Auf dem Gebiete der mittelalterlichen Literatur hat er sich nach damaliger Sitte und

Forderung die ersten Sporen verdient. Dann aber ist er von der älteren Literatur frisch und beherzt in die Genieperiode unserer vorklassischen Literatur hineingesprungen, von wo aus er sich rückwärts bis in das sechzehnte Jahrhundert und vorwärts bis auf den heutigen Tag allmählich das ganze Gebiet der neueren und neuesten Literatur, soweit es in eines Mannes Kraft gelegen ist, zu eigen gemacht hat. Ganz ohne festes Programm, nicht alles in dem gleichen Grade und in derselben Weise: hier als grundlegender Forscher, dort als bummelnder Spaziergänger, immer und überall aber als aufmerksamer Beobachter und als scharfer Charakteristiker; überall auch als literarischer Genußmensch. Denn er hat ein unmittelbares und höchst persönliches Verhältnis zur Literatur, was man keineswegs von allen seinen Zunftgenossen sagen kann; sie ist ihm nicht bloß ein Arbeitsgebiet, auf dem er sein Licht leuchten läßt, sondern ein wirkliches inneres Erlebnis, nicht bloß der Lebensberuf, sondern auch die Lebensfreude. Ein gesunder Sinn für alles Tatsächliche ist wohl die hervorstechendste Eigenschaft dieses gelehrten Weltkindes, das sich in jeder Zeit und in jedem Milieu sofort zu Hause fühlt und auch gleich häuslich einrichtet, sich das Kostüm und auch den Jargon des ganzen Kreises zu eigen macht und sich lieber in bunten Anspielungen und in versteckten Zitaten als in unfruchtbaren Reflexionen und Hypothesen ergeht. So ist es gekommen, daß Erich Schmidt, obwohl der Methode der klassischen und der altdeutschen Philologie vollkommen mächtig, doch die neuere Literaturgeschichte vor so manchen Irrwegen ihrer beiden älteren Schwestern glücklich bewahrt hat. Er hat immer nur auf festem Grund gebaut, und was er gebaut hat, hat darum auch Dauer und Halt. Es gibt wenige gelehrte Schriftsteller, die so wenig von dem, was sie als Behauptung oder als Hypothese ausgesprochen haben, später wieder haben zurückziehen müssen, wie er, der meines Erinnerns nur in seiner grünen Jugend bei der Verfechtung überkommener Meinungen und Hypothesen gelegentlich über das Ziel hinausgeschossen hat. Es gibt aber auch nur wenige Gelehrte, die Späterkommenden so wenig Nachlese übrig gelassen hätten wie er. Wo nicht neue Quellen erschlossen wurden, war die Hauptsache, das eigentliche Problem, von ihm in der Regel scharf ins Auge gefaßt worden, auch wenn er sich mit einer seiner knappen Andeutungen oder Anspielungen begnügte; wo er aber der Sache genau und bis ins einzelne nachging, blieb meistens nur eine dürre Stoppellese übrig, an der sich dann andere gütlich tun durften.

Dieser scharfe Blick für das Tatsächliche und Charakteristische zeigt sich schon in der ganzen Arbeitsweise des Mannes, und wer jemals einen Blick in seine Werkstatt geworfen hat, wird mir darin recht geben. Ich habe niemals gelehrte Vorarbeiten in so knapper und übersichtlicher Form, mit solcher Reinlichkeit und Peinlichkeit und in so zierlicher Handschrift gesehen wie die von Erich Schmidt. Er ist ein Meister im Exzerpieren, der es versteht, den Inhalt einer umfangreichen Dichtung mit wenig Schlagworten auf einem kleinen Oktavblatt, in der Not auch wohl, wie es einmal geschehen ist, auf der Manschette festzuhalten. Er ist ein Meister auch in der Anordnung von Varianten und Lesarten, die niemand mit einer solchen Übersichtlichkeit, Knappheit und Deutlichkeit darzustellen verstanden hat wie er, der für die meisten Mitarbeiter der weimarischen Goethe-Ausgabe hierin Muster und Vorbild geworden ist. Wer diesen Mechanismus der gelehrten und literarischen Arbeit über die Achsel ansieht, der ist freilich auch nicht in der Lage, sich über die wissenschaftlichen Grundlagen der Werke von Erich Schmidt ein Urteil zu bilden.

Glücklicherweise ist dieser ja bei dem bloßen Exzerpieren und Variantensammeln nicht wie so viele seiner Kollegen stehen geblieben. Von der niederen Kritik hat er mit Vorsicht den Weg zur höheren genommen; aber Halt gemacht hat er immer erst dort, wo er auf eine Persönlichkeit stieß. Diese ist ihm allezeit als das erste und das letzte erschienen. Die Literatur war für ihn niemals einfach bedrucktes Lumpenpapier, wie sie Wieland einmal nennt; sie war für ihn auch keine bloße Sammlung von stilistischen und metrischen Beispielen oder von ästhetischen und poetischen Problemen. Überall hat er hinter und mittels der Stiluntersuchungen und Analysen den Menschen in der Literatur gesucht. Gesucht auch ganz im wortwörtlichen Sinne. Denn er gehört nicht in die große Menge der gelehrten Pfründner, die jedem lebenden Dichter oder Schriftsteller scheu aus dem Wege gehen, die Literatur nur aus den Büchern, nicht aus dem Leben kennen, und sie nur aus möglichst weiter räumlicher und zeitlicher Entfernung zu schätzen

wissen: Leute, die von dem reden, was sie nie gesehen haben. Er ist wohl den meisten unter den zeitgenössischen Dichtern mehr als einmal im Leben begegnet, und mit der ihm eigenen Leichtigkeit und Gewandtheit hat er selbst bei den schroffsten und widerhaarigsten Individualitäten schnell Zutrauen erweckt und gefunden.

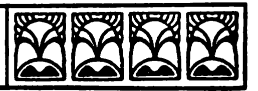
Nur wer selber eine Persönlichkeit ist, wird den Wert der Persönlichkeit in der Literatur so hoch anschlagen; und daß Erich Schmidt mit seinen stark ins Licht tretenden Vorzügen wie mit seinen nie verhehlten Schwächen eine Persönlichkeit ist, stellen auch seine geheimen Gegner nicht in Abrede. Schon die äußere Erscheinung, die mit ihren lebhaften und feurigen braunen Augen und der schön geschwungenen Nase in seinen besten Tagen viele an Goethe erinnert hat, kündigt ihn an. Nach längerer Entfernung ist mir immer wieder aufs neue die Wucht und Größe seiner Erscheinung, besonders auch in den Gliedmaßen, aufgefallen. Ein größerer und massiverer Goethe, so etwa, wie ihn Schubart schildert: „ein Genie, groß und schrecklich wie das Riesengebirge", mit hochgezogenen Brauen über den Unangenehmen sehr kühl und vornehm hinwegblickend, aber mit warmen und leutseligen Augen den Willkommenen begrüßend und festhaltend. In der letzten Zeit hat dann der ergraute Kopf mit dem bloßen Schnurrbart und dem strammen Kinn Roosevelt zu der Charakteristik Anlaß gegeben: „Sie sind halb Professor und halb Offizier." Aber das militärisch Stramme weist doch mehr auf Akklimatisierung an den berliner genius loci hin als auf Natur. Als ein starkes Naturell ist Erich Schmidt zwar auch ein kräftiger Bejaher und Verneiner, der Brustton der Überzeugung steht ihm oft und gern zu Gebote, er verfehlt nicht seine Wirkung, weder bei dem Zuhörer noch bei dem Leser. Aber näher liegt ihm doch noch die konziliante Manier Goethes, die scharfen Konflikten gern aus dem Wege geht, und ein Draufgänger ist Erich Schmidt nie gewesen, so sehr auch gerade in der Literatur die unkonzilianten Originale durch die Anziehungskraft der Gegensätze sein besonderes Interesse hatten. Deutlicher als der Offizier tritt bei ihm jedenfalls der Weltmann und der Diplomat hervor, der es allezeit verstanden hat, seine Anhänger und seine Widersacher gegenseitig im Schach und sich selber vom Leibe zu halten. Am wenigsten hat er wohl in der wissenschaftlichen Debatte seinen Mann gestellt, und sich auf die Meinungen anderer einzulassen oder die seinigen weitläufig zu rechtfertigen, ist ihm nicht in den Sinn gekommen. Anders als in gelegentlichen Seitenblicken hat er nur selten auf entgegengesetzte Ansichten reagiert und den Widerspruch meistens gleich im Vorhinein durch die bestimmteste Formulierung seiner Überzeugung oder durch vornehme Ablehnung der entgegengesetzten zu entkräften gesucht. Er gibt stets nur sein persönliches Glaubensbekenntnis, indem er die Dinge schildert, wie sie ihm erscheinen — das muß uns genug sein. Wenn wir hier auch an der Grenze stehen, die die Wissenschaft von dem Persönlichkeitsgefühl unterscheidet, so muß doch zugegeben werden, daß Erich Schmidt selber diese Grenze selten oder nie überschritten hat, öfter vielleicht einige Heißsporne unter seinen Schülern, die mit Berufung auf ihn oft auch recht wichtige Debatten entscheiden zu können glaubten und eine Frage einfach deshalb für erledigt hielten, weil ihr Meister anderer Meinung war. Er für seine Person ist dem Dünkel des Papsttums, der gerade in der germanistischen Welt mit der berliner Professur so lang verbunden war, und dem die meisten seiner Vorgänger mehr oder weniger anheimgefallen sind, nicht erlegen, und selbst den Namen „Meister", der auch in den akademischen Kreisen nicht mehr ungewöhnlich ist, hat ihm noch niemand beigelegt. Er war und ist weder der Professor noch der Geheimrat, sondern Erich Schmidt schlechtweg, seine eigene Gattung, eine Persönlichkeit. Und zwar eine Persönlichkeit, die sich nicht von vornherein und ein für alle mal selbst genug ist, sondern eine, die niemals still steht, sondern rastlos an sich fortarbeitet. Davon gibt ein Vergleich der drei Auflagen seines „Lessing" das schönste Beispiel, den sein Verfasser mit eiserner Selbstzucht und mit unermüdlichem Fleiß auf die höchste Höhe gehoben hat, die eine wissenschaftliche Monographie seit den Arbeiten Hayms auf literaturgeschichtlichem Gebiete erreicht hat. Insoweit die neuere Literatur in Betracht kommt, hat diesem Buch die Scherersche Schule nichts Ebenbürtiges an die Seite zu setzen. Es ist ein Triumph der modernen literaturgeschichtlichen und der echten philologischen Wissenschaft; gerade weil sich hier nicht die verwandte Natur, sondern die gelehrte Erkenntnis den tapfern Lessing zu eigen gemacht hat, mit dem der vorsichtigere Erich Schmidt keineswegs in allem und

jedem durch dick und dünn geht. Trotz Eduard Engel hat das deutsche Publikum auch außerhalb der gelehrten Kreise dieses umfängliche und bei dem gehörigen Tiefgang natürlich auch nicht leicht zu genießende Werk mit einer Wärme aufgenommen, die keiner anderen unserer wissenschaftlichen Monographien zuteil geworden ist; und es hat, wiederum trotz Eduard Engel, sehr den Anschein, als ob ihm künftig noch eine viel weitere Verbreitung beschieden wäre, denn die dritte Auflage ist der zweiten in einem auffallend kurzen Zwischenraum gefolgt. Man wird dem deutschen Publikum nur Glück wünschen können, wenn es einmal so weit ist, anstatt bei Eduard Engel bei Erich Schmidt in die Schule zu gehen. . .

. . . Einen Menschen, der auch dort, wo er die trockensten und schwierigsten Hilfsarbeiten macht, niemals langweilig wird, hat die Wissenschaft, in Deutschland wenigstens, nicht gar zu oft aufzuweisen, so daß wir es auch nicht nötig haben, die zünftige Nase zu rümpfen. Erich Schmidt ist eine Frohnatur recht nach dem Herzen der Frau Rat und ihres Hätschelhans, die gewiß auch an ihm ihre helle Freude gehabt hätten. Gott sei Dank, daß er eine Frohnatur ist, und möge er es noch recht lang bleiben — uns zur Freude, der Wissenschaft zum Segen, der Universität Berlin zum Ruhme!



Bibliotheksnachrichten.



Für die „Versorgung des Volkes mit gesundem Lesestoff“ stellt Emil Müller in der Zeitschrift „Die Innere Mission“ (Jg. 3, Heft 11) folgende Grundsätze auf.

„. . . Das „Volk“ ist uns nicht mehr und nicht weniger als die Gesamtheit der deutschen Männer und Frauen, vom Fürsten bis zum Fabrikarbeiter, vom Professor bis zum Lehrling. So hat man's früher wohl auch gefaßt, zumal wenn eine große Zeit alle Herzen zusammenschloß: „das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ Aber namentlich in Fragen der Bildung trat dieser Einheitsgedanke zurück. Das Wort Volk nahm dann einen engeren Sinn an. Es wurden darunter die kleinen Leute, die Ungebildeten, verstanden, die in ihrer geistigen Fortbildung zu gängeln Pflicht der Gebildeten war. So entstand eine spezifische Volksliteratur, die dem gemeinen Mann zur Unterhaltung und Belehrung dienen sollte. Jene Bücher waren von vornherein auf diesen Zweck zugeschnitten, sie rechneten gar nicht zugleich auf die Gebildeten als ihr Publikum. Zuweilen war's fast ein Begriff: Volks- und Jugendschrift; Literatur für die geistig Unmündigen. Diese Schriftsteller redeten bewußt eine andere Sprache, als die unter Gebildeten üblich war. Es ist gewiß, daß wunderliche Zerrgebilde daraus entstanden und noch viel mehr heutigentags daraus entstehen, wo das Unnatürliche dieser Schriftstellerei aus allen Ecken und Enden hervorsieht. Ebenso so gewiß, daß viel Weisheit, viel Kraft, viel Kunst, zumal in den älteren Werken, zu finden ist. Jedenfalls aber ist heute eine in Bildungsfragen isolierte Schicht nicht mehr vorhanden. Vielmehr gibt es als in einem untrennbaren Ganzen unzählige feine Übergänge. Für den Begriff des Volkes im engeren Sinne lassen sich keine festen Grenzen mehr finden. Jeder hat den Feldherrnstab in seinem Ranzen. Über welchen Bildungsschatz verfügen doch viele Arbeiterführer, die selbständig aus den untersten Tiefen emporstiegen! Die politische Entwicklung hat prinzipiell, schon durch das allgemeine gleiche Wahlrecht, alle Volksgenossen mündig gemacht. In allen Ständen des Vaterlandes gibt es heute nur mündige Männer und Frauen, die, wie sie selbst an der ökonomischen Besserung ihrer Lage arbeiten und selbst ein modernes Arbeitsrecht erkämpfen, so auch selbst ihre Lektüre bestimmen und sie aus der großen Literatur ihres Volkes wählen. So findet — auf das Allgemeine gesehen — eine spezifische Volksliteratur niemanden mehr, der nach ihr Verlangen trüge. Ein Buch, das sich als „für das Volk“ geschrieben ankündigt, stößt auf Mißtrauen. Eine Volksbibliothek für das Volk im engen Sinne kann dauernd nicht auf freudige Leser zählen, wenigstens nicht unter den Aufwärtsstrebenden, Selbstbewußten, mit denen am wenigsten die Christen den Zusammenhang verlieren dürfen.

Eine fruchtbare Mitarbeit in der Verbreitung guter Literatur wird also beachten müssen: die Arbeit muß auf das Volk in seiner Gesamtheit gerichtet sein; eine besondere Literatur nur für die Unterschicht des Volkes ist nicht zu beschaffen. Volksschriften im alten Sinne sind für uns

abgetan. Der Verbreitung wert sind nur solche Literaturwerke, die für alle Glieder des Volkes einen Wert besitzen.

Daß dabei keine Halbbildung gefördert werde, daß die einzelnen Bildungsstufen Berücksichtigung finden, daß Hilfe geleistet, daß gesorgt werde, das alles wird nach wie vor ernster Erwägung unterliegen. Das aber ist der freudige Zug an dieser neu gewonnenen, neu zu gewinnenden Volkseinheit: je mehr deutsche Dichter für ihr ganzes Volk schaffen, je mehr die große Literatur in alle seine Schichten dringt, um so eher dürfen wir hoffen, daß mehr als bisher eine einheitliche deutsche Kultur heraufsteige, unter der Hader und Zerklüftung zergehen.

Was wir unter „gesundem Lesestoff", zumal auf dem Gebiete der schönen Literatur, verstehen, ist im wesentlichen schon mitbeantwortet. Indessen gibt es noch eine besondere Art von Büchern, über die ein Wort zu sagen ist.

Was soll ein Werk der schönen Literatur, was ist seine besondere Aufgabe unter allen anderen Schriften? Es soll eine Freude besonderer Art schaffen, eine unvergleichliche, hohe Freude, wie sie erfahrungsgemäß im Genusse echter Kunst und nur in ihm zustande kommt. Also nur ein Kunstwerk wird man mit Fug zur schönen Literatur rechnen dürfen; nur eine Dichtung kann auf diesem Gebiete gesunder Lesestoff sein.

Damit ist gewiß nicht eine starre Grenze gezogen. In Einzelfällen wird das Urteil über ästhetischen Wert und Unwert eines Werkes schwanken. Es gibt Bücher von höherem und von geringerem Kunstgehalt. Aber wer überhaupt von ästhetischem Genusse weiß, wird im allgemeinen eine Linie ziehen können, die Kunstwerk, sei es auch unvollkommen, und Machwerk, sei es auch routiniert, voneinander scheidet.

Beachtenswert ist ein Wort Friedrich Spielhagens aus seinen „Beiträgen zur literarischen Ästhetik und Kritik". „Von allen denkbaren Gebieten unterscheidet sich ... die Kunst ein für allemal dadurch, daß, wer in ihr produzieren soll, mit einer spezifischen Kraft der Seele ausgerüstet sein muß. Diese spezifische geheimnisvolle Kraft ist die Phantasie, welche die menschlichen Verhältnisse und irdischen Dinge sub specie aeterni nicht denkt (das tut die philosophische Vernunft), sondern innerlich schaut und in der Darstellung des innerlich Geschauten weiter bis in die kleinste Manipulation der Technik fortwirkt; oder aber es kommt ihr Produkt: das schöne Werk, nimmer zustande."

Und weiter: „Es zeigt sich, daß jene Begabung, welche den Beruf zur Kunst konstituierte, sich in eine innere Nötigung umwandelt, welche es dem Begabten nicht mehr freistellt, ob er dem Berufe folgen will oder nicht, sondern ihn zwingt, demselben nachzugehen, selbst gegen den stärksten Druck und Zwang sich ihm in den Weg türmender Hindernisse."

Und nun nehme man eine jener Tendenzschriften zur Hand, für die man bisher auf christlicher Seite soviel Wohlwollen übrig gehabt. Sie wenden sich ja nicht nur an das „Volk". Anspruchsvolle „christliche" Romane und Gedichte erscheinen in Fülle.

Da hat ein Verfasser die Absicht, über irgend etwas zu belehren, zu irgend etwas zu erziehen, irgendwie zu „erbauen". Um diese Aufgabe herum wird wohl oder übel so etwas wie eine Fabel konstruiert. Das Gewand ähnelt von fern dem eines Kunstwerkes. Und um des guten Zweckes willen sollen wir's unter die Leute bringen.

Nun frage man den Autor, wie sein Werk geworden ist. Ob die Phantasie in ihm übermächtig war. Ob er unter jener Gewalt stand, der er nicht entfliehen konnte. Und man sehe zu, ob jene Freude geweckt wird, die die Dichtung schenkt.

Es ist hier nicht die Rede davon, daß wir die Tendenz aus der Kunst ausschalten wollten. Das hieße, mit Victor Blüthgen („Eckart" I, 2) zu reden, „die Kunst eines ihrer bedeutsamsten Majestätsrechte berauben, sie aus der vordersten Reihe der großen Lebensmächte, die die Kulturentwicklung bestimmen, ausweisen. Sie zum Konzertorchester für müßige Stunden degradieren, da sie doch die Möglichkeit bietet, mehr zu sein, ohne sich selbst zu verlieren." Daran aber werden wir festhalten dürfen, daß ein Werk, welches Dichtung zu sein vorgibt, aber ihre Merkmale nicht aufweist und ihre Freude nicht weckt, durch die Tendenz allein nicht zu gesundem Lesestoff wird. Um so weniger, da wir reich, überreich an echten und gesunden Werken sind. Unterdichterische Schriften in künstlerischem Mantel versperren den Weg zu der Freude, die die Dichtung gewährt, und die zu erleben zur Harmonie menschlicher Bildung gehört. Sie schaden dem, dem sie dienen wollen. Denn es fehlt ihnen letztlich an Ernst. Sie sind unnütz, denn, was sie zu erreichen bestrebt sind, wird auf geradem Wege sicherer erreicht.

Wir werden eins sein in dem Wunsche, daß unser Volk innerlichst religiös erneuert werde. Dazu gehört aber die Berührung mit ursprünglichem religiösen Leben. Darum ist uns ja die Beschäftigung mit der Heiligen Schrift so unersetzlich. Darum sind uns Männer wie Augustinus und Luther so wertvoll. Wo in einer Schrift ein ihnen verwandter Ernst sich zeigt, da wollen wir zugreifen, das Buch wollen wir verbreiten. Aber alles leichthin Geschriebene, das Seichte, sei es „Andachtsbuch", sei es „Roman", ist eine Gefahr.

Noch aber gibt es im „Sorgen" verschiedene Wege. Man kann von den Prinzipien der Bevormundung, des laissez faire und der Volkserziehung sprechen.

Die Bevormundung schaut die Dinge von oben her. Sie steckt dem anderen Ziele und Grenzen, bestimmt, was ihm nützlich und schädlich ist. Sie kann von den verschiedensten Standpunkten aus geübt werden. Aber sie setzt immer patriarchalische Verhältnisse voraus, die meist nicht mehr vorhanden sind. Der Standpunkt eines Bevormundenden pflegt fest zu sein. Es geht nicht ohne Engigkeit ab. Ein scharfer Ausschluß findet statt. Und eben darum, mögen die Einrichtungen an sich vorzüglich sein, wird der Weg heute selten zum Ziele führen. Er widerstrebt dem modernen Freiheitsgefühl, dem Sehnen nach geistiger Selbständigkeit, das man doch im Grunde gut protestantisch nennen kann. Das Mißtrauen ist bald erwacht. Das Meiden folgt. Selbst das Publikum, das an sich den Ansichten der Bevormundenden zugänglich ist, scheut diese Art der Beeinflussung. So kann es wohl zur Entfremdung Zugehöriger kommen, selten wird eine dauernde Anziehung für alle bewirkt werden; zumeist wird eine Verödung eintreten.

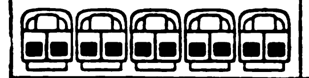
Das gerade Gegenteil ist der Grundsatz des laissez faire, laissez aller. Von einer Bücherwahl ist kaum die Rede. Es fehlt an einem rechten Prinzip der Kritik. Was gedruckt wird, mag unter die Leute kommen. Unerschöpflich ist das Füllhorn. Aber auch chaotisch die Menge...

Der rechte Weg für den, der fähig und willig ist, an der Versorgung des Volkes mit gesundem Lesestoff mitzuarbeiten, wird dem gegenüber der Weg der Erziehung sein. Sie muß sich freilich als wesensverschieden von tendenziöser Beeinflussung ausweisen können. Sicherlich muß der Erziehende weiter blicken, als der, den er fördern will. Aber er steht nicht auf der Turmhöhe dessen, der Gesetze erläßt und harte Schranken errichtet. Vielmehr ist das Gefühl der Kameradschaft lebendig. Er macht des Zöglings Interessen zu seinen eigenen. Er weiß, daß niemand dem andern die Bahnen vorschreiben kann, die er gehen müßte. Aber er wird Steine aus dem Wege rücken, vor schlimmsten Irrwegen hüten. Er wird dem Freunde zu eigener Urteilsbildung helfen. Er wird ihm die Hand nicht entziehen, auch wenn jener eigensinnigen Gedanken nachhängt. Er wird nicht das Seine suchen, sondern was des Zöglings ist. Er wird ein gutes Vertrauen bewahren, auch wenn die Wege sich zu scheiden beginnen. Jedem so gesonnenen Mentor wird ein volles Vertrauen antworten.

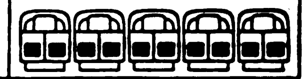
Und wiederum: solche Helferdienste werden in allen Schichten des Volkes erwartet. Dazu zwingt schon die Fülle der Erscheinungen. Das junge Mädchen muß vor der „süßen" Backfischliteratur bewahrt, einer Nataly von Eschstruth muß der Eintritt in das vornehme Haus gewehrt werden. Gerade die Gebildetsten wissen etwa den „Literarischen Ratgeber" des „Kunstwart" oder den großen Katalog „Volksbibliotheken" des Zentralvereins zur Gründung von Volksbibliotheken (vergl. auch die kritischen Bücherlisten der Deutschen Zentralstelle zur Förderung der Volks- und Jugendlektüre) zu schätzen...

Über die Handhabung der Prüfung für den mittleren Bibliotheksdienst teilt das Zentralblatt für Bibliothekswesen (Jahrg. 27, S. 224) folgendes mit. Zu § 4: Die preußische Staatsangehörigkeit ist für die Zulassung nicht erforderlich. — Zu § 4a: Vorläufig soll das Zeugnis der Absolvierung einer neunklassigen höheren Mädchenschule angenommen werden. Es ist dann aber der Nachweis zu erbringen, daß sich die Bewerberin außer dem in diesem Paragraph geforderten einen Jahr noch ein weiteres Jahr in den wichtigeren Schulfächern fortgebildet hat, andernfalls ist Dispens beim Herrn Minister nachzusuchen. Der spätere Besuch eines Lehrerinnenseminars soll dem eines Lyzeums gleichgestellt werden. — Zu § 4b Anm.: Bewerbern, die nur in einer speziellen Tätigkeit im Bibliotheksdienst beschäftigt waren, kann davon bis zu einem halben, unter Umständen bis zu drei Viertel Jahr auf die Praktikantenzeit angerechnet werden. Diese Bestimmnng gilt jedoch nur für die nächsten zwei Jahre. — Zu § 7: Die Prüfungen sind nicht öffentlich. — Zu § 8: Die Dauer der schriftlichen Prüfung soll, mit einer kleinen Pause, vier Stunden betragen. Davon entfallen zwei auf den deutschen Aufsatz, für den 2–3 Themata zur Auswahl gegeben werden sollen. Ferner sind die Titel von etwa 12 Werken aufzunehmen. Die etwa erforderliche Prüfung im Gebrauche der Stenographie und der Schreibmaschine wird besonders erfolgen; als Mindestforderung werden 120 Silben in der Minute bezw. 80 Bogenzeilen

in der Stunde angenommen. — Zu § 9: Die mündliche Prüfung soll in der Regel ein bis zwei Tage nach der schriftlichen vorgenommen werden. Jeder Prüfling soll in der Bibliotheksverwaltungslehre, in der Bibliographie und den Sprachen, und in der Wissenschafts- und Literaturgeschichte je ein Viertel, im ganzen also etwa drei Viertel Stunden geprüft werden. Bei der Prüfung in den Sprachen bleiben Aussprache und Grammatik unberücksichtigt. Wünscht ein Bewerber als Ergänzung für die Literaturgeschichte auch in der Musikgeschichte die Prüfung abzulegen, so hat er dies gleich bei der Meldung anzugeben. Es sollen bis zu sechs Personen gemeinsam geprüft werden. — § 10: Nach Beendigung der Prüfung jeder Abteilung wird über das Ergebnis abgestimmt, das alsdann bekannt gegeben wird. — Für die Beantwortung der wichtigen Frage, in welchen Bibliotheken das praktische Jahr (§ 4b) abgeleistet werden kann, wird maßgebend sein, ob die Bibliothek unter einem fachmännisch ausgebildeten wissenschaftlichen Leiter steht, ob sie groß und allgemein genug ist, um eine allseitige Ausbildung zu gewähren, und lange genug geöffnet, um einen vollen Dienst von wöchentlich mindestens 30 Stunden zu ermöglichen. Nachdem ferner bei der Königlichen Bibliothek und den preußischen Universitätsbibliotheken die Zahl der anzunehmenden Praktikanten beschränkt worden ist und Bestimmungen über ihre Beschäftigung getroffen sind (Zbl. 1910, S. 129[1]), wird von den anderen Bibliotheken die Unterwerfung unter analoge Bestimmungen zu verlangen und davon die Anerkennung des Praktikantenzeugnisses abhängig zu machen sein. An die preußischen Bibliotheken, die nach obigen Gesichtspunkten in Betracht kommen, wird voraussichtlich demnächst eine dahin gehende Anfrage gerichtet und die Liste der zur Ausstellung des Zeugnisses berechtigten Bibliotheken dann veröffentlicht werden.



Mitteilungen.



Die Lyrik und das Publikum. Der Lyriker ist ein armer, bedauernswerter Geselle. Unter allen Künstlern ist er derjenige, den das große Publikum am wenigsten ernst zu nehmen liebt. Zwar stellt man ihn sich heute im allgemeinen kaum noch mit lang herabwallendem Haar, wogender Halsschleife und schlotternden Beinkleidern vor, aber trotzdem: sein Kurswert ist sehr gering, und im Bewußtsein der großen Menge steht er noch immer im Dunstkreis des Lächerlichen, und die Karikatur bemächtigt sich des armen Teufels nur zu gern.

Wenn man gefragt wird, welchen Beruf man ausübt, und man antwortet, daß man ein Maler ist, so hat das nichts Lächerliches. Für viele Leute ist dadurch sogar sofort ein Nimbus um einen gewoben, man wird interessant durch diese Tatsache, daß man ein Maler ist, denn zu einem solchen Beruf gehört ein besonderes Talent; man bringt schöne Dinge hervor, und das ist reizvoll, man hat ein Atelier, man lebt in einer freieren, über die graue Wirklichkeit erhabeneren Atmosphäre, und das interessiert die Leute und sie sagen: „— ah, ein Maler!", und es liegt etwas Schmeichelhaftes darin, wie sie es aussprechen. Auch daß man ein Bildhauer ist, darf man sagen und allenfalls darf man sich auch einen Musiker nennen. Aber wehe dem Unglücklichen, der auf die Frage nach seinem Beruf aussagt, daß er ein Dichter ist! Unfehlbar stellt sich ein Lächeln um die Lippen des Fragers ein; ein Mienenspiel, das gemengt ist aus Verlegenheit und Bedauern grinst einem entgegen. „— o Gott, ein Dichter!" scheint der Frager sagen zu wollen, „verzeihen Sie, daß ich Sie fragte; Sie armer Mensch" — und er schämt sich ein bißchen um dieses Mannes willen, der ein Dichter ist.

Einen Maler, einen Architekten, einen Bildhauer, einen Musiker darf man sich nennen, — nie aber einen Dichter. Und nun gar einen lyrischen Dichter! Das ist als Beruf unmöglich, das geht nicht, die Leute lachen einen aus oder zum mindesten lächeln sie (was vielleicht noch schlimmer ist). Es imponiert den Leuten, wenn man ein Maler ist; aber es imponiert keinem Menschen, wenn man sagt, daß man ein Dichter ist. Woher kommt das?

Es kommt daher, weil es so bequem, so spielend einfach zu sein scheint, ein lyrischer Dichter zu sein. Wer hätte nicht schon lyrische Gedichte gemacht! Das ist doch nichts Schwieriges, man braucht dazu keine Akademie zu besuchen, wie es der Maler (nach der Meinung des Publikums) für seine Bilder nötig hat, man braucht auch nicht die Bildung durch ein Konservatorium, wie der Musiker, man braucht keine Examina zu absolvieren, man braucht nichts, rein nichts, — nur sich hinzusetzen und Gedichte zu machen braucht man, du lieber Gott, das ist doch nichts Schlimmes weiter, und außerdem bringt es auch beinahe nichts ein, es kommt also eine so unnütze Beschäftigung, die man hübsch in seinen Mußestunden ausüben möge, nicht in Betracht. Man ist kein lyrischer Dichter, es ist gesellschaftlich so gut wie unmöglich. Man ist eben irgend etwas anderes und macht nebenbei lyrische Gedichte. Das geht allenfalls.

Armer Poet! Ja, die Lyrik bringt nichts ein, das ist es, deshalb lächelt man über Dich, geh hin, übe einen bürgerlichen Beruf aus und dichte „nebenbei". Dann ist der Bürger mit Dir zufrieden, obgleich er dann im Stillen immer noch wünschen wird, Du möchtest lieber nicht dichten.

Aber nur ein Dichter sein? Welch ein Unterfangen! Laß ab davon.

Die Lyrik, diese holdeste Kunst, ist in der Tat diejenige Kunst, die das Allermindeste für den Schaffenden abwirft. Auch ein geschätzter und beliebter Lyriker wird nie von seinen Dichtungen allein leben können. Man kann nicht nur Lyriker sein oder doch nur, wenn man ein Vermögen besitzt, das einem die Existenz garantiert. Es ist schlimm, aber es ist wahr: die Lyrik ist die einzige Kunstgattung, auf die eine Existenz zu gründen auch für den begabtesten Dichter von vornherein ganz ausgeschlossen ist. Als Maler, als Musiker, als Dramatiker, als Romancier hat man die Möglichkeit, große Vermögen zu erwerben, — als Lyriker niemals. Darum lächelt das Publikum: weil man sich etwas so Aussichtsloses zum Gewerbe erwählt hat.

Der lyrische Dichter muß, will er existieren, eine bürgerliche Stellung bekleiden, oder er muß auch andere Dinge niederschreiben, die ihm mehr einbringen als seine Verse. Hätte Mörike von dem Sold für seine Gedichte leben sollen, er wäre zu Grunde gegangen, wie es mit Hölderlin geschah. Heine mußte für Zeitungen schreiben, um sein Brot zu haben, Storm bekleidete ein Amt, auch Eichendorff. Die Lyrik allein nährt keinen Menschen.

Diese Kunst wird behandelt wie ein Stiefkind. Das Publikum kauft zwanzigmal einen Roman, eine Reisebeschreibung, ein Buch Humoresken, ehe es einmal ein Buch lyrischer Verse kauft. Lyrische Verse „unterhalten" nicht, sie sind nicht „spannend", also sind sie vom Übel. Wenn einmal ein Gedichtbuch einen großen Erfolg hat, kann man mit Bestimmtheit annehmen, daß es innerlich bedeutungslos ist. Wer kaufte Verse ihres künstlerischen Gehaltes wegen? Es sind wenige, — aber dies ist wahr und erfreulich zu berichten: in unserer Zeit sind es immerhin mehr als es jemals waren. Es gibt heute in der Tat Menschen, die Lyrik kaufen. Bücher von ernsten lyrischen Künstlern, wie Liliencron, Dehmel, Rainer Maria Rilke, Hugo von Hofmannsthal und anderen haben mehrere Auflagen erlebt, und das ist immerhin etwas, wenn es auch keinem dieser Dichter den Lebensunterhalt einbringt.

Am liebsten kauft das Publikum Anthologien. In solchen Sammelbüchern hat es alles Wichtige einer bestimmten Richtung oder Epoche zu bequemer Lektüre beieinander, hier wird ihm ein Extrakt dargeboten, und es ist durchaus begreiflich, daß es derartig kondensierte Verssammlungen bevorzugt, zumal sie sich noch durch große Billigkeit auszuzeichnen pflegen. In den letzten Jahren sind eine ganze Reihe von modernen lyrischen Anthologien erschienen, und nicht eine hat sich für den betreffenden Verleger als Mißerfolg erwiesen; sie werden alle gekauft. Für zwei Mark hat man da die ganze moderne Lyrik im Extrakt, während man für jedes einzelne Buch der Dichter mindestens dasselbe, meist aber mehr zahlen muß. Anthologien bringen die Namen der Dichter am ehesten in weitere Kreise, das ist der Vorteil, den die Dichter durch solche Bücher haben; der Nachteil ist, daß die Originalbände der Poeten weniger gekauft werden, je mehr Anthologien es gibt; das Publikum liebt die Anthologien, für die Originalbände der Dichter hat es im allgemeinen nur ganz wenig Interesse. Das ist sehr zu beklagen, denn das ganze künstlerische Wesen eines Lyrikers geht einem natürlich nur aus einem seiner zusammenhängenden Versbände auf, während man aus den Proben der Anthologie nur einen ungefähren — und mitunter sogar, wenn nämlich das Sammelbuch ungeschickt zusammengestellt ist, — einen falschen Begriff bekommt. Man kaufe daher nicht jede beliebige Anthologie, die erscheint, man kaufe vielmehr eine anerkannt gut orientierende und lasse sich dann während der Lektüre von seinem Geschmack bestimmen, diesen und jenen Originalband eines dem eigenen lyrischen Gefühl besonders entsprechenden Dichters zu erwerben. Anthologien, sofern sie geschmackvolle Herausgeber haben, sind gut, aber man beschränke sich nicht auf sie. Denn sie geben nur vage Umrisse. Man soll auf die eigenen Bände der Dichter zurückgehen. Nur hier, an den Quellen, trinkt man das frische und reine Wasser lyrischer Kunst. Nur hier vermag man aus dem Vollen zu schöpfen und die Persönlichkeiten, für die man Interesse hegt, ganz zu erkennen. Und es gibt heute Lyriker in Deutschland, deren Persönlichkeiten kennen zu lernen lohnt und dem Freunde lyrischer Dichtung reichen Genuß einträgt.

Hans Bethge.

Verantwortl. Schriftleiter: Wilhelm Fahrenhorst, Berlin. — Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H. (Abt.: Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken), Berlin SW 68.



Jahrgang 1910/11. Nr. 2. November

Fritz Reuter.

Zu seinem 100. Geburtstag, am 7. November 1910.

Von Dr. Richard Dohse.

Die Stellung Fritz Reuters in der deutschen Literaturgeschichte ist eine fest begründete und klare. Er steht zusammen mit dem Schleswig-Holsteiner Klaus Groth an der Schwelle der neu-niederdeutschen Dichtung, für die er durch seine Werke überall neues und lebendiges Interesse weckt, die er nach dem Tiefstand des Niederdeutschen im Anfang des vorigen Jahrhunderts nun hinführt zu den Höhen kultureller, ethischer und ästhetischer Bedeutsamkeit.

Freilich war in der literarischen Welt der Boden schon gewissermaßen gelockert worden. Zunächst hatte gegen Ende des 18. Jahrhunderts der Mecklenburger Joh. Heinrich Voß sozusagen als erster nach den aus dem 17. Jahrhundert stammenden, interessanten vier Niederdeutschen Scherzgedichten des Rostockers Johann Lauremberg den Versuch gemacht, die niederdeutsche Dichtung aus ihrem Stillstand herauszubringen und sie aus dem rein Humoristischen, in das sie versunken war, wieder auf ein ernsteres Gebiet zu leiten. Mit seinen vier plattdeutschen Idyllen, die voll Leben, Stimmung und naiver Empfindung sind, war er wieder zum Volk und zur Natur zurückgekehrt. — Dann war auf oberdeutschem Gebiete Johann Peter Hebel gefolgt, der mit seinen „Alemannischen Gedichten", zu deren Abfassung er durch Voß angeregt wurde, einen wahren Begeisterungssturm hervorrief. Auch er war energisch den Bestrebungen Opitzens nach „Reinigung" der deutschen Sprache von der Mundart entgegengetreten. Er hatte

die letztere wieder zu Ehren gebracht, indem er in seinen Gedichten an Stelle der gespreizten, hochtrabenden, unnatürlichen und schwülstigen Ausdrucksweise der Opitzschen Zeit wieder Unmittelbarkeit des Empfindens, frisch pulsierendes Leben und die Echtheit und zu Herzen gehende Schlichtheit einer natürlichen, anmutigen und vielfach noch ganz naiven Sprache zu setzen wußte, und hatte endlich gleichfalls auf die Natur als die beste Lehrmeisterin für die Kunst wieder und wieder hingewiesen.

Trotzdem standen aber immer noch viele abseits, die nichts wissen wollten von der Wichtigkeit der Mundart und die nicht einsehen wollten, daß die hochdeutsche Sprache, um nicht zu verknöchern und in stereotypem Formelkram zu erstarren, der Belebung durch die Mundarten bedarf.

Da kam Klaus Groth 1852 mit seinem „Quickborn", diesem lyrischen Meisterwerk, das nicht bloß der plattdeutschen, sondern der deutschen Literatur überhaupt als klassisches Buch angehört. Gleichsam als ein Schatzgräber kam er und enthob immer neue und ungeahnte Schätze, Goldkörner und Edelsteine, dem Grund und Boden, der bis dahin als roh, unbeackerbar, als „platt" im üblen Sinne des Wortes gegolten hatte. Nun mußte doch dem niederdeutschen Volke Auge und Ohr geöffnet werden, nun mußte es doch den Wohllaut und den „Klang und Gesang" empfinden, der in den „platten Tönen" steckt und nun im „Quickborn" zum Tönen gebracht war! Und doch – mit welchem Unverstand hatte Groth zu seinen Lebzeiten zu kämpfen, wie oft wurde er in seinem Wesen und Dichten verkannt, wie hat ihn dies alles verbittert und zu einem wortkargen Menschen gemacht. Ja, man kann noch weiter gehen und wohl behaupten, daß Groth noch heutigentages nicht eigentlich im Volke lebendig ist und unter ihm weilt. Es ist das eine tragische Tatsache, deren innere Ursache wohl vor allem in Groths dichterischer Eigenart zu suchen ist, die so ganz und gar anders ist als diejenige Fritz Reuters, der ihm an Popularität bei weitem den Rang abgelaufen hat.

Es gibt kaum größere Gegensätze als diese beiden niederdeutschen Dichter, die fast zu gleicher Zeit demselben Instrument, der plattdeutschen Sprache, so verschiedenartige Töne zu entlocken wußten. Was Klaus Groth, namentlich in seinen Erzählungen, mangelt, ist Fritz Reuter in hohem Maße zu eigen: er fabuliert ungezwungener, hält sich weniger lange bei der Komposition und der Einheitlichkeit des Ganzen auf als Groth, er ist volkstümlicher und urwüchsiger, und endlich besitzt er in weit höherem Maße die leuchtende Gabe des Humors, und zwar eines Humors, dessen Lichter in ursprünglicher Helle breit, derb und behaglich seine Werke umspielen.

Auch der Mensch Reuter ist ein anderer, und wer die Stammesart des mecklenburgischen und des schleswig-holsteinischen Volkes kennt, wird das verstehen können. Der Schleswig-Holsteiner schreitet ernster über seine heimatliche Scholle als der Mecklenburger; dem ersteren Menschenschlag ist größere Tiefe und ein grübelnder Sinn zu eigen, während der letztere mehr einer

leichteren, heiteren Lebensauffassung zuneigt und daher dem Lachen einen breiteren Raum gönnt. Das zeigt sich im Volke selbst und spiegelt sich getreu in der Dichtung wider. Man könnte im Gegensatz zu Groth neben Reuter hier auch noch John Brinckman, den zweiten großen niederdeutschen Dichter Mecklenburgs, anführen, dessen Humor gleich dem Reuters von innen heraus, aus Stammesart und Eigenwesen entsprungen ist. Auch Theodor Storm, dieser vornehme „Filigranarbeiter" am Goldgeschmeide der Kunst, bildet einen deutlichen Gegensatz zu der leichten, behaglich plaudernden, tiefen Problemen stets fast ängstlich aus dem Wege gehenden, mehr idyllischen Dichtung des Mecklenburgers Heinrich Seidel. Ganz zu schweigen von der ernsten, tiefschürfenden Kunst Friedrich Hebbels, dieser grübelnden dithmarscher Dichterpersönlichkeit, die auf mecklenburgischem Boden kaum zu denken wäre.

So interessant all diese Fragen nun auch sind, so wichtig und notwendig es ist, die innere Wesensart Groths und Reuters einmal gegeneinander abzuwägen und abzugrenzen, um die Persönlichkeit des einen wie des andern schärfer und klarer zu sehen, so müßig und wenig am Platze ist eine andere, von Zeit zu Zeit immer wiederkehrende Frage, wer von beiden, Groth oder Reuter, der Größere sei. Man sollte sich doch endlich damit begnügen, mit Genugtuung festzustellen, daß jeder in seiner Art Bedeutendes geleistet hat, jener im Reiche der plattdeutschen Lyrik, dieser als Erzähler. Auch der Gelehrtenstreit nach dem persönlichen Verhältnis der beiden Dichter zu einander, der sich erst im vorigen Jahr wieder aufs neue erhob auf Grund einer Broschüre des Göttinger Universitätsprofessors Wilhelm Meyer „Briefe von Fritz Reuter, Klaus Groth und Brinckman an Eduard Hobein" ist im höchsten Grade unerquicklich und überflüssig.

Viel wichtiger ist es, nachdrücklich immer wieder zu betonen, daß ohne Groth und Reuter das Wiederaufleben der plattdeutschen Literatur überhaupt undenkbar gewesen wäre, und daß jeder zu seinem Teile mit seinen Werken die beste Antwort gegeben hat auf die abweisende und heute kaum verständliche Schrift des Holsteiners Ludolf Wienbarg „Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden?", in der der Verfasser allen Ernstes noch in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts dem Niederdeutschen jegliche Existenzberechtigung absprach und mit Nachdruck von dem völligen, geistigen Tod der plattdeutschen Sprache redete.

Freilich, als Reuter im Jahre 1853 seinen ersten Band „Läuschen un Rimels" herausgab, sah es nicht so aus, als ob der Dichter ein Hüter und Pfleger der bedrängten plattdeutschen Sprache werden sollte, und es ist daher in mancher Beziehung wohl zu verstehen, daß Klaus Groth 1858 in seinen „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch" mit Entrüstung diese Läuschenpoesie zurückwies. Und doch war das Urteil Groths allzu schroff, was die scharfe und meisterhafte Verteidigungs- und Angriffsschrift Reuters „Abweisungen der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche

Dr. Klaus Groth in seinen Briefen über Hoch- und Plattdeutsch gegen mich gerichtet hat" beweist. Mit seinen „Läuschen un Rimels" wollte Reuter sicher nichts anderes als sich einmal all das von der Seele schreiben, was er an lustigen Stoffen gehört und gelesen hatte oder selber wußte. Umsonst hatte er nicht so manche lustige Stunde mit dem überaus gemütlichen und redseligen Justizrat Ludwig Schröder, dem prächtigen Reuterschen „Justizeken", in Treptow bei der Stammtischrunde verbracht, umsonst hatte er nicht sein eigenes Erzählertalent allabendlich um 5 Uhr im Ratskeller zu Neubrandenburg betätigt. Überdies wußte er als einer, der das mecklenburgische Volk aus dem Grunde kannte, daß seine Landsleute gar zu gerne derartige Schnurren und Anekdoten erzählen hörten. Was lag daher näher als der Gedanke der Niederschrift in Reim und Metrum, von dem er seiner Luise mit den Worten spricht: „Will doch sehen, Wising, wie sich die Dinger auf dem Papier ausnehmen, und wie sie sich da anhören."

Wenn man sich das alles vergegenwärtigt (an eine bewußte und direkte Anregung durch Groths „Quickborn", wie man das so oft als ohne weiteres selbstverständlich hinstellt, glaube ich nicht), wenn man vor allem festhält, daß Reuter nur seinen Landsleuten ein gewisses Zugeständnis machen wollte, und endlich die Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit hervorhebt, mit der Reuter das Buch in die Welt gehen läßt, so wird man milder urteilen und die „Läuschen un Rimels" nicht im Bausch und Bogen als eine sträfliche Versündigung an dem heiligen Geist der Kunst verdammen, sondern ihnen zum mindesten „mildernde Umstände" zubilligen. Daß Reuter 1850, nachdem er schon die auf hoher künstlerischer Stufe stehende ernste epische Dichtung „Kein Hüsung" veröffentlicht hatte, noch einmal in die Niederungen der Läuschenpoesie verfiel und einen zweiten Band „Läuschen un Rimels" herausgab, fällt schon schwerer ins Gewicht, ist aber trotzdem unschwer aus der Erwägung heraus zu erklären, daß Reuter nach dem geringen Absatz seiner früheren Schriften wieder „klingenden" Erfolg dringend nötig hatte und sich dabei naturgemäß an die durchschlagende Wirkung seines ersten Läuschenbandes erinnerte.

Ob Reuter mit diesen scherzhaften Gedichten, die, wie er selber sagt, nichts anderes sein wollen „als eine Kongregation kleiner Straßenjungen, die in roher Gesundheit lustig übereinander purzeln, unbekümmert um ästhetische Situationen, die fröhlichen Angesichts unter Flachshaaren hervorlachen und sich zuweilen mit der Torheit der Welt einen Scherz erlauben," viel Unheil und Schaden für die plattdeutsche Sprache angerichtet hat, ist gleichfalls fraglich. Das ist allerdings sicher, daß er bis auf den heutigen Tag auf dem Gebiete dieser billigen Reimfertigkeit allzuviele Nachtreter gefunden hat, die immer und immer wieder, und meistens ohne Reuter gleichzukommen, ihre seichten Späße gequält und witzlos in schale Reime bringen, die als einzige Produktion solche in Wahrheit „platten" Werke als Poesie verschleißen, und ebenso gewiß ist es, daß dadurch, daß man das Plattdeutsche

ausschließlich zu Jux und Allotria verwendet, dem Ansehen der niederdeutschen Sprache und Literatur bedeutend Abbruch getan wird. Aber Reuter dafür verantwortlich zu machen, geht denn doch nicht an. Das „Läuschen" in irgend welcher Gestalt hat ein unbegrenztes Alter und ist nicht nur in Niederdeutschland, sondern überall im Volke zu Hause. Jeder Versuch, es gewaltsam zu unterdrücken, würde verlorene Liebesmühe bedeuten und zugleich falsch sein, denn, mag man es nehmen, wie man will, es liegt schließlich doch ein Bruchteil von der Wesensart des Volkes darin verborgen. Nur darf es erstens nicht überhand nehmen und zweitens nicht als „Poesie" oder „Kunst" ausgegeben werden. Beides hat Reuter vermieden. Er ist über diesen „Schauplatz der Lust, auf dem sich seine springenden und lärmenden Schelme tummeln", bald hinausgekommen und hat sich Stoffen zugewandt, die ihn als einen gemütstiefen und an echtem Humor und wahren Herzenstönen reichen Dichter gezeigt haben, die zugleich bewiesen, daß er auch ernste und tragische Dinge zu meistern verstand.

Gerade dieser letzte Umstand wird so oft über dem Humor Reuters übersehen. Daß dies ganz mit Unrecht geschieht, beweist vor allem sein Epos „Kein Hüsung", ein Werk, das noch heute von mancher Seite abgelehnt und als künstlerischer Mißgriff bezeichnet wird. Und doch ist es keineswegs eine Dichtung, die bloß für die damalige Zeit ihre Sonderbedeutung hatte und heute eigentlich nur noch als kulturhistorisches Kuriosum gelten kann. Das Problem an sich ist ein so allgemein menschliches und so voll von ethischen und erzieherischen Werten, daß es auch in unsern Tagen auf alle diejenigen zu wirken vermag, die ein Ohr haben für das Lied von dem sozialen Notstand des Volkes, das heute in dumpferen und grollenderen Tönen klingt denn je.

„Kein Hüsung" bedeutet eine Anklage gegen die Willkür der „Herren" und die Unterdrückung und Bevormundung der arbeitenden Klasse, gegen Sittenlosigkeit, Frömmelei und falsche Moral, wie sie eindringlicher und gewaltiger selten erhoben worden ist. Dem allen wird beredter Ausdruck verliehen durch den flammenden Protest des Knechtes Johann, dessen einziges Evangelium die Freiheit heißt, jene Freiheit, von der die „Herren" nichts wissen wollen und die sie brüsk ablehnen mit den Worten:

„Wat Friheit hier, Trara, Trara!
Wi sünd de Herrn, wi sünd de Frien.
Lat doch dat Pack nach Friheit schrien."

Reuter hat hier eine neue erschütternde Variante gegeben von der alten Sehnsucht jedes Menschen nach innerer und äußerer Freiheit, von jener Melodie, die die Dichter aller Zeiten nicht müde geworden sind zu singen. Und wenn auch bei Johann ein gut Teil Haß und Groll und unbezwinglicher Rachsucht mitspricht, will man es ihm verübeln, wenn man in

Betracht zieht, wie er fast zum willenlosen Werkzeug in der Hand seines Dienstherren wird, wie seine Marie vor dessen unsittlichen Nachstellungen nicht sicher ist und schließlich auch noch durch die Härte und Lieblosigkeit und die zelotische Religiosität des Pastors an den Rand der Verzweiflung getrieben wird? Hat doch schon der ernste und gottesfürchtige Ernst Moritz Arndt einem gesunden und berechtigten Haß das Wort geredet, wenn er sagt: „Wo um die höchsten menschlichen Dinge, wo um das Recht und die Freiheit der Kampf steht, da sind Haß und Rache erlaubt, weil der irdische Mensch ohne lebendige Gefühle nichts Lebendiges und Kühnes tun und wagen kann."

Gewiß, „Kein Hüsung" hat etwas Tendenziöses, das liegt im Stoff selbst begründet. Aber zur reinen Tendenzdichtung, wie das auch wohl hier und da behauptet wird, ist es nicht geworden. Das glaube ich in dem, was ich eben von den allgemein menschlichen Werten des Werkes gesagt habe, nachgewiesen zu haben. Kommt hinzu, daß auch nach der Seite der Charakterzeichnung hin Reuter Vortreffliches geleistet hat. Nicht nur in den Haupthandelnden hat er lebendige Gestalten geschaffen; auch in den vielen Nebenpersonen ist immer mit sicherem Geschick und einem feinen Gefühl für das Wesentliche der allgemeine Typus festgehalten und hervorgehoben worden. So steht neben Johann der alte Daniel, der naiv-fromme und in sein Schicksal ergebene Futterknecht auf dem Gute, der in patriarchalischer Religiosität nur auf den Herrn baut und von ihm Gutes und Böses willig hinnimmt. Weiter all die Gutsarbeiter, die, wenn auch gelegentlich wohl unzufrieden, doch im Grunde wieder stolz sind auf ihren „Herrn" und für einen „gnädigen" Blick oder gar ein Geldstück gerne ihre schwere Fronarbeit auf sich nehmen und weiter verrichten.

Überhaupt kam es Reuter vor allem darauf an, „die Art" des mecklenburgischen Volksschlages, nicht etwa einzelne Individuen, darzustellen. Das erkennt man besonders an der „Stromtid", dem bedeutendsten Werk des Dichters. Wenn er auch hier in manchen Personen, wie z. B. Pomuchelskopp, Slusohr und David, bestimmte Vorbilder gehabt hat, so will das nichts besagen, denn die Kunst Reuters hebt auch sie ins Typische. Es erscheint mir darum müßig, wenn man in einem so eigenen und persönlichen Werk, wie es die „Stromtid" ist, immer wieder versucht, diesen oder jenen, dem Reuter im Leben begegnet ist, als von ihm abkonterfeit hinzustellen. Das hat mit der Bedeutung der Dichtung als Kunstwerk nichts zu tun. –

Auch nach einer anderen Seite hin wird so oft ein grundlegender und schwerwiegender Fehler gemacht. Man betrachtet Bräsig aus einem durchaus schiefen Gesichtswinkel. Man sieht in ihm immer nur den Spaßmacher, man freut sich jedesmal unbändig, wenn er anfängt, sein unvergleichliches

„Missingsch" zu reden, man lacht, wenn er kommt, man lacht, wenn er geht; kurz, er ist vielen lediglich eine komische Figur, die niemand irgendwie ernst zu nehmen braucht. Wie schlecht verstehen diese, die so denken, die wundervolle Gestalt Bräsigs. Sie sehen nicht, daß unter dem köstlichen Humor sich ein tiefer Ernst versteckt, sie hören nicht das goldene Herz Bräsigs für alles Gute und Wahre schlagen, sie fühlen nichts davon, wie Bräsig das Goethesche Wort „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" durch sein ganzes Leben und Wirken gleichsam in die Tat umsetzt, sie begreifen nichts von der unter der Maske des Humors in sprudelnder Fülle hervorquellenden Menschenkenntnis und Lebensweisheit dieses lachenden Philosophen, kurz, sie spüren nichts von der tieferen ethischen Bedeutung dieser einzigen Gestalt, die die inneren wie äußeren Geschehnisse in der „Stromtid" mitunter mit derber, dann aber wieder mit wundersam feiner und behutsamer Hand lenkt, der Anfangs- und Endpunkt der Handlung zugleich bedeutet.

Es ist unmöglich, hier auf Einzelheiten einzugehen, man müßte die ganze „Stromtid" zitieren. Interessant aber ist es zu beobachten, wie dem Dichter selbst die Figur Bräsigs langsam und Zug um Zug aufgegangen ist, wie sie ihn schon lange vor der endgültigen Gestaltung der „Stromtid" beschäftigt hat, wie sie dann zuerst im „Gräflichen Geburtstag" 1846, freilich noch ohne Nennung des Namens, aber doch schon an der Redeweise deutlich erkennbar, erscheint, wie sie 1856 in einem der weniger bedeutenden Lustspiele Reuters, „Onkel Jakob und Onkel Jochen", schon als „Missingsch" sprechender unbegebener Landmann, gleichfalls noch ohne den Namen Bräsig, auftaucht, wie Reuter dann die vis comica der Bräsiggestalt voll entfaltet in dem „Entspekter Bräsig" des „Unterhaltungsblattes", das der Dichter kurze Zeit leitete. Dann erst fügt Reuter alle die wundervollen Züge hinzu, die Bräsig in der „Stromtid" zu eigen sind: seine Gutmütigkeit, seine Aufrichtigkeit, sein goldenes Gemüt, seine Hilfsbereitschaft und seine Freundes- und Nächstenliebe. „Ein jeglich Minschenhart is von unsen Herrgott nich för sick allein — ne, för alle Minschen makt," heißt es einmal in der „Festungstid". Danach handelt auch Bräsig, der nun erst, nach seiner Wandlung aus dem rein Komischen, zu dem durch einen gesunden und echten Humor verklärten Typus des wahrhaft guten Menschen, der in allem klar schaut und das Rechte tut, der Kindlichkeit und Männlichkeit glücklich miteinander verbindet, zu demjenigen werden konnte, der als siegender Held alle großen und kleinen Kämpfe des Lebens besteht. — Und alle Personen um Bräsig herum, sie erscheinen gleichsam mitüberstrahlt von dem Humor und dem Lichte, das seine Persönlichkeit umgibt.

Kein Wunder also, daß die „Stromtid" gleich nach ihrem Erscheinen überall mit einmütiger Begeisterung aufgenommen wurde, daß sie weit über die Grenzpfähle Mecklenburgs hinaus populär wurde in ganz Nord- wie

auch in Süddeutschland. Allerorten empfand man, daß hier keine Einzelschicksale, die nur ein örtliches oder vorübergehendes Interesse erwecken konnten, geschildert waren, sondern daß das Leben selbst, so wie es war, den klar und wahr geschilderten Hintergrund bildete, daß hier ein großzügiges Zeit- und Kulturbild von tiefgreifender Bedeutung für die Allgemeinheit vorlag. Kein Wunder auch, daß noch heute die „Stromtid" gleicherweise lebt und wirkt, denn heute in unserer Zeit der Unruhe und Hast, der Überempfindsamkeit, des Zweifels und der fatalistischen oder pessimistischen Weltanschauung, muß ein solches Werk wie ein Labsal wirken, wie ein derber Trunk aus einem klaren und reinen Brunnen, wie ein Stück warmer, ehrlicher Lebensfreude und frohen Optimismus, der wohl imstande ist, das Dunkel trüber Stunden zu erhellen. Man fühlt sich „woll un warm", wenn man in Reuters „Stromtid"-Welt tritt. Die Gestalten treten sofort gewissermaßen in ein persönliches Verhältnis zu einem, und das ist vielleicht das größte Geheimnis der Reuterschen Kunst.

Auch in der vorausliegenden „Franzosentid" und der „Festungstid", den weiteren Hauptwerken des Dichters, offenbart sich dies in reichem Maße. Auch hier sind wir gleich im Reiche Reuters. Der Dichter nimmt uns gleichsam bei der Hand, und sein warmer Händedruck begleitet uns bis ans Ende.

Die „Franzosentid" ist nun im Gegensatz zur „Stromtid" voll von persönlichen Erinnerungen, voll von Gestalten, die der Dichter in seiner Jugend gekannt und geliebt hat. Fast noch mehr wie in der „Stromtid" tritt hier Reuters eminente Gabe zu charakterisieren und die einzelnen Typen scharf von einander abzugrenzen, zu Tage. Alle stehen sie leibhaftig vor uns: der prächtige alte Amtshauptmann Weber und seine Frau Neiting, Mamsell Westphalen, Onkel Herse, der köstliche Uhrkenmaker Droz und wie sie alle heißen. Ja, Fritz Reuter hatte nicht umsonst seine Jugend in der kleinen mecklenburgischen Stadt Stavenhagen oder Stemhagen, wie sie plattdeutsch heißt, verbracht. Er hatte nicht umsonst an einer Stätte geweilt, die nicht nur sein „Jungsparadies", sondern auch ein rechtes Paradies für den werdenden Dichter war. Da lag noch poetisches Behagen im Leben und Treiben der 1200 Einwohner, da ratterte noch die altmodische Postkutsche mit dem Schwager Postillon auf dem Bock über das holperige Straßenpflaster, da gab es noch Urväter-Hausrat und Gemütlichkeit, da wußte einer vom andern, sodaß nichts Heimliches geschehen konnte, da gedieh das Geschichtenerzählen in der Familie am runden Tisch beim Schein der Lampe oder am Stammtisch beim dampfenden Grog, da wimmelte es auch noch von „Originalen", von eigenartigen, ein bischen selt,amen und wunderlichen Menschen, so wie sie die Großstadt am Ende wohl auch aufweist, aber doch nicht derartig allgemein bekannt werden läßt, wie das in der Kleinstadt geschieht.

Köstlich schildert das alles ja Fritz Reuter selbst in seiner Skizze „Meine Vaterstadt Stavenhagen“, und sicher ist es, daß der Dichter viel Anregung, viel lebendige Anschauung, viel Lebens- und Menschenkenntnis aus Stavenhagen mit sich hinausgenommen hat ins Leben.

Die „Franzosentid“ legt hiervon beredtes Zeugnis ab, ja sie ist nicht zu denken und kann nicht voll ausgekostet werden, wenn man sich nicht liebevoll hineinversetzt in das „Milieu“, das ich eben mit ein paar Strichen zu skizzieren versucht habe. Tut man das aber, so wird einem in der „Franzosentid“ das mecklenburgische Volk und die Stimmung der damaligen Zeit greifbar nahe treten; man wird empfinden, wie schlicht und natürlich, ohne Anwendung besonderer Kunstmittel, Reuter zu erzählen weiß und wie er seine Personen lebensvoll vor uns hinstellt. Glänzend ist hier übrigens auch der Humor gehandhabt, der niemals ins Possenhafte umschlägt, selbst nicht in den gewagtesten Situationen, wo ein mittelmäßiger Dichter sicher ins Karikieren verfallen wäre. Von großer Einheitlichkeit ist auch der Stil Reuters, einheitlicher vielleicht als in der „Stromtid“, deren Stärke überhaupt weniger in der Komposition des Ganzen liegt, die Reuter nie besonders glücklich gehandhabt hat, als in den schon erwähnten, allgemein menschlichen Werten, sowie dem Zeit- und Kulturkolorit.

Der besondere Wert der „Festungstid“, des dritten hauptsächlichsten erzählenden Werkes Reuters, liegt darin, daß es dem Dichter hier gelungen ist, eine Zeit, in der er in seines Lebens Blüte durch die herbe Hand eines grausamen und unverschuldeten Geschicks gebrochen wurde, durch die Lichter des Humors zu verklären, nicht strafend, zürnend und grollend zu Gericht zu sitzen, sondern nach der Art des echten Humoristen von den „Disteln Feigen zu pflücken“. Trotz seiner sieben, unsäglich qualvollen Festungsjahre fand er in der Darstellung derselben Scherz nnd Laune wieder. Er nahm schonend Rücksicht auf überlebende Zeugen aus jener Zeit, zahlte niemals und niemandem seine Versündigungen an ihm heim, und so wurde die „Festungstid“ nicht nur eines seiner edelsten und besten humoristischen Werke, sondern auch ein unvergleichlich herrliches Zeugnis für den Menschen Reuter, dessen Selbstüberwindung und adelige Charakterbetätigung uns in gleicher Weise mit Bewunderung erfüllen muß.

Zu den drei wichtigsten Prosawerken, der „Festungstid“, „Franzosentid“ und „Stromtid“ und dem sozialen Epos „Kein Hüsung“ gesellt sich nun noch die lyrisch-epische Dichtung „Hanne Nüte un de lütte Pudel“, die in den Jahren 1859—60 erschien. Sie ist das lichte, heitere Gegenstück zu dem düsteren, ernsten „Kein Hüsung“, was Reuter selbst ausdrücklich hervorhebt, wenn er sagt, er wolle „die natürliche Seite unseres Landlebens als heiteren, tröstlichen Gegensatz der finsteren, sozialen in „Kein Hüsung“ entgegenstellen.“ Lauter lichte Farben umspielen denn auch in der Tat diese Vogel- und

Menschengeschichte, eins der lieblichsten und schönsten dichterischen Werke, die die Natur mit dem Menschenleben poetisch verquicken, sodaß sie vielfach eins geworden zu sein scheinen. Es ist einem, als ob man auf einer blumenübersäten Frühlingswiese, über der ein wolkenloser Himmel blaut, ein helles Liebeslied singen hörte, als ob die Lerchen es in die Luft schmetterten und ein linder Wind es auf leichten Schwingen über das duftende und blühende Land trüge. „Klang und Gesang" liegt über „Hanne Nüte", und wenn auch Reuters Hauptstärke unzweifelhaft in der Prosadichtung liegt, so hat er sich hier auch als echter lyrischer Dichter gezeigt, der die Natur, die Tier- und besonders die Vogelwelt lebendig zu machen und poetisch zu verklären verstanden hat. Auch hierbei muß man zurückgehen auf Reuters Jugendzeit und sich daran erinnern, wie „Onkel Herse" mit den Jungens herumstreifte in Wald und Flur, wie er sie lehrte, auf den Vogelsang zu horchen und ihn zu deuten, wie Fritz mit seinem Freunde Karl Nahmacher den Eulenberg, die Priesterkoppel, die Pribbenower Tannen, den Schloßgarten und den Tiergarten zu Ivenack zu seiner „unbestrittenen Domäne" machte. Nun lebt das alles in der Dichtung wieder auf, nun redet die Natur durch ihre Geschöpfe und der Menschen Leben spiegelt sich wider in ihr.

Schon in der „Reis' nah Belligen" (1854), einer noch ganz im Banne der „Läuschen un Rimels" stehenden Dichtung, finden sich in die, wenn auch äußerst witzige, so doch im Grunde belanglose Handlung Tierszenen eingestreut; in „Kein Hüsung" begleiten sie die tragischen Höhepunkte in ergreifender Weise; in „Hanne Nüte" endlich werden sie zum integrierenden Bestandteil der Erzählung, die ohne sie ihres eigentlichen Zaubers und Reizes beraubt würde. Selten ist ein innigeres Band zwischen Tier- und Menschenwelt geknüpft worden, und man kann wohl behaupten, daß es Reuter nach den vielen Versuchen vor ihm zum ersten Male vermocht hat, diese Tierszenen aus dem Rahmen des rein Dekorativen herauszubringen und sie zu einem unentbehrlichen Echo der Handlung zu machen und zugleich zu einem kunstvollen Mittel, die jeweilige Stimmung in der Natur zu vertiefen und auszuschöpfen. Gleich der Anfang der Dichtung zeigt dies aufs deutlichste, dann weiter das wunderbar klangmalerische Konzert der „Poggen", der Unkensang im Sumpf, die Szenen von „Jochen un sin Lotting" und endlich die vielen köstlichen Lieder der Nachtigall, die so süß und doch so weh vom Scheiden und Meiden singt.

Diese lyrische Höhe hat Reuter nicht wieder erreicht, auch nicht in seinen letzten poetischen Gaben, die übrigens mehr als Zeit-, d. h. hier Kriegsgedichte, angesprochen werden müssen. Aus diesem Strauß von Dichtungen, den das Kriegsjahr 1870 den Dichter winden ließ, und den er unter dem Titel „Ok 'ne lütt' Gaw för Dütschland" dem Vaterlande darbot, das einst so hart und grausam an ihm gehandelt hatte, ragt die erschütternde Dichtung „Großmudding, hei is dod" hervor. Auch sie stellt

vor allem wieder dem Menschen Reuter ein ehrenvolles Zeugnis aus. Auch hier ist ähnlich wie in der „Franzosentid" nichts von Groll und Anklage. Noch einmal hat hier des Dichters Seelengröße eine späte, reife Frucht gezeitigt, die letzte dichterische Gabe, ehe der Tod, drei Jahre darauf, an sein Lager trat.

Wenn nun auch noch ein kurzes Wort über die weiteren Prosawerke des Dichters gesagt werden soll, so geschieht das nur der Vollständigkeit halber. Künstlerisch halten sie alle den Vergleich weder mit der „Franzosentid" noch mit der „Festungstid", geschweige denn mit der „Stromtid" aus. Am bedeutendsten ist unzweifelhaft die Erzählung „Dörchläuchting", die 1865—66 herauskam und von manchen sogar außerordentlich hochgeschätzt wird. Doch will mir scheinen, als ob das Bild, das Reuter hier von der herzoglichen Hofhaltung in der Ausgang des 18. Jahrhunderts bestehenden Residenz Neubrandenburg oder Nigen-Bramborg, wie sie plattdeutsch heißt, und von „Dörchläuchting" selbst entworfen hat, denn doch allzusehr ins Übertriebene ginge. Freilich in einzelnen Nebenpersonen, wie z. B. in den Gestalten des köstlichen Konrektors Aepinus und des überaus komischen Dichters Kägebein, der trotz seiner eigenen drolligen Verse „Störe niemals bei dem Mahle selbst dem besten Freunde nicht, weil er sonst nur knappe, schmale und getalgte Happen kriegt" seine Reimwut nicht meistern kann u. a. hat Reuter vortreffliche humorvolle Typen entworfen, die eine leise Erinnerung an die glänzenden Figuren der „Franzosentid" wachrufen. Im großen und ganzen aber bedeutet der „Dörchläuchting"-Roman im Grunde doch nicht viel mehr als ein kulturgeschichtliches Kuriosum, das als solches freilich seine besondere Geltung und Bedeutung behalten wird.

Auch die „Reis' nah Konstantinopel" (1868), die einer von Reuter 1864 unternommenen Orientreise entsprungen ist und die die letzte größere Prosaerzählung des Dichters darstellt, steht nicht mehr auf der Höhe. Nicht zu leugnen ist, daß auch sie eine Reihe gut gesehener Figuren enthält und sich sicher recht lustig liest. In künstlerischer Beziehung leidet sie jedoch allzusehr darunter, daß Reuter hier versucht hat, die eigentliche Fabel, die eine landläufige Liebesgeschichte bildet, mit der breit ausgeführten Beschreibung seiner Reise zu verquicken, eine künstlerische Unmöglichkeit, die sich denn auch offensichtlich als solche erwiesen hat.

Die plattdeutsch geschriebene „Urgeschicht von Meckelborg", die in „Schurr-Murr" zusammengefaßten, teils hoch-, teils plattdeutschen Erzählungen und Skizzen, sowie die übrigen kleineren Schriften Reuters, unter denen die Geist und Satire atmenden „Memoiren eines alten Fliegenschimmels" hervorragen, kommen für die Beurteilung dessen, was Fritz Reuter uns an dichterisch Wertvollem und Bleibendem hinterlassen hat, nicht in betracht. Die „Polterabendgedichte" sind lediglich Gelegenheitsreimereien, und auch die geringe dramatische Produktion des Dichters

beweist nur, daß Reuter zum Bühnendichter nicht geboren war. Dazu gehört ein ausgesprochenes Kompositionstalent, das Reuter nicht besaß, ein straffes und auf das Wesentliche gerichtetes Zusammenfassen des Stoffes, wohingegen Reuter mehr zu einem breiten und behaglichen Plaudern neigte. Hier lag seine dichterische Stärke, hier zeigt sich auch der Mensch Reuter in schönstem Lichte. Es ist bekannt, wie alles aufhorchte, wenn er anfing zu erzählen, ja, wie seine Erzählung so lebendig und anschaulich war, daß er sie gleich hätte niederschreiben können. Darüber liegt uns ein Zeugnis des Dichters Hoffmann von Fallersleben vor, das interessant genug ist, um hier mitgeteilt zu werden. Er war mit Reuter in Scharpzow zusammengekommen und sagt davon: „Den zweiten Tag fand sich Fritz Reuter ein. Er erzählte uns stundenlang von seinem siebenjährigen Gefängnisleben so lebendig, so humoristisch, daß wir uns gar nicht satt hören konnten. Ich bat ihn mehrmals dringend, alles aufzuschreiben und gerade so, wie er es eben erzählt hatte."

Überhaupt der Mensch Reuter, er ist nicht zu trennen vom Dichter. Beide gehören aufs engste zusammen, und mitunter — ich habe das gelegentlich schon erwähnt — überwiegt sogar das Interesse, das wir an dem Menschen nehmen und an der Betätigung seiner besonderen Charaktereigenschaften. Und wenn auch das jüngste Urteil hierüber, das sich in dem ganz vor kurzem von Prof. Karl Heinemann herausgegebenen Grundriß der deutschen Literaturgeschichte „Die deutsche Dichtung" findet: „Nicht der Dichter, sondern der Mensch Reuter hat ihn zum Liebling der Nation gemacht", allzu einseitig übertrieben ist, so steht es doch unzweifelhaft fest, daß zu der ungeheuren Verbreitung Reuters und zu der großen Liebe, die er, wie selten einer im deutschen Volk genießt, nicht unwesentlich auch sein menschliches Bild, das selbst durch seine traurige Krankheit nichts von seinen edlen Linien einbüßt, beigetragen hat. Sein echt frommes Gemüt, das allerdings frei ist von aller dogmatischen Religiosität und nichts mehr haßt als falsche und zelotische Frömmigkeit, hat als festen Ankergrund in Not und Trübsal die Liebe zu Gott erkannt, wovon die schönen Verse Reuters zeugen:

„Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind Dein.
Die Spanne dazwischen, das Leben, war mein.
Und irrt' ich im Dunkeln und fand mich nicht aus,
Bei Dir, Herr, ist Klarheit, und licht ist Dein Haus."

Auch sein Charakter ist im Leiden erstarkt: Aufrechten Sinnes ist er aus der schweren Zeit seiner Festungshaft hervorgegangen, mannhaft hat er geduldet und ist im Grunde doch „kummerlos" geblieben, wie ja auch einst die Mutter trotz ihrer schweren Lähmung demütig und still ergeben in ihr Schicksal geduldet hat. Klar und wahr, gerade und unbeirrt, so ging Reuter durchs Leben, voll Gerechtigkeitssinn, Herzensgüte und Gemütstiefe, voll

auch von einer großen, umfassenden Liebe für seine Luise, für seine Freunde und nicht zuletzt für seine schöne mecklenburgische Heimat, an der er mit ganzer Seele hing, die er aus dem Grunde kannte und wie kein zweiter zu preisen wußte, mit ihren landschaftlichen Schönheiten und all den Eigentümlichkeiten ihres Volkes.

Bei einem so durchsichtigen, schlichten Dichter, der sich seiner Fähigkeiten, aber auch der Grenzen seines Könnens wohl bewußt war und dessen künstlerisches Schaffen daher scharf und klar umrissen ist, ist es unnötig, noch allerhand literarische Schatten heraufzubeschwören und etwa an Jean Paul und Dickens zu erinnern, mit denen Reuter sicher manches gemeinsam hat. Es ist auch unnötig, die dichterische Größe Reuters abwägen und messen zu wollen an anderen Humoristen wie etwa Wilhelm Raabe. Reuter war wohl überhaupt kein eigentlicher „Großer". Wohl aber war er trotzdem ein Dichter, dessen Werke nicht wegzudenken sind aus der deutschen Literatur, denn sie sind durch und durch gesund und geben von unserem Volke Kunde.

Wir sehen es in all seinen Regungen: lieben und hassen, in behaglicher Fröhlichkeit genießen und in dumpfer Trauer verzweifeln, in Glück und Not und endlich dort, wo es seine Eigenart am klarsten widerspiegelt und sein Pulsschlag am lautesten tönt: bei der Arbeit. Reuter war ein Dichter, der die Heimat dargestellt hat ohne falsche Schönfärberei, mit all ihren Vorzügen und all ihren Schwächen, der uns den echten, innigen, unter Tränen lachenden Humor und jene Fröhlichkeit wiedergegeben hat, deren wir nicht entraten können bei allem „Drang und Druck" der Erde. Darum ist Fritz Reuter auch heutigen Tages, wo hundert Jahre seit seiner Geburt verflossen sind, noch ebenso lebendig im Herzen des deutschen Volkes, wie zu seinen Lebzeiten. Darum dürfen wir auch für die Zukunft mit Reuters Biographen Adolf Wilbrandt der frohen Gewißheit leben, „daß unsere Kinder und Kindeskinder nicht aufhören werden, ihn und sein aus ihm nachgeschaffenes zweites Ich, seine Werke, zu lieben."

Kriminal-Literatur.

Von Dr. Ernst Schultze-Großborstel.

(Schluß). (Nachdruck verboten).

Die Kriminaldichtung der neuesten Zeit unterscheidet sich von der älteren sehr deutlich nach Anlage und Gegenstand. Im früheren Kriminalroman war das Wesentliche häufig eine Liebesgeschichte, während die Schilderung des Verbrechens und seiner Beweggründe dagegen zurücktrat. Auch war die Charakterisierung des Verbrechers in den weniger wertvollen Kriminalerzählungen früherer Jahrzehnte eine verhältnismäßig einfache. Entweder war er ein furchtbarer Bösewicht, eine Vereinigung aller nur erdenkbaren Laster und Grausamkeiten, meist auch äußerlich durch ein widerliches Gesicht und häßliche Körperbildung als Übeltäter gekennzeichnet,

dem man, sobald er nur überhaupt vor dem Leser erscheint, das Verbrecherzeichen von der Stirn lesen kann und dem aus allen diesen Gründen der größte Abscheu entgegengebracht wird.

Oder aber der Verbrecher war ein urspüglich edler Mensch, der nur durch ungünstige Umstände auf falsche Bahnen geraten war, falls er sich nicht aus lauter Übermut und überschäumender Lebenskraft dem Berufe des edlen Räubers gewidmet hatte. Der Sonnenwirt, der Schiller zu seinem „Verbrecher aus verlorener Ehre“ begeisterte und der einige Jahrzehnte später auch von Hermann Kurz in seinem Roman „Der Sonnenwirt“ geschildert wurde, war eine dem Michael Kohlhaas Kleists und dem Taras Barabola Karl Emil Franzos' innerlich verwandte Gestalt. Solche Verbrecher aus guter Absicht gaben das Urbild für eine ganze Anzahl von Kriminalromanen ab, wurden aber bald von Schriftstellern vierten oder fünften Ranges so arg vergröbert und verwässert, daß die Leserwelt alsbald einen Abscheu vor derartigen Erzählungen bekam, sodaß sie lieber einmal wieder Schilderungen recht blutiger und grausiger, von jedem Edelmut himmelweit entfernter Verbrechen lesen wollte.

Die verlogene Verherrlichung von blut- und kraftlosen „edlen“ Verbrechergestalten wurde daher von einer ganz realistischen Betrachtungs- und Schilderungsweise abgelöst. Der Stoff dazu floß seit dem Ende des 18. Jahrhunderts überreichlich, namentlich seitdem die wissenschaftliche Kriminalforschung Bücher aus der Feder der führenden Schriftsteller Europas ins Leben gerufen hatte, die einzelne interessante Verbrechensfälle genau und ohne irgendwelche Voreingenommenheit zu schildern suchten. Das Interesse, das sie auch im allgemeinen Publikum fanden, führte zu der Herausgabe von Sammlungen, wie sie der bändereiche „Pitaval“ und seine mannigfachen Fortsetzungen darstellten.

Mehr und mehr trugen aber auch Juristen und Polizeibeamte durch eigene Schöpfungen zur Kriminaldichtung bei. In Deutschland ist als erster auf diesem Gebiete wohl der 1809 geborene Polizei- und Hofrat Friedrich Christian Benedikt Avé-Lallement zu nennen. Er hat neben einer Reihe von kulturgeschichtlichen Arbeiten, die sich häufig auf kriminalgeschichtlichem Gebiete bewegten, und außer seinem vierbändigen Werke über das deutsche Gaunertum (1858–62) mehrere Romane veröffentlicht, in denen er seine Erfahrungen über die Aufspürung und Verfolgung von Verbrechern darlegte. Ursprünglich war er als Rechtsanwalt, später als Obergerichts-Prokurator und von 1851–62 als Polizeidirektor in seiner Vaterstadt Lübeck tätig. Seine meistgelesenen Romane waren „Machulle Lente“, „Der Erbgerichtsherr“, „Herz und Geld“.

Auch J. D. H. Temme, der ebenfalls Polizeifachmann war, wurde als Verfasser von Kriminalerzählungen in weiten Kreisen bekannt. In seinen und Avé-Lallements Kriminalnovellen, die ein großes und dankbares Publikum fanden, wurde der Verbrecher nicht mehr in der idealisierten

Form vorgeführt wie in so vielen Kriminalerzählungen früherer Jahrzehnte. Die Temmeschen Kriminalnovellen wollen uns heute gegenüber den Kriminalerzählungen der letzten Zeit fast als nüchtern und interesselos erscheinen. Weit interessanter und dichterisch wertvoller sind die „Litauischen Erzählungen" des Dichter-Richters Ernst Wichert.

Über Avé-Lallemant und Temme war aber schon vorher mit Riesenschritten ein junger Amerikaner hinausgestürmt, der in Novellen und Erzählungen mit kühnem Wurf die Kriminalnovelle modernen Stils schuf: Edgar Allan Poe. Im selben Jahre geboren wie Avé-Lallement, lebte er nur 40 Jahre, während letzterer im Alter von 83 Jahren starb. Poe besaß eine fast krankhafte Vorliebe für die Nachtseiten des Menschengeistes und die Rätsel des Todes; in seinen Dichtungen kehrt der Gedanke immer wieder, daß der Tod nicht ein Ende, sondern ein Anfang sei. Auch über die Probleme der Hypnose und des Mesmerismus schrieb er eine Reihe von Novellen, deren genaue Beobachtungen umsomehr überraschen, als die hypnotische Forschung damals kaum erst im Entstehen begriffen war.

Bei E. Th. A. Hoffmann, der hier und da als ein Vorbild Poes gegolten hat, sind es vergrabene Schätze, Gespenster und Doppelgänger, die dem Leser Grausen erregen sollen — Dinge, die den altern Zauberbüchern oder leichtgläubigen Chroniken entnommen sind und die erst durch die Behandlung des Dichters tieferen Reiz gewinnen. Dennoch ist es nicht immer möglich, so recht an ihre Wirklichkeit zu glauben. Wenn dagegen Poe uns in Grausen versetzen will, so läuft uns wirklich eine Gänsehaut nach der anderen über den Rücken. Nervenschwache Leser müssen sich ganz und gar von ihm fernhalten. Man denke etwa an die entsetzliche hypnotische Phantasie im „Falle Waldemar", an die furchtbare Erzählung von der „Schwarzen Katze", an das „Verräterische Herz" oder an die „Maske des roten Todes". Oder endlich an den Gipfel der Schrecknisse: die Schilderung der langsamen Hinrichtung eines vom Inquisitionsgericht zum Tode Verurteilten in der Novelle „Die Foltern".

Poe ist aber nicht nur ein Meister in der Kunst des Gruselns, sondern zugleich auch der eigentliche Vater der modernen Kriminalnovelle, die sich fast stets als Detektivnovelle darstellt. Der beliebteste Kriminalschriftsteller der Gegenwart, Conan Doyle, hat seinen weltberühmten „Sherlock Holmes" als direkte Nachbildung des Poeschen Detektivs Dupin geschaffen; auch der Franzose Gaboriau hatte seinen Detektiv Lecocq nach demselben Muster gebildet. Poe hat indessen nicht einfach die Knoten selbst geschürzt, die er nachher mit so großer Leichtigkeit wieder entwirrte. Seine Piratenerzählung „Der Goldkäfer" z. B. schildert die Entzifferung einer alten Piraten-Geheimschrift, die den Weg zu einem verborgenen Schatze weist. Conan Doyle hat dieses Geheimschriftmotiv später zu seiner Kriminalnovelle „Die tanzenden Männchen" benützt.

Daß Poe selbst wirklich imstande war, Geheimschriften zu lesen, hat er oft durch die Tat bewiesen. Er hatte die Behauptung aufgestellt, daß kein Mensch eine Geheimschrift auszudenken vermöge, die nicht andrerseits wieder menschlicher Verstand enträtseln könne. In zahlreichen gelungenen Experimenten führte er den Beweis dafür, so daß er bald den Ruf eines Zauberkünstlers genoß und seinem Verleger 25 000 neue Abonnenten für dessen Zeitschrift zuführte.

„Der Mord in der Rue Morgue" (1841), Poes erste größere Kriminalerzählung, erschien auch in Frankreich und machte ihn dort — keineswegs nur, weil die Erzählung in Paris spielt — mit einem Schlage bekannt. Sein Ruhm erreichte hier seinen Höhepunkt, als Beaudelaire seine Werke in vorzüglicher Übersetzung herausgab. Noch heute ist Poe bei unseren westlichen Nachbarn der gelesenste amerikanische Dichter; auch in Spanien ist er sehr beliebt. In Deutschland kannten wir einzelne seiner Werke seit Jahrzehnten; es ist ein Verdienst des J. C. Brunsschen Verlages in Minden, sie uns kürzlich in einer zehnbändigen Gesamtausgabe (übertragen von Hedda und Arthur Moeller-Bruck) dargeboten zu haben.

In den Poeschen Kriminalgeschichten — und nach seinem Vorbilde in den meisten Kriminalerzählungen der letzten 20 Jahre und der Gegenwart — pflegt nicht mehr die Ausführung des Verbrechens geschildert zu werden, sondern einzig und allein seine Aufspürung. In den meisten Fällen wird das Verbrechen selbst überhaupt nicht mehr erzählt. Es ist einfach eine Tatsache, mit der die Geschichte beginnt und von der sie ausgeht. Alles dreht sich darum, durch eine Kette schärfster Beobachtungen und kühnster Schlußfolgerungen festzustellen, wer der Verbrecher war, und ihn seiner Tat zu überführen. Das Wesentliche an dieser neuen Form der Kriminalerzählung ist also die mit dem Scharfsinn eines indianischen Fährtensuchers durchgeführte Beobachtung, die bis ins Einzelne gehende Zergliederung der verbrecherischen Tat und ihrer Mittel, endlich die mit äußerster geistiger Anspannung durchgeführte Nachforschung nach allen Nebenumständen. Besonderen Reiz geben ihr fast alle Dichter und Schriftsteller, die diese neue Art der Kriminalerzählung gepflegt haben, durch einen naheliegenden, von Poe durchaus verschmähten technischen Kniff: sie gruppieren das Tatsachenmaterial so, daß man unzweifelhaft jemand für den Verbrecher halten muß, der sich später als unschuldig herausstellt, während der eigentlich Schuldige sich oft genug unter denen befindet, die der Untat nachzuspüren scheinen.

Die angespannte Spürtätigkeit, die den Inhalt der Kriminalerzählungen der letzten Jahrzehnte zu bilden pflegt und die, wie gesagt, von Poe zuerst in die Literatur eingeführt wurde, vermag den Geist stark zu beschäftigen und bietet umsomehr Interesse, je verwickelter der Fall zu liegen scheint oder je mehr sich im Laufe der Erzählung herausstellt, daß der Verdacht auf einen Unschuldigen gefallen ist, während scheinbar jede Spur des

Schuldigen fehlt. Die scharfe Anspannung aller Sinne, die aufmerksame Beobachtung auch der geringfügigsten Nebenumstände, welche die Vorbedingungen zur Aufspürung des wirklichen Verbrechers bilden — das sind die eigentlichen Lebenselemente der Poeschen Erzählungen. Die Kriminalgeschichte, die seinen Ruf mit einem Schlage begründet hat, ist schon genannt: „Der Mord in der Rue Morgue". Sie setzt nicht mit der Schilderung des Herganges eines interessanten oder schauerlichen Verbrechens ein, sondern bringt zunächst eine seitenlange Auseinandersetzung über die geistigen Fähigkeiten, die man gewöhnlich die „analytischen" nenne und die doch selbst ihrem Wesen nach der Analyse nur sehr schwer zugängig seien. „Die Kunst des Analytikers zeigt sich in den Dingen, die außerhalb der Regel liegen. Stillschweigend sucht er eine Menge Beobachtungen, aus denen er seine Schlüsse zieht." Es dauert ziemlich lange, bis Poe auf das Verbrechen selbst zu sprechen kommt, das der Erzählung den Namen gibt und das ihren eigentlichen Inhalt bildet.

Auch vergnügt sich Poe nach der ausführlichen theoretischen Einleitung zunächst noch damit, seinen Helden — den freiwilligen Detektiv Dupin — als Gedankenleser zu zeigen. Er rühmt seine hervorragende Fähigkeit zu analysieren, deren Ausübung ihm, selbst wenn niemand davon Kenntnis nehme, lebhaftes Vergnügen zu bereiten scheine. „Mit leisem, kichernden Lachen rühmte er sich einstmals mir gegenüber, daß die meisten Menschen für ihn Fenster in der Brust hätten, und oft unterstützte er derartige Behauptungen durch sofortige und erschreckend deutliche Beweise, die mir zeigten, daß er mich selbst und meine Gedanken auf das genaueste errate."

Dieser Dupin, das Vorbild aller modernen und modernsten Meisterdetektive, ist fast noch scharfsinniger als sein berühmterer Nachfolger Sherlock Holmes. Das lesende Publikum nahm ihn sogleich mit heller Bewunderung auf. Bei Poe ist diese um so gerechtfertigter, als die von ihm geschilderten analytischen Meistertaten keineswegs rückwärts konstruiert sind, wie man dies doch von fast allen Sherlock Holmes-Erzählungen behaupten könnte.

Mit scharf eindringender Analyse ein scheinbar unlösbares Rätsel zu entwirren, ist übrigens schon in alten Zeiten zuweilen literarisch versucht worden. Insbesondere in dem Märchenschatz des Orients hat man sich damit gern vergnügt. Man denke an Wilhelm Hauffs Geschichte vom Juden Abner, der nichts gesehen hat, die, wie Dr. Ludwig kürzlich in einem Aufsatze „Sherlock Holmes und seine Ahnen" (Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung, Jahrgang 1906) gezeigt hat, auf eine indische Erzählung zurückgeht. Zwei Brüder erkennen an den Spuren eines Kamels, das kurz vorher die Landstraße passiert hat, daß es halb mit Zuckerwerk und halb mit Getreide beladen, auf einem Auge blind gewesen sein und keinen Schwanz gehabt haben müsse; denn sie schließen so: die Fliegen schwärmen nur auf einer Seite des Weges — folglich trug das Kamel nur

auf einer Seite etwas den Fliegen Angenehmes; die Kräuter sind nur auf dieser Seite des Weges abgefressen — folglich sah das Tier nur auf einer Seite; der Kot, den das Kamel sonst durch Wedeln mit dem Schwanz zu zerstreuen pflegt, liegt auf einem Haufen — folglich hatte es keinen Schwanz mehr.

Dieses Geistesspiel nun hat Poe zur Meisterschaft auszubilden und Kriminalfälle damit zu lösen gesucht, die scheinbar überaus schwierig liegen. Wirklich sind seine Leistungen so scharfsinnig, von so hohem analytischem Reiz, daß sich wohl verstehen läßt, wie alle nachfolgenden Kriminalschriftsteller mit hoher Bewunderung zu ihm aufsahen und das Beste, was sie lernen konnten, von ihm entnahmen.

Einer der obersten Grundsätze, der sich aus seinen Kriminalerzählungen wie auch aus den besten Schöpfungen seiner Nachfolger ergibt, ist der, daß man gegenüber dem Indizienbeweise überaus vorsichtig sein sollte. Dieser mag noch so wahrscheinlich sein, noch so großen Umfang haben, noch so viele Tatsachen feststellen, die auf die Schuld des Angeklagten hinzubeuten scheinen — eine Möglichkeit pflegt doch immer noch zu bleiben, daß der Vorgang sich am Ende doch auch anders abgespielt haben könnte. Die Kunst der neueren Kriminalerzählung und ihr Reiz besteht vielfach darin, diese Lücke, die auch der klarste Indizienbeweis aufweist, anfänglich ganz zu verbergen, sie dann aber urplötzlich — in einem Augenblick, in welchem man an diese Möglichkeit kaum denkt — aufzudecken.

Dadurch wird in die Kriminalerzählung ein stark dramatisches Interesse hineingetragen, das schon manchen Schriftsteller zu dem unglücklichen Versuche verleitet hat, solchen Kriminalroman zu dramatisieren. Tatsächlich widerstrebt er dieser Kunstform deshalb durchaus, weil gerade der modernste Kriminalroman psychologische Entwickelung nicht kennt und nicht kennen will. Er schildert die Menschen so, daß sie bestimmte geistige und moralische Eigenschaften aufweisen und daß diese während des kurzen Zeitraums, in den sich die Erzählung zusammendrängt, sich scheinbar nicht ändern. Nur eben wendet sich in einem einzigen, unvorhergesehenen Augenblick plötzlich das Charakterbild, das sich der Leser von einer der Personen gemacht hat oder das er sich doch nach dem Wunsch des Schriftstellers gemacht haben soll, völlig um, sodaß aus dem bisher für unschuldig Gehaltenen ein Bösewicht wird.

Wie sehr die analytische Kriminalerzählung der Dramatisierung widerstrebt, mag die Tatsache zeigen, daß trotz der Vorliebe der Gegenwart für die Bühne wohl nicht ein einziges gutes Kriminaldrama neuen Stils geschrieben wurde, während wir doch aus derselben Zeit eine ganze Anzahl von Kriminalnovellen und Kriminalromanen besitzen, die (wie namentlich die Novellen Poes) hohen künstlerischen Ansprüchen genügen. Wenn dennoch einzelne Sherlock Holmes-Erzählungen auf die Bühne gebracht wurden und dort bis zum Jahre 1908 mehr als 11 000 (elftausend) Aufführungen zu er-

zielen vermochten, so ist dies kein Beweis für den dichterischen Wert der so entstandenen „Dramen". Im Gegenteil zeigt gerade auch die verschieden hohe Ziffer der Aufführungen in den einzelnen Ländern, daß sie dort am zahlreichsten waren, wo das Theater literarisch am wenigsten Ehrgeiz an den Tag legt. Steht doch an der Spitze Nordamerika einschließlich der amerikanischen Theater in den Goldgräbergegenden von Klondike und einschließlich der Philippinen (3200 Aufführungen), worauf England, Australien, Kanada und die englischen Kolonien folgen. Daß dann bereits Deutschland und Österreich-Ungarn zu nennen sind, muß mit einigem Bedauern festgestellt werden.

Diese außerordentlich hohe Aufführungsziffer der Sherlock Holmes-Dramen wird von der Verbreitung der Sherlock Holmes-Erzählnngen fast noch in den Schatten gestellt. Über die ganze Welt sind sie gewandert, in zahllosen Übersetzungen allen lesenden Völkern der Erde zugängig gemacht: selbst in China und Japan sind Übertragungen erschienen. Vielleicht ist seit Goethes „Faust" keine dichterische Figur populärer geworden als dieser „Meisterdetektiv" des Engländers Conan Doyle. Von Millionen bewundert, ist Sherlock Holmes auch das Ideal vieler Tausende deutscher Knaben geworden.

Sherlock Holmes trägt alle Züge des Poeschen Detektivs Dupin und seines Kollegen Lecoq, einer Schöpfung des französischen Kriminalerzählers Gaboriau. Letzterer versuchte, seinem Helden womöglich noch genialeren Scharfblick zu geben, wenn er ihn auch nicht so wahrscheinlich zu machen wußte, wie Poë den alles durchdringenden Spürsinn seines Dupin. Sherlock Holmes aber vereinigt alle bewundernswerten Eigenschaften Dupins und Lecoqs. Er ist ein Tausendsasa, der alles kann, was er will. Mit ganz ungewöhnlichen Geistesgaben ausgerüstet, hat er sich freiwillig in den Dienst der bedrohten menschlichen Gesellschaft gestellt. Er zieht die Leser von vornherein in seinen Bann, weil er nicht nur überaus klug, sondern auch ein durch und durch edler Mensch ist. An die Stelle des edlen Räubers früherer Literaturperioden ist damit der edle Detektiv getreten. Ganz wie jener im Grunde genommen doch schließlich der Gerechtigkeit zum Siege verhelfen und die bedrohte Unschuld schützen wollte, so kennt auch dieser Meisterdetektiv kein höheres Ziel, als die menschliche Gesellschaft durch Vernichtung oder Unschädlichmachung ihrer Bösewichte zu verbessern.

Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß es ihm auch persönlich riesiges Vergnügen bereitet, die messerscharfen Fähigkeiten seines Geistes auf der Jagd nach Verbrechern zu betätigen – ganz wie der Jagdhund mit Leidenschaft hinter dem Wild her ist, bis er ihm im Nacken sitzt. Ja, man muß wohl behaupten, daß das Fehlen dieser Jagdleidenschaft die Vorliebe des Publikums für Sherlock Holmes ganz wesentlich abkühlen würde. Gerade dadurch wird ja der Leser mit magischer Gewalt in den Bann dieser Kriminalerzählungen gezogen, daß er selbst die Jagd nach dem Ver-

brecher mitzumachen glaubt, daß sich seiner selbst die Jagdlust bemächtigt, daß ihn die ganze Aufregung packt, die den Jäger bei der schwierigen und nervenaufreizenden Jagd auf ein verschlagenes Wild ergreift.

Es ist bei den hervorragenden Fähigkeiten Sherlock Holmes' ganz selbstverständlich, daß er sich mit gewöhnlichen Verbrechern nicht abgeben mag. Wen er als Gegner seiner würdig erachtet, der muß ein mit allen Kniffen vertrauter, geriebener Verbrecher sein. Je schlauer und gerissener sich sein Gegner benimmt, je besser er seine Spuren zu verwischen und die Verfolger auf falsche Fährten zu locken weiß, desto lieber ist es Sherlock Holmes. Die höchste Wonne fühlt er, wenn er einem so genialen Verbrecher gegenübersteht, wie es der Professor Moriarty ist, den der Vielgewandte für seiner völlig ebenbürtig hält und dessen kühne und meisterhafte Schachzüge zu durchkreuzen ihm unendliches Vergnügen bereitet.

Daß beide, Detektiv und Verbrecher, im Grunde genommen nur Wesen ohne Fleisch und Blut sind, brauche ich wohl kaum zu beweisen. Gegenüber Poe stellt Conan Doyle daher einen Rückschritt dar. Der Unterschied zwischen den phänomenalen Leistungen Sherlock Holmes' und den gedankenleserischen Kunststücken Dupins wurzelt eben darin, daß Poe ein ungemein kluger Mensch war, der als förmlicher Gedankenleser gelten und auch scheinbar unlösliche Fragen ihrer Lösung zuzuführen vermochte, während Conan Doyles Sherlock Holmes-Erzählungen, ein so feiner und kluger Kopf ihr Verfasser auch ist, stark nach rückwärts konstruiert sind.

Nehmen wir ein Beispiel: „Der Mord im Tale von Boscombe." Holmes überrascht hier seine Zuhörer dadurch, daß er ihnen auf den Kopf zusagt, der Mörder müsse ein großer Mensch sein, der linkshändig sei, auf dem rechten Fuße hinke, Jagdstiefel mit starken Sohlen und einen Mantel von grauer Farbe trüge, und der ferner englische Zigarren rauche, die er mit stumpfem Federmesser abschneide.

Solche bestimmte Behauptung wirkt auf den Leser natürlich geradezu verblüffend und zwingt ihn um so nachhaltiger in den Bann des Verfassers, als sie sich nach erfolgter Entdeckung selbstverständlich immer als durchaus richtig erweist. Die Auflösung wird gegen Schluß gegeben — wenn auch in sehr souveräner und herablassender Form. Denn alle anderen Figuren dieser Erzählungen sind Sherlock Holmes gegenüber Schafsköpfe. Nicht nur sein lieber Freund Dr. Watson, der für ihn die Vorkommnisse erzählt und dabei seine Bewunderung der meisterhaften Schlüsse Sherlock Holmes' so deutlich bekundet, daß auch der Leser durch die Macht der Suggestion zu eben so hoher Bewunderung gebracht zu werden pflegt — sondern vor allem auch die auftretenden Polizeidetektive. Ob sie Lestrade oder Gregson heißen, ob sie in London oder in irgend einer englischen Provinzstadt ihrem Berufe

dienen — gegenüber Sherlock Holmes sind und bleiben sie erbärmliche Stümper. Nicht nur, daß es auch nicht in einer einzigen der vielen Sherlock Holmes-Erzählungen einem der Polizeidetektive gelingt, einen Verbrecher auf eigene Faust zu ermitteln — nein, sie befinden sich auch immer auf falscher Fährte. Selbst wenn Sherlock Holmes in seiner Großmut ihnen den richtigen Weg zu zeigen versucht, so halten sie doch mit einer Mischung von Eigensinn und Dummheit an ihrer vorgefaßten Meinung fest und lassen sich davon auch durch alle Andeutungen des genialen Detektivs, ja durch Winke mit dem Zaunpfahl nicht abbringen. Der Leser kann es schon längst mit Händen greifen, daß der Polizeimann auf falscher Fährte ist, — dieser bleibt doch darauf kleben; und sogar, wenn Sherlock Holmes zum Schluß in der Bakerstreet oder auf dem Polizeibureau schildert, wie er die Lösung des Rätsels gefunden habe, können sie noch immer absolut nicht begreifen, wie dies eigentlich möglich gewesen ist.

Da der Leser, falls er nicht an seinem geistigen Teil Schaden genommen hat, schon seitenlang vorher merkt, daß Sherlock Holmes Recht hat, so kommt er leicht in die Gefahr, seine eigenen geistigen Fähigkeiten zu überschätzen — merken doch nicht einmal so schlaue Leute, wie Polizeidetektive es doch sein müssen, das, was er selbst schon längst heraus hat! Die Polizei kommt eben bei Conan Doyle in ganz ungerechtfertigter und sinnloser Weise allzu schlecht fort, und es ist ein offenbarer Nachteil der Sherlock Holmes-Geschichten, daß der Leser, der schließlich glaubt, den ganzen verwickelten Fall selbst mit gelöst zu haben, in Gefahr ist, sich eine allzuhohe Meinung von seinem eigenen Scharfsinn zu bilden. Andererseits liegt ein unbestreitbarer Vorzug dieser Erzählungen darin, daß der Scharfsinn, die Beobachtungsgabe, die Fähigkeit, kühne und geistreiche Schlüsse zu ziehen, in dem Leser durch die Stellung des Rätsels und die Art seiner Auflösung anfänglich angeregt werden.

Alles in allem muß man sagen, daß den Sherlock Holmes-Erzählungen zwar mancherlei Schwächen anhaften, daß sie dichterisch unbedeutend sein mögen, daß sie andererseits aber auch nicht zu unterschätzende Vorzüge besitzen, indem sie den Leser fast stets gegen das Verbrechen in Harnisch bringen und seinen Geist lebhaft und scharf beschäftigen. Sie können daher *als Vorstufe zu wirklichen Kriminaldichtungen empfohlen werden.* *)

Ein kennzeichnender Zug der Kriminalerzählungen der letzten Zeit ist das *Hereinziehen aller möglichen technischen Errungenschaften der neuesten Zeit.* Der Verbrecher benutzt eine Anzahl der neuesten wissenschaftlichen und technischen Forschungsergebnisse, und der Detektiv andererseits ist auf manchem Gebiete der Wissenschaft ein durchgebildeter Gelehrter. Sherlock Holmes

*) Bekanntlich sind von der Verlagsbuchhandlung Robert Lutz in Stuttgart fast alle Sherlock Holmes-Erzählungen Conan Doyles in deutscher Übersetzung veröffentlicht worden.

kennt alle Arten von Zigarrenaschen und von Erd- und Lehmsorten genau; in seinem chemischen Laboratorium hat er Forschungen angestellt, um die ihn mancher Professor beneidet.

Einzelne Detektive halten lange Vorträge über Medizin, Chemie, Pflanzenkunde, Graphologie usw. Insbesondere die Medizin ist ein Gebiet, auf dem sie sich gern tummeln. Handelt es sich doch bei fast sämtlichen Verbrechen, die in den modernen Kriminalerzählungen geschildert werden, um Morde; und zwar meist nicht mehr um das rohe Erschlagen eines Menschen, sondern um seine Erschießung und noch viel häufiger um Giftmord. Bevorzugt wird die Ermordung durch solche Gifte, die sich auch bei der gerichtlichen Untersuchung nicht feststellen lassen. Häufig genug entspinnen sich lange Gespräche zwischen den Beamten, denen die Leichenschau obliegt, und dem Detektiv. — Vielleicht ist alles dies eine Folge der Tatsache, daß — ebenso wie der Verfasser der Sherlock Holmes-Geschichten — so auch viele andere Kriminalerzähler der Gegenwart Ärzte sind.

Sehr bezeichnend ist auch, daß der Typus des früheren Mörders, der sein Gesicht durch eine Larve unkenntlich machte und der seine Herkunft meist durch zerlumpte Kleider bewies, sich heute in die Hintertreppenromane zurückgezogen hat. Der Verbrecher der modernen Kriminalgeschichten dagegen mordet im Gesellschaftsanzug — nicht selten im Frack — und muß sich, wenn er einbrechen will, die Manschetten zurückschlagen, die am Oberhemde festsitzen. Mordtaten finden daher auch gewöhnlich nicht mehr in einsamen Gegenden und unheimlichen, zerfallenen Gebäuden statt, sondern im Luxushotel, im Blitzzug, im eleganten Boudoir. Oder es werden, um das Opfer zunächst bewußtlos zu machen, Zigarren oder Zigaretten angewandt, die eine betäubende Wirkung ausüben. Zuweilen dienen sie sogar zur Mordtat selbst. Ja, es gibt noch raffiniertere und wissenschaftlich durchdachtere Mordmethoden in der modernen Kriminalgeschichte: so z. B. den Mord durch Radiumstrahlen, die durch eine Wand hindurchgehen und einen Menschen an der anderen Seite der Wand töten, während der Mörder sich selbst durch Abblendung mit Bleiplatten schützt; oder die Vernichtung von Menschenleben in einem automatisch betriebenen Fahrstuhl, dessen Gang durch elektrische Ströme von außen her absichtlich gestört wird.*)

Daß durch die Hervordrängung solcher Äußerlichkeiten der rohe Reiz der Aufregung, nicht aber die Feinheit psychologischer Darstellung gewonnen hat, liegt auf der Hand. Damit ist auch dem literarischen Werte vieler moderner Kriminalerzählungen das Urteil gesprochen. Tatsächlich haben sie sich seit dem Erscheinen der Erzählungen Edgar Allan Poes nicht gehoben, sondern haben dieses Vorbild nur selten wieder erreicht.

*) Siehe Näheres in Alfred Lichtensteins Büchlein „Der Kriminalroman" (in den „Grenzfragen der Literatur und Medizin in Einzeldarstellungen", herausgegeben von Dr. S. Rahmer, 7. Heft, München, Verlag von Ernst Reinhardt, 1908).

Und wenn man gar ein so großartiges Seelengemälde zum Vergleich heranzieht wie Dostojewskis „Raskolnikow", so verblaßt der Wert der modernsten Kriminalerzählung noch mehr. Nietzsche, der nur selten Worte der Anerkennung findet, hat unter den wenigen Vorgängern, die seiner Ansicht nach für ihn zu nennen wären, Macchiavelli und Dostojewski nebeneinandergestellt und den letzteren rühmend „diesen tiefen Menschen, den einzigen Psychologen, bei dem ich etwas zu lernen hatte", genannt.

Der „Raskolnikow" ist der größte Kriminalroman der russischen Literatur, zugleich für ihre Eigenart ungemein bezeichnend. Spricht doch Raskolnikow mit größter äußerer Gleichgültigkeit, Selbstbeherrschung und Ruhe über alles Menschliche und Unmenschliche und entwickelt mit kaltem Herzen und schneidender Dialektik seine Theorie, daß die wahrhaft genialen Menschen das Recht hätten, zu morden. Mereschkowski hat feinsinnig darauf aufmerksam gemacht, daß seit Machiavelli niemand von sittlichen und politischen Fragen, die doch die größten Leidenschaften erregen, mit einer solchen Leidenschaftslosigkeit gesprochen habe, ja, daß selbst die Sprache Raskolnikows und der Petersburger Nihilisten durch ihre scharfe Kälte und die Klarheit der Dialektik, die „scharf wie ein Rasiermesser" sei, an die Sprache des Sekretärs der florentinischen Republik erinnere. —

Wo die Schilderung der Vorgänge, die sich in der Seele des Verbrechers abspielen, ganz fehlt, da haben wir es in der Regel nicht mit einer literarisch hochstehenden Kriminalnovelle zu tun — die seltenen Fälle ausgenommen, in denen es sich um Detektivnovellen von Poeschem Range handelt. Auch die geschlossene Form der Erzählung und der künstlerische Reiz der Behandlung können nicht über das Fehlen psychologischer Vertiefung hinwegtäuschen. Deutlich zeigt sich dies schon in den Sherlock Holmes-Erzählungen — und noch mehr in den unzähligen Nachahmern, die Conan Doyle gefunden hat und die ihr Vorbild meist so gar nicht erreichen. Aber auch die Erzählungen Conan Doyles lassen uns menschlich fast sämtlich ganz kalt. Denn unser Inneres kann von der Kriminalgeschichte nur dadurch bewegt werden, daß wir erkennen, durch welche Beweggründe ein Mensch zum Verbrechen getrieben wird, wie er sich innerlich dagegen wehrt und doch schließlich ihrem Einfluß unterliegt, und wie er endlich nach vollbrachter Tat von der Reue gepackt wird und seinem Leben selbst ein Ende macht oder seine Untat zu sühnen sucht. Auch darin befriedigt uns die Flut der neuesten Kriminalerzählungen nicht. Wo überhaupt auf die Entstehungsgründe des Verbrechens zurückgegriffen wird, da geschieht dies — wie etwa in Conan Doyles Erzählung „Der Mord in Abbey Grange" — nur auf wenigen Seiten, oder es ist eine lange und unwahrscheinliche Erzählung dazu notwendig, wie sie z. B. seinen Kriminalroman „Späte Rache" unterbricht, in den sie ein Element hineinbringt, das der Conan Doyleschen Erzählungsart sonst völlig fremd ist.

Wo dagegen ein wahrer Dichter seine Stoffe der Geschichte eines Verbrechens entnimmt, da entsteht ein durchaus anderes Bild. Das Verbrechen selbst wird keineswegs immer umgangen, zuweilen vielmehr mit aller Kunst der Darstellung geschildert. Natürlich denkt der Dichter nicht daran, es mit einem so grausenerregenden Aufputz zu versehen, wie die Erzeugnisse der schlechten Kriminalliteratur dies zu tun lieben. Ebenso wenig liegt ihm aber auch daran, für die Aufdeckung des Verbrechens eine solche Jagd zu veranstalten, wie sie das Kennzeichen der neuesten Kriminalerzählungen zu sein pflegt. Für ihn handelt es sich um ganz andere Dinge: ihn beschäftigen die Vorgänge in der Seele des Verbrechers, das Aufquellen seiner Leidenschaft, das übermächtige Anwachsen der Haß- und Rachegefühle, bis diese völlig Gewalt über den Menschen gewinnen – und nach vollbrachter Tat die Reue und Zerknirschung, die sich schließlich auch aus der dunkelsten Seele hervorringen. Der echte Dichter umgibt zudem das prächtig-grausige Bild, das er zeichnet, mit einem köstlichen Rahmen hoher und edler Gedanken. Infolgedessen kann der Leser aus seiner Kriminalerzählung weder den Wunsch schöpfen, selbst zum Verbrecher zu werden, noch auch als höchstes Ideal das des Detektivs mithinwegnehmen.

In der Novelle „Unterm Birnbaum" z. B. schildert Theodor Fontane einen mit allem Vorsatz geplanten und mit kaltblütiger Überlegenheit ausgeführten Mord. Aber kein Leser des Buches wird daraus einen Anreiz für die Begehung des gleichen Verbrechens schöpfen können; niemand wird, wenn auch nur unbewußt, dadurch die Suggestion erhalten, ähnlich zu handeln. — Oder betrachten wir desselben Dichters Roman „Quitt". Hier wird ein schlesischer Förster von einem Wilddieb erschossen. Das Verbrechen selbst wird nur in ganzen 13 Zeilen geschildert, die Jagd nach dem Verbrecher nicht einmal erwähnt. Dieser tritt unter völlig veränderten Verhältnissen wieder vor uns – in Amerika, wohin er sich als Flüchtling gewandt hat. Hier erleidet er die Sühne für das begangene Verbrechen, dessen Entstehung uns doch durch das herrische und unsympathische Wesen des Försters begreiflich gemacht worden war. Immer wieder wird der Täter von Gewissensbissen gepackt, die ihn anfallen, sobald irgend ein Ereignis seines Lebens ihn an das Geschehene erinnert. Schließlich erleidet er im Gebirge einen langsamen Tod, der viele Ähnlichkeit mit den letzten Stunden des von ihm erschossenen Försters hat. Mit klarstem Bewußtsein nimmt er sein Sterben als Sühne für das begangene Unrecht hin. Nichts kann ergreifender sein als die Schilderung des Dichters, wie gerade das Zusammentreffen mit guten und einfachen Menschen den Mörder, der seine Tat längst bitter bereut, immer wieder empfinden läßt, daß er in die Gesellschaft innerlich reiner Menschen nie wieder gehören wird. . . .

Es ist nicht Aufgabe dieses Aufsatzes, ein vollständiges Bild der besten deutschen Kriminalnovellen zu geben. Nur wenige weitere Beispiele seien noch genannt.

Zunächst Wilhelm Specks Roman „Zwei Seelen", der den Ich-Roman eines Zuchthäuslers enthält.

Dann Ernst von Wildenbruchs meisterhafte Novelle „Waldgesicht" (in dem Bande „Tiefe Wasser"), in der überhaupt nur der Verbrecher auftritt, ohne daß wir das Opfer oder den Verfolger oder irgend einen anderen Menschen zu Gesicht bekommen. Beim Umherstreifen im Walde wird der Mörder so stark von Gewissensbissen gepackt, diese gewinnen solche Gewalt über ihn, daß er sich selbst an einem Baum erhängt. — Auch Wildenbruchs Novelle „Der Liebestrank" (in demselben Bande enthalten) stellt eine Kriminal-Geschichte dar. Sie führt uns in die Kreise mittelalterlichen Studentenlebens und gruppiert die Handlung um einen Mord.

Ferner denke man an Annette von Droste-Hülshoffs „Judenbuche" — oder an Ernst Zahns „Die Mutter" — oder an desselben Dichters „Die Prangerbank" — an Ilse Frapans „Die Last" — an Adolf Sterns „Schuldgenossen" (in den „Venezianischen Novellen") — an Friedrich Halms „Marzipanliese" — alles Kriminalnovellen im besten Sinne.

Nicht zu vergessen sind ferner Ernst Wicherts schon erwähnte „Litauische Geschichten". Fast jede einzelne dieser vortrefflichen Novellen ist eine Kriminalerzählung: es sei besonders auf „Ewe" (abgedruckt im 10. Bande der „Hausbücherei" der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung) und auf den „Wilddieb" (13. Heft ihrer „Volksbücher") aufmerksam gemacht. Die genannte Stiftung hat in klarer Erkenntnis der Vorliebe des Volkes für spannende und aufregende Handlungen in ihren Büchern schon mannigfach Kriminal-Stoffe berücksichtigt. Ein kurzes Verzeichnis der betreffenden Bücher möge hier Platz finden.

Cl. Brentano: Die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. (Volksbücher Heft 6.) Preis geheftet 15, gebunden 40 Pf.

J. J. David: Mährische Dorfgeschichten (Ruzena Capek — Cyrill Wallenta). (Hausbücherei Band 34.) Preis gebunden 1 Mk.

J. J. David: Frühschein (in Hausbücherei Band 14). Preis gebunden 1,— Mk.

Ilse Frapan: Die Last. (Volksbücher Heft 17.) Preis geheftet 25, gebunden 55 Pf.

Fr. Halm: Die Marzipanliese — Die Freundinnen. (Volksbücher Heft 8.) Preis geheftet 20, gebunden 50 Pf.

W. Hauff: Jud Süß (in Hausbücherei Band 14). Preis gebunden 1,— Mk.

Paul Heyse: Andrea Delfin. (Volksbücher Heft 26.) Preis geheftet 30, gebunden 60 Pf.

E. Th. A. Hoffmann: Das Fräulein von Scuderi. (Volksbücher Heft 7.) Preis geheftet 20, gebunden 50 Pf.

H. v. Kleist: Michael Kohlhaas. (Hausbücherei Band 1.) Preis gebunden 1,— Mk.

H. v. Kleist: Der Zweikampf (und anderes). (Volksbücher Heft 18.) Preis geheftet 30, gebunden 60 Pf.

Ad. Schmitthenner: Die Frühglocke. (Volksbücher Heft 22.) Preis geheftet 20, gebunden 50 Pf.

Fr. Spielhagen: Hans und Grete. (Volksbücher Heft 24.) Preis geheftet 40, gebunden 75 Pf.

Ernst Wichert: Der Wilddieb. (Volksbücher Heft 13.) Preis geheftet 30, gebunden 60 Pf.

Ernst Wichert: Ewe (in Hausbücherei Band 10). Preis gebunden 1,— Mk.

Ernst Zahn: Die Mutter. (Volksbücher Heft 20.) Preis geheftet 20, gebunden 50 Pf.

Allgemein kann man wohl sagen, daß die besten Kriminaldichtungen diejenigen sind, die sich auf dem Titelblatt nicht als solche bezeichnen. Man sieht dann, daß dem Dichter jede Absicht, die Leser durch einen anreizenden Zusatz heranzuziehen, ferngelegen hat.

Bedauerlicherweise fehlen uns literaturgeschichtliche Hilfsmittel, um aus dem deutschen Schrifttum und aus dem fremder Völker diejenigen Werke herauszufinden, die sich als Kriminalerzählungen ansprechen lassen. Wenigstens gibt es bisher leider eine Zusammenstellung der besten Kriminaldichtungen in deutscher Sprache bestimmt nicht, meines Wissens aber fehlt sie auch den verschiedenen Völkern des Auslandes. Und doch könnte solches Verzeichnis den größten Nutzen stiften. Man frage den gewiegtesten Literaturkenner nach den besten Kriminalgeschichten — und er wird Mühe haben, ohne längeres Überlegen mehr als ein Dutzend zu nennen.

Für den Volksbibliothekar und seine Assistenten oder Assistentinnen hat dies besondere Bedeutung. Sie haben keine Zeit, lange zu überlegen, wenn ein Leser in den gewöhnlich sehr stark benutzten Ausgabestunden um eine Kriminalerzählung bittet. Und doch müßten sie, ohne zu langem Nachdenken gezwungen zu sein, sofort (etwa mit Hilfe einer besonderen Bücherliste), mindestens 20 Bücher beisammen haben, die sich auf diese Frage nennen und empfehlen ließen. Da einstweilen ein solches Verzeichnis nicht besteht, werden in zahlreichen Fällen dieser Art in unseren Volksbibliotheken fast regelmäßig nur solche Bücher empfohlen, die sich auf dem Titelblatt selbst als Kriminal-Romane oder Kriminal-Novellen bezeichnen. Viele der schönsten Dichterwerke dieser Art aber — eben jene, die nicht dieses Aushängeschild tragen — bleiben infolgedessen auf den Bücherbrettern stehen oder werden vielleicht überhaupt nicht für die Bibliothek angeschafft.

Jeder Volksbibliothekar wird mir bestätigen können, wie außerordentlich stark das Verlangen nach Kriminal-

literatur sich äußert. Selbst Leser, die einen guten Geschmack bekunden und die sich auch schwierigeren Werken zuwenden, äußern von Zeit zu Zeit das Verlangen, eine Kriminalgeschichte zu lesen. Der Wunsch, sich in die gewöhnlich mit einem Schleier des Geheimnisses bedeckten Vorgänge, die mit dem Drum und Dran des Verbrechens in Berührung stehen, einweihen zu lassen, ist eben ein allgemein menschlicher, der auch von literarisch Hochgebildeten empfunden wird. Man kann diesen Drang nicht ertöten und sollte daher auch keinen vergeblichen Versuch dazu machen. Insbesondere läßt sich die Vorliebe für diese stark anreizende Speise nicht bekämpfen, indem man Wassersuppen oder die Milch der frommen Denkungsart verabreicht. Darüber sind sich heute wohl auch alle Volksbibliotheks-Verwaltungen klar, und Kriminalliteratur ist deshalb in allen volkstümlichen Leseanstalten zu finden. Nur würde eben durch die Hervorhebung des literarisch Wertvollen ein großer Schritt vorwärts getan werden, und dazu kann man eines Verzeichnisses, wie ich es hier fordere, nicht entbehren. Es müßte in jeder Buchausgabe einer Volksbibliothek befestigt werden, sodaß die Beamten es ständig unter Augen haben und imstande sind, sobald ein entsprechender Wunsch geäußert wird, einige dieser Werke vorzuschlagen.

Ausdrücklich sei betont, daß die bloße Aufzählung der Titel nicht genügen würde, wie überhaupt unsere Bücherverzeichnisse bei der lawinenartig anschwellenden Masse der Literatur auf die Dauer unbrauchbar zu werden drohen, wenn wir uns nicht zu der mühsamen, aber lohnenden Arbeit entschließen, unter jedem Titel in 5—6 Reihen eine kurze Inhaltsangabe und Kennzeichnung der Behandlungsart (nicht zu verwechseln mit Kritik!) zu geben. Gerade für Kriminalerzählungen ist dies ungemein wichtig, da der Leser, der noch in jugendlichem Alter steht oder der eben erst die Bibliothek zu benutzen beginnt, sehr häufig von einem solchen Stoffhunger beherrscht wird, daß es ihm nicht geheimnisvoll und blutig genug hergehen kann. Für ihn müßte man daher solche Kriminalerzählungen auszusuchen imstande sein, in denen etwa noch eine geheime Gesellschaft eine Rolle spielt oder in denen doch die seelische Zergliederung vor der Fülle des Geschehenden zurücktritt. Auch wären die verschiedenen Arten der Kriminalerzählungen dadurch abzugrenzen, ob sie analytisch sind (wie die Poeschen Kriminalerzählungen), oder ob sie (in der Art der Sherlock Holmes-Erzählungen), sich fast ausschließlich mit der Jagd des Detektivs auf den Verbrecher beschäftigen, oder ob (wie in Dostojewskis „Raskolnikow") die Vorgänge in der Seele des Verbrechers den Hauptgegenstand der Schilderung bilden. Gegenwärtig, wo man im Hinblick auf die allgemeine Leidenschaft für Sherlock Holmes-Erzählungen fast von einer geistigen Massenepidemie sprechen muß, können die Bibliotheks-Verwaltungen nicht umhin, von dieser Literaturgattung eine Menge von Bänden anzuschaffen. Durch ein Verzeichnis wie das vorgeschlagene würden sie aber in den Stand gesetzt

werden, die Leser allmählich und fast unmerklich zu den wertvolleren Gattungen der Kriminaldichtung hinaufzuführen.*)

Das Bedürfnis nach Kriminalliteratur ist heute in den weitesten Volkskreisen so überaus stark vorhanden, daß die Volksbibliotheken auf die Darbietung guter Kriminalerzählungen besonderes Gewicht legen müssen. Denn die übelsten und schlechtesten Formen der Kriminalliteratur, die Sinne und Seele vergiften, finden heute durch die Schundliteratur so weite Verbreitung, daß sie unendliches Unheil anstiften. Alle Vorstellungen, die man sich davon zu machen pflegt, sind unschuldsvoll im Vergleich zu dem, was diese üble Kriminalliteratur tatsächlich bietet. Einige wenige Beispiele mögen dies beweisen.

Eine Verlagsbuchhandlung, die sich den tönenden Namen „Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst" zugelegt hat und die ihre Volksvergiftung von Berlin aus betreibt, hatte zunächst Sherlock Holmes als Aushängeschild benutzt, bis ihr durch die Verlagsbuchhandlung Robert Lutz in Stuttgart die Benutzung dieses Namens gerichtlich unmöglich gemacht wurde. In einem der ersten Prospekte des „Verlagshauses für Volksliteratur und Kunst" hieß es noch recht unschuldig:

„Es gibt keinen zweiten Menschen, der es in den letzten fünf Jahren so verstanden hätte, seinen Namen gleich berühmt, beliebt und bewundert zu machen, wie Sherlock Holmes es getan, nicht etwa nur in England, seinem Vaterlande, sondern überall, wo Recht und Gesetz im Kampf mit Verbrechertum und niedriger Gesinnung stehen .... Weshalb sind Millionen Leser entzückt von den Berichten Sherlock Holmes'? Weil es noch niemals einen Detektiv gegeben hat, der in gleicher Weise Gesicht, Kraft, Spürsinn, gediegenes Wissen, Unerschrockenheit und Geistesgegenwart vereinigte und diese seltenen Gaben so edel und uneigennützig in den Dienst der Gesellschaft stellte .... Wer eine dieser Erzählungen gelesen hat, der ist und bleibt unser Leser und ein begeisterter Freund und Bewunderer Sherlock Holmes', des berühmtesten und größten Detektivs der Welt."

Das klingt noch zahm gegenüber der Anpreisung eines Dresdener Verlages, der als Aushängeschild für seine Kriminalerzählungshefte den Detektiv Nick Carter verwandt hat, den man in jeder der unzähligen Zigarren- und Papierwarenhandlungen, die sich mit dem Verkauf von Schundliteratur befassen, im Bilde auf dem Titelblatt der betreffenden Hefte prangen sehen kann. In dem Prospekt über die Sammlung wird zunächst die außerordentliche Begabung hervorgehoben, die Nick Carter bekundet, wenn es sich darum handle, sich zu verkleiden und Haltung, Miene und

*) Der Schreiber dieser Zeilen beabsichtigt, den Versuch zu machen, ein solches Verzeichnis herzustellen. Er würde jede Mitarbeit dankbar begrüßen. Er erbittet also Hinweise auf Novellen, Romane und Dramen, die als Kriminaldichtungen zu bezeichnen sind – möglichst mit ganz kurzer Charakteristik – gleichgültig, welchem Literaturkreise sie entstammen.

Stimme eines anderen anzunehmen. Dann wird der Schauplatz der Taten dieses Detektivhelden geschildert — New York, wo

> „das Leben sich abspielt, so bunt und düster, so berauschend und herzzerreißend wie nirgendwo sonst — wo die Polizei alle 3 Minuten eine Person verhaftet, wo alle 10 Minuten ein Trunkenbold, alle 20 Minuten ein Dieb und alle 48 Minuten ein Raufbold festgenommen wird; wo alle 2 Stunden ein Verbrecher ins Untersuchungsgefängnis eingeliefert und alle 5 Stunden ein Verurteilter ins Zuchthaus abgeschoben wird; wo alle 8 Stunden ein Mordversuch und alle 2 Tage ein blutiger Mord vollbracht wird — und wo noch weit schlimmere Greueltaten geschehen .... Alle diese Geheimnisse kennt Nick Carter."

Mit welch groben Mitteln diese Kriminalsammlungen arbeiten, sei an drei weiteren Beispielen gezeigt. Einmal an einigen Titeln, die ich aus denen der ersten 100 Hefte dieser Sammlung herausgreife — denn die Zahl der erschienen Hefte ist leider schon weit höher. Die Titel lauten:

Das Opfer eines Giftmischers.
Der geheimnisvolle Nachbar des Detektivs.
Ein verbrecherischer Arzt.
Das Gefängnis auf dem Meeresgrunde.
Ein Gaunerstreich auf der Rennbahn.
Der Vaganten-Club.
Ein Millionendiebstahl.
Melville Gaylord, der Fürst der Salondiebe.
Das geheimnisvolle Telephon im Hudson.
Ein Mord auf der Landstraße.
Eine Jagd über den Ozean.
Eine Schreckensnacht im Grandhotel.
Die Abenteuer eines Gehenkten.
Das geheimnisvolle Skelett.
Das Gespenst im Irrenhause.
Der Vagabundenkönig.
Die Leichenräuber des Greenwood-Kirchhofs.
Die Verschwörung der roten Liga.
Eine rätselhafte Entführung.
Die Giftmorde auf der Alameda.
Die Nihilisten von Peru.
Mammy Tooters Kaschemme.
Die Falschmünzer von Volusia County.
Auf blutiger Fährte.
Der geraubte Diamantstern.
Buck Bagley, der Einbrecherkönig.
Der Mann mit der Ebenholz-Hand.
Der geheimnisvolle Mord im Fall River.
Das Teufelsauge.

Als zweites Beispiel sei ein Absatz aus der Schilderung einer elektrischen Hinrichtung gegeben. Die drei Gebrüder Ostermann

haben auf der Kindermordfarm einer Unmenge von Menschen das Lebenslicht ausgeblasen, ihnen die Hälse abgeschnitten und sie zu Tode gequält; außerdem haben sie Bahnzüge beraubt und zahlreiche andere Verbrechen auf sich geladen. Als die Gerechtigkeit sie endlich erwischt, werden sie zur Hinrichtung auf elektrischem Wege verurteilt. Zunächst wird der jüngste des lieblichen Kleeblattes auf den Stuhl geschnallt und der elektrische Strom eingestellt. Nun heißt es:

„Der Körper des Gerichteten zuckte und bäumte sich empor, ein widerlich süßlicher Geruch von verbranntem Fleisch durchzog den Raum, dann stellte der Beamte den Todesstrom ab. Ein Arzt trat herzu, prüfte Puls und Herz des Gerichteten und fand, daß noch Leben in ihm vorhanden sei. Von neuem sauste ein stärkerer elektrischer Strom durch den Körper. Wieder zuckte und bäumte sich derselbe auf. — Grauer Dampf quoll von dem Fleich des Gerichteten und zog sich in dichten Schwaden zur Decke empor. — Wieder wurde der Strom abgedreht, und nun erklärte der überwachende Arzt, daß der Gerichtete tot sei."

Aber nicht genug des Grausens. Der zweite Bruder muß — damit doch eine Steigerung vorhanden ist — 5 mal die Tortur des elektrischen Hochspannungsstromes aushalten, ehe es mit seinem Leben zu Ende ist. Der Älteste endlich, als an ihn die Reihe kommt, wehrt sich verzweifelt und mit Riesenkräften, wird aber doch schließlich auf den Stuhl geschnallt. Dann wird der Strom auch durch seinen Körper geschickt.

„Als wenige Stunden später die Ärzte des Gefängnisses, wie es Vorschrift des Gesetzes war, die Leichen obduzierten und öffneten, da erhob sich, als der Arzt den Leib des Ältesten öffnete, dieser von dem Obduktionstisch und sprang den Arzt an. — Flüchtend eilte dieser aus dem Zimmer. — Mit einer schrecklichen Schnittwunde kroch der Obduzierte in dem Leichenraume umher und bemühte sich, die hervorquellenden Eingeweide mit den Händen zurückzuhalten. — Ein Schuß aus dem Revolver eines Gefängisbeamten machte endlich seinem Leben ein Ende."

Solchen widerlichen Erzählungen irgend eine Daseinsberechtigung zuzuerkennen, wird sich wohl niemand entschließen können — auch der nicht, der verblendet genug ist, auf den literarischen Wert dessen, was unser Volk liest, nicht das geringste Gewicht zu legen. Es liegt wohl klar auf der Hand, daß die Aufnahme solcher giftigen Nahrung von den allerverderblichsten Folgen begleitet sein muß.

Unsere gerichtlichen Chroniken wissen davon mit bedenklicher Regelmäßigkeit zu berichten. In bedauerlicher und kennzeichnender Weise haben Kriminal-Prozesse in den letzten Jahren immer wieder blitzartig in einen wahren Höllenschlund hinabgeleuchtet, der fortgesetzt Menschenopfer unerhört verschluckt. Das wird so weitergehen, wenn wir nicht tatkräftig dafür Sorge tragen, daß das kriminalistische Unterhaltungsbedürfnis der großen Volksmasse gute Bücher vorfindet und daß ihm der Weg zu ihnen gewiesen wird.

Natürlich wird man niemals verhindern können, daß jemand, der einen verderbten Geschmack hat, seinen Durst in der Gosse stillt. Die wohlhabenden Bevölkerungsschichten weisen Leute genug auf, die das schlechteste Beispiel dafür geben — wie der starke Absatz einer gewissen Art von Literatur zeigt, die sich das durchsichtige Mäntelchen kulturhistorischer Interessen umhängt. Mag diese Literatur auch mit Vorliebe in Luxusausgaben erscheinen — ihr Kern bleibt doch nicht weniger faul, weil die wurmstichige Frucht auf silberner Schale gereicht wird.

Daß die übelsten Kriminalerzählungen auch in der Seele unserer Kinder Verwüstung und Unheil anrichten, dafür sei unter den zahllosen Beispielen, die uns die Beobachtungen der letzten Jahre geboten haben, nur ein verhältnismäßig unschuldiges angeführt, das ich dem Aufsatz eines Hamburger Lehrers in der „Neuen Hamburger Zeitung" (vom 9. April 1910) entnehme, der dort unter anderem schreibt:

„Auf meinen Gängen durch die Höfe sehe ich nicht mehr den federgeschmückten „blauen Wolf", der, mit Lasso und Beil bewaffnet, hinter dem Fels der Margarinekiste lauert, sondern Nick Carter mit dem Revolver auf der Spur des „Knackers", der mit der Blendlaterne die dunkle Stiege hinauftappt. Und unten auf den ersten Stufen (ich erzähle Geschehenes) liegt ein Gör von etwa 10 Jahren, röchelnd, mit offenem Munde. Das ist Frau Witwe Meyer — — „Er hat mi—r mits Me—esser in die Brust gesteckt—t!" Darauf stößt sie alle Glieder von sich und markiert Sterben."

Wohin es führen kann, wenn man so üble Einwirkungen auf die Seelen der Jugend nicht verhindert und durch bessere verdrängt, das hat man in England vor 100 Jahren in furchtbarster Weise erfahren. Die Untersuchung eines Parlamentausschusses ergab im Jahre 1843, daß viele Kinder in dem Industriebezirk von Wolverhampton niemals den Namen Ihrer Majestät oder den Wellingtons, Nelsons usw. gehört hatten — daß aber alle diejenigen, die niemals die Namen Paulus oder Moses vernommen hatten, ohne Unterschied mit der Person und dem Lebenslauf des Straßenräubers Dick Turpin und noch besser mit denen des Räubers und Einbrechers Jack Shepperd vertraut waren.*)

Ist die seelische Verfassung eines Menschen infolge natürlicher Anlage oder schlechten Einflusses während der Jugendzeit moralisch nicht ganz taktfest, so kann er übrigens nicht nur direkt schlechten, fast suggestiv zum Verbrechen aufreizenden Schundliteratur-Erzählungen zum Opfer fallen, sondern auch aus literarisch indifferenten Büchern Anregung zu Verbrechen schöpfen. Dagegen ist ein solcher Einfluß von Kriminaldichtungen, welche die seelischen Vorgänge zum eigentlichen Gegenstande ihrer Schilderung machen,

*) Näheres siehe in meinem Büchlein „Volksbildung und Volkswohlstand" (Hamburg: Gutenberg-Verlag) S. 22 f.

nicht zu beobachten. Ein schmutziger Geist kann eben auch aus solcher Nahrung Gift entnehmen, die an sich noch nicht verdorben ist. Ein kürzlich in Paris hingerichteter Apache, der durch die Panzerung seiner Unterarme mit Binden, die mit scharfen Nägeln gespickt waren, mehrere Schutzleute tötlich verwundete, meinte nach seiner Verhaftung, als man ihn fragte, wie er auf diesen Gedanken gekommen sei: „Darauf bin ich nicht gekommen, indem ich den Vöglein zuhörte, sondern durch fleißiges Bücherlesen." Er habe in der Übersetzung eines englischen Kriminalromans gelesen, daß Leute, um sich gegen eine Bande von Würgern zu schützen, ihren Hals mit einem Stachelhalsband schirmten, wie es die Bulldoggen tragen. Diese Idee hatte er aufgegriffen und sie zu seinem teuflichen Plan verarbeitet.

Der „Gil Blas" erzählte im Jahre 1907 aus Antwerpen, daß dort Verbrecher mit Hilfe eines ausgezeichneten Apparates ohne Schwierigkeit ein großes Loch in den Geldschrank eines Bankiers bohrten und 150 000 Francs erbeuteten. Bevor sie sich davon machten, hätten sie auf dem Schreibtisch des Bestohlenen einen Brief niedergelegt, in welchem sie auseinandersetzten, wodurch ihnen das Unternehmen so gut gelungen sei: „Es ging alles wie am Schnürchen. Wir haben ein neues System benutzt, das wirklich allen bis heute angewandten Verfahren gegenüber sehr große Vorzüge besitzt und das darin besteht, die Wände des Geldschrankes mit Hilfe einer Flamme, in der eine Mischung von Sauerstoff und Acetylen brennt, zum Schmelzen zu bringen. Wir haben hier nicht die Zeit, den chemischen Vorgang, der dabei eintritt, ausführlich zu erklären, aber Sie werden alle Einzelheiten in einem Roman, der kürzlich in Deutschland von einem Polizeibeamten unter dem Titel ‚Hans von Zobeltitz' veröffentlicht worden ist, bis in die kleinsten Züge auseinandergesetzt finden. Vielleicht werden wir aus Dankbarkeit einige Hundertfrancs-Billetts an den Autor dieses wertvollen Werkes senden . . . . ." Wir wollen dahingestellt sein lassen, wie weit diese sehr verdächtig klingende Nachricht auf Wirklichkeit beruhen könnte. Die Möglichkeit der Anweisung zu verbrecherischen Taten durch literarisch indifferente Kriminalromane, die alles Gewicht auf Äußerlichkeiten legen, kann jedenfalls nicht bestritten werden.

Noch einmal also: es ist von höchster Bedeutung, daß für alle diejenigen, die das Bedürfnis nach der Lektüre von Kriminalstoffen haben, gute Kriminalliteratur zu finden ist und daß unter dieser wieder besonders solche Bücher hervorgehoben werden, die nicht nur von Äußerlichkeiten sprechen, die den Leser nicht nur ein raffiniert ausgeführtes Verbrechen miterleben oder die aufregende Jagd nach dem Verbrecher durchkosten lassen, sondern die jene psychologische Vertiefung bieten, die das Kennzeichen der literarisch und menschlich wertvollsten Kriminaldichtung bildet. Solange hierfür nicht ausreichend Vorsorge getroffen ist, wird die ausgeprägte Vorliebe weiter Volksschichten für Kriminalerzählungen von der

Schundliteratur genährt und mißbraucht werden, die mit Blut getränkt ist und von Gift und Dolch, Bankraub und Millionendiebstahl, Brandstiftung und Notzucht einen verschwenderischen Gebrauch macht. Das starke Unterhaltungsbedürfnis der weniger wohlhabenden Bevölkerungsschichten läßt sich einstweilen noch ohne große Schwierigkeiten auf gute Kriminalliteratur zurücklenken. Einen erfolgreicheren Weg der Zurückdrängung der schlechten Literatur als die Verbreitung guter Bücher gibt es nach allen Erfahrungen nicht. Zweifellos muß er jedoch mit größter Tatkraft beschritten werden, um die vernichtenden Wirkungen der Schundliteratur abzuwehren, die schon unendlichen Schaden angerichtet hat.

Wilhelm Arminius.

Von Richard Weitbrecht.

In zwei Literaturgeschichten des 19. Jahrhunderts, die naturgemäß die Fäden in das zwanzigste hinüberspinnen, bei Fr. Kummer und in der neuesten Auflage von R. M. Meyer habe ich den Namen Arminius nicht gefunden, obgleich manche Namen darin sind, deren Bedeutung nicht an die von Wilhelm Arminius hinreicht. In der neuesten Auflage von Adolf Bartels' „Geschichte der deutschen Literatur" heißt es: „In Thüringen heimisch gemacht hat sich Wilhelm Arminius"; sein Roman „Heimatsucher" wird unter den hervorragenden Erscheinungen der Heimatkunst des Jahres 1903 genannt und später gesagt: „Lesenswerte Geschichtsromane, „Yorks Offiziere", „Wartburgkronen", schrieb Wilhelm Hermann Schultze (Wilhelm Arminius) aus Stendal, der nicht ganz frei von Manier, aber zweifellos ein ernster Arbeiter ist." In der „deutschen Dichtung der Gegenwart" sagt Bartels, er sei als Lyriker und Erzähler nicht ohne Talent, namentlich die historischen Romane seien gehaltvoll. Entsprechend der Erwähnung in seiner Literaturgeschichte gibt Bartels auch in seinem dazu gehörigen Handbuch die Notizen: Wilhelm Hermann Schultze, Pseudonym Wilhelm Arminius, aus Stendal, geboren am 20. August 1861, jetzt als Gymnasiallehrer in Weimar lebend, gab nach allerlei epischen Dichtungen Bergkristalle, Gedichte 1897, Verschieden Weidwerk, Roman 1898, Yorks Offiziere, Roman 1901 (Dritte Auflage 1910), Heimatsucher, Roman 1903, Wartburg-Kronen, Roman 1905, Frauenrätsel, Novellen 1905 (wird wohl Frauenkämpfe, 1906 sein), Aus der Ruhl, Novellen 1906, Stieß-Kandidat, Roman 1908, Sein Recht, Schauspiel 1908, Alt-Weimar, Schauspiel 1908, Der Hegereiter von Rothenburg*) 1908, denen wir den neuesten Roman: Die Goethe-Eichstädts, 1909, beifügen.

Wir sehen, Wilhelm Arminius, nächstes Jahr ein Fünfziger, steht auf der Höhe seines Schaffens, und was er bisher uns gegeben, ist bedeutend genug, daß wir von ihm noch Größeres hoffen können. Er ist nicht bloß

*) „Der Hegereiter von Rotenburg" und andere Novellen. Alex. Dunckers Verlag, Berlin 1908. 270 S.

ein ernster Arbeiter, wie ihm Bartels nachrühmt, das heißt also doch wohl einer, der es mit seiner Schriftstellerei ernst nimmt, nicht ein Tages- und Lohnschreiber ist, sondern mehr: er besitzt eine große, offenbar leicht gestaltende Phantasie, die ihm zum Beispiel ermöglicht, nach der ernsten Arbeit historischer Studien die geschichtlichen Gestalten uns nicht nach trockenen Pergamenten, sondern so sehen zu lassen, wie ein Dichter sie geschaut hat, der mehr sieht, als der bloße Geschichtsforscher. Und es fehlt ihm auch nicht die Gabe, das, was er innerlich geschaut hat, nun auch auf den entsprechenden Ausdruck zu bringen, so daß wir seine Gestalten äußerst lebendig vor uns sehen. Manchmal allerdings, so in den „Wartburg-Kronen", scheint seine Feder der Phantasie kaum nachzukommen; aber es ist immer besser eine langsame Feder, als eine lahme Phantasie und eine schnelle Feder.

In erster Linie ist Arminius Erzähler, und ich stelle von seinen Erzählungen am höchsten seine geschichtlichen Erzählungen, und unter diesen scheint mir, was die künstlerische Wirkung betrifft, am bedeutendsten die Novelle „Der Hegereiter von Rothenburg". Was in Wartburgkronen zum Teil noch ungebändigte Phantasie war, ist hier mit feinem Kunstverstand ganz in den Dienst der Sache gestellt. Allerdings in gedämpftem Ton und kühl abgeklärter Manier kann Arminius seine geschichtlichen Erzählungen nicht schreiben; es hat alles Schwung und Kraft, Leidenschaft und Leben, obs nun eine Geschichte aus dem dreizehnten oder fünfzehnten oder neunzehnten Jahrhundert ist. In Wartburgkronen steckt der Dichter vielleicht noch zu sehr im Stoff; im Hegereiter und in Yorks Offiziere ist er des Stoffs vollkommen Herr geworden und schaltet mit jener Souveränität, die zwar nicht der Geschichte Zwang antut, aber sich auch nicht von ihr knechten läßt. Denn Arminius ist nicht bloß in die Äußerlichkeiten einer Zeit eingedrungen, wiewohl auch das in vollem Maße, sondern hat den jeweiligen Geist der Zeit innerlich erfaßt und man möchte fast sagen, in ihm und mit ihm gelebt. Darum fragt man auch bei Einzelheiten kaum: war dies und jenes Gefühl, dieser und jener Ausdruck, diese und jene Handlung in der betreffenden Zeit wahrscheinlich? sondern schon nach den ersten paar Seiten glaubt man dem Dichter, weil man in seinem Banne ist. Und deshalb ists auch ganz gleich, ob er aus einer Zeit etwas nimmt, der von vornherein unsere Teilnahme gehört, wie in Wartburgkronen die Zeit nach dem Tode Philipps von Hohenstaufen und des Minnesängerkriegs auf der Wartburg, oder in Yorks Offiziere die deutschen Freiheitskriege gegen Napoleon, oder aber im Hegereiter die Fehden und inneren Kämpfe einer kleinen deutschen Reichsstadt des fünfzehnten Jahrhunderts, die geschichtlich sehr wenig besagen und uns an und für sich nicht mehr interessieren als hundert andere ähnliche äußere Fehden und innere Streitigkeiten der damaligen Zeit. Und Arminius gewinnt unsere Teilnahme dadurch, daß er uns die Geschehnisse durch ein Temperament sehen läßt, nicht durch das seine, obwohl das ja mitklingt, sondern durch das seiner Helden, des Hegereiters, des Landgrafen

Hermann und Wolframs von Eschenbach, der York, Clausewitz, Manstein usw. Dabei schreibt Arminius seinen eigenen außerordentlich lebendigen Stil, der für große und gewaltige Geschehnisse und schwungvolle Empfindungen allerdings die Töne besser findet, als für das leise, stille, heimliche. Daß er aber auch den Chronikstil beherrscht, und ihm Farbe und Leben zu geben vermag, ohne aus der Zeit herauszufallen, das zeigt die im Hegereiter von Rothenburg befindliche vortreffliche Novelle aus dem dreißigjährigen Krieg: Die beiden Reginen, ein Stimmungsbild jener Zeit von einem ganz eigenen Zauber.

Fast wie ein Epos in Prosa mit lyrischen Einlagen und lyrischen Stimmungen mutet der große geschichtliche Roman „Wartburgkronen*)“ an. Man darf ihn deshalb nicht mit sozusagen nüchternem historischen Maßstab messen, sondern mit dichterischem: denn hier loht die Fackel der dichterischen Phantasie hoch auf, sie wirft ihre fast blendenden Lichter über die bewegte Zeit am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts hin und zündet hinein nicht bloß in Burgen und Städte, sondern in die Herzen der damaligen Menschen mit all ihren Trieben und Leidenschaften. Mag das nach genauen Studien ganz vortrefflich und höchst anschaulich geschilderte Mittelalter mit seinen Festen und Fehden, seinen Burgen und Bürgerhäusern, dem reinen Minnegesang und den Venushöfen uns Heutige auch wie ein Mummenschanz anmuten: durch all diesen Mummenschanz hindurch scheint das echt Menschliche, hier auch das echt Deutsche, echte menschliche Leidenschaften und Gemütsbewegungen, großgedachtes Wollen und Vollbringen wie tragisches Scheitern. Alle diese Menschen sind nicht bloß nach ihren Äußerlichkeiten gesehen, sondern nach ihrem innersten Charakter, und aus diesem entspringt, wie das in jedem guten Roman der Fall sein muß, die äußere Entwickelung, Verwickelung und Lösung Zu Grunde liegt dem Roman der Konflikt zwischen Vater und Sohn, dem Landgrafen Hermann von Thüringen, dem heimlichen König Deutschlands, der Kronen zu vergeben hat und sich für Deutschland verantwortlich fühlt, und seinem Sohn Hermann, der Beatrix, die Tochter Philipps und Irenens, liebt, die doch dann des Welfen Otto IV. Braut und Gemahlin wird. Dieser Sohn, schon durch diese Äußerlichkeiten in die Welthändel und ihren Widerstreit hineingezogen, kommt nun auch in inneren Widerstreit, der sozusagen nach außen projiziert ist in den Gestalten Wolframs von Eschenbach, der Glaube und Treue vertritt, und Heinrichs von Ofterdingen, der Leidenschaft und Lebensgenuß predigt. Eine Zeitlang folgt er Heinrich von Ofterdingen, aber dem Sehnen seiner Seele, das nach Treue und Glauben schreit, kann er nicht genug tun, und an dem Zwiespalt geht er wie andere schließlich zu Grunde. Trefflich sind in diesem Roman die geschichtlichen Gestalten charakterisiert, fast alle zwiespältige Naturen, voran der Landgraf Hermann, in dem die ganze zwiespältige Zeit, ihre Unrast und Gier, ihre Kraft und Schwäche, ihre feinen und groben Gemütsregungen,

*) Leipzig, Eduard Avenarius 1905. 447 S.

ihre Sinnenlust und Asketik, lebendig geworden ist. Arminius charakterisiert ihn einmal folgendermaßen: „Hermann von Thüringen hatte gewiß eine feine Seele und eine linde Hand, wenn er im Sängersaal seiner Burg an das Haupt desjenigen rührte, der ihn mit neuer Weise erfreut hatte. Er verstand gewiß das Feinste und Tiefste zu ergreifen, was aus dem Quell der Dichtung sprühte — er hatte ja nicht umsonst auf hohen Schulen einen angebornen feinen Kunstsinn noch feiner ausgestaltet. Aber Hermann von Thüringen hatte zwei Hände. Die eine vermochte den Freund zu streicheln, während der Schlag der anderen den Feind straucheln machte. Die eine war die milde Hand, die Gaben austeilte; die andere riß mit scharfem, unbarmherzigem Griff das wilde Gespann seiner Lehnsleute, das gern über Stock und Stein ging, zurück. — — — In seiner vieles umfassenden Seele lagen Reste der Anschauungen einer vergangenen rauhen Zeit als gewaltige turmhohe Felsblöcke, die nicht zu lösen waren und gelegentlich mit gewaltigem Krachen auf das junge, zarte, im Sonnenlicht einer glücklicheren Zeit ersprossene Leben einstürzten und es auf Monde verdeckten. Und wenn der schlichte Sängersmann Walter dies Sonnige, Edle für sich und seine hohe Sache anrief, so vergaß er, daß das andere, finstere, Lastende soeben stark in Bewegung gesetzt war. Konnte der Landgraf über diese, seine zweite Natur hinaus?"

Aber auch die Nebenpersonen, wie die Hellgräfe'schen oder Gerhard Atze, ja selbst die nur flüchtig durch den Roman schreitenden, wie der zweite Sohn des Landgrafen und seine kleine Braut, die nachmalige heilige Elisabeth, oder der Ketzermeister Konrad von Marburg, alle stehen scharf umrissen vor uns. Einzelne Kapitel dieses Romans, namentlich gegen den Schluß hin, sind von einer geradezu grandiosen Wucht der Darstellung, und der ganze Roman schreitet so lebhaft vorwärts, daß wir fast atemlos folgen. Selten beschreibt Arminius Seelenzustände, er läßt sie vielmehr aus Worten und Taten erkennen, und seine Schilderungen der äußeren Begebenheiten sind außerordentlich lebendig und anschaulich.

Um die Treue handelt es sich auch in dem andern großen geschichtlichen Roman Yorks Offiziere*). Daß er in einem andern Ton geschrieben ist, als die Wartburgkronen, versteht sich: was zum Mittelalter paßt, paßt nicht auch in die nüchterne Zeit am Anfang des vorigen Jahrhunderts, und was dort auch im Überschwang erträglich ist, weil es sich um eine Art mittelalterliches Epos handelt, das wäre hier, wo sichs um militärische Operationen dreht, wenig am Platz. Aber Arminius versteht es wieder ganz vortrefflich, jene Zeit vor uns lebendig werden zu lassen in charakteristischen Gestalten, Konflikte darzustellen, die uns im Tiefsten berühren, uns Heutigen, denen durch 1870—71 jene Zeiten unbillig in den Hintergrund ge-

*) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., 3. Aufl. 1910. 397 S.

drängt worden sind, klar zu machen, um was es damals ging, und uns hineinzuversetzen in die Größe der Stunde.

Der Roman führt uns in jene Zeit gegen Ende des Jahres 1812, als allmählich die Nachrichten aus Rußland durchsickerten, und General York unter Marschall Macdonald mit seinen 18000 Mann in Kurland stand; als in Yorks Hand und in seiner Verantwortung das Schicksal des Vaterlandes lag, und er sich endlich nach heißen inneren Kämpfen zur Konvention von Tauroggen am 30. Dezember entschloß – in der Tat ein Stoff, der zur Gestaltung drängt. Arminius hat den Konflikt hauptsächlich in die Seele Alfreds von Clausewitz, des Bruders von Carl von Clausewitz, der zu den Russen gegangen war, gelegt, und es war ein tragischer Konflikt für preußische Offiziere. Alfred gibt ihm vor der Büste des Königs einmal kurz so Ausdruck: „Es ist eine schlimme Zeit, mein König; die dir treu bleiben, müssen dich (von den Franzosen) verspotten lassen, und die dir dienen wollen, müssen deinen Worten zuwider handeln.“ Außerordentlich mannigfaltig sind die Gestalten der preußischen Offiziere gezeichnet, alle sind im selben Konflikt, und wie verschieden ist doch ihr Verhalten je nach Anlage und Temperament, von dem tollen Manstein bis zu der fast rührenden Figur des herzkranken Saucken! In allen lebt ein strenges preußisches Ehrgefühl, aber wie sie nun sich innerlich und der äußerlichen Zwangslage gegenüber dazu verhalten, das ist in den verschiedensten Charakteren ganz meisterlich zum Ausdruck gebracht. Und wie die Zeichnung dieser mehr oder weniger frei erfundenen Personen dem Verfasser vorzüglich gelungen ist, so auch die Zeichnung der maßgebenden Persönlichkeiten, Macdonalds und Yorks. Es sind zwei Gegensätze, wie man sie sich kaum schroffer denken kann: französisches Wesen auch im guten Sinne, schwärmerische, fast abergläubische Verehrung des Korsen, und York, in dem der schroffe Stolz des alten preußischen Offizierkorps verkörpert war, der scharf war wie gehacktes Eisen, straff und streng von Grundsätzen, voll heißer Leidenschaft und von viel Ehrgeiz, die durch eiserne Willenskraft mühsam gebändigt wurden. Und nun diese preußischen Offiziere mit den französischen zusammen, an einander gebunden durch den Befehl des Königs und doch wie Feuer und Wasser, da muß es zischen und sprühen. Und in der Tat den ganzen Roman durch zischt es und sprüht und lodert es, und der Leser wird mit hineingerissen in jene Tage dumpfer Gährung, bis endlich, endlich York die Konvention unterschrieben hatte, und das Verhängnis seinen sehnsüchtig erwarteten Gang nahm. Alfred von Clausewitz ist wirklich eine tragische Figur, nicht bloß etwa eine bedauernswerte; denn er ist ein willensstarker, lebenstüchtiger Mensch, und von Haus aus nicht zum Untergang bestimmt, wenn auch durch eine hoffnungslose Liebe düstere Schatten in sein Leben hereinfallen. Und daß diese Liebe hoffnungslos ist, daran ist ein französischer Schurkenstreich schuldig, den zu rächen, Alfred sich zur Aufgabe gemacht hat. Doch gibt das nicht die Spannung des Romans, es wäre auch zu äußerlich: die Spannung liegt eben in den gespannten Verhältnissen

selbst und in dem Verhalten der Offiziere zu ihnen. Ein Offiziersroman also im besten Sinne und bei den immer lebendiger werdenden Jahrhunderterinnerungen ein sehr zeitgemäßer Roman, der, vor 9 Jahren erschienen, gerade jetzt seine Auferstehung in militärischen und bürgerlichen Kreisen zu erleben vollauf wert ist. Er ist unter den mir bekannten Romanen aus den Freiheitskriegen sicherlich der bedeutendste und packendste, und wie kaum einer geeignet, die Jahrhunderterinnerungen in den weitesten Kreisen der deutschen Leserwelt lebendig zu machen.

Wenn Arminius in diesen Romanen vor allem der Psychologie der Männerseelen nachgegangen ist, so hat er in zwei Büchern gezeigt, daß ihm auch die Seele der Frau kein verschlossenes Buch ist. Und wieder stelle ich von den beiden Büchern die Novellen über den Roman „Der Weg zur Erkenntnis".*) Es ist ein langer und beschwerlicher Weg, den die Heldin, Juliane Burchard, geführt wird, bis sie zur Erkenntnis kommt, daß die Frauen sein sollen Gesellinnen des Mannes und Priesterinnen barmherziger Liebe. Und es wird ihr nicht leicht gemacht, teils durch ihr innerstes Wesen, teils durch die Umstände. Sie ist ein urgesundes, tatkräftiges Mädchen, das sich betätigen möchte, dabei von fanatischem Gerechtigkeitsdrang erfüllt, der durch das Schicksal ihres Vaters wohl begründet wird, zugleich aber ein höher strebendes, von neuen sozialen Pflichten für das Weib träumendes, herb-jungfräuliches Wesen, das allen Armen, Verbitterten, Glück- und Vertrauenslosen, insbesondere des weiblichen Geschlechts, helfen möchte, namentlich auch gegen den Verderber Mann. Da findet sie, von Berlin, wo sie sich zur Lehrerin ausbildet, nach Hause zurückgekehrt, ihre Stiefschwester Sabine als Geliebte eines Schauspielers mit einem Kinde, und in ihr ein Weib, die dem Manne zeigt, die Frauen verzichten auf die Rechte, wo sie alle Lasten und Leiden zu tragen haben — „das war für Juliane, die Gerechtigkeit von jeder Lebensäußerung forderte und auf diese Gerechtigkeit ihr eigenes Leben bauen wollte, ein Schlag, wie er nicht schärfer hätte ausfallen können". Diese Sabine ist sehr geschickt als das Gegenspiel zu Juliane geschildert, als die Frau, die nach harten Erfahrungen zum geliebten Manne spricht: „Dir ergeben, dir untertan. Nicht wie einst unwürdig und schwach, nein, mit starkem, vollem Bewußtsein, mit ganzer Seele. Zuviel ist es für ein Weib, das Leben allein zu tragen. Es kommt nicht über das Gefühl der Ratlosigkeit dem Schwersten gegenüber hinaus. Zum völligen Gedeihen braucht es Sicherheit, eingeflößt von einem, den es vielleicht nicht ganz verstehen, auf den es aber bauen kann." Und den Geliebten dieser Schwester hat Juliane aus ihrem starren Gerechtigkeitsgefühl heraus, weil er ihre Schwester verführt hat, durch ihren stillen Verehrer in den Tod senden wollen. Sie selbst wird aber in diese unglückliche Duellgeschichte verwickelt und fast zur Verzweiflung getrieben,

*) Stuttgart 1899. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 330 S.

bis auch sie einsieht, daß alle echte Frauenliebe Leid in sich trägt, daß bei allen großen Empfindungen, deren sie fähig war, eines ihr gefehlt hatte: die mildernde, verzeihende Liebe. „War Liebe Demütigung? Aber zu lieben war des Weibes Glück von Erschaffung an. Dann mußte es also hinnehmen, klaglos hinnehmen, was sich zu ihm herabließ? Wie selig mußte das Weib dann dort sein, wo es keine Schuld fand, wo ihm der Liebende vielmehr rein und groß entgegentrat! Aber war solches nicht selten? Wo gab es Männer, die das Weib nicht in den Kot traten, die es vielmehr an ihre Brust nahmen, auf daß es ihr Kamerad wäre?" In Doktor Heinz Illenberg, den Juliane schon lange kennt und der bisher sozusagen über ihrem Innern schwebte, ohne daß es sich ihm doch öffnete, findet sie diesen Mann, aber die Erlebnisse haben ihr auch die Kraft gegeben, nun ihm das zu sein, was ein Weib dem Manne sein kann und soll. Was hier mit dürren Worten gesagt ist, das ist natürlich in dem Roman Fleisch nnd Blut geworden und wird nicht bloß etwa in gedankenreichen Gesprächen erörtert, obwohl auch das der Fall ist; und diese Gespräche, wie z. B. das des Doktors mit dem jungen Mädchen in dem Wirtshaus zur blauen Laterne, gehören zum anziehendsten und nachdenkenswertesten des Buches.

Handelt es sich hier schon um Frauenkämpfe, so hat Arminius verschiedene Arten von Kämpfen geschildert in der Sammlung, die diesen Namen trägt.*) Je nach dem Inhalt weiß Arminius hier die verschiedensten Töne anzuschlagen, ja, man möchte fast von verschiedenen Stilen reden, wenn man z. B. die Eifersuchtstragödie aus dem Jahre 1870 „La belle Lyonnaise" mit ihren aus den Schatten des Abends aufsteigenden, herzbeklemmenden Erinnerungen vergleicht mit der Erzählung „Der Kuß", in welcher die Vernunft eines alternden Mädchens den Sieg davonträgt über die späte Erkenntnis eines zu Ehren und Würden gekommenen Mannes, daß in seiner Jugendgeliebten ihm das Glück erblühe. Und wieder welch andere Stimmung in „Die Sonne im Rücken", wo ein alternder Mann sein Kind findet, das ihm der konfessionelle Zwiespalt geraubt hat, in den ihn, den Freidenkenden, die Heirat mit einer fanatischen Katholikin geführt hat. Daß die Geschichte weder nach der einen noch nach der andern Seite hin plump konfessionell durchgeführt ist, versteht sich; etwas viel Zufall freilich hat der Dichter sich hier wie sonst gestattet. Die Geschichte spielt in den Alpen, und wie lebendig wird der ganze Geist des Gebirges, wenn man diesen Ausdruck brauchen will, so lebendig wie die Stimmung der See in „Die weiße Möwe". Hier werden in feiner Weise die Kämpfe zweier Frauenseelen verknüpft, ja, aus der Enttäuschung der einen, die nach Jahren der Trennung ihren Bräutigam als einen anderen wiedersieht, gewinnt der Bräutigam der andern den Mut, mit der Geliebten zusammen dem feind-

*) Frauenkämpfe, ein Novellenbuch. Berlin, Gebr. Paetel. 1906. 295 S.

lichen Leben entgegenzuwachsen, damit es sie gestalte und so ineinanderfüge, daß sie nichts trennen kann. Die Novelle ist in Briefform gehalten, der Briefschreiber berichtet seine Erlebnisse mit der Braut des Amerikaner gewordenen Bräutigams, der in der Wartezeit seelisch verkümmerte, während sie zu einem ernsten Menschen ausgewachsen war. Er schreibt an seine Braut, „die erst nach und nach bei näherem Eintauchen ihrer seelischen Fühlfäden in sein Leben und in die Welt seines Innern zaghaft geworden, Dunkel gesehen hatte, wo nur Dämmerung lag, und Zukunftsgespenster, wo nur Schatten das Licht noch verhüllten." Wie hier die triviale Mahnung „Tut euch beizeiten zueinander, damit nicht das Leben zwischen euch tritt und euch scheidet!" dichterische Stimmung und Anschauung geworden ist, das ist ganz ausgezeichnet. Eine etwas komplizierte Mädchenseele zeichnet in etwas komplizierter und aufgeputzter Weise Arminius in der ersten und längsten Novelle dieses Buches „Karen Nielson". Hier ist es der Konflikt zwischen Schönheitsdrang und Scham, Dänentum und Deutschtum, herber Jungfräulichkeit und erwachender Liebe im Herzen der Heldin, hineingestellt in die berückende Landschaft des sagenumrankten Vorgebirges des schwedischen Kullen; und sein Geschick, die Seelenstimmung mit der Landschaft in ein schönes Verhältnis zu setzen, sie aus ihr herauswachsen und in sie hineinwachsen zu lassen, hat Arminius auch hier gezeigt. Die straffe Führung der Novelle, die ihr notwendig ist und die Arminius in den andern zeigt, ist allerdings hier der Lust am Schildern und Plaudern gewichen; dafür regt sich hier etwas, das durch seine Natur sonst offenbar nicht begründet ist, nämlich der Humor.

Tiefer als andere hat Arminius das Problem der Heimat angefaßt in dem Roman „Heimatsucher".*) Zwei Heimatsucher stellt er hier einander gegenüber. Zunächst den Valentin Winkler, einen Grübler, Träumer und Schaffensmensch zugleich. Er ist aus seiner thüringischen Heimat herausgewachsen und fühlt sich ihr verpflichtet, er kann nicht auf jedem Boden gedeihen, er setzt alles dran, auch sich selbst und seine ganze Persönlichkeit, um der krankenden Industrie seines Tales, mit den Nagelschmieden und der Glasbläserei, aufzuhelfen, nicht bloß durch Modellierschulen und anders geartete Industrie, sondern auch durch Bodenverbesserung für den Fall, daß die Dorfbewohner wieder Ackerbauer werden nach dem Plan: „Den Nachkommen der beweglichen geschickten Slaven die Glashütte und Glasbläserei; dem starkknochigen Erobererstamm der Acker, der Mischrasse mit den gesteigerten Fähigkeiten das Kunsthandwerk und die Kunst. Das Tal würde grünen, der Acker dampfen und seine Früchte den Schaffenden zutragen, die da zu dem Höchsten hinaufgriffen. Leiblich und geistig gesunde Menschen würden dem danken, der aus der Unnatur in die Natur zu leiten verstand." Und der Schluß des Romans erzählt denn auch von Wandlungen und von der

*) Leipzig, Eduard Avenarius, 1904. 295 S.

Aussicht auf weiteres Glück: „Die Küh' kommen. Von Mund zu Mund auch der Alten, geht der Ruf, und viele Augen unter den runden schwarzbraunen Kopftüchern der Frauen glänzen seltsam feucht, wenn sie den blanken Leibern der Tiere mit den Blicken folgen. Wie lange Jahre hat solch Leben der stillen Wirtschaft gefehlt! Die Ältesten werden dadurch an ihre Kinderzeit erinnert. Wie lange hat der leere Stall zur Heimarbeit benutzt werden müssen! Die anderswo gekaufte Milch mußte verdünnt genossen werden, den Kindern fehlte die rechte Nahrung! Kartoffeln, Kartoffeln und wieder Kartoffeln! Und fahle Wangen, schlaffe Leiber und frühes Welkwerden war das Ergebnis gewesen. Jetzt – wie hatte sich alles gewandelt! Wie würde es sich von Jahr zu Jahr weiter wandeln zum Guten!

Sie haben wieder ein Stückchen Land in Pacht oder gar schon in Besitz. Sie haben Korn zu Mehl, sie haben Heu im Winter für die Viehraufen. Sie haben die magere Ziege mit der Kuh vertauschen können. Freudiger blicken die Augen aus den Gesichtern, auf denen nicht mehr die vom Stubensitzen herrührende krankhafte Blässe liegt, und kräftiger schreiten die Frauen dahin, seit ihnen die Pflege der neuerworbenen Ländereien obliegt, und sie, von der Pein der Hausindustrie erlöst, ihren Männern wieder rechte Frauen, ihren Kindern wieder Mütter sein können."

Und diesem Valentin gegenüber ein anderer Heimatsucher, der Weltmann, Herbert Rinnecker. Einer, der das Historische über den Haufen werfen, der die Heimat sich irgendwo erobern, der Herrscher sein, erwerben will, und dem im Grunde das Heimattal gleichgiltig ist, weil er das Leben in ihm nur für einen Sessel ansieht, den man in die Sonne oder den Schatten schieben kann, je nachdem man friert oder allzu warm hat – ohne Rücksicht auf die Füße und Herzen der Mitmenschen, und der deshalb immer ein Fremder in ihm bleiben wird. Und zwischen beide eine feine Frau hineingestellt, Gertrud Peil, die Jugendgespielin Valentins, die mit der Heimat nur noch durch ein Häuschen verbunden ist, eine, die ihre Seele sucht und doch nicht finden kann, weil sie in tausend Stücke zerfetzt ist oder „in sich zusammengezogen und verschrumpft und verängstigt im tiefsten Winkel liegt, wo kein Lichtstrahl hinkommt". Also neben dem äußern Kampf um die Heimat der innere Kampf einer Frauenseele – wer von den beiden wird ihr Führer zur wahren Heimat sein? Die Beantwortung dieser Frage ist das feinste an diesem an allerlei Feinheiten und seelischen Stimmungen, aber auch an tiefen Gedanken reichen Roman. Diesen Heimatsuchern nun gehen zur Seite, teilweise parallel, allerlei Gestalten aus dem Volk, insbesondere der Schmied Hansjürr, der nach allerlei Irrungen zuletzt im Kampf um sein Häuschen gesundet, das von dem Wasser bedroht ist. „Für mi Huschen! Weich und traulich klang das hinein in all die Aufgeregtheit. Was andere gelehrte Köpfe und mit feinen Nerven begabte, im Strom und Strudel des Lebens an irgend eine feste Scholle bindet, was

ihnen „Heimgefühl" ist — was andere Umhergetriebene mit blutendem Herzen ihr Leben lang suchen und nicht finden, hier in dieser plumpen Gestalt des bejahrten Schmiedes lebte es jetzt im Schwung der kräftigen Arme, in der Kraft seines Willens als schlichter, unwiderstehlicher Trieb. Er hatte so lange das Heim besessen und war dieses Vorzuges nicht bewußt geworden, hatte es in Trotz und Wut schon aufgeben wollen — jetzt war er drauf und dran, es zu verlieren, es für seinen Sohn zu verlieren, und der drohende Verlust befeuerte ihn: „Mi Hüschen im Tal!"

Der Roman ist nicht leicht zu lesen, hat eine etwas komplizierte Erzählungsart und oft etwas unbestimmtes und unanschauliches, und dann wieder etwas aufgeregtes, springt oft aus einer Stimmung mitten hinein in die andere und läßt uns nicht recht zum ruhigen Genuß kommen. Ich weiß nicht, ob Arminius diese Darstellungsart, in gewissem Sinn ein Seitenstück zu der seiner Wartburgkronen, mit Absicht gewählt hat, oder ob sie am meisten seiner Art entspricht. Denn daß er auch anders schreiben kann, zeigen seine anderen Bücher, auch die Dorferzählungen, die er in dem Buch Aus der Ruhl*) gesammelt hat. Wie tief er in den Geist seiner Thüringer Heimat eingedrungen ist, zeigen diese Geschichten, deren Helden nicht in irgend einer beliebigen deutschen Landschaft leben könnten, obwohl ja gewisse Züge des Volkslebens in allen deutschen Landen die gleichen sind, sondern eben gerade so geworden sind, wie sie sind, als Glieder des Thüringischen Volksstammes, aus der Umgebung heraus, in der sie sich befinden, durch die Schicksale, in die sie ihre Natur, die auch nichts Zufälliges ist, verwickelt. Wie Stiefmutter und Stiefkind sich finden, und wie zwei Brüder von ganz verschiedener Natur auseinanderkommen und doch zusammenhängen, wie ein Bübchen aus innerstem Drang nicht Nagelschmied, sondern Glasaugenmacher werden will, wie der Müller Matthis sein Recht sucht und sein Unrecht erkennt — das alles ist mit tiefem Verständnis der Kindes- und Volksseele einfach und doch mit Kunst dargestellt. Die Geschichte des Müllers, die hier „Meister Matthis Christfest" heißt, hat Arminius zu einer kleinen Komödie gestaltet: Sein Recht!**) Es hat ihn dazu wohl der originelle Gedanke des Müllers veranlaßt, seine Diebe in der Christnacht bei sich antreten zu lassen, und das wird auch bei der Darstellung wirksam sein. Im ganzen aber wirkt die Form der Erzählung mehr als die dramatische, und es wäre Anlaß darüber zu reden, wie eben nicht jede Novelle sich ins Dramatische übersetzen läßt, und wieso und warum ein Stoff von Haus aus entweder dramatisch oder novellistisch ist und darnach gestaltet werden muß.

Denn auch sein Schauspiel Alt-Weimar***) ist eigentlich nur eine Novelle, die ins Dramatische übersetzt ist, und zwar rein äußerlich bis zum Durchbruch jambischen Schwunges. Ich will nicht gerade sagen, daß hier ein

*) Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, 1906. 161 S.

**) Verlag der Hofbuchdruckerei Eisenach, H. Kahle. O. J. 31 S.

***) Berlin, Alex. Dunckers Verlag, 1908. 172 S.

guter Novellenstoff in ein mittelmäßiges Drama verwandelt worden sei; denn ich kann mir denken, daß das Stück etwa als Volksfestspiel aufgeführt, wobei man bekanntlich keinerlei Ansprüche an wirkliche Dramatik macht, recht wirkungsvoll ist. Aber ein Drama mit dramatischer Steigerung ist es nicht, vielmehr ein Versuch, in dramatischen Bildern das Weimar von 1806 nach allen Seiten zu beleuchten und uns die Weimarsche Welt und die ganze damalige Stimmung durch die verschiedensten Typen und Szenen recht anschaulich zu machen. Und dieser Versuch ist auch nach der lustigen wie nach der ernsten Seite hin gelungen, und wer ein recht lebendiges Bild des damaligen Weimars haben will, der wird es in diesem Drama finden, das, wie gesagt, sicher auch auf der Bühne seine Wirkung tun wird. Es setzt stimmungsvoll mit dem ersten Todestag Schillers ein und bringt die Gewitterstimmung vor der Schlacht bei Jena recht gut zum Ausdruck, weiß die verschiedenartigen Hoffnungen der damaligen Jugend glücklich sozusagen mit Schillerschem Idealismus und Goetheschem Realismus zu beleuchten, übersetzt ein bischen „Kabale und Liebe" ins Weimarsche und macht unbefangen Gebrauch von dem Recht des Dichters auf vaticinia ex eventu. Das Schauspiel fesselt beim Lesen, aber man hat das Gefühl, als Novelle gestaltet, würde doch etwas anderes daraus geworden sein.

Auch einen Luther auf der Koburg*) hat Arminius dramatisiert. Er ist nicht der einzige, der sich diesen Stoff gewählt hat. Wenn ich mich recht erinnere, trägt ein vor etlichen Jahren ergangenes Preisausschreiben, das einen dramatischen Luther auf der Koburg forderte, die Schuld daran, daß gerade diese Zeit aus Luthers Leben mehrfach dramatisch bearbeitet wurde — ein höchst unglücklicher Gedanke. Denn der wirkliche Luther auf der Koburg ist ganz undramatisch, und so ist es auch der Luther dieses Schauspiels: er ist halb seelisch halb leiblich krank, er wartet auf Nachrichten aus Augsburg, will, da falsche schlechte Nachrichten kommen, trotz Bann und Acht selbst hinreisen, bleibt aber in Koburg, da ihm der Kurprinz die gute Nachricht von der Übergabe des Glaubensbekenntnisses bringt. Arminius hat dem Stoffe durch Einfügung von Landsknechtsszenen und einer kleinen Liebesgeschichte dramatisches Leben und Fülle zu geben versucht, auch Luthers Brief an sein Hänschen glücklich verwertet, und so mag das Stück wohl als Festspiel an einem Lutherabend gute Dienste tun.

Zu den Heimatromanen rechnen wir auch den neuesten Roman von Arminius: Die Goethe-Eichstaedts**). Dem genius loci Weimars hat Arminius hier einen ganz orginellen Roman abgewonnen. Aber auch abgesehen davon ist das Thema nicht alltäglich und von Haus aus anziehend. Arminius behandelt hier nämlich die Liebe eines Vaters, des Baumeisters

*) Schauspiel in einem Aufzuge. Halle a. S. Richard Mühlmanns Verlag. 1910. 62 Seiten.

**) Weimarer Roman aus der Gegenwart. Leipzig, B. Elischer Nachfolger. o. J. 268 Seiten.

Wolf Eichstädt, und seines Sohnes Vittorio zur gleichen Schönen, wirklich zu einer Schönheit, Lida Dollinger. Er hat aber dieses Thema verbunden mit Weimars Goetheerinnerungen, nicht bloß den idealen, sondern den sehr realen, indem er nämlich einen angeblichen Urenkel Goethes, den Holzknecht Rösel-Henner aus Stützerbach in zwei der entscheidendsten Augenblicke des Romans eine Rolle spielen läßt. Wolf Eichstädt hat nämlich von seinen Ahnen her, die einst am Goethe-Gartenhäuschen im Park arbeiteten und für Goethe schwärmten, eine gewisse Ähnlichkeit mit Goethe selbst und steigert diese noch durch Äußerlichkeiten; der Rösel-Henner aber, und bei diesem, als dem Urenkel Goethes, ist die Sache natürlicher, hat ebenfalls diese Ähnlichkeit, und Goethes sublimierte Sinnlichkeit kommt bei ihm als gemeine Sinnlichkeit zum Vorschein. Zweimal nun werden die beiden verwechselt, einmal von Lida, die den im Stillen angebeteten Wolf von einer ganz häßlichen Seite kennen zu lernen meint und dadurch in ihren Gefühlen aufs grausamste, fast bis zur inneren Vernichtung beleidigt wird; und das andere Mal von Vittorio, der in rasender Eifersucht gegen den Vater das Messer zu zücken glaubt, in Wirklichkeit den Rösel-Henner trifft. Erst wie diese Verwechslungen sich aufklären, können Wolf Eichstädt und Lida sich finden; Vittorio aber ist an der Ähnlichkeit und an der Verwechslung beider zu Grunde gegangen. Der Kontrast zwischen dem auch körperlich mächtigen Vater und dem geistreichen aber schwächlichen Sohne, der italienisches Blut in den Adern hat, ist vortrefflich, und zwar innerlich ausgenutzt, und das beiderseitige Ringen um die Liebe der Lida Dollinger wäre an und für sich schon anziehend, auch wenn es nicht mit Goethes Spuren verbunden wäre. Ich weiß nicht, ob dieses Verbundensein dem Roman überhaupt zu gute kommt; es ist doch namentlich bei dem Ausflug auf den Kickelhahn eine seltsame Verbindung zwischen Goethe, dem Geist, und den beiden Personen, in denen Goethe gleichsam nach zwei Seiten lebendig und wirklich wird. Aber dem Dichter lag es offenbar am Herzen, eben einen Roman aus Weimar zu schreiben, wo Goethe heute noch lebendig ist und von Berufenen und Unberufenen, von Leuten, die an Goethe geistig gesund, und solchen, die an ihm zum Narren werden, gesucht wird. Der Baumeister sagt einmal zu Lida, die nach Weimar gekommen ist, um die Spur Goethes zu suchen, unter dem sie sozusagen, ein Erbteil der Mutter, aufgewachsen war: „das andere (von Weimar) wissen Sie, den Goethe — den bekommen Sie auf diese Weise gratis, geschenkt, so ganz von selbst. Das liegt in der Luft hier, in allen Steinen, in allen Bäumen — in Totem und Lebendem, den haben wir hier alle. Sie müssen bloß nicht zu stolz sein, müssen das richtige besondere Bindemittel haben, den Mörtel, wie die Bauleute vom Handwerk das nennen — müssen aus vielen Teilen ein ganzes machen, dann wirds schon werden." Und Lida reflektiert einmal, als sie sich so zwischen Vater und Sohn gestellt sieht, die sich in blinder Leidenschaft gegenseitig zerfleischen: „Hatte sie von ihrer Ausfahrt zu Goethe nur das bittere Gefühl eingeheimst,

daß es sich für den Lebenden rächt, auf den Spuren großer Toter, mi großen Empfindungen spielend, zu wandeln? Ach, dann war sie nicht mehr sie selbst. Sie, der außer der Schönheit kein großes Talent mitgegeben war, und die daher hatte versuchen müssen, sich an einem andern reinen, großen klaren Geiste aufzuranken, um dort zu wohnen, wo die Natur sie haben wollte — sie war dann herabgesunken zur breiten gemeinen Alltagswelt, sie war dann künftig in sich selbst verloren und wußte nicht, woher ihr der Halt kommen sollte." Eine andere Art von Goetheverehrern führt uns Arminius in dem Ehepaar vor, das seine silberne Hochzeitsreise an die Goethestätte macht und fortwährend über Goethe den Mensch und Dichter disputiert, da sein Goethe nicht der ihre, und der ihrige nicht der seine ist — das Paar bringt in die schweren seelischen Verwicklungen und Verirrungen etwas Humor, und der Verfasser hat ihm auch eine freundliche Stelle bei der Lösung der Verwicklungen zugedacht.

Was der Dichter Arminius der Geschichte und der Heimat abzugewinnen weiß, haben wir gesehen. Es wäre merkwürdig, wenn er nicht auch aus seinem anderen, seinem beruflichen Ich, etwas herausgeholt hätte. Der Schulmeister in ihm kommt ja glücklicherweise in seinen Erzählungen gar nicht zum Vorschein, und gerade geschichtliche Stoffe verleiten, wie der geschichtliche Roman des vorigen Jahrhunderts zeigt, so leicht zu schulmeisterlicher Behandlung, und wärs nur in der Absicht, Jugend und Volk in angenehmerer Weise in die Geschichte einzuführen als es durch den üblichen Geschichtsunterricht geschieht. Arminius' geschichtliche Erzählungen eignen sich nun hierzu gar nicht, und das ist recht und gut so. Denn der Dichter darf alles eher als irgendwie belehren und Zwecke fördern wollen, die außerhalb seines Berufes als Dichter liegen, und jede Tendenzdichtung, und hätte sie den höchsten ethischen Zweck, ist irgendwie ästhetisch brüchig. Daß dem Leser ethische Wirkungen aus einem Roman herauswachsen, dagegen hat natürlich der Dichter nichts einzuwenden, und selbst wenn einer sich nebenher aus einem Roman belehren will über die Geschichte oder über einen Stand oder über einen Volksstamm, so kann der Verfasser das nicht hindern. Nur daß es ihm nicht Zweck und Absicht sein und sein dichterisches Konzept stören darf. So ist denn auch der Oberlehrerroman von Arminius „Stietz Kandidat"*) gewiß nicht in lehrhafter Absicht geschrieben, obwohl junge Kandidaten und alte Oberlehrer viel aus ihm lernen können. Der Roman erzählt das innere Werden eines Lehramtskandidaten im Probejahr, und Arminius hat hier wohl eigene Erlebnisse und die anderer Kandidaten auf das Haupt seines Helden gehäuft, hat die Welt der Gymnasien in einem geschildert und Lehrertypen aller Art, aber nicht blutleere Gerippe, sondern lebensvolle Gestalten geschickt um seinen Helden gruppiert. Und er hat dabei den Oberlehrer weder in schulmeisterlichem Dünkel hinaufgeschraubt,

*) Roman aus grauer Vergangenheit des Oberlehrerlebens. Berlin, Gebr. Paetel. 1908. 2 Bände zu 252 und 243 Seiten.

noch auch in den weniger anmutenden Gestalten heruntergesetzt; aber er hat eins erreicht, das nämlich, daß wir den Oberlehrer begreifen und verstehen. Der Stil dieses Buches ist wieder ein ganz anderer als der in seinen übrigen Erzählungen: er klingt ein wenig an Raabe an, die Erzählung ist breit und behaglich und führt uns auch auf Nebenwege, die nicht durchaus notwendig sind. Dadurch verlangsamt sich der Gang der Sache manchmal etwas zu sehr; aber Arminius besitzt eine so gute Technik, daß er auch hierbei seine besonderen Absichten gehabt hat, und dem Kundigen offenbart sich der gewiegte Romantechniker durch eine Reihe vortrefflicher Wendungen, Andeutungen und kleiner Szenen. Ich kann mich über diesen Roman hier kürzer fassen, da er in diesem Blatte (III. Jahrg. Nr. 3, Dez. 1908) eine eingehende und im ganzen zutreffende Würdigung aus der Feder von Karl Hoffmann-Charlottenburg erfahren hat. Ich müßte in meiner Art ungefähr dasselbe sagen, was dort gesagt worden ist. Nur darin kann ich nicht zustimmen, daß die Verquickung mit der üblichen Liebesgeschichte uns verstimmt, und daß die Episoden schattenhaft seien. Ich meine, es würde etwas fehlen, wenn aus diesem Kandidatenleben die Liebe ausgeschaltet wäre, und die Liebesgeschichte des Helden erscheint, wenigstens in der Darstellungsart des Verfassers und durch diese eben anders als die üblichen. Und die Episoden sind mindestens nicht alle schattenhaft, sondern teilweise voll warmen Lebens. Hoffmann spricht bei dieser Gelegenheit auch von Arminius' Humor, und ich stimme ihm bei, daß Arminius keine humoristische, sondern eine pathetische Natur ist; ich glaube aber, daß es seinem Roman gar nichts schadet, wenn er das Pathos gelegentlich durch Humor mildert, und kann seinen Humor nicht „konstruiert" finden, am wenigsten kann ich ihn dem wirklich kostruierten Humor Jean Pauls an die Seite stellen. Dagegen gebe ich allerdings zu, der Roman macht den Eindruck, als ob Arminius manchmal humoristische Stimmungen in sich erweckt hätte, eben weil sie ihm nicht von selbst aus dem Innern entspringen. Aber doch hat der Roman Szenen voll wirklichem, derberem oder feinerem Humor — ich kann mir auch eine Schulgeschichte kaum ohne solche denken, einfach deshalb nicht, weil die Jugend Humor hat. Und wer mit der Jugend leben und fühlen will, muß etwas davon besitzen, und wer Lehrer und Schüler darstellen will, muß mindestens Sinn dafür haben, mag seine Natur auch ganz anders geartet sein.

Daß Arminius, der in seinen Erzählungen so mannigfachen Stimmungszauber zu geben weiß, auch ein Lyriker ist, wird weiter nicht verwunderlich erscheinen; ist doch das lyrische Element in manchen seiner Erzählungen gerade das, was besonders fesselt. So liegt denn auch ein Bändchen Gedichte*) von ihm vor, das wir wohl als das Ergebnis seines lyrischen Schaffens von seiner Jugend an bis heute ansehen dürfen,

*) Zweite vermehrte Auflage. Berlin 1909. Alex. Duncker. 209 S.

(Jahreszahlen sind den Gedichten nicht beigegeben), offenbar eine sorgfältig gesiebte und im einzelnen gefeilte Auswahl. Vielleicht ist der Leser, der den gern im Sturmwind einherfahrenden Erzähler kennt, verwundert, wie ruhig und abgeklärt hier Arminius erscheint, wie gemildert und sozusagen gebannt hier die Leidenschaft ist. Nicht verwundert dagegen ist, wer ihn als Erzähler kennt, daß seine Lyrik nicht die gewöhnlichen Pfade wandelt, sondern tiefer geht als die übliche Lyrik, manchmal sogar auf Kosten der leichten Verständlichkeit. Es fehlt den Gedichten teilweise auch die lyrische Einfachheit und manche sind etwas zu schwer bepackt – immerhin besser, als leichte Dutzendware. Die Form, im wesentlichen die alte, denn Arminius ist kein „Neutöner", ist stets fein und wohlgefügt, die Verse laufen gut und glatt, und keines seiner Gedichte ist eine schöne Nichtigkeit, und das will bei einer immerhin reichhaltigen Sammlung etwas besagen. Nicht ganz leicht ist's, sich ein Bild des Dichters aus seinen Gedichten zu machen – so persönlich alles ist, denn sonst wärs nicht Lyrik; aber schließlich ist das auch nicht Zweck einer Gedichtsammlung. Genug, wenn man den Eindruck hat, daß der Dichter seine Gedichte nicht konstruiert, sondern gelebt hat. Es ist auch nicht ganz leicht, besonders bezeichnende Gedichte herauszuheben; es sind gute Gedichte aus allen lyrischen Rubriken da: tiefgefühlte Naturbilder, bald in breit hinflutenden Strophen, bald in kurzen, treffenden Zeilen; heimliches Liebesweben, wie aus der Vergangenheit herübergesponnen in die Gegenwart; Gedankenlyrik und feine Lebensbeobachtung, wie:

Art.

Nur wie du nach den Kelchen greifst,
Die schäumend durch dein Leben schwanken,
Nur wie du Liebeslippen streifst,
Die rauschverzückt auf deine sanken,
Zeigt deine Art. – Ein rascher Griff,
Ein Trunk, ein Kuß – und dann aufs neue
Voll Ernst und Kraft und frei von Reue
Mit Waffen, die das Leben schliff,
Dem Ziele zu! – So übst du Treue.

oder Bekenntnisse, wie:

Aufstieg.

Aus meinem Leben ins Ätherblau
Aufstieg ein Gipfel von ernstem Bau.
Lockend er mir ins Auge sah,
Die Welt umfassend, den Sternen nah.
Ich prüfte nicht lange, was Kraft mir gab,
Schweigend griff ich zum Wanderstab.
Durch Tau der Nacht, im Pfeil des Lichts,
Durch Dornen des Weges – es hielt mich nichts

Behend und stetig schritt mein Fuß,
Nur wenig galt mir Blumengruß.
Hinauf! Hinauf! – –
Nun ruht mein Stab.
Was Sehnsucht war, längst fiel es ab.
Erreicht das Ziel! Der Blick schweift weit,
Ich grüße, Welt, deine Herrlichkeit!
Ich will umfassen im Herzschlag der Wonne,
Dich, blumiges Tal! dich, Spiegel der Sonne!
Ich will – ich will – durch Dämmergrau
Vergebens forscht mein Blick nach der Au.
Wonach ich gesucht, ist mir entschwebt;
Auf dem Wege zum Ziele hab ichs gelebt.

Zum Ziel? – Wie doch erglänzen ferne
Und unerreichbar ewige Sterne.

Daneben ist auch Volkstümliches, namentlich in der Abteilung „Idyllen und Mären", auch der Balladenton wird mit Glück angeschlagen, und endlich fehlen auch die nationalen Klänge nicht. Daß Arminius ein nationaler Dichter ist, national im besten Sinne des Wortes, brauchte er freilich nicht erst durch Gedichte zu zeigen, das hat er in seinen Erzählungen deutlich bewiesen. Arminius ist deutsch durch und durch und schöpft sein bestes aus der deutschen Volksseele, die in Vergangenheit und Gegenwart wie ein aufgeschlagenes Buch vor ihm liegt. Hier ist die Quelle seiner Kraft, und aus ihr wird er, wie wir hoffen, noch manches schöpfen, und unserem Volke auch ferner gesunde, geistige Kost bieten – wir können sie wahrlich brauchen.

Kritik.

Auguste Supper: Lehrzeit. Ein Stück aus einem Leben. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1909. (322 S.) 4 Mk., geb. 5 Mk.

Hinauf in ein abgelegenes Schwarzwalddorf, nach Andersberg, führt uns die Dichterin, unter ihre Bauern. Da stehen sie alle leibhaftig vor uns mit ihren „fertigen Gesichtern": Der alte Gemeinderat Lörcher, der seit seiner Konfirmation allabendlich sein Leiblied „O Jerusalem, du Schöne" liest und in der Kirche durch bedächtiges Kopfnicken oder Kopfschütteln seinem Pfarrer zu verstehen gibt, ob er den rechten Andersberger Glauben verkündigt; der brutale, mißgünstige Schulmeister mit seinem verängstigten Frauchen; der trotzige Säufer Hansjörg, der wegen all der Ungerechtigkeit, die ihm und andern widerfahren, mit seinem Herrgott zerfallen ist; seine liebliche Tochter Agathle, die Pfarrmagd; die abergläubische Nähkätter, die ihr gutes Herz hinter einer herben, männerfeindlichen Philosophie verschanzt; und endlich der blinde und doch so hellsehende Extheolog und Exschulmeister Ferdinand, der freiwillige Leib- und Seelsorger von Andersberg. Zu diesen Dorfleuten kommt nun der junge Pfarrer Martin Moserosch und seine ihm eben angetraute Frau Martha „in die Lehre". Die beiden jungen Gatten,

deren Verbindung keiner inneren Notwendigkeit sondern äußeren Rücksichten entsprungen ist, sind sehr verschieden geartet. Er ist — so sagen die Andersberger — ein „rechter Pfarrer", nicht bloß ein „rechter Ma" wie sein Vorgänger, d. h. er ist so fertig in seinem streng kirchlichen Christentum und überhaupt in seiner Lebensanschauung wie seine Bauern. Aber sie ist ein suchendes, ringendes Menschenkind, voll inniger Sehnsucht, der Welt Freud und Leid aus erster Hand zu erleben. Sie ist es nun auch, aus deren Selbstbekenntnissen wir die Geschichte dieser gemeinsamen Lehrzeit erfahren; einer trotz allem gemeinsamen Lehrzeit, denn auch ihr Mann muß es in einer Stunde sittlicher Schwachheit erfahren, daß er noch nicht „fertig" ist, nicht fertig mit sich und nicht fertig mit der Welt. Es ist der „Segen der Sünde", der die Gatten schließlich innerlich zusammenführt.

Wer die beiden Bände Schwarzwaldnovellen kennt, mit denen Auguste Supper sich als eine Dorfgeschichtenerzählerin von bleibender Bedeutung in die deutsche Literatur eingeführt hat, der wird von vornherein erwarten, daß in unsrem Roman Land und Leute klar geschaut und mit Kraft und Treue geschildert sind. Diese Erwartung findet sich aufs schönste erfüllt. Schlechthin meisterhaft ist z. B. die Schilderung des Empfangs der einziehenden jungen Pfarrleute durch die Andersberger Dorfgemeinde. Wie die festlich geschmückten Wagen durch den gewitterdunklen Tannenwald hinauffahren, wie oben auf der Hochfläche, auf der Andersberg liegt, die Schulkinder mit ihren schrillen, klangarmen Stimmen „Lobe den Herren" ihnen entgegensingen und „das alte windzerpflückte Lied über die Äcker hinzieht", während ein tiefer, grollender Donner über die stillgewordenen Wälder herüberschallt, wie dann das Gewitter in furchtbaren Regengüssen und zündendem Blitzschlag sich entladet — das alles bildet einen so gewaltigen Akkord, wie er nur aus eines wirklichen Dichters Seele klingt. Und wie knapp und trefflich ist die Charakteristik aller handelnden Personen aus dieser Szenenfolge heraus entwickelt! Welch tiefen, ahnenden Blick tun wir gleich hier in ihre Herzen! Als Gegenstück zu diesem Eingang der eigentlichen Erzählung sei nur noch erwähnt die Schilderung der Typhusepidemie im zweiten Teil des Buches.

Die besten Gestalten des Romans sind zweifellos der fromme Lörcher und sein verkommener, gottlästernder Schwager, der Hansjörg. Beide aus dem gleichen guten, zähen Holz und doch so verschieden. Und wie stark läßt uns die Dichterin bei allem Realismus der Charakteristik ihrer Dorfleute die verborgene Schönheit und die gesunde Kraft des bäuerlichen Lebens spüren. Wenn wir aber von den Bauern absehen, so ist es vor allem die Psychologie des Pfarrhauses, genauer des schwäbischen Pfarrhauses, in der sich Auguste Supper als Meisterin erweist; als Meisterin besonders auch dadurch, daß sie sich den Blick nirgends von irgendwelcher kirchlichen Parteilichkeit trüben läßt, sondern den Eigenwert jeder religiösen Persönlichkeit erkennt und achtet. Mit gleich liebevollem Verständnis zeichnet sie auch diesmal die verschiedensten Theologen, zu denen nicht in letzter Linie der blinde Ferdinand zu rechnen ist, wenn er's auch nicht zu einem Examen gebracht hat. Ihm hat Auguste Supper viele fromme Lebensweisheit in den Mund gelegt. Neben den „kurz angebundenen" Bauern erscheint er sogar manchmal zu beredt, zu sehr predigend. Aber was dadurch etwa an manchen Stellen dem Roman an künstlerischem Wert abgeht, das wird durch den religiösen und philosophischen Wert dieser Aussprüche so reichlich aufgewogen, daß ich kein Wort missen möchte. Es ist das Evangelium frommer

Lebensfreude, der demütig-tapferen Lebensbejahung, das uns die Dichterin durch ihn verkündigt.

„Und so lang du das nicht hast,
Dieses: stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde."

So ist es denn auch kein Wunder, daß in unsrem Roman wie in den früheren Werken Auguste Suppers ein kerniger, echt deutscher Humor — und zwar meist in spezifisch schwäbischer Färbung — häufig hervortritt. Ich habe immer die leise Hoffnung gehegt, daß uns Auguste Supper einmal eine klassische Dorfhumoreske bescheren wird, etwa eine Pfarrhaus-Humoreske in der Art der „beiden Tubus" von Hermann Kurz, nur mit mehr Liebe, Freudigkeit und innerer Freiheit, ohne den peinlichen Erdenrest, der dieser sonst so trefflichen Humoreske anhaftet. Durch die reichen Proben bäuerlichen, studentischen und pastoralen Humors in unserer Erzählung ist diese meine Hoffnung neu gestärkt worden.

Alles in allem: ein durch Kunst der Erzählung und Charakterisierung und durch Tiefe und Einheitlichkeit der Lebensanschauung gleich ausgezeichnetes Buch, das sich wie alles Echte langsam aber sicher durchsetzen wird.

Erwin Ackerknecht.

Wilhelm Schäfer: Die Mißgeschickten. München und Leipzig: Müller 1909. Geb. 2 Mk.

Das ist eines jener tiefen, feinen Bücher, deren Inhalt man den Einen mit wenigen Worten wiedergeben kann, den Anderen aber nur, indem man das Ganze mit des Dichters Worten vorträgt. Ich will hier nicht für die Ersteren einen Hinweis schreiben; das Buch sollen die lesen, die durch jeden Satz, durch jedes Wort eines Bildners zum Kern oder zur Quelle des Lebens vorzudringen und eben in diesem einen reichsten Genuß, ja mehr als das zu erleben lernten. Mehr als das. Es ist eine Art heiliges Erschauern wie unter uns überhuschenden Erleuchtungen. Es ist, als bewege sich, als verdurchsichtige sich, als öffne sich in einem Lufthauch der Schleier vor dem geheimnisvollen Bilde zu Saïs, und doch kann man es niemand sagen, was man in dieser einfachen Geschichte viel Wunders sah. Das Geheimnis des Lebens läßt sich eben nicht in undichterische Worte einfangen; was man darin zurückbehielte, wäre bestenfalls die seelenlose Formel, die morgen schon nicht mehr wahr ist.

Der Stil Schäfers ringt sich zu Anfang etwas schwerflüssig vorwärts wie ein an der Tagesluft erstarrender Blutstrom. Es ist, als fielen dem Dichter die Worte nicht gleich zu, so daß er nach ihnen suchen muß, und wohl auch vorbeigreift. Aber unversehens ist die innere Kraft Herr des Stils. Sieghaft, hinreißend, alle Lahmheiten lösend, alle Hemmungen spielend meisternd, strömt die Sprache dahin und trägt uns mit hinein in diese Stimmung, in der die Figuren und Geschehnisse erst lebendig, verständlich, ja notwendig werden. Sinnlich kostbar wie schwerer Brokat, wie dunkelfunkelnder Wein, voll Duft und berauschender Süße ist dieser Stil. Wie von dem Licht einer bereits gesunkenen Sonne gesättigt sind oft die Szenen. „Nur wie ich vor dem Fenster dem Jungen ein Schaukelpferd ins Laufen brachte, sah ich auf einmal von der Seite, daß ihr Blick voll auf mir ruhte. Und wie ich mich rasch hinwandte, hatte sie ihr Lächeln um den Mund, das sie beim Singen hatte, nur daß es schien, als wäre sie ganz angefüllt davon, so daß es aus den Augen in wahren Strömen zu mir herüberfloß und schließlich eine solche Überschwemmung machte, daß ich von ihrem hellen, herzlichen Gelächter überschüttet wurde. Mich lächerte es gar nicht, und ich fühlte, wie sich mir die Mund-

winkel zu einem ganz verlegenen Mäulchen kräuselten, womit ich ihr komisch genug mag ausgesehen haben". Kann man süße Frauenhaftigkeit reizender und lebendiger festhalten?

Mir fiel ein wunderbares Bild ein, das in der kaiserlichen Galerie zu Wien als einer der größten Schätze auf einer Staffelei steht: Die Hinrichtung der Zehntausend von Dürer. Was bedeutet das Stoffliche auf diesem Bilde viel? Man kann weit davon abtreten, so daß die Umrisse ins Undeutliche verschwimmen und man sich über die dargestellten Vorgänge nicht mehr aufregt; und es bleibt die Wirkung, die von dem seltsamen, ganz individuellen Zusammengestimmtsein des alles durchtränkenden Orangegelb und des eigentümlichen Dürerrot auszugehen scheint. Etwas Ähnliches nimmt in dieser Novelle Schäfers die Sinne gefangen. Man ist in einer Beleuchtung, in der die Farben beredt werden und Feinheiten sinnlichen und seelischen Erlebens enthüllen, denen gegenüber die Wortsprache mit ihren nüchternen, nur logischen Richtigkeiten versagen würde. Der Dichter hat die anfangs widerspenstige ins feste Bett geleitet wie in einen Kanal, und schwer und still dahinströmend, spiegelt sie nun glatt die bunten Bilder seiner inneren Welt, in denen sein Gefühl von dem Zusammenhang der Dinge seine Bestätigung, seinen Ausdruck, seine lebendige Verdichtung findet. Hier ist die Sprache prägnant, ja abgerissen, eigenartig, farbensatt, und jetzt wollen uns sogar die Schwerfälligkeiten des Anfangs stilvoll anmuten, als schüfen sie einen einfachen, in harten, wuchtenden Linien gehaltenen Rahmen um ein in seltsam tiefen und schweren Farben redendes Gemälde.

Ich vermag nicht viel mehr als dieses über das kleine Werk zu sagen. Von drei Toten erzählt das Buch, die dem Herzen des Dichters nahe standen. Er vermochte ihr Leid und ihre Freude, ihr Hoffen und Irren in sich nachzuerleben. In ihn gingen sie ein, aus ihm erhalten wir sie. Sie atmen nun seine Seele, leuchten nun von seinem Licht. Der Dichter sagt in der Einleitung, ihm seien viele Briefe zugekommen von ihm bekannten und fremden Menschen, die sich in ihrem eigenen Schicksal angerührt gefühlt hätten, und er meint, es handle sich also da wohl um ein typisches Schicksal unserer Zeit, „wie wenn die Wurzelschwäche des modernen Lebens zwiespältigen Begabungen gefährlicher sei, als sonst, so daß wir alle mehr oder weniger gleich ihnen Mißgeschickte wären". Das mag sein, und wenn er die Ansicht äußert, daß ihm das die Berechtigung gäbe, auch „intime Wendungen dieses Schicksals preiszugeben", so wird ihm niemand widersprechen, der das Buch gelesen hat, denn was bedeuten neben den künstlerischen Qualitäten des Buches etwa darin berührte Zeitfragen oder gar darin aufgedeckte oder verarbeitete wirkliche Vorkommnisse? Ich habe mich nicht gedrängt gefühlt, den letzteren nachzuspüren, obgleich ich einem der drei Toten einst im Leben, als er noch Schüler war, die Hand geschüttelt habe.

Julius Havemann.

Von den Berliner Bühnen.

In Sven Langes, des Dänen, dreiaktiger Komödie „Samson und Delila", (Verlag Albert Langen, München), spielen fortwährend Theater und Wirklichkeit, Schein und Sein ineinander. Hin und wieder ergiebt sich daraus eine starke, unmittelbare Wirkung. So namentlich am Schlusse des zweiten Aktes, wo der von seiner Frau betrogene Schriftsteller Peter Krumbak, der Verfasser der einaktigen Verstragödie Simson und Delila, auf der Probe seiner Stückes plötzlich mit unwiderleglicher Gewißheit erkennt, daß seine Gattin die Hetäre nicht nur spielt, sondern lebt, und dem

zuschauenden „Philisterhäuptling", dem Möbelgroßhändler Meyer, mit dem sie ihn betrügt, an die Gurgel springt. — Durchweg aber macht dieser doppelte Hintergrund, das Auswechseln des einen gegen den andern und vor allem das Aufeinanderbeziehen beider, Witzeleien und Deuteleien, gewaltsame Konstruktionen und billige Allegorisiererei nötig. Die Gleichsetzung Peter Krumbaks mit Simson, Frau Dagmars mit Delila und vor allem die Doppelsinnigkeit des Philistertums, als dessen „Häuptling" der Großhändler Meyer angesprochen wird, wirkt auf die Dauer wie eine farcenhafte Gewolltheit. Wie es denn überhaupt Sven Lange, der ein nettes Talentchen, aber keine bezwingende Kraft sein eigen nennt, nicht gelungen ist, den Vorgang aus der Sphäre des Möglichen in die der Notwendigkeit zu erheben. Warum das alles geschieht, geschehen muß; warum das Zigeunerkind Dagmar den Poeten hintergehen muß, gerade mit einem wohlsituierten behäbigen Möbelhändler; warum dieser Peter trotz seiner Erkenntnis der Flatterhaftigkeit und der inneren Wertlosigkeit an dem Hintergangenwerden zerbrechen muß, kurz: den Beweis des inneren Zwanges, der aus diesem französelnden Theaterstück erst eine wertgebende Dichtung gemacht hätte, ist Sven Lange uns schuldig geblieben. Allerlei billige, an Gustav Wied gemahnende Scherze, ein auf Wirkung berechnetes Raisonneurtum des armen Schächers Peter, das mit der Gefühlsstärke der letzten Akte in starker Disharmonie steht (lediglich bittere Lustigkeit, Sarkasmen wären von dem, der sein Unglück ahnt, zu ertragen, nicht witzelndes Wortgeplänkel), dazu selbstgefällige, arg oberflächliche Ausdeutungen der Doppelbeziehungen des Motivs müssen darüber hinwegtäuschen, daß Sven Lange seine Figuren von außen stößt, statt sie von innen zu bewegen.

Wenn der junge Wein blüht — gärts im alten, so ist der Titel von Björnsons Lustspiel: Wenn der junge Wein blüht (S. Fischers Verlag, Berlin) zu ergänzen. Unter dem lustigen Suchen, Finden und Nichtzusammenseinkönnen ihrer Kinder kommt Wilhelm Arvik und seiner Frau die bittere Erkenntnis, wie ihre Ehe im Laufe der Jahre langsam zerfallen ist. Vor allem Frau Arvik sieht, als ihr Mann im Schmerze fortgegangen ist, plötzlich alles im neuen Lichte. Sie erkennt, daß der Gatte unter der Einsamkeit längst gelitten hat, daß er immer aufrichtiges Verlangen nach ihr hatte, die ihn, um der Kinder, um des Hauses, um der Geschäfte willen, völlig verlassen hatte, daß er aber zu edel und zu gut war, mit Forderungen, mit Verlangen, an sie heranzutreten. Unter Späßen hat er alles versteckt. Sie hat seine Worte genommen, wie sie allen klangen, und nie auf den hinter ihnen verborgenen Sinn gelauscht. Nun aber, da er fort ist, erkennt sie die unter Lachen geflissentlich verborgenen Versuche, Brücken zu ihr zu bauen. Auch die Kinder, denen der Vater bisher nur ein wunderlicher Heiliger gewesen ist, dem sie die schuldige Achtung versagten, sehen plötzlich in tränenseliger Reue einen neuen Vater vor ihren Augen, der vermutlich von dem wahren Vater so weit entfernt ist, wie das Zerrbild, das sie einst von ihm hatten. Nun, da es zu spät ist, kommt die Erkenntnis. — — Nein, da es nicht zu spät ist. Wilhelm Arvik hat es nicht übers Herz bringen können, fortzureisen, sondern es bei dem Versuch bewenden lassen. In dem Augenblick, wo er zurückkommt, fällt Frau Arvik — aus alter Gewohnheit — ins Poltern und Vorwürfemachen zurück. Bald aber spricht das Herz, das neugewordene, mitfühlende. So kann am Schluß in lustiger Prozession das Ehebett der Frau Arvik wieder in das Schlafgemach des Gatten zurückgetragen werden.

Das in knapper Prosa geschriebene, mehr fürs Theater als für die Lektüre berechnete Lustspiel greift, ohne in die Tiefe zu gehen, eine Reihe bedeutsamer Ehefragen auf. Es lockt uns zunächst nur ein Lächeln auf die Lippen. Sobald wir aber mit uns allein sind und die lustige Einkleidung des Stoffes abfällt, werden wir gezwungen, dem tieferen Sinne nachzudenken. Eine Doppelwirkung, die einem guten Lustspiel wohlansteht.

Mit Emile Verhaerens vieraktiger Tragödie „Das Kloster" (erschienen im 3. Band der von Stefan Zweig nachgedichteten Werke Verhaerens. Insel-Verlag, Leipzig) hat das Deutsche Theater erstmalig einem der stärksten Dichter, die gegenwärtig am Werke sind, das Wort gegeben. Daß erst aus diesem Anlaß weitere Kreise auf Verhaeren ihre Blicke richteten, war für ihn nicht günstig. Denn Emile Verhaeren ist Lyriker. Mit einer beispiellosen Inbrunst hat er als der ersten Einer auf den neuartigen tiefinneren Rhythmus unserer Zeit gelauscht, hat versucht, ohne vor dem noch von den meisten als häßlich gescholtenen tatsächlichen Geschehen die Augen zu schließen, das ureigenste Fühlen der gegenwartbestimmenden Menschen und Mächte zu erhorchen und mit seinen sie brünstig umwerbenden Worten festzuhalten. Wie es in dem Gedichte „Das Wort" von den Dichtern heißt:

Nur in ihnen allein
Blüht heute noch unvermindert
und rein
Jener heilige Brand,
In dem zu jenen dämmernden
Zeiten
Der staunende Mensch vor den
Herrlichkeiten
Der Erde stand.
Der Rhythmus der Welt
Rinnt ihnen so stark wie einst
jenen Fernen
Rauschend, berauschend durch das
Blut und die Brust.
Den kann keiner aus Büchern
erlernen,
Und nur der
Entdeckt ihn — selber sich unbewußt —,
Der so sehr
Die großen Gedanken, die ihn
durchbeben,
Als lebendig empfindet,
Daß schon nicht mehr er,
Sondern sie selber es sind,
Die den Vers mit Rausch und
Rhythmus beschwingen
Und ins weiche
Wellengleiche
Spiel des wandelnden Reimes
zwingen.

Aber der Lyriker Verhaeren steht hier heute nicht zur Betrachtung. Doch war es nötig, an ihn wenigstens zu erinnern. Es geht bei Geistern von der Größe Verhaerens, bei denen, im Gegensatz zu den bloßen Talenten, alles von einem Quell in der Tiefe gespeist wird, nicht an, ein Werk herauszureißen und ohne jede Bezugnahme auf seinen Schöpfer zu betrachten. Denn was in die Ferne wirkt, ist nicht das einzelne Werk, sondern die ganze Persönlichkeit; nicht die der Wirklichkeit, vielmehr die der Wahrheit näherstehende legendäre Persönlichkeit. Verhaeren wird als Lyriker weiterleben. Daß er auch da, wo er Dramen schreibt, im tiefsten Kerne doch nur lyrisch interessiert ist, läßt sich für den aufmerksamen Betrachter leicht erkennen. Nicht die Gestalten und ihre Verknüpfung, nicht das Geschehen, seine Begründung, seine Entwicklung, seine Notwendigkeiten fesseln Verhaeren; das alles sind für ihn nur Bindeglieder, sind schnell zu passierende Brücken, die zu dem sehnsüchtig begehrten Ziel führen, zu den der reinen Lyrik zugänglichen Momenten der Gefühlsekstase. Von Ekstase

zu Ekstase reißt uns Verhaeren, nicht viel mehr gebend als ein ziemlich hilfloser Dilettant, um dann in dem Augenblick, wo das Gefühl ausbricht, Worte gewaltigster Innigkeit, berauschenden Klanges, stärkster Kraft zu finden, um uns aus den Empfindungstiefen auf Gefühlshöhen von unvergeßlicher Schönheit zu tragen.

Eine nähere Betrachtung der genannten Tragödie möge das verdeutlichen. In einem Klostergarten disputieren ein paar Mönche. Drei fallen sogleich auf. Ein spitzfindiger, nüchterner, plebejischer Schwätzer: der Bruder Thomas. Ein reines, gläubiges, tiefreligiöses Kind: Dom Marc, und ein ungeduldiger, jäh auffahrender, seltsam heftiger, ruheloser Geist: Dom Balthasar. Eine tiefe brüderliche Liebe verbindet den Knaben mit dieser Feuerseele. Worte glühendster Verehrung findet Balthasar für den verwirrten Dom Marc. Worte, denen man es anhört, daß sie nicht der Person, sondern der ihm unerreichbaren in ihm verkörperten Wesensart, daß sie seiner unberührten Reinheit gelten. Mit einem wilden „Ihr müßt unendliches Erbarmen mit mir haben", stürzt Balthasar, vom Dom Marc gefolgt, davon. Die Kleinheit hat, von Thomas geführt, das Wort. Wir hören, daß der ritterliche Balthasar zum Nachfolger des alten Priors bestimmt hat; hören, wie die Heuchlerischen nach Worten suchen, die ihre Eigensucht verdecken und ihr doch auch gleichzeitig dienen. Was Balthasar, der es nicht achtet, bestimmt ist, reizt sie alle: die andern zu beherrschen. Die Abneigung gegen ihn macht aus Feinden Freunde. Zwar kann niemand recht sagen, was ihnen an ihm fremd und unheimlich ist. Aber schon fällt, von Thomas, dem klügsten, gesprochen, das weiterweisende Wort: Er macht eine Krise in seinem Gewissen durch. Daß dies Wort die Wahrheit trifft, enthüllt das Zwiegespräch des Zurückkehrenden mit dem Abte. Dom Balthasar hat vor zehn Jahren einen Mord begangen; schlimmer: er hat seinen Vater erschlagen und — noch schlimmer! — ein Unschuldiger hat sein Verbrechen mit dem Tode büßen müssen. Zwar hat ihm die Kirche durch den Mund des Priors längst verziehen. Aber Balthasar selber kann sich nicht freisprechen. Alle gütigen Worte des Priors gleiten von ihm ab. In ihm wühlt das wilde Verlangen einmal hinauszuschreien, was er getan hat, einmal unbekümmert um alle Folgen die Menschen sehen zu lassen, was auf ihm lastet.

Nein, ich will meine Sünde allen
in die Ohren gellen,
Sie lebt in mir, rauscht auf in
finstern Wellen
Und reißt meinen wahnsinnigen
Willen hinein!
Ich will sühnen, will meine Buße
verdienen,
Laut will ichs in alle Winde
schrein! . . . . .
Die ganze Nacht hab ich gerungen,
Sie zu ersticken, zu dämmen, zu
brechen;
Ich habs nicht vermocht. In
brennenden Bächen
Ist ihre Flut in mir aufgesprungen.
Meine Augen waren nicht genug
groß,
Um zu sehen, wie das lebendige
Leben
Aus der reglosen Brust meines
Vaters floß,
Seine Wunden schienen mir
weiter offen
Wie damals, als ich ihm den
Tod gegeben,
Und mir war, als ob sie noch
mehr sich vertieften,
Als ob sie noch wuchsen, indessen
ich schaute,
Wie das Blut von ihnen triefte
und triefte.

Vergebens sucht der Prior ihm Ruhe zuzusprechen. Als er sieht, daß nur ein Bekenntnis ihn befreien kann, nimmt er einen alten Brauch wieder auf und ordnet an, daß Balthasar den Brüdern in öffentlicher Beichte sein Verbrechen bekenne. Der Verstörte hofft mit dem guten Alten, daß er so den Frieden wiederfinde. In einer wundersamen Zwiesprache mit dem ihm tief vertrauenden Kinde, das sein Herz an ihn gehängt hat, klingt der Akt aus. Im nächsten sehen wir Balthasar büßend vor dem Kruzifix hingestreckt. Dem kleinen Geiste gegenüber, der auf ihn eindringt und den geliebten Dom Marc antastet, findet er seinen Stolz schnell wieder. Der Prior, die Mönche kommen. Und nun schreit Balthasar, wie er es sich erwünscht hat, sein Verbrechen hinaus. Bis ins Innerste, von kleinlichen Fragen weitergepeitscht, entblößt er sich vor den Brüdern. Aber die Beichte hat nicht die gehoffte Wirkung. Die Mönche urteilen in gehässiger Weise über den Reuigen ab. Nur der Überlegenheit des Priors ist es zu danken, daß aus der Buße keine Katastrophe wird. Entsühnt fühlt Balthasar sich auch durch dieses zweite Bekenntnis nicht. Dom Marc, der kindlich Reine, findet das Wort, das ihm den Weg dazu weist: „Mein Bruder, hör, du mußt dich selber dem Gerichte stellen.“ Er, der allein treu zu ihm gehalten hat, der für ihn sterben könnte, lädt die weltliche Sühne auf ihn. Mit wollüstiger Freude greift Balthasar den Gedanken auf:

Du hast mich zum Leben erweckt!
Hungernd umschlich, wie ein reißendes Tier,
Der Zorn meine Seele und suchte vergebens,
Die zerfleischenden Zähne in mich zu verbeißen.
Nun aber erst eröffnet sich mir
Der Weg der Buße, des wahrhaften Lebens.
Zum ersten Mal seh ich die Nebel zerreißen,
Zum ersten Mal fühl ich mich aufgerafft.
Ich ward ein andrer, seit deine schönen und reinen
Worte wie Morgenrot über mich scheinen,
Ich bade mein Herz in deiner läuternden Kraft. –
Das Gold in meiner Brust hat heut zu glühen angefangen,
Verwandelt ist, was ich bisher mit Gram empfunden.
Nun hab ich vor keiner Marter mehr Bangen,
Vor den Schöffen, den Qualen, den Henkerswunden,
Und selbst den Tod, ihn will ich froh begrüßen!

Zum dritten Mal beichtet Dom Balthasar, diesmal in der Öffentlichkeit, der Kirche, allem Volk. Vergebens sucht der Prior, seine Worte als die eines Wahnsinnigen hinzustellen und ihn hinwegführen zu lassen. Die Wollust, die wahnsinnige Inbrunst, mit der der Mörder seine Tat bekennt, um endlich, endlich sühnen zu können, vereitelt seine Absicht. So wird Balthasar hinausgestoßen aus der Kirche, auf den Weg, der zum Henker führt. Der Stab entfällt der Hand des alten Priors. Thomas, der Ehrgeizige mit dem robusten Gewissen, hebt ihn auf. Er wird fortan herrschen. Nicht Balthasar, der große schuldige wahrhaftige Mensch; nicht Dom Marc, der weltabgekehrte, tiefreligiöse Träumer. Er, der einzig von allen reines Herzens ist; er, der Innerliche, dem Verhaerens ganze Liebe gilt, hat das letzte Wort zu einem Gebet:

Aus der tiefsten Glut deiner Barmherzigkeit,
Mein Gott, hab Erbarmen
Mit meinem armen
Unseligen Bruder Balthasar!

Dir allein ja ist es bekannt,
Wie glühend, wie inbrünstig allezeit
Die Reue ihm seine Seele verbrannt.
Und wie er sich deinen Himmel ersehnt!
Mein Gott, o woll ihm zur Seite stehen,
Wenn die Menschen ihn quälen mit Martern und Wunden,
Wenn die Welt ihn richtet und grimmig verhöhnt,
Wenn seine Brüder ihn schänden und schmähen!
O, woll in der blutigen Todesstunde
Ihn hilfreich umringen, ihn gnädig bewahren
Mit deinen rauschenden Engelsscharen!

Nichts leichter, als die Fehler dieses undramatischen Dramas nachzuweisen; als darzutun, daß die grausige Tat uns fremd bleibt, weil wir nicht sehen, was den armen Balthasar hineintrieb; nichts bequemer, als nachzumessen, wo die Darstellung der inneren Entwickelung zu kurz geraten ist. Aber wozu das alles? An den Höhepunkten findet ein Dichter, ein großer Dichter, Worte für ein Fühlen, das jedes empfängliche Herz bis in das Tiefste erschüttern muß. Ist das nicht genug? Übergenug? Aus der Prosa winden sich die Worte empor, gehen unmerkbar zu Versansätzen über, um, wo sie die Ekstasen geben, sich zu zwanglos gereimten lyrischen Gedichten zu erheben, die mit ihren freien Rhythmen jedem Herzschlag gehorchen. Bei der Lektüre mag es die, welche Verse mit den Augen aufnehmen, stören; wer das Werk hört, oder es laut liest (wie mir scheint, ist es ihm weit mehr Bestimmung, gelesen als aufgeführt zu werden, da eine Aufführung die Schwächen notwendig betonen muß, und die Vorzüge nicht voll wiedergeben wird), der wird dem Dichter bebenden Herzens folgen, wird, wenn er sich hinterher über diese Eigenart der Form klar zu werden sucht, inne werden, daß sie der Zwang, nicht die Willkür so gezeugt hat.

Und wieder steht im Mittelpunkt des „Moloch“, den Leo Birinski geschrieben hat und bei Egon Fleischel in Berlin erscheinen ließ, die Revolution. Wieder sehen wir die bis zur Hysterie fanatischen Terroristen: vollüberzeugte, kaltherzige Führer, mitgerissene stumpf gehorchende Truppen, ganz junge, unwissende Schwärmer, rührend aufopferungswillige Frauen und als Folie zu dieser Schar der Todverächter, die sich für ein großes Ziel zerfetzen lassen, ahnungslose, hilfsbedürftige Eltern, abergläubische, halbvertierte Dienstboten, Polizisten, Kosaken. Wir hören Glocken läuten und Schüsse fallen, wir werden Zeuge eines entsetzlichen Pogroms; man spielt mit Bomben, als ob es Marmeln wären. Wir sehen, fühlen das alles mit stumpfer Antipathie, denken Andrejews, des Dichters, dessen mitglühendes Herz den widerlichen Stoff adelt, und sind müde, herzlich müde. Vergeblich ringt der jugendliche, von Männern wie Kainz und Bahr aufrichtig bewunderte Autor um unsere Aufmerksamkeit, um unsere Herzensteilnahme. Geschickt, sagen wir, wirksam aufgebaut, eine Feuerseele, ein Theaterkenner, ein jugendlich ungestümer Draufgänger, ja, ja — wir sehen es. Nur weiter! Weiter! Teilnahme? Was soll das uns? Was hast du uns zu bringen, gerade uns? — — Bis dann plötzlich die große Überraschung eintritt und wir staunend gewahren: der dies Stück schrieb, ist kein predigender Fanatiker, kein Parteigänger, kein vom Erlebnis Abhängiger. Er ist einer, der Distanz zu dem ungeheuersten Erlebnis, das einem Russen werden kann, gewonnen hat, einer, der nichts sehnlicher

wünscht und will, als uns diese Distanz zu geben.

Da haben nun die Revolutionäre unter unsäglichen Mühen, Qualen und Gefahren darum gerungen, ihren Führer Sascha, der zu dem Attentat auf den Gouverneur bestimmt ist, aus dem Gefängnis freizubekommen. Das schwere Werk ist gelungen. In einem Sarge haben sie ihn herausgeschmuggelt. Sascha ist frei. Zwar es hat Opfer gefressen, das Bombchen, das sie warfen. Der Treuesten einer, der Diener Iwan, der eigene Bruder Fjodor sind samt einigen Polizisten und Kosaken zerrissen, Wasja, der erst Neunzehnjährige, ist schwer verwundet. Es hat Opfer, schwere Opfer gekostet; aber Sascha ist frei. Es gelang. Und nun drücken sie dem Befreiten die Pistole in die Hand, daß er sein Werk vollbringe. Da tritt dieser vor sie hin und sagt: ich will nicht. Nein, ich will nicht. Das ist alles Narretei. Kinder seid ihr. Ihr kämpft für eine Menschheit, die es nicht gibt. Für Ziele, die nicht existieren. Ich und du — wir sind. Nirgends sind die Phantome, für die ihr ringt. Ach, ihr kämpft ja nicht einmal; ihr seid armselige Opfer. Die Revolution, der große Moloch, ist es, der euch verschlingt, dich, mich, uns alle. — In der Einsamkeit der Zelle hat er dem Grausigen ins Auge geschaut und seine Überzeugung, die Hoffnung, den Willen verloren. Vergebens ringen die Freunde, deren Führer er war, gegen ihn. Sascha lacht ihres Wahnwitzes. Aber nicht nur die Zwecklosigkeit des Handels hat er erkannt, eine entsetzliche Gewißheit ist ihm gekommen, die, daß man nicht zusehen darf, nicht zusehen kann. Daß man wider seinen Willen, wider sein bestes Wissen hineingerissen wird. Daß der wüste Totentanz ein grausiges Verhängnis, ein Bannfluch ist, dem man nicht ruhig zuschauen kann, in dem man mittun muß, obgleich man seine Unsinnigkeit und Nutzlosigkeit erkannt hat. Daß es nur ein Ziel gibt: die Selbstvernichtung. Um dem grausigen Gedanken zu entgehen, dem Wahnsinn, der drin lauert, zu entkommen, entschließt Sascha sich dann aus eigener Kraft doch zu dem Attentat. Mit offenen Augen, ohne das Märchen und den Selbstbetrug im Herzen zu haben, der die andern stärkt, will er herausgehen aus dem gefängnisartigen Keller, der die Terroristen verbirgt, während draußen der Pogrom wütet, wenn man ihm statt der Pistole die Bombe erlaubt, die ihn selbst mitvernichtet. Mit Entsetzen sehen seine Anhänger ihn sich rüsten, das Attentat, das für sie mit einer Gloriole umkleidet ist, ohne Überzeugung zu tun. Aber nicht einmal dieser Tod ist ihm vergönnt. Eine Magd hat, aus dem besten Willen heraus, den Keller der Polizei verraten. Der Moloch wartet nicht, er ist hungrig auf sein Opfer. — — So ist aus diesem Zustandsdrama die Tragödie eines Einzelnen geworden, aus einem Thesenstück der Propaganda eins der Distanz, die Tragödie Eines, der die Dinge zu Ende dachte und nicht ertrug, was er sah, als er den Schleier lüftete. Dichterisch nicht immer vollbezwungen, oft mit Reden begleitet und nicht in gradwegs aus dem Herzen der Gestalt aufsteigende Worte umgesetzt, ist dieser Moloch — recht gesehen — immer wirksam, interessant und voll jugendlichen Feuers. Auf die Generation der Mitkämpfenden und Mitleidenden, aus deren Empfinden Andrejew spricht, folgt hier einer der Nachfahren, denen die größere Entfernung zu den Dingen eine tiefergehende, sie richtiger einordnende Betrachtung ermöglicht als den für sie Glühenden, denen der Wille zur Tat das Denken darüber verwehrte.

Heinrich Lilienfein, den Lesern dieser Zeitschrift als Mitarbeiter bekannt und von anderer Seite als Künstler vorgestellt, ist in seiner Entwicklung bis zu

dem wichtigen Punkt der großen Entscheidung vorgerückt, die für jeden Dramatiker einmal auftaucht: Ganz Dichter oder Theatraliker mit nur dichterischen Nebenabsichten zu werden. Das dreiaktige Schauspiel „Der Stier von Olivera" (G. Cotta, Stuttgart) scheint der Beweis zu sein, als ob er sich für das letzte entschieden hätte. Aber es scheint nur so. Denn gerade die rücksichslose Häufung der Effekte, die fast ingrimmige Art, wie er dem Götzen Theater nicht nur sein Opfer, so weit er es fordern kann, sondern viel mehr, alles, was sich nur erreichen läßt, vor die Füße wirft, legt die Vermutung nahe, daß Heinrich Lilienfein weit eher beabsichtigt hat, sich mit dem Stier von Olivera von dem Theater loszukaufen, als sich ihm mit Leib und Seele zu verschreiben. Doch dem mag sein, wie ihm wolle, darüber, daß das Schauspiel aus der napoleonischen Sphäre, in dem ein alternder General, der nie ein Weib berührt hat, in die Netze einer Spanierin gerät und sich so darin verstrickt, daß er nur um den Preis seines Lebens sich daraus befreien kann, darüber — sage ich — daß dies Werk keine Dichtung, sondern ein billige Effekte mit fast wollüstiger Gier nützendes Theaterstück ist, dem nicht daran liegt, Menschen agieren zu lassen, da Puppen eine bessere Wirkung tun, kann unter Einsichtigen kein Zweifel bestehen. So möchte ich, zumal ich annehme, daß auch der Dichter das sieht, ebenso scharf, wenn nicht schärfer als manche seiner übelwollenden Kritiker, mich mit dieser einfachen Konstatierung begnügen und nur noch die Hoffnung anschließen, daß Heinrich Lilienfein, nachdem er mit diesem Werke dem Theater überreichlich gegeben hat, was des Theaters ist, bald zu sich selber mit einer neuen Dichtung zurückfindet.

Hans Franck.

Kurze Anzeigen.

Andrea Mantegna. Des Meisters Gemälde und Kupferstiche in 200 Abbildungen. Herausgegeben von Fritz Knapp. (Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben, 16. Bd.) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1910. Geb. 8 Mk.

Nach einjähriger Pause ist in das große Werk wieder ein neuer Stein eingefügt worden. Andrea Blasii Mantegna, den Schöpfer eines neuen Stils der oberitalischen Kunst, lernen wir diesmal durch Wort und Bild kennen. Schon in der Bronzebüste des Meisters, die dem Bande des Meisters vorangestellt ist, offenbart sich sein Charakter ganz so, wie ihn Knapp in seiner gehaltvollen und gründlichen biographisch-ästhetischen Einleitung schildert. Aus den ebenso rauhen als energischen Gesichtszügen spricht ein Kraftmensch, eine Gewaltnatur, die sich rücksichtslos durchzusetzen willens ist. Diese Eigenschaften hat er in seinem ganzen Leben betätigt; leider kommt aber auch noch maßlose Eitelkeit und Erpichtsein auf äußere Ehren hinzu, so daß seine Persönlichkeit keinen allzu sympathischen Eindruck macht. Umsomehr imponiert seine gewaltige Kunst. Der Herausgeber lehnt mit Recht seine Zuteilung zu den „echt venezianischen Meistern" ab und stellt ihn unter den überwiegenden Einfluß der großen Florentiner des Quattro cento. „Er ist der erste, der dort (d. h. in Oberitalien) die Kunst als ernste Lebensaufgabe, als Geistestat erfaßt und damit an Stelle des leichten koloristisch weichlichen Schaffens in Venedig eine Großkunst auf realistischer Grundlage und von persönlicher Kraft setzt." (S. XIV) Nichts hat diesen Künstler so intensiv beschäftigt, wie das Raumproblem, worin er es zur „effektvollen Naturillusion" zu bringen heiß bemüht war.

Mantegnas Leben ist verhältnismäßig ruhig verlaufen, und das Glück hat ihm von Anbeginn gelächelt. In Padua, wo er lernte, wurde er jung Meister, in Mantua, wo er seine bleibende Heimat fand, hatte er an den Gonzagos zuverlässige Gönner; auch von auswärts erhielt er große und schöne Aufträge. Großartige Raumdekorationen nehmen denn auch unter seinen Werken die oberste Stelle ein: Die Fresken in der Ovetari-Kapelle in der Eremitanikirche

zu Padua, die in der Camera degli Sposi des Castello di Carte zu Mantua bis zum Ausschmuck seiner eigenen Grabkapelle in S. Andrea daselbst. Dazwischen Tafelbilder und Radierungen. Der Herausgeber hat das ganze Material vorzüglich gesammelt, gesichtet, geordnet, erläutert und erklärt. Der Anblick der Bilder selbst macht uns erst den kraftvollen Naturalismus des Meisters so recht einleuchtend. Vielleicht tritt er nirgend so charakteristisch hervor, wie in der berühmten „Klage um den Leichnam Christi" in der Brera zu Mailand. Der bescheidene Umfang des Stoffs hat es in diesem Bande ermöglicht, sehr viele Details zu geben. Die Reproduktionen haben an Schärfe und Schönheit bedeutend gewonnen, seitdem das unangenehme Weißglanzpapier durch ein mattes, gelblich getöntes ersetzt worden ist.

R. Krauß.

Bartsch, Rud. Hans: Bittersüße Liebesgeschichten. Leipzig 1910. L. Staackmann. 340 S. Brosch. 4,– Geb. 5,– Mk.

Ein feines und genußreiches Buch, dessen Lektüre zeigt, welche erfreuliche Reife und Vielseitigkeit Bartsch erreicht hat. Das österreichische Blut des Dichters verleugnet es nicht. Sind es auch „bittersüße" Liebesgeschichten und steckt auch in jeder ein Stückchen Tragik, so wiegt doch starke Lebensbejahung und fröhlicher Humor vor, gemischt mit etwas schwärmerischer Romantik. Bartsch ist ein farbenfroher Erzähler, der über eine bilderreiche Sprache und eine feine Kunst der Schilderung verfügt. Ob er in „den Wandlungen des Herrn Würffel" uns in den Tiroler Volkskrieg hineinführt, oder in den „Pfingstküssen" die romantisch heiteren harmlosen Liebesabenteuer eines Kapellmeisters erzählt, überall bewährt sich diese Kraft. Den alten Freunden des österreichischen Dichters wird das Buch sicherlich neue hinzugewinnen.

J. F.

Baudissin, Eva, Gräfin von: Blaues Blut. Roman. Stuttgart und Leipzig 1910. Deutsche Verlags-Anstalt. 361 S. Geb. 4,50 Mk.

Der Roman enthält die Geschichte einer degenerierten und entarteten Adelsfamilie, die ängstlich bemüht ist, nach außen den Nimbus ihrer Vornehmheit aufrecht zu erhalten, und dabei sich mit allen auch nicht einwandfreien Mitteln zu rangieren trachtet. Im Ganzen ein Durchschnittsroman, dessen Figuren typisch sind für viele ähnliche, und dessen Sujet für manche Kreise, die noch mit Ehrfurcht zu allem, was einen Stammbaum hat, emporblicken, stets viel Anziehendes hat. Er bietet für einige Stunden trotz des auf Effekt gestellten und nicht recht verständlichen Schlusses eine ganz angenehme Unterhaltung; mehr darf man darin nicht suchen.

J. F.

Das Nibelungenlied. Übersetzt von Karl Simrock. Herausgegeben von Georg Holz. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. Geb. 2 Mk.

Mit diesem Bande wird die Simrocksche Übersetzung des Nibelungen-Liedes in die Klassikerbibliothek aufgenommen. Die Übersetzung mag den, der den Grundtext nicht kennt, zuerst fremd anmuten; man möchte sagen, es sei mittelhochdeutsch mit neuhochdeutschen Worten. Wer aber je den Grundtext gelesen hat, wird sich sofort heimisch fühlen, zumal wenn er die Worterklärungen am Fuße der Seiten und die am Ende des Buches beigefügten Anmerkungen benutzt. Der Herausgeber will, daß Simrocks Text der Einführung in das Original diene; der Leser soll den Urtext daneben legen und Simrocks Werk wesentlich als Hülfsmittel benutzen. Man wird dem Herausgeber beipflichten müssen, daß beim Nibelungen-Liede eine Übersetzung wie die Simrocksche, die die Worttreue bis zum Äußersten treibt, die angemessenste ist. Wie die Dinge nun einmal liegen, könnte eine freiere Übertragung die Mängel und Unebenheiten im Entwurf des Gedichtes nicht unberücksichtigt lassen: es wäre also eine völlige Umdichtung nötig. Und wer hätte dazu den Mut?

Die Vorzüge der Meyerschen Klassikerbibliothek brauchen auch bei diesem Werke nicht besonders hervorgehoben zu werden. Die Einleitung gibt u. a. die Nibelungensage in der deutschen und in

der nordischen Fassung, die geschichtlichen Grundlagen der Sage und die handschriftliche Überlieferung des Nibelungenliedes. Der Nichtfachmann erhält hier nicht nur in die Tatsache, daß in diesem Epos mehrere Sagenkreise verschmolzen sind, einen Einblick, sondern gewinnt auch eine Vorstellung von den kritischen Schwierigkeiten in der Überlieferung des Gedichts. Auch wer sich nicht von der Richtigkeit einer jeden Einzelheit überzeugen kann, die der Herausgeber bei dem Versuche, den Knäuel zu entwirren, beibringt, wird seinen Ausführungen gern folgen.

Lic. E. Bröse.

Dose, Johannes: Die Freundin des Herrn Doktor Luther. Erzählung aus dem Bauernkriege. Bielefeld. Verlagsh. der Anstalt Bethel. (351 S. 8°.) Geb. 4,80 Mk.

In der stattlichen Reihe von Erzählungen, die uns Johannes Dose schon beschert hat, nimmt die vorliegende einen der ersten Plätze ein. Sie ist frisch und lebendig geschrieben, enthält eine im guten Sinne des Wortes spannende Handlung, und das religiöse Element, das sich in den früheren Büchern des Verfassers vielfach allzu breit machte, ist hier zwar ebenfalls stark betont, aber nicht in unangenehm aufdringlicher Weise vorherrschend. Wie gesagt, es ist Leben in dem Buche, flott pulsierendes Leben, dessen man sich freuen kann. Der Bauernkrieg mit seinen Schrecken bildet den Hintergrund, und so entstehen mannigfache und wechselnde Bilder. Die Erzähl ng selbst spielt sich in Sachsen und Thüringen ab und berichtet von den Schicksalen des Junkers Hans Edel von Hund und seiner Braut Barbara Berlepsch, der Nichte des Schloßhauptmanns der Wartburg. Barbara, die edle „Freundin Luthers", gewinnt mit Hilfe des letzteren schließlich ihren Hans. Die Gestalten des Reformators und seiner Frau, ebenso wie die der übrigen Haupthandelnden sind mit sicherer Hand gezeichnet und in den Mittelpunkt des Interesses gestellt. Da auch die geschichtlichen Grundlagen mit klarem Blick für das Wesentliche benutzt sind, kann das Buch als eine gute historische Lektüre bezeichnet werden. Die würdige und geschmackvolle Ausstattung sei noch besonders hervorgehoben.

Richard Dohse.

Hegeler, Wilhelm: Frohe Botschaft. Roman. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. 517 S. Geb. 5 Mk.

Der recht umfangreiche Roman enthält gewissermaßen die Geschichte einer Utopie. Die Großstadt bildet den äußeren Rahmen, aber weit über ihn hinaus schweift der Blick der handelnden Personen, die durch Gründung eines neuen auf genossenschaftlicher Basis beruhenden Gesellschaftswesens in Afrika eine neue Ära der Menschheit glauben herbeiführen zu können. Eine Idee, die in dem Moment zusammenbricht, wo sie das Stadium der reinen Spekulation überwindet. Man darf dem Buch nachrühmen, daß es trotz mancher Breiten und vieler Unwahrscheinlichkeiten zu fesseln weiß. Die Komposition ist klar und die Milieuschilderung realistisch und treffend. Auch sind die meisten der Personen, und es sind ihrer viele, scharf umrissen und individuell charakterisiert, wenn wir auch öfter von dem Gefühl der Übertreibung in der Charakterisierung nicht loskommen. Das Buch zeigt an einem fesselnden Beispiel, wie selbst absurde Ideen und Menschheitsbeglückungsträume, entsprechend vorgetragen, weitere Kreise zu blenden und zu ergreifen vermögen.

J. F.

Im steinernen Meer, Großstadtgedichte. Ausgewählt von **Oskar Hübner** und **Johannes Moegelin,** mit einem Vorwort von den Herausgebern und von Theodor Heuß . . . Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe" 1910. Geb. 4 Mk.

Es war ein guter Gedanke, einmal allerlei Lyrik unserer Zeit zu sammeln, die auf die Großstadt bezug hat, auf dieses Ungeheuer, das unsere beste Lebenskraft aufsaugt, um sie als das, was wir die Höhe moderner Kultur nennen, wieder auszugeben. Von den ersten Dichtern, den feinsten Empfindern und schärfsten Beobachtern, von Männern und Frauen sind diese Bilder aufge-

fangen, sind diese Stimmungen erhascht und erlebt, diese Gedanken gedacht worden. Was in glänzenden Sälen, dunklen Winkeln und Spelunken, im Frühlingssonnenschein und in frostiger Winternacht, bei Arbeit und Freude sich vordrängt oder verbirgt, hat irgendwo einer mit dem Herzen festgehalten. Sie alle, die frisch und gläubig hineinstürmen in das Leben, die in Erkenntnis und Trotz mit ihm ringen, die niedergetreten werden und verkommen oder sich, um ein Heiliges zu retten, hinüberflüchteten an ein dunkles Ufer, sie alle mußten mit dazu dienen, den Geist dieser eigenartigen Welt zu offenbaren. Ein Durcheinander der verschiedenartigsten Töne ist es denn auch, das uns ans Ohr schlägt. Jauchzender Gruß, mannhaft ernste Zustimmung, lohende Anklage, stille Sehnsucht nach Friede, nach Freiheit, nach dem Grün einer verlorenen Heimat — das alles scheint wie Nebeldunst zu schweben über dem Meer der Dächer, Kamine und Türme und sie mit zarten Schleiern zu umhüllen, für diesen grau und trostlos, für jenen poesievoll. Da treiben die Einen beglückt dahin, weil sie sich unter den Vielen warm, verborgen und heimisch fühlen. Neben ihnen verkriecht sich das Verbrechen und das Laster in den Haufen, trottet die dumpfe Abgebrühtheit gleichgiltig mit, spreizt sich die Frechheit, knirscht der, den die Massen erdrücken, und verhallt der Schrei des an Einsamkeit vergehenden Herzens in dem erbarmungslosen Brausen. So streifen Furchtbar-düsteres und Fröhlich-liebes, Werdemutiges und Lebensmüdes, Leben und Tod nahe an einan er vorüber. Das Vielerlei in seiner Ganzheit gibt in der Tat ein zwar zunächst verwirrendes und betäubendes, durch die sich jagenden flüchtigen Eindrücke Sinne und Seele abstumpfendes, sich bald aber zu überwältigender Einheitlichkeit zusammenwirbelndes Bild der lebendigen Großstadt, wie es kein totes Dichterbuch, kein Roman, der sich ja doch immer auf bestimmte Kreise und Einzelschicksale beschränken muß, selbst nicht einmal das Leben geben kann. Denn jeder darin eine Weile Mittreibende weiß, das, was er an sich erfährt, ist nur ein winziger Bruchteil alles Lebensmöglichen in einer ganz bestimmten individuellen Beleuchtung. Jeder ist eingeengt in bestimmte Gesellschaftskreise mit ihren Anschauungen, Gewohnheiten, beschränkten Empfindungsmöglichkeiten. Viele Augen aber sehen in vielerlei Verhältnisse, und viele Herzen schlagen vielerlei Schlag.

Daß wir in der Tat in dieser Sammlung von Lyrik das Bestmögliche vorfinden. was Dichter im Leben der modernen Großstadt, vor allem in Berlin, auf das sich gewiß mehr als drei Viertel der Gedichte beziehen, gesehen und empfunden haben, das verbürgen die Namen der Autoren, unter denen nur Avenarius, Busse, Dehmel, Falke, Fontane, Hart, Hartleben, Heine, Henckell, Hesse, Holz, Jacobowski, Liliencron, Münchhausen, Negri, Scharf, Schlaf und Wille genannt sein mögen. Die Deckelzeichnung von R. Grimm beleidigt den guten Geschmack.

Julius Havemann.

Krause, August Friedrich: Das stille Leuchten. Roman. Berlin 1910. E. Fleischel & Co. 307 S. Geb. Mk. 5,50.

Ein schlesischer Dorfroman. Der ihn geschrieben, ist ohne Zweifel ein starkes Talent mit ausgeprägter poetischer Empfindung, sicherer Beherrschung der Sprache und feiner Kenntnis des Landes und der Dörfler. Was dagegen dem Buche noch fehlt, ist Beschränkung und Konzentration. Die durch manches Zwischenwerk zerrissene Handlung dreht sich im wesentlichen um die Liebe einer Lehrerstochter, die der Wallung des Blutes folgend den unwürdigen Mann freit und den würdigen zurückstößt, um erst zu spät ihren schweren Irrtum zu erkennen und zu büßen. Um diese Handlung herum viel Szenen aus dem Dorfleben, viel z. T. unnötig komplizierendes Beiwerk. Auch fehlt es nicht an Unwahrscheinlichkeit und Unklarheit der Charaktere, z. B. bei der Figur des zurückgewiesenen Freiers Julius. Freilich, die guten Seiten des Romans überwiegen bei weitem, und so kann das stellenweise psychologisch sehr feine und stets fesselnde Buch wohl empfohlen werden. Es ist das Werk eines Talents, von dem wir jedenfalls noch Gutes zu erwarten haben.

J. F.

Lessing, O. E.: Grillparzer und das neue Drama. Eine Studie. München, R. Piper & Co.

Der Wert dieser schon seit längerer Zeit vorliegenden Studie Otto Eduard Lessings beruht nicht so sehr in der mehr zufälligen Anwendung seiner Anschauungen vom neuen Drama auf das Werk Grillparzers, nicht auf der Überprüfung seines Lebenswerkes im Hinblick auf den mit ihnen gewonnenen Maßstab, als vielmehr in diesen Anschauungen selbst. Denn sowohl dem durchweg zu panegyrischen Urteil als auch der öfter das Tatsächliche der Grundanschauung zu liebe beugenden Analyse wäre vielfach zu widersprechen. Bedeutung erhält das Buch vielmehr durch das knappe Vorwort und den 30 Seiten umfassenden Ausblick, der die bedeutendsten Dramen seit Lessing gegen das Ideal des Verfassers von der neuen Tragödie hält. Dieses Ideal wurzelt in dem Werk Hebbels. Sowohl in dem des Ästhetikers wie dem des Dramatikers. Hebbel hat die Grundlage zu einer neuen über Shakespeare hinausgehenden Tragödie gelegt. An Stelle des im Individuum begründeten Charakterdramas, das sich damit begnügt, die Notwendigkeit des individuellen, im höchsten Sinne zufälligen Strebens zu begründen, hat er schaffend und fordernd, das geschichtliche Entwickelungsdrama gesetzt. Nicht mehr der Konflikt des Individuums mit der Idee gelangt zur Darstellung, sondern die Dialektik wird in die Idee selber hineingetragen und nichts anderes als die Berechtigung dieser Idee debattiert das neue Drama. Den Versuch, in Grillparzer diese Entwickelung von der „Schuld" des alten Dramas zu der dem Individuum immanenten Tragik des neuen Dramas darzustellen, halte ich weder für ersprießlich noch für geglückt. Grillparzers Werk wird dadurch zu einer Bedeutsamkeit hinaufgeschroben, die ihm nicht zukommt. Denn Grillparzer ist, in meinen Augen, nicht ein Vorklang, sondern ein Nachklang, er weist nicht vorwärts sondern zurück, er ist ein Epigone unserer Klassik — der größte, den sie hervorgebracht hat — aber nicht wie Hebbel ein Progone. Da aber wie gesagt nicht die Anwendung der Anschauung, sondern diese Anschauung selbst den Wert des Buches ausmacht, so besitzt auch dieser durch eingehende Analyse der Grillparzerschen Werke gestützte Hauptteil seine Bedeutung. Das Herz ist mir freilich erst bei dem Ausblick aufgegangen in dem der Verfasser die bedeutendsten Dramen unserer Literatur Revue passieren läßt und unter dem manche Werte verschiebenden Gesichtspunkte ihre Zukunftskeime bloßlegt.

Hans Franck.

Löns, Hermann: Dahinten in der Haide. Rom. 2. Aufl. Hannover 1910. A. Sponholtz. 219 S. Geb. 4 Mk.

Wenn man auch daraus, daß Löns' Roman in 2. Auflage vorliegt, schließen darf, daß das Buch Anerkennung und Verbreitung findet, so möchte man ihm dessen doch noch mehr wünschen. Denn es wird wenige unter den neuen Büchern geben, die so ohne jede Aufdringlichkeit zu fesseln wissen und in ihrer Liebenswürdigkeit und Natürlichkeit einen so ungetrübten Genuß bieten. Mit der tiefen Kenntnis der Haide, ihrer Büsche, Wälder, Pflanzen und Tiere, verbindet Löns auch ebensolche ihrer Menschen. Und in dem Helden des Buches, der mit Erfolg „gegen selbstverschuldetes Schicksal kämpft" und in der Haide neues Leben und Kraft zu großen Leistungen findet, liegt wohl ein Stück eigenen Erlebens, wenn wir uns der Selbstbiographie des Dichters im „Eckart" erinnern. Auch ihm gab die Haide Genesung von der Stadtluft und frische Kraft, und daß auch der Humor dabei zu seinem Recht gekommen ist, das beweist die köstliche Gestalt des Anwalts Freimut. Was Löns von den Werken seines Helden Lüder Volkmann sagen läßt, können wir auch auf sein eigenes Buch anwenden: „Die Sprache ist rein und klar, wie die Luft der Haide; da stäubt kein überflüssiges Wort, da fliegt kein falscher Ausdruck. Sein Satzbau ist von jener Natürlichkeit, die so schwer zu treffen ist, und seine Bilder sind ungesucht und neu." Möge der Roman noch recht viele Auflagen erleben.

J. F.

Michel, Robert: Der steinerne Mann. Roman. S. Fischer, Verlag. Berlin. 220 S. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Sind die Zeiten der Romantik wiedergekehrt? Haben die Gesetze des wirklichen Lebens ihre Geltung verloren? Kann der österreichische Offizier und Grundbesitzersohn die Nichte des Gärtners

seines Vaters heiraten, ohne daß jemand das sonderbar findet? Kann ein Mann dem Weib, das sich ihm ergibt, durch rätselhafte Kraft plötzlichen Tod geben? Kann er durch ähnliche wunderbare Macht die eigene Frau, der er doch Gesundheit wünscht, morden? Ist dieser ganze Leonhard mit der besonderen Vertrautheit mit der Natur, mit der phänomenalen Empfänglichkeit für plastische Bildwerke, mit der phantastisch gestaltenden Einbildungskraft eine Gestalt aus dem Leben? Das Leben weist freilich neben gesunden auch kranke Menschen auf; die Naturtreue der Zeichnung dieses sensiblen ästhetisch-romantischen Helden soll darum nicht angezweifelt sein. Wohl aber darf man fragen, ob solche Gestalt in den Mittelpunkt eines Romans gehört? Je deutlicher Michel seine Fähigkeit zu dichterisch feiner Schilderung und zu psychologisch wirksamer Darstellung beweist, je mehr selbst bei diesem Stoff der Leser durch Sonderbares, Abnormes und Krankhaftes hindurch um jener Eigenschaften willen mit Interesse zu folgen sich veranlaßt sieht, um so wünschenswerter wäre es, daß der Verfasser sich dem normalen Leben zuwendete und an ihm seine Kunst erprobte. Eigene Wege zu gehen wird er auch dabei Gelegenheit genug finden!

M. Schian.

Reuter-Kalender auf das Jahr 1911. Hrsg. von Karl Theodor Gaedertz, mit Schmuck und Silhouetten von Johann Bahr, Porträts gezeichnet von Fritz Reuter und Paul Spangenberg. . . Leipzig, Dieterichscher Verlag. 1 Mk., geb. 2 Mk.

Nachdem wir eben Reuters hundertsten Geburtstag gefeiert haben, wird dieser ausgezeichnete, vorbildlich schön ausgestattete und dabei außerordentlich billige Kalender auf einen besonders großen Leserkreis rechnen dürfen. Das ist umsomehr zu hoffen, als das Vorwort, des um Reuters Andenken hochverdienten Professors Gaedertz etwas pessimistisch mit dem Gedanken spielt, dieser fünfte Jahrgang könne vielleicht der letzte bleiben, wenn die Zahl seiner Freunde nicht wachse. Wohl gemerkt: es fehlt nicht an wertvollem Stoff, das Werk fortzuführen, sondern es liegt wieder einmal an der Gleichgültigkeit, auf die alles schlichte Gute in unsern sensationshungrigen Zeiten stößt. Und gut ist dieser Kalender in all seinen (noch zu habenden) Jahrgängen, nicht zum wenigsten in diesem neuesten. Reuter vor seinem Schreibtisch zeigt das erste Bild, die Ansicht von Stavenhagen das zweite. Eine Fülle ungedruckter Briefe, die uns den großen Menschen Reuter nahebringen, eröffnen den Text. Es folgt ein köstliches Lebensbild aus Reuters Jugendzeit, die Geschichte des Rektors Schäfer in Stavenhagen, voll menschlicher und kulturhistorischer Reize. Dann unter anderm „Reuters Beteiligung an den Liedern zu Schutz und Trutz“, „Reuter-Freunde in Lübeck“, ungedruckte Gedichte, darunter das ergreifende, auch künstlerisch vollendete „Sag an mir, mein Tapfrer“, aus der Festungszeit. Und dazwischen eine verschwenderische Fülle von Stadt- und Landschaftsbildern, von Zeichnungen und Handschriftproben Reuters sowie die entzückenden Silhouetten Bahrs. Daß der Kalender auch alles das enthält, was man irgend an kalendarischen Notizen verlangen kann, versteht sich von selbst. So möge man Reuter ehren, dem Herausgeber danken und sich selbst eine feine Freude bereiten, indem man das Büchlein flink ersteht und sich den Erwerb des sechsten, wie aller folgenden Jahrgänge fest vornimmt.

Emil Müller.

Schmitthenner, Adolf: Vergessene Kinder. Ein letzter Band Erzählungen. 3. Aufl. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1910. (221 S.) 3 Mk., geb. 4 Mk.

Dieser „letzte Band Erzählungen“ aus dem Nachlaß Adolf Schmitthenners ist vor allem durch zwei Kindergeschichten bemerkenswert. Die eine, nach der das Buch betitelt ist, gibt ohne falsche Romantik oder Sentimentalität ein ergreifendes, durch Humor verklärtes Bild aus dem Leben eines Zirkuskindes. Wie sich die kleine Anita, von ihrer Truppe versehentlich für einen Tag in Heidelberg zurückgelassen, mit einer Altersgenossin anfreundet, bei dieser unter der Obhut ihres alten, blinden Großvaters über-

nachtet und sich dabei ihrer Heimatlosigkeit bewußt wird, das ist mit der eigenartig verschwisterten Zartheit und Kraft erzählt, die Schmitthenners Kindergeschichten auszeichnet. Quälend traurig ist die andere Erzählung „Das Geschenk der Patin". Wir sehen hier eines jener scheinbar geringfügigen Vergehen am Vertrauen eines Kindes aus dem gedankenlosen Egoismus der älteren Geschwister und der Schwäche der verwitweten Mutter entstehen und ahnen seine furchtbare Wirkung in der kleinen Welt des betrogenen Kindes. Es ist eine tieferns te Paraphrase zu dem Wort: „Wer der Kleinen Einen ärgert . . ." Die übrigen vier Geschichten können sich mit den beiden genannten nicht messen. „Der Landsmann" ist zwar ein echter Schmitthenner, voll kernigen, frischen Lebens, aber doch nicht eben bedeutend, „Der erste Reiter" eine Geschichte aus der Urmenschenzeit, die zwar von den hohen dichterischen Absichten ihres Verfassers zeugt, deren Stoff aber seinem Talente wohl von vornherein nicht gemäß war, und endlich „Bei Vater Gleim in Halberstadt" und „Die Entdeckung des Heidelberger Schlosses" sind zwei hübsche Gelegenheitsstückchen. — Die vielen Freunde des Dichters werden den würdig ausgestatteten Band freudig begrüßen.

Erwin Ackerknecht.

Viebig Klara: Die heilige Einfalt. Novellen. Berlin 1910. E. Fleischel & Co. 253 S. Geb. 4 Mk.

Von „einfältigen" Leuten handelt das Buch, d. h. von solchen, die das Gemüt herrschen lassen über den Verstand. Die Gegenden, die Klara Viebig so gut kennt, die entlegene einsame Eifel und das lebendurchtoste Berlin sind die Schauplätze der 7 Novellen. Und viel Ergreifendes und Schönes ist in ihnen. Wenn (in Primiz) der Sohn der Eifel nach langen Jahren als Priester heimkehrt in das Eifeldorf, von allen mit Freude und von der Mutter mit besonderer Sehnsucht empfangen, und dann langsam die Erkenntnis kommt, daß er nicht mehr zu ihnen gehört; oder wenn ein einziger Pfingstregen die Hoffnungen und das Leben des armen Berliner Vorortwirtes vernichtet (in Die Wasserratte) — es ist alles mit ergreifender Kraft, einer solchen Kraft der Milieuschilderung und so selbstverständlicher Beherrschung aller Register der Leidenschaft sowohl als auch der zarteren Regungen der Seele geschildert, wie sie unter den neueren Schriftstellerinnen fast nur Klara Viebig zur Verfügung steht.

J. F.

Jugendschriften.

Hansen, Sophus: Großstadt-Bilderbuch. Lpzg, R. Voigtländer. 2,50 Mk.

Die lebendige Großstadt ist das bunteste Bilderbuch für Große, auch für sie oft ein verwirrendes, betäubendes, ängstigendes, das man so bald als möglich zuschlagen möchte. Und nun ein Großstadt-Bilderbuch für die Kleinen? Freilich, wohl der Jugend, die nie die große Stadt auch nur von Ferne sieht! Aber was hilft die bloße romantische Sehnsucht gegenüber der harten Wirklichkeit! Eine große Zahl unsrer Kleinen ist n n einmal in das steinerne Meer hineingebannt. Und solange wir noch nicht die Kraft zu großen Reformen haben, müssen wir die Jugend in der Gegenwartstadt heimisch machen, ihr Auge für die Poesie dieser Riesengebilde schärfen, sie die Nöte ahnen lassen, zu deren Überwindung sie vielleicht berufen ist, ihr soziales Gefühl wecken, ihren Kampfmut stärken. Darum bedeutet auch das vorliegende Buch ein Verdienst. Der Künstler hebt geschickt aus dem Wirrwarr Einzelbilder heraus und macht das Kind in Ruhe vertraut mit den Dingen, die im Leben so unruhig ineinander verflochten sind. Er unterläßt es nicht, auch brutale Erscheinungen, so den peitschenden Kutscher auf dem Steinwagen, vorzuführen, aber zumeist lenkt er den Blick auf Anmutendes oder Großartig-Schönes; so, wenn er uns zum Bahnhof geleitet, uns die Feuerwehr sehen läßt, uns ein abendliches Straßenbild im Schnee zeigt. Das Kind soll, was ihm nun einmal Heimat ist, auch achten und lieben lernen. Allerdings muß man sagen, daß der Künstler es sich durch die Wahl seiner Motive etwas leicht gemacht hat: die Bilder sind einer der schönsten Städte der Welt entnommen, Hamburg, das an allen Ecken und Enden von gewaltiger Poesie durchweht ist. Wenn dann noch „die Musik kommt", der Zirkus sich öffnet, die Schlittschuhläufer sich auf der Alster

tummeln, die Straßenmusikanten zum Kindertanz aufspielen und die Giraffen im Zoologischen Garten die Hälse recken, so sind das wohl Sonntagsbilder, aber nicht eigentlich ein Großstadt-Bilderbuch, und zudem ein Buch für die Kinder, denen all diese Herrlichkeiten nicht verschlossen sind. Immerhin weckt manches Bild wohl auch die Teilnahme mit den Ärmeren, die die natürlichen Freuden des Landlebens verloren und an den kostspieligen Stadtfreuden keinen Anteil gewonnen haben. Ein Bild des Buches stellt den „Hamburger Dom“, jenen köstlichen Weihnachtsmarkt, dar; in Berlin gibts nur Lunapark und „Rummelplätze“. So weiß man für Berliner Verhältnisse nicht eigentlich, was mit dem Buche anfangen. Wo gibt es in Berlin eine solche Rodelbahn, wie hier im Buche auf dem Marktplatz mit dem Hintergrund der wundervollen Patrizierhäuser und der alten Kirchtürme? — Bemerkt sei noch, daß auf jedem der künstlerisch ausgezeichneten Bilder so viel zu sehen ist, daß das Kind sich lange und immer wieder damit unterhalten kann. Möchte nur auch einmal ein Berliner Bilderbuch Poesie und Schönheit zeigen können, die uns nicht nur Ästhetenkünstelei einzureden sucht!

Emil Müller.

Für den Weihnachtstisch liegt eine große Menge empfehlenswerter Jugendschriften vor. Auf einige sei hier kurz hingewiesen. Textlich und bildlich außerordentlich schön und ganz billig sind die von dem Verein für Verbreitung guter Schriften unter dem Titel „Frühlicht“ herausgegebenen Bändchen: 1. Erzählungen und Verse für Kinder. 2. Die Alten und die Jungen (für Kinder von 11 oder 12 Jahren). 3. Erzählungen und Verse oberrheinischer Dichter (vom 12. Jahre an). Der Verlag von J. F. Schreiber, Eßlingen und München, bietet an: „Windchen“ und „Prinzeßchen im Walde“ (dieses besonders für Mädchen), zwei Bilderbücher von Sibylle von Olfers; die Bilder sind zart kindlich, die Verschen wollen nur zur Erklärung dienen. Ferner „Jugendklang“. Alte deutsche Kinderlieder mit vielen bunten Bilder von Jos. Mauder. An diesem Buch ist alles schön: die entzückenden Bilder, die Lieder, die beigegebenen Melodien; nur kann man die Verse Hoffmanns von Fallersleben, Kletkes usw. nicht eigentlich „alte“ Kinderlieder nennen. Bei H. Düms in Wesel erschienen eine gute Robinson-Bearbeitung (von Fogowitz, ill. von W. Schäfer), eine hübsche, gut illustrierte Auswahl wirklich alter Kinderreime unter dem Titel „Die Uhr schlägt sechs! (von M. Hohneck und M. Voigt), ein „Buch für vergnügte Kinder“ (mit drolligen Bildern von W. van den Bruck und Versen von Franz Mahler). Von den Darbietungen des Verlags R. Bardtenschlager, Stuttgart und Reutlingen, sei hervorgehoben „Bezwinger der Lüfte“ von Franz M. Feldhaus. Dem Verlag Loewe in Stuttgart verdanken wir wie alljährlich eine große Reihe geschmackvoll ausgestatteter Jugendbücher: so eine illustrierte Ausgabe von Heys Fabeln, Baß „Sagen und Geschichten aus deutschen Gauen“ (ill. von Fahringer), Sonnenfels „Deutsche Frauengestalten“, „Märchen für kleine und große Leute“ mit meisterhaften Bildern von Willy Planck, „Ringel-Ringel-Reihe“ von Cornelie Lechler, „Lustige Schwänke von Münchhausen und Eulenspiegel“, eine Auswahl Grimmscher Märchen unter dem Titel „Ins Zauberland“ (ill. von W. Planck) u. a. Altes und Neues von Margarete Lenk bietet J. Hermann, Zwickau, an, („Aus meiner Kindheit“; „Thomas der Leutpriester). Eine treffliche Auswahl von Erzählungen, Märchen, Fabeln, Liedern, Rätseln, Sprüchen, gibt H. Berthold „Wer lesen kann, hat Freude dran!“ (Reutlingen Enßlin & Laiblin). Ebenda erschien „Wode Brausebart“. Nach alten Volkssagen von Wilhelm Kotzde. Hrsg. unter Mitwirkung der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin. Mit Bildschmuck von Ernst Liebermann. Eine kleine Ausgabe der Werke „Mit Blitzlicht und Büchse“ und „Der Zauber des Eleléscho“ hat C. G. Schillings unter dem Titel „Mit Blitzlicht und Büchse im Zauber des Eleléscho“ zusammengefaßt (mit 83 photogr. Original-Tag- und Nacht-Aufnahmen; Leipzig, R. Voigtländer). Die Bedeutung dieses Buches geht weit über eine Jugendschrift hinaus; das Werk hat ethischen und wissenschaftlichen Wert für alle, die für die Erhaltung der großen lebenden Naturdenkmäler ein Herz haben.

—I.



Zeitschriftenschau.

Von seinem Verhältnis zu Reuters Werken plaudert in der „Jugend“ (Jahrg. 1910, Nr. 45), Otto Ernst:

„Meine früheste Erinnerung an Fritz Reuter ist von besonderer Schönheit. Bei Nachbarsleuten spielend, hatte ich ein Exemplar der „Stromtid“ gefunden. Es war ein amerikanischer Raubdruck, wie ich später erfuhr; als Schriftsteller hätt' ich ihn nicht einmal mit der Feuerzange angefaßt; als zwölfjähriger Junge war ich natürlich arglos und ahnte nicht, daß im Lande der Freiheit die Dichter bestohlen, sogar mit hohem obrigkeitlichem Privilegio bestohlen werden.

Ich steckte also das Näschen hinein und hatte nach den ersten zwei Kapiteln das Gefühl: Das mußt du den Alten vorlesen. (So nannte ich respektloserweise bei mir selbst meine Eltern.) Und Abend für Abend, wenn die Beiden sich bis spät in die Nacht hinein in Staub und Mühsal ums tägliche Brot abrackerten, las ich ihnen die dreimal köstliche Dreidörfergeschichte von Rexow, Gürlitz und Pümpelhagen vor. Wie sie da lachten und weinten, die beiden „Alten“ und der kleine Junge, zu was für großen goldenen Sternen da die Augen meines Vaters wurden, wie da durch drei Herzen ein einziges frohes Leben rann, wie warm es noch um Mitternacht war im längst erkalteten Zimmer!

Halb gewaltsam mußten die Eltern den Knaben, der nicht aufhören wollte, zu Bett schicken; nur ein oder zwei von den 47 Kapiteln konnten täglich gelesen werden; aber als es gegen das Ende ging, da wurde uns eigen ums Herz; wir sparten mit den Kapiteln, wir schoben den Abschied hinaus, und als dann doch das letzte Wort gelesen war, da waren wir in Heiterkeit traurig und fühlten ein tiefes, tiefes Heimweh nach Gürlitz, Rexow und Pümpelhagen.

Wir trösteten uns bei der „Festungstid“ und der „Franzosentid“, bei „Dörchläuchting“ und „Hanne Nüte“ und lebten alle Abende herrlich und in Freuden; schwächer wurde das Vergnügen bei „De Reis' nah Konstantinopel“ und „De Reis' nah Belligen“ und noch schwächer bei den „Läuschen un Rimels“; aber wenn man so weit ist, dann kann man auch sehr gut wieder bei der „Stromtid“ anfangen, und das taten wir auch redlich. So stellt sich mir Fritz Reuter in meiner ältesten Erinnerung als ein langer, langer Sommertag in Winternächten dar.

Nichts Eiligeres hatte ich dann zu tun, als meine Entdeckung einigen Schulkameraden mitzuteilen. Aber das war ein schreckliches Fiasko. Anfangs lachten sie über den Dialekt als solchen; es war ihnen komisch, daß es Bücher in ihrer Alltagssprache gab. Und jedesmal, wenn Bräsig ein falsches Hochdeutsch sprach, brüllten sie wie angeheiterte Gorillas; aber an allem andern hörten sie stumpfsinnig vorbei. Ich war tief beleidigt, klappte meinen Perlenkasten zu und begriff, daß ich mein Publikum überschätzt hätte.

Als junger Mann las ich die „Stromtid“ einem alten Herrn vor, dem ich wöchentlich einmal eine Vorlesung zu halten hatte. Nach einigen Abenden waren zwei Gäste da, am nächsten fünf, am folgenden neun, dann siebzehn, dann fünfundzwanzig und so in einer Art geometrischer Progression weiter; das Ende vom Liede war, daß der alte Herr die Vorlesungen aufgab, weil sein Dienstpersonal dem Andrang nicht mehr gewachsen war. Für diesen Erfolg war ich dem Dichter der „Stromtid“ nicht sonderlich erkenntlich.

Aber er hat den Ausfall mehr als reichlich wieder gut gemacht, wie man gleich sehen wird. Ich las wieder einmal die „Stromtid“ vor, diesmal im Hause eines guten Bekannten. Da war nun freilich ein junger Mann, der an der damals noch seltenen, in der neueren Ästhetik bekanntlich häufig auftretenden humoristischen Maulklemme litt. Er war unzweifelhaft einer der größten Hohl- und Flachköpfe, die mir in meinem Leben begegnet sind; aber in einem Punkte war er schlau: er schwieg. Er pflegte schweigend und wie mit milde verzeihendem Neide von einem zum andern zu blicken, als wollte er sagen: Ach, Menschenkinder! Habt ihr's gut, daß ihr nicht zu denken braucht! Er konnte nicht lachen. Er be-

hauptete, nicht lachen zu können. Es war ihm alles nicht tief genug, um darüber zu lachen, und wenn etwas tief genug war, dann konnte man darüber nicht lachen, weil es eben tief war.

Ein Berliner Kritiker machte sich einmal mit Recht über eine „Ibsen-Gemeinde" lustig, die sofort schulmeisterlich strafend zischte, wenn das Publikum über Hjalmar Ekdal lachte. Die „Wildente" ist ein tiefernstes Stück! also lacht man nicht. Ich finde, es vertieft den Ernst des Stückes, wenn man gelegentlich über Hjalmar herzlich lacht. Von einem Gipfel aus ist der Abgrund tiefer als von der Ebene aus. Das begreifen die Verächter des Lachens nie.

Ich kenne auch Menschen, die sich gern und viel mit den ernstesten und schwierigsten Fragen befaßt haben und die doch über einen Excentric-Clown lachen können, daß ihnen die Knöpfe von der Weste springen. Es sind nicht üble Leute darunter. Hans v. Bülow sah ich einmal lachen, daß ihm die Tränen über die Wangen liefen, und das über einen französischen Schwank, der wie gewöhnlich nichts als Blödsinn, aber halt ein ulkiger Blödsinn war. Und Wilhelm Raabe hörte ich beim Weine sagen: „Das weiße Rößl? Ah, das ist ein ganz famoses Stück, das hat mir viel Spaß gemacht."

Oskar Blumenthal ist kein Dante und will es auch sicher nicht sein; aber er macht außer manchem anderen Guten auch sehr gute Witze, über die ich von Herzen gern lache. Er sah einmal in einer seiner Premièren einen Berliner Rezensenten, der jedesmal zürnend und strafend um sich blickte, wenn das Publikum lachte. In einer Gesellschaft trafen sich die beiden, und der Rezensent erklärte: „Es tut mir leid, Herr Doktor, ich konnte nicht lachen!"

„Ja ja," versetzte Blumenthal, „ich habe es gesehen, Sie konnten nicht lachen; aber sehen Sie, es ist mir doch immer noch lieber, wenn das Publikum lacht und Sie sich langweilen, als wenn das Publikum sich langweilt und Sie lachen."

Das war in diesem Falle mein Fall. Reuter bietet ja noch erheblich mehr als Jux, Spaß und gute Witze; man kann bei ihm weinen und lachen, und was das Herrlichste ist: weinen, indem man lacht und weil man lacht. Und ich sagte mir: Der tiefe Jüngling mit seiner importance of being earnest kann meinetwegen so sauer reagieren, wie er will, wenn sie nur immer durcheinander lacht und weint und lacht, sie, die junge Dame, die in diesem Hause verkehrte.

Es ist immer sehr schwer für den Zuhörer, Dichtung und Vortrag oder Darstellung auseinanderzuhalten; wir Menschen neigen sogar dazu, den gegenwärtigen Künstler mindestens für den zur Entgegennahme sämtlicher Lorbeerkränze bevollmächtigten Prokuristen des Dichters oder Komponisten zu nehmen. Besonders junge Mädchen, und wenn es die besten sind — — und dies war das beste — — haben eine sanfte Neigung, den „Hamlet" für ein Werk des Herrn Matkowsky und die IX. Symphonie für eine Schöpfung des Herrn Nikisch zu halten.

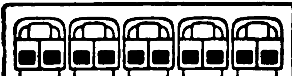
Um es kurz zu sagen: Fritz Reuter hat sich in jenen Tagen, als er schon lange tot war, in der liebenswürdigsten Weise und mit überraschendem Erfolge als Brautwerber um mich verdient gemacht, und ich muß es mir gefallen lassen, wenn ich noch heute für einen höchst parteiischen, wenn man's bei Licht besieht, schwer bestochenen Reuterrezensenten gelte.

Ich glaube, es ist Rückert, der das Wort gesprochen hat: Ein Buch, das nicht wert ist, zweimal gelesen zu werden, verdient auch nicht, daß man es einmal lese — wahr ist es jedenfalls. Man rechne danach aus, wie gut ein Buch sein muß, das man zwölfmal — so oft hab ich's mindestens gelesen — und öfter genießen kann. Es gehört zu den Werken, an denen man als an den schönsten Schulbeispielen allerlei beherzigenswerte ästhetische Weisheiten dozieren kann. Z. B. die, daß das Entscheidende in der Kunst niemals das Was, sondern das Wie ist, daß eine wohlgebaute, spannende Handlung, so angenehm und verdienstlich sie sein mag, für die Lebenskraft eines Romans von weit geringerem Belang ist als die Charakterzeichnung, der Stimmungsgehalt, die philosophischen Lebenswerte des Werkes.

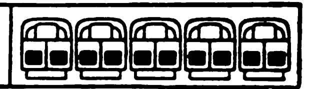
Auf das Schicksal der Hawermann und Bräsig, der Rambow und Pomuchelskopp bin ich nachgerade nicht mehr gespannt: das kenn' ich auswendig. Aber nicht genug kriegen kann ich von diesen Menschen, mit denen man verkehrt wie mit ganz Lebendigen. Es kommt ja wohl im Leben vor, wenn auch bitter selten, daß uns ein Mensch begegnet, bei dessen Anblick uns seltsam warm und wohl ums Herz wird, sodaß wir im Stillen denken: Mit dem möchtest du in

recht innige und dauernde Verbindung treten. Aber meistens sind irgend welche Lebensmächte nicht einverstanden. In Reuters Geschichten haben alle diese Mächte nichts zu sagen; du brauchst dich nicht einmal vorzustellen; der Kreis um die freundliche Abendlampe rückt sofort zusammen und macht dir den bequemsten Platz im Sofa frei; Frau Nüßler strahlt um so glückseliger, je öfter du dir einschenkst und je mehr du dir von dem Schinken heruntersäbelst; Jochen Nüßler reicht dir die Pfeife mit dem „besten Tabak unter der Sonne", „petum optimum subter solem", der zwar nicht teuer ist, aber in dieser Umgebung ganz bezaubernde Qualitäten annimmt, und Bräsig verhält sich abwartend; er hat die Augen bis ganz unter den Mützenschirm geworfen und beobachtet, und wenn du ein anständiger Kerl bist, so wird er nach deinem Weggang sagen: „Der Mensch ist mich symfatisch", und von dem Tage an kannst du auf ihn bauen. Ich kann nicht weg finden von diesem Hawermann, diesem Grandseigneur im Linnenkittel, dieser Gestalt von Dürerscher Herbheit und ruhevoller Wucht, von diesem Pastor Behrens, der viel größer ist, als so ein kleiner Pastor in einer kleinen mecklenburgischen Pfarre zu sein von Amts wegen verpflichtet ist, dessen großes, mildes Auge weit über die Grenzen seiner Gemeinde hinauspredigt, oder von der rundlichen, ein wenig pietistischen Frau Pastorin, die den lieben Gott im Katechismus und in der Kirche sucht und nicht merkt, daß er ihr aus den Augen schaut. Immer wieder zieht es mich zurück zu diesen Bauern und Tagelöhnern, deren Leben langsam dahinzieht wie ein schwerer Lastwagen, dessen Räder durch tiefen Lehm oder Sand mahlen, die wohl ein enges, aber darum kein kleines Leben führen, deren größter Reichtum ihre Treue gegen den Mitmenschen ist und deren mancher die große Ruhe des Diogenes im Herzen trägt.

O, er kannte gut, der kluge Dichter, den Zauber seiner Kunst; er wußte wohl, daß die Wirkung seiner Dichtung ein tiefes Heimweh nach der Welt seiner Gestalten sein werde. Mocht' es ihm selbst doch ebenso ergehen. Er wußte, daß seine Leser ihn bestürmen würden: Wo liegt Gürlitz? Zeig uns Rexow! Wie kommt man am schnellen nach Pümpelhagen? Er entschlüpft ihnen durch eine poetische Finte. Wo ein Edelmann sich nicht besser dünkt als seine Mitmenschen, da liegt Pümpelhagen. Wo ein Pastor nicht verlangt, daß alle glauben, was er glaubt, da liegt Gürlitz. Wo dem Bürger das Ganze mehr gilt als sein eigener Geldgewinn, da ist Rexow. Aber das ist ein magerer Bescheid, ist nach einem fröhlichen Roman ein melancholischer Schluß. Der Leser sitzt verlassen da, läßt das Buch sinken und sucht und sucht mit großen Augen in leerer Ferne das Land der guten Menschen."



Mitteilungen.



Erfahrungen aus einer zwanzigjährigen Herausgebertätigkeit. Der Aufforderung, die von verschiedenen Seiten an mich herangetreten und von der Schriftleitung des „Eckart" in dankenswerter Weise aufgegriffen worden ist: ich solle aus den Erfahrungen meiner fast zwanzigjährigen Tätigkeit als Herausgeber und Redakteur von „Meyers Volksbüchern" etwas erzählen, komme ich gern nach. Denn ich weiß zwar sehr wohl, daß nicht alles neu ist, was ich zu sagen haben werde, hoffe aber doch, daß auch das Bekanntere manchem wenigstens eine willkommene Bestätigung eigener Erfahrungen oder Erwägungen sein wird.

Eine beglückende Erfahrung ist es mir immer gewesen, daß der Deutsche tatsächlich außerordentlich viel liest: wir haben, Unternehmungen wie die „Wiesbadener Volksbücher" noch nicht einmal mit gerechnet, drei „billige" Sammlungen in Deutschland, und allein von den „Volksbüchern" sind seit 1886: $20^1/_4$ Millionen Nummern abgesetzt worden! Von diesen drei großen Bibliotheken für jedermann ist Hendels „Gesamtbibliothek" die jüngste. Reclams „Universalbibliothek" fing 1867 zu erscheinen an, „Meyers Volksbücher" aber traten bereits — damals unter dem Namen „Groschenbibliothek" — in dem politisch erregten, freiheitsdürstenden Jahre 1848 mit ihrer Devise vor die Welt: „Bildung macht frei!" Auch als die Sammlung im Jahre 1886 ihren jetzigen Namen und das schmucke Kleid erhalten

hatte, das sie heute noch trägt, blieb sie der ihr von dem Begründer des Bibliographischen Instituts, dem genialen Organisator und vorausschauenden Sozialpolitiker Joseph Meyer, gestellten Aufgabe treu: aus allen Literaturen das Beste auszuwählen, es zum billigsten Preise weitesten Kreisen zugänglich zu machen und so selbst dem Unbemittelten die Erwerbung zahlreicher guter Werke zu ermöglichen.

Als die Durchführung dieser Aufgabe in meine Hände gelegt wurde, sah ich sehr bald, daß man es als Herausgeber keineswegs allen recht machen kann. Lavieren hilft in diesem Falle gar nichts, sondern nur das unerschütterliche Festhalten an einem geschlossenen Programm. Freilich darf dieses Programm nicht zu eng sein, nicht als Schranke und Fessel empfunden werden. Auf Grund theoretischer Studien und meiner praktischen Erfahrungen habe ich für die „Volksbücher" ein Programm aufstellen dürfen, das die allgemeinsten Gesichtspunkte festzuhalten suchte, und ich gab ihnen folgende Fassung:

§ 1. „Meyers Volksbücher" versorgen seit langem weite Kreise mit anregender und unterhaltender Lektüre, sie stehen aber vor allem auch im Dienst der praktischen Volkserziehung, indem sie zu einem außerordentlich billigen Preise jedermann nach und nach in den Besitz einer eigenen kleinen Hausbibliothek guter Volksschriften setzen.

§ 2. Der vielumstrittene Begriff „Volksschriften" ist dabei hier im Sinne von Schriften gefaßt, die sich an alle Schichten des Volkes wenden dürfen, weil sie den höher Gebildeten nicht zu niedrig, den weniger Gebildeten nicht zu hoch sind. Jene werden aus ihnen in erster Linie Unterhaltung, diese vor allem Belehrung schöpfen.

§ 3. Eine solche Belehrung, d. h. geistige und sittliche Förderung, hat in dreierlei Weise zu geschehen. „Meyers Volksbücher" wenden sich

1) an das Unterhaltungsbedürfnis und suchen mit seiner Hilfe die Geschmacksbildung im Volke zu heben,
2) an den natürlichen Wissenstrieb und erstreben mit dessen Befriedigung eine weite Verbreitung nützlicher Kenntnisse,
3) an die ethische und religiöse Disposition des Menschen und dienen damit der Pflege von Sittlichkeit, Religiosität und Vaterlandsliebe.

§ 4. Die eben angeführte Reihenfolge (Geschmack, Kenntnisse, Sittlichkeit usw.) ist nicht gleichgültig. Es ist erwiesen, daß das Volk am leichtesten für Unterhaltendes zu erwärmen ist. Dem Interesse für dieses folgt in zweiter Linie das Verlangen nach Belehrung, während eine direkte Einwirkung auf ethischem und religiösem Gebiete nur mit großer Vorsicht gewagt werden kann. „Meyers Volksbücher" legen infolgedessen zunächst auf die Verbreitung der besten Werke aus der unterhaltenden Literatur aller Völker (teils in kommentierten, teils in unkommentierten Ausgaben) Wert, bringen sodann populäre Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Wissenschaft und endlich in besonders sorgfältiger und vorsichtiger Auswahl Schriften zur Förderung ethisch-religiöser Bildung.

Man sollte meinen, ein solches festes Programm müßte vor allem die ernste Kritik zur Beschäftigung mit der Sammlung angeregt haben. Aber das ist eben leider auch eine meiner Erfahrungen — oder sagen wir in diesem Falle wenigstens: Überzeugungen —, daß sich die Presse der „billigen" Sammlungen in ermunterndem Lob wie besserndem Tadel zu wenig annimmt. Sie vergißt in diesem Falle, daß auch ihr ein gutes Stück der Aufgabe zugeteilt ist, im Volke für die Verbreitung geeigneter Literatur zu sorgen. Ein viel besseres Zeugnis darf ich in dieser Beziehung den Jugendschriften-Ausschüssen ausstellen, namentlich dem Hamburger. Denen ist es wirklich Ernst mit dem prüfenden Auswählen guter Jugend- und Volksliteratur; der Hamburger z. B. hat unsere ganze Sammlung durchgeprüft, wir konnten ein besonderes Verzeichnis der von ihm als für die Jugend geeignet ausgewählten Bändchen drucken lassen. Es ist kostenlos vom Bibliographischen Institut zu beziehen.

Wenn ich nun ganz im allgemeinen einen Blick auf unsere Mitarbeiter werfe, so muß ich sagen: man mag die Deutschen sachlich noch so gut unter einen Hut bringen, man mag sie noch so leicht — und das deutsche Anpassungsvermögen macht es dem Herausgeber wirklich leicht — zum Zurückstellen ihrer persönlichen Ansichten und Wünsche hinter die

große einheitliche Idee eines Sammelwerkes bewegen können — in allerlei Quisquilien bleiben sie Eigenbrötler, und mit Zähigkeit hängen sie an einer kurzen („andern") oder langen („anderen") Sprachform, am Setzen oder Weglassen des Dativ-E's, an einer orthographischen Schrulle, an einer Interpunktionsgewohnheit. Hier muß der Herausgeber im Interesse der Einheitlichkeit oft ziemlich rücksichtslos durchgreifen, und darum enthält unser Programm nicht bloß die oben angegebenen leitenden Grundgedanken nebst näheren Ausführungen dazu, sondern auch ein ganzes kleines Gesetzbuch über Apostroph, eckige und runde Klammern, Anführungsstriche, Zitierung von Buchtiteln, Fassung der Anmerkungen u. s. f. Ich darf zu meiner Freude sagen, daß sich der eine oder andere Mitarbeiter auch für seine weiteren literarischen Arbeiten diesen Regeln angeschlossen hat, nachdem er sie, zunächst vielleicht ungern, für die „Volksbücher" durchführen mußte. Es ist unmöglich, dieses paragraphenreiche Programm hier in allen seinen Einzelheiten zu entwickeln, aber wer sich näher dafür interessiert, der erhält es von der Redaktion der „Volksbücher" gern kostenlos zugeschickt.

Lehrer melden sich erfahrungsgemäß nur ganz selten zum Übersetzen, abgesehen natürlich von speziellen Sprachlehrern: unser deutscher Volksschullehrer ist im allgemeinen kein großer Sprachenkenner. Er sammelt gern; Anthologien, Rätselschätze, Sprichwörter, Zitate, auch Zusammenstellungen geschichtlicher Zahlenreihen bietet er mit Vorliebe an. Für kritische Ausgaben älterer deutscher Literaturwerke kommt er mit geringen Ausnahmen nicht in Betracht, denn er will immer modernisieren und die herauszugebenden Autoren für Schule und Haus zurechtstutzen.

Eine häufige, aber eigentlich unbegreifliche Erfahrung ist die, daß sich Autoren, namentlich Übersetzer, gar nicht um Urheberrechtsfragen kümmern. Sie übersetzen oft aufs Geratewohl dickleibige Werke, bieten sie arglos der Redaktion an und müssen nun erst von dieser zu ihrem Entsetzen hören, daß sie Zeit und Mühe ganz nutzlos aufgewendet haben, weil die übersetzten Werke urheberrechtlich noch nicht „frei" sind. Vor allem Damen sind auf diesem Gebiete sehr leichtfertig. Anderseits sind gerade sie den männlichen Mitarbeitern als Übersetzer durchschnittlich entschieden vorzuziehen, denn sie arbeiten fast durchweg sorgsamer. Freilich beruht dieser Vorzug nicht in ihrer Geschlechtseigenart, sondern er hat wirtschaftliche Gründe: eine Frau braucht nicht so schnell wie der wirtschaftlich unselbständigere Mann zu arbeiten, denn sie leistet sich vieles selbst, was der Mann teuer verlohnen muß (Kochen, Zimmerreinigen, Nähen).

Aber gerade der gewissenhafteste Übersetzer — und das trifft ebenfalls besonders für weibliche Übersetzer zu — ist oft der ungeschickteste, weil er sich zu genau an Satzbau und Konstruktionsform des Originals hält. Die Genauigkeit der Übersetzung ist nur die Voraussetzung: die Vollendung gibt erst das Treffen des deutschen Sprachgeistes; eine Übersetzung ist schlecht, wenn sie sich nicht liest wie ein deutsches Original.

Früher konnte man eine Skala der Völker aufstellen hinsichtlich ihrer Bescheidenheit in Autorisationshonoraren für Übersetzungen. Die Italiener waren nach meinen Erfahrungen am anspruchslosesten, die Franzosen am teuersten. Mancher Autor ferner liegender Literaturen, z. B. mancher Ungar, war überhaupt froh, wenn er in Deutschland bekannt gemacht wurde. Jetzt, wo sich die Mehrzahl der zivilisierten Völker der Berner Konvention angeschlossen hat, scheint mir das anders geworden zu sein: jetzt schlägt jeder möglichst viel heraus, denn alles ist ja gleichmäßig geschützt.

Lassen wir nun ein wenig die Statistik reden, und wir werden sehen, daß auch diese „starrste" aller Wissenschaften uns Wege ins Leben zu zeigen vermag! Ich führte Buch über alle Angebote, die aus dem Schriftsteller- und Leserkreise an uns herantreten, und aus dieser Buchführung ergibt sich denn vor allem, daß die Autoren auch beim Volke der Dichter und Denker vorwiegend das Bedürfnis nach Unterhaltungsliteratur voraussetzen. Neben 99 belletristischen Angeboten in deutscher Sprache, 510 Angeboten von Übersetzungen aus fremden Sprachen, wovon mehr als 400 ebenfalls belletristischen Charakter trugen, 15 Anthologien, 4 Bühnenbearbeitungen und 54 Vorschlägen zu Bearbeitungen älterer deutscher Werke, von denen ebenfalls weitaus die meisten Belletristika waren, standen im gleichen Zeitraum nur 63

Angebote wissenschaftlicher Natur, und es muß Verwunderung erregen, daß bei einer für die weitesten Leserkreise bestimmten Sammlung so wenig Wissenschaftspopularisierung anzubringen versucht worden ist.

Daß unter diesen 63 wissenschaftlichen Angeboten die Jurisprudenz mit der Zahl 15 die Spitze einnimmt, könnte ebenfalls auffallen; aber darunter sind 13 Angebote von Gesetzausgaben, die nur praktische Zwecke verfolgen. Der Jurisprudenz schließt sich die Literaturgeschichte mit 9 Angeboten an, dann erscheint die historische Biographie mit 7 Angeboten auf dem Plan, und die weitere Gruppierung zeigt folgende kleine Tabelle:

Theologisches: 5 Angebote
Pädagogisches: 5 (merkwürdig wenig!)
Photographie: 4
Musik: 4
Geographie: 2
Geschichte: 2
Sprachwissenschaft: 2
Physik: 2
Kunstgeschichte: 2
Philosophie: 2
Volkskunde: 1
Kulturgeschichte: 1.

An diese Übersicht reihe ich sofort eine zweite, welche zeigt, wieviele Angebote wir — immer im gleichen Zeitraum — für Übersetzungen aus fremden Sprachen erhalten haben:

Französisch: 170
Englisch: 96
Russisch: 41
Italienisch: 35
Lateinisch: 33
Altgriechisch: 24
Schwedisch: 20
Dänisch: 17
Spanisch: 17
Niederländisch: 12
Ungarisch: 11
Polnisch: 11
Portugiesisch: 6
Neugriechisch: 4
Tschechisch: 3
Arabisch: 2
Rumänisch: 1
Türkisch: 1
Persisch: 1
Hebräisch: 1
Kroatisch: 1
Serbisch: 1
Bulgarisch: 1
Javanisch: 1

Es ist wohl nicht zu kühn, aus dieser Tabelle Schlüsse auf den Stand der Sprachkenntnisse in Deutschland zu ziehen, z. B daß die Kenntnis des Französischen ungefähr doppelt so stark verbreitet ist wie die des Englischen. Auf die relative Höhe der Zahl für das Russische möchte ich nicht allzu großen Wert legen: die Übersetzer wissen, daß für die russische Literatur unter den Deutschen, besonders durch Tolstoi, ein großes Interesse erwacht ist, und das hat naturgemäß auch auf die Höhe des Angebots abgefärbt. Ganz ähnlich steht es — durch Ibsen — mit der skandinavischen Literatur. Die Angebote aus dem Lateinischen und Griechischen beziehen sich leider vorwiegend auf sogenannte „Klatschen", d. h. sie spekulieren auf Schülerfaulheit. und darum stehen wir gerade ihnen äußerst skeptisch gegenüber. Bestärkt werden wir in diesem Verfahren durch die verdächtig große Nachfrage nach Xenophon, Ovid, Virgil usw., die aus dem Publikum hilfeflehend zu uns aufschreit.

Überhaupt bestätigt die Nachfrage und der Absatz der Sammlung die oben aufgestellte kleine Angebotsstatistik in mehr als einer Beziehung. Genau so z. B., wie viel mehr belletristische Literatur angeboten wird als wissenschaftliche, wird auch viel mehr belletristische Literatur gekauft. Deutsche Literatur findet viel stärkeren Absatz, als Übertragungen aus fremden Sprachen; der Unterschied ist ungefähr 3 : 2. Unter der deutschen Literatur wiederum stehen die Werke unserer Klassiker (in der Reihenfolge: Dramen, Prosa, Gedichte) obenan. Merkwürdigerweise aber werden von den Ausländern nicht, wie nach der Angebotsstatistik vielleicht vermutet werden könnte, die Franzosen bevorzugt, sondern hier stehen — gewiß eine Wirkungserscheinung des germanischen Volkstums — die Engländer in erster Linie, dann erst folgen die Franzosen, nach ihnen die Spanier (!), Skandinavier, Italiener und Russen.

Nicht ohne Interesse ist auch ein Blick in meine Desideratenliste. Ich vermerkte darin alle Wünsche des Publikums, die schriftlich oder mündlich an uns gelangten und suchte mir auf diese Weise ein offenes Auge für das „Bedürfnis" unserer Leser zu erhalten — oder doch wenigstens für ihr vermeintliches Bedürfnis. Denn das lehrt die Erfahrung mit aller Entschiedenheit: ein

Herausgeber, der sich von den Wünschen des Publikums leiten ließe und nicht vielmehr ein eigenes festes Programm zur Richtschnur nähme, versänke sehr bald in einen Strudel widerstreitendster Anforderungen, die über ihm zusammenschlügen; für ihn dürfen solche Wünsche des Publikums nur volkspädagogischen und psychologischen Wert haben, d. h. theoretisches Material sein für Aufstellung oder Modifikation seines Programms. Mein oben angeführter Grundsatz z. B., daß man an den Leser als volkspädagogisches Objekt am besten und schnellsten auf dem Wege der Unterhaltungsliteratur herankäme, ist natürlich nicht aus meiner Desideratenliste abgeleitet, wird aber durch sie bestätigt: neben einem einzigen Wunsch auf wissenschaftlichem Gebiete (eine populäre Astronomie) und vier Biographien stehen im gleichen Zeitraum rund drei Dutzend belletristische Wünsche. Darunter bezieht sich weitaus die Mehrzahl auf die deutsche Literatur, von den Franzosen wurden Béranger, Taine, Stendhal und Rabelais, von den Russen Tolstoi, aus der englisch-amerikanischen Literatur W. S. Landor, Walter Pater, Emerson, Thoreau und Walt Whitman verlangt. An den Wünschen aus der deutschen Literatur selbst aber sieht man, wie wenig man sich in unserem Falle von der vox populi leiten lassen darf: schon daß — ganz merkwürdig — besonders häufig Rückert begehrt wird, gibt zu denken; aber was soll man sagen, wenn neben Jeremias Gotthelf, Stifter, Schaumberger, Melchior Meyr, dem Briefwechsel Goethes und Zelters auch Ludwig Gothes „Fischhändler von Köln“ und Heßleins „Preußische 1001 Nacht“ auftreten?

Zum Schluß noch einige Kuriosa. Sie bedürfen keines Kommentars. Jeder wird mir glauben, daß ich sie nicht des bloßen Spaßes wegen hierher setze: sie zeigen mit allem Nachdruck, was für naive und unverfrorene Menschen es gibt. Da bietet einer — ein Käse- und Krautfabrikant — ein kleines Schauspiel an. Er charakterisiert es selbst wie folgt: „Behandlung mit Absicht nach Art der Dichter des vorigen Jahrhunderts. Daher ist die Exposition länger und ausgedehnter als sonst und nicht interessant, was sich beides vielleicht mit dem gedrängten Höhepunkt und Schluß ausgleicht. Sprache und Ausdrucksweise wegen der absichtlichen alten Nachbildung geschraubt . . .“ Ein anderer erklärt, er habe in seinem Epos einen Lehrer als „göttlichen Dulder“, seine Schüler als „Helden“ geschildert. „Ihre ‚Taten‘ sind in homerischer Manier besungen, was den gebildeten Leser zu großer Heiterkeit bringt.“ Ein dritter rühmt die „selten schöne“ Sprache seiner „sehr eigenartigen“ Gedichte, ihre „tiefgefühlte Leidenschaft“, ihren „Ausdruck maßvoller Entsagung“. Eine niedliche Zumutung ist die Bitte eines industriösen Herrn, ihm ein Verzeichnis der Sammlung zu schicken uud darin alle die Nummern anzustreichen, die er ohne weiteres nachdrucken dürfe, und sehr ermutigend ist es auch, wenn man einem „Freund“ der Sammlung der vielleicht einmal ein Heftchen gekauft hat, sämtliche Literatur über das Thema „Schillers Dramenfragment ‚Die Prinzessin von Celle‘“ zusammentragen soll. Ein Übersetzer — und damit sei's genug — bietet sich in folgender Form an: „Unter dem Schutz des Verlagshaus X., welches höflichst Ihre geehrten Name mir angezeigt hat, erlaube ich mir Ihnen, als Korrespondent für Übersetzungen vom Deutsch im italienisch oder im französisch, und vom italienisch in deutsch, Ihrer zahlreichen und wichtigen Werker, oder wessen sie wünschen werden, mich zu erbieten.“ Mein ingrimmiges Herausgeberherz glaubt obige Ausführungen nicht wirkungsvoller schließen zu können als mit diesem Brieffragment.

Hans Zimmer.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt über Heinrich Sohnreys „Friedesienchens Lebenslauf“ (Verlag Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW 11) bei, den wir der Beachtung derjenigen empfehlen, die ein gutes Weihnachtsbuch für die Familie, ganz besonders aber für junge Mädchen suchen. — Ferner bitten wir unsere verehrten Leser, die in diesem Heft enthaltenen Beilagen der Firmen: Alfred Janssen, Hamburg, und G. J. Göschen, Leipzig, freundlichst beachten zu wollen.

Verantwortl. Schriftleiter: Wilhelm Fahrenhorst, Berlin. — Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H. (Abt.: Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken), Berlin SW 68.



Jahrgang 1910/11. Nr. 3. Dezember

Abschied von Wilhelm Raabe.

Einsamkeit und Stille ringsumher
Und die Luft wie lebensleer.
Winterstarre über Kieferzweigen
Rührt kein Windhauch.
Steil kann der Rauch
Jenes Hüttenherds zum Himmel steigen.

Weiter schreitend, bin ich rasch allein.
Eine Wolke öffnet ihre Arme;
Als ob sie die stumme Welt erbarme,
Läßt sie weiße Flocken
Auf den schwarzen Boden schnein.

Plötzlich: Glocken!
Irgendwo ertönt's. Schwarze Schwingen
Flattern auf, wie flüsternd Singen —
Krähen, die nach Nahrung suchen.
Schon vorbei,
Noch ein heller Schrei
Zittert hinter kahlen Buchen.
Jetzt nur noch der Glocken Einerlei.

Und ich geh durch hoher Bäume
Brüderlich gestellten Kreis,
Wie durch eines Domes Räume,
Den getürmt ein Gottgeheiß.

Mit mir geht der Klang vom Erze,
Nun verweht, nun wieder laut,
Klang wie von verhaltnem Schmerze,
Dem's vorm eignen Rufe graut.

Und wo jäh mein Schreiten endet,
An des Abhangs steilem Rand,
Schau ich, weit hinaus gewendet,
Das verwaiste deutsche Land.

Städte breiten sich im Kranze,
Dörfer schmiegen sich am Fluß,
Unterm Wirbelflockentanze,
Dem das Leben sterben muß.

Und der Glocken Weiterdröhnen
Weckt der Glocken Schwesterschaft,
Und es irrt und schwillt ihr Tönen
Durch des Reiches Winterhaft.

Ein Geliebter ist gegangen,
Ein Vollender fand hinaus,
Der das Leben einst umfangen,
Schloß das Werk und ließ das Haus.

Der so ganz wie nie ein Andrer
Eng' und Weite neu beseelt,
Der, ein traumessichrer Wandrer,
Nie den rechten Pfad verfehlt,

Der von jeder neuen Reise
Ernte barg, die uns beglückt,
Der in immer höhere Kreise
Deutsche Sehnsucht hat entrückt,

Der dem letzten aller Schleier
Nah wie keiner fragend stand —
Ihm ertönt die Totenfeier
Übers winterliche Land.

Tönt, wie an des Abends Küste,
Tönt, wie eines Morgens Wehn
Von des fernsten Reiches Küste,
Das nicht Erdenaugen sehn.

Glockenklänge — Stund um Stunden —
Sterberuf wird Lebenslaut.
Nimmer ist er uns entschwunden,
Immer bleibt er uns vertraut.

Geht mit Deutschland steile Bahnen,
Geht mit uns durch Lust und Not,
Und den Enkeln wie den Ahnen
Bleibt sein Lieben, lebt sein Mahnen —
Wilhelm Raabe ist nicht tot.

Heinrich Spiero.

Enrica von Handel-Mazzetti.

Von Dr. Hans Ferd. Gerhard.

Sie haben wohl beide durcheinander gewonnen — die „moderne" Strömung in der katholischen Literatur und die Verfasserin von „Jesse und Maria". Enrica von Handel, die sich in ihren Anfängen kaum über den schlichtesten katholischen Kalenderstil erhob, wäre sicher nicht so schnell, nicht so leicht das geworden, was sie heute ist, wenn nicht eine mächtige Woge sie emporgetragen, wenn nicht der Beifall und der Rat künstlerisch-weitblickender Männer sie angefeuert und geleitet hätte. Und jene von Kardinal Manning hervorgerufene und von Hermann Schell und dem Freiherrn von Hertling geförderte Evolutionsbewegung unter den deutschen Katholiken, die Veremundus-Muth so geschickt und tatkräftig auf das literarische Gebiet hinüberleitete — sie würde von ihren Anhängern heute nicht mit so berechtigtem Stolz gepriesen werden, hätte sich ihr nicht eine so kraftvolle und bedeutende Künstlernatur angeschlossen wie die Dichterin des „Jesse".

Was war denn vor ihrem Erscheinen die neue katholische Literatur deutscher Zunge? Das Schmerzenskind jedes unbefangenen Historikers! Eine quantité négligeable für den Nichtkatholiken! Welcher von den Schriftstellern, die Kürschner unter dem Zeichen des kleinen eingeklammerten k vermerkte, hat denn in den letzten beiden Jahrzehnten die nichtkatholische Welt gefesselt? Hansjakob dereinst, gewiß! Doch war der ein Mann nach dem Herzen strenger Katholiken? Dann vor Jahren Emilie Mataja (Emil Marriot). Sie hat aber längst dem Zeichen, das ihr Ketten auferlegte, entsagt. Und sonst? Nun, außer den beiden höchstens noch drei, vier Namen von einigem Klang! Diejenigen Schriftsteller aber, die wirklich die Freude der streng-katholischen Leserwelt ausmachen, die Ludolf, Herbert, Neidegg,

Goldegg, Haupt usw., selbst die kürzlich verstorbene Freiin von Brackel, bedeuten uns im protestantischen Norden, wie Karl Muth richtig erkannte, nichts, garnichts. Und das nicht etwa um des Zeichens willen, unter dem sie schreiben — wir lesen ja Huysmans und Coloma — sondern deshalb, weil sie uns künstlerisch nichts zu sagen haben.

Und nun, nach diesen langen Jahren der Dürre, gehört der katholischen Literatur mit einem Mal wieder eine Dichterin, die auch wir Nichtkatholiken aufrichtig bewundern und verehren! Ein Name, den zwei der größten deutschen Epiker der Gegenwart, Wilhelm Raabe und Marie von Ebner-Eschenbach, mit warmen begeisterten Worten unter die besten zählen! Karl Muth weist stolz auf diese Tatsache hin und sieht darin den praktischen Beweis für die Unhaltbarkeit jenes viel umstrittenen Satzes von Ernst Gystrow, der die literarische Inferiorität des Katholizismus als eine Notwendigkeit bezeichnete, die aus dem Wesen der Kirche selbst hervorgeht. Nun, für uns steht die These Gystrows nicht zur Debatte. Ob aber Karl Muth das Recht hat, Enrica v. Handel, wie sie selbst es tut, ohne alle Einschränkung zu den „Schriftstellern katholischer Richtung" zu rechnen, das ist eine Frage, auf die wir erst am Schlusse unserer Betrachtungen die Antwort finden können.

Daß sich Enrica v. Handel bis auf den heutigen Tag als katholische Schriftstellerin fühlt und sich doch über alle, die man sonst als solche bezeichnet, geistig weit erhebt, ist wohl ein Ergebnis daraus, daß ihrem inneren Erleben so verschiedene Anregungen und Einflüsse zugeströmt sind. Ihr Vater war ein tüchtiger Historiker, ein konservativer und orthodox-katholischer Hauptmann im österreichischen Generalstabe. Deutsches und italienisches Blut mischten sich in ihm. Die Mutter stammte aus einer ungarischen Adelsfamilie. Sie war eine feingeistige Frau, „die einem freisinnigen Josephinismus huldigte." — Und weiter! Das halberwachsene Kind ward Zögling im Kloster der englischen Fräulein zu St. Pölten, „wo der ignatianische Geist, der dort in liebenswürdigster Form in Erscheinung trat, sie unwiderstehlich anzog", und dann wiederum Schülerin eines Mannes freierer Richtung, des Wiener Ästhetikers und Philosophen Robert v. Zimmermann. — Und schließlich: die ersten Arbeiten der jungen Dichterin galten kleinen frommen Blättlein und wurden später mit der Druckerlaubnis des Fürstbischofs Kopp in den roten Heftchen der katholischen Verlagsanstalt veröffentlicht, während ihr Roman „Jesse und Maria" in dem Kampforgan der „Evolutionisten", im „Hochland", erschien.

So trafen sich in Enrica v. Handel streng kirchlich-katholische und leis liberale Anregungen. Zu einem stürmischen Gegeneinander der Ideen scheint es aber bei ihr nicht gekommen zu sein. Das kirchlich-dogmatische löste sich bei ihr wohl in tief religiöser Mystik, und diese Mystik in einer herzenswarmen Menschenliebe auf. Die echte Toleranz der edlen Mutter und des geistig vornehmen Lehrers verhinderten ein schmerzliches Zusammenstoßen.

Und wo noch ein Spalt ungeschlossen blieb, überbrückte ihn die Kunst, der schon das Kind und die kaum erblühte Jungfrau dienten.

Ja — Kunst ihr ganzes Leben lang! Von den ersten Kindergedichtchen an bis zu „Jesse und Maria" und der „Armen Margaret"! Dramatisches, Lyrisches, Episches! Ist aber nicht alles rühmens-, ja nur nennenswert. Die Dichterin selbst urteilt scharf genug über die ersten tastenden Versuche.

Über das Dramatische können wir schnell hinweggehen. Wir finden da ein harmlos-possenhaftes Verwechslungsspiel in drolligen Versen „Pegasus im Joch"; ein Weihnachtsspiel „Talitha"; und ein Drama „Nicht umsonst", von dem die Dichterin in einem Briefe freimütig bekennt: „Das ist eine ganz unreife Arbeit . . . ein riesig langatmiges Jambendrama, schlechte Schiller-Imitation. Einige schöne Verse entschädigen nicht für die fortgesetzte Unwahrscheinlichkeit der Handlung. Ich wollte mit zwanzig Jahren, als ich kaum aus dem Institut gekommen war, den Hof Ludwigs XIV. schildern! Sie können sich vorstellen, wie das ausfiel."

Das alles vor langen Jahren. Nur ein dramatisches Werkchen aus jüngster Zeit. Und auch das nur eine Gelegenheitsdichtung. Es ist das Wiener Stück „Ich kauf ein Mohrenkind", das 1904 zugunsten der afrikanischen Missionen mehrere Male in Wien gespielt wurde und starken Anklang fand. Es trug der Dichterin, die selbst eine kleine Rolle darin gab, einen prachtvollen Rosenstrauß und die Freundschaft der Marie von Ebner-Eschenbach ein.

Und die Verse der Dichterin? Das ist schon ein längeres, wichtigeres Kapitel. Enrica v. Handels Gedichtbuch „Deutsches Recht" hat in ganz kurzer Zeit fünf Auflagen erlebt. Es ist ein seltsames Buch. Widersprechendes steht darin hart nebeneinander. Ein zartes „Lied von den Kindern" an der Spitze — in seiner Innigkeit, Schlichtheit und weicher Rhythmik mir das liebste der Sammlung. Am Schluß dagegen, die Titeldichtung, ein Sang ganz im Ton der alten historischen Volkslieder. In einem freien, ursprünglich etwas polternden Versgang. Ursprünglich auch kaum disponiert, jedenfalls nicht knapp geschlossen. Dabei aber voll urwüchsiger Kraft, plastisch in der Schilderung, packend in der kurzen dialektischen Rede und Gegenrede. Etwas ungefüge und rauh das Ganze, aber die Gabe einer starken epischen Begabung.

Nun, das Rauhe hat sich in der zweiten und dritten Auflage gemildert. Das Ungefüge und Ungeschlossene ist unter der feinen Künstlerhand der Dichterin stark zurückgetreten. Enrica v. Handel arbeitet ja unablässig und mit hohem künstlerischen Ernst an sich und ihren Werken.

Und der übrige Inhalt des Buches? Ungleichartig und ungleichwertig! Er umschließt manches aus den Entwicklungsjahren der Dichterin, was ebensogut ungedruckt geblieben wäre, wie z. B. die beiden Gedichte auf die Mordtat an der Kaiserin Elisabeth. Nicht ohne Kraft dagegen ist ihr Scherz-

gedicht von den schweigsamen Rittern. Eigenartig das in überraschendem Realismus gemalte Bild von Christi Geburt, ein seltsames Gegenstück zu Liliencrons Golgatha-Gemälde. Prachtvoll das Lied aus „Jesse und Maria“, das Hans Landersperger, der vertriebene Lehrer von Melk, den Pechlarer Bauern singt.

Merkwürdig ist es, daß in diesem Versbuche die eigenen Empfindungen der Dichterin so gut wie gar nicht zum unmittelbaren Ausdruck gelangen. Das einzige kleine Liebesliedchen der Sammlung ist ganz unpersönlich. Die Kirchenlieder und Gebete sind es auch. Nur in dem genannten Lied von den Kindern, in dem weichen melodischen Krippenlied und in einem allerliebsten Wiener Weihnachtsidyll spricht die Dichterin zu uns von Herz zu Herzen. In ihnen aber ist es — was wir ähnlich auch in den Novellen und Romanen wiederfinden — ihre tiefe goldene Liebe zu den Kindern, die ihre Lippen entsiegelt. Sonst spricht sie nur durch den Mund anderer oder wenigstens durch das Medium der Religion zu uns. Dürfen wir darin die unbewußte Gebärde der Epikerin erblicken? Ist es gar ein Ausfluß ihrer streng katholischen Anschauungen? Oder ist es herzenskeusche Zurückhaltung, die tiefstes, eigenes Leid, höchstes Sichfreuen und innigstes Sichsehnen vor den Augen der Welt verschließt? Ich habe nicht die Stirn gehabt, die Dichterin danach zu fragen. . .

Doch nun zu Enrica v. Handels Prosa, zu ihren Novellen und Romanen! Seltsam, da hat es Weissager und Propheten gegeben — Johann Ranftl in seiner vortrefflichen biographischen Einleitung zu drei Novellen der Dichterin erzählt davon*) — die dem Kinde und dem Backfischchen nach ihren ersten poetischen Versuchen schon eine große Zukunft verkündet haben. Alle Achtung vor ihnen! Hätt es ihnen nicht gleichgetan! Ich muß sogar gestehen, daß ich einen ähnlich überraschenden Aufstieg aus unbedeutenden Anfängen zur vollen Sonnenhöhe großer Kunst noch nie beobachtet habe. Die ersten Geschichtchen sind wirklich nur bescheidene Harmlosigkeiten, die nicht mehr als ein niedlich-flottes Plaudertalentchen, einigen Humor und ein unleugbares Geschick in der Behandlung des geschichtlichen Hintergrundes erkennen lassen. Jede Eigenart fehlt. Sollten jene Propheten am Ende die kleinen Werke an den Durchschnittsleistungen der „katholischen“ Autoren gemessen haben?

Was aus den Novellen herausragt? Aus den Erzählungen, die vor dem ersten Roman, dem „Meinrad“, liegen, höchstens die eine: „'s Engerl“,

*) Graz und Wien. Verlagsbuchhandlung Styria. — Inzwischen hat Eduard Korrodi eine längere Studie erscheinen lassen: Enrica v. Handel-Mazzetti. Die Persönlichkeit und ihr Dichterwerk. Verlag der Alphonsus-Buchhandlung, Münster i. W. Es ist die gründliche und eingehende Arbeit eines feinsinnigen Literaturkenners, der sich wohl nicht ganz frei hält von liebenswürdigen Übertreibungen, aber durch seine frische und warmherzige Art der Dichterin viele neue Freunde und Verehrer werben wird.

die die übliche Wohltätigkeitsempfindsamkeit einer „besseren" Dame dem tiefen, opferfreudigen Mitgefühl eines rauhen, unentwegten Sozi wirkungsvoll gegenüberstellt. Die beiden Novellen, die zwischen „Meinrad" (1900) und „Jesse und Maria" (1905) liegen, sind bedeutender. „Fahrlässig getötet" erzählt von dem Haß und Vergeben einer armen Witwe dem „Mörder" ihres Mannes gegenüber. „Der Verräter" greift ein Stück aus der Handlung des „Meinrad" heraus — den Verrat des Sekretärs Valentini an seinem Herrn, dem Freiherrn Mac Endoll — und behandelt Schuld und Sühne in einer besonderen Studie. Recht packend, aber psychologisch nicht mehr überzeugend und erschöpfend als der „Meinrad" selbst.

Eine Studie nannte ich soeben die Novelle vom Verräter Valentini. Als Studien sollten wir auch all die andern kleinen Erzählungen ansehen. Ihr Wert liegt eben darin, daß die Dichterin an ihnen lernte. An den ersten das Plaudern und Erzählen überhaupt, an den späteren das Zusammenfassen des Stoffs und die Schilderung eines geschichtlichen Milieus, an den letzten wirkungsvolles Gruppieren und psychologische Vertiefung.

Vielleicht war übrigens diese erste Lehrzeit der Dichterin die allerschwerste für sie. Denn sie bedingte ein allmähliches Sichlösen von den frommen Zielen ihrer ersten Versuche, von den ihr liebgewordenen Blättern, in denen sie sie veröffentlichte, und gewiß auch von dem Einfluß der streng kirchlich gesinnten Männer, deren Zwecken sie mit ihrer Kunst zu dienen suchte. Im Vorwort zu der kleinen Posse „Pegasus im Joch" konnte der Redakteur des St. Angela-Blattes noch schreiben: ... „wir wünschen allen poetisch angelegten Seelen, daß sie aus der Lesung, vielleicht auch aus der Vorführung des Lustspiels jenen Nutzen ziehen, den die Verfasserin, die bei ihren Veröffentlichungen in den Zeitschriften „Waisenkind", „Waisenbote", „Vaterland", „Christliche Familie" und „St. Angela-Blatt" stets praktische Ziele verfolgt, im Auge hatte." Praktische Ziele!! Gott Lob, daß Enrica v. Handel bei ihrem Schaffen diese praktischen Ziele mehr und mehr aus den Augen verloren hat, und daß sie schließlich den Satz schreiben konnte: „So nachgibig als Frau, so unnachgibig bin ich als Künstlerin. Da kenne ich nur zwei Instanzen: meinen Herrgott und mein von ihm mir verliehenes künstlerisches Gewissen. Ein Paktieren, ein Kompromisseln, ein Retraktieren gibt es bei mir nicht."

Und noch eins! In ihrer Lehrzeit löste sich die Dichterin auch wohl von den leidenschaftlich verehrten Vorbildern ihrer ersten Jugend und wandte sich neuen Göttern zu. Ranftl erzählt, daß es in den frühen Mädchentagen der Dichterin „zu ihren kühnsten Träumen gehörte, einmal etwas von sich gedruckt zu sehen, das einigermaßen den schönen Erzählungen der Hermine Proschko ähnlich sähe." Hermine Proschko! Läßt uns dieser Name nicht vermuten, daß Enrica v. Handel doch wohl manche Fäden und Ketten zerreißen mußte, ehe sie ihren eigensten Weg beschreiten konnte? Nun,

Sicheres wissen wir darüber nicht. Vielleicht sind auch ihrem Künstlergewissen die schwersten Kämpfe erspart geblieben. Dadurch erspart, daß sie immer und immer wieder zu den großen Genien der Vergangenheit zurückkehrte. Die sind es ja ihrem eigenen Geständnis nach gewesen, denen sie vor allen anderen nachgeeifert hat. Die Bibel, Homer, Shakespeare, Dante, Goethe und Molière! „Ich kenne," schreibt die Dichterin, „wohl auch mehrere Werke der Moderne und schätze sie, aber beeinflußt haben sie mich sehr wenig. ... Für Einzelheiten der Technik habe ich allerdings auch aus modernen Büchern manches gelernt, aber mehr bei Germanen als bei Romanen. Dickens' Prosa war neben der unvergleichlichen Goethes in meinen literarischen Werdejahren meine Lieblingslektüre. Von neuen Schriftstellern romanischer Herkunft hat bildend auf mich nur der geniale Spanier P. Louis Coloma („Lappalien") gewirkt." —

Um den geradezu überraschenden Aufstieg der Dichterin klar vor Augen zu haben, wollen wir nun einmal drei ihrer Werke mit einander vergleichen, die durch gewisse Beziehungen mit einander verknüpft sind: drei Bekehrungsgeschichten! „Der Stangelberger Poldl" ist die erste, verfaßt im Jahre 1891. Fast ist es grausam, dies Geschichtchen mit dem „Meinrad" und dem „Jesse" zusammenzustellen. Es erzählt von einem lieben Wiener Büblein, einer Witwe Sohn, der durch Zufall in des gelehrten Herrn Mercator Wohnung gerät, mit dem berühmten Freidenker Freundschaft schließt und zur Zeit der Türkenbelagerung 1682 dem Schwerverwundeten einen Gruß des berühmten Grafen Starhemberg und, was mehr ist, die Tröstung der Sterbesakramente bringt. Mercator stirbt als gläubiger Christ, nachdem er vor Abraham a Sankta Clara den Knaben zum Erben eingesetzt.

Ein „rührendes" kleines Geschichtchen! Alles aufs Empfindsame, aufs „Allerliebste" hinausgearbeitet. Die Handlung anekdotenhaft erzählt. Das kaum zu bezwingende psychologische Problem von der Bekehrung des Freidenkers mit wundervoller Sorglosigkeit „gelöst". Aber das oben genannte Dreierlei auch hier deutlich erkennbar: Geschick im Erzählen, Humor und eine entschiedene Begabung für die Behandlung geschichtlicher Stoffe. —

Neben dem Stangelberger dann die zweite Bekehrungsgeschichte: der Roman „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" — schon wie ein Berg neben einem Maulwurfshügel. Nicht nur dem Umfange nach — ein Novellchen könnte an und für sich wohl einen Roman überragen. Aber welche Wandlungen schon hier in der Kunst und in den Anschauungen der Dichterin!

Die Bekehrung wird hier nicht mehr wie eine selbstverständliche Sache allen möglichen anderen Geschichten als Schwänzchen hinten angehängt. Hier wird sie vielmehr in den Mittelpunkt der Handlung gerückt. Hier wird alles aufgeboten, um sie psychologisch zu erklären.

Wir treten anno 1710 mit Edwin, dem elfjährigen Sohne des berühmten englischen Gelehrten und Freidenkers Mac Endoll, in das Kloster zu Kremsmünster ein. Meinrad, der brave, kinderliebe, herzenseinfältige Mönch, hat ihn dem Begleiter Valentini, dem Sekretär seines Vaters, unter dem Versprechen abgelockt, daß dem Glauben des Knaben nicht Gewalt geschehen soll. Aber ihm geschieht dennoch Gewalt. Der Abt, der der Zusage seines Untergebenen nicht achtet, versucht es mit Güte, bitterer Strenge und List, das Herz des standhaften kleinen Protestanten dem katholischen Glauben zuzuwenden. Doch nichts verfängt. Erst als der Abt den gütigen Meinrad selbst gewähren läßt, als der Mönch mit väterlicher Zärtlichkeit den Knaben an sich zieht und ihn über den Tod der Mutter mit der Liebe der Jungfrau Maria und mit dem Hostienwunder tröstet, da schleicht sich die Zuneigung zur katholischen Lehre und zum katholischen Kultus in seine Seele. Aber freilich, ehe der Abt die Freude hat, daß Edwin dem ketzerischen Glauben ganz entsagt, muß der Knabe noch durch eine harte Schule des Leidens gehen. Er muß das Kloster verlassen und Heimweh nach seinem Pater Meinrad empfinden. Er muß erleben, wie sich der aufgeklärte Vater gegen die Hexenpredigt eines Halleschen Pastoren auflehnt. Er muß dabei stehen, wie der über alles geliebte Vater wegen eines atheistischen Buches und wegen seiner angeblichen Teufelsgemeinschaft — der eigene Sekretär hatte ihn dessen angeklagt — vom Berliner Ketzergericht zu Tode gemartert wird. Da erst wird die Sehnsucht nach der Mutter Maria und nach dem Herrn der Gloria so mächtig in ihm, daß er nach dem Kloster heimverlangt und Sehnsucht trägt nach dem Hostienwunder der ersten Kommunion.

Schon diese zweite Bekehrungsgeschichte erdrückt die erste vollkommen. Noch freilich zeigt der Aufbau Mängel: der Roman bildet mehr eine Zweiheit als eine Einheit; der erste Teil wird von Edwin, der zweite Teil von Mac Endoll beherrscht, und die Brücke zwischen beiden — in den Briefen Edwins an Meinrad — ist morsch und brüchig. Aber wie sind die einzelnen Teile aufgebaut! Wie sorgsam ausführlich ist die psychologische Entwicklung im ersten! Wie dramatisch zugespitzt der zweite! (Beim Einzug Mac Endolls in Berlin fast gar zu bühnenmäßig geordnet: die Ereignisse werden hier ohne Not auf wenige Stunden zusammengedrängt, und der Wahrscheinlichkeit geschieht Zwang.) Wie prächtig kontrastieren dann die beiden Teile — ein Adagio und ein Allegro! Wie zart löst sich aus der Katastrophe der Schluß!

An einigen Stellen tragen Handlung und Charaktere noch romanhaftes Gepräge. Der Zufall, der Edwin ins Kloster führt, die gar zu „feminine" Art Meinrads, vor allem die eifersüchtige Liebe des Schurken Valentini zu seines Herrn totem Weib erwecken Bedenken. Aber wie fein sind die Seelenstimmungen des Knaben, wie treffend bei aller Weichlichkeit die Empfindungen Meinrads geschildert! Wie geschickt sind die Geistlichen beider

Bekenntnisse gezeichnet! Harte und milde! Offene und versteckte! Fanatische und lässige! Und wie mächtig wächst aus kleinen Anfängen das Schicksal Mac Endolls empor!

Viele Kapitel dieses Romans lesen sich wie die erschütterndsten Szenen eines Dramas. Die Zwischenerzählung ist knapp, der Dialog markig, oft dialektisch gefärbt. Die ganze Schilderung, gerade im zweiten Teil, von einem Realismus, der auch das Häßliche und das Furchtbare nicht scheut, der überzeugt und fortreißt und doch überall durch höhere künstlerische Zwecke bestimmt und gebunden ist.

In diesem gesunden unerschrockenen Realismus zeigt sich nun ganz ohne Zweifel – mag auch die Dichterin selbst nur „Technisches" darin sehen – etwas vom G e i s t e der „Modernen". Nur eine Schriftstellerin unseres wahrheitsuchenden Jahrhunderts konnte so grad und wahr, wie im „Meinrad" und im „Jesse", alle Äußerungen menschlicher Schwachheit, Bosheit und Liederlichkeit wiedergeben, konnte so „rücksichtslos" in der Behandlung des Dialoges, so echt in der Färbung des Dialektes sein. Kapitel wie die Verhaftung und der erste Schmerzensgang Mac Endolls konnten einfach nicht geschrieben werden, ohne den Einfluß der großen modernen Naturalisten, mag er nun direkt aus i h r e n Werken oder aus denen ihrer Nachahmer gewirkt haben. –

Und nun die letzte der drei Bekehrungsgeschichten: der Roman „Jesse und Maria"! Bringt er gegen den „Meinrad" noch eine Steigerung? Ohne Zweifel noch in vielen Punkten!

Zunächst ein Wort davon, was er erzählt! Vom Jesse von Velderndorff berichtet er, der ums Jahr 1657 den biedern gutmütigen Förster Schinnagel zum Protestantismus bekehren möchte und ihn durch eine Schuldforderung dazu bringt, das wundertätige Gnadenbild von Maria Taferl, das er selbst gestiftet hat, heimlich vom Berg zu holen. Von Maria, des Försters schönem und eifrigem Weib, erzählt er, das die Herausgabe des Bildes verhindert, das den Ritter bei den Jesuiten verklagt und vor der Reformationskommission gegen ihn aussagt. Und wieder von Jesse, wie er sich stolz vor den katholischen Herren verteidigt, wie man ihm sein Weib und seinen Bruder aus dem Schlosse jagen will, und wie er im Zorn darüber den obersten der Richter niederschießt. Und noch einmal von Maria, wie sie zuerst über des Ketzerbuben Schicksal frohlockt, wie dann aber die Reue und die Angst sie überkommt, wie sie in den Kerker zu ihm geht und wie sie dort, gleich Jesse, die eigene Schuld erkennt – die Unduldsamkeit, die Härte gegen des Anderen Glauben und Überzeugung und Wirken.

Das ist ein knapper kärglicher Bericht. Er kann nur eben eine flüchtige Vorstellung von dem Inhalt des Werkes geben. Der Roman selbst umschließt eine ganze Welt.

Präzise und wuchtig wie in einem Drama Friedrich Hebbels fügt sich hier alles ineinander. Und doch ist der Aufbau streng episch. Ein breiter,

vielleicht allzu breiter Unterbau. Das Ganze eine Folge von meist kurzen, knappen Szenen, die die psychologische Entwicklung von allen Seiten scharf beleuchten. Die Katastrophe dramatisch bewegt, mit Gewalt einer Lawine hereinbrechend.

Die Figuren schlicht und kräftig gezeichnet (höchstens in der des komplizierteren Jesse kleine Risse) und wunderbar dramatisch gruppiert! Auch fehlt ihnen nicht der Humor; die köstlichen Gestalten des braven schimpflustigen Pfarrers Wolf und des faunischen bischöflichen Pflegers Weinmaister dürfen fast Shakespeares unsterblichem Sir John an die Seite treten. Nicht viel Seelenzerfaserung! Das XVII. Jahrhundert trug ja einfachere Charaktere. Und Enrica v. Handel hat ja nie aus den Augen verloren, daß ihr höchstes Ziel nicht Artistendichtung, sondern Volksdichtung ist. Volksdichtung freilich im höchsten Sinne, nicht nach der Meinung moralisch-traktätchenfroher Geschichtenerzähler.

Und schließlich und vor allem: die Menschen dieser Erzählung atmen Leben. Sie sind nicht, wie so oft die Figuren historischer Romane, Holzpuppen in Ritterkleidung und Brokatgewand oder im besten Falle verkleidete Herrchen und Dämlein der Gegenwart, sondern sie sind echte Kinder ihrer Zeit. Sie sprechen die Sprache ihres Jahrhunderts und den Dialekt ihres Landes und fühlen, wie die Menschen vor zweieinhalb Jahrhunderten gefühlt haben müssen.

Das ist das Erstaunlichste an diesem Roman und an dem „Meinrad“, daß die Dichterin in ihnen ein so wunderbar echtes Kulturbild des XVII. Jahrhunderts und der folgenden Jahrhundertwende gegeben hat; daß sie diese lang begrabenen Zeiten zu einem so frischen, blühenden Dasein erweckt hat, daß wir in ihnen leben, wie bei C. F. Meyer in der Zeit des Jürg Jenatsch, wie bei W. Raabe in der Zeit des siebenjährigen Krieges, wie bei Flaubert im Carthago Hamilcars.

Und wie ist es nun schließlich mit dem Geiste, der in diesen drei Bekehrungsgeschichten lebt? Ist auch in der Weltanschauung, die die drei Werke widerspiegeln, ein Aufstieg bemerkbar? Vielleicht der allerinteressanteste! In der Jugenderzählung bedurfte Enrica v. Handel nur eines lieben kecken Jungen, um den großen Gelehrten Mercator aus seiner Freigeisterei zu seinem Kinderglauben zurückzuführen. Das Glauben ist ihr damals fast noch eine Sache der Moral, ja der Wohlanständigkeit. Der gute alte Gelehrte brauchte sich nur ein wenig Mühe zu geben, und es gelang ihm, wieder ein gläubiger Katholik zu werden.

Um wieviel tiefer ist das religiöse Problem schon im „Meinrad“ gefaßt! Schon allein durch die größere Bescheidenheit der gestellten Aufgabe! Hier wird nicht mehr die Bekehrung eines Mannes, sondern eines elfjährigen Knaben geschildert. Und selbst bei ihr ist der Weg lang und an Schwierigkeiten reich. Besonders schreckliche Erlebnisse des Kindes müssen erst die Aufgabe vollends lösen. Und was ist bei dieser Bekehrung schließ-

lich das Ausschlaggebende? Nicht etwa Gründe der Dogmatik, sondern der Umstand, daß auf Seiten des Katholizismus der kunstfreudigere Kultus, vor allem aber die Mystik kämpft. Das Kindschaftsverhältnis zur Gottesmutter, die übersinnliche Vereinigung mit dem Heiland im Hostienwunder — sie sind es, die auf das Gemüt des Kindes wirken. In Mac Endoll aber, dem Atheisten, kommt es trotz aller Körper- und Seelenqualen doch nur zu einem „Vielleicht, wenn ich . . .“ und einem in der Agonie gestammelten „Ich glaube . . .“ Seine Weltanschauung bleibt so gut wie unerschüttert. Und Moral und Glauben sind hier für die Dichterin getrennte Gebiete.

Trotzdem zeigt sich Enrica v. Handel in diesem Roman noch als entschiedene, ich möchte auch sagen kritische Katholikin. Die Gespräche Mac Endolls mit den drei Geistlichen im Gefängnis beweisen es uns. Seinem Atheismus gegenüber läßt der Gelehrte hier als konsequente Weltauffassung nur den Katholizismus gelten. Den Protestantismus tut er als inkonsequent und als eine Halbheit ab. Ferner aber ist in diesem Roman die Schilderung von Meinrads Mystik von einer so starken inneren Glut getragen, daß wir darin sicher das eigenste Glaubensbekenntnis der Dichterin erblicken dürfen. Diese Subjektivität raubt ja, streng genommen, dem Werk vielleicht ein wenig von seinem künstlerischen Wert. Aber sie ist es auch, die den Roman durchwärmt und durchleuchtet und den Leser unwiderstehlich mit sich fortreißt.

In „Jesse und Maria“ ist eine solche Parteinahme der Dichterin nicht mehr zu bemerken. Hier sind Dunkel und Hell mit geradezu erstaunlicher Objektivität unter Protestanten und Katholiken verteilt. Hier haben wir nicht mehr einen katholischen Roman. Hier haben wir lediglich ein Kunstwerk. Hier ist bei allem Fanatismus Jesses und allem Glaubenseifer Marias das Ziel der Entwicklung nicht mehr die Bekehrung zum katholischen oder protestantischen Glauben. Nein, hier ist das Ziel die Erkenntnis, daß es gegen das Gesetz des Allgemeinmenschlichen verstoßen heißt, wenn man, wie Jesse, dem Gläubigen das Teuerste nimmt, das Bild der Gottheit, das er im Herzen trägt; und daß es einen edlen Menschen in schwere Bedrängnis bringt, wenn er, wie Maria, in heiligen Dingen Zorn und Rachsucht walten läßt.

So wird in diesem Roman die Glaubenstragödie zur Menschlichkeitstragödie. Enrica v. Handel steigt in ihren „Bekehrungsgeschichten“ zu immer weitherzigerer Toleranz, zu immer schrankenloserem Menschentume, zu immer reinerer und lichterer Auffassung jenes Satzes empor, der als Motto über dem „Meinrad“ steht: Magna res est amor.

Magna res est amor! So klingt es uns denn auch aus ihrem neuesten Werk entgegen, aus dem Volksroman „Die arme Margaret“. Hier übt eine Protestantin, deren Gut eine rohe katholische Soldateska geplündert und deren Reinheit ein wilder Pappenheimischer Offizier angetastet hat, die höchste Barmherzigkeit. Sie bittet für den Verurteilten. Sie tröstet ihn in seiner Todesstunde.

Der Gegensatz zwischen lutherisch und katholisch tritt uns hier nur im Vorspiel entgegen. Für die seelische Entwicklung bedeutet er nichts mehr. Menschenliebe in ihrer höchsten und reinsten Form gibt hier die einzige Richtungslinie.

Diese Menschenliebe aber predigt Enrica v. Handel in ihrer letzten Arbeit mit ganz seltsamer Inbrunst, ich möchte fast sagen, mit Fanatismus. Sie malt ihr Ideal in der unschuldsvollen, fast jungfräulichen Mutter so duftig und fein, so überirdisch zart, sie ergibt sich der Darstellung von der seelischen Peinigung und Selbstaufopferung ihrer Heldin mit einer Verzückung, daß es uns umschmeichelt wie Weihrauchnebel vor dem Bilde der Gottesmutter. Der Gegensatz zwischen den Schrecken des Blutgerichts und der „süßen" Hilflosigkeit dieser Überwinderin wird geradezu grausam vertieft. Alle Farben verlieren sich in Scharlachrot und Blütenweiß. Nirgends eine beschauliche Entwicklung der Handlung und der Charaktere. Nirgends ein Ruhepunkt in einer Landschaftsschilderung, in einer Episode, in einem Stückchen Humor. Nein, überall balladenhaft harte Kontraste! Dabei aber nicht etwa ein balladenhaft scharfes Zusammendrängen und Vorwärtsstürmen. Sondern ein fast peinigendes Immer- und Immerwiederkehren desselben Motivs von der überhart gesühnten Freveltat an einer rührenden, lilienhaften Unschuld.

In der wunderbaren Meisterung ihrer stark dialektisch und archaistisch gefärbten Sprache ist Enrica v. Handel mit diesem Werke vielleicht noch gewachsen. In ihrer ethisch-religiösen Anschauung ist sie sich treu geblieben. In der epischen Durcharbeitung ihres Stoffes aber ist sie diesmal von dem Wege ihrer großen Kunst abgeirrt. Abgeirrt nach der balladenhaft verschärften und religiös verzückten Darstellung harter menschlicher Gegensätze hin.

Und nun stehen wir zum Schluß abermals vor der Frage: Wie weit hat Enrica v. Handel das Recht, sich als katholische Schriftstellerin zu bezeichnen? Eines ist da sicher: ihr Katholizismus hat sich aus den engen Schranken, in denen er anfangs eingeschlossen war, befreit. Er hat sich zu edler Menschlichkeit und erquickender Toleranz geläutert. Ein anderes aber ist ebenso gewiß — und ihr neuestes Buch beweist es uns ebenso klar wie ihre jüngst veröffentlichte Erklärung gegen die Modernisten: die Dichterin wurzelt fester denn je in ihrem Heimatboden, der katholischen Romantik. Ein so objektiv schildernder Roman wie „Jesse und Maria" konnte uns allenfalls darüber forttäuschen. „Die arme Margaret" niemals. Ganz abgesehen von dem sentimental-grausamen Gegensatz zwischen Engelsunschuld und Martern: die Gestalt der Margaret selbst konnte nur aus Gedanken geboren werden, in denen Marienkultus und Heiligenverehrung ihre Wohnstätte haben.

So beobachten wir hier ein seltsames Widerspiel: Enrica v. Handel steigt in diesem letzten Werke ihrer „Romantrilogie" zu einer so hohen

Stufe religiöser Toleranz empor, daß sie eine Ketzerin zu ihrer Heldin und Heiligen erhebt. Trotzdem aber ward der Roman seinem innersten Wesen nach der „katholischste" unter den dreien.

Dem protestantischen Norden wird die katholisierende Mystik der Dichterin immer ein wenig fremd bleiben, mag sie ihm auch in künstlerisch-reiferer Form geboten werden als in der „Armen Margaret". Für ihn werden immer Werke wie „Jesse und Maria" höher stehen. Denn diese umschließen doch gewiß auch höchste und feinste Kunst. Zugleich aber zeigen sie uns Enrica v. Handel nicht als verzückte Priesterin einer katholisch-mystischen Empfindungswelt, sondern als Künderin einer „Wahrheit", die für uns weit darüber steht: eines gesunden, freien und echten Menschentums.

Die Entstehung meiner Märchensammlung.

Von Prof. Dr. Wilhelm Wisser.

Die Volksüberlieferungen sind in Schleswig-Holstein schon vor 70 Jahren gesammelt worden. Die Anregung dazu gaben die drei nachmals so berühmt gewordenen Landessöhne Theodor Storm, Theodor Mommsen und Karl Müllenhoff, alle drei von der Westküste Schleswig-Holsteins. Nachdem sie schon längere Zeit, jeder in seinem Kreise, gesammelt hatten — der Student Theodor Storm, der lange Husumer, und „ein gewisser Müllenhoff", die, wie die alte sagenkundige und sagengläubige Wieten Klook sagt, dem lieben Gott die Zeit stehlen, in den Dörfern umher liegen und am liebsten solche alte Geschichten hören, deren Sammeltätigkeit ist ja in Frenssens Jörn Uhl lebendig geschildert —, verbanden sie sich im Herbst 42 zu gemeinsamer Tätigkeit und versandten in alle Teile des Landes an solche Männer, auf deren Teilnahme sie glaubten rechnen zu dürfen, eine Aufforderung, sie in ihrem Bestreben zu unterstützen. Bald gingen ihnen denn auch reichliche Mitteilungen zu. Die Sichtung und Bearbeitung des eingegangenen Materials übernahm dann Müllenhoff allein. Und als Frucht seiner mühevollen Arbeit erschien schon i. J. 45 seine bekannte Sammlung der „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg."

Unter Müllenhoffs Mitarbeitern sind — abgesehen von Storm — besonders drei Männer zu nennen: Kandidat Arndt, der mit geradezu rührendem Eifer unermüdlich wie ein treuer Spürhund für Müllenhoff gesucht hat, Dr. Klander am Gymnasium zu Plön und Lehrer Hansen auf Sylt. Klander und Hansen hatten schon längere Zeit für sich gesammelt und stellten jetzt Müllenhoff ihre Sammlung bereitwillig zur Verfügung.

An der Beschaffung des Stoffs hat den hervorragendsten Anteil Müllenhoff selbst gehabt. Ihm allein fiel die Arbeit zu, die gedruckten Quellen aufzuspüren und zu durchforschen, und solche Quellen sind nicht weniger als 211 mal angegeben. Außerdem aber hat er auch die größte

Anzahl der aus mündlicher Überlieferung stammenden Stücke zusammengebracht. Die Bemerkung „mündlich" oder eine ähnliche findet sich 136 mal. Arndt ist 74 mal genannt, Hansen 48 mal, Klander 34 mal, Storm 24 mal.

Müllenhoffs Sammlung ist in der Hauptsache eine Sagensammlung. Die Märchen sind nicht zu ihrem Recht gekommen. Bei den Sagen beträgt die Anzahl der Nummern über 600, und manche Nummer enthält dann noch wieder 2, 3, ja 4 Stücke. Die Anzahl der Märchen und Schwänke dagegen beträgt — abgesehen von den Schildbürgerstreichen, die unter den Sagen aufgeführt sind — im ganzen nicht mehr als 36.

Das Mißverhältnis fällt allerdings nicht so in die Augen. Denn Märchen sind in der Regel länger als Sagen. An der Tatsache aber wird dadurch nichts geändert.

Nun läßt sich freilich nicht angeben, wie groß denn eigentlich bei normalem Verhältnis die Anzahl der Märchen sein müßte. Denn ein solches normales Verhältnis gibt es natürlich nicht. Einen gewissen Anhalt aber gewährt doch eine Vergleichung anderer Sammlungen.

Nehmen wir z. B. das Verhältnis der beiden Grimmschen Sammlungen zum Maßstab, so haben wir hier das Verhältnis: 579 Sagen, 200 Märchen. Also noch nicht einmal so viel Sagen wie bei Müllenhoff und 5, 6 mal so viel Märchen.

Ganz so arg nun freilich, wie es nach diesen Zahlen aussieht, ist das Mißverhältnis in Wirklichkeit nicht. Denn da die Sagen, wenigstens die historischen und die Lokalsagen, für jede Provinz andere sind, so bleibt deren Zahl bei der Rechnung unverändert. Für die Märchen dagegen ist bei Müllenhoff eine höhere Zahl anzusetzen, bei den Grimms eine niedrigere. Zu den 36 Müllenhoffschen nämlich sind alle die Märchen hinzu zu zählen, die Müllenhoff wegen ihrer völligen Übereinstimmung mit den Grimmschen weggelassen hat, die doch aber auch in Schleswig-Holstein bekannt waren. Und deren waren nach Müllenhoffs Angabe (S. 607) 26. Von den 200 Grimmschen Märchen dagegen sind alle die abzuziehen, die gedruckten Quellen entnommen sind, und das sind 54, während bei Müllenhoff nur ein solches (Nr. 30) in Abzug kommt. Wir erhalten danach bei den Grimms das Verhältnis 146 : 579, d. i. etwa 1 : 4, bei Müllenhoff 61 : 600, d. i. etwa 1 : 10. Etwas günstiger also würde sich hiernach für die Märchen das Verhältnis stellen. Ungünstig bleibt es aber auch so.

Wie kommt es denn nun, daß die Märchen so stiefmütterlich behandelt sind? Ist etwa Müllenhoff bei der Sichtung des Märchenmaterials zu wählerisch gewesen? Hat er etwa bei den Märchen höhere Anforderungen gestellt als bei den Sagen?

Das ist es nicht. Das Mißverhältnis rührt einfach daher, daß die damals angestellte Treibjagd wohl eine Menge von Sagen, besonders von historischen und Lokalsagen eingebracht hat, dagegen nur eine geradezu kümmerliche Anzahl von Märchen.

Daß dem so ist, läßt sich noch mit Sicherheit nachweisen.

In der Hoffnung, daß das damals an Müllenhoff eingesandte Handschriftenmaterial noch irgendwo liegen müsse, habe ich mich bereits vor 10 Jahren erst nach Kiel und dann nach Berlin gewandt. Und wirklich fand es sich hier noch vor. Es lag in der Bibliothek des germanistischen Seminars. Es ist mir dann durch Vermittelung meines früheren Kieler Lehrers, des Geheimrats Weinhold, zu gelegentlicher Verwertung bereitwilligst zugesandt worden und befindet sich seitdem in meinen Händen.

Wie weit das Material im übrigen noch vollständig ist, habe ich nicht untersucht. Ich habe mir nur die Blätter herausgesucht, auf denen Märchen stehn.

Eine sorgsame Durchsicht dieser Blätter ergibt folgendes.

Die Klandersche Sammlung, in der offenbar die verschiedenen Arten der Volksüberlieferung bunt durcheinander gestanden haben, ist leider bis auf ein Blatt verloren, auch das Sagenmaterial, und war auch in Plön nicht mehr aufzufinden. Im übrigen scheint das Märchenmaterial, das Müllenhoff zur Verfügung gehabt hat, noch ziemlich vollständig da zu sein.

Aus Müllenhoffs Anmerkungen zu den Märchen ergibt sich, daß er bei den 36 von ihm aufgenommenen Märchen ein Rohmaterial von 54 verschiedenen Fassungen benutzt oder berücksichtigt hat. Und diese 54 Fassungen sind — abgesehen von den drei Klanderschen Märchen Nr. 20, 21, 28 — alle noch vorhanden, mit Ausnahme von Nr. 15 (S. 432) und Nr. 49 (S. 495). Die ganz wenigen (4) Fassungen, die Müllenhoff sonst noch erwähnt (in den Anmerkungen zu Nr. 6, 24, 25), sind ihm vielleicht nur erzählt worden. Ist aber das benutzte Material noch fast vollständig da, so darf man wohl annehmen, daß auch das unberücksichtigt gebliebene im großen und ganzen noch vorhanden ist. Wenn Müllenhoff (S. 607) sagt: „Ich bin noch im Besitz einer Reihe unbekannter oder von den bisher bekannten bedeutsam abweichender Märchen und Schwänke, hauptsächlich in Ditmarschen und Plön gesammelt, aber leider sind sie meist noch so unvollständig und so wenig für die Mitteilung ausreichend, daß erst weitere Nachforschung nötig ist, um sie in befriedigenderer Gestalt geben zu können. Ich mußte sie daher zurücklegen, es war noch nichts damit anzufangen," so sind von diesen bestimmt nur die in Plön gesammelten, also die Klanderschen, verloren. Mit den übrigen können sehr wohl die gemeint sein, die auf den Märchenblättern als unbrauchbar zurückgeblieben sind, und die — es sind ihrer 67 — nach einem Verzeichnis auf S. 607 und einer Bemerkung auf S. 42 der Vorrede in drei Klassen zerfallen: 1. solche, die mit den Grimmschen „sehr" übereinstimmten (26), 2. solche, die mit den Grimmschen teils übereinstimmten teils von ihnen abwichen (20), und 3. solche, die — unvollständig, nur „in Bruchstücken" vorhanden — nicht zu den in dem Verzeichnis angeführten (69) gehörten, die also von den Grimmschen ganz verschieden waren.

Hiernach hat Müllenhoff an Märchenmaterial zur Verfügung gehabt: 1. die aufgenommenen oder berücksichtigten 54, 2. die auf den Märchenblättern

zurückgebliebenen 67 und 3. die gleichfalls unberücksichtigt gebliebenen, aber jetzt verlorenen Klanderschen, also ein Material von 130—140 Märchen.

Also kaum anderthalbhundert Märchen oder vielmehr Fassungen aus dem ganzen Schleswig-Holstein mit Lauenburg, und das — wie die Verschiedenheit der Hände lehrt — bei einer Beteiligung von wenigstens 37 Personen außer Müllenhoff selbst: in der Tat ein klägliches Ergebnis!

Dem Gesamtbild entspricht das einzelne. Ich gebe einige Proben, indem ich der Anzahl der Fassungen, die Müllenhoff zur Verfügung hatte, die der meinigen gegenüberstelle. Unibos (lütt Klas un grot Klas) 6 : 23, Schneiderlein 5 : 17, kluge Bauerntochter 3 : 8, Ritt auf den Glasberg 3 : 15, dumm' Hans und Katze 3 : 19, stark Hans 3 : 22, goll'n Vagel und Wasser des Lebens 2 : 6, weiße Wolf 2 : 8, dumm' Hans als Freier 2 : 20, Meisterdieb 2 : 25, dümmste Frau 2 : 33, Sündflut 1 : 12, Könirik vun Morgenstern 1 : 12, Gruseln lernen 1 : 21, Hasenhüter u. ä. 1 : 28 usw. Müllenhoff hatte also für diese 15 Märchen meinen 269 Fassungen gegenüber im ganzen nur 35. Und wie viele meiner Märchen und Schwänke fehlten in seinem Material ganz!

Aber nicht bloß quantitativ, auch qualitativ macht das Müllenhoffsche Märchenmaterial einen überaus traurigen Eindruck. Selbst unter den aufgenommenen Stücken finden sich manche, die minderwertig oder fehlerhaft sind, oder in denen verschiedene Märchen durcheinander gemischt sind, Fassungen, die Müllenhoff sicher nicht aufgenommen haben würde, wenn er bessere gehabt hätte. Müllenhoff befand sich in der üblen Lage eines Mannes, der genötigt ist, seine Einkäufe in dem dürftigen Kramladen einer Kleinstadt zu machen. Er hatte keine Auswahl; er mußte nehmen, was da war und wie es da war.

Unter diesen Umständen versteht man, was er meint, wenn er in der Vorrede (S. 3) sagt: Unsere Erwartung ward „fast" übertroffen. Aus dem Höflichen ins Aufrichtige übersetzt kann das nur heißen: Unsere Erwartung ward getäuscht.

Wie läßt sich denn nun dieser ungenügende Ertrag der damaligen Märchenernte erklären?

Ja, das ist schwer zu sagen. Es haben wohl mehrere Gründe zusammengewirkt.

Erstens mag er daraus zu erklären sein, daß Müllenhoff selbst und seine Hauptmitarbeiter in erster Linie nach Sagen, besonders historischen und Lokalsagen, gesucht, daß sie Märchen und Schwänke nur so nebenbei mitgenommen haben.

Zweitens vielleicht daraus, daß die öffentliche Aufforderung sich an die Gebildeten wandte. Der Gebildete weiß wohl Sagen, aber keine Märchen. Die findet man — und fand man auch wohl schon damals — nur noch in den untersten Schichten des Volkes, bei den Tagelöhnern und kleinen Handwerkern.

Drittens ohne allen Zweifel daraus, daß die Aufforderung, besonders außerhalb Ditmarschens, nur bei wenigen auf fruchtbaren Boden fiel, und daß auch diese in der Regel nur das mitteilten, was sie etwa selbst wußten, daß sie aber für die Sache zu wenig Interesse hatten oder zu bequem waren, um unter das Volk zu gehen oder auch nur in ihrer nächsten Umgebung Umschau zu halten.

Ein Beispiel. Der Lehrer K. in Sieversdorf – ich habe ihn als Kind noch persönlich gekannt – hat ein paar Lokalsagen eingesandt, die er offenbar selbst gewußt hat, und damit gut. Hätte er sich in seinem Dorf, ja nur in seinem Hause mal umgehört, so hätte der reiche Märchenschatz der alten Schlör schon von ihm gehoben werden können. Denn Frau Schlör hat alle ihre Geschichten als Kind gehört von ihrer Tante Stender aus Sieversdorf, wenn die bei ihren Verwandten in Griebel zu Besuch gewesen ist. Und deren Tochter hat gerade damals bei K. gedient.

Es finden sich freilich auch ein paar rühmliche Ausnahmen. So hat der Lehrer Nielsen in Puttgarden auf Fehmarn sich an seine Schulkinder gewandt, und das hat ihm 11 schöne Geschichten, Sagen und Märchen, eingetragen. Wahrscheinlich haben es auch noch andere Lehrer so gemacht, wie z. B. Knees in Neumünster und Bahr in Wrohe, die 13 und 9 Geschichten geliefert haben. Denn Müllenhoff sagt (in der Vorrede S. 42): „Ich habe nicht nur selbst die meisten Märchen, die ich kenne, so (von der Schuljugend) empfangen, sondern auch für diese Sammlung sind die meisten aus dem Mund halberwachsener Knaben und Mädchen geschöpft." Vielleicht ist es also Müllenhoff selbst, der den Lehrern diesen Weg empfohlen hat. Sich umgetan hat offenbar auch Advokat Griebel in Heide. Denn die 18 Geschichten – es ist die höchste Zahl –, die er geliefert hat, wird er kaum alle selbst gewußt haben.

Viertens hat Müllenhoff fast gar keine Geschichten erhalten mit anstößigem Inhalt. Dies wird teils daraus zu erklären sein, daß die meisten Geschichten von Schulkindern herrührten, teils daraus, daß man sich geniert hat, solche Geschichten einzusenden. Wie viele Geschichten aber wurden dadurch unterdrückt! Fast jeder Schwank enthält ja irgend etwas, was man in einer Töchterschule nicht erzählen dürfte. Insbesondere wurden auf diese Weise die zahlreichen Preestergeschichten unterdrückt, deren ich nicht weniger als 50 habe in ich weiß nicht wie vielen Fassungen. Bei Müllenhoff findet sich davon nur eine einzige (S. 589) und natürlich kastriert. Ebenso mußten bei dieser an sich ja sehr lobenswerten, aber hier wenig angebrachten Anständigkeit die zahlreichen Schwänke vom ol'n Fritz verborgen bleiben, deren ich über 40 habe in etwa 120 Fassungen.

Fünftens endlich ist zu bedenken, daß erst im Herbst 42 die Aufforderung erlassen wurde und schon im Jahr 45 Müllenhoffs Sammlung erschien. Die Zeit war also für die, die etwa den guten Willen hatten, mitzusuchen, gar zu kurz.

Das mögen etwa die Gründe sein, weshalb der damalige Märchenertrag so dürftig ausgefallen ist.

Wenn ich nun selbst, 60 Jahre nach Müllenhoff, Märchen zu sammeln unternommen habe, und zwar allein und innerhalb der engen Grenzen meiner ostholsteinischen Heimat, so hat mich dazu nicht etwa der ungenügende Ertrag der früheren Märchenernte veranlaßt. Davon wußte ich damals noch gar nichts. Den Anlaß bildete vielmehr ein reiner Zufall.

Wir hatten in Eutin eine kleine „Litterarische Gesellschaft", in der während des Winters alle vierzehn Tage abwechselnd von einem der Mitglieder ein Vortrag gehalten wurde. Als nun im November 94 wieder mal die Reihe an mir war, und ich mir überlegte, worüber ich wohl sprechen könne, da fiel mir ein, daß ich in dem Hause meiner Großeltern — mein Großvater mütterlicherseits war Bauervogt in Braak, einem Dorf südlich von Eutin — daß ich da als Kind allerhand Märchen gehört hatte, die vielfach ganz anders gelautet hatten, als wie man sie in den Märchenbüchern liest, die also aus mündlicher Überlieferung herstammen mußten. Und so beschloß ich denn, über diese meine Märchenerinnerungen zu sprechen.

Wie ich nun aber daran ging, sie zusammen zu stellen, da wußte ich zwar einzelne Märchen, wie z. B. das von „Hans Dünk" (1, 56) oder die vom „Voß un Wulf" (2, 32) noch ganz gut. Anderseits aber mußte ich die leidige Entdeckung machen, daß ich vieles vergessen hatte, daß von einigen Märchen, z. B. dem vom „Preester un Köster", obwohl gerade dies auf das kindliche Gemüt einen besonders starken Eindruck gemacht hatte, nur noch einzelne Bilder in meiner Vorstellung haften geblieben, der Zusammenhang aber mir entfallen war.

Der Ärger hierüber oder der Schmerz, der heimwehartige Schmerz daß diese schönen Geschichten unwiederbringlich dahin sein sollten, und zudem das dringende Zureden meiner Freunde, die von meinen Märchenerinnerungen und besonders von meiner Fassung des Däumlingsmärchens wie elektrisiert waren, veranlaßte mich, unter meinen zahlreichen Verwandten und Bekannten in der Umgegend von Eutin gelegentlich nachzuforschen, ob nicht irgend jemand als Kind dieselben Märchen gehört hätte wie ich, sie aber besser als ich behalten hätte.

Meine Nachforschungen waren aber ohne allen Erfolg.

Es waren seit meinem Vortrag bereits drei, vier Jahre vergangen, und ich hatte die Hoffnung, noch etwas zu finden, ungefähr aufgegeben, da machte mich ein Mitglied unserer Litt. Ges., Pastor Aye in Eutin, darauf aufmerksam, daß er in Griebel, einem abgelegenen Dorf östlich von Eutin, eine alte Frau kennen gelernt habe, die Märchen wissen solle.

Ich also nach Griebel.

Das Gerücht erwies sich als begründet. Die alte Stina Schlör, eine vom Alter schon etwas gebeugte Frau von siebzig Jahren, die wegen eines schlimmen Fußes am Stock gehen mußte, war eine echte Märchenerzählerin. Meine Geschichten wußte sie zwar auch nicht. Dafür wußte sie aber so viele andere – es waren im ganzen 43*) –, daß das, was ich fand, viel wertvoller war, als was ich gesucht hatte.

Das Einheimsen der Griebeler Märchenernte kostete manchen Gang. Denn die Alte konnte immer nicht mehr als zwei, drei Geschichten zur Zeit erzählen. Dann klagte sie, daß sie vom Nachdenken Kopfweh bekomme. Oft ging meine Frau mit, um mir behalten zu helfen. Und auf dem Heimweg wurde dann sorgsam repetiert. Während des Erzählens nachzuschreiben, hielt ich damals noch nicht für nötig.

Der Griebeler Fund war für mich von entscheidender Bedeutung. Hatte ich bis dahin ins Blaue hinein gesucht, ohne zu wissen, ob überhaupt noch was zu finden sei, so wußte ich jetzt, daß sich wirklich noch Reste der alten Märchenschätze bei uns erhalten hätten. Und die feste Zuversicht, daß sich nun, wo der Bann gebrochen sei, auch noch mehr finden werde, fachte den erloschenen Eifer zu neuer Flamme an. Ich suchte aber von jetzt an nicht mehr nach meinen Märchen, sondern nach Märchen überhaupt.

Nachdem ich im Frühsommer 98 den Griebeler Schatz in Sicherheit gebracht hatte, verlebte ich die Sommerferien in meinem Heimatdorf Klenzau, um hier in rein plattdeutscher Luft und unter dem kundigen Beirat meiner Schwester die Märchen auszuarbeiten.

Mit dieser Ausarbeitung habe ich leider viel schöne Zeit vergeudet und erst damit aufgehört, als mir nach zwei, drei Jahren der Stoff über den Kopf wuchs. Aber ich konnte damals nicht ahnen, daß ich noch so viel finden würde, und legte der einzelnen Fassung eine größere Bedeutung bei als jetzt, wo ich von vielen Märchen vielleicht 10, 20 Fassungen habe. Sonst hätte ich, was ich jetzt schon seit Jahren tue, nur die Fassungen ausgearbeitet, die ich etwa gelegentlich drucken ließ, und das übrige als Roh-

---

*) Davon sind gedruckt: „Musche" (Heimat, 01 Febr. = H. 01, 2), benutzt in „Hans un de lütt Katt" (Grotm. 1,17), „Köni Spitzbart" (1, 31), „de Eddelmann un de Bur" (1, 70), „Fuldowat" (1, 76), „de gerech Baller" (1, 82), „de dumm'n Frunslüd'" (2, 25), „de Katt" (2, 65), „de Spitzboof" (2, 81), „Strohhalm, Koll un Bohn" (2, 87), „Hak un Ösch" (H. 01, 4), „dat Blatt hol ik mi usw." (H. 03, 6), „na Wöhrden" (H. 00, 4), „Hans un de Bur" (H. 00, 11), „na Neestadt" (H. 01, 6), „de twee Döchter" (H. 01, 7), „Fischprinzessin un Snider" (H. 01, 7), „dat Undeert" (H. 01, 7), „de lang' Harß un de Ossenhannel" (H. 01, 9), „de Mann vun 'n Himmel" (H. 01, 9), „de Preester mit den Wuß" (H. 03, 6), „de Preester mit den Bohfink" (H. 03, 6), „de Preester mit den Boddermelksketel" (H. 03, 6), „Fegels" (Eekbom, 06, 1), „de Haspelholt halt usw." (Niedersachsen, 15. Okt. 10).

material vor der Hand liegen lassen. Ihr gutes hat freilich die Aus arbeitung doch auch gehabt. Erstens war es eine gute Stilübung. Und dann wurde mir dabei klar, daß es doch dringend notwendig sei, während des Erzählens nachzuschreiben. Wenn man sich lediglich auf sein Gedächtnis verläßt, geht gar zu leicht etwas verloren, besonders — da man ja unwillkürlich in erster Linie auf den Inhalt achtet — sprachliche Eigentümlichkeiten.

Nur ein Beispiel. Als ich die Griebeler Märchen, die ich zu Hause immer gleich niedergeschrieben, aber doch nur flüchtig stilisiert hatte, in Klenzau sorgfältiger ausarbeitete, wollte es mir anfangs gar nicht gelingen, zumal da ich vorher nie etwas Plattdeutsches geschrieben hatte. Ich konnte die Märchen nicht so heraus bringen, wie die alte Schlör sie erzählt hatte. Es blieb immer ein fremder Ton darin. Da endlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich hatte — offenbar unter dem Einfluß der Grimmschen Märchen — immer geschrieben: Dar weer mal 'n Köni. Und Frau Schlör hatte erzählt: Dar is mal 'n Köni weß. Ich hatte geschrieben: Do güng' he hen, un do dee he dat. Und sie hatte erzählt: Do geiht he hen, un do deit he dat. Also die Exposition im Perfekt und die Erzählung im Präsens. Sowie ich diese Änderung vornahm, klangen die Geschichten mir vertraut, und der fremde Ton war verschwunden.*)

Auch für den Inhalt ist das Nachschreiben nötig. Zwei, drei Geschichten lassen sich wohl so behalten. Wenn aber ein Erzähler Stunden lang erzählt, eine Geschichte hinter der andern weg, da ist es einfach unmöglich, alle Einzelheiten genau zu behalten. Und aufschreiben müßte man es ja doch. Warum also nicht lieber gleich?

Eins spricht allerdings dagegen. Manche Erzähler, besonders solche, die rasch sprechen, fühlen sich durch das Nachschreiben geniert und würden besser so erzählen. Aber wenn man sie ruhig forterzählen läßt, dann haben sie sich bald daran gewöhnt. Freilich muß man sich dann, wenn man nicht mitkommen kann, mit Satzfragmenten begnügen.

*) Es mag hier beiläufig bemerkt werden, daß diese Eigentümlichkeit im Gebrauch der Tempora allen ostholsteinischen Erzählern gemein ist, wenigstens allen guten. Ausnahmen gibt es allerdings. Entweder aber gleitet dann der Erzähler nach wenigen Sätzen unvermerkt ins Präsens hinüber und bleibt dann dabei. Oder es stellt sich heraus, daß er überhaupt schlecht erzählt. Für mich ist diese Eigentümlichkeit gradezu zum Kriterium geworden. Wer anfängt: Dar weer mal usw., von dem erwarte ich nicht viel, und umgekehrt. Sollte diese Eigentümlichkeit, im Präsens zu erzählen, bloß ostholsteinisch sein, sollte sie nicht allgemein niederdeutsch sein? Ja, sollte nicht auch der Hochdeutsche seine Geschichten (Märchen, Schwänke, Anekdoten) vorwiegend im Präsens erzählen? Eigentliche Geschichte erzählt man im Imperfekt. Aber Geschichten? Ich möchte den geneigten Leser bitten, sich und andere mal zu beobachten. In meinem Bekanntenkreis erzählt ein alter Herr, ein Hochdeutscher, seine Anekdoten immer im Imperfekt. Und und immer aufs Neue wieder fällt es mir auf die Nerven.

In Klenzau fand ich nun die nächsten Geschichten, bei einer alten Frau Clasen, einem jungen Tagelöhner Lunau aus Griebel und einem Schmiedeburschen Niemann. Außerdem nannte mir Lunau zwei andere Tagelöhner auf der andern Seite Eutins, einen Muuhs in der sog. Schäferei, einer Kate am Gr. Eutiner See, und einen Ostpreußen Kowalewski in Sibbersdorf.

Diese beiden suchte ich nun nach den Ferien auf, von Eutin aus. M., der seine Geschichten von einem alten Schäfer hatte, erzählte sehr weitschweifig und war groß darin, die Märchen ihres märchenhaften Charakters zu entkleiden und sie zu trivialisieren. K. dagegen, dessen Platt natürlich stark ostpreußisch gefärbt war, erwies sich als ein vorzüglicher Erzähler. Er wußte 10 meist sehr lange Geschichten, die er als Kind von seinem Stiefvater gehört hatte. Die ersten holte ich mir an mehreren Sonntagen aus seinem Dorf ab. Wir lagen dann entweder hinter seiner Kate, die am Fuß einer bewaldeten Anhöhe stand, im Schatten großer Buchen im Gras. Oder wir saßen an dem Sibbersdorfer See. Und während er mir eine lange, schöne Geschichte von der Seejungfer erzählte, angelte er. Den Rest seiner Geschichten habe ich mir dann später in meiner Wohnung erzählen lassen. Morgens um 10 fingen wir an, und abends um 10 waren wir fertig, und ich hatte über 80 Quartseiten nachgeschrieben. Ich konnte zuletzt kaum noch aufpassen. Ich fürchtete jeden Augenblick den Schreibkrampf zu bekommen.

Vier Geschichten fand ich in Eutin selbst, in der Familie des Regierungsboten Zur Horst. Die Frau, auf die ich am Wirtshaustisch aufmerksam gemacht war, wußte drei Geschichten*), die sie als Kind — sie stammte aus Kreuzfeld — von einer alten um das Jahr 60 im Kreuzfelder Armenhaus gestorbenen Frau Ohrt gehört hatte. Und der Mann, aus dem Herzogtum Oldenburg gebürtig, wußte die Geschichte vom „Kortjann," holsteinisch „Tunkrüper" (1, 7), die ihm ums Jahr 48 der Hausmann Gerd Deetjen in Rostrup bei Zwischenahn erzählt hatte. Dies Märchen ist also kein holsteinisches.

Um dieselbe Zeit erfuhr ich von einer Arbeiterfrau, mit der ich auf dem Wege zusammen traf — denn ich erkundigte mich, bei wem ich nur konnte —, daß in Sagau, einem großen Dorf nordöstlich von Eutin, eine alte Frau Schlichting wohne, die wegen ihrer Geschichten immer von Kindern umlagert sei.

Als ich in Sagau ankam, war die alte Anna nicht zu Haus. Sie war im Dienst eines Bauern auf dem Felde beim Kartoffelsammeln, und ich mußte bis abends warten. Endlich kam sie. „Anna, du schaß mal rin kam'n. Dar is 'n Herr'n ut Atin, de will di spreken." „Och Gott," hörte ich

*) „Hans un Greeten" (H. 01, 4), „Hans un Greeten" (Grotm. 1, 61), „de Snider un sin dree Söhns" (2, 67).

sie draußen jammern, „wat will he? He will mi doch ne mitnehm'n? Ik heff je doch ne stahl'n un niks." Und in der Angst erzählte sie mir gleich zwei Geschichten: „dumm' Hans un klook Klas" (H. 02, 5) und dann — — die Geschichte, die ich immer so sehnlich gesucht hatte, die Geschichte vom „Preester un Köster" (H. 02, 9) und zwar besser und vollständiger, als sie mir erzählt war.

Als ich nun aber nach einigen Tagen wieder kam und recht was zu fischen dachte — sie war grade dabei, in ihrem Garten den Erbsenbusch zusammen zu schleppen und von den Ranken zu reinigen —, da wies sie mich schnöde ab. „Lütt Kinner vertell' ik wul wat," sagte sie, „grot Lüd' ne. Wat schall dat bedüden? Is dat Gotts Woort? Se künnt je man in de Biwel lesen." Und dabei blieb sie. Den großen Napfkuchen, den ich für sie mitgebracht hatte, wies sie stolz zurück. Ebenso ein Geldanerbieten. „Geld? Dat weer je Sünn', wenn ik dar noch Geld vör nehm'n wull." Und dabei war sie — wohl nicht ohne eigene Schuld — so arm, daß man sich erzählte, sie klettere des Nachts aus dem Fenster, um sich nach Zigeunerart Igeln zu fangen und denen das Fett auszubraten.

Diese Alte, die übrigens im ganzen Dorf als launisch und schrullenhaft eigensinnig bekannt war, gehört zu den ganz wenigen, an denen meine Überredungskunst gescheitert ist.

Das Dorf Sagau sollte aber trotzdem noch bedeutungsvoll für mich werden.

Als ich von einer ergebnislosen Tour nach Bungsberghof — der Bungsberg ist der höchste Punkt Holsteins --, wo eine alte Kinderfrau was wissen sollte, den andern Tag zurückkehrte, ging ich über Sagau. Ich wollte noch einmal versuchen, das Herz meiner alten Anna zu rühren. Das gelang mir nun zwar wieder nicht. Als sie Wind davon bekommen hatte, daß der alte Kerl wieder im Dorf herum spuke, war sie heimlich ausgerückt. Dafür fand ich aber erstens einen andern Erzähler auf, den 85jährigen Tagelöhner Hans Bensien, der kaum noch sprechen konnte, der mir aber nach und nach, bei meinen wiederholten Besuchen, mit seiner zitterigen Stimme doch noch 12 Geschichten*) erzählt hat. Außerdem wurde mir in der Bauernfamilie, bei der ich gewöhnlich einkehrte, eine alte Frau Lemcke genannt. Sie habe früher lange Jahre in Sagau gewohnt, sei aber vor mehreren Jahren nach Eutin verzogen, wo sie einem alten Nachtwächter Tamm den Haushalt führe. So hatte ich erst einen Umweg über den Bungsberg machen müssen, um meine nächste Nachbarin zu entdecken. Denn der alte Tamm wohnte neben mir an auf dem Hof Und die alte Frau Lemcke hatte ich schon oft in ihrem Garten gesehn.

*) Darunter „de klook Bur" (2, 88) und „de Meerwiwer un de Flaßwöders" (Oldb. Nachr. 3. Mai 08), wegen der zahlreichen Flachsbereitungs-Ausdrücke von Dr. Mensing in Kiel für sein plattdeutsches Wörterbuch bestimmt; (vgl. Müllenhoff S. 277).

Frau L., eine alte freundliche Frau in den Siebzigen, hat mir dann mit größter Bereitwilligkeit — gewöhnlich in meiner Wohnung bei Kaffee und Kuchen — 18 schöne Geschichten*) erzählt. Sie hielt sich besonders treu an die Überlieferung. „Wat dat heet," sagte sie zuweilen (z. B. bei den Worten „dör Mesterbitt un Bar'nbitt"), „dat weet ik ne. Awer dat 's mi ümmer so vertell't word'n."

Der alte Tamm hatte für unsere Sitzungen nur ein mitleidiges Kopfschütteln. „Och, de ol'n Geschich'n!" sagte er. „Ik gew 'e niks up, ik glöw 'e ne an."

Das Jahr 99 brachte neue Märchen. Ein früherer Schüler von mir, Dr. Burchardi, der meine Märcheninteressen kannte und teilte, erzählte mir von einer alten Frau, die er von dem Gut seines Onkels aus in dem nahen Krötz kennen gelernt habe, einem Dorf bei Oldenburg. So kam ich zum ersten Mal über die nächste Umgebung Eutins hinaus.

Frau Block, eine alte gebrechliche Frau hoch in den Siebzigen, erwies sich als eine Märchenerzählerin ersten Ranges und ist nach meinem Urteil von allen meinen Erzählerinnen die bedeutendste. Während sie mir beim Kartoffelschälen erzählte — von Zeit zu Zeit mußte sie auch im Stall der Ziege was vorgeben —, wurde sie fortwährend von einem lästigen Husten gequält. Aber ihre großen Augen leuchteten, und sie sah aus wie eine alte Prophetin. Ihre (21) Geschichten**) hat sie als Kind teils von ihrem Vater gehört, teils von ihrem Onkel Jochen Land, „wenn he abens mit de Pip köm." Jochen Land hat als schleswig-holsteinischer Däne***) den Straßen-

*) Darunter: „Hans un de lütt Katt" (H. 00, 12), benutzt 1, 17, „Hans un de Könisdochter" (1, 24). Hier ist der erste Teil, der sich wegen seines anstößigen Inhalts für die Jugend nicht eignete — es ist etwas ganz anderes, was die Königstochter so weit kann, als springen — durch eigene Erfindung ersetzt. Ich habe die Jugendschriften-Ausschüsse darauf aufmerksam gemacht; sie wollten aber das Märchen trotzdem behalten. Hätte ich damals schon die Fassung des alten Hünike (H. 05, 8) gehabt, so wäre jedenfalls die aufgenommen worden. Ferner: „de Könisdochter in 'n Keller" (2, 11), dasselbe Märchen wie „Jungfer Maleen" (Müllenhoff S. 391, Grimmsche Sammlung Nr. 198), „de Jung mit de goll'n Haar" (2, 73), „ein Vogel hat mich ernähret" (3, 25), „dör Mesterbitt un Bar'nbitt" (3, 31), „de ol'n Spinn'frun's" (3, 77), „groon leern" (3, 87), „de ful Hans" (H. 00, 10), benutzt bei „Fuldowat" (1, 76), „de Eddelmannsdochter in 'n Toorn" (Kieler Ztg. 4. April 07 und Eutiner Kalender f. 09), dasselbe Märchen wie Grimm Nr. 12 „Rapunzel", „de Köni un de Ent" (Eekbom, Juni 07).

**) Davon sind gedruckt: „Ruchklas" (1, 11), „de Köni un de Ent" (1, 65), „de Suldat un de Düwel" (1, 73), „Windhund, Kreih un Migelreem" (2, 5), „dat Könirik vun Mornsteern" (2, 40), „de Reisen mit den Löb'n" (2, 52), „de Köni un de Schinnerknech" (2, 75), „grugen leern" (Eutiner Kal. f. 05), „Tausend Jahre sind vor dir usw.", eine Sage (H. 06, 9).

***) Vgl. Hamb. Nachr. Nr. 204 u. 222. Die Dänen, die gegen Schill fochten, waren wenigstens zum großen Teil Holsteiner. Auch der Däne Krohn, von dem Schill den Säbelhieb erhielt, war ein Holsteiner.

kampf in Stralsund noch mitgemacht gegen Schill — „Schild, dat is je 'n Rebeller weß" — und muß wahre Räubergeschichten davon berichtet haben. So ist Schill nicht etwa im Kampf gefallen. Jochen Land ist dabei gewesen, der muß es besser wissen. „As Schild sik ne mehr hett bargen kunnt, do is he to Water an reden, un dar is he mit sin Peerd versapen."

Wie ich die Alte im Sommer 03 mal wieder besuchte, war sie nur noch ein Schatten und seit Monaten nicht mehr aus dem Bett gekommen. Aber als ich ihr den mitgebrachten Biskuit aufs Bett legte und den unterwegs gepflückten großen Feldblumenstrauß, da strahlten ihre Augen in dem alten Glanz wieder auf. Sie hatte aber auch etwas für mich. Sorglich hatte sie in der festen Erwartung, daß ich noch mal wiederkommen würde, noch einige Geschichten für mich aufgehoben, die ihr das erste Mal nicht eingefallen waren. Im Herbst 03 ist dann noch mal einer meiner Söhne, der als Referendar am Eutiner Amtsgericht arbeitete, wieder bei ihr gewesen und hat eine ganze Anzahl ihrer Geschichten stenographisch für mich nachgeschrieben.

Auf der Rückreise von Krößz, bei meinem ersten Besuch, raffte ich in der Eile noch 2 Geschichten auf in Oldenburg selbst, bei dem alten Lohndiener Knees, einem noch rüstigen Mann in den Siebzigen, der ein vorzügliches Platt sprach. Bei einem späteren Besuch habe ich mir dann noch eine Geschichte*) nachgeholt.

Aus der nächsten Umgebung von Eutin ist für den Sommer 99 der alte Forstwärter a. D. Burmeister in Quisdorf zu erwähnen, dem ich bei mehreren Besuchen 8 Geschichten abnahm. Er war trotz seiner 85 Jahre noch ein stattlicher Mann mit bildschönem Kopf und ist erst diesen Sommer im Alter von 96 Jahren gestorben.

Die Sommerferien verlebte ich mit meiner Familie in dem nahen Ostseebad Timmendorf. Hier hatte ich mir eines Abends mehrere Fischer des Orts und junge Handwerker, die Geschichten wissen sollten, zusammengetrommelt. Der Ertrag war aber kaum das Bier wert. Es waren fast alles Geschichten bedenklichen Inhalts.

Der Weg, der zur Auffindung der nächsten Schätze führen sollte, ging auch diesmal wieder von Sagau aus. Hier wurde mir nämlich — gleichsam als Ersatz für die alte Anna, die natürlich auch jetzt wieder ausgerückt war — ein alter Mann in Altenkrempe genannt, namens Wulf, der Körbe flechte und Wäscheklammern mache und damit im Land hausieren gehe. Der wisse auch solche Geschichten.

Als ich in Altenkrempe ankam, einem Dorf bei Neustadt, das außer Kirche, Schule und Wirtshaus nur noch sechs große Arbeiterkaten enthält, fand ich statt des einen Erzählers gleich deren drei vor: Schütt, Wulf und Harms. Von diesen drei Märchenbrüdern sind mir dann an zwei

*) „De twee Bröder" (Eekbom, 06, Nr. 14).

Sonntagen des November zusammen gegen 40 Geschichten erzählt worden und bei zwei späteren Besuchen noch über 20 dazu.*) Schütt war 80 Jahre, Wulf 70, Harms in den Vierzigen. Die erste Sitzung, an der alle drei teilnahmen, fand statt bei dampfendem Grog. Es dauerte nicht lange, da hieß es: Jehann, nu lat mi eers! Ik verget min süß weller. Ne, Fritz, eers kam ik. Drink du din'n Grog man eers ut! Der beste Erzähler war der alte biedere Johann Schütt. Er erzählte sehr langsam und bedächtig, in wohlgebauten Sätzen, und sprach ein klassisches Platt. Wulf erzählte flackerig und etwas konfus, so daß seine Geschichten auch inhaltlich vielfach der Korrektur bedürfen. Harms hatte etwas Lehrhaftes und machte auch in seinem Äußeren den Eindruck eines sog. Dorfschulmeisters. Bei meinem dritten Besuch war der alte Schütt schon gestorben. Ich habe ihn noch selbst mit zu Grabe geleitet.

In Altenkrempe wurde ich von dem Schreiber des Guts Hasselburg, zu dem Altenkrempe gehört, auf einen Tagelöhner Frank in dem Kirchdorf Lensahn aufmerksam gemacht.

Als ich in den Weihnachtsferien im Lensahner Hotel eintraf, fand ich die Honoratioren des Orts, die ich zum großen Teil persönlich kannte, zum Abendtrunk dort versammelt. „Mein Gott, Wisser, wo kommen Sie her? Was führt Sie nach Lensahn?" Ja, so und so. „Marß Hinnerk Frank?" hieß es. „Der weiß nichts. Das ist ein ganz dummer Kerl. Aber zu dem und dem müssen Sie gehn und zu der und der." Ich notierte mir die 10, 12 Namen. Als ich aber am nächsten Morgen die Runde machte, da erwiesen sich die Namen, die mir genannt waren, fast alle als Nieten. „Marß Hinnerk" aber hat mir dann an Märchen, Schnurren und Liedern 65 Nummern erzählt, zwei Tage lang. Lensahn war starr.**)

In den Osterferien 1900 machte ich eine kleine Märchentour durch mehrere Dörfer in der Gegend von Lensahn. Auf dieser Tour wurden mir u. a. zwei Geschichten erzählt von einer Frau Schulz in Langenhagen. Diese Alte erfreute sich trotz ihrer 73 Jahre noch einer solchen Rüstigkeit und Lebenslust, daß sie, wie man mir versicherte, gelegentlich noch mit Gefühl ihren flotten Walzer tanzte. Dabei besaß sie ein Temperament, wie es mir bei einer Siebzigerin sonst noch nicht vorgekommen ist. Dies Temperament

*) Von Schütt 17, darunter: „Hans un de Ries'" (1, 8), „min Ohm" (1, 80)," „de Spitzboof" (H. 00, 2), „de Swinharr un de Könisdochter" (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, 04, Heft 4). Von Wulf 17, darunter: „Op 'n Goll'nmarker Sloß" (1, 49), „de Schooster un de Snider" (2, 27), „tausend Jahre sind vor dir usw.", eine Sage (H. 06, 7). Von Harms 30, darunter: „de klook Burn'dochter" (2, 19), „em schall de Kehl usw." (H. 00, 5), „de Preester mit den Wuß" (benutzt in H. 03, 6), „dat Blatt usw." (benutzt in H. 03, 6), „Hans Hildebrand" (H. 04, 7, Eut. Kal. f. 05), „vun gnideln un fideln" (Eutiner Kal. f. 11).

**) Gedruckt sind: „de Bur as Afkat" (2, 85), „de grot Not" (H. 01, 9), „de Scheeperjung un de Könisdochter" (Zeitschr. d. V. f. Volkskunde, 04, Heft 4).

zeigte sich auch in der Art, wie sie erzählte. So kurz und knapp, so schlank und gewandt, mit einer solchen geradezu dramatischen Lebendigkeit ist mir von niemand sonst erzählt worden, so daß ihre beiden Geschichten im Stil und im Ton ganz einzig in ihrer Art sind.*)

Erzählt wurde im Wirtshaus des Orts, wo sich die märchenkundigen Leute, die ich im Dorf und in der Nähe den Tag über aufgetrieben hatte, auf meine Einladung zusammen fanden. Frau Sch. trank Lebenswasser und zwar aus einem Weinglas.

Als ich auf dieser Tour in Lensahn meinen alten Marß Hinnerk mal wieder besuchte, stand er vor seiner Kate mit einem andern Tagelöhner von etwa 60 Jahren, der ihm sein Knüppelholz entzwei sägte.

„O, Herr Professer," sagte Hans Lempke – so hieß der Holzsäger –, „wenn 'k dat weten harr, so'n Dinger weet ik uk noch." „Ja, denn smiten S' man glik vun Liw," sagte ich, „un kam'n S' man mit rin. Denn wüllt wi foort anfang'n." Sägebock und Säge wurden weggestellt, und das Erzählen ging los, wieder in Marß Hinnerks kleiner Stube, wo die Lehmdiele so uneben war, daß eins der Tisch- und Stuhlbeine immer in der Luft stand.

Hans L. war unerschöpflich. Er hat mir das erste Mal gegen 40 Geschichten erzählt, zwei Tage lang, eine Geschichte nach der andern weg, und bei mehreren späteren Besuchen noch 28 dazu.**) Man mußte sich aber mit ihm vorsehen. Bei der Masse von Geschichten, über die er verfügte, und seiner lebhaften Phantasie wurde es ihm nicht schwer, etwaige Lücken in seinem Gedächtnis durch eigene Erfindungen auszufüllen oder eine Geschichte etwas länger hinauszuspinnen. Und das hat er denn auch – dem Ruf, in dem er stand, entsprechend – mehr als einmal versucht. Es war doch gar zu schön, sich mal so recht nach Herzenslust bei „Bier und Branntewein" gütlich tun zu können. Ich traf aber meine Gegenmaßregeln. Die Geschichten, die die Gewähr ihrer Echtheit nicht in sich selbst trugen, habe ich mir bei meinen späteren Besuchen noch einmal erzählen lassen. Und da lauteten sie dann zum Teil zwar ebenso, zum Teil aber ganz anders. Da er mir möglicherweise auch das zweite Mal die Haut voll gelogen hat, so kommen diese Geschichten – es sind übrigens nur einige wenige – natürlich nur so weit in Betracht, wie die beiden Fassungen übereinstimmen. Das andere hat nur insofern Interesse, als es lehrt, daß es auch Erzähler gibt, die frei hinzu erfinden, und in welcher Weise sie erfinden. Solche Fälle sind übrigens sehr selten. Unter allen Personen, die mir erzählt haben – es sind ihrer etwas

---

*) Gedruckt ist: „Hans un de Bur" (H. 02, 4, Eutiner Kal. f. 03.)"

**) Gedruckt sind: „De goll'n Vagel" (1, 41), „de Mann ut 'n Paradies" (2,18), „wo bleibt denn der Sohn" (benutzt H. 03, 6), „bliw mi blot mit Bismarck vun Liw" (Deutsche Ztg. 18. 3. 03, Schlesw.-Holst. Kal. f. 07, Eutiner Kal. f. 10), „hebbt ji eenen Afkat" (Dtsche. Ztg. 17. 9. 05, Eutiner Kal. f. 09).

über 200 und zwar 160 Männer und 40 Frauen — ist mir sonst kein solcher „Erfinder" vorgekommen.

Lempke erzählte übrigens brillant. Während Marß Hinnerk etwas tüderte und sich zuweilen verhaspelte, sprach Lempke klar und fließend. Und seine Ausdrucksweise hatte Farbe und Leben.

Von den bisher genannten Erzählern und Erzählerinnnen sind mitlerweile — so weit ich das erfahren habe — folgende gestorben: Zur Horst, Bensien, Frau Lemcke, Frau Block, Burmeister, Schütt, Wulf, Frau Schulz, Frank und Lempke. Mögen sie in Frieden ruhn! Ihr unsterbliches Teil — wie ich es verstehe — ist gerettet.

Die alte Schlör lebt noch und steht im 83. Jahre. Ich habe sie diesen Sommer noch mal wieder besucht und ihr von der Gräfin Scheel-Plessen auf Sierhagen, wo ich mehrere Tage zu Gast war, einen großen Korb voll allerhand schöner Sachen hingebracht.

In dem Augenblick, wo ich diesen ersten Teil meines Berichts abzuschließen in Begriff bin, bekomme ich aus Altenkrempe von dem dortigen Pastor eine Karte, die mich veranlaßt, noch ein paar Worte hinzuzufügen. Ich hatte ihn gebeten, er möge Wilh. Harms mal fragen, ob ich ihm einen warmen Havelock schicken solle, den ich abgesetzt hätte, der ihm aber als Nachtwächter in kalten Nächten noch gute Dienste leisten könne. Darauf antwortet mir nun Pastor R.: „Eben komme ich zurück vom Begräbnis des alten Wilh. Harms — er ist übrigens nur 55 Jahre alt geworden, er war brustkrank —. Ich habe an seinem Grabe gefragt: Was würde uns Wilh. Harms heute erzählen, wenn er noch zu uns sprechen könnte? Psalm 9, 2 und Psalm 66, 16. Er hat ausgelitten und sich zuletzt noch gefreut usw." Mit ihm ist nun auch der letzte meiner drei Altenkremper Erzähler dahin! Ehre seinem Andenken!

(Schluß folgt).

Großstädtische Kinderaufführungen

wie sie sind — wie sie sein sollten.

Von Ernst Schur.

In jedem Jahr erscheinen pünktlich zu Weihnachten auf dem Spielplan der Bühnen die Kinderaufführungen. Jedes Theater hat sein Weihnachtsstück. Die alten Märchen werden ausgeplündert, zurechtgeschnitten, verhunzt und mißhandelt, und das auf diese Weise entstehende Ragout (mit sentimentaler oder patriotischer Sauce übergossen) wird dann auf billige Weise serviert.

Es gibt jetzt moderne künstlerische Kinderbücher; eine neue Psychologie ist der Entwicklung der Kinderseele auf der Spur; wir denken freier und größer von dem Wesen und Werden des Kindes; Kinderspielzeug gibt es von ganz neuer Art der Erscheinung, breitflächig, derb, dekorativ; und selbst der Pfefferkuchen gibt sich in einer neuen lustigen Schönheit, mit

Zeichnungen in Zuckerguß, die von Künstlern entworfen sind. Nur die Bühne hat sich dieser modernen Art noch verschlossen und arbeitet mit den alten Mitteln weiter, ohne zu ahnen, daß vielleicht gerade hier neue Tendenzen zu entdecken sind. Dabei muß die Bühne eigentlich, gerade da sie Allgemeinkunst darstellt, alle Kräfte, die Neues wirken können, heranziehen, um der Aufgabe, die ihr gestellt wird, gerecht zu werden, der Aufgabe, der Allgemeinheit rückwirkend wieder künstlerisch-geistige Anregungen zuzuführen.

In dieser Absicht, das Niveau unserer Bühnen in bezug auf Kinderkunst festzustellen, machte ich die Runde an den verschiedensten Theatern Berlins. Ich wollte den Tatsachen auf die Spur kommen. Es sind die Resultate von drei Jahren, die ich hier vorlege. Man kann nicht sagen, daß hier ein Mangel herrscht. Aber man ahnt nicht, daß hier ein Problem liegt, das noch der Lösung harrt, und das, der Lösung nahegeführt, schon Anerkennung bringen würde. Mit einer seltenen Einmütigkeit stürzen sich die Theater auf die Weihnachtsstücke. Sie wissen nur, daß damit vielleicht Kasse gemacht werden kann, und mit den Mitteln, die eines Zirkus würdig sind (zwei Kinder auf einen Platz, jeder Erwachsene darf ein Kind gratis mitnehmen), ist man bestrebt, die Räume vollzupfropfen. Nun ist es sicher ein sehr lustiger Anblick: ein volles Haus mit lauter gespannten Kindergesichtern, glänzenden, fröhlichen Augen, — und man wird auch das als einen Genuß gelten lassen können. Es ist aber ein Genuß für sich, der mit der Sache nichts zu tun hat. Man geht um das Problem herum, indem man sich befriedigt fühlt, wenn die Kinder große Augen machen. Sie machen große Augen, wenn auf der Straße ein Pferd fällt; sie lachen, wenn der Papa sich abmüht, die Stiefel anzubekommen, und sie finden es schon sehr lustig, wenn ein Diener in Livree ihnen im Theater ein Programm anbietet.

Damit kommen wir zu der Frage: ob und inwieweit das Kind kritischer Richter über das Gebotene sein kann und darf. Es scheint auf den ersten Blick sehr einleuchtend, daß das Kind wahrscheinlich am besten wissen werde, was zu ihm paßt. Bei einigermaßen eingehender, tiefer dringender Überlegung aber wird man skeptisch werden. Worauf beruht Kritik? Zum einen Teil auf instinktiver Empfindung. Ich empfinde: dies paßt für dich, dies sagt dir zu. Zum andern aber auf Wissen, Sichten, Annehmen oder Ausscheiden. Dies zweite kann beim Kind, das über den für diesen Prozeß notwendigen geistigen Vorrat nicht verfügt, nicht in Betracht kommen. Es bleibt also das Instinktive. Da aber kommt dann schon gleich die Frage in Betracht: ob das Kind im Instinktiven frei organisiert ist, ob es versteht, dieses Instinktive zur Äußerung zu bringen. Und wer weiß, wie sehr gerade beim Kulturmenschen die Rettung des Instinktiven erst durch den reifenden Intellekt bedingt ist, der wird in kritischer Beziehung auf das instinktive Empfinden des Kindes als

urteilenden Faktor wenig Gewicht legen. Es weist zuweilen ab, was gut ist und zur Entwicklung dienen könnte; es nimmt begeistert an, was schädlich ist und nur eine lustige Außenseite zeigt. Kurz, wahllos folgt es einem Unkontrollierbaren, das ja selbst noch in vielen Erwachsenen wirkt, als letzte Eigenschaft des befehlenden Organismus, der entweder auf das starre, zusammenziehende oder auf das ausdehnende, sich erweiternde Prinzip gestellt ist.

Man wird also die Maßgeblichkeit des Kindes auf ein vernünftiges Maß zurückführen müssen, wo es sich so darstellt: Allerdings ist das Kind Maßstab, da diese Kunst ihm zum Genuß geschaffen und bestimmt ist. Aber man kann das nur so verstehen, daß der Erwachsene das Kind beobachte, es kennen lerne und aus diesem durch Tatsachen und Nachspüren genährten Wissen das Kunstwerk schaffe, das diesen aufnehmenden Organen entspreche. Der Erwachsene wird dann eine rechte Mischung herstellen, daß das Wertvolle nicht langweilig, das Tüchtige nicht lehrhaft und das Ganze reizvoll wirke. In diesem Sinne wird die Kunst Zweckkunst.

Was man aber bei den meisten Kinderaufführungen zu sehen bekommt, das ist entweder Harlekinade oder Sentimentalität. In den meisten Fällen wird von den Märchen der Inhalt geborgt und gestohlen, und auf dieses schöne Gewand werden rohe, plumpe Ornamente gestickt. So sah ich eine Schneewittchen-Aufführung, bei der die Zwerge, sobald Schneewittchen glücklich den wechselnden Anschlägen ihrer bösen Stiefmutter entronnen und gerettet ist, jedesmal ein dreifaches, kurzabgehacktes, geschmackloses und in diesem Zusammenhang geradezu häßliches „Hurra, hurra, hurra!" hören ließen. Und dann knieten sie nieder, und die Augen blickten empor: „Laßt uns ein Dankgebet sprechen . . ." Man wird sich darüber einig sein, daß solche Possen, die das einem gewissen Kreise von Erwachsenen Wünschenswerte auf die Ebene des Kindes projizieren, unleidlich sind, ja widerwärtig wirken.

Im allgemeinen kann man sagen, daß eine durchgehende Verwirrung, ein Mangel an Stilgefühl, sich hier bemerkbar macht. Das „Tiroler Krippenspiel", das in so feiner Weise ein Weihnachtsstück für Erwachsene wie für Kinder sein könnte, wurde dargestellt halb pathetisch, halb realistisch; zu beiden Stilen langte es nicht. Das Pathetische war steif, das Realistische trivial; das Markige, Holzschnittmäßige wurde unterdrückt; das Salontirolerhafte gab die Stimmung an; Bilder von barbarischer Geschmacklosigkeit reihten sich aneinander. Und dies in einem Stück, für dessen Stil und Gehalt jede Galerie in den hundert verschiedenen und doch im Stoff gleichen Gemälden alter Meister deutschen, vlämischen, italienischen Ursprungs Vorbilder liefert.

Aber auch die andern Bühnen tappten mit ihren nach bekannten Märchen zugestutzten Stücken darstellerisch im Dunkeln. Auch hier ging Phantastik und Realistik, Rührseligkeit und Clownspaß in idyllischer

Harmlosigkeit ineinander. Für eine Großstadt, die sonst, was das Theater anlangt, vorbildlich sein will, ist dieser Schlendrian, der die Bühne auf das Niveau einer Kleinstadtschmiere zurückschraubt, ein trauriges Resultat.

Eine Ausnahme machte bis zu einem gewissen Grad das Lustspielhaus, das wenigstens den Versuch wagte, die moderne Anschauung, die in den neuen Kinderbüchern sich schon einheitlich betätigt, zur Geltung kommen zu lassen. Bezeichnenderweise war dieses Stück „Peter Berneklein“ englischer Herkunft; und ebensoweit wie uns die englischen Kinderbücher vor einigen Jahren noch voraus waren und uns im Künstlerischen einen neuen Stil brachten, so scheint auch das englische Kinderstück — England ist das Land der Familie, des gemütlichen Heims, der Freude am kindlichen Leben — vorbildlich zu sein. Dies waren Ausschnitte aus dem Leben, gesehen durch ein kindliches Temperament. Reichlich Handlung (vielleicht für Kinder etwas zu verworren); Märchenhaftes und Abenteuerliches hineinragend. Die Erwachsenen im Licht der Kinderwelt gesehen. Das ganze von grotesker Schlagkraft und Selbstverständlichkeit. Bezeichnend für englisches Wesen die Abwesenheit von Humor und Wärme; die Jungens und Mädchen werden wie selbständige kleine Wesen genommen, die Welt dreht sich um sie; sie führen ihren Willen durch. Die Bühne gab dem Ganzen einen geschlossenen Rahmen, so daß Bilder zustande kamen, die an moderne Kinderbücher erinnern konnten: das moderne, englische Kinderzimmer mit einem dekorativen Kinderfries im Anfang, die Wohnung der ausgerückten Jungen in Höhlen unter der Erde, die Schneelandschaft mit dem tief dunkelblauen Nachthimmel und das wirksame Seeräuberschiff.

Im nächsten Jahr, als ich mich wieder auf diesem Gebiet umsah, war es nicht viel anders. Gleich das erste Stück, das den Reigen der Weihnachtsaufführungen eröffnete, gab ein Beispiel hierfür. Der „Zauberkessel“ hieß es und sollte aus München importiert sein. Alles, was aus München kommt, tritt mit gewichtiger Prätension auf. Was in anderen Städten als selbstverständliche Arbeit betrachtet wird, das gewinnt in München gleich programmatische Bedeutung und wird mit aller Emphase in die Welt hinausposaunt.

Anderseits wird in München manches Mal mit einem künstlerischen Enthusiasmus an einer Sache gearbeitet, der anderswo nicht leicht anzutreffen ist. Das große Angebot künstlerischer Kräfte, die seltenen Möglichkeiten, für eine größere Allgemeinheit zu wirken, schaffen von selbst eine Auslese der Besten.

Wie dem nun sei, die „Münchener Märchenspiele“, unter deren Flagge der „Zauberkessel“ kam, waren eine Enttäuschung, die um so gründlicher war, als die Erwartungen hoch gespannt waren. Der „Zauberkessel“ blieb das einzige Stück „Münchener Märchenspiele“, was einigermaßen merkwürdig ist; um so merkwürdiger, als dieser „Zauberkessel“ schleunigst an

das Lustspielhaus abgegeben wurde, wonach die „Münchener Märchenspiele" sich verflüchtigten.

Zu der Premiere hatte sich eine ausgezeichnete Gesellschaft zusammengefunden, die bereitwilligst applaudierte. Alles etwas seltsam. Wenn man das Stück bei Licht besah, war es eine dilettantische, poesielose Nachahmung des Andersenschen Märchens vom Schweinehirten, mit dick aufgetragener Moral: Du sollst nicht hochmütig sein. Nüchtern und kindisch wurde diese nicht sonderlich originelle Lehre breitgetreten; der Ursprung wurde nicht genannt, was man im Namen Andersens nicht zu bedauern hat, dessen zarte Poesie einen solchen Stoff mit einem Duft und einer Grazie behandelt, die das Thema, den Inhalt, fast vergessen machen; in dessen leicht schwebender Prosa man Jacobsen ahnt. Nur im letzten Akt hatte der Maler dem Milieu etwas nachgeholfen; die dicken, roten, breithingestrichenen Mauern der Stadt, daneben der dunkle, grüne Wald mahnten zugleich an die Spielschachtel wie an dekorative Kulissenkunst, so daß wenigstens das Auge ein, wenn auch bescheidenes, Erlebnis hatte.

Noch schlimmer trieb es das Neue Operettentheater. Das bot unter dem Titel „Goldene Märchenwelt" ein Sammelsurium der bekannten Märchen, die als lebende Bilder einander folgten, nach dem Prinzip: Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Natürlich jubelten die Kinder, da ihnen ja alles bekannt war, was sich ihnen da glitzernd präsentierte. Mit hochroten Gesichtern saßen sie da. Wer kurzsichtig genug ist, darin ein naives Urteil zu sehen, mag bedenken, daß er wohl auch sonst sich in seiner Kritik nicht von den Unmündigen beraten lassen wird. Auch die Erwachsenen, die aus einem wohlberatenen Instinkt ziemlich zahlreich erschienen waren, kamen auf ihre Kosten. Rotkäppchen, Snewittchen usw. bewegten sich in so geschmeidigen, üppigen Posen in ihrer Märchenwelt herum, daß man das Milieu des Operettentheaters nachdrücklich spürte. In bezug auf Ausstattung war dieses Monstrum ein Traum aus dem Reich des Öldrucks.

Einen originellen Versuch hatte das „Neue Schauspielhaus" unternommen. Originell insofern, als es für die Hauptrolle des „Königs Zipapek", für das Bernstein-Sawersky zeichnete, einen kleinen, fixen Jungen stellte, ein Kind von etwa 11 Jahren. Der kleine Kurt Bois spielte mit einer geradezu verblüffenden Sicherheit. Solche instinktive Bühnengewandtheit ist mir bei einem Knaben in dem Alter noch nicht begegnet. Er mimte, sang, tanzte, als hätte er Jahrzehnte lang auf den Brettern gestanden. Abgesehen davon war das Stück herzlich schlecht, eine Anhäufung von Sinnlosigkeiten, in denen sich kaum ein Erwachsener zurechtfinden konnte. Ein Rollenstück, kein Märchenspiel. Doch hatte man alles getan, die Ausstattung reizvoll zu gestalten; ein Ballet mit Schornsteinfeger- und Clowntänzen war der Höhepunkt, so daß diese äußere Fülle hinwegtäuschte über

die innere Leere, und man sich erst nachher gestand, daß man die Schale für den Kern genommen hatte.

Die einzige bemerkenswerte Tat unternahm eine Dame, Elisabeth Weihrauch, Schauspielerin am Deutschen Theater. Ihr „Im Zeppelin zum Mars" ist ein ehrlicher Versuch, dieser noch fremden Materie des Kinderstücks mit künstlerischen Mitteln beizukommen. Sie fühlt das Märchenhafte, Kindliche instinktiv, und man merkt ihr an, daß ein innerer Trieb sie zum Märchen führt. Sie schafft neu, sie benutzt nicht. Sie würfelt nicht die alten, bekannten Motive noch einmal durcheinander. Sie denkt. Sie greift keck ins Leben und führt die Idee folgerichtig durch.

Ihr Märchenstück beginnt in der Kinderstube. Da sitzen die drei Geschwister, zwei Knaben und ein Mädchen, und brüten über ihren Schularbeiten. Mit allerlei naseweisen Reden, neugierigen Fragen und Seufzern über die Aufgaben geht die Zeit hin, und das Milieu ist so geschickt hingestellt, daß das Kind sofort sehr natürlich mitfühlt.

Es wird Abend; sie schlummern ein. Im Traum verwirklicht sich ihre Sehnsucht: wie es wohl auf dem Mars aussieht. Ein veritables Luftschiff fährt fort; das Abenteuerteufelchen lädt zum Einsteigen ein; vergeblich warnt das Hausgeistchen. Die Fahrt geht durch die Lüfte, und mit einem Mal, nach einer phantastischen Fahrt, landet sie auf dem Mars.

Das ist nun sehr reizvoll gemacht, wie die Marswelt dargestellt ist. Grünlich-blaues Licht fällt auf die Bühne, schlaglichtartig, wie durch einen Spalt. In diesem grellen Schein steht ein Geschöpf, das einem Clown ähnelt, mit dem platten, breiten Bauch einer Riesenwanze, und singt zur Laute schmachtend die Erde an (wie wir den Mond), die so milden, lieblichen Schein spende. Später kommt noch eine ganze Schar ähnlicher Marsbewohner; alle von gleicher, seltsamer Form. Ihre Bäuche sind so geformt, daß sie den Kopf einziehen können und dann nur der Bauch auf dem Boden zu stehen scheint. Wenn die Landschaft sichtbar wird, sieht man blauen Rasen, Bäume, die wie gespensterhafte Gestalten mit riesigen Armen in die Luft greifen. Das wäre ein Stoff, würdig, ernsthafter behandelt zu werden. Hier sieht man das Phantastische aus der lebendig angeschauten Gegenwart erwachsen; diese Dekorationen geben die Möglichkeit ganz neuer Szenen, und es spricht für die Begabung der Autorin, daß man keine Disharmonie zwischen dem Gewollten und dem Gekonnten spürt. Mit raffiniertem Geschmack waren die Farben der Gewänder ausgewählt und komponiert.

Auch die Rückfahrt durch die Wolken, die silbern durch den Luftraum fegen, hatte Illusion und Stimmung.

Alles in Allem: Aus der kindlichen Erlebenswelt war ein Stoff temperamentvoll herausgegriffen und so gestaltet, daß nicht nur das Kind

voller Spannung diesen Vorgängen folgen mußte, sondern auch der Erwachsene den Reiz des Neuen verspürte. Ja, man konnte hier die Möglichkeiten einer neuen, phantastischen Komödie spüren. Man ist wütend über die Zeppelinseuche unseres Säkulums, aber hier triumphierte die Behandlung.

So war die Umschau nicht ohne Gewinn. Man hat gesagt, daß das Kind an Clownsprüngen das größte Vergnügen habe. Aus dieser Erwägung heraus bestreiten die meisten Theater ihre Märchenaufführungen mit ewig niesenden Königen, stolpernden Ministern und dergleichen. Ohne diejenigen, die das für die beste Kinderkost halten, belehren zu wollen, möchte man doch darauf hinweisen, daß jedenfalls auch die Clownerie ihren Stil haben kann, und denen, die sich bemühen, das Kasperletheater neu zu beleben, unbedingt zujubeln.

Wer aber fähig ist, Edleres auch im Unscheinbaren zu spüren, der wird sich der Ansicht nicht enthalten können, daß im rechten, modernen Märchenstück Ansätze zu einer literarischen Gattung liegen, die ernsthafter zu diskutieren wäre. Sie führen zu einer freien Phantasiekunst, die alles, was uns umgibt, umformt und uns das tägliche Erleben in der Schönheit einer symbolischen Gestaltung deutungsvoll gibt.

Das Kind kennt zwei Stilmöglichkeiten, nach denen das Theater sich zu richten hat. Es nimmt sich ernst und sieht die Umwelt komisch. Kommt es also selbst auf die Bühne, so will es ernst genommen sein. Es amüsiert sich aber gern über die Erwachsenen, deren Gebaren und Reden ihm komisch vorkommen, da es sie nicht versteht und sie höchstens nachäfft.

Das ist der Kern der Sache, um dessentwillen man sich mit dieser Materie, die den meisten wohl ernsthafter Untersuchung fernzuliegen scheint, befaßt. Wie die modernen Künstler das neue Bilderbuch geschaffen haben und damit in der Graphik reichere Möglichkeiten schufen, dekorativere Behandlungen, so daß es einzelne unter ihnen gibt (Freyhold, Kreidolf, Hofer, Pellar), die man nur als Schöpfer solcher Bilderbücher kennt, so kann auch die Literatur davon profitieren. Etwas, was sonst ganz brach liegt, das Phantastische, Lächelnde, Träumende, etwas, das Märchen im Alltag spinnt, dem das Alltagsgetriebe mit allen seinen viel zu ernsthaft genommenen Problemen zu kleinlich vorkommt, erwacht plötzlich zu neuem Leben. Mit einem Ruck befreien wir uns aus den Fesseln der Nachahmung des Lebens und befinden uns auf den freien Höhen der Kunst. Die künstlerischen Qualitäten dieser Stoffbehandlung — das ist das Lockende.

Wir sind noch weit entfernt von diesen Höhen. Wir nehmen uns zu ernst. Wir müssen mehr lachen lernen. Lachen bedeutet in der Kunst im ernsthaften Sinn: frei der Phantasie folgen.

Die Zeit wartet auf diese Dichter. Und sie hat ihnen in der Kunst, auch in der Kunst der Bühne, schon Möglichkeiten vorgezeichnet, deren sie sich mit Erfolg bedienen können, um auch dem Wort die Phantastik wieder-

gewinnen zu können. Maler und Dichter müßten sich zusammentun und die Reform in die Hand nehmen. Ich glaube, daß es einmal kommen wird. Gerade Kinderaufführungen sollten, wenn sie nicht auf dem primitiven Niveau des improvisierten, traditionellen Kasperletheaters bleiben (gegen das, auch vom künstlerischen Standpunkt aus, gar nichts einzuwenden ist, vielmehr besitzt es erhebliche Qualitäten), sondern von denkenden, schaffenden Menschen unternommen werden, im rechten Sinne Festaufführungen sein. Meist aber sind sie nur Gelegenheitsmache. Das verflossene Affentheater ist dagegen ein Gewinn und der Flohzirkus ein Ereignis.

So viel verschiedene Kindertypen es gibt, so viel verschiedene Stile gibt es auch. Wer wirklich daran geht, ein solches Werk zu schaffen, muß wissen, daß er sich darüber klar sein muß, welchen Stil er innehalten will. Ein Kinderstück ist nicht ein Sammelsurium von Verworrenheit, Späßen und Lehrhaftigkeit. Es hat oder vielmehr es habe seinen Stil; es habe auch seinen Rhythmus, und ebenso wie uns in der bildenden Kunst Stilwirrwarr beleidigt, wie uns in der Musik Verworrenheit verletzt, so stößt uns die innere formale Disharmonie eines solchen Bühnenwerkes ab.

Man braucht nur ein modernes Bilderbuch zur Hand zu nehmen. Da hat jedes seine eigene Art. Künstler wie Volkmann, Orr, Kreidolf, Hofer, Freyhold, Engels, Larsson unterscheiden sich voneinander und jeder hat seine eigene Welt. Das moderne Bilderbuch stellt stilistisch eine Einheit dar. Dieses dekorative Prinzip mache sich auch die Bühne zu eigen, und sie wird damit ihren eigenen Gesetzen nachspüren.

Man kann in einem solchen Kinderstück die Kasperle-Note, das Groteske, betonen. Etwa wie Hofer seine Kinderstücke zeichnet. In Farbe und Form exzentrisch, vereinfacht. Oder wie Busch, mit mutwilliger Satire, mit Hinneigen zur Karikatur.

Man kann die ruhige Schönheit und Einfachheit des Lebens sich zum formalen Vorbild nehmen und etwa die Welt des Kindes aufzeigen, hineinleuchten in all das Werden, die Frohheit und die Sehnsucht, die Eigenheit und die Nachahmung. Etwa wie Larsson seine Kinderszenen malt. Intimität. Oder man mag das Märchenhafte, Phantastische in den Vordergrund stellen, und dieses stilistische Prinzip wird die höchste Schönheit, den schimmerndsten Reichtum enthüllen können. Denn es trägt zugleich das Dekorative, die großzügig geordnete und begrenzte Sichtbarkeit in sich. Etwa wie Kreidolf seine Märchenbücher schafft. Dies sollen nur Andeutungen sein; diese Möglichkeiten des Stilistischen ließen sich leicht vermehren. Wir sehen plötzlich einen ganz neuen Reichtum in dieser kleinen Welt aufdämmern.

Dasselbe gilt für den Schauspieler. Nichts ist verkehrter, als im Kinderstück nur den realistischen Stil gelten zu lassen. Auch hier variiert

die Darstellung, und das Karikaturistische oder das Phantastische könnte vielleicht in manchem Schauspieler neue Fähigkeiten wecken.

Wir haben nun soviel Lehrervereine und Prüfungsausschüsse, und es wird nach allen Richtungen untersucht, ob die Kost, die dem Kinde geboten wird, ihm zuträglich ist, und es wird manchmal darin vielleicht schon etwas zuviel getan, indem das Ursprüngliche, das doch auch dem Kinde erhalten werden muß, zu wenig berücksichtigt wird. Wohl ist es schwer, hier die Mitte zu halten; doch sorgt die Entwickelung dafür, daß die Forderungen nicht übertrieben werden und eine falsche Stellungnahme, die vielleicht mehr auf den Erwachsenen als auf das Kind, mehr auf die Bildungskultur als auf die Naturanlage Bedacht nimmt, sich bald ausgleicht.

Wir denken auch bei den gewöhnlichen Vorfällen des Lebens immer daran, ob es ratsam ist, daß das Kind mit diesen oder jenen Geschehnissen in Berührung kommt, in diese oder jene Verhältnisse Einblick gewinnt, und manches Mal gebietet es die Vorsicht, den Verkehr mit bestimmten Gespielen zu untersagen, obwohl das Kind selbst das gar nicht begreift und meist gerade mit den Kindern, die es meiden soll, am liebsten spielt. Wir wissen, daß oft ein undefinierbarer Einfluß von den flüchtigen Erlebnissen ausgeht; wir haben eine uns erst später begreiflich gewordene Scheu, den Zufall walten zu lassen. Wir möchten das Kind vor manchem bewahren und sind darin vielleicht zu ängstlich und vergessen, daß der kindliche Organismus, ist er in sich gesund, auch manches überwindet, verarbeitet und gerade in diesem inneren Arbeiten sich kräftigt. Es kommt doch die Zeit, wo wir das Kind nicht mehr fernhalten können vom Leben, wo es unsere Pflicht ist, es gehen zu lassen, es sich seinen Weg suchen zu lassen, und wo es ebenso Pflicht des Kindes ist, sich selbst zu entscheiden, um damit den Grund zu seiner Persönlichkeit zu legen. Dann haben wir die Verantwortung dafür, ob der Mensch, der da heranwächst, in sich gekräftigt genug ist, um sich zu bewahren, sich zu behaupten, und es trifft uns die Schuld, wenn wir zwar in der Erziehung alles Schädliche fernzuhalten suchten, dabei aber zu ängstlich verfuhren, so daß der kindliche Organismus, die Seele, die sich zum ersten Male hinauswagt ins Freie, zu schwach ist, um Widerstand zu leisten. Wir können mit keinen Paragraphen und Vorschriften Natur schaffen. Diese wächst, setzt sich durch, sie überwindet auch. Mancher kindliche Fehler wird im Leben ein Vorzug; manches Straucheln, mancher Fall zeigt den Durchbruch der eigentlichen Natur, den Sieg nach dem Kampf um so strahlender, und manche eigenen Nöte, die jedes Kind für sich allein durchkämpfen muß, worauf es als sittliche Natur Anspruch hat, bringen erst die Ansätze zur Persönlichkeit und lassen, was schüchtern nur sich regt, zur Blüte aufgehen.

Aber wie sorglos sind wir, wenn es sich um den ersten Theatergang des Kindes handelt! Da fragen wir nicht viel, was und wie dargestellt wird. Wir schicken womöglich das Dienstmädchen mit dem Kinde hin und glauben genug getan zu haben, wenn wir einen flüchtigen Blick auf den

Theaterzettel geworfen haben, woraus wir entnehmen, was dem Kinde etwa geboten wird. Was! Aber das Wie und all die näheren Umstände kümmern uns nicht.

Jedoch sind gerade diese ersten Theatereindrücke für das kindliche Aufnahmevermögen oft entscheidend. Jeder weiß wohl, wenn er in seinem Leben zurückblickt, wann es war, als er zum ersten Mal in jenen großen, festlich erhellten Raum trat und die vielen Menschen sah, Musik hörte und schließlich mit gebannten, strahlenden Augen auf jenen großen, viereckigen Ausschnitt starrte, wo alle Märchenwelt Wirklichkeit wurde, Schneewittchen und die sieben Zwerge sich zeigten und Rotkäppchen und der Wolf vorüberzogen. Mancher wird mit Wehmut an die alten Puppenspiele zurückdenken mit Dr. Faustus, den zum Schluß die roten Teufel auf ihren Schwänzen entführten. Das war immer ein spannender Moment, wenn man Mittwochs aus der Schule kam und draußen, beim Hinausgehen, den Zettel in die Hand gedrückt bekam, auf dem alles Herrliche verheißen war, Titel, Personen und Inhalt. Mit hochroten Wangen kam man nach Hause und das Bitten und Betteln ging los. Man lese nach, was Goethe von seinen Jugenderinnerungen in bezug auf Theater und Puppenspiele sagt und wie er bleibende Erinnerungen für sein Leben von hier mitnahm.

Aber merkwürdig — wir sind ganz leichtsinnig. Wir, die wir sonst das Kind mit Zürnen und Vorschriften umgeben, lassen es unbesorgt unkünstlerische, ja schädliche Eindrücke an der entscheidendsten Stelle und in den aufnahmefähigen Jahren erfahren.

Hier ist nämlich so gut wie alles verfahren und ein seltener Schlendrian herrscht allenthalben. Wenn es gilt, Märchenstücke zu fabrizieren, dann erinnert sich der Theaterdirektor und irgend eine dichtende Dame, der es sonst an Betätigung auf diesem schriftstellerischen Gebiet mangelt, mit einem Male des alten Vorrats an Geschichten, Sagen und Märchen, und es wird lustig darauflos ein Raubbau getrieben, dem nichts heilig ist. Grob und verzerrt, ohne jede Poesie, werden die den Kindern ohnehin ja bekannten Vorgänge auf die Bühne gebracht und die einzige Aufmerksamkeit wird auf eine hahnenbüchene Komik gelegt, die in ewigem Stolpern, Stottern oder einer langen Nase der Darsteller besteht.

Da wird mit einer Skrupellosigkeit vorgegangen, die verblüffend ist. Nun haben ja solche leiblichen Abnormitäten auch ihren stilistischen Wert. Sie entstammen dem Kasperletheater; es ist etwas Volkstümliches darin. Aber hier sind sie nur Verlegenheitsmittel; sie können, recht angewandt, einen grotesken Stil ergeben, aber das liegt diesen Herrschaften ganz fern.

Vielleicht regen diese Hindeutungen eine Bühnenleitung an, einen Versuch mit der Aufführung von Kinderstücken zu machen. (Das könnte vielleicht zu einer dauernden Einrichtung führen). Dazu sei gleich bemerkt, daß das nur mit den besten Mitteln geschehen darf. Künstler und Dichter müssen dazu mithelfen. Dann erst wird eine Bühnenkunst erstehen, die nicht

nur dem speziellen, eigenen Gebiet einen Fortschritt, eine Reformierung darstellt, sondern dem Theater und seiner Entwicklung überhaupt dient, den Stil des Schauspielers bereichert, und der Literatur, der Dichtung neue Anregungen gibt. Aber um dieses Ziel zu erreichen, bedarf es des Zusammenarbeitens aller in Betracht kommenden Faktoren. Und diese müssen sich bewußt sein, daß ihre Arbeit keine leichte ist, daß es also gilt, ohne Kompromisse das neue Ziel mit allen Energien zu suchen.

Literarische Reformbewegungen und das nationale Bewußtsein.*)

Von Dr. Karl Hoffmann (Charlottenburg).

In der gesamten Entwicklung unserer neueren Literatur bedeutet die durch Gottscheds Wirken und Schicksal charakterisierte Periode vielleicht den am tiefsten greifenden Abschnitt. Denn die Zeit der eigenen literarischen Unfruchtbarkeit und widerstandslosen Abhängigkeit von dem romanischen Geiste hatte mit Gottscheds Diktatur ihren reinsten, vollkommensten Ausdruck und zugleich ihr Ende erreicht. Durch das immer zahlreicher werdende Auftreten schöpferisch begabter Männer begann eine neue, eine ganz andere Epoche, die Zeit der literarischen Selbständigkeit, in der unsere Nationalliteratur erst eigentlich geschaffen wurde. Das ging in ruckweise geschehenden Vorstößen vor sich, da jene Männer notwendigerweise sich gleichsam drängten, in einem machtvoll wachsenden, von Gegensätzen durchzitterten Ringen, bis der langsame nachdrückliche Kampf gegen die abgestorbenen Geschmacksregeln und übernommenen Ideale zuletzt zu einer leidenschaftlichen Auflehnung wider den eigensten Geist des ganzen Jahrhunderts anschwoll: im Sturm und Drang.

Das 18. Jahrhundert ist seinem Wesen nach rationalistisch, unhistorisch und kosmopolitisch gewesen. Der Sturm und Drang war durchaus unrationalistisch, er versuchte geschichtlich zu empfinden und hielt schließlich dem kosmopolitischen Denken des Zeitalters nationale Werte entgegen.

Das nationale Bewußtsein, das sich aus der Sturm- und Drangbewegung und aus der ganzen, in dieser Bewegung nur am heftigsten explodierenden revolutionären Stimmung jener Literaturperiode heraushob, ging im Grunde genommen aus zwei getrennten Gefühlsprozessen hervor, deren Enden zusammenliefen.

Es war erwähnt worden, daß man es den Franzosen abgesehen hatte, wie sie mit kritischem Verständnis das Wesen der Dichtung zu erfassen versuchten. Im Laufe der Jahrzehnte hatte diese Richtung sich einseitig ausgebildet und zu einem literarischen Akademismus geführt, der das Wesen

---

*) Vergl. den die Zeit bis Gottscheds Tode behandelnden Aufsatz des Verf. in H. 10 des vierten Jahrgangs. Dieses Heft ist noch einzeln erhältlich.

der Dichtung ganz und gar mit dem reflektierenden Verstande begreifen und lediglich aus Verstandesgesetzen und begrifflich begründeten Vorschriften ableiten wollte. Die poetischen Qualitäten schienen sich zuletzt in einer Art glatter gefälliger Form zu erschöpfen, die sich auf Vorschriften und Begriffe zurückführen und durch sie erzeugen läßt, und man meinte, das Dichten rein verstandesmäßig betreiben zu können. Das stolze und zugleich kurzsichtige Selbstvertrauen der sogenannten Aufklärung kam hierin zum Ausdruck, deren Bildung überall ein vernunftgemäßes Schema erstrebte und den gesamten Reichtum von Dasein und Leben in einer logischen Ordnung nüchterner Begriffe festhalten wollte und darüber nur zu leicht das lebendige Leben verlor. Selbst das Wirken Lessings wurde noch von der innersten Tendenz einer solchen literarischen Anschauungsweise beherrscht, von der Tendenz zum objektiven Gesetz, obschon gerade durch ihn der in einem bloß äußerlichen Sinne formgerechte „gereinigte Geschmack" überwunden und die *flache* Aufklärung, deren Gefahr ich soeben andeutete, bekämpft worden sind. Durch seine kräftigen Hinweise auf Shakespeare und durch seine Betonung des Momentes der *Handlung* in der Poesie hat er zudem dem jungen Geschlecht auch positiv vorgearbeitet. Dieses junge Geschlecht setzte nun dem Vernunftgemäßen das reine Gefühl entgegen und den allgemeinen Kunstregeln die persönliche Originalität oder, wie man damals sagte, das Genie. Mit einem Worte, gegenüber der Vorliebe der Aufklärung für das normative Gleichmaß und für die trockene Schablone des „hohnsprechenden Philisters", wie Nicolai von Jung-Stilling genannt worden ist, wollte die literarische Revolution das gerade Gegenteil, das Eigenartige und Ungewöhnliche, hervorkehren und suchte es auf. In dieser Empfindungslinie erhielt der nationale Faktor für sie sozusagen einen gewissen ästhetischen Reiz. Denn bei der weltbürgerlichen Denkweise der Zeit mußte ein bewußt vaterländisches Streben wie etwas Absonderliches und gewissermaßen Regelwidriges wirken. Der spätere Bückeburgische Konsistorialrat Thomas Abbt hatte in seiner Schrift „Vom Tode fürs Vaterland" (1761) ungefähr den Standpunkt vertreten, daß es auch in Monarchien Patriotismus geben könne. Daß es nötig und überhaupt möglich war, einen solchen Standpunkt erst noch zu vertreten und hervorzuheben, ist dafür bezeichnend, wie sehr damals das ganze politische und nationale Gefühls- und Vorstellungsleben von abstrakten und antikisierenden Denkgewohnheiten zurückgedrängt war. Aus der Opposition gegen diese Denkgewohnheiten ergab demnach schon der bloße Widerspruchsgeist mit einiger Folgerichtigkeit die Besinnung auf das Deutschtum, das in einem lebte.

Das Genie- und Gefühlswesen war in der deutschen Literatur nur zum Teil von selbst und zum anderen Teil auf Anregungen vom Auslande her entstanden. Ganz spontan hatte sich in Klopstock das subjektive Empfinden des dichterischen Geistes der mechanischen Form mit ihrer angeblich objektiven Allgemeingültigkeit gegenüber gestellt. Dadurch war die poetische Ein-

bildungskraft von ihren drückendsten Fesseln befreit und den neuen und eigenwilligen Gefühlen der kommenden Generation der Boden bereitet worden, und in diesen bereiteten Boden fielen bald die Keime des bezaubernden Einflusses Rousseaus, dessen Ideen eine Absage an die gesamte traditionelle französische Geisteskultur enthielten. Vor allem aber hatten englische Einwirkungen die literarische Revolution in Deutschland hervorgerufen. In der Literatur Englands war um die Mitte des Jahrhunderts eine tiefgreifende Umwälzung vor sich gegangen, die nicht mehr und nicht weniger bedeutete, als eine Wiederauferstehung des selbständigen englischen Dichtungscharakters und eine völlige Überwältigung der von den Franzosen empfangenen pseudo-klassizistischen Stilrichtung. Die einzelnen inneren und äußeren Ursachen und Symptome dieses schwerwiegenden Gesundungsprozesses anzugeben und in ihren Beziehungen zu dem Literaturleben Deutschlands eingehend zu verfolgen, kann hier nicht meine Aufgabe sein. Nur so viel sei gesagt, daß Edward Youngs „Conjectures on Original Composition“ (1759), in denen das Wesen des Genies als Originalität im Gegensatz zur Nachahmung erklärt wird, der in der deutschen Jugend schlummernden dumpfen Sehnsucht nach dem Originalen und Genialischen wohl den ersten deutlichen Anhalt geboten haben. Klopstocks Freund Johann Arnold Ebert hatte überdies auch die „Nightthoughts“, eine Dichtung von Young, 1760 ins Deutsche übersetzt, und deren in Seelenversenkung schwelgender Stimmungsgehalt traf in seiner Wirkung auf die deutschen Literaturkreise mit Klopstock zusammen und kam der in den nächsten Jahren folgenden, durch die Rousseau-Begeisterung veranlaßten Gefühlsschwärmerei vorbereitend entgegen. Was von den Ideen Rousseaus bei der gärenden Jugend den stärksten Eindruck gemacht hatte, das war der Ruf nach Natur. Die konventionelle Kulturpoesie wollte man durch dichterische Schöpfungen ersetzen, in denen „Natur“ natürlich gestaltet wird, und damit kommen wir auf den zweiten Entstehungsgrund zu sprechen, der jene nationale Tendenz der Sturm- und Drang-Bewegung gebar.

Unter der Natur, nach der man verlangte, verstand man etwas Wildes und Gewaltiges. Elementare Kraft, Leidenschaft, innere Wärme, Handlung, unmittelbares sinnliches Leben, oder „Bewegung“, wie Herder gern sagte, das war es, worauf es einem ankam. Die Poesie sollte wieder auf die ursprünglichen Kräfte der Menschheit sich gründen, und, so kehrte man das Verhältnis unbewußt um, die Geisteskräfte der Menschheit waren ursprünglich poetisch. Die Menschen der Urzeit waren nicht nur gut, wie Rousseau es meinte, sondern sie waren auch natürliche Dichter. „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts“, verkündete der dunkle „Magus im Norden“, Johann Georg Hamann, und Hamann ist der bedeutsamste Anreger Herders und bis zu gewissem Grade sein Lehrer gewesen. Die künstlerische und zugleich natürliche Wahrheit, nach der sie suchten, glaubten sie deshalb in den Dichtungen der ältesten, der Urvölker, am

ehesten zu finden. Das Morgenland gab ihnen in seinen wahrscheinlich vor Jahrtausenden entstandenen poetischen Schätzen das lebendigste Beispiel der erstrebten Naturpoesie, d. i. der in Dichtung umgesetzten lebendigen Anschauung des ursprünglichen, unmittelbar bewegten und sinnlich empfindenden Menschen. Durch „Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien" und in Wiederbelebungen der alten hebräischen Dichtungen meinten sie das dunkle Walten des ungehemmt und triebhaft schaffenden Menschengeistes am besten erlauschen zu können. Daraus erstand ihnen eine Liebe zur Volkspoesie ganz im allgemeinen. Und an diesem Punkte des Vorstellungs- und Empfindungsprozesses setzten nun wieder englische Einflüsse ein, welche die weitere Entwicklung von dem Gedankenkreise Rousseaus wegführen sollten. Die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste", eine von Christian Felix Weiße herausgegebene Zeitschrift hatte seiner Zeit in Deutschland die erste Kunde von einem ganz merkwürdigen Phänomen gegeben: Macphersons „Ossian". Diese originelle Mischung von talentvollem Können und Fälschung – der „Ossian" gab vor, eine Ausgabe altschottischer Heldendichtungen zu sein, die aber in der Tat Macpherson in freier Anlehnung an späte gälische Vorlagen sebst verfaßt hatte – war schon 1760 zum ersten Mal ans Licht getreten; und 1765 hatte dann Percy in seinen „Reliques of Ancient English Poetry" eine Sammlung echter altenglischer und schottischer Lieder veröffentlicht. Beide Erscheinungen hinterließen in der deutschen Literatur eine ungeheure und nachhaltige Wirkung. Diese Wirkung schlug bei den jungen Revolutionären in ihre Liebe für die Volkspoesie ein und beförderte zu gleicher Zeit das erwachende Verständnis für die historische Bedingtheit jeglicher volkstümlichen Dichtung und damit für die verschiedenen Eigenarten des volkstümlichen Lebens überhaupt und das geschichtliche Werden selbst. Wenn Herder nach einigen Jahren (1778/79) „Volkslieder" verschiedener Zeiten und Nationen übersetzt und zu der bekannten Sammlung zusammengestellt hat, die nachher von anderen die Bezeichnung „Stimmen der Völker in Liedern" erhielt, so war das nicht zuletzt unter dem befruchtenden Eindruck von Percys „Reliques" geschehen. Es entwickelte sich die Grundlage eines historischen Sinnes. Und es konnte nicht ausbleiben, daß sich aus diesem Interesse für das geschichtliche Volkstum überhaupt ein Interesse für das eigene Volkstum und für die Vergangenheit des eigenen Volkes notwendig ergab. Bereits in Herders erster Schrift, den „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur" (1767) ging die Betonung des Nationalen mit der Betonung des Volksmäßigen Hand in Hand. Am entschiedensten äußerte sich die vaterländische Tendenz darauf in den „Fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst", unter welchem Titel Herder im Jahre 1773 ein dünnes Bändchen von drei programmatischen Aufsätzen anonym erscheinen ließ. Sein neuer Freund Goethe und Justus Moeser waren neben Herder sebst die Autoren dieser Aufsätze. Schon in der bloßen Heranziehung Moesers sprach sich klar die Gesinnung aus, die der

Herausgeber mit dem Programm seiner Veröffentlichung ausdrücken wollte. Denn unter den Männern der älteren Generation war dieser Osnabrücker Historiker vielleicht der einzige, der wirklich geschichtlich zu denken verstand, der das historische Werden als Entwicklung unter ganz bestimmten realen Bedingungen auffaßte und somit auch das nationale Element als einen selbständigen und ausschlaggebenden Faktor in der geschichtlichen Entwicklung betrachtete. In den „Fliegenden Blättern" pries Moeser die Frühzeit deutscher Geschichte, Goethe verherrlichte das Straßburger Münster und verteidigte die verachtete Gotik als die spezifisch deutsche, für das Deutschtum charakteristische Kunst. Und die Neigung für Hans Sachs, die ihn alsbald ergriff, war hierzu eine Parallelerscheinung innerhalb der eigentlichen Literatur. In der begeisterten Jugend strömte das warme Gefühl für die vaterländische Vergangenheit mit jenem Hang zum Besonderen und Eigentümlichen, Charakteristischen zusammen, von dem ich zuerst sprach, und erzeugte einen patriotischen Schwung. Das Originalgenie, so sagte man sich, müsse auch die Eigenart und ursprüngliche Natur des eigenen Volkes, die nationale Individualität hervorkehren und in seinen Schöpfungen zum Ausdruck bringen. Nur so sei Naturdichtung möglich.

Der ideale Typus des Originalgenies für die Stürmer und Dränger war Shakespeare. Bei ihm erlebte man elementare Leidenschaft und das Wirken von Naturmächten gleichsam in gewaltigen Menschen, hatte man das, was man wollte, die Kraft. Shakespeare wurde zum vergötterten Heros jener Schar von umstürzlerischen Dramatikern, die sich in den siebziger Jahren zu Repräsentanten der jungen Bewegung aufwarfen, der Klinger und Lenz, Maler Müller und Wagner mit dem jungen Goethe an der Spitze. Nach der mehr theoretischen Vorarbeit Herders hatte Goethe 1773 durch eine große Tat zum allgemeinen und öffentlichen Ausbruch der Literaturrevolution das Signal gegeben. Diese Tat war der Götz. An Shakespeares Historien sah man, wie Naturpoesie und nationale Dichtung am Ende sich treffen, und in seinem „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand" gab Goethe ebenso unmittelbar und zwanglos in Dramenform umgegossene Geschichte, die leidenschaftliche, jäh in rhapsodischen Rhythmen verlaufende Gestaltung eines vaterländischen Stoffes. Seine Faustanfänge aus jenen Jahren zeigen sodann, wie er sich in diese deutschtümliche Stoffwelt immer mehr hineingefühlt hat. Daß der „Götz" von seinem Dichter zum Teil wenigstens mit einer national gesinnten Absicht geschaffen worden ist, ist ganz offenbar; denn nach seinen eigenen Worten wollte Goethe „die Geschichte eines der edelsten Deutschen dramatisieren". Und ebenfalls ist es eine sicher belegte Tatsache, daß diese Absicht von den Lesern verstanden und die nationale Bedeutung in dem Gehalt des Werkes als solche empfunden wurde. „Welch ein durchaus deutscher Stoff!" schrieb Bürger an Boie, nachdem der eingeweihte Herder bereits vor der Veröffentlichung des Dramas in einem Briefe an seine Braut gerühmt hatte: „Es ist ungemein viel deutsche

Stärke, Tiefe und Wahrheit drin." Das empfängliche Publikum war „von dem Feuer des edelsten Nationalgeistes entzündet", um wieder mit Goethes eigenen Worten zu reden.*) Und ein sprechender Beweis dafür, wie sehr gerade der inhaltliche Charakter des „Götz" auf das literarische Leben gewirkt hat, sind die üblichen Nachahmungen, eine unangenehme Begleiterscheinung, die nie im Gefolge eines epochemachenden, neuartigen Literaturprodukts ausbleiben wird: lärmende Ritterstücke wurden Mode.

Ich hatte soeben die Namen Bürger und Boie erwähnt. Bürger und Boie zählen literarhistorisch zu dem Göttinger Kreis. Ziemlich selbständig neben dem Sturm und Drang im engeren Sinne und dennoch in innigster Zugehörigkeit zu der ganzen Bewegung, aus der er hervorgegangen war, hatte sich in Göttingen ungefähr zur selben Zeit, in der ersten Hälfte der siebziger Jahre, eine Gruppe von jungen Lyrikern gebildet, die Verwandtes erstrebten, der bekannte Bund oder „Hain". Bürger stand dieser Gruppe nur nahe, ohne direkt dem Bund anzugehören. Die Mitglieder des Hains, Voß z. B., die Grafen Stolberg, Martin Miller, Hölty u. a., huldigten dem gefühlsmäßigen Patriotismus in noch höherem Grade, als die eigentlichen Sturm- und Dranggesellen. Mit hellem, hohem Klang wurde von ihnen des Vaterlandes Hochgesang angestimmt. Man liebte schlichte, gutdeutsche Männer, wie den befreundeten Matthias Claudius, und vor allem blickte man ebenso, wie Herder und Goethe es taten, mit vaterländischem Stolz auf die nationale Vergangenheit. Die mitteldeutsche Minnedichtung genoß bei den Göttingern eine zärtliche Pflege, Bürger und Martin Miller dichteten nach ihrem Muster. Aber im allgemeinen hielt man sich weniger an die Geschichte, als vielmehr an eine sagenhafte und unbekannte germanische Vorzeit. Und zwar geschah dies unter der Herrschaft des Einflußes von Klopstock, den man als Meister verehrte.

Klopstock hatte von jeher sein deutsches Volk sehr geliebt. Das lag in seinem stolzen und begeisterungsfähigen Charakter und in seiner Erziehung begründet. Aber aus Ärger über die politische Gegenwart und vornehmlich über den König von Preußen, auf den er in national-literarischer Hinsicht anfänglich große Hoffnungen gesetzt hatte, kehrte sich sein gegenstandslos gewordener Patriotismus dem entlegenen deutschen Altertum zu. Dieser Wandel hatte sich bei ihm bereits in den fünfziger Jahren vollzogen, als einige wissenschaftliche Werke sein Interesse auf die vorchristliche Frühzeit der nördlichen Völker Europas hingelenkt hatten. Schon 1752 schrieb er die Ode „Hermann und Thusnelda". Klopstock führte im weiteren Verfolg dieser Richtung in seine Dichtungen an Stelle der damals üblichen, der antiken Mythologie entstammenden Allegorien und symbolischen Gestalten ebensolche aus der altnordischen Mythologie ein, wußte dabei jedoch mit dem philologisch ungeschulten Sinn seiner Zeit Keltisches und Germanisches nicht

*) Vgl. Bielschowsky, I, S. 172–180.

auseinander zu halten und wurde damit zum Ausgangspunkt einer besonderen Literaturerscheinung, in der sich modisches Kokettieren mit deutschtümelnder Pose einen keltischen Namen gab, des sogenannten Bardismus. Es wäre indessen nichtsdestoweniger verkehrt, wenn man die Entstehung der Bardenpoesie ganz allein auf die persönliche Entwicklung Klopstocks zurückführen wollte. Ihre Abhängigkeit von den neuen Kräften, die sich im Genie- und Gefühlswesen entluden, ist nicht zu verkennen. Im Jahre 1766 gab nämlich Heinrich Wilhelm von Gerstenberg sein „Gedicht eines Skalden" heraus, und zwar hat nicht etwa Klopstock auf Gerstenberg, sondern umgekehrt dieser auf jenen entscheidend gewirkt. Gerstenberg ist sozusagen ein Vorbote der Sturm- und Drangbewegung gewesen. Nicht nur, daß er in den theoretischen Erörterungen seiner Schleswigschen Literaturbriefe gar Manches von den ästhetischen Forderungen der Geniemänner selbständig vertrat, er hat auch eine Reihe von Jahren vor dem Erscheinen des „Götz" in seinem „Ugolino" ein Drama Shakespeareschen Stiles zu schaffen versucht, das allerdings die Einheitsregeln noch nicht außer Acht ließ. Im übrigen war Gerstenberg ein Kenner der „Reliques", deren anregende Wirkung auf ihn die Ursache des „Gedichtes eines Skalden" gewesen sein mag. Erst durch dieses Werk ist sodann Klopstocks vorhandene Neigung zu altdeutschen Motiven und Bardenallüren auf die ausschließliche Verwendung der nordischen Göttergestalten gebracht worden, und nun erst begann er seine „Bardieten" zu dichten, unter denen er sich so etwas wie altgermanische Dramen mit Gesang vorstellte. Im Jahre 1769 schrieb er „Hermanns Schlacht", der „Hermann und die Fürsten" und „Hermanns Tod" später folgten (1784 und 1787). Für die breite Entfaltung des Bardismus ist Klopstock immerhin das Vorbild gewesen, er gab ihm den Stempel seiner pathetischen Natur. Fast überall standen jetzt Barden auf und begannen, sich heldenhaft und geräuschvoll zu spreizen. Karl Friedrich Kretschmann, Oberamtsadvokat zu Zittau, war der Barde Rhingulf und der ehemalige Jesuit Michael Denis war der Barde Sined, es gab einen Barden Telynhard usw. Die verwirrenden Eindrücke des „Ossian" traten hinzu und vermehrten die Stimmung. Denis hat ihn z. B. ins Deutsche übersetzt, und durch die Bardenpoesie wirkten der „Ossian" und damit die Jugend auf Klopstock wieder zurück. Klopstock wurde gleichsam unversehens in die stürmische Bewegung der Jugend mit hineingezogen und selbst von dem revolutionären Geiste ergriffen, dem er mit der verstiegenen „Gelehrten-Republik" 1774 seinen Tribut zollte. Der junge Goethe liebte ihn, und die Göttinger beteten ihn an und ahmten ihn ganz und gar nach. Sie verpflanzten den Bardismus gewissermaßen in die literarische Sphäre des jüngsten Geschlechts. Und damit nahmen sie dieser poetischen Gattung den Charakter einer im Grunde gehaltlosen und schrullenhaften Spielerei, was sie für die Modebarden nur war. Sie flößten dem Gedanken des Bardentums ein aufrichtiges Feuer ein und gaben ihm überdies eine neue, eigentümliche Wendung, die er bis dahin noch nicht hatte.

In dem Bardentum der Haingenossen verband sich die vaterländische Besinnung mit einer Schwärmerei für die „Freiheit" der teutonischen Urzeit und bekam somit eine bestimmte politische Färbung. Denn die bloße Schwärmerei gebärdete sich schnell als unbändige Tyrannenfeindschaft. Man wollte im Liede „die Könige richten" und spielte zuweilen selbst mit dem Gedanken des Fürstenmords. Am Ende stand diese Erscheinung in innerem Zusammenhang mit der unwillkürlichen Neigung zum Extrem überhaupt, die sämtliche Bestrebungen der literarischen Jugend durchdrang, und sie zeigte sich ebenso, wenn auch in anderen Formen und Maßen, bei den eigentlichen Stürmern und Drängern. Der wilde Haß gegen Regel und Gesetz in der Dichtung übertrug sich dort auf das Gebiet des staatlichen Lebens und erzeugte so eine Art von politischem Radikalismus. Auch im „Götz" findet sich ein gewisser Protest gegen die gesetzliche Gewalt des Staates, und noch deutlicher verkörperte die Gestalt eines mehr isolierten Parteigängers der Stürmer und Dränger, Christian Schubarts in Württemberg, eine derartige Vereinigung von Patriotismus und Sich-Aufbäumen wider fürstlichen Druck. Der Einfluß von Rousseaus politischem Lehrgebäude, das in kurzem die theoretische Grundlage der großen französischen Revolution abgeben sollte, wirkte auf die heißen Köpfe ein und rüttelte ihren Unmut über die traurigen Verhältnisse in den kleinen Despotenstaaten Deutschlands zur Begeisterung für ursprüngliche Freiheit und natürliche Zustände auf. Ein glühender Verehrer Rousseaus in solchem Sinne war Klinger. Jedoch seinen heftigsten Ausdruck erhielt dieser Freiheitsdurst und Hang zur politischen Umwälzung in dem Erstlingswerk eines später nachdrängenden Genies, in den „Räubern" von Schiller.

Die Gefühls- und Geniemänner hatten nicht nur eine unbestimmte nationale Sehnsucht, sondern daneben konkrete politische Interessen oder mindestens einen impulsiven Ansatz dazu; sie gaben sich Mühe, politisch selbständig zu denken, wenn man auch von deutlichen politischen Vorstellungen bei diesen im Grunde unpolitischen Jünglingen nicht reden kann. Und zugleich dehnte sich der oppositionelle Geist, der jene Interessen beherrschte, über die engere Politik auf die allgemeineren Fragen des menschlichen Zusammenlebens aus. Er zeigte sich ebenfalls auf rein sozialem Gebiet. Lag im „Götz" so etwas wie Widerspruch gegen die staatliche Autorität, so enthielt der „Werther" eine Auflehnung wider die Konvention der bürgerlichen Gesellschaft. Und in seinen Versen „Vor Gericht" machte Goethe gegen die geltenden sittlichen Rechtsnormen Front, die des ehelosen Weibes ungesetzliche Liebe verdammen.

Das Motiv des verführten, gefallenen Mädchens erfreute sich überhaupt bei den Sturm- und Dranggesellen einer großen Beliebtheit. Seine grauenhafteste Steigerung erfuhr es in der Gretchen-Tragödie, und Leopold Wagner hat denselben Stoff zu einem Drama „Die Kindermörderin" (1776) verwendet. Mancherlei Ungerechtigkeiten gerade in geschlechtlichen und erotischen Dingen

wurden freilich durch die scharfen Standesunterschiede jener Zeit stark begünstigt sodaß der Unwille darüber nicht erst durch eine besondere revolutionäre Stimmung hervorgerufen zu werden brauchte. Vornehmlich richtete sich die soziale Erbitterung gegen die Verirrungen, wie sie in der Maitressenwirtschaft gewisser Fürsten zu Tage traten und schon in Lessings „Emilia Galotti" an den Pranger gestellt worden waren. Aber Lessing hatte es noch nicht gewagt, direkt anzuklagen, und dazu ging man jetzt vor. Und wieder war es Schiller, der hier erst nach etlichen Jahren die kräftigsten und schlagendsten Worte fand, in „Kabale und Liebe". Das Streben zu sozialer Opposition und das Verlangen nach einer Erneuerung der konventionalen Moral pflegen seitdem in allen Bewegungen, die auf eine Reform oder Umwälzung des literarischen Lebens hinzielen, als Nebenerscheinung wiederzukehren. Die Früh-Romantik und das Junge Deutschland haben deutliche Züge davon, und in der Moderne treffen wir sie in erhöhtem Maße wieder an.

Nicht zuletzt dem starken nationalen Willen, der, wie wir also sahen, ohne Frage in dem Genie- und Gefühlswesen gelebt hat, verdanken wir die aus diesem erwachsene Blütezeit unserer Literatur. Aber auf das praktische Dasein des Volkes war seine nationale und nationalpolitische Tendenz ohne merkliche Folgen geblieben. Der Grund hiervon mag teilweise vielleicht darin zu suchen sein, daß diese Tendenz selbst durch die weitere Entwicklung gerade ihrer besten Vertreter, eben durch das Eintreten der Klassik, abgebrochen und gleichsam desavouiert worden ist. Jedoch in der Romantik lebten ihre Reste nachher wieder auf.

Nichtsdestoweniger wäre es abgeschmackt, den heimlich vorhandenen inneren Zusammenhang zwischen der Klassik und dem Seelenleben der Nation bestreiten zu wollen. Der ideelle Gehalt unserer klassischen Literatur, der in dem Gedanken der harmonisch entwickelten und vorbildlich wirkenden Persönlichkeit gipfelt, bedeutet wahrscheinlich überhaupt die tiefste Bereicherung der modernen geistigen Kultur unseres Volkes durch die Dichtung. Und im Grunde war dieses Ideal des vollendeten, zugleich sittlichen und sinnlichschönen individuellen Menschentums nichts anderes, als die ausgereifte Frucht des „Originalgenies" der Stürmer und Dränger. Es bleibt nun aber doch wahr, daß die Klassik, in enger Verbindung mit dem hauptsächlich durch Friedrich August Wolf und Winckelmann hervorgerufenen Neuhumanismus der Zeit, ihr Ideal zunächst wieder durch die Bildungs- und Kunstformen der längst vergangenen Antike lebendig zu machen suchte und so das Bild des zu idealischer Vollkommenheit emporgesteigerten Einzelmenschen von dem konkreten Dasein des eigenen Volkes ablöste. Damit hatte sie sich selbst diesem Dasein, äußerlich wenigstens, entfremdet. Aus einer natürlichen Reaktion auf diese Spaltung zwischen Dichtung und nationaler Existenz, aus einem spontanen Sichaufbäumen des germanischen Literaturgeistes wider den volksfremden Charakter der Klassik wird dann

für gewöhnlich, besonders von Literaturfreunden, die der Wissenschaft fern stehen, die deutsche Romantik erklärt. Nun erst noch dartun zu wollen, daß die Romantik eine bewußt nationale Literaturerscheinung gewesen ist, könnte demnach überflüssig und fast lächerlich erscheinen.

So einfach liegt das Verhältnis jedoch keineswegs. Die ursprüngliche Absicht der Romantik wendete sich durchaus nicht gegen die klassische Dichtung. Im Gegenteil, sie ging unmittelbar von dieser aus. Von Haus aus war die romantische Bewegung nichts weiter, als eine einseitige Konsequenz der Klassik, deren idealistischen Individualismus sie fortsetzte und zu einem phantastischen Subjektivismus übertrieb. Deshalb richtete sich ihr reformatorisches Bestreben für das erste gar nicht unmittelbar auf das literarische Schaffen. Denn die vorhandene Poesie der Klassik war ja eben die Grundlage, auf die sie sich stützte. Was die romantische Bewegung wollte, das war vielmehr eine Revolutionierung der gesamten Geistestätigkeit, eine Erneuerung der Bildung überhaupt: es war ihre Idee, eine neue Bildung herbeizuführen, in deren Mittelpunkt die Poesie stehen sollte.

Wir müssen bedenken, daß damals an dem Geiste der Klassik doch nur eine geringe Zahl ausgezeichneter Köpfe, die aus der „gebildeten" Menge hervorragten, erst wirklichen Anteil hatte; in diese Menge selbst war er noch lange nicht gedrungen. Im allgemeinen herrschte immer noch die Aufklärung, vornehmlich in Berlin, wo der alte Nicolai in seiner „Deutschen Bibliothek", unbeirrt durch alles, was in dem literarischen Leben Deutschlands sonst vor sich ging, auf dem Altar der flachen Verständigkeit die herrlichsten Schätze der Seele opferte. Die poetischen Bedürfnisse der Menge wurden dabei durch eine untergeordnete Literatur befriedigt, in der die aufklärerische Nüchternheit mit dem Bodensatz des Genie- und Gefühlswesens eine trübe Mischung eingegangen war. Rührseliges Philistertum in Verbindung mit raffinierter und übelriechender Mache waren die Kennzeichen dieser Literatur. Ich nenne Kotzebue und Iffland auf dem Gebiete des Dramas, das Gegenstück dazu boten die vielgelesenen Romane von August Lafontaine. Daneben ergab die kalte Berechnung auf den krassen Effekt im Verein mit den Verirrungen der Kraftgenialität dem Hang zum Abenteuerlichen und plump Ungeheuerlichen, eine Art von Ritter-, Räuber-, Geister- und Spukgeschichten, deren letzte, völlig verwahrloste Überbleibsel übrigens noch heute in den Kolportageromanen fortleben. Eine stattliche Reihe geschäftlicher Schreiber stellte sie her, von denen etwa Veit Weber, Spieß, Carl Gottlob Cramer und Christian August Vulpius, Verfasser des „Rinaldo Rinaldini" (1799), der nachher der Schwager Goethes wurde, zu nennen wären. Aus dem Streben, gegenüber diesen fragwürdigen Literaturgattungen die klassische Dichtung zur tatsächlichen Herrschaft über die Zeitgenossen zu bringen, entwickelte sich sodann sodann die Romantische Schule. Soweit die Romantik eine Schule und überhaupt eine zielbewußte „Bewegung" war, wurde sie in ihren Anfängen vor allem durch die Brüder

Schlegel repräsentiert. Die beiden Brüder arbeiteten ausgesprochenermaßen zunächst darauf hin, die Trockenheit einer philiströsen Vernunft, die in selbstgenügsamem Stumpfsinn die reiche Fülle und Problematik des Innenlebens härtnäckig übersah, die „harmonische Plattheit", wie Friedrich Schlegel sich ausdrückte, durch echte Poesie zu vernichten, wie sie in den Werken der klassischen Dichter geschaffen wurde, und den neuen, den Menschen emporhebenden Geist, der in diesen Werken sowohl als auch in der durch Kant vollzogenen Wiedergeburt des philosophischen Denkens zu Tage trat, an ihre Stelle zu setzen. Wenn nun schon das Kunstprinzip und der Persönlichkeitsgedanke der Klassiker sich der Form nach in volkstümlicher Hinsicht zum mindesten neutral verhielten, so war dies bei den ersten Romantikern am Beginn ihres Wirkens erst recht nicht viel anders. August Wilhelm wollte anfangs von dem „Gothisch-Heroischen" nichts wissen, und sein jüngerer Bruder trieb einen Kultus mit dem Ideale der „Griechheit". Die nationale Tendenz stand also entschieden nicht im Vordergrund, das Gegenteil war der Fall. Nur als Träger einer erlesenen persönlichen Kultur fühlten sich die ersten Vorkämpfer der romantischen Bewegung. Der Ursprung dieser Bewegung charakterisiert sich durch die Eroberungssucht eines nahezu krankhaft gesteigerten Bildungsaristokratismus, der mit der hochmütigen Überlegenheit einseitig geistiger Interessen auf die lebendige Existenz des Volkskörpers gleichgültig herabsehen mußte. Denn man hegte eine „Überfülle geistiger Strebungen, hinter denen die Lebensschicksale der Nation ganz in die Ferne rücken".*) Erst nachträglich, und nachdem die Romantik sich bereits selbständig gemacht und ein eigenes Literaturprinzip herausgebildet hatte, entwickelte sich das nationale Moment auf dem Umweg über die Liebe zum deutschen Mittelalter, ähnlich, wie dies auch teilweise beim Sturm und Drang geschehen war. Die Liebe zum Mittelalter aber erstand aus den romantischen Prinzipien und Begierden auf eine höchst komplizierte Weise.

Durch zwei Umstände vollzog sich die Ablösung von der Klassik und die Verselbständigung der romantischen Bewegung, durch einen äußeren Anlaß und durch eine innere Ursache. Der äußere Anlaß war eine persönliche Reibung zwischen Friedrich Schlegel und Schiller, die im Jahre 1797 zum unheilbaren Bruch führen sollte. August Wilhelm wurde in das Zerwürfnis mit hineingezogen, nachdem sich seine Gefühle für Schiller durch dessen Verurteilung des von ihm verehrten Bürger schon vorher stark abgekühlt hatten. Von diesem Zwist wurde Goethe jedoch nicht berührt, er bewahrte den Schlegelschen Bestrebungen seine Gunst. Die innere Ursache war der nachhaltige Einfluß der Fichteschen Philosophie, deren Ichlehre der Wendung zum radikalen Subjektivismus die entscheidende Anregung gab. Mehr oder weniger unter ihrem Eindruck begann Friedrich Schlegel eine neue ästhetische Doktrin zu entwerfen.

---

*) Rudolf Haym, Die romantische Schule, Berlin 1870. Seite 9.

Der tragende Gedanke von Fichtes Wissenschaftslehre, daß das reine Ich das natürliche Sein, die Außenwelt, durch seine produktive Vorstellungstätigkeit, durch Einbildungskraft aus sich selbst heraus schafft, um es alsdann in seinem freien sittlichen Handeln sich unterwerfen zu wollen, gab die Grundlagen für die romantische Auffassung, daß sich in der in einem empirischen Sinne gleichsam wirklichkeitslosen Phantasie des ästhetischen Subjekts die allein wahre Realität offenbare. Die Phantasie erhebt sich über die natürliche Wirklichkeit, so wie sie für einen jeden wahrnehmbar da ist, das „gleichgültige Ding, was andere vorzugsweise Wirklichkeit nennen, weil der Klumpen so breit und roh daliegt", und blickt nur auf die ideale Verklärung der Gegenstände und des Daseins, auf ihre „Poesie", die sie zuletzt aus sich selbst produziert. Stellt nun der Dichter dar, was er sieht, so ist das, was er darstellt, schon an und für sich Poesie, und indem es poetisch dargestellt wird, rückt es hiermit noch einmal in eine höhere poetische Sphäre. Eine Dichtung in romantischem Sinne gibt demnach zugleich Poesie und „Poesie der Poesie". Die „Poesie der Poesie" bedeutet nichts anderes, als daß die Phantasie auf ihr eigenes Tun reflektiert; und auch das genügt ihr noch nicht, um ihre unermeßliche Fülle ausschöpfen zu können, sie reflektiert alsbald auf dies Reflektieren urd so immer fort. Mit einem Wort, in grenzenloser Willkür, deren autonomes Gesetz aus dem höchsten Seinsgrunde stammt, schaltet der romantische Dichter mit seinem Stoff und schafft ihn noch einmal gänzlich von neuem. Und selbst dieses Äußersten ist er sich bewußt, und diese Bewußtheit spricht aus seinem Werke. Ähnlich wie der Transzendental-Philosoph die produzierende Tätigkeit des Ichs zur Darstellung bringt, stellt der romantische Dichter bei seiner Darstellung sein eigenes Schaffen in „schöner Selbstbespiegelung" mit dar. Das heißt, weil die Individualität des Genies eine schlechterdings unerschöpfliche ist, so kann sie sich in seiner Schöpfung nie vollständig ausgeben, und deshalb bleibt das Genie seinem Werke naturgemäß weit überlegen und verhält sich dem Hervorbringen dieses seines eigenen Werkes gegenüber mit „Ironie". Den Widerstreit zwischen dem Idealen und Realen, Unbedingten und Bedingten, will der romantische Dichter durch sein Tun überwinden, und, indem er dies will, erneuert er, das Ideale steigernd, nur immer wieder den Zwiespalt, bis er das Unbedingte und Unendliche triumphierend in sich selber erfaßt und von da aus auf seine Schöpfung wie auf unzulängliche Bilder einer unendlichen Ganzheit mit göttlichem Lächeln herabschaut.

Die romantische Ironie ist ein souveränes Über-den-Dingen-Schweben des unendlichen Subjekts. Und die Dichtart, die aus der Unendlichkeit einer dergestalt allumfassenden Phantasie hervorgeht, wird universal. Die romantische Dichtung ist Universalpoesie. Alle vorhandenen und möglichen Gattungen begreift sie in sich ein.*) Da aber das Unendliche immer bloß

*) Die Universalpoesie ist als einzelnes Kunstwerk, in dem sich die verschiedenen

bedingt und nie restlos in die Erscheinung tritt, so wird die romantische Dichtung die vollendete Gestaltung der universalen Unendlichkeit nie völlig erreichen, sondern sich ihr nur im Werden asymptotisch annähern können. Sie ist „progressive Universalpoesie", d. h. ihr universaler Charakter bedeutet eine unendliche Entwicklung. Der Trieb, durch unendliche Entwicklung zu absoluter Universalität zu gelangen, führt die romantische Dichtung dazu, alle denkbaren literarischen Entwicklungsmöglichkeiten in sich aufzunehmen, was sie nur kann, indem sie die bereits gewesenen literarischen Entwicklungen sich wieder einzuverleiben versucht. Ihre Universalität bekommt so eine literarhistorische Richtung. Hier trat nun, die theoretischen Ableitungen Friedrichs gewissermaßen überholend, die geschichtliche Anlage in der Natur August Wilhelm Schlegels hinzu, der sich überdies den Historismus Herders zu eigen gemacht und dadurch seinen Blick für das Eigentümliche der einzelnen Literaturen geschärft hatte. Nicht nur auf die Griechen und Goethe, auch auf Shakespeare und Dante hatten von jeher seine Interessen und Neigungen gezielt, und dafür gewann er jetzt den jüngeren Bruder. Man richtete nun sein Augenmerk überhaupt auf die früheren Jahrhunderte der abendländischen Literatur, auf Petrarca, Calderon und Cervantes besonders, und mit dem Streben nach Einverleibung in die romantische Dichtung wurde es bald Ernst. Noch heute sind wir der Übersetzungstätigkeit der Romantiker dankbar. Daß die älteren Schöpfungen der eigenen Literatur bei diesen Bemühungen nicht übergangen werden konnten, liegt auf der Hand. So warf man sich auf die Dichtung des deutschen Mittelalters, die man doch früher als barbarische „Feudalpoesie" nicht hatte gelten lassen wollen. Und mit der ganzen Unersättlichkeit seines Geistes erkannte Friedrich Schlegel die weite Aufgabe, die hier ihrer Lösung noch harrte. In seinem „Gespräch über die Poesie" (1799/1800) heißt eine vielzitierte Stelle: „Es fehlt nichts, als daß die Deutschen auf die Quellen ihrer eigenen

---

poetischen Gattungen verschmelzen, nur nach dem Schema des Romans möglich. Hervorgerufen wurde dieser Gedanke durch die nachhaltig eindringende Wirkung von Goethes 1795/96 erschienenem „Wilhelm Meister", die bei den Romantikern die Vorstellung von dem Wesen des Romanartigen grenzenlos erweitert hatte. Ein Roman nach der Art des „Wilhelm Meister" erschien ihnen als poetisches Maximum. Demnach war romantische Poesie ursprünglich gleichbedeutend mit Romanpoesie. Haym, a. a. O., S. 250 ff., vgl. S. 689 f., ferner S. 133 f., 375 und 380. Dieser Ableitung des Schulbegriffs „Romantisch" widerspricht jedoch neuerdings Marie Joachimi, Die Weltanschauung der deutschen Romantik, Jena und Leipzig 1905, S. 232, Anm. 3, vgl. S. 118, Anm. 1. In die Literatur überhaupt eingeführt worden ist der Ausdruck „Romantisch" mit der üblichen Bedeutung des Seltsamen, Außergewöhnlichen, in fremder Größe Stimmungsvollen, soweit meine Kenntnis reicht, durch den englischen Dichter James Thomson (1700—1748), den Verfasser des englischen Nationalliedes „Rule, Britannia!", dessen Hauptwerk „The Seasons", die Verdrängung des Pseudoklassizismus mit vorbereitet hatte.

Sprache und Dichtung zurückgehn und den hohen Geist wieder frei machen, der noch in den Urkunden der vaterländischen Vorzeit vom Liede der Nibelungen bis zum Flemming und Weckherlin bis jetzt verkannt schlummert: so wird die Poesie, die bei keiner Nation so ursprünglich ausgearbeitet und vortrefflich ist, erst eine Sage der Helden, dann ein Spiel der Ritter und endlich ein Handwerk der Bürger war, nun auch bei eben derselben eine gründliche Wissenschaft wahrer Gelehrten und eine tüchtige Kunst erfindsamer Dichter sein und bleiben." August Wilhelm hat nachher in dem dritten Kursus seiner in den drei Wintern von 1801—1804 zu Berlin gehaltenen Literaturvorlesungen mit der Verwirklichung dieses Programms den ersten Anfang gemacht.

(Schluß folgt.)



Lesefrüchte.

Das Jesulein auf dem Eselein.*)

Wiener Weihnachtsidyll.

Von Enrica von Handel-Mazzetti.

Winternacht. . . . Tausend Sterne scheinen.
Tausend Menschen sind auf den Beinen.
In den Gassen der Vorstadt welch Drängen und Lärmen!
Von armem Volk alle Läden schwärmen.
Aus der elenden Bude lacht
Billiger Flitter, Theaterpracht.
Mit grober Hand tappt der Sozi drein,
Um ein Kröndl er kauft für die Kinder ein.
Er hält keinen Heiligtag, hält kein Fest,
Doch das Fest seiner Kinder er gelten läßt.
. . . Die Kinder, die Kinder!

Der Graben glänzt wie ein Feenreich,
Im elektrischen Lichte golden und bleich
Liegen die herrlichsten Schätze zur Schau;
Der Mann im Pelz, die strahlende Frau
Lächeln, flüstern im Glühlichtschein,
Kaufen fürstlich für Baby ein . . .
Den Glauben an Christus, sie hatten ihn nie;
An das Christkind der Kinder glauben sie. —
. . . Die Kinder, die Kinder!

Auf dem Rennweg ein Haus, nicht klein, nicht groß;
Ein erleuchtetes Zimmer im Erdgeschoß,
Zwei Kinderköpfe drängen sich dicht
An der jungen Mutter Madonnengesicht.

*) Aus: Deutsches Recht und andere Gedichte von E. v. Handel-Mazzetti. Kempten und München, Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung. Geb. 3 Mk.

Durch die Glastür, verhangen mit weißem Tuch,
Zieht leise herein der Tannengeruch
Und leise hört man es klirren und knistern.
Und die Kinder flüstern:
„Herzensmama! Ist es schon da?
Kommt es bald?" „Ja, Gretel, ja! –
Maxi, Geduld, mein kleiner Mann,
Jetzt zündet es eben die Kerzen an,
Und dann –"
„Wann, wann? –"
Wie es zappelt, das lose Gelichter!
Mama weiß kaum Rat, sie holt aus dem Schrank
Ihre letzte Zuflucht, die Bilder von Richter.
Nun sitzen sie ruhig, Gott sei Dank.
Doch da die Mutter mit zarten Händen
Bedachtsam will die Blätter wenden,
Fahren die rundlichen Patschchen dazwischen,
Das Bild, das schöne, wollen sie erwischen.
Hündlein bellt und Kätzlein spinnt –
Wir wollen, wir wollen das Jesukind.
Da ist es schon! Und kommt inmitten
Von Weihnachtsengeln angeritten.
Wo kommt es her? Das ist nicht schwer:
Vom Himmel hoch da kommt es her.
„Aber Mami!" sagt Gretel. „Das Jesulein
Sitzt da auf einem Eselein!
Der Esel ist ein dummes Tier,
Er kann zwar freilich nichts dafür;
Schiech ist er auch – so grau und geschoren,
Auch hat er viel zu lange Ohren.
Es sollte doch das Jesulein
Statt diesem dummen Eselein
Einen Schimmel haben, weiß wie Schnee,
Und ein rosa Kleid. Das wär' fein. Herrje!"
„Einen Schimmel?" schreit Max dazwischen. „Nein!
Ein prachtvoller Rappe muß es sein.
Zügel und Bügel von echtem Gold.
Mit dem Kopf in der Höhe muß er traben,
Und das Christkind muß einen Attila haben,
– Kein Rosakleid wie Puppe Wunderhold.
Das ist nichts für Knaben!
– Ein Schwert an der Seite, am Kopf eine Kron'
Und Stiefeln und Sporen. – Er ist doch der Sohn
Vom lieben Gott und hat große Macht;
Da muß er doch kommen mit großer Pracht,
Nicht auf einem Esel, der Disteln frißt,
Dumm, häßlich und auch boshaft ist."

„Boshaft doch nicht, nur etwas zuwider
Hin und wieder" – die Mutter spricht.
Ihr zartes, mädchenhaftes Gesicht
Blickt schalkhaft auf ihren Liebling nieder.
„Zuwider sind manchmal auch Bubis – nicht?"

„Esel sind boshaft. Ich muß schon bitten!
Erinnerst du dich denn gar nicht mehr
An unsern Ausflug auf den Ritten
Heuer in Tirol? Ich bitte sehr!
Da bist du mit Greti am Esel geritten,
Ich und Papa gingen nebenher.
Auf einmal hat das grausliche Tier
Sich aufgepflanzt auf alle vier
Und ist ab–so–lut nicht weitergegangen.
Die Gretel hat zu weinen angefangen,
Und du –"

„Ja, ja," nickt das Mütterlein heiter.
„Du hast schon recht; doch ich denke mir, Mari,
Der Arme hatte ein wehes Hari
Und konnte bei bestem Willen nicht weiter."

Max begehrt auf: Nimm ihn nicht in Schutz.
Alle Esel sind bös und nichtsnutz."

„Aber Maxi! Maxi! So ungerecht!
Kein Geschöpf auf der Welt ist völlig schlecht.
Der Esel zumal hat viel gute Seiten
Und hatte sie zu allen Zeiten.
Gebt einmal, Kinder, ein wenig Ruh'
Und hört der Mami ordentlich zu;
Sie will euch etwas erzählen.

Als in dem Stalle, kalt und arm,
Das liebe Christkind ward geboren,
Da hätt' es zu seiner Mutter Harm
An allen Gliederchen bitter gefroren,
Wenn nicht ein graues Eselein
Sich hätte gedrängt zum Jesulein;
Sein Atem hielt das Kindlein warm.
Drum sprach Sankt Marie: Du gutes Tier!
Und hat mit der Hand so zart und zier
Gestreichelt seine langen Ohren."

Die kleine Grete leise spricht:
„Mamali, daran dacht' ich nicht.
Jetzt hab' ich den Esel schon etwas lieber."
Immer heller strahlt das süße Licht
Von drinnen herüber.
Und immer lauter das Christgold rauscht,

Die Kinder aber merken es nicht,
Sie sitzen verzückt und verlauscht.

„Wer denkt sich das Christind als Rappenreiter,
Das ist mein gescheiter Maxi, nicht wahr?
Mit einem Attila wie ein Husar,
Mit Stiefeln und Sporen — und so weiter!
Nun denkt: als das Christkind man wollte ermorden,
Und Sankt Joseph dies inne geworden,
Nahm er die Mutter und das Kind
Und setzte sie alle beide geschwind
— Auf einen stolzen Rappen? Nein!
Auf ein armes, kleines Eselein.
Das trug so getreu durch den Wüstensand
Das Christkind nach Ägyptenland."
Wie durch alle Spalten jetzt Schimmer bricht!
Fast tageslicht!
Und die Kinder merken's noch immer nicht!
Denn die Mutter erzählt:
„Und das liebe Jesukind wuchs heran
Und ward, wie ihr wisset, ein großer Mann,
Der größte und heiligste Mann auf der Welt.
Aber die Welt hat ihn nicht verstanden,
Sie schlug den lieben Heiland in Banden
Und schlug ihn ans Kreuz."

„Das hat weh getan!"
Schauert klein Gretel, doch Max, der Mann,
Ruft: „Und die Leut' haben zugeschaut?
Ich hätt' ihn vom Kreuz heruntergenommen,
Meinst, ich hätt' mich nicht hingetraut?"

Die Mutter sprach: „Es mußte so kommen;
Er mußte sterben, so wollt' es Gott.
Aber, Kinder, hört, was ich noch vernommen:
Am Sonntag vor seinem bitteren Tod
War ihm eine letzte Freude beschert.
Als er nach Jerusalem kam gezogen,
Haben die Leute ihn hoch geehrt;
Palmen und Blumen sind ihm zugeflogen,
Und die Kindlein liefen vor ihm in die Stadt
Und riefen: Hosanna! Das heißt: Vivat!

Das Reittier aber, das auf dem Zug
Durch die Stadt den lieben Heiland trug,
War es ein Schimmel? Ein Fuchs?" — „O nein!"
In hellem Eifer die Kinder schrei'n:
„Mama, es war ein Eselein!"

„Seht ihr! So war das Es'lein erkoren,
Das arme Grautier mit langen Ohren,

Zweimal zu tragen den heiligen Christ,
Der für die Armen gekommen ist,
Und der da liebt, was schlicht und klein."
Da redet Gretel darein ganz fein:
„Zweimal? Nein, dreimal, Mami! Schau hier!
Auf dem Bild! Was ist denn das für ein Tier?"
Mütterlein lacht: „Wenn ich das nicht wüßt',
Daß dies das Weihnachtseselein ist!
Die Engel führen's am Zügel,
Das Jesukind sitzt im Bügel,
So kommt es in jeder heiligen Nacht
Zu den braven Kindern."

Klingelingeling!
Auf fliegt die Tür. Es ist da, es ist da!
Das Christkind ist da! Mama, o Mama!
Welcher Glanz, welche Pracht!
Von der Diele zur Decke erhebt sich der Baum,
Im Geäste schaukeln sich Engel und Gnomen
Über der Krippe, der lieblichen, frommen,
Und der Vater breitet die Arme weit
In strahlender Weihnachtsseligkeit:
„Nun, ist er schön? Läßt er sich seh'n?
Gestern abends gekauft auf der Wieden!
Steffi, bist du mit mir zufrieden?
Hundertzehn Kerzen! Und prima Schmuck!
Das Christkind und ich hatten Arbeit genug
Mit all dem Gezeugs — Dreiviertelstunden!
Aber die Zeit ist uns schnell entschwunden.
Ihr drüben habt euch vergnügt mit dem Richter,
Und ich — hier im stillen — genoß einen Dichter.
Geht doch vor allen Dichtern der Welt,
Die Mutter, wenn sie vom Christkind erzählt."

* * *

Am Pianino der Vater sitzt,
Seine Stirne schwitzt,
Seine Augen leuchten
Und hängen an ihren, den zärtlichen, feuchten.
Seine Hände über die Tasten gleiten.
Durch den tannenduftenden Raum,
Rein, wie ein Kinderweihnachtstraum,
Klinget das Lied voll Seelenmacht:
Stille Nacht, heilige Nacht!

Die Kinder noch eben mit glühenden Wangen
Ringelreih um den Christbaum sprangen,
Lachend, singend, jubilierend
Und die Früchte, die süßen, schnabulierend,

Jetzt sind die Füßchen und Kehlchen müd . . .
Und Papa spielt das Lied, das schöne Lied . . .

Beim Kripplein stehn sie jetzt, Max und Grete,
Und wiegen die Köpfe nach der Musik.
Ihre Augen funkeln vor Weihnachtsglück,
In ihren Herzen sind Engelsgebete.
Nur die Händchen geben immer nicht Ruh,
Die greifen und zupfen immerzu
Und überallhin sie langen und tasten,
Bis sie zuletzt im Krippenhaus rasten.

Zwei Händchen, eins weiß und eins brünett,
Streicheln das Kindlein im Krippenbett.
Zwei Händchen, eins brünett und eins licht,
Kosen Mariä und Josephs Gesicht.
Zwei Händchen, zwei herzige Händchen klein,
Streicheln zuletzt noch das Eselein.
„Armes, braves Eselein, schau,
Wir schelten dich nimmermehr.
Du brachtest auf deinem Rücken grau
Das Christkind zu uns her."

Aus dem Roman „Bohlinger Leute".

Von Richard Weitbrecht.

[Aus Kapitel 5.]

„Hanne, was sagen die Leute und was sagt Sie?" so fragte einige Tage nach der Sturmnacht*) der Pfarrer Höhnlein beim Nachmittagskaffee seine Haushälterin, eine ältere Person, die ihm schon viele Jahre lang, seit dem Tode seiner Frau, das Hauswesen besorgte.

„Es rumort im Dorfe," antwortete Hanne.

„Sie hat richtig beobachtet, Hanne. Es rumort. Und warum rumort es?"

„Wegen dem Kirchturmknopf und was drum und dran ist."

„Sag Sie lieber, was drin ist."

„Ja, war denn etwas drin?" fragte Hanne.

„Und scheint herausgekrochen, Hanne. Vor der Zeit herausgekrochen und beißt."

„Wen?"

„Die Schafe und den Hirten vermute ich," sagte der Pfarrer. „Aber was hat Sie gehört?"

„Es sei was im Werk gegen Sie, Herr Pfarrer, wegen einer Schrift, die man im Kirchturmknopf gefunden habe, und in der greuliche Dinge stehen."

„So, greuliche Dinge? Was zum Beispiel? Nur heraus mit der Sprache!"

„Über das Konsistorium in Stuttgart, und wenn das dort bekannt werde, dann werden wir hier am längsten Pfarrer gewesen sein."

---

*) Im Herbst 1858. Der Wind hatte den Turmknopf herabgerissen, in welchem sich u. a. eine böse Anklageschrift des Pfarrers gegen die Mißstände in Staat, Kirche und im Dorf Bohlingen befand.

„Wogegen wir nicht das mindeste einzuwenden hätten. Sieh da, sieh da, an dieses gnädige Walten der Vorsehung mittelst eines Sturmes haben wir noch gar nicht gedacht. Sie sei verehrt!"

Er schlug sich die langen Schöße seines Schlafrocks um die Beine, nahm Pfeife und Tabaksbeutel vom Tisch weg und stopfte die Pfeife bedächtig und sorgfältig. Als sie in Brand gesetzt war, lehnte er sich in den Sessel zurück und blies große Wolken zur Decke empor. Hanne räumte inzwischen den Kaffeetisch ab und stellte alles auf einem Blech geordnet auf die Kommode hinüber. Dann schüttelte sie den blau und rot gewürfelten Kaffeeteppich zum Fenster hinaus, legte ihn umgekehrt auf den Tisch und stellte die halbvolle Tasse des Pfarrers wieder herüber. Hierauf nahm sie aus der pappdeckelnen, mit buntem Papier beklebten Zeitungsmappe an der Wand den „Schwäbischen Merkur" heraus, legte ihn neben die Tasse und verschwand mit dem Brett. Leises Klappern aus der Küche verriet, daß sie dort mit Spülen beschäftigt war. Der Pfarrer aber entfaltete den Schwäbischen Merkur und begann zu lesen, indem er ab und zu etwas vor sich hinbrummte. Es war offenbar nicht immer Beifall, was er dem Blatte spendete. Wenn er in seinem Studierzimmer den „Beobachter" las, den ihm ein befreundeter demokratischer Rechtsanwalt in der Oberamtsstadt so oft, als es ihm unauffällig möglich war, sandte, dann pflegte er wohlgefälliger zu brummen. Doch er hatte nicht lange gelesen, als Hanne den Kopf zur Türe hereinsteckte und rief: „Herr Pfarrer, der Schultes kommt, am hellen Werktag im Sonntagsrock. Das bedeutet etwas."

„Ganz richtig beobachtet, Hanne," sagte der Pfarrer, stand rasch auf und ging in das Nebenzimmer hinein. Als er kurz darauf wieder herauskam, hatte er einen schwarzen Rock an und Stiefel statt der Pantoffeln an den Füßen. So begab er sich auf sein Studierzimmer und stellte sich, die Pfeife in der Hand, aus der er ab und zu einen Zug tat, an das Fenster und schaute zum Kirchturm hinüber, der noch ohne Knopf war. Nicht lange hatte er so gestanden, da kamen schwere Schritte die Treppe herauf, es klopfte, und der Schultheiß trat in das Zimmer, tat seine schwarze Zipfelkappe herunter und sagte: „Guten Abend, Herr Pfarrer." Dann schwieg er.

„Guten Abend, Herr Schultheiß," sagte der Pfarrer und schwieg ebenfalls.

Der Schultheiß nahm die Zipfelmütze aus der Rechten in die Linke und aus der Linken in die Rechte und drehte sie schließlich mit beiden Händen zu einem Strick zusammen. Der Pfarrer sah ihm zu und schwieg.

„Drum," begann der Schultheiß nach einer Weile. Er räusperte sich und fuhr fort: „Drum —"

Der Pfarrer, der immer noch am Fenster stand, sah ihn mit seinen durchdringenden Augen an und sagte mit seiner scharfen Stimme ebenfalls: „Drum?"

„Drum," begann der Schultheiß zum drittenmal und räusperte sich abermals. Dann warf er einen Blick auf den Stuhl, der neben dem Tisch stand; offenbar wartete er, daß ihn der Pfarrer auffordere, sich zu setzen. So vor ihm zu stehen war ihm unbehaglich; er kam sich wie ein Schulbub vor. Aber der Pfarrer lud ihn nicht ein, sondern sagte trocken: „Zum Sonntagsrock gehört der Dreispitz, nicht die Zipfelkappe."

„Exkise, Herr Pfarrer," begann der Schultheiß, „aber mein Weib hat den Kastenschlüssel und ist auf dem Feld."

„Hat's so pressiert zum Pfarrer?" fragte Höhnlein leichthin.

„Drum," begann der Schultheiß wieder; aber wie der Pfarrer rasch den Kopf hob und ihn ansah, da schwieg er und warf einen fast hilfesuchenden Blick auf den Pfarrer. Warum auch der Pfarrer ihm nicht auf den Trappen half. Er wußte doch sicher, um was es sich handelte. Hätte er ihm nur ein wenig die Zunge gelupft, gleich wäre die ganze Geschichte herausgewesen. Am Schnürle hätte ers sagen können, was der Gemeinderat ihm aufgetragen, und was er selber in Petto hatte. So elend läßt man doch keinen Christenmenschen stehen, zumal wenn man ein Pfarrer ist!

Höhnlein las das alles dem Schultheißen am Gesicht ab. Aber er tat ihm den Gefallen nicht. Mit diesen Bauern wurde man am besten fertig, wenn man alles an sich herankommen und gleichsam an sich zerschellen ließ. Es gab freilich noch eine Art, sie zahm zu machen: man ging zum Angriff über. Indem er sich besann, welche Taktik er wählen sollte, machte er eine halbe Wendung zum Fenster. Scharf hob sich sein feines Gesicht mit der Hakennase vom Lichte ab, und wie der Schultheiß hinsah, da stand des Pfarrers Kopf gerade über der Turmspitze. Jetzt hatte er den Faden an einem Ende, und es galt nur, ihn richtig aufzuspulen und nicht aus den Händen gleiten zu lassen. Und so begann er schnell: „Raus muß, Herr Pfarrer, und wenn der Teufel auf Stelzen geht."

Dem alten Rationalisten tat der Teufel wohl und weh, wie mans nimmt. Es fiel ihm mancher Kampf um den Teufel ein, den er im Anfang seines Wirkens gekämpft hatte Eigentlich wider den Teufel, und zwar insbesondere bei der Taufe. Damals, als er ins Amt getreten war, hatten viele Gemeindeglieder verlangt, daß bei der Taufe die Frage: Widersaget ihr dem Teufel und all seinem Werk und Wesen? nicht ausgelassen werde. Es bestand aber aus alter rationalistischer Zeit her die Verordnung, daß man beim Konsistorium jedesmal erst anfragen mußte, ob man diese Formel anwenden dürfe. Wie diese Frage nun allzuoft kam, da reskribierte der Dekan unwillig: „Einem verehrlichen Pfarramt wird kundgemacht, daß die Märkinger den Teufel von nun an beim hiesigen Dekanatamt à 36 Kreuzer Sportel haben können." Das fiel dem Pfarrer ein und zugleich, welcher Wandel der Zeiten seit damals unter der Herrschaft der Reaktion eingetreten war, und er fuhr den Schultheiß an: „Also denn: raus mit der Katz!"

„Exkise, Herr Pfarrer, aber um die Katz handelt es sich nicht, herentgegen aber um den Kirchturmknopf."

„Daß er heruntergefallen ist, daran bin doch ich nicht schuldig."

„Aber was drin gewesen ist, Herr Pfarrer."

„So, was ist denn drin gewesen?" fragte Höhnlein.

„Das wird der Herr Pfarrer selber am besten wissen," sagte der Schultheiß.

„Wenn ich es weiß, so braucht doch Er es mir nicht zu sagen."

Auf diese Logik war der Schultheiß nicht gefaßt. Er stammelte: „Ja schon, Herr Pfarrer, aber da es nun im ganzen Flecken offenbar geworden, nachdem unser Herrgott durch ein besonderes Unwetter —"

„Schultheiß, laß den Herrgott aus dem Spiel. Der Teufel ist euch Bauern ohnedem wichtiger als unser Herrgott."

„Aber, Herr Pfarrer!" sagte der Schultheiß entrüstet. „Zwar mit dem Teufel ist nicht gut spaßen —"

„Nein, wahrhaftig nicht! Der Teufel der Unvernunft praktiziert in einen Turmknopf allerlei Sachen hinein, zum Beispiel einen Wettersegen, wie ich einen

solchen aus dem Turmknopf herausgezogen habe. Schultheiß, Schultheiß, habt Ihr von dem Wettersegen gewußt?"

Der Schultheiß drehte wieder seine Kappe in der Hand und sagte vorsichtig: „Ja, so ein Wettersegen, Herr Pfarrer!" Dann fügte er höchst unvorsichtig hinzu: „Man hat Beispiele von Exempeln —"

„Nichts hat man," fuhr der Pfarrer dazwischen. „Blöden Aberglauben hat man. Also, was will Er eigentlich?"

„Eine Gschrift von Ihnen sei im Turmknopf gewesen. Und in selbiger Schrift sei gestanden, der Schultheiß von Bohlingen, das wäre ich, Herr Pfarrer —"

„Ja, Ihr seid der Schultheiß von Bohlingen, aber was für einer!" fuhr jetzt der Pfarrer heraus. „Einer zum Gottserbarmen oder zum Teufelholen, was Euch lieber ist."

„Mit Verlaub, Herr Pfarrer," begann der Schultheiß. „Beim letzten Ruggericht waren der Herr Oberamtmann sehr zufrieden —"

Weiter kam er nicht. Nach dem Teufel kamen gleich die Oberamtleute, um dem Pfarrer die Galle zu erregen. Er unterbrach ihn heftig und rief:

„Bleib er mir mit dem Oberamtmann vom Leib! Wenn der mit Euch zufrieden war, so ist noch lange nicht gesagt, daß Ihr tut, was Eure verdammte Pflicht und Schuldigkeit wäre. Ich will gar nicht davon reden, daß das einzig vernünftige, was die Regierung angeordnet hat, die Feldwegbereinigung, bei uns noch nicht einmal angefangen hat —"

„Aber die Schwierigkeiten, Herr Pfarrer, die Schwierigkeiten! Jeder will's anders, und keiner will was hergeben."

„Nehm' Er sich die zwei Reichsten und Dümmsten im Flecken als Beisitzer, beides ist ja zufällig zusammen, und wenn Er ein bißchen Grütz im Kopf hat, wird bald ein Anfang gemacht sein. Dann ist aber auch am Fortgang nicht zu zweifeln."

„Sobald ich Zeit hab, Herr Pfarrer; aber —"

„Was aber! Zeit habt Ihr genug. Ja, den Lichtkärzen nachspüren und dem Volke seine harmlosen Vergnügungen rauben, dazu habt Ihr Polizei und Polizeigewalt, aber wenn sie mir im Garten meine Rettiche und meine Äpfel und Birnen stehlen, da schläft das Auge des Gesetzes —"

„Aber, Herr Pfarrer, die Lichtkärzen sind Brutstätten der Unsittlichkeit, sagen der Herr Oberamtmann —"

„Papperlepapp! Wie's bei den Versammlungen der Pietisten zugeht, ja wißt Ihr das? Man hat recht merkwürdige Beispiele von der Sorte Sittlichkeit, die dort gepflegt wird, aus alter und neuer Zeit. Und wie steht's mit dem Putzen der Brunnen, Schultes? Am Pfarrbrunnen pumpt man mit dem Wasser Lehm und Dreck heraus; der Schulbrunnen geht wieder einmal seit vierzehn Tagen überhaupt nicht, und wenn man am Duelesbrunnen schöpft, kriegt man Krottenlaich gratis mit."

„Herr Pfarrer, der Brunnenmacher ist schon lange bestellt; herhexen kann ich ihn nicht. Und den Pumpstiefel am Schulbrunnen hat der Schuhmacherfritz schon oft gemacht, aber nie tut's. Und der Krottenlaich —"

„Eine Dreckwirtschaft ist's, eine Lotterwirtschaft überall," unterbrach ihn Höhnlein. „Die Brücke draußen am Eschenbach ist so liederlich, daß sie unter dem nächsten schweren Fuhrwerk zusammenbricht."

„Die Bruck bricht nicht," sagte der Schultheiß.

„So, bricht nicht?" höhnte Höhnlein. „Und wie sieht's im Schulhaus aus? He, Schultes! Hals und Bein kann man sich brechen auf der ausgelaufenen Schulstaffel mit dem lotterigen Geländer und im Öhrn mit seinen Löchern."

„Herr Pfarrer, da drüber sind wir schon in unserer Jugend gelaufen, und keines ist gestolpert. Das hat man in den Füß, Herr Pfarrer!"

„Hat man in den Füß!" höhnte der Pfarrer. „Im Hirn muß man's haben, Schultes. Aber wo hat Er sein Hirn?" Er streckte rasch den Zeigfinger seiner langen Hand aus und trat auf den Schultheiß zu. „Wo hat Er sein Hirn?"

„Jesses, Herr Pfarrer," rief dieser erschrocken und wich einen Schritt zurück. Der Pfarrer blieb mit ausgestrecktem Arm und Finger einen Augenblick bewegungslos stehen, dann machte er mit ihm eine Wendung nach der Türe. Der Schultheiß verstand, und da sie sich ohnedies gerade öffnete, und Hanne den Kopf hereinsteckte: „Herr Pfarrer, der Herr Schulmeister kommt," fand er es geraten, zu gehen. An der Türe machte er noch einmal Halt, drehte die Kappe in der Hand und begann: „Eigentlich, Herr Pfarrer, um mich runterputzen zu lassen, bin ich nicht gekommen, wo ich sozusagen im Namen der Gemeinde der Ankläger bin wegen dem Knopf —"

„Mach Er sich den an sein Sacktuch, wenn Er eins hat, damit Er's ja nicht vergißt!" sagte der Pfarrer. „Recht schönen guten Abend, Herr Schultheiß."

Er hatte die Klinke der Tür ergriffen und sie weit geöffnet. Der Schultheiß ging. Langsam, nachdenklich stieg er hinab. Einmal blieb er stehen und wandte den Kopf nach oben. Sollte er wieder hinaufgehen? Eigentlich hatte er ja seinen Zweck nicht erreicht, das wurde ihm immer klarer. Er wollte der Ankläger sein, und war der Angeklagte. Indessen schien es ihm doch nicht geraten, es zum zweitenmal zu versuchen, und er ging weiter hinab. Auf der unteren Haustreppe begegnete er dem Lehrer, grüßte ihn, zeigte rückwärts mit dem Daumen über die Schulter und sagte: „Raputzt! Obacht!" . . .

[Aus Kapitel 16.]

An einem Septemberabend saß der Weberhannes wie so manchmal vor seinem etwas abseits stehenden Hause auf dem kleinen Bänkchen vor der Haustür: es war Sonntag, und er überdachte nach seiner Gewohnheit noch einmal Predigt, Kinderlehre und Stunde und suchte den Segen des Tages in sich lebendig zu machen. Und seine Gedanken gingen auch heute wie so oft in letzter Zeit nach Frankreich hinein; sie folgten aber nicht bloß den auf Paris ziehenden Heeren, sondern eilten ihnen voraus, und seine Seele suchte in der sündigen Hauptstadt Frankreichs sein verlorenes Kind. Er hatte sich bemüht, seine Marie ganz zu vergessen, und manchmal glaubte er, es fertig gebracht zu haben; aber seit der Krieg die Augen aller Deutschen nach Frankreich gerichtet hatte, waren auch seine Gedanken immer wieder dorthin gewandert. Und als dann die Nachricht nach Bohlingen kam, daß alle Deutschen aus Frankreich ausgewiesen worden seien, da rechnete er damit, daß seine Marie eines Tages wieder erscheine. Aber wie? Konnte sie nicht ihr Glück gemacht haben und an der Seite eines braven, deutschen Mannes mit ihren Kindern heimkehren? Wenn sie aber liederlich geworden war? Ja und wenn sie kam und sprach: „Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir" — was dann? Mußte es dann gehen wie im Gleichnis? Er sagte sich das Gleichnis im stillen vor, und kam bis zu der Stelle: Da er aber noch ferne war, sah ihn sein Vater und es

jammerte ihn, lief und fiel ihm um den Hals und küßte ihn — und er dachte daran, wie in der Stunde einmal ein Bruder das Gleichnis schön ausgelegt und dabei gesagt hatte: der Vater sei jeden Tag vor seine Haustüre getreten und habe nach dem verlorenen Sohn ausgeschaut, jeden Tag mit dem Gedanken: heute kommt er, und so habe er auch gelernt, als er nun wirklich kam, ihm zu vergeben. Das hatte er nicht getan; im Gegenteil, seinen väterlichen Fluch hatte er der Entlaufenen nachgeschickt, und nur zu vergessen, nicht zu vergeben, hatte er versucht.

Lange saß er so im Nachdenken. Und da, schon war die Dämmerung tiefer in die Dorfgasse herabgesunken, hob er seine Augen, und fast erschien es ihm wie ein Spuk: dort kam eine Gestalt die Gasse herunter, fremdländisch gekleidet mit weit bauschendem Rock und einem schwarzen Spitzenhut keck über dem roten Haar. Er schrak zusammen — jetzt Lucä im fünfzehnten Vers zwanzig: „Er lief hin, fiel ihm um den Hals!" Rasch stand er auf, einen zögernden Schritt machte er der Gasse zu, dann aber wandte er sich um, ging rasch in die Haustüre hinein und schob den Riegel vor. Langsam ging er die kleine Treppe hinauf, trat in die Stube und stellte sich an das offene Fenster. Sein Herz schlug ihm — war das seine Tochter, die jetzt näher und näher kam, oder war's eine Fremde, die an seinem Hause vorüber ging, vielleicht ein Besuch im Pfarrhaus, der sich verspätet hatte? Fast wünschte er dieses. Aber die Frau bog jetzt von der Straße ab und faßte die Klinke seiner Haustüre. Als sie dem Drucke nicht nachgab, hob sie den Kopf und sah herauf, und eine Stimme sagte:

„Vater," — jetzt kam's: ich habe gesündigt — er beugte den grauen Kopf zum Fenster heraus: wenn sie die Hand ausstreckte, konnte er sie ergreifen, und mußte er sie ergreifen? Schon zuckte es ihm im Arm, seine Hand auszustrecken, da fuhr die drunten fort: „Seit wann schließt man in Bohlingen schon um diese Zeit die Tür? Mach auf!"

Es klang durchaus nicht im Armensünderton, ihm schien's vielmehr herrisch, und die Stimme hatte einen fremden Klang. Nur mit Mühe, wie von ferne glaubte er den alten gewohnten Ton seiner Marie heraus zu hören. War sie's oder war sie's nicht? Mühsam brachte er heraus: „Wem soll ich aufmachen?"

„Deiner Marie," lautete die Antwort.

„Bist du meine Marie?" sagte Hannes dagegen.

„Wer sonst?" Es klang ungeduldig und ein leises Hüsteln ertönte.

„Was willst du?"

„Vater, du fragst gspässich. Hinaus gejagt haben sie alle Deutschen aus Frankreich, Geld hab' ich keins, krank bin ich auch, trotzdem haben sie mich fortgejagt, die höflichen Franzosen, wo soll ich hingehen als in die Heimat? Vor den Spitälern graust mir's."

„Und wie kommst du? Wo ist dein Mann?"

Da lachte Marie bös auf und sagte: „Jetzt kannst du weitermachen: Fünf Männer hast du gehabt und, den du jetzt hast, ist nicht dein Mann. Stimmt! Aber du bist nicht der Heiland und ich keine Samariterin."

„Sondern ein verlorenes Kind der Sünde."

„Gelt, ich soll um Gnade winseln?" entgegnete Marie. „Vater, ich habe gesündigt oder so was."

„Ja, ohne Buße kommt keiner ins Himmelreich."

„Ist dein Haus vielleicht das Himmelreich?"

„Nein, aber ein Haus der Reinheit und guter Zucht ist's immer gewesen, und Unzucht findet hier keine Stätte."

„Also ich darf nicht herein?"

„So nicht!"

„Wie denn?"

„Gebrochenen Herzens und zerschlagenen Geistes."

„Da kannst lang warten! Aber natürlich, so seid ihr Pietisten: die eigene Tochter stoßt ihr hartherzig hinaus."

„Wenn sie bußfertig kommt, nicht."

„Also ja oder nein? Kann ich herein oder nicht? So ein Verhör auf den Straßen paßt mir schon gar nicht, und 's Predigen anhören hab' ich längst verlernt.

Sie hielt inne. Droben schloß sich langsam das Fenster, und sie hörte, wie die Riegel vorgelegt wurden.

„Also nicht!" sagte Marie, wandte sich um und ging von Hause weg. Ein an die Scheibe gedrücktes Gesicht sah ihr nach, bis sie im Dunkeln verschwand.

Marie besann sich einen Augenblick, ob sie nicht eines der Wirtshäuser aufsuchen sollte. Aber wenn die jungen Burschen dort waren und sie erkannten, dann gab's ein Hallo, und plötzlich stand jene Szene vor ihrem Auge, als die Burschen den Spottvers auf die Rote hinausgegröhlt hatten. Sie blieb unschlüssig stehen, murmelte etwas vor sich hin und ging dann mit raschen Schritten dem Hause Christinens zu. Es war inzwischen sinkende Nacht geworden, aber sie fand sich im altgewohnten Dorf gut zurecht und stand bald an dem Felgerschen Hofe. Sie ging um das Haus herum und klopfte hinten, nachdem sie sich den Schleier herunter gezogen hatte. Eine Magd öffnete ihr und prallte zurück, als sie die Dame sah; doch Marie faßte sie am Arm und sagte: „Kann ich Frau Felger sprechen?"

„Die alte oder die junge?"

„Die junge!"

„Die? Die hat grad Hieb von ihrem Mann bekommen und den Alten hat er in seinem Rausch fast verwürgt. Aber der –"

Marie hörte nicht weiter zu, ließ die Magd stehen und trat in den Garten hinaus. Hinter ihr fiel die Türe ins Schloß. Es war eine frische Septembernacht, am Himmel funkelten die Sterne, und der Nachtwind strich ihr über das Gesicht. Sie schauderte zusammen und zog die seidene Mantille fester um sich; aber es fröstelte sie dennoch, und ein trockener Husten quälte sich aus ihrem Halse. Unschlüssig stand sie da, dann ging sie langsam durch den Garten hindurch und zwischen den Hecken dem Walde zu: auf einmal fürchtete sie sich vor dem Dorfe. Sie kam auf die Wiesen hinaus, ohne des Weges zu achten, und stieß sich plötzlich an einen Baum. Da schlang sie die Arme um ihn und blieb stehen. Alles war still. Nur der Nachtwind rauschte in den Kronen der Bäume, und ab und zu fiel ein Apfel bald näher bald ferner herab und schlug auf dem Boden auf. Jetzt fiel einer dicht vor ihr herunter, und plötzlich spürte sie eine brennende Trockenheit in ihrem Gaumen. Sie bückte sich, suchte mit den Händen am Boden und fand den Apfel. Hastig biß sie hinein und schlürfte begierig den Saft. „Ein Baschesäpfel," murmelte sie. „Die hab' ich immer am liebsten mögen."

Und mit dem Geschmack stieg ihre Jugend vor ihrem Innern auf, und wirr und ungeordnet zogen die Bilder ihres Lebens an ihr vorüber, während sie den Apfel aß. Und da dachte sie an den Apfel der Eva — ja, ja, sie hatte ihn auch von der Schlange genommen, und plötzlich fiel ihr ein Spruch aus dem Spruchbuch ein. Wie hieß er doch? „Mein Kind, hüte dich vor der Sünde wie vor einer Schlange! Denn so du ihr zu nahe trittst, so sticht sie dich, und ihre Zähne sind wie Löwenzähne und töten den Menschen."

„Und töten den Menschen," sagte sie laut, und wieder brach ein Husten aus ihrem Halse, und ein Frösteln ging aufs neue durch ihre Glieder. Das führte sie wieder in die Wirklichkeit zurück, und sie sah um sich. Da entdeckte sie auf der Wiese eine niedere Strohhütte, wie sie im Herbst gemacht werden, um den Obsthütern zum Aufenthalt zu dienen. Sie ging über die Wiese hinüber, stand eine Weile vor der Hütte still, kroch dann hinein und sank auf dem Stroh nieder.

Wie lange sie gelegen, wußte sie nicht. Fernes Hundegebell weckte sie: da kam wohl irgend ein Bursche, der diese Nacht sein und des Nachbars Obst hütete, vielleicht einer von denen, die ihr einst nachgelaufen waren, und wenn er sie hier fand, fein ging er nicht mit ihr um, das wußte sie. Sie schüttelte sich vor Ekel, kroch hinaus und ging, ohne sich Zeit zu nehmen, den Hut aufzusetzen, in der entgegengesetzten Richtung weiter. Plötzlich stand sie wieder vor den letzten Häusern des Dorfes. Jetzt in ihrem Stübchen liegen, die Augen schließen und schlafen, schlafen — das war ihr einziger Gedanke. Und warum sollte sie nicht?

Sie brauchte bloß dem Vater zu klopfen und fromm zu tun und sich zu demütigen. Wie hieß das Sprüchlein? Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir, sie hatte es in der Schule gleich vielen andern Sprüchen oft genug gedankenlos hergesagt, das konnte sie ja auch jetzt herbeten, und um das bißchen Heuchelei sich eine Heimat erkaufen. Aber etwas in ihr sträubte sich dagegen, und vor dem Gedanken, wenn sie zu heucheln angefangen hatte, nun fortmachen zu müssen, graute ihr im tiefsten Innern. Aber sie war an allen Gliedern wie zerschlagen, und fror; irgendwo mußte sie unterkommen, gelte es, was es gelte. Langsam ging sie durch die dunkeln stillen Gassen des Dorfes. Plötzlich hörte sie von links her ein Klingen und Dröhnen, und als sie die Augen hob, sah sie nur zwei Häuserlängen vor sich einen hellen Schein aus einer offenen Türe brechen und Funken sprühen. Und ehe sie wußte, was sie tat, stand sie an der Türe und sah, an den Pfosten gelehnt und halb von ihm verdeckt, hinein. Da stand der Schmiedjörg am Ambos und hämmerte. Er hatte eine auf Montag fällige Arbeit am Samstag nicht mehr fertig gebracht und war in der Frühe aufgestanden, um sie zu vollenden. Eine Weile sah ihm Marie zu, dann schob sie sich langsam in die Türe und hustete leise. Der Schmiedjörg sah auf und starrte, den eben erhobenen Hammer in der Hand, die Gestalt an, und war so überrascht, daß er, die glühende Eisenstange in der einen, den Hammer in der andern Hand, wie an den Ambos gebannt stehen blieb. Und Marie starrte ihn auch einen Augenblick an, dann brach ein weher Jammerlaut aus ihrer Kehle, und auf ihn losstürzend, rief sie: „Stoß zu, schlag mich tot um Gottes Barmherzigkeit willen. Auf Erden ist keine."

Und als Jörg noch immer regungslos stand und keinen Laut von sich gab, da griff sie wie im Wahnsinn mit beiden Händen nach dem Eisen.

„Um Gottes willen laß!“ rief Jörg, ließ den Hammer fallen und riß das Eisen zurück. Aber ihre rechte Hand war schon verbrannt, und der Schmerz brachte sie wieder zur Besinnung.

Sie biß die Zähne zusammen, tauchte rasch die Hand in den Wasserkübel, der auf dem Ambos stand, und sah mit jammervollen Blicken zu Jörg auf. Dieser überflog die wohlbekannte und doch so seltsam fremd aussehende Gestalt: alles an ihr war anders, nur die roten, an beiden Schläfen muschelförmig aufgesteckten Haare leuchteten in der Glut des Feuers wie ehemals. Noch immer fand er kein Wort und starrte Marie an.

„Wenn's ein bißchen abgekühlt ist, geh' ich wieder,“ sagte Marie.

„Wasser kühlt keine Brandwunden,“ sagte Jörg dagegen. „Tu die Hand heraus, ich verbind sie geschwind mit meiner Salbe. Laß sehen!“

„Wird nicht nötig sein,“ entgegnete Marie und zog die Hand heraus. Aber da es höllisch brannte, streckte sie die Hand Jörg hin.

„Bös, bös,“ murmelte dieser, und schob der Zitternden einen Schemel unter, von dem er rasch Zangen und anderes Handwerkzeug herabgewischt hatte. Marie setzte sich und stellte den Ellenbogen der verletzten Hand auf ihr Knie. Jörg hatte inzwischen aus einem Kästchen ein Töpfchen mit Salbe und einige Lappen genommen, und beschmierte nun ihre Handfläche dick damit und umband sie mit dem Lappen. Dann sah er sich nach einem Tuch um, Marie zog mit der Linken ein Taschentüchlein heraus, es verbreitete einen merkwürdig fremdländischen Geruch, der ihm widerlich war, und gab es Jörg. Der faßte das feine Gewebe vorsichtig mit den groben Fingern an und band ihr die Hand zu.

„So nun kann ich gehen,“ sagte die Marie und versuchte aufzustehen. Aber Jörg sagte: „Bleib' noch ein Weile sitzen. Ich seh's, dir ist's schlecht.“

„Also in einem Weile.“

„Wohin gehst?“ fragte Jörg.

„Wenn ich's wüßt!“

„Woher kommst?“

„Aus Paris.“

„Bist schon bei deinem Vater gewesen?“

Marie nickte.

„Also hat er dich nicht herein gelassen, sonst wärst nicht hier.“

Das Gespräch verstummte wieder, Marie schaute auf ihre verbundene Hand nieder, Jörg stand am Ambos, wiegte die Eisenstangen in der Hand und sah über den Kopf Maries zur Tür hinaus. Dort schlich eben der erste farblose Schein des Tages über die Schwelle, und jetzt erklang die Morgenglocke. Da schreckte Marie auf, erhob sich und sagte:

„Dank auch Jörg!“

„Nichts zu danken, Marie.“

Sie wandte sich nach der Tür, aber auf der Schwelle drehte sie sich noch einmal um und sagte: „Du Jörg, dumm bin ich gewesen, sündlich dumm, 's hätt' können anders sein.“

„Ja, 's hätt' können anders sein,“ sagte Jörg so verloren hin.

„Aber jetzt ist's halt so. Bhüt Gott, Jörg!“

Sie streckte ihm die verbundene Hand hin: „Gibst mir keinen Patsch? 's könnt' der letzte sein.“

„Marie, du wirst doch nicht —" entgegnete Jörg, aber ehe er ausgesprochen hatte, sah er Marie wanken, sprang hinzu und fing sie auf. Wieder strömte ihm der widerliche Geruch entgegen, und unwillkürlich öffnete er die Arme. Aber er bezwang sich und hielt sie fest. Wie leicht sie wog! Eine Hand voll! Er sah auf sie hinab: auf ihren Wangen brannten rote Flecken, die einst roten Lippen waren blaß, und nur die weißen Zähne schimmerten wie einst durch den halbgeöffneten Mund.

Ratlos stand er eine Weile da, dann hob er sie auf seine Arme, trug sie durch die Werkstätte in sein Haus hinein und rief laut: „Mutter, komm!" Als er mit ihr oben auf der Treppe ankam, trat seine Mutter halb angekleidet aus der Tür. Sie starrte ihren Sohn mit seiner Last mißtrauisch an und sagte:

„Um Gotteswillen Jörg, wen bringst du da?"

„Die rote Marie," sagte Jörg.

„Das Mensch, fort mit ihr!" schrie sie und drehte sich um.

Marie zuckte zusammen, und Jörg sah, daß sie die geschlossenen Augen zu öffnen suchte, ohne daß es ihr gelang.

„Mutter, so kannst nicht sein," sagte Jörg.

„Ja, so kann ich sein! Mein Haus ist kein Haus für —" sie verschluckte das Wort, weil Jörg sie am Arm gepackt hatte.

„Siehst denn nicht, daß sie krank ist?"

„Ja, von der Liederlichkeit," sagte sie und wollte weg. Aber Jörg hielt sie fest und sagte bestimmt: „Richt' droben die Kammer. Ich leg sie einstweilen in dein Bett."

„In mein Bett kommt sie nicht," schrie die Schmiedin.

„Dann kann sie in meines liegen; es ist schon gemacht," sagte Jörg, ging an der Mutter vorbei in die Stube und durch die linke Seitentür in die Kammer. „Und du richtest die Kammer droben, Mutter, notabene für mich!"

„Meinthalben für dich," brummte sie, „aber das wird noch Zeit haben."

Und sie folgte Jörg nach, der Marie schon auf sein Bett gelegt hatte. Jetzt schlug sie die Augen auf und sah mit fremden Blicken um sich. Der Frost schüttelte sie.

„Jetzt tu' einen Gotteslohn an ihr und schlief sie aus," sagte Jörg. „Ich geh' wieder hinunter und mach mein Sach fertig; der Oberbauer will's partu heut morgen haben."

Er verließ die Kammer; unter der Türe sagte er: „Eine Bettflasch könntest ihr auch machen. Siehst ja, wie sie schnattert."

Er ging hinab, und wenige Augenblicke später fauchte der Blasbalg, und die Schläge des Hammers erklangen am Ambos . . .

Kritik.

Richard Weitbrecht: Bohlinger Leute. Ein schwäbischer Bauern- und Pfarrerroman. Heilbronn, E. Salzer. Geb. 4 Mk.

Richard Weitbrecht hat uns — abgesehen von seinen wissenschaftlichen, literaturgeschichtlichen Arbeiten — schon manche literarische Gabe geschenkt, in der er sich als trefflichen, humorvollen Beobachter der Menschen, wie als einen Darsteller und Erzähler bewährt, welchem es „lauft", wie wir Schwaben sagen, un-

gezwungen bei bewußter künstlerischer Anlage und Durchführung, ursprünglich wie naturwüchsig. Er hat manch einen Streifzug ins Gebiet der geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Erzählung gemacht, immer aber und von Anfang an war seine Hauptstärke und Hauptfreude das Studium und die Schilderung des schwäbischen Landvolkes, unter dem er aufgewachsen; er ist ein feiner Kenner der bodenständigen Eigenart desselben und hat sich durch seine „Gschichta-n aus'-em Schwobaland" (2 Bde. mit seinem † Bruder Carl), sowie seine 6 Bändchen „Schwobagschichta" (allein) einen wohlbegründeten literarischen Ruf erworben und sich in die Reihe der besten, nicht nur württembergischen, sondern überhaupt deutschen „Volksdichter", im Sinne dichterischer Darsteller des Volkslebens und der Volksseele, gestellt. Insbesondere wüßte ich keinen, der so unbedingt sicher den schwäbischen Dialekt beherrscht und so richtig ihn schreibt, wie R. Weitbrecht, bei dem man niemals jenes grause Gemisch von möglichen und unmöglichen Wortbildungen oder Sprachwendungen begegnet, wie sonst so häufig!

Auch seit der Übersiedelung nach Hessen ist Weitbrecht seiner unbestrittenen Domäne, der Schilderung von Land und Volk seiner schwäbischen Heimat treu geblieben, es ist seine Kunst — um das modische, vielfach zur Phrase herabgesunkene Wort hier einmal in vollem Ernste zu gebrauchen — wahre, echte „Heimatkunst". Denn so gewiß die Menschen, Sitten und Stätten der Heimat den Vorwurf für ihn bilden, so wenig schreibt er die Wirklichkeit, die Natur bloß ab, sondern er schaut und zeichnet sie mit dem Auge und der Hand des Dichters. In der frei geschaffenen Einzelfigur steht immer ein Typus aus dem wirklichen Leben vor uns und in der frei erfundenen Situation sehen wir seine Menschen doch immer innerhalb ihrer Welt, so wie sie ist und wie sie auf dieselben wirkt. Kurz, die Wirklichkeit ist zum Kunstwerk gestaltet. Gestaltungskraft gehört dazu; über diese verfügt aber unser Dichter auch in vollem Maße. Und all diese Züge finden sich nun in schöner, glücklicher Vereinigung in seinem, soeben erschienenen neuen Werke, welches nach Anlage und Umfang wie Gehalt über die bisherigen kleineren und größeren Erzählungen aus seiner Feder weit hinausreicht.

Das Buch „Bohlinger Leute" (318 S. Geb. 4 Mk. Heilbronn, bei Eugen Salzer) nennt sich mit Fug und Recht: ein schwäbischer „Bauern- und Pfarrerroman". Bohlingen ist auch kein wirklicher Name, aber es ist ein wirkliches, echtes und gerechtes Schwabendorf und die Bohlinger sind wirkliche Bauern, das ist die Hauptsache! Sie sind keine Wachsfiguren, sondern von Fleisch und Blut; sie empfinden anders als der Städter, sie schwätzen nicht modern, und doch läßt der Verfasser Bewegungen der Gegenwart, beziehungsweise der letzten Vergangenheit, hereinspielen in diese bisher abgeschiedenen, wenig berührten Kreise — es handelt sich um die Zeit etwa von 1860 bis in die 80er Jahre: ja, er macht in sehr feiner und geschickter Weise zum Grundgedanken, der alles durchzieht und verbindet, gerade das, wie freiere Anschauungen in Ansehung auf Bibel und Christentum — vertreten durch die Pfarrer einer- und die Stundenleute andererseits — sowie in Ansehung auf Leben und Lebensgenuß — hier klingt auch die sexuelle Frage herein, aber nicht wie bei Frenssen! —, wie diese unter Kämpfen und Gewissensnöten doch in diesen ehrlichen, gesunden Naturen langsam aber tiefgehend einen Umschwung, eine Erweiterung des Gesichtskreises hervorbringen und wie sogar die moderne technische Industrie, nachdem unbesonnene Vorreiter das Lehr-

geld bezahlt haben (der Kunstmühlenbau mit Großhandel S. 157 ff.) ihren Einzug ins Dorf hält.

So zeichnet der Roman im Ausschnitt ein Stück Welt, ein Stück Gegenwart, wo sich gerade aus dem naturgemäßen Fortschritt der Kultur ein Problem zusammenballt, das seiner Lösung harrt und seiner Lösung entgegengeführt wird. Und dies tut der Verfasser mit sicherer Hand und innerer Wahrheit. Er verknüpft die zahlreichen auftretenden Personen sehr glücklich zu einem einheitlichen Gesamtbild, zu welchem jede in ihrer Eigenart den entsprechenden Beitrag liefert; er erfaßt dabei scharf die psychologische Aufgabe und versteht vermöge seiner durchdringenden Kenntnis der Bauernseele klar aufzuzeigen, wie die Eindrücke von außen bei jedem wieder anders wirken und wirken müssen. In dieser Hinsicht erscheinen ganz besonders die Stundenleute der Michael Hahn'schen Gemeinschaft, die in Württemberg heute noch viele Anhänger zählt, als, ich möchte sagen unübertrefflich wahr gezeichnete Gestalten (vgl. den mitgeteilten Abschnitt)! Und mit welcher Liebe, mit welcher Kenntnis der Anschauungen bis auf die quellenmäßigen Belege aus den Schriften ihres Meisters, Michael Hahn, ist diese Richtung dargestellt! Man darf sagen, dieses Einzelbild in dem so reichen Gesamtbild des Romans ist an und für sich eine Meisterleistung von bleibendem kulturhistorischen Wert.

Es ist auch dies wohlbedacht, daß gerade aus diesen Kreisen die Hauptperson genommen ist, die Felgersbäuerin Christine, eine edle, gescheite, durch schwere Lebensführungen geläuterte Frau, in welcher der Umschwung der Zeiten personifiziert erscheint. Diese erweicht selbst den starr-engherzigen Sinn ihres Vaters und führt den Konflikt, welchen die Liebe ihrer schönen jugendfrischen Tochter Selma für einen jungen Mann, der den Stundenleuten, voran dem Großvater Michael Diener, unwillkommen ist, mit richtigem mütterlichen und christlichen Instinkt zur erwünschten Lösung.

Als Gegenbild zu diesem starken, wackeren Mädchen, das sich bei seiner gesunden Sinnlichkeit rein erhält, führt der Verfasser mit Glück eine andere ein, die Marie, an welcher er einen eigentümlichen Zug der bäuerlichen Anschauung illustriert. Dies ist das „Aber", das abergläubische Mißtrauen gegen die Rothaarigen, durch welches dies Mädchen um sein Liebesglück gebracht und haltlos wird. Nach langen Irrwegen kehrt sie ins heimatliche Dorf zurück. Wie ihr der Vater das Haus verschließt, wie der Schmiedjörg, der einstige Geliebte, die Gebrochene aufnimmt, um sie nun bei sich sterben zu sehen, dies lese man in der oben mitgeteilten Stelle nach! Niemand wird hier unberührt bleiben von der ergreifenden Tragik der Rothaarigen auf dem Dorfe. Die Episode gehört zum Allerschönsten in Weitbrechts schönem Buche, das übrigens reich ist an packenden Momenten und Schilderungen.

Zu diesen gehört u. a. besonders auch der wuchtig hingezeichnete Untergang der neuerstellten Kunstmühle durch Wetterschlag und Überschemmung, eine prachtvolle Naturschilderung, welcher an anderen Orten intim gegebene Bilder schwäbischer Landschaft gegenübertreten.

Daß Weitbrecht den Pfarrern in seinem Roman eine würdige Stellung gibt, erwarten wir von ihm nicht umsonst, ja, nicht nur eine würdige, sondern eine zentrale. Das Pfarrhaus ist das Licht im Dorf, die „Stadt auf dem Berge". Dort hat man die Gedanken der Neuzeit aufgenommen, von dort aus machen sie ihren Weg. Es sind aber nicht hohl „aufgeklärte", es sind ernste, rechte Gemeindepfarrer. Und da bei Richard Weitbrecht der Humor nicht

fehlen kann, so erhalten wir gerade in einem derselben, dem grundgescheiten „Höhnlein", mit seiner gesalzenen doch wohlmeinenden Ironie, eine der prächtigsten humoristischen Gestalten, die er jemals geschaffen hat. Im Unterschied von diesem echten Humoristen und von den heiteren Vikars-Idyllen, die sich bei seinem Nachfolger Seger abspielen, haben wir das niedrig-komische Element in der ebenfalls vorzüglich durchgeführten Figur des „Teiglouile", des mit seinem Französisch bramarbasierenden Schwerenöters, der trotz seiner Lumperei heimlich angestaunt wird, aber eben auch im Niedrigen untergeht.

Wie nun der Verfasser bei der Fülle mannigfaltiger Gestalten und Situationen, die seine reiche Erfindungsgabe bekunden, mit sicherer Hand den Faden der äußeren wie der inneren, seelischen Entwicklung führt und alles zu einem einheitlich geschlossenen Ganzen verknüpft, das bezeugt gleicherweise den Dichter, wie den gewiegten Techniker der Komposition. Dem Erfordernis, daß die Erzählung nie stille steht, daß sie immer im Fluß bleibt und auch im Dialog sich fortbewegt, geschieht volle Genüge. Was den letzteren betrifft, so versteht sich bei Weitbrecht eine, mit kräftigen Schlagern durchwürzte Volkstümlichkeit des Hochdeutschen, — dem übrigens kleine Dialektpartien untermischt sind —, an der man seine helle Freude haben muß. Und überhaupt an dem ganzen prächtigen Buch mit seiner Frische und Gesundheit, seinem Ernst und Humor, seiner Liebe zu unserem Volke und seinem schwäbischen Erdgeruch! Möge es im Norden sogut wie im Süden viele Freunde finden und der Verfasser uns schaffensfreudig weitere solche bescheren!

R. Pfleiderer-Ulm.

Timm Kröger: Des Reiches Kommen. 1.–3. Tausend. Hamburg 1909. Alfred Janssen. Geb. 2,50 M.

Die Heimatkunst war in unserer Dichtung vorhanden, lange bevor man diesen Begriff zum Schlagwort erhob. Besonders starke Werte sind ihr seit zwei Menschenaltern aus niederdeutschem Boden erwachsen in der Dialektdichtung Groths und Reuters wie in dem Dichter der grauen Stadt am Meer. Reuters wie Storms Spuren finden wir bei Timm Kröger wieder, Stormsche Stimmungen und Motive, Reutersche Fülle naiv erfaßter, bodenständiger Gestalten aus dem Volke der holsteinischen Ebene.

Kröger hat in diesem Herbst sein 66. Lebensjahr vollendet; unserer Literatur gehört er seit zwei Jahrzehnten an, ist in sie also erst in reiferen Jahren — auf Veranlassung Liliencrons — eingetreten und hat in dieser Zeit ein rundes Dutzend Bändchen niederdeutscher Bauerngeschichten geschrieben, die einen nicht eben großen, aber dafür ihren eigenen, abgerundeten, ethisch vertieften Ton besitzen, aus dem uns ein feingestimmter, nachdenklicher Erzähler mit klugem, herzlichem und für alle Schönheit seines Holsteiner Landes offenem Auge anblickt. Kröger ist ein Heimatdichter im vornehmsten Sinne des Wortes. Ihm kommt es in erster Linie immer auf die seelischen Vorgänge an, die ihm höher stehen als alles Äußere, und in den seelischen Vorgängen seiner Dorfnovellen will er das allgemein Menschliche, Ewige nachweisen. Die Begrenztheit seiner Menschheitsdarstellung ergibt sich wohl mehr aus dem eigenen Temperament, als aus dem engeren Rahmen der Welt, an die er sich gebunden fühlt. Es ist nach seinem eigenen Bekenntnis im Grunde immer wieder das Dorf, wo er geboren und groß geworden ist. Und auch so weiß er diesem begrenzten Lebenskreise mannigfache und bedeutsame, oft recht eigenartige menschliche Probleme abzugewinnen. Und weiß sie in lebensvoll erschauten Gestalten zu

verkörpern, die seiner Erzählungskunst einen unverkennbaren dramatischen Einschlag verleihen, bedächtig, sparsam in Worten, dabei voll inneren, verhaltenen Lebens — entsprechend der Art seiner Holsteiner — und mit einem stillen, ganz unmittelbaren Humor durchtränkt. In seiner „Heimkehr" sieht der fünfzigjährige Mars Ott, der es für sein gutes Recht hält, abends daheim seine Füße auf den Tisch zu strecken, am Jungfernstieg in der Stadt einen Hund, der Zeug an hat, von einer „feinen" Dame an geschmückter Leine geführt. „Hans, Hans!" — rief er — „Hans, sag mol! — Kannt angahn? Is dat verlöft?" „Ja, Mars, dat mot dat doch woll wen!" „Hans, Hans, wat is de Welt slecht! — Hans, Hans, wat is se slecht!"

Mit besonderer Vorliebe verfolgt Kröger die mannigfaltigen Formen, welche die moralische Welt in den Köpfen seiner Landsleute annimmt, namentlich auch ihr hartnäckiges Festhalten an wirklichem oder eingebildetem Recht, und da spricht zu uns aus dem Dichter zugleich ein erfahrener, gedankenvoller Jurist. So muß in der romanhaft breit ausgeführten Novelle „Erhaltung der Kraft" — in der Sammlung „Aus alter Truhe" — das seltsame Erbrecht des jüngsten Sohnes den Hebel der Verwicklung abgeben. Werden hier die Schwierigkeiten durch das gesunde Empfinden aller Beteiligten noch rechtzeitig überwunden, so muß in der straff geschürzten Novelle „Um den Wegzoll" der in sein vermeintliches Wegezollrecht blind verrannte Zollwirt Peter Holling an seinem Starrsinn scheitern. Doch fällt auch auf selbstverschuldeten Untergang ein mildes, versöhnendes Licht — wie es auf Böcklins überfallener Burg hinter finsterm Wolkengraus hell aufleuchtet. Denn Kröger ist Optimist im besten Sinne des Wortes; er glaubt fest an die Vernunft und Güte der Weltordnung.

Ein Rechtsfall liegt auch Krögers letztem Buche „Des Reiches Kommen" — gleich dem vorgenannten eine Problemdichtung in straffer Form — zugrunde, freilich ein solcher, der nur in der von Habsucht oder vielmehr von allzugroßem Respekt vor dem Gelde verblendeten Einbildung des alten Bauern Hinnerk „mitn Fedderbüdel" bestand, so lange — wie er vor Gericht erklärt — Gottes Reich noch fern von ihm war. Was dieser Erzählung den besonderen Reiz verleiht, ist die eindringliche Seelenanalyse des von seinem vermeintlichen Recht auf alleinige Beerbung des brüderlichen Lotteriegewinstes gewissermaßen hypnotisierten Bauern, der früher die von seinen Gänsen verlorenen Federn gesammelt hatte. Kein Glied fehlt in der Kette dieses Seelenproblems, das man Schritt vor Schritt in allmählicher Steigerung verfolgt bis zum Höhepunkt des Falscheides, worauf die Umkehr sofort energisch einsetzt und in lebhaftem Tempo zur innerlich vorbereiteten Lösung des inneren und äußeren Konflikts führt. Sympathisch berührt es dabei, daß der Jurist seinen Falschschwörer frei sprechen läßt — wie denn über alle Entschiedenheit des sittlichen Ernstes bei Kröger sich ein warmer Hauch abgeklärten Verstehens für die wunderlichen Irrgänge menschlicher Schwachheit sich breitet gleich dem warmen Glanz milder Herbstsonne. Mit guter epischer Technik werden die impressionistisch behandelten Hilfsmotive in das Hauptthema verschlungen, die Nebenpersonen fügen sich in knapper, scharfer Skizzierung in das Gesamtbild. Weniger macht sich in diesem Seelengemälde Krögers ganz erhebliche Kunst der Landschaftsmalerei geltend, die sich hier immer auf wenige charakteristische Striche beschränkt. Wer sie voll genießen will, greife etwa zu dem erwähnten Novellenband „Aus alter Truhe" — wie Krögers sämtliche Schriften bei Alfred

Janssen in Hamburg, 1908. — Da wird die Anmut der Eiderlandschaft mit außerordentlicher Feinheit der Linienführung, Flächenperspektive und Farbentönung vor uns ausgebreitet.

Ein Wort wäre noch über Krögers Sprachform zu sagen. Er hat seinem letzten Büchlein ein Vorwort mitgegeben: „Plattdeutsch oder Hochdeutsch, wie lasse ich meine Bauern reden?" — Reuter schrieb Plattdeutsch, Storm Hochdeutsch — beides hat seine besonderen Vorzüge. Kröger sucht einen Mittelweg. Er will nicht platt schreiben, ebensowenig auf den unersetzlichen Vorteil der Mundart verzichten, die ihm überdies auf den Fingernägeln brennt, anderseits auch den uneinheitlichen Eindruck eines schlechterdings plattdeutschen Dialogs mit hochdeutscher Umrahmung vermeiden. Er erzählt also hochdeutsch, doch so, daß man den niederdeutschen Grundton stets heraushört, und verstärkt diesen durch plattdeutsche Lichter, die ungezwungen, ganz nach Bedürfnis der Situation reichlich aufgesetzt werden. Hiermit ist er zu einer sprachlichen Mischform von guter Wirkung gelangt, der man auch die künstlerische Einheitlichkeit nicht absprechen wird. Dieser Tage sagte mir der bekannte vortreffliche Reutersprecher Ludwig Sternberg mit wehmütiger Resignation, man könne schon heute absehen, daß die niederdeutsche Sprache als solche verloren zu geben sei — möge sich dieser Prozeß auch noch recht weit hinausziehen. Um so größeren Wert erhalten solche künstlerisch realistischen Gestaltungen einer plattdeutschen Mundart, wie wir sie in Timm Krögers Büchern finden.

Frankfurt a. M.

Johann Georg Sprengel.

Kurze Anzeigen.

Amelangs Frauenjahrbuch 1911. Ill. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. Geb. 4 Mk.

Zum ersten Male liegt dieses Jahrbuch, dessen vornehme künstlerische Ausstattung Professor Steiner-Prag besorgt hat, vor. Es steht in innerem Zusammenhang mit den von Professor Wychgram herausgegebenen „Kulturaufgaben der Frau". Während in dieser Sammlung die Stoffe in ausführlich begründender Darstellung behandelt werden, soll das Jahrbuch über Ereignisse und Wandlungen auf dem Gebiete des Frauenlebens und der Frauenbewegung in kürzerer Form berichten und der gebildeten Frau durch Bilder aus dem Leben, durch Biographien und Essays einen Überblick über die für Frauen wichtigen Errungenschaften des verflossenen Jahres geben. Aus dem reichen Inhalt des Bandes seien die Aufsätze „Von der Frauenbewegung" (Professor Wychgram), „Über die Frau und die Jugenderziehung" (Elsbeth Krukenberg), „Die Bibliothekarin" (Professor Wolfstieg) hervorgehoben. Den belletristischen Teil vertreten Aphorismen und Erinnerungen von Marie v. Ebner-Eschenbach (deren Bild das Buch schmückt), Novellen von Marie Diers, E. Müllenhoff und Elisabeth Gnauck-Kühne, Gedichte von Dora Stieler u. a. Auch Aufsätze über Klara Ziegler und Ricarda Huch erhöhen den Wert des Bandes, der zudem ein schönes Kalendarium, Raum für eine Hauschronik und zahlreiche Mitteilungen (über Frauenzeitschriften usw.) enthält.

E. M.

Diez, Hermann: Das Zeitungswesen. (Teubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", Band 328). Geb. 1,25 Mk.

Über das vielköpfige Ungeheuer, das in Tausenden von Redaktionen täglich ein neues proteusartiges Leben gewinnt, ist schon manches geredet und geschrieben worden. Die Geschichte der Presse ist von den Historikern behandelt, ihre Bedeutung für das Staatswesen von Politikern aller Schattierungen anerkannt, ihr Wert für unsere Kultur heiß umstritten worden. In dem kleinen Bande aus Teubners bekannter Sammlung unternimmt es nun ein ausgezeichneter Kenner des deutschen und ausländischen Zeitungswesens, das Wertvollste aus diesem großen Gebiete kurz zusammenzufassen. Dr. Hermann Diez ist selbst Journalist, er hat im Norden und Süden unseres Vaterlandes

an der Spitze erster deutscher Zeitungen gestanden und hat in die Verhältnisse der deutschen Presse einen so tiefen Einblick getan wie nicht viele seiner Berufsgenossen. Zugleich aber ist er ein Mann von vielseitiger wissenschaftlicher Bildung, dessen Blick durch eingehende Studien und durch Reisen in Europa und Amerika aufs beste geschult ist. So war er, wie wenige andere, dazu berufen, diese Aufgabe zu lösen. Diez gibt uns nun in seinem Werkchen ein festumrissenes Bild von der Entwicklung und dem gegenwärtigen Stande der deutschen und ausländischen Presse. Er wagt es zum ersten Mal, aus dem spröden Material eine Statistik des deutschen Zeitungs- und Zeitschriftenwesens herauszuarbeiten. Und weiter schildert er in fesselnder Weise die Gliederung der Presse, ihr Recht, ihre Hilfsmittel und ihre Aufgaben. Das Wertvollste gibt er uns aber im dritten Teile seines kleinen Buches. Da zeigt er uns, wie groß und bedeutsam der Anteil der Presse am Geschäftsleben und an der Politik ist, wie reiche Quellen sie dem Geschichtsforscher erschließt, wie tief sie die Entwicklung der Kultur beeinflußt, wie sie durch ihre gewaltige Tagesarbeit sie stützt und fördert. Dabei geht er aber nicht etwa blind an ihren Schäden vorüber. Im Gegenteil, er deckt sie rückhaltlos auf und zeigt uns den Weg, der zur Gesundung führen kann. — So ist dies kleine Buch mehr als ein Kompendium. Es ist der sichere Führer zu einem gerechten Urteil über das leider nur wenigen erschlossene Gebiet der deutschen Presse. G.

Greinz, Rudolf: „Allerseelen." Ein Tiroler Roman. Leipzig, L. Staackmann. 376 S. Brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Der vorliegende Roman bedeutet für die Entwicklung des fruchtbaren Tiroler Dichters nichts prinzipiell Neues, aber ein Fortschreiten auf dem eingeschlagenen aufwärts führenden Wege. In Bozen spielt das Buch, in der Heimat wurzelt ja im wesentlichen die Kraft des Dichters. Es behandelt die Liebe einer jungen Frau, die, mit ungeweckten Sinnen einem älteren Mann verbunden, zu ihrem Stiefsohn, einem Geistlichen, in erwiderter Leidenschaft entbrennt. Nach langem, schwerem und ehrlichem Kampfe erliegen beide ihrer Liebe gerade in der Nacht, in welcher der Vater und Gatte einem plötzlichen Herzschlag zum Opfer fällt, und büßen mit lebenslänglicher Entsagung ihren Fehltritt, der zugleich das einzige Glück ihres Lebens war. Die Fülle der Handlung ist freilich durch diese kurze Inhaltsangabe bei weitem nicht erschöpft. Greinz verfügt über eine außerordentliche Kraft der Menschenschilderung. Ob Haupt-, ob Nebenpersonen, Schemen gibt es bei ihm nicht, jeder Charakter muß Farbe bekennen; hierdurch kommt, im Verein mit dem klaren Aufbau, der warmen Heimatschilderung und der Geschlossenheit des Stils der unmittelbar packende Eindruck der Wirklichkeit zustande, den das Buch erweckt.

Eine besondere Note aber erhält der Roman noch dadurch, daß der Held Georg Degenhardt Priester ist, und sich so Gelegenheit bietet, die verschiedenen Typen der Tiroler Geistlichkeit in ihrem Verhältnis zum Volk und zu einander zu schildern. Hat Greinz in dem „Haus Michael Senn" das katholische Dogma von der Untrennbarkeit der Ehe scharf angegriffen, so schiebt er hier die Frage von der Möglichkeit der individuellen Entwicklung der katholischen Geistlichen in den Vordergrund. Und so wird das Buch zugleich zu einem Protest gegen den übertriebenen Zwang, den die Kirche ihren Dienern aufzuerlegen für nötig hält. J. F.

Holländer, Felix: Charlotte Adutti. Ein Buch der Liebe. Berlin, Wedekind & Co. 352 S. Geh. 4 Mk.

Ein Mädchen wird dahin gebracht, daß es einen ungeliebten Mann heiratet; bald nach der Hochzeit faßt die junge Frau eine tiefe Liebe zu einem anderen; es kommt weder zu grober Untreue noch zu ehelichen Kämpfen: sie selbst nimmt sich das Leben. Der nahezu banal gewordene Vorwurf wird aber von Holländer in einer Weise behandelt, die Aufmerksamkeit verdient. Die herbe, in sich verschlossene, starke Natur der Heldin erregt selbst bei dem noch Interesse, der hundert ähnliche Problemstellungen bereits von Erzählern gelöst gesehen hat. Vielleicht ist es gerade die großzügige Manier der Schilderung, die mehr ahnen läßt als daß sie beschreibt, welche dieses Interesse wachhält. Daß die zwischen Pflicht und Liebe kämpfende Frau das „neue Gewissen", zu dem man ihr rät, nicht zu dem ihren machen kann, daß sie mit souveräner Weltverachtung und doch in innerer Pflichtgebundenheit verharrt, daß sie wahrhaftiger ist als das Leben

und darum seine Bürde nicht tragen kann, — das sind alles Momente, welche die gezeichnete Persönlichkeit über das übliche Niveau erheben. Und damit steigt das Buch im Wert. Während es sonst nur eine der vielen Geschichten einer Ehe ohne Liebe sein würde, kann es jetzt beanspruchen, daß außer reifer Erzählerkunst ihm auch eine nicht unbedeutende psychologische Kraft zugute gerechnet wird. Im übrigen bleiben allerdings bei den Nebenfiguren manche Unwahrscheinlichkeiten bestehen, die zum mindesten hätten motiviert werden müssen, wenn man sie als glaubhaft akzeptieren sollte. M. Schian.

Reuling, Carlot Gottfrid: Quellen im Sande. Roman. Berlin. Egon Fleischel & Co. 297 S. 3,50 Mk.

Ein Dramatiker wendet sich dem Roman zu. Soll man sich dessen freuen? Ohne Frage bringt er ein Talent zu glatter Darstellung mit; die Erzählung hat leichten Fluß und ist gut gerundet; der Schluß ist recht undramatisch, aber episch möglich. Die Charakteristik ist im allgemeinen wahrscheinlich. Nur — tiefer zu graben hat Reuling nicht unternommen. Das Thema ist ein zwiefacher Ehekonflikt; seine Besonderheit besteht darin, daß eine Frau beim ungeliebten Mann bleibt um ihres Kindes willen, während der Mann, den sie liebt, sich von seiner Frau um ihretwillen scheidet. Die Menschen sind mehr angedeutet als im ganzen Wesen erfaßt. Reuling schneidet einige Fragen an; er verfolgt keine und er löst keine. Er stellt ein paar Menschen hin; aber er macht sie uns nicht zu Vertrauten. Wir lesen, aber wir erleben nicht mit. Ein guter Unterhaltungsroman, durchaus nicht mehr. M. Schian.

Jugendschriften.

Schaffsteins Blaue Bändchen. Herausgegeben von J. von Harten und K. Henniger. Mit Federzeichnungen von Max Slevogt. Preis jedes Bändchens 30 Pfg. kart., 60 Pfg. geb. Geschenkband in Leinen gebunden.

I. Tra-ri-ra. Alte deutsche Kinderlieder. 78 Seiten.

II. Von Hühnchen und Hähnchen und anderen Tieren. 25 Tiermärchen. 65 Seiten. Cöln a. Rh. 1910. Herm. u. Friedr. Schaffstein.

In den „Blauen Bändchen“ bietet der rühmlichst bekannte Verlag eine ganz entzückende Gabe dar. Seit langem bereits vorbildlich in der Schaffung von wahrhaft künstlerischen Bilderbüchern, vorzüglich von der Meisterhand Ernst Kreidolfs, sowie in der restlos geschmackvollen Ausstattung guter Jugend- und Volksbücher, mußte sich der Verlag der Brüder Schaffstein bisher gleichwohl den Einwand gefallen lassen, daß seine Bücher fast durchweg zur Massenverbreitung immer noch zu teuer seien. Aber auch dieser Einwand ist nun hinfällig durch die neue Folge der „Blauen Bändchen“, die den übrigen Werken des Verlages an geschmackvoller Ausstattung nichts nachgeben, durch ihren billigen Preis aber geradezu verblüffend wirken.

Das ist aber gewiß nicht die Absicht. Denn diese Bändchen sind wirklich mit Liebe gemacht, wie man eben für Kinder so etwas machen muß: Ganz einfach und ungewollt und so gar nicht „modern“ im Sinne des bekannten „modernen Kinderbuches“, beinahe altmodisch und doch ganz neu! Eine ganz ungezwungene und doch nur durch höchstentwickelte Geschmackskultur mögliche Anknüpfung an die besten älteren Vorbilder aus dem Ludwig Richter-Kreise, wie wenn die schlimme nachfolgende Periode gar nicht erst wieder zu überwinden gewesen wäre — also ist sie überwunden! Das zeigen eigentlich zum ersten Male wieder diese Bändchen. Und auch das, daß diese Überwindung uns nur gefördert hat. Nun kann die ältere Generation nicht mehr sagen, daß — trotz der „Moderne“ — ihre Kinderbücher oder die Bücher ihrer Kindheit doch soviel schöner gewesen seien — und auch sie wird diese Bändchen lieb haben, wie ihre Enkel und unsere Kinder.

Die Bändchen sind, in der billigen Ausgabe zu 30 Pf., die mir allein vorliegt, stark kartoniert, der feingerippte Karton außen mit blaugetöntem Papier beklebt, von so charakteristischer Schönheit, daß sich die Benennung der Bändchen nur nach ihrer Farbe für den, der sie gesehen, sozusagen von selbst versteht. Auf diesem Blau steht der Titeldruck und das ganz einfach hineingezeichnete Titelbild in Schwarz ganz wundervoll. Das Vorsatzpapier graublau zum Umschlag fein abgestimmt und das Textpapier wie dieser

gerippt. Die Type ganz schlicht und klar mit Initialen von fibelmäßiger Deutlichkeit, und nun in das Satzbild hineingezeichnet, ganz frei und ohne Zwang, bald höher, bald tiefer, bald links und bald rechts, bald größer, bald kleiner, in sich geschlossen und doch ins Satzbild wundersam verwoben — die Illustrationen Max Slevogts, die nur Illustrationen und darum auch wirkliche Illustrationen sind, nicht, wie meist im „modernen Kinderbuch", mehr oder weniger selbständige Bilder.

Ich glaube, hier ist das seit Ludwig Richter scheinbar verloren gegangene Geheimnis der Kinderbuch-Illustration wieder entdeckt in neuer Form: scheinbar bloße Skizzen, Einfälle beim Durchblättern, spielerisch hier und dort gleichsam hingekritzelt, und dennoch deutlich und von einer sprechenden Charakteristik in jedem Strichelchen, so daß auch das Kindesauge einen vollen Eindruck gewinnen muß, auch wenn es zunächst nur am Einzelnen haftet.

Aus guten Gründen ist der Verlag bei der älteren Folge seiner Volks- und Jugendbücher der Illustrierwut unserer Zeit nicht gefolgt, damit auf ein Hauptanziehungsmittel für die Massen um des guten Geschmacks willen verzichtend. Dafür aber hat er mit diesen ersten illustrierten Bändchen alle Vorläufer auf dem Gebiete der billigen Jugendschriften um Pferdelängen geschlagen, dank auch Max Slevogt, den hierzu herangezogen zu haben wiederum das Verdienst des Verlages ist.

Und der Inhalt der „Blauen Bändchen"? Ich kenne nur erst die beiden ersten Bändchen: „Kinderlieder" und „Tiermärchen", während „Blumenmärchen, Sagen und Legenden" und „Weihnachtsgeschichten" noch rechtzeitig vor Weihnachten folgen sollen. Die Auswahl ist, soweit ich es hiernach zu beurteilen vermag, der Ausstattung würdig. — Man muß es schon so ausdrücken; denn gute Sammlungen ähnlicher Zusammenstellung gibt es ja schon mehrfach, aber meines Wissens keine, die sich in solcher Einheit der inneren und äußeren Form und so rein kindlich gibt. In solchem Gewande werden die alten Kinderlieder und Märchen auch uns wieder neu und von neuem lieb, und nicht nur um unserer Kinder willen, die sie nun in dieser Gestalt zum ersten Male erleben dürfen. Denn können wir sie unseren Kindern nicht vorsingen noch vorerzählen, dann sollten wir sie ihnen wenigstens in so ausdrucksvoller Form in die Hand geben, wie sie nun in den „Blauen Bändchen" gefunden ist.

Dr. Fritz Coerper.

Zeitschriftenschau.



Von Sternen und Kindern plaudert im Dezemberheft der Süddeutschen Monatshefte Hans Thoma. Aus dem schönen Aufsatz, den im Zusammenhang zu genießen jedes Lesers Weihnachtsstimmung erhöhen wird, seien hier wenigstens einige Stellen wiedergegeben:

... Daß wir aber auch über Unsterblichkeit so gar nichts Sicheres wissen können, kaum etwas ahnen können und die Ewigkeit nicht begreifen können! Und es nimmt uns doch so wunder, wie es sein mag, wenn das Tor der Zeit sich einmal für uns schließt. — Wir raten daran herum wie die Kinder vor dem Weihnachtsabend, denen die Eltern auch nicht sagen, was sie bekommen, ehe die Tür zum Lichterbaum sich öffnet.

Hat vielleicht der ewige Vater uns, seinen Kindern, eine Überraschung vorbehalten, die er uns bereiten will — die er, der Allwissende, ja nicht haben kann. — Eine freudige Überraschung! wir wollen vertrauend warten und hoffend an den Gräbern stehen. ...

In der Schweiz fühle ich mich immer recht heimisch, das liegt mit daran, daß ich, sobald ich dort bin, wieder im allemannischen Dialekt spreche, ja sogar denke — dessen eigenartige Feinheiten und auch Grobheiten verstehe ich gründlich.

In meiner Jugend habe ich gar oft von den Schwarzwaldhöhen sehnsüchtig nach der Alpenkette hinübergesehen, und der gelbe Enzian auf der Feldberghöhe erscheint mir wie eine Anerkennung, welche ihm die Alpen als Anerkennung seiner Höhe hinübergeschickt haben.

Da ich gerade vom Dialekt spreche und von Blumen, so kann ich es nicht unterlassen, von einem gar schön geformten bescheidenen Blümlein zu sprechen, das ich auf Schweizer Boden gefunden habe — auf Muttererde ist es gewachsen, davon ist es so zart geworden, aus Muttersprache gebildet, davon klingt es

so lieblich. Ich meine hiemit ein kleines Bändchen Gedichte, betitelt: „Mis Chindli“, in Aargauer Dialekt, die zeigen, wie schön er klingt, wenn zarte Mutterliebe in der Freude an ihrem Kindlein ihn spricht.

Die Verfasserin möge gütige Nachsicht haben, wenn ich, ohne sie vorher zu fragen, einige dieser Gedichte hier abschreibe; ich denke, der Leser und noch mehr die Leserin wird mir dankbar sein, daß ich ihnen so etwas aus der Schweiz mitgebracht habe. — Lieber noch möchte ich sie vorlesen, denn so ein Dialekt will gehört sein.

Für diejenigen, welche nach diesen Proben mehr haben möchten, bemerke ich, daß das Büchlein „Mis Chindli“ in Aarau 1907 bei E. Wirz erschienen ist. Hier ein paar Proben:

Kauderwelsch.

Langi, schöni, liebi Gschichte
Tuet is euseres Chindli brichte,
's goht as wie am Rädli gschpunne,
Dussen aber lachet d' Sunne,
Und di denkt: „Mi nimmts doch wunder,
Was di ghören a dem Plunder,
's isch nit dütsch und nit französisch
Oder isch es ächt chinesisch?“
Sunne heb dis Lachmul zue,
Mir verstöhnds, des isch jo gnue!

Strampeln.

Chömed au und luged gschwind
Eusers tusig wätters Chind,
Wie se si cha rode:
's Lintuch, d' Deki, alles furt,
D' Windle, d' Srümpfli und de Gurt
Alles lit am Bode.
Und jetzt schlot das Lumpechind
Grad as wine Wirbelwind
Dri mit alle viere,
Lacht und juchset frei dazu:
„So jetz isch es aber gnue,
Tue di au schenire.“ ...

Bei den Kindergeschichten gedenke ich jetzt auch der heiligen Drei Könige — die zogen vom Morgenlande her durch die Wüste, um das verheißene Kind, den neugebornen König der Juden, zu suchen, den Heiland der Welt. Diese drei repräsentierten die Weisheit, die Schönheit, die Macht der Welt, sie hatten den Lauf der Sterne ergründet und konnten in ihnen lesen: Ein neuer strahlender Stern lockte sie und gläubigen Herzens zogen sie mit ihrer Sehnsucht ihm nach und er führte sie zum Stall von Bethlehem, wo das Kindlein in der Krippe lag, das arme nackte Kind, der Heiland der Welt, dem auch die Sterne dienen müssen. — Sie beteten das Kind an, das wie die Sterne aus dem tiefen, unerforschlichen Sein entsprossene, das Gotteskind, in dessen Dasein auch die Welt lebt; sie verehren seine heilige Mutter; sie opfern dem Kinde ihre Schätze und ihr Wissen, sie haben in ihm das Heil, das ihnen der Stern verkündigt hatte, gefunden. Im gottgesandten Menschenkinde sind die Zweifel ihrer Weisheit gelöst, das, was ihnen die Sterne nicht sagen konnten, hat ihnen dies Kindlein gesagt, sie sind beruhigt und wenn auch die Wüste sie mit ihren Kamelen wieder verschlingt, sie tragen das Heil im Herzen.

Auch die alte Geschichte vom alten Simeon besagt das tief innerliche Verhältnis zum Kinde. Nachdem er das Kind im Tempel begrüßt hat, ruft er ergriffen aus: „Nun, Herr, lässest du deinen Diener in Frieden scheiden, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“

Und die Legende vom heiligen Christoph, die so mysteriös ist — ebenso anziehend wie schwer zu deuten, ein Mythos, dessen Bedeutung man wohl ahnen aber kaum aussprechen kann. — Das leichteste Menschengeschöpf, das Kindlein, will den Riesen erdrücken, so daß er es kaum durch die Wasserflut tragen kann. Er trägt den Herrn, dem alle Welt untertan ist.

Was wohl jetzt für eine Sternkonstellation am Himmel ist, daß ich von Kindergeschichten nicht loskommen kann? Sterne und Kinder! Weihnachtsbilder! zu dieser Zeit hat man ein bißchen das Recht, von ihnen zu erzählen. ...

Früher einmal habe ich geschrieben, daß ein ganz kleines Kindlein aus seinem Bettlein in die blaue Unendlichkeit des Himmels hinaufgeschaut hat und ich sein Lallen so etwa wie den Sang eines einsamen Seelchens an den unendlichen Raum aufgefaßt habe. — Man mag wohl gedacht haben, das ist so eine Künstlerphantasterei — es ist der reinste Blödsinn, was so ein Wurm lallt und brüllt. Ein wenig rechtfertigen möchte ich mich, daß meine damalige Auffassung doch nicht so ganz ein leerer Wahn war, dadurch, daß ich nun wortgetreu erzähle, denn Isa war inzwischen zweieinhalb Jahre geworden und konnte schon recht viele Worte gebrauchen, wie die Kleine die Nacht entdeckt hat und wie sie in

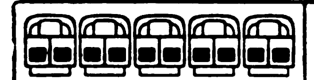
ihrem Bettlein im Dunkeln ein Nachtlied gedichtet hat.

Zu der Zeit, da die Sommertage anfangen kürzer zu werden, war sie länger auf — das Licht brannte im Zimmer, die Tür, die direkt in den Garten ging, stand offen — da sah sie auf einmal in die Dunkelheit hinaus und sagte verwundert, fast fragend: „Nacht draußen! Nacht? Isa sehen, wie Nacht ist.“ Damit watschelte sie zur Türe hinaus, kehrte gleich wieder um: „Draußen Nacht, im Garten Nacht, überall Nacht!“ — sie trippelte wieder hinaus bis an das Gittertor des Gartens, um zu sehen, ob vor dem Tor im Wald auch Nacht sei, sie kam wieder und verkündete mit großen Augen: „Draußen überall Nacht, im Garten Nacht, im Wald auch Nacht, was ist auch das? ganz Nacht.“ Sie wollte aber sehen, ob auf der andern Seite des Hauses auch Nacht sei, und ich nahm sie auf den Arm und trug sie durch das dunkle Gebüsch ins Gemüsegärtlein, da war auch Nacht — aber sie sah den Himmel über sich und die Sternlein so hoch da droben: „da Sternlein, dort auch ein Sternlein, große Sternlein, kleine Sternlein!“ Sie war voll Verwunderung und voll Staunens: „Nacht, überall Nacht! was ist auch das? viele Sternlein.“

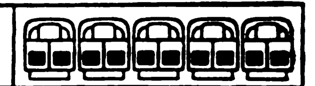
Isa wurde zu Bett gebracht — sie war ganz still. In der Nacht wachte sie auf und fing an zu sprechen, meine Schwester hörte ihr zu — aber Isa fühlte sich ganz allein, zuerst von ihrer Puppe, der Frieda, sprach sie, dann auf einmal:

„Nacht, überall Nacht —
Nacht, hier Nacht,
Draußen auch Nacht,
Im Garten Nacht,
Im Wald auch Nacht,
Überall Nacht,
Und Sternlein hoch oben am Himmel,
Große Sternlein, kleine Sternlein,
Alle schlafen.
Der Brunnen schlaft,
Die Bäume schlafen,
Der Wald schlaft,
Die Sternlein schlafen,
Der Mond schlaft,
Alle Leute schlafen,
Schlaft wohl!
Schlaf wohl Garten,
Schlaf wohl Wald,
Schlaf wohl Nacht! —
Lieber Gott, mach mich fromm,
Daß ich zu Dir in Himmel komm!“

Ist das nicht, als ob man ein Quellchen rieseln hörte, von dem aus die Poesie ihren Ursprung nimmt? Jenseits von aller Literatur und ihren Vorratsbehältern? Ein Quellchen, von dem aus auch die tosenden Sturzbäche und die stolz hinwandelnden Ströme der Poesie ihren Anfang nehmen? ...



Mitteilungen.



Von der Trauerfeier für Wilhelm Raabe. Am Sonnabend, den 19. November, hat man den großen Dichter zur letzten Ruhe getragen. Der in der Kapelle des Braunschweiger Zentralfriedhofes aufgebahrte Sarg verschwand fast unter der Überfülle von Blumen, Palmen und Lorberkränzen, die die Getreuen aus allen Teilen des Reiches als letzten Gruß gesandt hatten. Nach einer eindrucksvollen Gedächtnisrede des Pastors Gerlich ging der Trauerzug von der Kapelle zur Gruft, um die eine zahllose tief bewegte Menschenmenge versammelt war. Hier sprach **Wilhelm Brandes** folgendes Abschiedswort:

„Im Namen der Freunde soll ich Worte des Abschieds sprechen an der offenen Gruft unseres teuren Meisters, wenige, arme Worte für alle unsere Liebe, alles heiße Dankgefühl und alle tiefe Trauer. Wer sind Wilhelm Raabes Freunde? Zunächst wohl, die ihm persönlich nahe gestanden haben, die letzten Überlebenden aus seiner Jugend und der Stuttgarter Zeit, und dann die engeren Kreise, die sich hier allmählich um ihn in Treuen zusammenschlossen, seit er vor vierzig Jahren in die Heimat zurückgekehrt war, und denen er dafür sich selber gegeben hat als Freund unter Freunden zu inniger Lebensgemeinschaft. Ein Menschenalter hindurch an seiner Seite in mancher lieben und mancher leidigen Zeit, in Tagen bitteren Ernstes und Stunden eines lachenden Frohsinns, haben wir ihn erleben und erproben dürfen und uns zu eigen gewinnen, den Freien, den Wahrhaftigen, den Getreuen — ja Getreuen bis in die Schatten des Todes! Nicht einer, der nicht in seiner

Nähe das eigene Leben vertieft und erhöht empfunden hätte, dem nicht von ihm ein Unvergängliches und Unvergeßbares auch in die Seele herübergeströmt wäre. Als ein hohes Glück, als eine unverdiente Gnade Gottes haben wir das allezeit dankbar empfunden und empfinden es nun, da er von uns genommen ist, stärker denn je.

Aber nicht auf so wenige zufällige Gefährten der Lebenswanderung beschränkt sich die Zahl derer, die Wilhelm Raabes Freunde heißen müssen: war doch der stille, große Mensch zugleich der große, das will sagen auf die Welt hinaus wirkende Künstler — auch dieser in der Tiefe der sittlichen Persönlichkeit wurzelnd und mit ihr in untrennbarer Einheit verwachsen; wie er mit uns durchs Leben gegangen ist, derselbe, Zug für Zug, trat er jedem aus seinen Büchern entgegen, der ihn gewinnen wollte, nicht ein Poet nur, ein vates — Dichter, Seher und Weiser. So ist er in einem halben Jahrhundert vielen tausend Volksgenossen in aller Welt zum Berater und Führer in Leben und Denken, zum besten Freunde des Hauses und des Herzens geworden. Diese seine weitere Freundschaft aber — das ist das Köstlichste, und war seine reinste Freude — diese „Raabe-Gemeinde" ob viele oder wenige Tausende, sie schloß doch stets und schließt heute erst recht in sich alle Stände und Schichten des deutschen Volkes, sie kennt keine Schranken politischer, konfessioneller, sozialer Gegensätze und Parteien. Wie er selber unbestechlich gerecht zugleich und in unbegrenzter Milde über all dem eifervollen Hader stand, der unser Volk im Innern zerreißt, wie er jedem die Hand bietet, ihn aus der Enge zur freien Menschlichkeit zu heben, so reichen sich in der Liebe und Verehrung für ihn wohl die besten Männer unserer Nation ohne Unterschied die Hände, eine lange schöne Kette, die vom Fürstenschlosse bis in das letzte Vorstadthaus des Arbeiters reicht. In ihm eint sich geistig noch einmal das deutsche Vaterland, das er, der Alte, liebte mit der ganzen Glut einer Jugendleidenschaft, das Deutschland der armen und doch so reichen Sehnsucht, des heiligen Hungers nach den Gütern, die nicht den Mächten der Erde eigenen, dies alte Deutschland, das im neuen fortdauern wird und muß, wenn es ein Deutschland bleiben will.

Davon wäre in des Meisters Sinne noch manches zu sagen, wohl auch zu klagen; aber ich höre eine ferne, liebe Stimme mahnen aus den letzten grünen Hecken des „Vogelsangs": „Und nun gute Nacht und habt ferner euren Trost aneinander und gönnet uns Alten unsere Ruhe, wenn unsere Schlafenszeit gekommen ist."

Ja, so weh uns um Dein Scheiden ist, wir gönnen Dir Deine Ruhe, Du tapferer, Du starker und doch endlich auch müde, o so müde gewordener Lebenskämpfer: „Wahrlich," — Du hast es einst selber gesprochen — „wahrlich, es geht keine Müdigkeit über die der Starken und Tapfern!" — Und so wollen wir heimkehren, jeder zu den Seinen, und wollen ferner nach Deinem Worte unseren Trost aneinander haben. Wir müssen es wohl, und können es auch, denn Du bleibst unser über Tod und Gruft: die in Deinem Namen verbunden sind, der enge Kreis, die weite Gemeinde und sie alle, die heute noch draußen stehen, aber zu Dir wollen und zu Dir sich finden werden, die Jugend vorauf, Dein deutsches Volk — sie halten Dein unsterbliches Teil fest und werden es bewahren.

Lebend und immer lebendiger, Sternenlicht in unsere Gassen spendend, Güte werbend bei den Starken, den Schwachen und Zerschlagenen aufhelfend und die Müden zur Ruhe tröstend, so wird Dein Lebenswerk, Du deutsches Gemüt, Du Deutschlands Gewissen, auch ferner durch unser zwanzigstes Jahrhundert gehen als eine jener unerschöpflichen Kräfte, die Gott seinen Völkern schickt zu einem Segen für Zeit und Ewigkeit."

Druckfehlerberichtigung. Auf Seite 143, Spalte 1, Zeile 12 von unten ist statt „totes Dichterbuch": starres Bilderbuch zu lesen.

Verantwortl. Schriftleiter: Wilhelm Fahrenhorst, Berlin. — Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H. (Abt.: Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken), Berlin SW 68.



Jahrgang 1910/11. Nr. 4. Januar

Rudolf Lindau*.

Von Rudolf Krauß.

Es ist eine segensreiche Einrichtung, daß es siebenzigste, achtzigste und ausnahmsweise sogar neunzigste Geburtstage gibt. Da pflegt den Jubilaren, sofern sie Männer oder Frauen der Öffentlichkeit sind, zum mindesten durch eine Springflut von Zeitungsartikeln der Zoll der Anerkennung entrichtet zu werden, den weniger Bevorzugte erst bei ihrem Tode einheimsen. Auch Rudolf Lindau hat dies im Herbst 1909 an sich erfahren dürfen, als er das achtzigste Jahr seines Lebens vollendet hatte. Lange genug mußte er sich damit bescheiden, von einer kleinen und stillen Gemeinde nach Gebühr geschätzt zu werden, bis aus jenem Anlaß plötzlich die gesamte deutsche Lesewelt zu ihrem Erstaunen vernahm, daß sie in dem selten genannten ältern Bruder des desto allgemeiner bekannten Paul Lindau einen ihrer besten Erzähler besitze. Ohne Frage haben infolge dieser Anregung nicht wenige zu den Schriften des Jubilars gegriffen, um selbst zu prüfen und zu entscheiden. Aber die Mehrzahl hat sich vermutlich daran genügen lassen, sich das Schlagwort von Rudolf Lindaus hohem poetischen Rang mehr oder weniger gedankenlos anzueignen. Bleibende Wirkungen bringen ja solche durch eine festliche Stimmung erzeugten Massenartikel in der Regel nicht hervor. Um ein unbefangenes und endgiltiges Urteil zu fällen, wartet man besser ab, bis der Strom wieder in sein natürliches Bett zurückgekehrt ist.

Heute ist der Zeitpunkt schon eher gekommen, um Rudolf Lindaus abgeschlossenes Lebenswerk zu überschauen und zu würdigen. Er hat eine

*) Diese als Epilog zu Lindaus 80. Geburtstag geschriebene Studie möge nun als Nekrolog des inzwischen leider verstorbenen Dichters gelten. R. Kr.

lange Entwicklung mit mancherlei Wandlungen, aber ohne jähe Sprünge hinter sich gebracht. Vielmehr ist von seinen außerordentlichen Schicksalen das eine immer ganz naturgemäß aus dem andern hervorgegangen. Am 10. Oktober 1829 zu Gardelegen in der Altmark geboren, der Sohn eines preußischen Justizkommissars und Sprosse von Familien, in denen höhere Geisteskultur heimisch war, bestimmte er sich für die Laufbahn des Gelehrten. Nachdem er 1849—1853 in Berlin und Gießen studiert und bei der philosophischen Fakultät letzterer Universität mit einer Schrift über Rabelais den Doktorgrad erworben hatte, setzte er in Paris und Montpellier seine geschichtlichen und philosophischen Studien fort, bereiste Italien, England, Frankreich, wurde Hauslehrer in einer südfranzösischen Familie und dann Privatsekretär bei dem Gelehrten und nachmaligen Minister des Auswärtigen Barthélémy St. Hilaire in Paris. Als französischer Autor verdiente sich der junge Deutsche die literarischen Sporen: er trat unter die Mitarbeiter der „Nouvelle Biographie Générale," der „Revue des Deux Mondes," des „Journal des Débats," des „Figaro", und auch sein erstes Buch, „Voyage autour du Japon" (1863, Paris bei Hachette), erschien in französischer Sprache.**) 1859 war Lindau als diplomatischer Agent der Eidgenössischen Regierung nach Japan gereist, um dort den ersten Handelsvertrag zwischen dem aufstrebenden ostasiatischen Staate und der Schweiz abzuschließen. Nach gelungenem Werke blieb er als Konsul, später Generalkonsul der Eidgenossenschaft in Yokohama, wo er in Gemeinschaft mit Engländern „The Japan Times" und „The Japan Punch", letzteres ein Witzblatt für Japan nach Muster des berühmten englischen, begründete und leitete***), sich zugleich aber auch an industriellen Unternehmungen beteiligte, seit 1867 der Kompagnon eines amerikanischen Handelshauses. Weite Reisen unterbrachen mehrfach seinen japanischen Aufenthalt. Er besuchte ringsum die vom Stillen Ozean bespülten Länder: Amerika, insbesondere Kalifornien, Australien, Indien, Cochinchina, China; am chochin-chinesischen Feldzuge von 1862 nahm er als Gast des Admirals Charner in dessen Generalstab teil.

Im Jahre 1869 nach Europa zurückgekehrt, machte Lindau den deutsch-französischen Krieg beim Generalkommando des Gardekorps als Privatsekretär des kommandierenden Generals Prinzen August von Württemberg mit. Aus seinen Aufsehen erregenden Berichten für den preußischen Staatsanzeiger und die Norddeutsche Allgemeine Zeitung ist das 1872 (bei E. S.

**) In französischer Sprache gab er noch 1879 „Peines perdues" heraus (bei Michel Levy in Paris), eine Sammlung von Geschichten, die vorher in der „Revue des Deux Mondes", im „Figaro" usw. erschienen waren, und die sich mit deutschen Erzählungen Lindaus decken.

***) Später ist er auch einmal als englischer Novellist hervorgetreten — mit „The Philosophers Pendulum and other stories" (bei Blackwood in Edinburgh, 1885). Das Buch enthält meist Arbeiten, die vorher in „Blackwoods Edinburgh Magazine" veröffentlicht und aus deutschen Geschichten Lindaus übersetzt worden sind.

Mittler & Sohn in Berlin) erschienene Buch „Die Preußische Garde im Feldzuge 1870—71" entstanden. Inzwischen war Lindau durch Bismarck in den diplomatischen Dienst des Deutschen Reiches gezogen worden. Er wurde zunächst als Attaché (seit 1877 Legationsrat) der Botschaft in Paris zugeteilt, Ende 1878 in das Zentralbureau des Reichskanzlers nach Berlin berufen, wo er im Verein mit Lothar Bucher die Preßabteilung zu bearbeiten hatte. 1879 zum Vortragenden Rat, 1880 zum Wirklichen Legationsrat, 1885 zum Geheimen Legationsrat befördert, blieb er in dieser Stellung bis zum Sturze Bismarcks, dessen Vertrauen er sich in hohem Maß zu erwerben und zu erhalten gewußt hat. Doch hat Lindau, ein großer Schweiger, wofern ihm der Takt diese Eigenschaft zu erfordern schien, über seine amtlichen oder persönlichen Beziehungen zu dem Gewaltigen selbst nichts verlauten lassen.

Seit 1873 ließ Lindau — damals schon vierundvierzigjährig — seine deutschen belletristischen Arbeiten in Buchform erscheinen; manche davon sind vorher in Zeitschriften, namentlich in der „Deutschen Rundschau", abgedruckt worden. Auf zwei Teile „Erzählungen und Novellen" *), 1873, folgten 1877 der Novellenzyklus „Schiffbruch" **), der zweibändige Roman „Robert Asthon" ***) und die Novelle „Liquidiert" †), 1878 „Vier Novellen und Erzählungen" ††), sowie die Novelle „Gordon Baldwin" †††), 1879 die Sammlung „Die kleine Welt" *†) und der zweibändige Roman „Gute Gesellschaft" **†), 1883 das Novellenbuch „Wintertage" **††) und der Roman

*) Berlin, Janke. Inhalt: 1. Teil. Aus Japan: Fred (wiederholt in „Auf der Fahrt"; Schr. V), Sedschi (wiederholt in „Auf der Fahrt"; Schr. V), Verlorenes Mühen (wiederholt in „Auf der Fahrt"; Schr. V), Der Squire (°), Die Bärenjagd (°). 2. Teil. Aus Frankreich: Erste Liebe (wiederholt in „Auf der Fahrt"; Schr. V), Der Kandidat (°), In französischer Gefangenschaft (°), Frauenliebe (°), Komödianten (°), Paris nach den Maitagen (°). Schr. = Gesammelte Schriften. A. G. = Alte Geschichten. ° = weder in die Ges. Schriften noch in die Alten Gesch. aufgenommen.

**) Stuttgart und Leipzig, Ed. Hallberger. Inhalt: Schiffbruch (Schr. V), Eine fixe Idee (°), Das Glückspendel (Schr. III), Lebensmüde (Schr. IV).

***) Ebenda (Schr. III).

†) Ebenda (Schr. IV).

††) Berlin, Paetel. Inhalt: Das rote Tuch (Schr. I), Tödliche Fehde (Schr. II), Nach der Niederlage (°), Robert E. Cooper jun. (Schr. V).

†††) Ebenda (Schr. I).

*†) Ebenda. Inhalt: Die kleine Welt (Schr. IV), Ein verkehrtes Leben (Schr. I), Der Seher (Schr. IV). Die titelgebende Novelle „Die kleine Welt" ist in Paul Heyses und Ludwig Laistners „Neuen Deutschen Novellenschatz", Band VII (München und Leipzig, Druck und Verlag von R. Oldenbourg, 1884), S. 161—252 (mit biographischer Einleitung Heyses) übergegangen.

**†) Breslau, Schottländer (Schr. II).

**††) Ebenda. Inhalt: Im Park von Villers (Schr. I), Hans der Träumer (A. G.), Souvenir (Schr. II).

„Der Gast“[1]), 1886 die kürzeren Erzählungen „Auf der Fahrt“[2]), 1887 der Roman „Zwei Seelen“[3]), 1889 „Der lange Holländer und andere Novellen“[4]), 1892 der Roman „Martha“[5]). Das Jahr 1893 brachte eine sechsbändige Ausgabe von Rudolf Lindaus „Gesammelten Schriften“ (Romanen und Novellen)[6]), von der man sagen darf, daß sie eine Auslese der vorzüglichsten Arbeiten des Dichters enthält, wenn auch bei der Aufnahme oder Nichtaufnahme einzelner Werke die Äußerlichkeit des Verlagsrechts ein wenig mitgespielt haben mag. Die Sammlung, die nicht chronologisch, sondern stofflich angeordnet und in der das innerlich Verwandte räumlich zusammengerückt ist, gibt einen guten Überblick über das gesamte Können Lindaus — allerdings unter Ausschluß des türkischen Stoffgebiets. Fortsetzungen zur Gesamtausgabe bilden gewissermaßen der Roman „Liebesheiraten“ (1893) und die Novellensammlungen „Der Flirt“ (1894)[7]) und „Schweigen“ (1895)[8]). Außerdem hat Lindau noch Reiseerinnerungen „Aus China und Japan“ (1895) geschrieben.

Das Jubiläumsjahr 1909 hat neben zahlreichen Gedenkartikeln in Zeitungen und Zeitschriften[9]) uns auch eine selbständige Schrift über R. Lindau[10]) aus Heinrich Spieros Feder beschert, die den Dichter trefflich würdigt und ihn auch nach Wesen und Bedeutung in die deutsche Literaturgeschichte einzurangieren versucht. Spiero teilt die Poeten, die in den fünfziger und sechziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts ihren Stil ausgebildet haben, in zwei Gruppen, welcher äußeren Gemeinsamkeit die innere Zu-

---

[1]) Ebenda (Schr. VI).

[2]) Berlin, F. u. P. Lehmann. Einleitung: Die Reisegefährten (Schr. V), Nelly Delano (A. G.), Der Kapitän der Santa Junta (A. G.), Des Kapitäns Brautfahrt (0), Der Geächtete (Schr. V), John Bridges' Braut (Schr. V), Verlorenes Mühen (Schr. V), Mutter Careys Küchlein (Schr. V), Fred (Schr. V), Sedschi (Schr. V), Der Hafenmeister (Schr. V), Erste Liebe (Schr. V).

[3]) Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlagsanstalt (Schr. VI).

[4]) Berlin, F. u. P. Lehmann. Inhalt: Der lange Holländer (Schr. V), Die Geschichte des Negerfürsten Mioko Koango (A. G.), Treu bis in den Tod (Schr. IV), Der Abend (A. G.)

[5]) Stuttgart, Cotta (0).

[6]) Berlin, Egon Fleischel & Co. Demselben Verlage hat R. Lindau alle seine weiteren Bücher anvertraut. Über die „Gesammelten Schriften“ vergl. Erich Schmidt in der Deutschen Rundschau Bd. LXXIX S. 311—316. Sie enthalten nur schon früher in Buchform veröffentlichte Arbeiten Lindaus. Der fünfte Band führt den Sondertitel „Reisegefährten.“

[7]) Inhalt: Der Flirt, Die verjährte Schuld, Wahngebilde.

[8]) Inhalt: Schweigen, Der Hamal, Ein ganzes Leben.

[9]) Verzeichnet im Literarischen Echo 12. Jahr, 4. Heft (15. November 1909), Spalte 259—263.

[10]) Rudolf Lindau. Von Heinrich Spiero. Egon Fleischel & Co. Berlin 1909. 126 Seiten.

sammengehörigkeit zum älteren und jüngeren Realismus oder zum älteren und jüngeren Münchener Stil entspreche. Der zweiten Gruppe wird außer Grosse, Heyse, der Ebner-Eschenbach, Raabe und Saar auch R. Lindau zugewiesen. Zwei von diesen, fährt Spiero (S. 4) fort, „Rudolf Lindau und Ferdinand von Saar, gelangen erst zur Reife, als das Zeitalter des Realismus schon von der platten und unlebendigen Literatur der siebziger Jahre verwischt, ja verschüttet wird. So versagt sich diesen beiden im Grunde die eigentliche Wirkung ganz, und mit einiger Überraschung erblickt man ihr Werk in völlig unangetasteter Frische, nachdem sich nicht nur die Wasser der archäologischen, feuilletonistischen und pseudoepischen Oberflächenliteratur verlaufen haben, sondern auch die naturalistische Bewegung und ihre nächsten Nachfolger schon wieder geschichtlich geworden sind." Es ist nun aber eine literarhistorische Erfahrungstatsache, daß ein Dichter, der gewissermaßen aus seiner Zeit herausgefallen ist und die rechte Stunde verpaßt hat, Anknüpfungspunkte zu späteren Geschlechtern nicht leicht wieder findet. Seltene Ausnahmen, wie Mörike, bestätigen nur die Regel. So bleibt auch zu besorgen, daß Rudolf Lindau das Versäumte niemals wieder ganz hereinbringen kann — trotz der neuerdings unternommenen redlichen Bemühungen, ihm nachträglich zu seinem Rechte zu verhelfen. Diese Befürchtung darf natürlich nicht von den Versuchen abschrecken, ihn wenigstens allen denen, welche für das Gute von heute nicht ohne weiteres das Bessere von gestern preisgeben, möglichst nahe zu bringen.

Die literarische Abhängigkeit vom Zeitgeist, die stilistische Gemeinschaft mit einer bestimmten Dichtergruppe geht bei Lindau jedenfalls nicht so weit, daß die Erkennbarkeit seiner persönlichen Physiognomie darunter gelitten hätte. Was ein Storm, G. Keller, Raabe an individueller Färbung des poetischen Ausdrucks vor ihm voraus hat, das holt er durch die Eigentümlichkeit seines von der Schablone abweichenden Entwicklungs- und Lebensganges herein. Der genauen Kenntnis fremder Länder, der Vertrautheit mit der vornehmen Gesellschaft fast aller Kulturstaaten dankt er eine bunte, nie versiegende Stoffmenge. Und seine äußeren Schicksale haben ihm gestattet, die ihm angeborne Denk- und Fühlweise beharrlich und folgerichtig auszubilden, ohne seiner Natur Zwang antun zu müssen. Diese beiden Momente, das stoffliche und das seelische, bestimmen seine Eigenart mehr als die besondere stilistische Note seiner Novellistik.

Ihr Charakter ist also durchaus international. Soweit seine Erzählungen in Europa spielen, bevorzugt er die großen Kulturzentren, vor allem Paris, seltener Berlin und London; mitunter versetzt er uns auch in fashionable Badeorte, wie das elegante Wiesbaden zur Zeit, da dort noch gespielt wurde, oder zeigt er uns vornehme französische, deutsche, englische Herrensitze (in der Novelle „Eine fixe Idee" einen solchen auf der grünen Insel Wight). Er schildert eine aus allen Kulturnationen gemischte Gesellschaft durchaus aristokratischen Gepräges. Die Deutschen, Engländer, Amerikaner

und Russen, die sich in Paris amüsieren, werden in intimem Verkehr mit den dort heimischen obersten Kreisen vorgeführt. Die Salons und Boudoirs glänzender Damen, die Klubs mit ihren Spieltischen, die Rennplätze sind beliebte Schaustätten der Lindauschen Geschichten. Roulette und Pharao, wobei in einer Nacht Vermögen verloren und gewonnen werden, tolle Wetten, Sport aller Art, Duelle von den harmlosesten bis zu den blutigsten machen die ständigen Beschäftigungen seiner Helden aus, die dabei nach außen immer echte Kavaliere vom Scheitel bis zur Sohle bleiben, mag es in ihrem Innern noch so trübe aussehen. Sie haben eben alle eine gute Kinderstube genossen, und sich die Haltung in den schwierigsten Lebenslagen zu bewahren, ist ihnen zur zweiten Natur geworden. Von Europa geht es hinüber nach der Neuen Welt, zu den Multimillionären von New-York und San Francisco. Dem europäisch-amerikanischen Highlife steht das ernste und oft gefahrvolle Erwerbsleben der „Pioniere der Zivilisation" in Yokohama und Schanghai oder der kalifornischen Goldgräber gegenüber. Die fremden Kolonisten sind in Japan, wo sie der Haß der Eingebornen bedroht (vergl. die vorzügliche Skizze „Sedschi" in „Reisegefährten"), so wenig sicher wie in dem von inneren Unruhen zerklüfteten Reich der Mitte. Die chinesische Taiping-Rebellion dient wiederholt als Hintergrund Lindauscher Erzählungen. Die Novelle „Liquidiert" beginnt mit einer anschaulichen Schilderung der abenteuerlichen Fahrt zweier wagemutigen Kaufleute zum Seideneinkauf von Schanghai nach Su-tschau den Strom hinauf mitten durch die Horden der Aufständischen. Man darf dabei nicht übersehen, daß Lindau die Verhältnisse in Japan und China vor 40 bis 50 Jahren darstellt, von denen die heutigen wesentlich abweichen. Wieder sind es meist die reich gewordenen Kaufleute, mit denen er uns in seinen japanisch-chinesischen Erzählungen bekannt macht; junge Männer, die viel und leicht verdienen, das Geld aber darum auch sorglos ausgeben, die mit dem Geschäfte den Genuß sehr wohl zu vereinen wissen, das heimatliche Klub- und Sportswesen, Wettrennen und Hasardspiele in die Fremde mit hinübergenommen haben.

In den meisten Erzählungen Lindaus wechseln die Schauplätze zwischen den Großstädten Europas und fernen Ländern, weshalb sich auch manche Szenen auf Verdecken von Passagierdampfern abspielen. Bald kehrt der Held zu Beginn der Handlung aus den Tropen nach Hause, bald sucht er am Ende als Lebensschiffbrüchiger die Fremde auf, wo ihm irgend ein entlegener Winkel zum unauffindbaren Versteck dient; mitunter ist auch beides derart vereint, daß der Zurückgekehrte nach bitteren Enttäuschungen der alten Heimat von neuem den Rücken wendet.

Es ist das notwendige Ergebnis von Lindaus Lebensgang, daß er die große und vornehme Welt zum Gegenstande seiner Romane und Novellen macht. Mit ihr ist er aufs genauste vertraut; wo aber sollte sich ein Realist wie Lindau anders seine Stoffe holen als da, wo er nun einmal heimisch ist? Mit Philistern und Kleinbürgern hat er nur wenig zu tun gehabt, und

er fühlt deshalb auch keinen Beruf in sich, sie abzuschildern. Durch das bestechende Treiben der internationalen Gesellschaft läßt er sich nicht den Blick trüben. Er ist dabei deutscher Patriot geblieben; in dem Roman „Zwei Seelen" fällt einmal ein scharfes Wort gegen die vaterlandslose Sippe, die eifrig bemüht sei, ihren deutschen Ursprung vergessen zu lassen. Nicht etwa, weil er auf die Schwäche des großen Publikums für Gemälde aus dem Highlife spekuliert, hat er sich dieses Milieu ausgewählt. Es ist vielmehr für ihn etwas ganz Selbstverständliches und Naturgemäßes. Und er hütet sich wohl, seine vornehmen Helden und Heldinnen mit romantischen Flittern zu behängen. Er verhält sich ihnen gegenüber kritisch, wenn auch kaum je satirisch. Er zeigt sie so, wie sie sind oder wenigstens ihm erscheinen, ganz objektiv, ohne Zuneigung oder Abneigung, sie weder verklärend und verherrlichend noch dem Spott oder gar der Verachtung preisgebend.

Diese Aristokraten sind dem Dichter nicht so sehr Aristokraten, daß er nicht in erster Linie an ihnen das Menschliche aufzeigen und offenbaren möchte. Wohl entwirft er zuverlässige Gesellschafts- und Sittenbilder, namentlich aus der Epoche des zweiten französischen Kaiserreichs — Bilder, die also heute bereits historisch geworden sind. Die Hauptsache bleibt ihm jedoch immer die psychologische Entwicklung. Ein paarmal hat er dabei Ausflüge in das psychopathische Grenzgebiet unternommen. In der Novelle „Eine fixe Idee" läßt er einen jungen Engländer durch das Gespenst seines eigenen Doppelgängers, das ihm auf seinen 40. Geburtstag den Tod ankündigt, zu Tode gemartert werden. Mit Recht hat er dieser spukhaft-phantastischen Geschichte die Aufnahme in seine Gesammelten Schriften verweigert, auf deren Wirklichkeitston sie zu wenig gestimmt ist. Glaubhafteren Eindruck macht „Der Seher": ein junger Russe, bei dem die Sucht, das zukünftige Antlitz von Mitmenschen im heutigen zu erforschen, zur krankhaften Manie wird, und der die unheimliche Kunst treibt, von den Gesichtern, auch von dem eigenen, den frühen Tod abzulesen. In der Skizze „Wahngebilde" lernen wir einen Nervenmenschen kennen, der mit riesiger Willenskraft über seine physische Feigheit Herr zu werden sucht (ein in Omptedas „Nerven" wiederkehrendes Motiv), bis er schließlich dem Irrsinn verfällt. Das eigenartigste Stück in dieser pathologischen Gruppe ist „Ein verkehrtes Leben": ein unschädlicher und gutherziger alter Narr glaubt ein Lebenselixier erfunden zu haben, damit seine Tage bis zur Geburtsstunde zurückschrauben und dann in ein zweites, neues Dasein eintreten zu können. In Wahrheit ist die vermeintliche Stunde seiner Wiedergeburt seine Todesstunde.

Indessen sind dies nur die äußersten Verästelungen an dem aufrechten und gesunden Baume seiner Kunst. Gerade die ausgesprochene Abneigung gegen alles Widernatürliche und Sensationelle ist dieser eigen. Lindau sagt einmal (Ges. Schr. V, S. 280), er erzähle eine Geschichte, weil sie befremdlich und doch menschlich und wahr sei. Da haben wir gewissermaßen das Leitmotiv für sein gesamtes episches Schaffen. Was er berichtet, ist geschehen

oder könnte doch geschehen sein, und er versteht dieses sichere Wirklichkeitsgefühl beim Leser zu erwecken, auch wenn es sich um Ausnahmeschicksale handelt. Seine Psychologie ist einfach und klar, geradlinig und folgerichtig. Er zeigt uns die Menschen, wie sie sind, mit gemischten Charaktereigenschaften. Auch die besten unter ihnen haben ihre Schwächen, auch edel veranlagte können die Beute von Leidenschaften werden und straucheln. „Kein Mensch", heißt es in „Robert Asthon", „kann mit Sicherheit von sich selbst sagen, daß er wirklich ein Ehrenmann ist, bis er rein aus großer Versuchung, die in eines jeden Menschen Leben wenigstens einmal an ihn herantritt, hervorgegangen ist." Ebensowenig gibt es bei Lindau ganz Verworfene. Auch bei den unangenehmen Charakteren betont er gerne, daß sie nicht schlecht oder böse oder hartherzig seien. Sogar dem tiefgesunkenen Olivier Tressan in dem Roman „Gute Gesellschaft" gewährt er noch gütig die Möglichkeit, sich jenseits des Ozeans unter anderen Verhältnissen zu fassen.

Nicht umsonst hat Lindau erst als gereifter Mann die Laufbahn des Novellisten betreten. Von jugendlicher Schwärmerei und romantischer Gefühlsschwelgerei will er nichts wissen. Wenn er einmal von derartigem erzählt, so geschieht es, um dem Neuling in der Liebe eine Lektion zu erteilen, wie in „Souvenir", einer seiner wenigen Geschichten mit scherzhafter Wendung. Er zeigt uns mit Vorliebe erfahrene, in sich gefestete Menschen, ernste, verschlossene, auf sich selbst gestellte Männer, die wohl ein reiches Gemütsleben führen, es aber vor den Augen der Welt sorgsam verbergen. Mehr als einer von ihnen geht eher zu Grunde, als daß er seine Seele entblößt. So hätte in der Novelle „Liquidiert", die uns die Liebe zweier intimen Freunde zum selben Mädchen und den freiwilligen Verzicht beider aus Freundestreue vorführt, Reden zur rechten Zeit die Katastrophe verhindern können. Die Schweigsamkeit ist der Stolz vieler Lindauschen Männer, und einzelne haben diese Eigenschaft bis zur unheimlichen Virtuosität ausgebildet. In der Novelle „Schweigen" züchtigt ein schwer gekränkter Ehemann seine dahinsiechende Gattin zur Strafe für ihren Ehebruch durch die entsetzliche Stummheit, mit der er seine Pflichten an der Kranken erfüllt, und die sich erst unmittelbar vor ihrem Tod in ein verzeihendes Wort auflöst. Diese seltsame Neigung Lindaus hat die Bekanntschaft mit der steifen und wortkargen englischen Aristokratie und zuletzt der Einfluß des Orients noch verstärkt. Und da sich Schweigen in der Einsamkeit am besten üben läßt, so vergraben sich die Ruhebedürftigen am liebsten dort. Mit der Wortkargheit paart sich indessen nicht selten tatkräftige Hilfsbereitschaft, wie sie z. B. Sir Harvey, dem englischen Musterbaronet, in dem Pariser Sittenroman „Gute Gesellschaft" eignet. Energisches Zugreifen haben viele Männer Lindaus im kampfreichen überseeischen Leben gelernt. Die Prachtfigur des gutherzigen kalifornischen Goldgräbers Warden, der „Hans den Träumer" aus seinem Liebesjammer herausreißt, prägt sich dem Gedächtnis besonders scharf ein.

So wenig wie mit schmachtenden und seufzenden Jünglingen gibt sich Lindau mit sentimentalen Backfischen ab. Kokette Mädchen kennt er wohl; namentlich zeichnet er gerne „großartige" amerikanische „Flirts", so in der also betitelten Novelle die vielumworbene kalifornische Miß Cora, die ihrem Berufe, Männerherzen zu brechen, bis an ihr frühes Ende treu bleibt. Aber die kleine Helen Sands in dem Roman „Ein unglückliches Volk" bekehrt sich vom oberflächlichen Flirt zur echten Liebe. Und von Lindaus übrigen Mädchen sind die edleren herb und keusch, nicht minder verschlossen als die Männer, eher bereit, an ihren ins Innerste zurückgedrängten Gefühlen zu verbluten, als ihres Herzens Geheimnisse zu verraten, während die unedleren durch angeborene oder berechnete Kälte die Männer zur Verzweiflung bringen (z. B. Johanna in den „Liebesheiraten").

Häufig porträtiert der Dichter Frauen, die über die erste Jugendblüte hinaus sind, verheiratete oder verwitwete, und sie sind den Männern besonders gefährlich. Das sind seine komplizierteren Charaktere. Gefallsüchtig und launisch, oft unergründlich und unheimlich, unfähig, echte, dauernde Liebe zu geben, reizen sie doch die Männer besonders stark durch den geheimnisvollen Zauber ihres irisierenden Wesens und entnerven die Unglücklichen, die in ihre Fesseln geraten. So Irene, die geborene italienische Prinzipessa und verwitwete Pariser Marquise, in „Zwei Seelen", die den biederen Deutschen Günther von Wildhagen zweimal in ihr Garn lockt und zweimal verrät, nachdem sie ihn zum Treubruch gegen seine liebenswerte amerikanische Braut verleitet hat; so die Russin Monja in einem andern Roman, „Der Gast", die zwei tüchtige Männer, den eigenen Gatten und den Fremden, den sie an sich zieht, zugrunde richtet. Aber auch die Verführerinnen uud Ehebrecherinnen selbst läßt Lindau schwer büßen, am schwersten die Halbspanierin Dolores von Holm in „Martha", die verbotene und unerwiderte Liebe zur Morphiumsucht bringt und in den Wahnsinn jagt. Ein straffer Ethiker, wie Lindau ist, zeigt er gerne die rächenden Folgen von Untreue und Wankelmut. Durch ein glückloses Leben wird in der Novellette „Treu bis in den Tod" der reiche Frankfurter Patrizier bestraft, der an seiner armen Braut Verrat begangen hat. Die Liebe kann überhaupt die Wirkungen einer verheerenden Seuche anrichten. Verschuldetes und unverschuldetes Liebesleid kann Männern und Frauen furchtbar zusetzen, sie äußerlich verändern, ja zum Versiegen und Erlöschen der Lebenskraft ohne eigentliche Krankheit führen (so Fürstin Barbara in „Robert Asthon", Heinrich Warren im „Glückspendel").

Ganz anders verhält sich Lindau gegenüber der Liebe, die noch keine unwiderruflichen Verpflichtungen auf sich genommen hat. Hier kommt der weltkundige Skeptiker zu seinem Recht. Wiederholt hat er die Vergänglichkeit vermeintlich ewiger Gefühle exemplifiziert, namentlich in den beiden Romanen „Martha" und „Ein unglückliches Volk." Und wenn einer das Ziel seiner Herzenswünsche nicht erreicht, so hat der Dichter nach dem

chinesischen Sprichwort „Can see, can sabee“ („Das was nie geschehen ist, kann nicht beurteilt werden“) den Trost für ihn bereit, er habe ja doch keine Bürgschaft gehabt, ob er auch wirklich mit seiner Auserwählten glücklich geworden wäre.

Die philosophischen Grundzüge von Lindaus Muse sind die Gelassenheit und die Resignation. Er läßt sich nicht so leicht imponieren oder aus der Fassung bringen. Er betrachtet unsern Planeten vom skeptischen Standpunkt des Weitgereisten. „Die Welt ist klein, merkwürdige Begegnungen gibt es in derselben kaum“, sagt er in „Liquidiert.“ Oder im „Glückspendel“: „Die Welt ist klein, es ist schwer, Bekannten aus dem Wege zu gehen.“ Dieser Theorie entsprechend, die in der Novelle „Die kleine Welt“ eingehend begründet wird, erklärt er: „Es gibt keinen Raum in der Welt für jemand, der seinen Platz verloren hat.“ In seinen Erzählungen, die Kriminalfälle enthalten — und deren sind nicht wenige — entgeht der Verbrecher denn auch nicht leicht seinem Schicksal, und wenn es ihm doch gelingt, so muß er seine Gewissensqual fern von gesitteten Menschen in der Einsamkeit verbergen.

Viele Geschichten Lindaus enden in trübem Verzicht und müder Entsagung. Und doch betrachtet er dies nicht etwa als etwas Natürliches, vielmehr als ein schlimmes Los, eine harte Strafe. Denn „ein sorgenvolles Leben ist besser als ein leeres“, meint er wiederholt. Diese Erkenntnis treibt in der Novellette „Lebensmüde“ einen, der in äußerem Glüksstand lebt, dessen Dasein aber keinen Zweck hat, zum Selbstmord. „Wissen Sie, wann ein Mensch alt wird?“, sagt Warden zu Midford in der Erzählung „Hans der Träumer“, „Wenn sein eigenes Schicksal ihn nicht mehr rührt, und wenn der Gedanke an die Vergangenheit ihn gleichgiltig für sich läßt und weich für andere macht.“ Besonders bezeichnend ist in dieser Hinsicht die kleine, am meisten von Stormschem Geist erfüllte Geschichte „Ein ganzes Leben.“ Sie faßt den segensreichen Erdenlauf eines berühmten deutschen Professors, das Ende mit dem Anfang sinnig verknüpfend, im knappsten Rahmen zusammen. Und das Schlußergebnis ist trotz allen heißen Bemühens und trotz aller äußeren Erfolge doch nur das seufzende Bekenntnis: „So klein war mein Leben!“ An den Schluß des 5. Bandes seiner Gesammelten Schriften hat der Verfasser eine wehmütige Klage über die unwiderbringlich verlorene Jugend („Erste Liebe“) gestellt.

Aber mag das Leben auch noch so bittere Enttäuschungen bringen, so erfüllt der brave Mann doch seine Pflicht ohne Wanken und harrt aus. „Es gibt in jedem Leben nur e i n e n geraden Weg bis zum Ende. Wehe, wer davon abweicht!“ So heißt es in „Zwei Seelen.“ Und ähnlich im „Gast“: „Es gibt immer nur einen richtigen Weg, auf dem ein Mann wandeln soll.“ Dieser Satz wird in den genannten beiden, innerlich untereinander verwandten Romanen an den Helden demonstriert, die durch eine Liebesleidenschaft um ihr Lebensglück betrogen werden. Umgekehrt erwartet

den, der seine Pflicht bis zum letzten Augenblick treu erfüllt, manchmal noch ein spätes Glück; so wird Robert Asthon nach dem Tode seiner ersten Frau, der Fürstin Barbara, mit der Jugendgeliebten vereinigt. (Ähnlich ergeht es dem Helden der „Liebesheiraten.")

Und zwei Dinge gibt es, auf die sich der Mensch fest verlassen kann, fester als auf die Gunst Fortunas oder die Liebe der Frauen. Das sind die Bande des Bluts und die Freundestreue. In dem Roman „Gute Gesellschaft" lesen wir aus dem Anlaß, daß eine Schwester ihre Liebe zu einem Manne willenlos und ohne Kampf der Schwester opfert (Ges. Schr. II S. 180): „Es ist etwas Eigentümliches, Tiefes, Unergründliches um die Liebe unter allernächsten Blutsverwandten. Sie ist nicht leidenschaftlich, leicht erregbar, gefällig, phantastisch, veränderlich, wie die Liebe zwischen Mann und Weib; sie kann jahrelang schlummern, sich selten oder nie äußern; sie ist mit übler Laune, mit gänzlichem Mangel an Zärtlichkeit oder Liebenswürdigkeit, ja mit Härte sogar vereinbar; aber wo sie einmal lebt, da ist sie von einer alle anderen Leidenschaften überwältigenden, unverwüstlichen, rücksichtslosen Urkraft." Die Ehre der Familie geht den Lindauschen Aristokraten über alles. Das Höchste leisten darin die sonst so kühlen Engländer. Welche rührende Aufopferung betätigt die selbstherrliche Lady Alice Minton (im Roman „Der Fanar und Mayfair") ihrer hilfsbedürftigen Cousine Maud gegenüber! Ein Bruder pflegt stets der zuverlässigste Freund zu sein, für die Schwester[1]) so gut wie für den Bruder. In „Robert Asthon", im „Gast" und sonst noch wiederholt werden uns Brüderpaare vorgeführt, die untrennbare Zusammengehörigkeit in Freud und Leid als etwas ganz Selbstverständliches betrachten. In der Novelle „Schweigen" erschießt Richard im Duell den Verführer seiner Schwägerin, ohne deren ahnungslosem Gatten, seinem Bruder, auch nur eine Silbe davon zu verraten. Von der Bruderliebe zur Männerfreundschaft ist nur ein kleiner Schritt. Durch gemeinsam überstandene Gefahren in den Tropen werden die Menschen stärker als durch alles andere aneinander gekittet. Besonders fest halten die Junggesellen zusammen, zu deren Orden Rudolf Lindau ja selbst gehört. Auf die härteste Probe wird die Freundschaft gestellt, wenn zwei dasselbe Mädchen lieben, und nicht immer wird sie so schön bestanden wie in der Novelle „Liquidiert", wo keiner von beiden auf Kosten des andern glücklich werden will. Überhaupt kann Liebesleidenschaft, zumal verbotene, wie im Gast", einen langjährigen Freundesbund zerstören.

Seine epische Technik hat Lindau auf eine dem geistigen Charakter seiner Schriften genau entsprechende Weise ausgebildet, und auf der Harmonie von Inhalt und Form beruht nicht zuletzt ihr eigentümlicher Reiz. Auch in dieser Hinsicht hat sein spätes Hervortreten als Dichter die Folge gehabt, daß er von Anfang an Ausgereiftes und Abgeklärtes dargeboten

[1]) Z. B. Massaloff für die Fürstin Barbara in „Robert Asthon."

hat; tastenden und unsicheren Versuchen begegnen wir bei ihm nicht, freilich auch nicht jenem holden Übermaß und Überschwang, den man der Jugend so gerne zugute hält. Nicht als ob seine Leistungen alle auf gleicher Höhe stünden: aber die früheren sind durchschnittlich so wertvoll wie die späteren, und ein Nachlassen der schöpferischen Kraft macht sich auch in den letzten kaum fühlbar; nur daß die Stimmung mit der Zeit elegischer und resignierter wird. Die Erfindungsgabe ist nicht seine stärkste Seite. Der gestaltende und ordnende Verstand überwiegt die überströmende Phantasie. Alles ist bei ihm bestimmt und klar. Seine Darstellung bewegt sich in geraden Linien vorwärts und strebt mit Bewußtsein dem Ziele zu. Sie ist von mustergiltiger Sachlichkeit, vorsichtig in der Wahl und haushälterisch in der Anwendung der Mittel, einfach bis zur Nüchternheit, besonnen bis zur Kühle. Er verzichtet von vornherein auf alle unlauteren Wirkungen, auf alle Kniffe und Kunstgriffe, worin viele Modeschriftsteller so Großes leisten. Er geht auch nicht darauf aus, das Publikum zu überraschen oder zu verblüffen; mitunter wundert man sich sogar, daß die erwarteten Folgen von geschilderten Ereignissen oder eingeführten Motiven ausbleiben. Umso staunenswerter ist seine Kunst, die Spannung bis zum letzten Augenblick rege zu erhalten. Was seiner Darstellung nicht selten fehlt, das sind die Höhepunkte: alles fließt bei ihm gar zu eben und gleichmäßig dahin. Das ermüdet bisweilen, namentlich in seinen längeren Erzählungen; im ganzen sind seine Novellen, in denen ihn die gewählte Kunstform zu größerer Konzentration nötigt, den Romanen vorzuziehen. In diesen geht er fast zu methodisch zu Werk und entwickelt das eine aus dem anderen allzu logisch; mitunter wünschte man ein wenig Dämmerlicht an Stelle der hellen Beleuchtung.

Vorzüglich versteht es der Dichter, sofort den rechten Grundton anzuschlagen und uns mitten in die Dinge zu führen. Z. B. in der Kriminalnovelle „Im Park von Villers", die mit der Auffindung eines Ermordeten beginnt, nachdem eine knappe Skizzierung der Landschaft beim Leser die Stimmung vorbereitet hat. Seine Ausgänge sind niemals gewaltsam, man empfindet sie stets als Notwendigkeit, und gerade an ihnen erkennen wir, von rückwärts nach vorwärts schauend, das Zielbewußte seiner Kompositionsweise besonders deutlich.

Einzelne Stücke sind loser gestaltet, mehr skizzenhaft angelegt. Sehr häufig bedient er sich des Ichtons, wobei er gern Rahmenerzählungen verwendet. Manchmal will er auch die Geschichte, die er berichtet, von irgend jemand gehört haben, und man glaubt es einem Manne, der so viel Länder gesehen hat und so vielen Menschen begegnet ist, ohne weiteres, daß er seine Stoffe zum Teil wirklichen Begebenheiten dankt, mag er sie nun selber miterlebt haben oder nur Gewährsmännern, die dabei gewesen sind, folgen.

Lindaus Stil im engeren Sinn, seine Sprache, ist durch und durch vornehm, einfach, klar, natürlich, niemals trivial, aber eben auch nicht von

scharf ausgeprägter Eigenart. Gefühlsausbrüchen und lyrischen Ergüssen geht er fast ängstlich aus dem Wege; man weiß nichts darüber, ob er sich jemals als Lyriker versucht hat. Mehr neigt er zu Sentenzen und Reflexionen, auch zu direkten, wenn philosophische Betrachtungen gleich nicht überall so häufig eingestreut sind wie z. B. im „Robert Asthon." Er liebt es, alles direkt auszudrücken und nichts anders zu sagen, als er es auch wirklich meint. Zwischen den Zeilen gibt es bei ihm nicht viel zu lesen. Nur über die sexuellen Vorgänge breitet er keusche Schleier. Den Ernst der Haltung verliert er kaum je. Ironische Anmerkungen sind bei ihm ganz selten, und die satirische Behandlung meidet er bisweilen sogar da, wo der Gegenstand eine solche nahelegt. Ein kleines Beispiel! In der Novelle „Hans der Träumer" erzählt er, wie die kaltherzige Edith unmittelbar nach einem ernsten Konflikt mit ihrem Verlobten gleichmütig an ihre Putzmacherin schreibt und dabei von dem Zurückkehrenden überrascht wird. Aber er gibt dies als bloße Tatsache, ohne die leiseste pathetische Färbung. Auch in dieser Hinsicht gilt ihm eben der Wahlspruch: So ist das Leben! so sind die Menschen! Nicht viel häufiger findet sich bei Lindau der harmlose Humor. Fast einzig steht in dieser Art die kurze Erzählung „John Bridges' Braut" da; sie handelt von einem heiratslustigen Kolonisten, der sich auf Grund einer Photographie eine Braut aus London nach Yokohama kommen läßt und froh ist, als er die Hopfenstange mit schweren Geldopfern wieder los wird.

* * *

Im April 1892 trat Lindau als Delegierter des Deutschen Reiches in die Verwaltung der ottomanischen Staatsschuld ein und schlug (seit 1898 Wirklicher Geheimer Legationsrat) für ein Jahrzehnt seinen Wohnsitz in Konstantinopel auf. Er ließ die Gelegenheit nicht unbenutzt, von hier aus sich in verschiedenen Teilen des türkischen Reiches umzusehen. Ein literarisches Ergebnis dieser Ausflüge liegt in dem 1899 erschienenen Büchlein „Zwei Reisen in der Türkei" vor. Er schildert darin eine Fahrt im Expreßzug der anatolischen Eisenbahn durch Kleinasien und eine Expedition zu Schiff nach den ägäischen Inseln. Als Ergänzung dazu hat er später noch in dem Buche „Eine Nachlese" seine Besuche in den griechischen Klöstern, namentlich des „Heiligen Berges" Athos, erzählt. Dabei erklärt er (S. 191), daß er auf den Versuch verzichten müsse, „strahlende Bilder der Landschaft, die so wunderbar schön ist, entwerfen zu wollen", weil er niemals mit prächtigen Farben zu malen vermocht habe und das, was er auf seiner Palette habe, im Laufe der Jahre noch verblaßt sei. Das hat nun schon seine Richtigkeit. Aber nichtsdestoweniger erfreuen uns diese schlichten Reiseskizzen durch Schärfe der Beobachtung, Sicherheit des Urteils und die glückliche Gabe, aus gegenwärtigen und vergangenen Kulturzuständen das in irgendwelcher Hinsicht Belangreiche herauszuheben.

Während seines Aufenthalts am Bosporus ist Lindau in die Merkwürdigkeiten des türkischen Volkslebens und Volkscharakters tief eingedrungen. Ganz von selbst mußte sich so dem Novellisten ein neues Stoffgebiet erschließen, das die letzte Periode seiner schriftstellerischen Tätigkeit fast vollständig beherrscht. „Erzählungen eines Effendi" eröffneten 1896 den Reigen. Lindau erteilt einem ihm befreundeten Effendi das Wort, der aus seiner reichen Lebenserfahrung heraus von echt arabischem Geist erfüllte Anekdoten preisgibt. Im Mittelpunkt stehen meist eigenartige Charakterfiguren, die orientalischen Stolz und Ehrliebe, Treue und Verschwiegenheit im schönsten Lichte zeigen. Da ist z. B. der leidenschaftliche Knabe Hassan, der es nicht ertragen kann, daß man seinem zarten Alter noch keine kriegerischen Fähigkeiten zutraut, und der im Trotze Wunder der Tapferkeit bis zum Heldentod vollbringt. Da lernen wir Reïhan kennen, einen edlen Mischling aus Araber- und Negerblut, der, seiner Hautfarbe wegen überall verfemt, die Geliebte nicht erringen kann und am gebrochenen Herzen stirbt. Und nicht unerwähnt bleiben soll die „Ruferin im Streite" Hattidja, eine gottbegnadete Prophetin und zugleich ein begnadetes Weib, das durch geheimnisvollen Zauber die Männerherzen unwiderstehlich an sich zieht — inmitten malerischer Bilder aus dem arabischen Kriegs- und Lagerleben.

Den fünf Erzählungen des Effendi hat Lindau noch drei kleinere türkische Geschichten angehängt, die uns einen angenehmen Vorschmack von dem geben, was uns in dem stattlichen Bande geboten wird, der jahrs darauf (1897) eben unter dem Titel „Türkische Geschichten" herauskam. Der deutsche Dichter gibt an, sie von seinem türkischen Lehrer empfangen zu haben — „einem stillen Muselmann, dessen innige und ruhige Freude am Poetischen und Wunderbaren deutlich, wenn auch nie laut hervortritt." Man hat die Vermutung ausgesprochen, das sei nur eine Fiktion, und der Stoff dieser Erzählungen sei in der Hauptsache Lindaus Eigentum. Gewiß mit Unrecht. Abgesehen davon, daß solche irreführende Mummerei ihm nicht ähnlich sieht, machen die Geschichten einen so unverfälschten Eindruck, daß sie notwendig auf echt türkischer Tradition beruhen müssen. „Was die Entstehung jener Geschichten angeht," erklärt er in der Vorrede, „so darf sie sicherlich auf einige Tatsachen aus längst vergangenen Zeiten zurückgeführt werden. Diese Tatsachen werden von Anfang an bei ihrer mündlichen Wiedergabe mehr oder weniger ausgeschmückt worden sein und schließlich, während der Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht, ihre heutige, auch noch keineswegs feststehende Form angenommen haben. Sie dürfen demnach als Volkssagen bezeichnet werden." Die wenigstens für deutsche Leser endgiltige Form haben sie nun eben durch Lindaus Kunst erhalten. Er selbst beschränkt bescheiden seinen Anteil daran auf das „geringe Verdienst, die mündlichen Mitteilungen seines Gewährsmanns, etwas geordnet, ins Deutsche übertragen zu haben." In Wirklichkeit muß es einen beträchtlichen Aufwand an nachschaffendem Kunstverstand erfordert haben, um das Roh-

material zu diesen in ihrer Art vollkommenen poetischen Gebilden auszugestalten; die dem liebenswürdigen Zweck, uns zu sorglosen Träumereien anzuregen, aufs anmutigste gerecht werden. Lindau hat sich wohl gehütet, der Lust am Fabulieren irgendwelche tendenziöse oder didaktische Bleigewichte anzuhängen oder den reinen Märchenton durch „psychologische Klügeleien" zu stören. Dem Grundzug der auf die Phantasie gerichteten türkischen Poesie entsprechend, will er nur durch schlichte Wiedergabe dessen, was geschieht, Unterhaltung gewähren und Freude verschaffen. So sehen wir denn in diesen kaum je an ein bestimmtes Zeitalter merklich gebundenen Geschichten Sultane nach alter Tradition unerkannt die Straßen ihrer Hauptstadt durchwandern, wir hören von abenteuerlichen Schicksalen, jähem Glückswechsel und plötzlicher Erhöhung armer Jünglinge oder Mädchen, von grausamer Trennung und wunderbarer Wiedervereinigung Liebender nach herben Prüfungen, von geheimnisvollen Verkleidungen, vom Auferstehen Scheintoter und in jedem Fall von unfehlbarer Belohnung der Tugend und prompter Bestrafung des Verbrechens. Meist sind es Haremsgeschichten, in denen neben den Beherrschern der Gläubigen, ihren Wesiren und sonstigen Würdenträgern wunderschöne und bis über die Ohren verliebte Prinzessinnen die Hauptrollen spielen. Daneben treten aber auch mancherlei Volksfiguren[1]) auf, und ganz ohne Zwang oder Absicht ergibt es sich, daß der Leser mit dem türkischen Nationalcharakter, mit den eigentümlichen Sitten und Bräuchen des Volks so gut wie mit dem Zeremoniell des Hofs und dem prunkvollen Leben der Großen vertraut gemacht wird. Und über dem Ganzen thront der echt muselmännische Glaube an das starre Fatum, der in dem Weisheitssatze gipfelt: „Was geschehen soll, wird geschehen."

Das offene Auge des Dichters und der prüfende Blick des Diplomaten mußten zusammentreffen in der Beobachtung der christlichen Nationen, die unter dem Szepter des Halbmondes leben und sich inmitten feindseliger Strömungen umso zäher nicht bloß an ihre Religion, sondern auch an die Eigenart ihrer alten Kultur festklammern: Griechen und Armenier. Die einen wie die andern hat Lindau in den Mittelpunkt eines Romans gestellt. „Der Fanar und Mayfair", 1898 erschienen, trägt nur kulturgeschichtliches, kein politisches Gepräge. Fanar ist der Stadtteil Konstantinopels, wo die griechischen Fürstenpaläste stehen; Mayfair heißt das Quartier Londons, in dem die englische Aristokratie haust. Gesellschaftliche Fäden und Herzensbeziehungen hat der Dichter herüber- und hinübergesponnen, und die beiden verschiedenartigen Bildungssphären treffen in einer angeborenen, streng abgezirkelten und selbstverständlichen Vornehmheit zusammen und vertragen sich gut untereinander. Der liebenswürdige junge Engländer Midford und die edle Griechin Hypatia finden in ihrem Bunde das erträumte Glück,

[1]) Einer solchen, dem Hamal (Lastträger), ist auch eine hübsche Skizze in dem Novellenbande „Schweigen" gewidmet.

während umgekehrt die Ehe zwischen dem düsteren, von zurückgedämmten Gluten verzehrten Panayotti Nikusi mit der krankhaft verschlossenen und auszehrenden Maud beide ins Verderben stürzt. Mit einer unentdeckten Mordtat auf dem Gewissen zieht er sich nach ihrem Tode in das für seine Familie verhängnisvolle Inselschloß Plati im Marmara-Meere zurück, bis ein Erdbeben dieses samt seinem unseligen Bewohner verschlingt. Die im Fanar spielenden Partien fesseln durch die Besonderheit des Milieus und durch die Reize der landschaftlichen Szenerie mehr als die in Mayfair vor sich gehende Handlung. Das Buch hat ohne Frage seine Schönheiten, aber auch seine öden Strecken und toten Punkte, hervorgerufen durch des Dichters schon erwähnte Gepflogenheit, alle Vorgänge fein säuberlich der Reihe und Ordnung nach zu berichten; ein paar kühne Sprünge hätten der Erzählung nur zum Vorteil gereicht.

Der zweibändige Roman „Ein unglückliches Volk" (1903) darf schon seines politischen Gehalts wegen größeres Interesse beanspruchen. Wir werden zu Mitleid erregt mit der uralt arischen Rasse der Armenier, die wir schwer unter dem türkischen Joche leiden und ihre unzulänglichen Versuche, sich die Freiheit oder doch bessere Existenzbedingungen zu ertrotzen, mit Strömen von Blut bezahlen sehen, da sie von der europäischen Diplomatie im Stiche gelassen werden. Die verunglückte Manifestation vor der Hohen Pforte am 30. September 1895 und die im August des folgenden Jahres kopflos inszenierte Revolte mit Besitzergreifung der Ottomanischen Bank geben den Türken nur Vorwände zu neuen grausamen Verfolgungen der unglücklichen Armenier. Der Dichter läßt dabei alle ihre Führer den Untergang finden. Diese sind als tapfere und entschlossene, von den edelsten und selbstlosesten Gesinnungen erfüllte Männer gezeichnet. Nicht so die Menge der sogar von ihren griechischen Glaubensgenossen verachteten Armenier, die als feig, undurchdringlich, unheimlich, geldgierig dargestellt ist. Und durch den Mund eines humanen Paschas gelangt auch der national-türkische Standpunkt ausgiebig zu Wort und Geltung. Auch diesmal spinnen sich wieder die Fäden der Handlung von Armeniern und Türken zu den Westeuropäern hinüber, nach Deutschland und Paris, und überdies nach Nordamerika. Hier wird der armenische Aufstand vorbereitet. In diesen ist der eigentliche Romanheld, der deutsche Freiherr Heinrich von der Oer, verwickelt: eine jener schlichten, geraden, innerlich vornehmen Naturen, die Lindau gern hat, kein Träumer und Grübler, ein Mann der Tat, wiewohl die Verhältnisse ihn zu einer mehr passiven Rolle verurteilen. Er liebt zuerst oberflächlich eine deutsche Standesgenossin, dann tiefer die unglückliche Armenierin Varvaria, schmachtet eine Zeit lang in den Banden der griechischen Weltdame Kalliope und reicht zuletzt der rührend treuen Amerikanerin Helen Sands seine Hand. So kommt in von der Oers Herzenswandlungen der internationale Charakter der Lindauschen Novellistik noch einmal zu schlagendem Ausdruck.

Der letzte Ausklang türkischer Stoffe ist die artige, offenbar von dem Dichter selbst ersonnene Erzählung „Yadest", worin die liebe Putznärrin Leïla durch eine List beim Vielliebchenspiel (Yadest) zu den ersehnten kostbaren Morgenschuhen gelangt. Wir begegnen ihr in den 1904 veröffentlichten „Alten Geschichten" – einer Sammlung, die im Wechsel von schon Gedrucktem und Ungedrucktem[1]) noch einmal alle Stoffe, Farben und Töne der Lindauschen Kunst, in engem Rahmen zusammengedrängt, aufleben läßt. Als der Dichter sie bescherte, hatte er schon seit zwei Jahren Konstantinopel verlassen, um auf seinem geliebten Helgoland in dem von ihm erkauften sogenannten Schweizerhause der wohlverdienten Ruhe zu pflegen. Die viele Verehrung, die er an seinem achtzigsten Geburtstage erfahren durfte, bewog ihn dann, noch einmal seine Schubfächer zu öffnen und zu durchstöbern und das Gefundene, Fremdes und Eigenes, zu dem Buche „Eine Nachlese" zusammenzustellen. Zwischen seiner leicht skizzierten, aber tief empfundenen Novellette „Eine Grabschrift" und der schon erwähnten Beschreibung der griechischen Klöster stehen drei vorzüglich verdeutschte Erzählungen aus dem Englischen des Joseph Conrad. Eine weitere Probe seiner Übersetzungskunst hat Lindau mit der aus einem amerikanischen Roman ausgeschnittenen „Geschichte des Negerfürsten Mioko Koango" gegeben.

Die Entstehung meiner Märchensammlung.

Von Professor Dr. Wilhelm Wisser.

(Fortsetzung.)*)

Den ersten Teil meines Berichtes schloß ich mit einer Todesnachricht. Diesen zweiten muß ich mit einer solchen beginnen. Kurz vor Weihnachten ist im 64. Lebensjahr auch Frau zur Horst gestorben, so daß von den bisher genannten Personen, wenigstens den älteren, wahrscheinlich keine mehr am Leben ist als die alte Frau Schlör.

Aus dem Sommer 1900 ist zunächst eine Tour nach Schönwalde zu erwähnen, einem Kirchdorf zwischen Eutin und Lensahn. Hier wurden mir von dem alten Waldarbeiter Köster, auf den mich ein junger Forstbeamter in Eutin aufmerksam gemacht hatte, erst mal 17 Geschichten erzählt. Den Rest sollte ich mir später nachholen.

Eine zweite Tour machte ich im September nach Stocksee, südlich vom Plöner See. Hier war mir von einem befreundeten Arzt eine Frau genannt, die Geschichten wissen solle. Sie wußte jedoch nur allerhand Gedichte und Reimereien, die sie als Schulkind gelernt hatte. Ganz leer ging

[1]) Von den 7 Geschichten des Bandes sind zwei, „Yadest" und „Ein Wiedersehen", neu.

*) Ich mußte, was ich noch zu berichten habe, auf zwei Hefte verteilen. Wenn ich den Stoff in einen „Schluß" zusammen gezwängt hätte, so wäre dem Leser schwerlich damit gedient gewesen.

ich aber doch nicht aus. Von einem alten Tagelöhner Schröder, der auf dem Felde beim Kartoffelnsammeln war, wurde mir eine geistliche Auslegung des Kartenspiels mitgeteilt und eine alte Predigtparodie*), während ich, um nachschreiben zu können, auf einem vollen Kartoffelsack saß. Auch noch eine wirkliche Predigt brachte ich mit heim, eine Gardinenpredigt, die ich unterwegs von einer Frau bekam, und zwar wegen meiner Verschwendung. Ich müsse ja ein Millionär sein, meinte sie. Sonst sei es doch ganz unverantwortlich von mir, solcher dummen Geschichten wegen ordentlich Reisen zu machen mit der Eisenbahn. Was sollte ich dazu sagen? Die Frau hatte ja Recht.

Im Februar 1901 hatte ich einen Vortrag zu halten in Flensburg. Nach dem Vortrag wurde mir ein älterer Mann vorgestellt, der kurz vorher unter Beihilfe des plattdeutschen Vereins ein Bändchen plattdeutscher Schnurren veröffentlicht hatte unter dem Titel „Sluder un Snack". Es war der Kohlenzieher Traulsen, der vor einigen Jahren durch das Scherlsche Märchen-Preisausschreiben plötzlich so berühmt wurde. Ja, sagte Traulsen, einen Mann, der solche Geschichten weiß, kenne ich hier in Flensburg auch. Am nächsten Morgen suchte ich dann unter Traulsens Führung den alten Lorenz Jensen auf. Um zu sehen, ob seine Geschichten von Wert seien, ließ ich ihn erst mal anfangen. Er sprach nicht platt, er sprach nicht dänisch, es war ein schauderhaftes Gemisch aus beidem, es war flensburgisch. Schon bei der zweiten Geschichte sah ich, daß es das echteste Märchengold war. Da war plötzlich mein Papier zu Ende, und es war Sonntag. Außerdem hatte ich auch nicht recht Zeit mehr. So bat ich denn Traulsen, dem alten Jensen seine Geschichten nachzuschreiben und mir seine Aufzeichnungen dann immer zuzuschicken. Das hat er denn auch — ich hatte das Honorar für meinen Vortrag gleich unter die beiden verteilt — treulich getan. Die letzten Geschichten schickte er mir im Februar 03. Es sind im ganzen 17, meist sehr lange Märchen**). Jensen hat sie während seiner

*) Beide Stücke sind von Professor Bolte in der Zeitschr. d. V. f. Volkskunde bereits veröffentlicht.

**) Davon ist gedruckt „Alexander und Annlenore", hochdeutsch in der „Deutschen Welt" Nr. 31 und 32 (5. und 12. Mai 07), plattdeutsch in „Niedersachsen", 15. Mai und 15. Juni 08. Ein anderes dieser Märchen ist hinter meinem Rücken einer niedersächsischen Märchensammlung einverleibt worden, zum Dank dafür, daß ich dem Herausgeber auf seine Bitte bereitwilligst erlaubt hatte, sich aus meiner gedruckten Sammlung auszuwählen, was und soviel er wolle, und obwohl er von dieser Erlaubnis ausgibigen Gebrauch gemacht hatte. Als ich nach dem Erscheinen des Buches den Herrn zur Rede stellte, er sei doch von Flensburg aus darauf aufmerksam gemacht, daß die Jensenschen Märchen schon an mich geschickt seien, da brachte er zu seiner Entschuldigung eine Erklärung vor, die wegen ihrer kindlichen Naivität niedriger gehängt zu werden verdient. Da ich das fragliche Märchen noch nicht veröffentlicht hätte, so habe er annehmen müssen, daß ich es nicht mehr haben wolle. Sapienti sat.

Militärzeit in Kopenhagen gehört von dänischen Kameraden. Es sind also eigentlich dänische Märchen.

Diesen Märchen legte Traulsen gelegentlich auch einige selbstgemachte bei, im ganzen 5, 6. Davon machte ich, als das Preisausschreiben kam, eins zurecht und schickte es, ohne daß Traulsen eine Ahnung davon hatte, ein. Und dies hat ihm dann erst mal (als eins der 30 besten unter 4025 überhaupt eingesandten) einen Preis von 100 Mark eingetragen und dann noch – gerade zu Weihnachtsabend – den ersten Preis (3000 Mark) dazu. Der Vollständigkeit halber muß ich hinzufügen, daß Traulsen anfangs mir gegenüber Bedenken trug, die ganze Summe anzunehmen, daß er sich in seinem Gewissen erst beruhigt fühlte, als ich ihm vorschlug, er möchte die ersten 100 Mark dem alten Jensen abgeben.

Auch auf meinem eigentlichen Forschungsgebiet lieferte mir der Winter einen kleinen Ertrag. In Malente, einem unmittelbar an Bremsmühlen*) grenzenden großen Kirchdorf, das aus Vossens „Luise" unter dem Namen „Grünau" bekannt ist, wurden mir in der Familie des alten Tagelöhners Erich und in dem nahen Dorf Kreuzfeld von dessen Bruder, dem Waldarbeiter Ehrig**), und dem Eigenkätner Laudy***) zusammen gegen 20 Geschichten erzählt.

Im Juli d. J. (01) war ich zum zweiten Mal in Schönwalde, um mir von dem alten Köster den Rest seiner Geschichten zu holen. Er war jedoch beim Umbau seines Hauses beschäftigt und hatte keine Zeit für mich. Die Tour verlief aber trotzdem nicht ergebnislos. Als ich auf dem Rückweg Kasseedorf durchsuchte – bekannt durch die „Kasseedorfer Tannen", ein romantisches Gehölz mit thüringischem Charakter –, fand ich hier bei dem Chausseewärter Lemke etwa ein Dutzend Geschichten. Ein Lügenmärchen wußte auch der Gastwirt Dose. Als eine richtige Erzählerin aber erwies sich die alte Frau Howe, die mir von einer Eutiner Dame schon genannt war. Frau Howe, eine ältere Schwester der alten Sagauer Anna, wollte erst gar nicht daran. „Och ne, min good' Herr," jammerte sie, „dar möt S' mi ne mit kam'n. Dar is mi de Kopp al vel to mör to." Ich ließ aber nicht nach. Und als es mir endlich gelungen war, ihr Vertrauen zu ge-

*) Bremsmühlen, der Mittelpunkt der „holsteinischen Schweiz", zwischen Eutin und Plön gelegen, bestand in meiner Jugend aus Mühle (mit Gastwirtschaft) und Schmiede, ist aber in den letzten 40 Jahren wegen seiner märchenhaften landschaftlichen Reize zu einem vielbesuchen Luftkurort aufgeblüht.

**) Dieser mußte sich nach dem Plöner Kirchenbuch schreiben, sein Bruder dagegen nach dem Malenter.

***) Von Laudy stammt das Märchen vom „Vagel Fenus" (1, 34), das ich aber teils wegen des anstößigen Inhalts, teils wegen des hochdeutsch gefärbten Platt, das der Erzähler sprach, von Anfang bis zu Ende habe neu machen müssen.

winnen, erzählte sie mir willig alles, was sie wußte, im ganzen 27 Geschichten*).

Im Februar 02 machte ich zwei Tagestouren. Auf der ersten durchsuchte ich zwei Dörfer südwestlich von Eutin, Hutzfeld und Hassendorf. Ich fand nicht viel — wie denn bei solchem Suchen ohne vorher erkundete Adressen in der Regel wenig herauskommt —, aber doch immerhin etwas. U. a. erzählte mir in Hutzfeld ein alter Kuhknecht — die Sitzung fand statt im Kuhstall — 7 nicht Geschichten, sondern Bruchstücke von Geschichten, und auch die noch entstellt. Der Mann war aber gewissenhaft. Fast jedesmal fügte er hinzu, er könne leider nicht sagen, wie der König oder der Bauer geheißen habe, und wo die Geschichte passiert sei.

Auf der zweiten Tour besuchte ich in zwei Dörfern südöstlich von Eutin, Süsel und Stawedder, die geschichtenkundigen Leute, die einer meiner Eutiner Sekundaner, der Sohn des Süseler Pastors, August Behrens, für mich aufgespürt hatte. Der Ertrag war gleichfalls nicht bedeutend. Zu erwähnen ist nur die eine Geschichte**) — sie wurde mir, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, von dem alten Tagelöhner Buck in Stawedder erzählt —, in der Hans die abgemähte Wiese wieder aufstehn läßt. Als ich den Alten fragte, wo er die her habe, sagte er: „Ik heff as Goos'harrjung in Süsel deent, do heff ik ehr vun 'n Sweden vertell'n hört, de weer dar vun de Franzosentit her behäng'n bleben. 'n Ruß weer dar uk." Also ein vertragenes Samenkorn aus fremdem Lande. Die Geschichte ist mir übrigens später auch sonst erzählt worden, so daß sie offenbar auch in Holstein heimisch ist.

Ostern 02 nach Oldenburg versetzt, war ich in den Sommerferien auf Wangeroog, so daß ich erst im Sommer 03 meine Forschungsreisen wieder aufnehmen konnte.

Mein nächstes Ziel war diesmal Oldenburg, das holsteinische. Hier wohnte der Steinbrücker „Johann Hinrich" Heise***), ein Mann in den Sechzigen, von ausgeprägtem Selbstbewußtsein, der mir in Lensahn genannt war. Er hatte mir schon früher mal, bei einem flüchtigen Besuch, 3 Geschichten erzählt, hatte dann aber einem Abgesandten von mir, einem Eutiner Primaner, der in Oldenburg zu Hause war, ärgerlich die Tür gewiesen: er wolle nicht mehr erzählen. Dazu traf es sich, daß er, als ich kam, gerade seinen Mittagsschlaf hielt. Es ging aber wider Erwarten alles gut. Ohne Murren erhob er sich und war sofort bereit. Ich ließ dann Kuchen anfahren — auch für mich, denn ich hatte den Tag über, wie so oft auf meinen Wanderungen, noch nichts zu essen bekommen —, die

*) Davon sind gedruckt: „de Snee" (1, 84), „uns' Herrgott un de Dööster" (2, 38), „de Schufkar" (Oldenb. Hauskalender f. 08).

**) „Hans un de Preester" (1, 22).

***) Gedruckt sind: „Berg Sinai, tu dich auf" (2, 55), „tausend Jahrs sind vor dir usw.", eine Sage, (Deutsche Welt, 6. Mai 06, H. 6, 7 u. 9).

Frau hatte den Kaffee fertig, und die Sitzung begann. Sie dauerte bis zum Abend. Und als ich mich verabschiedete, war ich um 15 Geschichten reicher. Heise hat mir später sogar seine Photographie zugeschickt, mit der Unterschrift: „Dies ist meine Statü!"

Auch zwei neue Erzähler fand ich auf dieser Tour, die Tagelöhner Johann Klüver in Altenkrempe und Johannes Klüver in dem nahen Sibstin.

Mit dem Kremper Klüver, einem Vierziger, war erst gar nichts anzufangen. Sein Herr gab ihm bereitwillig vor der Zeit Feierabend — die Leute waren beim Heuen — und redete ihm auch selbst zu. Aber nein, er wollte nicht. Er genierte sich offenbar, wie uns hinterher einfiel, weil er ein wenig stotterte. Endlich, nach langen Verhandlungen, gab er dann doch nach und ging mit mir in seine Kate. Aber da protestierte seine Frau. „Ne, dar will 'k niks vun weten. Min Mann schall sik ne to 'n Ul'nspeegel maken. Dar lacht de Lüd' je öwer." Ich ließ mich aber nicht abschrecken. „Jehann," sagte ich, „wer hett hier die Büx an, du oder din Fru? Swigen Se man still, Se hebbt hier gar niks to segg'n. Lat ehr man snacken, Jehann. Kumm, hier sett di dal. Un denn fang's du an!" Und Johann gehorchte. Die Frau knurrte anfangs noch weiter, wie ein abziehendes Gewitter in der Ferne noch nachgrollt. Als aber bald darauf ein Mann eintrat, der Geld einsammelte, und ich die paar Groschen ohne weiteres bezahlte, da hörte auch das Grollen auf. Ja, als Johann mit seinen 3 Geschichten*) fertig war, und ich meine liebenswürdige Seite herauskehrte, da trat sogar schönes Wetter ein: die Grollende lachte wieder. Nun bekam Johann endlich noch ein gutes Trinkgeld: da war auch der letzte Rest der Verstimmung geschwunden, und wir schieden als die besten Freunde.

Der Sibstiner Klüver war geleitsmäßiger. Obwohl ich auch den im Mittagsschlaf störte, war er doch sogleich bereit und hat mir dann 7 Geschichten erzählt.

In den Sommerferien 04 verlebte ich die ersten Tage in meinem Heimatdorf Klenzau und brandschatzte von hier aus außer andern Nachbardörfern das nahe Liensfeld, wo der alte Tagelöhner Landschof 17 Geschichten wußte. Dann verlebte ich vierzehn höchst angenehme Tage auf Schloß Sierhagen bei Neustadt als Gast der gräflichen Familie Scheel-Plessen. Die Gräfin, eine feingebildete Frau, die ein warmes Herz hat für alles Heimatliche und besonders für unser Platt, so daß sie mit ihren

---

*) Gedruckt ist: „bi de Meerfru" (3, 42). Das Märchen stimmt, wie ich erst später bemerkt habe, auffallend mit einem schwedischen und geht ohne Zweifel auf die schwedische Märchensammlung von Hylten-Cavallius zurück. Kl. will es in Schaßhagen bei Neustadt gehört haben.

Gutsuntergebenen grundsätzlich nur plattdeutsch spricht, interessierte sich für meine Märchen und wünschte mir meine Forschungen zu erleichtern.

Der Ertrag des Sierhagener Aufenthalts war überaus erfreulich. In Neustadt wurden mir von 6 Erzählern im ganzen 60 Geschichten erzählt, und in Sierhagen selbst und den Nachbardörfern Sibstin und Hobstin von 7 Personen im ganzen 78.

Von den Neustädter Geschichten stammen allein 32 von dem alten Maurer Johann Hünike. Auf diesen hatte mich mein alter Korbflechter Wulf in Altenkrempe aufmerksam gemacht. Sie waren beide alte Kampfgenossen.

Hünike ist von allen meinen Erzählern vielleicht der bedeutendste. Und seine Geschichten*) bilden einen der wertvollsten Bestandteile meiner Sammlung, teils des Inhalts wegen, teils wegen ihres ganz vorzüglichen Platt.

Als der Alte, der bei seinem Sohn, einem kleinen Klempner und Dachdecker, lebte, eben angefangen hatte zu erzählen – er trug einen alten schmierigen Schlapphut, den er trotz der Julihitze auch im Zimmer aufbehielt –, da kam der Sohn nach Hause. Wütend fuhr er auf den Alten los: „Vadder, keene Geschäftsschädigung!" Ich wußte gar nicht, was dem Mann fehlte. Endlich stellte sich heraus, daß er mich für einen Sozialdemokraten gehalten hatte, der sich während seiner Abwesenheit eingeschlichen habe, um dem Alten Geschäftsgeheimnisse (!) zu entlocken. Als ich ihm sagte, wer ich sei und was ich wolle, da legte sich sein Zorn. Und seitdem er wußte, daß dem Alten seine Geschichten sogar etwas einbrachten, war er mit jedem Mal liebenswürdiger. Der Alte war übrigens immer in Angst, es könne ruchbar werden, daß er Geld bekomme. Er hatte früher mal Kraut gepflückt für die Ziege, und da hatte man ihm gleich für eine Woche seine Altersrente vorenthalten. Er saß deshalb den ganzen Tag im Zimmer, bei dem glühenden eisernen Ofen, an dem der Sohn klempnerte, und rührte sich nicht vom Fleck.

Während dieser Tage kamen zwei Hamburger Lehrer nach Neustadt – der eine gehörte dem dortigen Jugendschriften-Ausschuß an –, um meinen Märchenbetrieb mal kennen zu lernen. Sie trafen es günstig: einen besseren Erzähler hätte ich ihnen gar nicht vorführen können.

---

*) Davon sind gedruckt: „Herr Negenkopp" (H. 05, 6), „Hans un de Könisdochter" (H. 05, 8), „de twölf Swön" (3, 5), „Hans un de Bur" (Schlesw.-holst. Zeitschr. f. Kunst u. Lit., 06, Heft 14, Eutiner Kal. f. 08), „de twee Bröder" (NS. 15. Okt. 09). Dies letzte Märchen war für das dritte Bändchen mit ausgewählt. Es ging aber nicht mehr hinein. Das schöne Märchen von „de twölf Swön" habe ich mir dreimal erzählen lassen und es dann auf Grund dieser drei Fassungen mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet. Und zwar noch in Sierhagen, in dem bachdurchschlängelten Buchengehölz „Lachsbek", wo mir während des Schreibens die neugierigen Eichhörnchen über die Schulter guckten.

Unsere Sitzungen fanden statt in der sogenannten besten Stube, die aber so klein war und so voll stand von Töpfen mit eingemachten Johannisbeeren und dergleichen, daß eigentlich nur noch für zwei Personen Raum war, und die beiden Fremden sehen mußten, wo sie sich hindrückten.

Im Frühjahr darauf ist der alte Hünike gestorben. Ich war also gerade noch zur rechten Zeit gekommen.

Von den Sierhagener Erzählern ist der Schäfer Weidemann zu nennen, der 8 Geschichten*) wußte, von den übrigen ein junger Schneider Laas in Hobstin, der mir 26 teilweise etwas verwilderte Geschichten erzählte. Wir saßen während des Erzählens in seinem Garten, und ich war von der Wanderung in der Julihitze so müde, daß ich kaum die Augen offen halten, viel weniger aufpassen konnte und ihn um die Erlaubnis bitten mußte, ihm einige Minuten was vorzuschlafen.

In der letzten Woche machte ich dann noch zwei kleine Reisen. Die erste galt dem Schäfer Möller in Stadtfurt bei Cismar, auf den ich von Harms in Altenkrempe aufmerksam gemacht war. Möller, ein Mann in den Sechzigen, stammte aus der Ukermark und hatte jahrelang in Mecklenburg gelebt. Infolgedessen war seine Mundart hier und da von der holsteinischen verschieden. Noch mehr aber als seine Sprache verriet ihn als Nichtholsteiner der vielfach abweichende Inhalt seiner Geschichten. Es waren ihrer bei diesem ersten Besuch 26, zu denen bei einem zweiten im Jahre 1907 noch vier weitere hinzukamen.

Die zweite Reise hatte Lütjenburg zum Ziel. Hier war der Erzähler, den ich suchte — er war mir unterwegs mal von einer mitreisenden Lütjenburgerin genannt worden — nach Thüringen verzogen. Dafür fand ich dann aber drei andere, zwei in einer Brennerei und einen außerhalb der Stadt. Sie hatten aber alle drei keine Zeit für mich, und ich mußte so wieder umkehren.

Im Sommer 1905 war ich in der Schweiz, so daß ich erst in den Michaelisferien meine drei Lütjenburger wieder aufsuchen konnte.

Der eine von ihnen hatte auch jetzt nur soviel Zeit, um mir flüchtig 7 Geschichten zu erzählen. Von dem zweiten hieß es, er sei von seiner Frau abgelaufen. Als ich ihn aber in seiner Wohnung aufsuchte, war er gerade den Abend vorher zurückgekommen. Ob er nachher bei seiner Frau geblieben ist, kann ich nicht sagen. Jedenfalls hielt ich ihn erst mal so lange zu Hause fest, bis er mir seine 9 Geschichten gebeichtet hatte.

Der dritte, Georg Rump, war Heizer in einer Brennerei, mit der Wirtschaft und Bäckerei verbunden war. Es war ein kleiner, unscheinbarer Mann in den Sechzigen. Er stotterte stark und verzog dabei das Gesicht in

*) Gedruckt sind „de klook Jung" (3,23), „de klook Goos'harrjung" (H. 66,1), „Hack an!" (benutzt in Niedersachsen, 1. Dez. 08).

unglaublich komischer Weise. Trotzdem war er aber ein vorzüglicher Erzähler, und ich verdanke ihm 30 schöne Geschichten.*) Wir saßen gewöhnlich auf der warmen Backstube, wo die Heimchen zirpten. Hier fühlte er sich am wenigsten geniert. Des Abends erwiesen uns bisweilen auch die Bäckergesellen die Ehre. Sein Stottern war mir in einer Hinsicht sehr willkommen. Ich konnte, während er sich abquälte und Grimassen schnitt, wörtlich nachschreiben. Und war er mir doch mal zu weit voraus, so brauchte ich ihn nur anzusehen, um ihn so lange zu bannen, bis ich nach war. Als ich ihn mal lobte, daß er so hübsch langsam erzähle, da fühlte er sich sehr geschmeichelt. „Ja," sagte er — und dabei stotterte er schlimmer als je — „wat schall dat ol Gerabbel uk bedüden!" Die Lütjenburger hatten von der Bedeutung ihres kleinen Rump natürlich keine Ahnung gehabt, sonnten sich aber jetzt in seinem Ruhm.

Zufällig war in diesen Tagen auch der nach Thüringen Verzogene gerade in Lütjenburg anwesend. Was er wußte, war aber nur sehr kümmerlich.

Von Lütjenburg aus machte ich dann noch einen zweitägigen Abstecher nach Hansühn, indem ich in einer langgezogenen Schleife alle dazwischen liegenden Dörfer absuchte.

Ich hatte auf diese Dörfer große Hoffnung gesetzt, da sie in dem Ruf stehen, noch hinter den Russen zurück zu sein. Sie werden „de warm'n Länner" im Volksmund genannt. Und ist von Hansühn und Kükelühn die Rede, so pflegt man hinzuzusetzen: „wo de Slipsteen in't Ul'nlock dreiht ward, un wo de Hund mit 'n Steert bellt." Ich sah mich aber in meiner Hoffnung getäuscht: Ich fand gar nichts.

Im Jahre 1906 habe ich im Sommer gesucht und in den Michaelisferien.

Im Sommer habe ich mein Gebiet vielfach durchstreift. Manches Mißgeschick begegnete mir, und manche Tour war vergebens. Ein alter Schäfer, den ich in einem Dorf südlich vom Plöner See aufsuchte, war das Jahr vorher gestorben. Andere, von denen ich unterwegs hörte, waren bei der Ernte oder sonst beschäftigt. Viele hatten ihre Geschichten vergessen oder überhaupt keine gewußt. Ein alter Tagelöhner, der mir im Seekamper Gut begegnete, wie er abends vom Felde kam, war bereit, mir eine „wunderschöne" Geschichte zu erzählen. Aber wie wir uns am Wall zusammen hingesetzt hatten, da war es eine meiner eigenen Geschichten, die

*) Davon sind gedruckt: „de hölten Säwel" (Eckbom 07, Nr. 5), „Undank ist der Welt Lohn" (3,51), „Aha, aha!" (Eutiner Kalender für 1908), „de Bur un de Goldsmitt" (Oldenburg. Gesellschafter für 1908), „Kiwit-Badder" (3,38), „Krischan" (Eekbom 1. 11. 08), „de ol Fritz un de Bessenbinner" (Deutsche Welt, 26. 6. 1910, mit Abhandlung, Eut. Kal. für 1911).

er mal im Eutiner Kalender*) gelesen hatte. Eine Tour nach Schönwalde, wo mir der alte Köster noch immer den Rest seiner Geschichten schuldig war, begann damit, daß mir in Eutin die Post vor der Nase weggefahren war, noch dazu mit meiner Reisetasche, sodaß ich in der Julihitze nachrennen mußte. Und als ich — dank der Gefälligkeit eines Radfahrers — die Post endlich glücklich erreicht und kaum Gott sei Dank gesagt hatte, da hörte ich von dem Fuhrmann, daß mein alter Köster gar nicht mehr in Schönwalde wohne; er sei zu seinen Kindern nach Kiel verzogen. Ein Plünn'nsammler (Lumpensammler) ferner in Travemünde, der aus meiner Mitteilung, er solle mir was erzählen, entnommen hatte, ich sei Kriminalbeamter und wolle ihn als Zeugen vernehmen, hatte mich, da das ja leicht abgetan sei, auf einen Tag bestellt, wo er — er fuhr im Sommer auch Badegäste — nur eine Stunde Zeit für mich hatte. Und was des Mißgeschicks mehr war. Der Ertrag war aber schließlich doch durchaus befriedigend: 149 Geschichten*) von 21 Personen.

Mein bester Erzähler war diesmal ein 79jähriger Mann in Rettin, einem kleinen Dorf an der Ostsee, östlich von Neustadt, in dem sich schon richtige Badegäste aufhielten. Genannt war er mir unterwegs von seinem Enkel, einem Briefträger, mit dem ich eine Strecke zusammen auf der Bahn fuhr. Als ich bei dem alten Johann Külsau ankam und ihm den Gruß von seinem Enkel überbrachte, war er sofort zum Erzählen bereit. Die beiden alten Leute — die Frau war auch 79 — erinnerten mich lebhaft an das berühmte alte Ehepaar aus der klassischen Mythologie, Philemon und Baucis, so freundlich nahmen sie mich auf — ich mußte auch durchaus mit ihnen Kaffee trinken —, und so friedlich und herzlich lebten sie mit einander. Während der Alte erzählte, saß die Alte dabei. Und kam mal etwas Lustiges, so lachten sie und freuten sich wie die Kinder. Wie z. B. in der Geschichte von dem Kohharrjung und dem Riesen dieser am Schluß sagt: „Ik will di so vel Geld geben, as du dregen kanns, und der Junge erwidert: „Ne, so vel will ick gar ne hebb'n. Wenn du mi man so vel giffs, as du dregen kanns," da lachte die Alte hell auf. „Ja, Mudder," sagte der Alte mitlachend, „dat Ding mutt je 'n Steert hebb'n." Ließ ihn mal hier und da sein Gedächtnis im Stich, so half sie ihm ein. Unsere Sitzung

*) Der kleine Eutiner Kalender — er kostet nur 15 Pf. — war auch früher schon in Ostholstein und auf Fehmarn stark verbreitet. In den letzten Jahren aber hat er — wie der Verleger meinte, infolge meiner Geschichten — eine Auflage erreicht von mehr als 30000. Wenn ich den Leuten meinen Namen nenne, dann passiert es mir oft, daß sie verständnisvoll lächeln — denn in den Kalender bringe ich in der Regel doch nur lustige Geschichten —, und daß sie ihrer Freude Ausdruck geben, den „Eutiner Klennermann" doch mal kennen zu lernen.

*) Zu ihnen gehört: „Hans Beertein" (Schleswig-Holsteinischer Kalender für 1910), eine der fünf Geschichten, die mir von dem Schäfer Petersen in Bahrenkrug (bei Seekamp, südl. v. Plöner See) erzählt wurden.

dauerte von vormittags bis abends, da war der Geschichtenvorrat erschöpft — es waren ihrer 30 geworden —, und ich konnte gerade noch den Zug erreichen. Der Aufenthalt in Rettin gehört zu den lieblichsten Erinnerungen meines Lebens. Es ist mir, als hätt' ich einen Tag in der Märchenwelt zugebracht.

Einige Tage später erhielt ich noch eine Geschichte brieflich nachgeschickt. Die war ihnen hinterher noch eingefallen, und die Alte hatte sie mit rührendem Fleiß — sogar hochdeutsch — zu Papier gebracht.

An zweiter Stelle ist mein alter Köster zu nennen, den ich in Schönwalde ja nicht mehr antraf, und den ich nun an einem Sonntagnachmittag in Kiel aufsuchte. Nachdem ich ihn endlich gefunden hatte, war er gerade dabei, sich fein zu machen, um mit seinen Kindern auszugehn. So kam mein Besuch ihm höchst ungelegen, und er wollte durchaus nichts von mir wissen. Schließlich gelang es mir aber doch — ich mußte geradezu Gewalt gebrauchen —, ihn in einen nahen Biergarten zu schleppen, wo er mir dann inmitten einer großen Menschenmenge den Rest seiner Geschichten erzählte. Es waren noch 26, größtenteils Schnurren. Zuletzt hatten wir nicht einmal unsern Tisch mehr für uns, so daß wir, um nicht aufzufallen, unsere Unterhaltung im Flüsterton führen mußten.

Noch ein dritter Fund ist zu erwähnen, an sich zwar nicht eben bedeutend, aber für mich persönlich von besonderem Affektionswert.

Als ich für meinen Eutiner Vortrag i. J. 94 meine Märchenerinnerungen zusammenkramte und mir auch von meiner Mutter und meiner Schwester alles erzählen ließ, was sie an Märchen wußten, wurde ich von meiner Schwester auf eine Frau Lunau in Majenfelde aufmerksam gemacht, die Frau eines Schneiders, die vor Jahren bei unserer Greeten-Tante (Frau Ehlers in Braak), der Schwester unserer Mutter, als Mädchen gedient habe. Wenn diese märchenreiche Tante abends ihren Kindern erzählt hätte, dann habe das Mädchen beim Spinnen immer zugehört und alle Geschichten behalten. Ich hatte also Aussicht, die Märchen meiner Kindheit von dieser Frau wieder zu hören. Als ich sie nun aber besuchte, da klagte sie, sie habe mal das Nervenfieber gehabt und seitdem alles vergessen. Daß sie mir dann doch noch 10 Geschichten erzählt hatte, war mir gänzlich entfallen. Erklären läßt sich dies daraus, daß die Geschichten mir alle fremd waren, daß sie nicht zu denen gehörten, deren ich mich erinnerte, nach denen ich immer so sehnlich suchte. Diese Frau Lunau suchte ich nun also i. J. 06 in Neudorf wieder auf. Und da hat sie mir dann noch 12 weitere Geschichten erzählt, darunter auch mehrere, die ich als Kind gehört hatte, und die jetzt in meiner Erinnerung wieder auflebten. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich denn nun auch, daß Frau Lunau mir schon vor 12 Jahren erzählt habe. Und als ich in dem Notizbuch des Jahres nachsah, fanden sich diese Geschichten wirklich wohl verwahrt und wohl versteckt

dort vor. So hatte ich mit einem Male über 20 Geschichten*) aus dem großelterlichen Hause.

Ungefähr ebensoviel wie in den Sommerferien fand ich in der Hälfte der Zeit in den Michaelisferien: 129 Geschichten von 26 Personen. Die Anzahl der Geschichten war zwar um 20 geringer, die Seitenzahl aber dafür um 45 größer.

Zuerst suchte ich in Sebent, einem Gut zwischen Lensahn und Oldenburg, einen Erzähler auf, den ich schon im Sommer entdeckt hatte. Auf derselben Fahrt nämlich, wo mir der Briefträger seinen Großvater nannte — es war die Tour, die mit so viel Mißgeschick begann, aber das werden gewöhnlich die besten —, da wurde mir von einem andern Mitreisenden ein Mann in Damlos genannt. Dieser Damloser wußte nun zwar nichts. Dafür hörte ich dann aber im Dorf, daß in dem nahen Sebent der Böttcher Aagard Geschichten wisse. Diesen Aagard nun also, einen Vierziger, suchte ich jetzt wieder auf — bei meinem ersten Besuch reichte seine Zeit nur für drei flüchtige Geschichten —, und er hat mir dann von vormittags bis zum Feierabend in seiner Böttcherkammer 23 weitere dazu erzählt. Vier tolle Geschichten wußte dann auch der Vogt noch.

In den Tagen darauf durchsuchte ich dann ihrer alteingesessenen Bevölkerung wegen die Güter Farve und Weißenhaus an der Ostsee, zwischen Lütjenburg und Oldenburg, und das Gut Waterneverstorf nördlich von Lütjenburg.

In Weißenhaus, wo ich im Schloß des Grafen Platen-Hallermund die liebenswürdigste Aufnahme fand, ließ mich die Gräfin zu einem Tischler führen, der die Leute des Guts am besten kenne. Und dieser fand denn auch gleich den richtigen heraus. Es war der Gartenarbeiter Sander, der mir an zwei Nachmittagen 20 Geschichten erzählt hat. Der Graf interessierte sich für meine Forschungen lebhaft und räumte mir nicht nur alle Hindernisse aus dem Wege, sondern war mir auch sonst auf alle Weise behilflich. Auf seinen Spazierritten durch seine Dörfer suchte er selbst mit und brachte dem alten Sander — worauf dieser nicht wenig stolz war — in eigener Person den beim Erzählen doppelt willkommenen Stoff.

Als ich mit Sander fertig war, fuhr ich am nächsten Morgen mit dem Automobil des Grafen nach Lütjenburg und durchwanderte dann auf dem Rückweg nach Weißenhaus die Dörfer des Guts zu Fuß. Auf dieser Tour traf ich in Sehlendorf eine Anzahl Jungs auf dem Dorfplatz. Als ich mich bei diesen erkundigte, „ja," hieß es, „Wilhelm Bornhöft, de weet wilk." Zwei Bengels splitterten barfuß davon, um Wilhelm zu holen. Da rief ein großer Junge, der seinen kleinen Bruder auf dem Arm trug, ihnen nach: „Ji möt em ne segg'n, wat he schall. Süß deit he dat ne, denn kümmt he ne. Seggt man, sin Unkel weer hier." Nicht lange, so kam Wilhelm, ein kleiner Junge von 14 Jahren, mit den beiden Boten angerannt. „Gun Dag, Wilhelm," sagte ich. „Gun Dag." „Wat, kenn's du mi ne?" „Ne." „Jung, ik bün je din

*) Darunter „Hack an!" (benutzt in Niedersachsen, 1. Dez. 08).

Unkel ut Amerika." „Ne." „Ja, du heß dar jedoch 'n Unkel wahn'n?" „Ja." Das hatt' ich also richtig getroffen. „Ja, dat bün ik." „Ne." „Na, Wilhelm, denn kumm nu man mit rin." Wir gingen in seine Kate, die gleich am Weg lag, die Jungs alle hinterdrein – die Eltern waren glücklicherweise nicht zu Haus –, und Wilhelm sollte anfangen. „Ne, vertell'n do 'k niks." Ich zog alle möglichen Register, ich bot ihm Geld, die andern Jungs redeten ihm zu – alles vergebens. Da blieb nur ein Mittel, ich mußte drohen. „Ja, denn gah 'k na din'n Lehrer un seg den' dat." Das half. Aber als er drei Geschichten erzählt hatte, da war 's wieder aus. „Ne, nu wi' 'k ne mehr." Nun hatte er mir gesagt, daß er seine Geschichten von seinem Großvater habe in Stöfs. Ich brauchte mich also mit ihm nicht weiter abzuquälen: ich konnte ja den Großvater selbst besuchen. Der Vorsicht halber ließ ich mir aber erst angeben, wovon die übrigen Geschichten handelten. So weit reichte es noch bei Wilhelm.

Den nächsten Tag, an einem Sonntag, ließ mich dann der Graf mit dem Auto nach Stöfs fahren, dem herrlich gelegenen Meierhof des Guts Waterneverstorf, wo Waldersee begraben liegt. Hier war der alte Fritz Bornhöft – er war 79 Jahr – gerade dabei, seine Kartoffeln aufzunehmen. Er kam jedoch gleich herein und hat mir dann 12 schöne Geschichten*) erzählt. Es waren genau so viele, wie der Enkel mir angegeben hatte, und die drei Geschichten, die dieser mir erzählt hatte, stimmten sozusagen wörtlich mit denen des Großvaters überein.

Dieser Fall ist insofern von Interesse, als er lehrt, auf welche Weise die alten Geschichten sich im Volk erhalten, und wie es möglich ist, daß sie noch immer nicht ausgestorben sind. Wenn Wilhelm B. das Alter seines Großvaters erreicht hat, dann wird er seine Geschichten auch noch wissen. Und wenn dann einer seiner Enkel ein ebenso gutes Gedächtnis hat wie er, so können diese Geschichten das Jahr 2000 noch bequem überdauern.

Auf dem Rabans (bei Behrendorf), gleichfalls zu Waterneverstorf gehörig, wurden mir von dem Altenteiler Johann Steer, einem 87jährigen Greis, dem sich zuweilen die Gedanken schon verwirrten, 4 Geschichten**) erzählt. Von den vielen Geschichten, die er nach Aussage seiner Angehörigen früher gewußt hatte, waren dies die einzigen, auf die er sich noch besinnen konnte.

Die letzten Tage war ich dann noch in Heiligenhafen, wo ich auch im Sommer schon gewesen war. Hier hatte mir Lehrer Petersen in dankenswerter Weise vorgearbeitet. Wie zu Müllenhoffs Zeit Nielsen und andere Lehrer sich von den Schulkindern hatten erzählen lassen, so hatte P. seine Schüler veranlaßt, nach Geschichten zu suchen und diese dann selbst

*) Gedruckt sind: „Lunktus" (3,67), auch von dem Enkel erzählt, „De Jung un de Hexenmeister" (3,91).

**) Gedruckt ist: 'De ol Mann, de wedder na School geiht' (3,65).

aufzuschreiben. Und die Aufzeichnungen der Schüler, sprachlich von größtem Wert, hatte er mir dann zugeschickt. So vorbereitet, ließ ich mir nun in Heiligenhafen die Geschichten, auf die es mir ankam, von den Erzählern selbst noch einmal erzählen. Hierbei hatte ich das Glück, am letzten Abend noch einen Erzähler hinzu zu entdecken. Leider hatte ich aber nur noch so viel Zeit, um ihm 4 Geschichten abzunehmen. Die übrigen ist er mir bis heute noch schuldig geblieben.

Die letzte Geschichte in Heiligenhafen erzählte mir ein Malerlehrling, der sie von seinem Großvater hatte. Er wußte nur die eine. Sie hatte viel Ähnlichkeit mit einer schönen Geschichte der alten Frau Block in Kröß, hatte aber doch ihre Eigentümlichkeiten. Als ich ihn fragte, wo sein Großvater wohne, den müsse ich notwendig besuchen, da sagte er: „Ja, de hett in Kröß wahnt. Awer de is vergang'n Fridag beerdigt." Ich war ganz betroffen. Zweimal war ich selbst in Kröß gewesen. Und doch hatte ich mir diesen Erzähler vor der Nase wegsterben lassen.

Im Sommer 1907 wurden mir die ersten (5) Geschichten in Pönitz (südl. v. Eutin) erzählt von Frieda Spiekermann, der achtzehnjährigen Tochter eines Tagelöhners, die mir schon im Sommer 1904 der Schäfer Weidemann in Sierhagen genannt hatte, ihr Onkel. Ich hatte mich damals nicht weiter darum gekümmert, weil ich annahm, das Kind werde die Grimmschen Märchen gelesen haben. Sie hatte aber, wie sich jetzt herausstellte, ihre Geschichten von ihrer — kurz vorher gestorbenen — Mutter, so daß ich bedauern mußte, nicht schon früher gekommen zu sein.

In meinem Heimatdorf erfuhr ich, daß in Bujendorf, wo Verwandte von mir wohnen, ein alter Mann Geschichten wissen solle. Es war aber ein vergeblicher Gang. Denn als ich dort ankam, erhielt ich den Bescheid, Großvater sei gerade den Abend vorher ganz „vun Gedanken kam'n".

Daß die Leute, die mir als Erzähler genannt werden, bei meiner Ankunft kurz vorher gestorben sind, und daß dann die Angehörigen oder Bekannten mir noch lang und breit vorschwögen, was der oder die Gestorbene alles gewußt habe — ja, wenn de noch lew, de kunn acht Dag' vertell'n (vgl. Müllenhoff, Vorrede S. 42) —, das ist mir jedes Jahr so und so viel mal begegnet. Daß aber der Erzähler gerade den Abend vorher den Verstand verlieren muß, das Malheur ist mir nur dies eine Mal passiert.

Anderthalb Wochen hatte ich dann mein Standquartier bei seiner verheirateten Kusine in dem Flecken Ahrensbök und durchstreifte von hier aus die umliegenden Dörfer, besonders die zwischen Ahrensbök und Schwartau.

In Ahrensbök selbst fand ich nur einen Erzähler, den alten Bahlendieck, der, „um das Jahr 20 herum" geboren, ein sehr bewegtes Leben hinter sich hatte und schon mal „up de hog School" (Z—haus) gewesen war. Seine Geschichten waren vielfach etwas verwildert. Aber alle Mängel

wurden aufgewogen durch den einen klassischen Satz: „Dar is mal een weß, dar hebbt se ümmer dumm' Hans to secht, awer de Aas is den Dööster dumm weß."

Der Stern dieses Sommers war der alte Hinrich Bräsen in Rensefeld bei Schwartau, der trotz seiner 83 Jahre noch sehr rüstig und geistig überaus frisch war. Genannt war er mir in dem Dorf (mit Ostseebad) Scharbeutz von einer Frau, die bei ihrer Kate an der Dorfstraße stand und Holz sägte. Er wußte 54 Geschichten*), die ich mir in vier Raten von ihm abholte. In der Regel machte er, ehe er anfing, erst allerhand Schwierigkeiten. Die kleinen häuslichen Arbeiten, die er übernommen hatte — er lebte bei seinem Sohn —, gingen immer vor; ich konnte warten. Hätte ich nicht die Schwiegertochter auf meiner Seite gehabt, die immer mit nachtrieb, er hätte mich sicher noch länger zappeln lassen. Das Märchensammeln ist eine vorzügliche Beschäftigung für Leute, die Geduld lernen wollen. Man möchte oft mit einem heiligen Donnerwetter drein fahren. Aber man muß immer hübsch an sich halten und darf sich nichts merken lassen.

Schon in meinem Heimatdorf hatte ich von einem alten Steinhauer Steen in Pansdorf gehört. Dessen Geschichten nahm ich bei dieser Gelegenheit auch mit. Ein Schuster in Pansdorf, der mir unterwegs genannt worden war, wußte nichts. Dafür wurden mir aber von einem Krämer, bei dem ich mich nach dessen Wohnung erkundigte, ein paar Geschichten erzählt.

Was ich in den andern Dörfern fand, war nicht der Rede wert.

Nachdem ich die Gegend um Ahrensbök abgeweidet hatte, wandte ich mich der Gegend von Cismar zu, östlich von Lensahn, in der Nähe der Ostsee. In Lenste sollte ein alter Knecht Muhs was wissen. Er hatte aber — es war mitten in der Ernte — keine Zeit. Nur ein paar Geschichten konnte er mir in aller Eile während der kurzen Mittagspause erzählen — wir saßen auf der Leutebank vor dem Hause; — die übrigen mußte ich mir für später aufsparen. Ein paar Geschichten wurden mir von dem alten Pantoffelmacher Scharfenberg in Rotenhusen erzählt, einem Achtziger. Ich traf ihn außerhalb des Dorfs, und wir saßen, der eine auf dem Stegel, der andere am Wall. Mit einem Tagelöhner Fock in Bökenberg hatte ich nach Feierabend eine längere Sitzung in dem Garten der Dorfswirtschaft. Als wir fertig waren, mußte ich noch nach Cismar. Ich verschoß aber in der Dunkelheit den Weg und lief, da mir keine Seele begegnete, an Cismar vorbei und halb nach Lensahn hin, so daß ich erst nach Mitternacht ins Quartier kam.

Am nächsten Tag ging ich über Grönwohldshorst, wo ich meinen Schäfer Möller mal wieder besuchte (s. o.), weiter nach dem Kirchdorf Grube. Hier wurden mir u. a. von einem älteren Müllerknecht Fritz

*) Gedruckt sind: „de Bur un de Ratsherr" und „de Bur un de Professer" (Eutiner Kal. f. 09).

Enger und einem alten Tagelöhner Fritz Bendfeldt*) im ganzen 17 zum Teil schöne Geschichten erzählt. Auf einem Abstecher von Grube aus fand ich in dem Dorf Dahme (mit Ostseebad) einen 86 jährigen Fischer Volkmeier, in Siggeneben einen alten Gärtner Giese und in Rosenfeld einen Knecht Schuldt, die mir zusammen etwa ein Dutzend Geschichten erzählten. Den Knecht, der beim Eggen war, ließ sein Herr so lange vertreten, und wir beide setzten uns dann „up de Grabenkant“.

Das Gesamtergebnis des Sommers 1907 betrug 175 Geschichten von 25 Personen.

(Schluß folgt).

Literarische Reformbewegungen und das nationale Bewußtsein.

Von Dr. Karl Hoffmann-Charlottenburg.

(Schluß.)

Die Auferstehung des deutschen Mittelalters, welche durch die Romantik erfolgte, ergab sich so auf der einen Seite von literaturgeschichtlichen Gesichtspunkten aus. Auf der anderen war sie das Ergebnis einer machtvollen und unwiderstehlichen Hinneigung zur Mystik. Wie aber hing dieser mystische Trieb mit den romantischen Prinzipien zusammen?

Ich hatte gesagt, daß die freie Willkür des Dichters ein autonomes Gesetz in sich trägt, das aus dem höchsten Seinsgrunde stammt. Denn das Über-den-Dingen-Schweben des souveränen Subjekts ist zugleich ein Sichversenken ins All, durch das es bis zu dem „Zentrum“ des chaotischen Urseins hinab- oder besser hinaufdringt, sich — nach dem Vorbild von Schellings neuer Naturphilosophie — mit der Weltseele gleichsam identifiziert. In der Ironie des romantischen Künstlers spiegelt sich die Lebendigkeit des weltengebärenden Chaos in heller Bewußtheit, das Zentrum des Chaos, die Gottheit, manifestiert sich in dem Genie. Deshalb erfaßt das Genie in sich selbst, indem es sich allein auf die Höhe seiner Phantasie stellt, zugleich das Unendliche; denn, dies bedeutete die grundlegende Meinung, „die Phantasie ist eine göttliche Kraft“ *). Jede romantische Poesie wird darum intuitiv ein philosophisches Begreifen der Totalität des Seins in sich bergen müssen. Umgekehrt aber ist die göttliche Kraft des universalen Zentrums selbst ihrem Wesen nach Phantasie, ein ästhetischer Urtrieb nach freier Entfaltung. Deshalb wird wieder jede wahre Philosophie von Poesie durchdrungen sein müssen. Poesie und Philosophie gehören zusammen, und aus ihrer Vereinigung ersteht Religion. Denn wie es überhaupt möglich ist, daß die göttliche Kraft sich durch ein Einzelnes offenbart und verwirklicht, das ist nicht zu erdenken, sondern ein Unbegreifliches, das nur religiös verehrt werden kann.

---

*) Gedruckt ist: „de Snider un de Ries'“ (Niedersachsen, 15. Okt. 1910).

*) Joachimi, a. a. O., S. 36, vgl. ferner S. 32, 52, 168—170.

Unter Religion verstand Friedrich Schlegel jedoch nicht ein bestimmtes frommes Glauben, sondern die Versunkenheit in dunkler Andacht, den mystischen Schauer. Die Vereinigung von Poesie, Philosophie und Religion war das Resultat eines ausschweifenden Verlangens nach dem Unmöglichen der Erkenntnis und des ästhetischen Schaffens, und das Resultat jener Vereinigung war nichts anderes als Mystik. Friedrich Schlegel gebrauchte selber das Wort. Seine sich überstürzende Gier nach der Unbedingtheit des schöpferischen Gedankens hatte ihn dahin gebracht, in Gedanken zuletzt nur „Bilder der unbegriffenen Wahrheit" zu sehen, und in diesem Ergebnis sowohl, wie in der geistig-seelischen Gier selbst stimmte er mit seinem Freunde Novalis zusammen. Dessen Sehnsucht nach dem Letzten und Tiefsten der Seele hatte ihn auf geraderem Wege, als den jüngeren Schlegel, zum mystischen Empfinden geführt.

Bei Novalis hatte sich die phantastische Subjektivität der romantischen Ironie weniger in der Richtung einer reflektierenden Einbildungskraft, als vielmehr nach der reinen Gefühlsseite hin ausgestaltet. Als Selbstvertiefung des Gemüts erschien ihm das Wesen des romantischen Ichs. Es hält Zwiesprache mit sich selbst, mit seinem innersten Sein, mit dem „Ich höherer Art". Diese Beziehung zu dem Ich höherer Art ist schließlich dasselbe, wie das Ergreifen des „Zentrums" bei Schlegel; denn durch diese Beziehung, durch die Wechselrede mit dem Übersinnlichen gleichsam, das in dem höheren Ich sich bekundet und sonst die Allheit durchseelt, wird dem Romantiker auch die gesamte Außenwelt durchsichtig. Das Körperliche und Sichtbare verliert für ihn seine Wirklichkeit, und als wahre Realität erkennt er dahinter das poetische Innenleben der Dinge, die „Stimmung". Dieses Poetische ist demnach etwas ganz Transzendentes, ein traumhaftes Unbestimmtes, das, will man es fassen, zum Märchen wird, und je unbestimmter und traumhafter etwas erscheint, desto poetischer und somit wirklicher ist es. Zu deutlich tritt das mystische Element hier hervor, als daß es noch nötig wäre, besonders darauf hinzuweisen. Am Ende war es das Unbekannte des eigenen Innern, nach dem die Romantiker sich sehnten und das sie aus allen Dingen glaubten sprechen zu hören. So hatte sich der bis ins höchste gesteigerte Subjektivismus durch seine „Tendenz auf das Anonyme im Seelenleben", um eine treffende Kennzeichnung Hayms (a. a. O., S. 357) zu wiederholen, bei Friedrich Schlegel sowohl, wie bei Novalis, fraglos den beiden charakteristischsten Begabungen der Frühromantik, zu einem pantheistischen Mystizismus überschlagen. Der Bildungsidealismus, von dem man herkam, ging über zu einer Bevorzugung der mystischen Lebensäußerungen primitiver Kulturen. Die mittelalterliche Kirche wurde verherrlicht. Novalis hat eine bedenkliche Lobpreisung des alten, die Völker und Fürsten beherrschenden Papsttums geschrieben. Weiter konnte man die Opposition gegen die Aufklärung freilich nicht treiben. Daß Friedrich Schlegel nach wenigen Jahren zum Katholizismus übertrat und damit eine Nebenerscheinung der

späteren Romantik einleiten half, ist bekannt, und welchen Weg Novalis gegangen sein würde, wenn er länger gelebt hätte, ist schwer sicher zu sagen. Wichtiger für uns bleibt jedenfalls die Tatsache, daß sich der Geschmack an der mittelalterlichen Kirche auf das Mittelalter überhaupt übertrug. Indessen bevor wir die Wechselbeziehungen dieses Geschmacks zu den rein poetischen Faktoren weiter erörtern, müssen wir uns daran erinnern, daß inzwischen die mittelalterliche Stoffwelt in der unmittelbarsten Gestalt, als lebendige Dichtung, von einer anderen Seite her in die Romantik gedrungen war, durch Tieck.

Unabhängig von der bewußt romantischen Bewegung und sozusagen unabsichtlich hatte Tieck mittlerweile die romantische Poesie realisiert, soweit von einer solchen Realisierung durch einen einzelnen, nicht gerade übergewaltigen Dichter die Rede sein konnte. Durch die ganze Art seiner Veranlagung, durch ein merkwürdiges Organ für das Märchenartige und psychisch nicht Geklärte, Rätselhafte, für das nicht mehr Sagbare, das in den wortlosen Klang übergehen möchte, eben für „Stimmung", schien Tieck zum romantischen Dichter prädestiniert. Dazu kam, daß er in seiner frühen Jugend die Einflüsse jener inferioren Romanliteratur mit ihren Abenteuer- und Spukgeschichten erfahren und auch den „Götz" und Shakespeare gelesen hatte. Seine Anlagen wurden dadurch zu einem ausgesprochenen Wohlgefallen am Phantastischen und Befremdenden. Die Nachwirkungen der Genieperiode hatten ihn zu einer Beschäftigung mit alten volkstümlichen Literaturwerken, den Volksbüchern, geführt, und durch die Vermittelung seines Freundes Wackenroder strömte die von den Herderschen „Fliegenden Blättern" her weiterlebende Richtung, des jungen Goethe Begeisterung für deutsch-mittelalterliche Kunst, auf ihn ein. Klassisch antikisierende Neigungen standen dem von vornherein nicht im Wege, da er vom griechischen Altertum wenig verstand. Wackenroders und Tiecks gemeinsames Heimweh nach den Jahrhunderten der Gothik fand in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" (1797) einen naiven, fast kindlichen Ausdruck, und aus derselben Sehnsucht heraus verlegte Tieck dann seinen Künstlerroman „Franz Sternbalds Wanderungen" (1798) in das Zeitalter Dürers. Unverkennbar romantische Züge, eine mystische Kunstandacht, träumerischer Zauber und poetische Willkür, charakterisieren diese Erzählung. In einer Kritik des „Sternbald" pries der jüngere Schlegel „die phantastische Fülle und Leichtigkeit, den Sinn für Ironie, und besonders die absichtliche Verschiedenheit und Einheit des Kolorits. Auch hier ist alles klar und transparent, und der romantische Geist scheint angenehm über sich selbst zu phantasieren." Die Schlegel hatten mit Tieck persönliche Beziehungen angeknüpft, sie gewannen ihn und klärten ihn gewissermaßen über sich selbst auf. Dadurch erfolgte, ungefähr in den Jahren 1798 und 1799, die endgültige Konstituierung der Romantik als parteimäßiger Schule mit einer merklich hervortretenden Sympathie für das Mittelalter. Obwohl diese Sympathie ihr literarisches Pro-

gramm damals noch keineswegs beherrschte, war sie doch schon heftig genug, um als wesentliches Merkmal angesehen werden zu können. Denn auch abgesehen von der verführerischen Mystik einer unbeschränkt geltenden kirchlichen Herrschaft mußte das Mittelalter, rein stofflich sozusagen, auf die Romantiker eine ästhetische Anziehungskraft ausüben. Wenn es noch einmal gesagt werden darf: sie fühlten eine Liebe für das Geheimnis und suchten seine Gestaltung. Und das Mittelalter erschien wie eine solche Gestaltung, noch keine forschende Wissenschaft hatte ihm zu jener Zeit den Reiz rätselhaften Dämmers genommen. In dem Halbdunkel und in der unklaren Ursprünglichkeit mittelalterlichen Lebens glaubte man die geheimnisvollen Rätsel der Seele nackter wirken zu sehen, als unter gegenwärtigen Menschen. Ferner, auch rein innerlich brachte jenes Durchschauen der Außenwelt, wie es von Novalis gelehrt wurde, nicht zuletzt unter dem Eindruck der von Tieck empfangenen Anregungen, ein unmittelbares Sich-Vertrautfühlen mit der fernen Vergangenheit herbei. Denn das Durchschauen der Außenwelt erstreckt sich nicht nur auf die gegenwärtige Natur, sondern ebenso auf Gewesenes und Mögliches, auf Vergangenheit und Zukunft. Das räumlich und zeitlich Ferne rückt in dem Gemüt des Romantikers zusammen zu einem „großen Zugleich“. Man erkennt sich selbst in der fernen Vergangenheit wieder, vor allem in der Vergangenheit des eigenen Geschlechts. Zusammen mit der poetischen Freude an dem Stoffcharakter der mittelalterlichen Zeit schuf dieses Moment ein enges Verwandtschaftsempfinden mit dem deutschen Mittelalter ganz allgemein: das Mittelalter hat einen romantischen Geist. Eine Gestaltung dieser ganzen Anschauungsweise war der poesiereiche und dunkelsinnige „Heinrich von Ofterdingen“.

Man mag über den bleibenden ästhetischen Wert dieser Dichtung, der gewiß etwas problematisch ist, denken wie man will; ihre literarhistorische Bedeutung ist aber kaum zu unterschätzen. Wahrscheinlich gab das Fragment des „Ofterdingen“ (1800 geschrieben, 1802 nach dem Tode des Dichters in den von Tieck und Friedrich Schlegel herausgegebenen Schriften Novalis' veröffentlicht) für die mittelalterliche Stimmungstendenz in der weiteren Entwicklung der Romantik den Ausschlag. Die Vorliebe für die Lebensformen und Seelenmächte des Mittelalters und jenes andere Interesse für dieselbe Zeitperiode, das sich aus der literarhistorischen Wendung des Begriffes der „Universalpoesie“ ergab, mußten einander befruchten. Tiecks Liebhaberei bekam erst unter der Einwirkung von August Wilhelm Schlegels geschichtlicher Bildung einen inneren Halt und die Lust zu eindringendem Studium. Im Jahre 1803 veröffentlichte er seine Bearbeitung der „Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter“. Und die zunehmende ästhetische Freude an der mittelalterlichen Stoffwelt, von der ich vorhin sprach, machte wieder die zunächst rein literarischen Interessen an der altdeutschen Dichtung empfänglicher für ihren Gegenstand. Mehr und mehr versenkte sich der ältere Schlegel in dieses Gebiet. Er erkannte den im Bardismus steckenden

wissenschaftlichen Unsinn und hob den Unterschied zwischen Gallisch und Germanisch hervor. Er erkannte ferner den Unterschied zwischen höfischer und Volkspoesie in der mittelalterlichen Literatur, und im Winter 1803/04 gab er in seinen Berliner Vorlesungen eine übersichtliche Darstellung von der älteren deutschen, wie überhaupt mittelalterlichen Dichtung, die er nach den sporadischen, im Grunde lieblosen oder dilettantenhaften Versuchen des 18. Jahrhunderts als erster mit dem wirksamen Verständnis des Kenners und mit der intuitiven Sehkraft des innerlich Beteiligten behandelte. Vor allem wies er auf das Nibelungenlied hin, er analysierte seinen Gehalt und schuf damit seinen Zeitgenossen endlich — nach all der Barden- und Ossianschärmerei der älteren Generation — ein echtes Bild von dem Typus des germanischen Epos. Der liebgewordene Gedanke, daß das Mittelalter romantischen Geist in sich trage, legte von selber die Folgerung nahe, daß auch die poetische Produktion dieser Zeit romantisch gewesen sein müsse. In der mittelalterlichen Literatur sei die romantische Poesie schon einmal verwirklicht gewesen, so sagte man sich. Das steigerte die natürliche Voreingenommenheit für die alte Dichtung des eigenen Volkes zum patriotischen Stolz. August Wilhelm Schlegel pries die „Riesengröße" der Nibelungen, die als das „ursprünglichste und älteste Denkmal deutscher Art" zu betrachten seien. Die Vorstellungen „romantisch", „mittelalterlich" und „deutsch" begannen überhaupt, allmählich in einander zu fließen. Man idealisierte das deutsche Mittelalter zu dem romantischen Zeitalter. Naturgemäß war man sich dabei — trotz mancher immer noch fortdauernden sachlichen Verehrung für das Griechentum — des Gegensatzes zu der Antike bewußt. Der antiken Dichtung, die „selbstgenügsam" nur nach der harmonischen, durch die eigenen Kräfte erreichbaren Vollkommenheit gestrebt habe, wurde nun die romantische Poesie mit ihrer rastlosen Sehnsucht nach dem Unendlichen als die Dichtung der durch die germanische Rasse beherrschten christlichen Kulturperiode gegenüber gestellt. Und es war selbstverständlich, daß hiermit die längst vorhandene und auch gefühlte grundsätzliche Verschiedenheit des poetisch-religiösen ganz innerlichen Bildungs-Ideals, dem man nachging, von dem abgeklärten Heidentum des klassischen Ideals schließlich in die deutliche Erscheinung trat. Zum direkten Kampfe gegen die Klassik zwar schritt man nicht fort; Goethe etwa in offener Polemik anzutasten, hatte man nicht im Entferntesten im Sinn. Er blieb der Meister, aber eben nur für die Art des klassischen Stils, neben den man als zum mindesten gleichberechtigt den romantischen Stil gestellt hatte, wie er durch die spezifisch germanische Dichtung, in der mittelalterlichen sowohl, als daneben hauptsächlich durch Shakespeare, repräsentiert wäre. Das Empfinden von dem gewollt nationalen Charakter dessen, was man erstrebte, gegenüber dem national gleichgültigen Charakter der Klassik arbeitete sich zur klaren Bewußtheit heraus. Und dies, die bewußt nationale Tendenz in der Form einer Renaissance des Mittelalters, war das wertvolle Erbe, das man der nun einsetzenden Spät-

romantik, der Romantik, wie sie in der populären Vorstellung lebt, übergab.

Wie in dieser späteren Romantik, deren Beginn durch das Wirken der sogenannten Heidelberger Schule markiert wird, der Patriotismus sich literarisch verkörperte, braucht wohl kaum erst eingehend dargestellt zu werden. In den Jahren 1805—1808 gaben Achim von Arnim und Clemens Brentano, die beiden Führer der Heidelberger Schule, die dreibändige Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn" heraus; literaturgeschichtlicher Sinn, Liebe zum Mittelalter und zum deutschen Volkstum sprachen aus dieser ihrer Veröffentlichung, und so bauten sie den schon vorher gebahnten Weg weiter aus. Die philosophierenden Bestrebungen nach der Art Friedrich Schlegels traten gänzlich zurück, aber der aufrichtige und immer kräftiger werdende vaterländische Geist der romantischen Bewegung ergoß sich von der Literatur aus in die Herzen und stärkte sie für die Erweckung des nationalpolitischen Gewissens, welche die 1806 und 1807 über den letzten Hort deutscher Macht hereinbrechende Katastrophe herbeiführte. Wie weit dabei die Stimmungskraft der Romantik auf das politische Fühlen steigernd eingewirkt hat, oder wie weit dieses lediglich durch den unmittelbaren Eindruck der politischen Realitäten bestimmt worden ist und sodann wieder auf die Vertiefung der poetischen Stimmungen zurückschlug, — diese Frage wird sich schwer endgültig und enscheidend beantworten lossen. Jedenfalls suchte der gedemütigte nationale Stolz durch das Mittel der Literatur in dem Glanz der Vergangenheit Trost. Und so erstand jene patriotische und gern altertümelnde Dichtung, die wir als vertrautes Ingredienz der romantischen Stilgattung anzusehen uns gewöhnt haben, von der Nibelungentrilogie (1808—1810) des preußischen Barons de la Motte Fouqué an und über die heiße Poesie aus den Jahren der Freiheitskriege hinweg bis zu den ruhiger gewordenen Werken des schwäbischen Dichterkreises, in dessen Mittelpunkt Uhland stand. Der in der Sturm- und Drangzeit gesäete Samen ging noch einmal auf und trug reiche Früchte. Von diesen Früchten zehrte die bildende Kunst ebenso wie das literarische Leben. Der bedeutendste deutsche Dichter der ganzen Epoche, Heinrich von Kleist, der freilich der romantischen Schulbewegung nicht eigentlich zuzuzählen ist, aber doch mit einem Teil seines Wesens in die romantische Sphäre hineingehört, hat im „Kätchen von Heilbronn" die Art des alten Ritterschauspiels aus den Tagen des „Götz" wieder aufgenommen und mit seiner „Hermannsschlacht" dem altgermanischen Drama, um das sich Klopstock einst in seinen „Bardieten" vergebens bemühte, in einer neuen Wendung das Leben gegeben.

Allerdings, eine nationale Dichtung von großem, umfassendem Stil, eine wahrhaft große Dichtung deutschen Charakters in tieferem Sinne, wie den „Götz" oder den ersten Teil des „Faust" und schließlich auch den „Wallenstein", bescherte uns die Romantik trotz alledem nicht. Der Wert dieser Literaturperiode beruht überhaupt weniger in ihren poetischen Hervor-

bringungen, als in der Auswirkung ihrer Tendenzen innerhalb des weiteren Kulturlebens der Nation. Ihr bedeutsamstes Ergebnis war die endgültige Vernichtung des unhistorischen Geistes, der das 18. Jahrhundert beherrscht hatte. Das Entstehen unserer historischen Wissenschaften, das damals vor sich ging — ich nenne Georg Niebuhr und Savigny —, nicht zuletzt das einer wirklich wissenschaftlich arbeitenden Literatur- und Sprachwissenschaft ist mit dem ganzen Stimmungsleben der Romantik auf das Engste verknüpft gewesen und ging teilweise sogar direkt von der literarischen Tätigkeit der Romantiker aus. Durch die Berliner Vorlesungen August Wilhelm Schlegels empfing ein Hörer, der junge Friedrich Heinrich von der Hagen, den ersten Anstoß zu seiner Ausgabe des Nibelungenliedes (1810). Die Brüder Grimm unterhielten zu Arnim und Brentano Beziehungen, und Jacob Grimm selbst hat es Tieck gestanden, daß er durch dessen Bearbeitung der Minnelieder zuerst auf diese Welt von Dichtung aufmerksam gemacht worden ist.*) Gewiß hatten die mittelalterlichen Neigungen auch ihre Kehrseite. Der mystische Hang, der von Novalis und Friedrich Schlegel herkam, bildete sich zu einem religiösen Obskurantentum aus, es entstand eine Gruppe von Konvertiten und Ultramontanen, deren Gehaben für einen Teil der späteren romantischen Bewegung kennzeichnend war. Neben Friedrich Schlegel gehörten vor allem Josef Görres, Brentano und Zacharias Werner dazu, wobei wir aber nicht vergessen dürfen, daß Brentano und Görres geborene Katholiken waren. Und Hand in Hand mit dem kirchlichen ging ein politisches Obskurantentum, die politische Reaktion. Die Idealisierung des Mittelalters zeitigte den Wunsch, die beschränkten Begriffe und Vorstellungskreise des mittelalterlichen Denkens und Fühlens und die daraus resultierenden beengenden Normen des öffentlichen Lebens womöglich wieder herzustellen. Friedrich Schlegel starb in Metternichschen Diensten. Jedoch diese Erscheinungen waren am Ende nur vorübergehender Natur, auf keinen Fall hatten sie ausschließliche Geltung gewonnen, und im großen und ganzen wurde eben durch die liebevolle Beschäftigung der Romantik mit den mittelalterlichen Jahrhunderten erst die Grundlage für unsere moderne geschichtliche Anschauungsweise geschaffen, die alles Gewesene und historisch Gewordene und noch Werdende in seiner bedingten Berechtigung und Notwendigkeit erkennen und anerkennen möchte. Und darum verdanken wir ihr auch mancherlei in politischer Hinsicht. Der sehnsüchtige Reichsgedanke, der in den folgenden Jahrzehnten des Jahrhunderts die Gemüter so mächtig ergriff, läßt sich von romantischen Vorstellungen nicht trennen, nicht trennen von dem poetischen Bilde der Kaiserkrone, die im grünen Rheine versunken liegt. In der literarischen Entwicklung wurde durch die Romantik der Umschwung bezeichnet, der in der Entwicklung unserer gesamten Denkweise, so weit sie die allgemeinen Verhältnisse des Lebens betrifft, das frühere Ideal

*) Vgl. Haym, a. a. O., S. 812.

eines unpraktischen Weltbürgertums durch das heute noch geltende praktische Ideal des nationalen Staates abgelöst hat.

Man möchte beinahe behaupten, daß das Erwachen der staatsbürgerlichen Interessen, in mittelbarer Beziehung wenigstens, überhaupt auf die Romantik zurückgeht. Aber gerade diesen staatsbürgerlichen Interessen, wie sie sich unter der Unzufriedenheit mit den starren Grundsätzen der Heiligen Allianz fürs erste entwickelten, den ganz und gar auf die nächste Zukunft, auf die Demokratisierung der gegenwärtigen Lebensverhältnisse gerichteten Wünschen des jungen Geschlechts der dreißiger Jahre, dem gleichsam parlamentarischen Geist dieser Zeit erschien die romantische Verklärung des Mittelalters in hohem Grade verdächtig. Von der neu auftauchenden literarischen Reformbewegung wurden darum die Begriffe Romantik und politische Reaktion in der Literatur einfach gleichgesetzt, obwohl das, wie bereits ausgedrückt, der Wahrheit keineswegs entsprach; Uhland z. B. war durchaus nicht „reaktionär". Indessen das wesentliche Moment bestand eben darin, daß das junge Deutschland das literarische Schaffen und die politische Tendenz im Prinzip nicht mehr getrennt wissen wollte. In seinen „ästhetischen Feldzügen" (1834) hat der Kieler Privatdozent Ludolf Wienbarg, einer der Heerrufer im Streit, das Programm der Jung-Deutschen entworfen; er sagte dort: „Die Schriftstellerei ist kein Spiel schöner Geister, kein unschuldiges Ergötzen, keine leichte Beschäftigung der Phantasie mehr, sondern der Geist der Zeit, der unsichtbar über allen Köpfen waltet, ergreift des Schriftstellers Hand und schreibt ein Buch des Lebens mit dem ehernen Griffel der Geschichte. Die Dichter und ästhetischen Prosaisten stehen nicht mehr, wie vormals, allein im Dienste der Musen, sondern auch im Dienste des Vaterlandes, und allen mächtigen Zeitbestrebungen sind sie Verbündete". Das Junge Deutschland hatte vor allem die Absicht, durch die literarische Produktion auf die Gestaltung der öffentlichen Zustände einzuwirken, und, indem es die wirkliche Gegenwart des staatlichen Lebens in seinem vorgefaßten Sinne zu fördern gedachte, wirkte es zugleich „im Dienste des Vaterlandes". Zu einer nationalen Literaturbewegung in jener unmittelbaren Bedeutung, wie sie unsere Betrachtung im Auge hat, wurde es jedoch damit noch nicht. Denn in der Blickrichtung seines obersten Interesses stand weder die Dichtung als solche, noch der Gedanke der Nationalität, sondern das, was es den „Zeitgeist" nannte, die Demokratie überhaupt, kurz, die Parteipolitik. Wenn im Verlauf dieser Zeilen des öfteren bemerkt worden ist, daß die Absonderung einseitig literarischer Betätigungen von den ursprünglicheren Energieen des Seelenlebens und ihre Gleichgültigkeit gegen das praktische Dasein des Volkes den Zusammenhang der Dichtung mit der übrigen Kultur verhängnisvoll lockern, so schütteten nun die Jung-Deutschen in entgegengesetzter Richtung das Kind mit dem Bade aus. Was sie erstrebten, war eine literarische Mischgattung, in der sich die Dichtung den praktischen Forderungen des politischen Willens schlankweg unterwirft, in

der sich poetische Elemente und Leitartikeltendenzen miteinander verquicken, und die deshalb letzten Endes zum Feuilleton führt. Sie haben zweifelsohne das politische Zeitungswesen durch die Literatur erheblich befruchtet; aber umgekehrt hätten sie auch, wenn ihre ästhetischen Ziele zur Herrschaft gekommen wären, den dichterischen Charakter durch das Politisieren ertötet, wie sie das Nationalbewußtsein in sich durch den reinen Parteistandpunkt umlegten.

Mit dem Jungen Deutschland ist unsere letzte literarische Revolution häufig in Parallele gebracht und entsprechend dieser Parallele das „Jüngste Deutschland" genannt worden. Und in der Tat, ähnlich wie es beim Jungen Deutschland der Fall gewesen war, wiesen die ersten entschiedenen Äußerungsformen der sogenannten Moderne einen tendenziösen Gegensatz gegen die Betonung der Vergangenheit auf, der gegenüber sie durch Hinwendung zum Leben der Gegenwart zur Lösung praktischer Zeitfragen beitragen wollten. Nur mit dem Unterschied: an Stelle der demokratischen Freiheitsidee trat das soziale Problem. Nichtsdestoweniger hinkt der Vergleich. Denn die Literaturbewegung in den achtziger Jahren war nicht von der Hervorhebung des sozialen Zeitproblems ausgegangen; dessen Wirkung stellte sich vielmehr erst in einem späteren, wenn auch vielleicht ausschlaggebenden Stadium ihrer Entfaltung ein. Entstanden war jene Literaturbewegung aus eigentlich poetischen Motiven. Und zwar hatten sich ihre Anfänge in einer Richtung entwickelt, die – bei der Erwähnung Wildenbruchs am Beginn dieser Ausführungen wurde es bereits angedeutet – nach nationalen Gesichtspunkten hinzielte.

Wir wissen heute längst, daß es gegen Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre um die deutsche Literatur bei weitem nicht so traurig bestellt war, wie es dem jungen Geschlechte damals erschien. Doch um die Berechtigung seiner Opposition wollen wir nachträglich nicht streiten; denn es hat den flachen Geschmack des Publikums jedenfalls im Laufe eines Jahrzehnts bedeutend vertieft. Und in Wahrheit hatte es sich mit seiner Opposition auch weniger gegen die vorhandene Dichtung gewendet, wie sie tatsächlich war – die es übrigens zum großen Teil gar nicht kannte –, sondern mehr und in erster Linie gegen diejenigen literarischen Erscheinungen, die damals die literarische Öffentlichkeit ausmachten und über das Publikum herrschten. In der Weichlichkeit und süßlichen Verlogenheit der Marlittschen und in dem gelehrten Apparat und der sichtbaren Mache der Ebersschen Romane, in den seichten Lustspielen Oskar Blumenthals, der lebensfremden und künstlerisch unechten Pose in den Baumbachschen Spielmannsweisen und den Mären und Sängen von Julius Wolff und seinem Gefolge, und besonders in der Armut an unmittelbarem Gefühlsgehalt, die sich unter dem glatten und geschmeidigen schönen Formenspiel der „Epigonen-Klassizität" eitel verbarg, in alledem vermißte man das, was man für die erste innere Voraussetzung einer wahrhaft idealen und großen dichterischen Kunst hielt: Lebensintensität und

lebendige Kraft. Heinrich und Julius Hart eröffneten 1882 in ihren „Kritischen Waffengängen", einer Berliner Zeitschrift, den Feldzug. Im Grunde war es dasselbe Verlangen, das vor einem Jahrhundert das Genie- und Gefühlswesen beseelt hatte; wie Herder und die Kraftgenies strebte man nach innerer Bewegung, nach dem Ursprünglichen und Elementaren. Die junge Literaturrichtung liebte es auch bald, sich mit dem Sturm und Drang zu vergleichen. Ebenso wie einst der Sturm und Drang setzte man wieder der reinen Formkunst das Prinzip einer Dichtung entgegen, deren Charakter vorwiegend durch die Stärke des Gehaltes bestimmt wird. Und nur aus diesem Gegensatz heraus ist die grobkörnige Schillerfeindschaft zu verstehen, die in jenen Jahren unter den literarischen Elementen der Berliner Studentenschaft Platz gegriffen hatte. In Schiller sahen sie vorschnell den mustergültigen Vertreter eines bloß formalen Idealismus, und deswegen haßten sie ihn. Der allgemein bekannte und immer wieder von neuem wiederholte Satz nun, daß die Formkunst spezifisch romanischer und die Gehaltskunst spezifisch germanischer Natur sei, tat auch hier, wie ebenfalls schon im Sturm und Drang, seine Wirkung und wirkte gleichsam in das bewußte Streben hinein. Die Kraft des Gehalts, nach der man verlangte, schien einem sich deutsch und teutonisch gebärden zu müssen, und darum glaubte man sie in den germanischen Stoffen und in der lebhaften und temperamentvollen Handlung der Wildenbruchschen Dramen gefunden zu haben. Seine „Karolinger" errangen bei ihrer Berliner Aufführung im Jahre 1882 durch den tosenden Beifall der studierenden Jugend einen überwältigenden Erfolg, und der Dichter erwarb dadurch eine einflußreiche literarische Stellung, um die er bislang vergebens gekämpft hatte. Er befestigte sie durch seine nächsten, gleichfalls Stoffe aus der deutschen oder germanischen Geschichte darstellenden Werke („Harold" und „Der Mennonit"). Bereits vor seinem Siege war seine vaterländische Sehnsucht nach dem Idealen und Hohen mit den reformatorischen Bestrebungen der Brüder Hart zusammengetroffen, und diese gegenseitige Durchdringung durchfloß nun die ganze Bewegung. So wurde ihr ursprünglich dichterischer Trieb zu einem patriotisch gearteten Drang.

Zu gleicher Zeit richtete sich sodann das Bedürfnis nach Lebensintensität, in naiver Schwenkung gewissermaßen, auf die gegenwärtige Zeit. Diese Schwenkung lag auch zu nahe. Denn nirgends bot sich der neuerungssüchtigen Gestaltungssucht Lebensintensität unmittelbarer und rückhaltloser dar, als in dem Leben der Gegenwart mit seiner Fülle frischer Kräfte. Die neue Wendung wurde zudem von dem wirksam gewordenen deutschen Empfinden gelenkt, sie war die Äußerungsform eines Stolzes auf die junge Blüte der deutschen Kultur, wie sie sich unter den neuen Verhältnissen tatfroh und kräftig entfaltete. Das Buch, aus dem dieser vaterländische moderne Wirklichkeitsinn auf einmal am vernehmlichsten sprach, war Wolfgang Kirchbachs 1883 erschienener Novellen-Zyklus „Die Kinder des Reichs".

Wie der Name besagt, hatte ihm die stolze Freude über die nationale Einigung das Motiv eingegeben, er verherrlichte den Reichsgedanken. Der durch die politischen und kriegerischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit aufgestachelte Patriotismus lag überhaupt in seinen Nachwirkungen dem nationalen Wesen der neuen Literaturbewegung mit zugrunde, — natürlicherweise. Unter dem Eindruck dieser Nachwirkungen war derselbe Gefühlsprozeß, den wir von der Eröffnung der literarischen Opposition bis hierher aufzudecken versuchten, ungefähr in den gleichen Jahren in Karl Bleibtreu vor sich gegangen. Nachdem seine Neigung für das Starke und Grandiose mit altnordischen und deutschmittelalterlichen Stoffen begonnen hatte [„Gunnlaug Schlangenzunge" und „Der Nibelungen Not"],*) griff er alsdann nach den neuesten Taten des deutschen Volkes und schuf aus einer Schilderung der Schlacht bei Sedan ein „historisches Prosaepos" unter dem Titel „Dies irae, Erinnerungen eines französischen Offiziers" (1882). Bald aber wurde der wesentlichste Punkt aus der zeitgenössischen Gegenwart herausgehoben und in den Vordergrund gestellt: das soziale Problem des großstädtischen Lebens. In seinem Roman „Die Verkommenen" (1883) entwarf Max Kretzer ein in dunklen Tönen gehaltenes Gemälde von dem Dasein der niederen Klasse in den Arbeitervierteln Berlins, und nicht lange, so gab auch Wildenbruch moderne Novellen heraus. Dieses neue Element mit seinem Reichtum an unberührter Lebendigkeit trat jetzt als selbständige Triebkraft neben die bereits wirkende, sodaß die revolutionäre Literaturbewegung von nun ab durch zwei verschiedene Tendenzen gekennzeichnet wird, auf der einen Seite das Verlangen nach „Kraft" und auf der anderen die Betonung der modernen Zeit mit ihrer sozialen Problematik, und beides in den Anfängen getragen von einem gewissen nationalen Gefühl.

Kraft und innere Größe, seien sie in der Form noch so hart, machen den wahrhaft volkstümlichen, den deutschen Charakter eines Dichtwerkes aus; in der Gegenwart hat sich die dichterische Kraft auch durch das energische Insaugefassen der sozialen Frage des modernen Lebens zu zeigen; und das Bemühen um diese Zeitfrage ist zugleich wieder eine national-kulturelle Aufgabe, die die neue Dichtung erfüllt. Dies etwa war der Sachbestand des Gewollten, den die nachdrängende jüngere Generation um die Mitte der achtziger Jahre vorfand. Sie faßte ihn sofort in ihren von Hermann Conradi und Karl Henckell herausgegeben „Modernen Dichtercharakteren" (Weihnachten 1884) programmtisch zusammen. Man kündigte dort die Revolutionierung der Literatur noch einmal feierlich an; und

*) Der Roman „Der Nibelungen Not" ist zwar erst 1884 veröffentlicht, aber aller Wahrscheinlichkeit nach schon vor „Dies irae" geschrieben worden. Er hat nicht den Stoff des Nibelungenliedes selbst zum Gegenstand, sondern das Leben eines in der poetischen Phantasie gedachten Dichters des Nibelungen-Liedes und damit dessen Entstehung.

mit Bewußtsein wurde „der Geist der wiedererwachten Nationalität" proklamiert.

In der modernen literarischen Revolution war also fraglos der Ansatz zu einer nationalen Bewegung vorhanden. Doch andere, dieser entgegenwirkende Strebungen kreuzten sie und erwiesen sich stärker, sodaß die Entwicklung jenes Ansatzes sich schnell im Sande verlief.

Die Hinwendung zur Zeit mit ihrem sozialen Problem wurde von einer solchen, künstlerisch und ethisch heftigen Ergriffenheit begleitet, daß sie alles Übrige an dichterischen Wünschen und Neigungen plötzlich verdrängte. Damit lösten sich die Aspirationen des jungen Dichtergeschlechts auch von der nationalgeschichtlichen Stoffwelt und von den ererbten großen Ideen der Geisteswelt endgültig ab und kehrten sich gegen sie. Daß es „die erste und wichtigste Aufgabe der Poesie sei, sich der großen Zeitfragen zu bemächtigen", erklärte Bleibtreu laut in seiner Broschüre „Revolution in der Literatur", die er kurz nach dem Erscheinen der „Dichtercharaktere" in die Öffentlichkeit schleuderte. Im Jahre 1886 gründete sich dann in Berlin der Literaturverein „Durch" unter der Führerschaft des Arztes Dr. Conrad Küster, der genau denselben Standpunkt wie Bleibtreu einnahm, die Dichtung „müsse die Gegenwart und nicht längst vergangene Zeiten vorführen". Die Leute der „Dichter-Charaktere" schlossen sich diesem Literaturverein teilweise an, Leo Berg und Eugen Wolff spielten in ihm eine leitende Rolle. Am Ende waren nun aber die neuen sozialen Formen des gegenwärtigen Lebens so wenig typisch für die eigene Nation allein und so ganz und gar typisch für die moderne Großstadt überhaupt, daß sich in der ausschließlichen Vorliebe für das spezifisch Moderne und allgemein Großstädtische der „Geist der wiedererwachten Nationalität" allmählich verlor. Zwar wiederholte es Eugen Wolff in einem vor dem Verein „Durch" gehaltenen Vortrag noch einmal, daß „die deutsche Dichtung einen dem deutschen Volksgeist entsprechenden Charakter erstreben muß"; jedoch bei der Nennung der „Aufgaben des Dichters der Gegenwart, die bedeutungsvollen und nach Bedeutung ringenden Gewalten des gegenwärtigen Lebens nach ihren Licht- und Schattenseiten poetisch zu gestalten und der Zukunft prophetisch und bahnbrechend vorzukämpfen", wurden die „sozialen Kämpfe" wieder an die erste Stelle gerückt. Und in der ethischen Teilnahme an diesen sozialen Kämpfen ergriff man schließlich Partei, naturgemäß die Partei der Opposition. Viele begannen mit dem sich auflehnenden Proletariat zu fraternisieren. Die revolutionäre Literaturbewegung stellte sich in den Dienst der sozial-politischen Opposition gegen die herrschenden Zustände. Dabei konnte es nicht ausbleiben, daß der internationale Charakter des Sozialismus mittelbar oder direkt auf das literarische Treiben herüberwirkte; gehörten doch einige der modernen Sturm- und Dranggesellen, wie Karl Henckell z. B., Bruno Wille und Mackay, beim Ablauf des Jahrzehnts der Sozialdemokratie als Mitglieder an.

Ein anderes Moment, durch welches die bewußte Tätigkeit des besonderen „deutschen Volksgeistes“ gehemmt und erstickt wurde, war die breite Ausdehnung einer stark sinnlichen Richtung in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre. In gerader Linie entwickelte sich diese sinnliche Richtung aus einer einseitigen Auffassung der beiden entscheidenden Tendenzen. Denn einmal schien sich in der Heftigkeit des sinnlichen Trieblebens die elementare „Kraft“ zu bekunden, nach der man sich anfangs vor allem gesehnt hatte, und überdies bedeutete die Frage nach den Beziehungen zwischen den Geschlechtern, das Verhältnis zwischen Mann und Weib, auch ein „soziales Problem“. Bleibtreu hatte schon in seiner Revolutionsbroschüre hervorgehoben, daß es gelte, „das alte Thema der Liebe im modernen Sinne, losgelöst von den Satzungen konventioneller Moral, zu beleuchten“, und in der Novellensammlung „Schlechte Gesellschaft“ (1885) mit der literarischen Verwertung des Dirnentums und der Apotheose der Kellnerin den Anfang gemacht. Diese Hinneigung zu geschlechtlichen Motiven trat nun gleichsam schäumend zu Tage, in Romanen von Hermann Conradi und Konrad Alberti vornehmlich, auch Kretzer und Wildenbruch hielten sich vorübergehend von ihr nicht frei. Immerhin ging von ihr eine gewisse idealistische Kampfrichtung aus, die der gesunden körperlichen Leidenschaft offene Anerkennung erzwingen wollte. Das sexual-ethische Problem suchte man durch neue Lösungen zu deuten und mit ihnen die hergebrachte Sitte zu stürzen; dieses Streben strömte hinein in die Teilnahme an der sozial-politischen Opposition und verband sich mit ihr zu Angriffen auf die gesamte überlieferte Lebensform der menschlichen Gesellschaft. Das allgemein soziale Anklagedrama errang bekanntlich in der modernen Literaturbewegung am Beginn der neunziger Jahre eine unumschränkte Herrschaft und diese selbst durch jenes den Sieg. Durch den Zug zum Sozialen, der sich anfänglich aus einer Art von nationalem Pflichtgefühl ergeben hatte, war so der nationale Faktor vollständig lahm gelegt worden.

Hand in Hand mit dieser Überwindung durch den Stoff, sozusagen, ging die Überwindung durch ein Stilprinzip, das sich mittlerweile als neues Literaturideal eingestellt hatte, durch die Tendenz zum Naturalismus.

Die erste Anregung zum Naturalismus hatte man aus Frankreich erhalten, als Michael Georg Conrad von einer Pariser Reise im Jahre 1883 nach München zurückgekehrt war und das Evangelium Zolascher Kunst zu verkünden begann. Hingegen zu einer eigentlichen Abhängigkeit vom Auslande führte diese erste Anregung vorläufig noch nicht, sie fiel nur kräftigend in die bereits selbständig vorhandene Bewegung hinein. Und in der Tat, gerade aus dem Haß gegen die schöne Form und dem Bedürfnis nach Lebensintensität und Gehalt und zum zweiten aus dem auf die Gegenwart gerichteten Geist mußte beinahe von selber die Schöpfung einer naturalistischen Wirklichkeitsdichtung erfolgen. Der Blick nach dem Ernst des sozialen Problems im tatsächlichen Leben forderte gleichsam mit ethischem Grunde

keine Abschwächung oder Idealisierung, sondern die gewissenhafteste Wahrheit in der Darstellung des gesehenen Stoffes, und ebenso forderte die erstrebte Lebensintensität im Dichtwerke eine unmittelbare Leibhaftigkeit dieses Dargestellten, gewissermaßen Wahrheit im künstlerischen Sinn. Der erste Ruf nach Kraft und Größe wurde durch das Schlagwort „Wahrheit" nach und nach abgelöst. Eine Aufhebung des ursprünglichen nationalen Bewußtseins bedingte dieses Verlangen nach dem Naturalismus an und für sich keineswegs. Nun aber fehlte eine deutliche Vorstellung von dem zu schaffenden naturalistischen Stil, und den tastenden Versuchen drängte sich das Vorbild der großen Ausländer mehr und mehr zur Nachahmung auf. Daß die moderne Bewegung auf jeden Fall den fremden Naturalismus nachahmen müsse, um zu einem Ziel zu gelangen, wurde endlich im Jahre 1889 durch das Prinzip der von Brahm geleiteten Berliner Freien Bühne als bindendes Gesetz hingestellt.*) Brahm führte Ibsen, Tolstoj, Strindberg, Björnson und die Goncourts als belehrende Muster auf. Dadurch entstand der Glaube an eine internationale Allgemeingültigkeit des naturalistischen Stils, und die Aufgabe des alten, noch 1886 von Wolff vertretenen Ideals, „die deutsche Dichtung müsse einen dem deutschen Volksgeist entsprechenden Charakter erstreben", war somit unzweideutig entschieden. An Stelle dieses Ideals trat von jetzt ab das Ideal einer wesentlich europäisch gearteten Modernität, in die das zeitgenössische Streben auch der deutschen Literatur in Zukunft einzumünden habe. Und einem solchen formalen Literaturideal entsprach auf der inhaltlichen Seite der Begriff des modernen Menschen ganz allgemein, wie er aus den Bedingungen des neuen sozialen Lebens hervorwächst und diese durch sein freies Handeln weitergestaltet.

Der Begriff des modernen Menschen lenkte über zum Individualismus, und in dem verinnerlichten Persönlichkeitsgefühl ruhte dann wieder der Same für jenes neue Keimen eines deutlichen nationalen Empfindens, dessen Feststellung uns zu unserer Betrachtung den Anlaß gegeben hatte. Der Kreis dieser Betrachtung ist hiermit geschlossen.

Wir konnten es beobachten, wie sich in jedem Reformbestreben der neueren deutschen Literatur das nationale Moment mit instinktartiger Notwendigkeit gleichsam irgendwie ins Bewußtsein emporreckt. Es ist, als ob es in solchen reformatorischen oder revolutionären Bewegungen auch mit zum Ausdruck käme, daß die Literatur ihrer Verantwortlichkeit und Verpflichtung der gesamten Kulturexistenz der Nation gegenüber immer wieder einmal inne wird. Die Erscheinung des Jungen Deutschlands scheint dem zwar widersprechen zu wollen. Doch selbst da hatte man immerhin das Gefühl — wie die herangezogene Bemerkung Wienbargs bestätigt —, sich vor dem Anspruch der vaterländischen Idee rechtfertigen zu müssen. Und sonst zeigen sich unserem rückschauenden Auge noch folgende charakteristische Züge.

*) Vgl. dazu Adalbert von Hanstein, Das Jüngste Deutschland. Zwei Jahrzehnte miterlebter Literaturgeschichte. 3. Auflage. Leipzig 1905. S. 146 fg.

Bei Opitz und Gottsched war die reformatorische Literaturbestrebung durch einen nationalen Ehrgeiz hervorgerufen worden; später, als wir eine eigene Nationalliteratur oder wenigstens die selbständigen Anfänge einer solchen schon hatten, im Sturm und Drang, in der Romantik und auch in den ersten Stadien der modernen Bewegung, ging umgekehrt aus Gährungen innerhalb der Literatur ein Erwachen oder Erstarken des nationalen Bewußtseins hervor. Und indem nun bei diesen jüngeren Erscheinungen das nationale Bewußtsein „hervorging", verließ es die rein literarische Sphäre, um eine gegenseitige Befruchtung zwischen dem seelischen Gehalt des dichterischen Wollens und Schaffens und den anderen Kulturkräften des Volkes zu vermitteln. Dabei war im Sturm und Drang das konkrete, dinghafte Leben der allgemeinen Kultur mehr der gebende, in der Romantik hingegen mehr der empfangende Teil. Im Sturm und Drang schweifte das nationale Bewußtsein des Literaturwillens umher in der reichen Vergangenheit und dürftigeren Gegenwart und sammelte Kräfte, die es dann wieder in die Dichtung zurücktrug, um sie dort produktiv zu verwerten. Und durch diesen Dienst hatte es dem Anschein nach seine ihm von dem Geist der Geschichte aufgegebene Mission zur Genüge erfüllt, so daß es von dem Schauplatze des literarischen Strebens vorläufig wieder verschwand. In der Romantik durchbrach es die Schranken der gleichsam ermüdeten Dichtung vollständig, in dem mannigfaltigen Kulturdasein des Volkes lebte es sich aus und durchdrang es und wurde so mehr für unsere nationale Entwicklung überhaupt, als für die Geschichte der literarischen Kunstwerke bedeutsam. Die Moderne zeigt ein dem Sturm und Drang ähnliches Bild, in verkleinertem Maßstab wiederholt sich hier ungefähr derselbe Vorgang wie dort. Allerdings ging der nationale Geist in der modernen Literaturrevolution zu schnell verloren, als daß er auf ihren Charakter entscheidend hätte einwirken können; doch schließlich ist es eben das durch den nationalen Geist angeregte Gewissen gewesen, was den Blick für die sozialproblematische Strömung geschärft hat, und durch die überlegene Kraft dieser von ihm aufgespürten, rasch wachsenden Macht wurde seine noch unentwickelte Lebensfähigkeit frühzeitig erdrückt. Dafür sproßte er aber, während die Gährung sich fortsetzte, an anderen Stellen von neuem hervor — wir entsannen uns dessen soeben durch eine Erinnerung an den Beginn dieser Ausführungen —, und eine ganz neue Richtung, wie die Heimatkunst, begann in seinem Namen gewissermaßen eine „Reform der Revolution" zu verlangen. Wir stehen noch mitten in den dadurch hervorgerufenen Kämpfen. Hin- und hergehende und sich vielfach verflechtende Kämpfe, in denen nun fast alle Parteien sich mehr oder weniger anschicken, das wahrhafte Ideal der nationalen Kultur für sich in Anspruch zu nehmen. Aber das gerade ist ein Zeichen für das Gefühl der nationalen Verantwortung, dessen sich die Literatur in Zeiten der Erregung und des ungesättigten Strebens nie ganz zu entledigen vermag.



Lesefrüchte.

Aus „Jesse und Maria"*).

Von E. von Handel-Mazzetti.

Aus Kap. 6. (Der Bittgang).

Zu dem Eichbaum am Auberg geht alle Ostermontag eine Kreuzmenge von Kleinpechlarn, um die Fruchtbarkeit der Felder zu erbitten. Beim Gnadenbaum wird vom Pfarrer das Festevangelium gesungen, worauf die Pilger sich an geweihtem Schinken, Brot und Wein unter dem Gnadenbaum gütlich tun. So geschah es von undenklichen Zeiten her immer, und so ist es auch in unserem sechzehnhundertacht- undfünfzigsten Jahr geschehen.

Der Zug ging morgens von Neupechlarn aus. Erst längs der Donau gegen Marbach, voran der Vorbeter Prüffer mit dem Kreuz, hierauf der Vikar Aichensperger, in Birett und Chorhemd, das Evangeliumbuch im Arm, sodann, zwei und zwei, die Neupechlinger Gemeinde.

In Kleinkrummnußbaum wartete bereits eine andere Kreuzmenge, sich anzuschließen, die ihren eigenen Vorbeter, den Fieberger, hatte. Unter dieser Kreuzmenge war der Forster Schinnagel mit seinem Weib und seinen zwei ältesten Buben. — Die Kirchfahrter gingen in schöner Ordnung nach Marbach in die Martinuskirche, die zwischen den hart ansteigenden Felsen und der sausenden und brausenden Donau liegt wie eine Seele in Nöten, und hörten dort eine stille Messe an, worauf unter lautem Beten, das bergan leiser ward und jeweils aussetzte, der Weg an Friesenegg vorbei und durch des Rauhentisch Wiesen über den Neubergsteig und Glassechsner genommen wurde, zum Tafel.

Bei jedem Felde und an den Weinbergen hielt der Zug; der Vikar sprach ein Gebet, dazu das Volk respondierte, und sprengte Weihwasser. Die Weinberge und die kahlen Felder lagen so heilig still. Nur aus dem Gotteshauswald pfiffen die Amseln. Die Leute gingen sehr andächtig; wo der harte Anstieg das Beten erschwert, schwiegen sie still, nur ganz wenige schwätzten; unter diesen wenigen war zum Leidwesen seiner frommen Marie auch der Forster von Krummnußbaum. Er ist mit Fleiß zurückgeblieben und geht jetzt im letzten Glied der Männer, während sie mit ihren zwei Knaben im ersten der Frauen wallt. Da hat er leicht auf sie zurücksprechen, und er tut's fort und fort, gibt ihr beim Beten gar keine Ruhe

„Weißt es, Marie, ein andermal söllt schon der Herr Vikari die Einsegnung summarisch machen, das stundenlang Umreisen ist ein Schinderei schon für ihn selbsten. Du schleppst dich auch mit dem Pauli unmäßiglich ab. Hättst die Kinder daheimet glassen."

Er schritt jetzt neben ihr. Sie erwiderte ihm begütigend leise, unser Herrgott wird die Müh des Weges uns schon entgelten, und der Pauli ist wahrhaftig nicht schwer, und sie hat ihn heraufverlobt, wie er von der brandigen Bräun verschont ist blieben. — Ob er's nimmer weiß? — „O sieh, da kommt schon die Marterſäul!"

„Und drenten müessen auch etlich Halloderich ein Maxen gelegt haben; siehst es? dort, es glengt der Draht vom Stammen herunter. Warts, wann ich euch derwisch, Satansrabenbraten, vermaledeite! Siehst es? drenten!"

---

*) Ein Roman aus dem Donaulande. Kempten und München, J. Kösel. Geb. 10 Mk., billige Ausg. geb. 6 Mk.

Er wies mit der Hand ins Holz links. Sie aber sah zu Boden, Daß er so fluchte! Er tat's wunderselten. – Und so gar wenig betet er. Geht ihm ganz gewiß noch die Komöd von gestert im Kopf herum Er hat ihr splitterwenig davon und überhaupt von dem ganzen Fest erzählt – was das nur ist, er erzählt ihr ja sonst immer alles, wie sie ihm auch.

„Da schau, Alexander, da ist schon das Brünnel!" deutete Marie jetzt, den Mann ermunternd über sich.

Spiegelklar, köstliche Kühle atmend, die sich mit Föhrengeruch vermischt, springts hart unter der Kuppe des Berges aus dem Felsen. Im Rudel drängen sich die Pilgram hin; einige schöpfen mit der hohlen Hand, andere trinken, auf den Boden hingestreckt, gleich frisch vom Quell weg, viele waschen sich auch die Augen mit dem als heilkräftig geltenden Wasser. Marie schöpfte für ihren Mann in einem Zinnbecher, den sie mithatte. Er trank, wischte sich den Bart und sagte: „Heunt hat das Wasser was, mein, es tut fischeln." Noch wenig Schritte, und sie sind unter den Föhren, die um den Wunderbaum, mit kleinen Tännlingen untermischt, stehen, mit den schlanken Kronen schaukelnd und sich neigend und beugend wie Vasallen vor des Königs Majestät.

Und er ist wirklich eine Majestät, der alte Eichbaum, denn er trägt in seinem Herzen eingefügt die Frau, die große Frau, die alle Zeiten grüßen: „Königin, salveto!" „Grüß dich Gott", singen jetzt auch die armen Pilgram aus dem Donauland:

„– Königin, vieltausendmal
Dahier im grünen Gnadensaal,
Weil du die Muetter Gottes bist,
Des Herren Jesu Christ."

Ein alt einfältig Lied, aber seltsam ins Ohr geht die Melodie.

Schinnagels Weib merkte mit Freuden, daß ihr unwirscher Mann erst mitsummte, dann schallend laut mitsang. Sie sang neben ihm die Oberstimme; eine herrliche Stimme hat sie, wie eine Silberglocke; weltliches singt sie nie, aber so schön die geistlichen Lieder.

Jetzt stand der Zug vor der Eiche still und formte sich zu einem Kreis; der Vikar trat in die Mitte, nahm das Birett ab, – der Wind blies um ihn her, sein Chorhemd flatterte und die Blätter des Evangeliumbuches knatterten, und auch den Leuten flogen die Haare und Kleider. Der Vikarius las: „Sequentia sancti Evangelii secundum Lucam XXIV, 13–35. In illo tempore duo ex discipulis Jesu ibant ipsa die in castellum, quod erat in spatio . . ." und gab, gelesen das Evangelium, mit dem Weihwedel den Segen nach allen vier Weltgegenden und über das anwesende Volk, das auf die Knie fiel.

Die Pilgram gingen hierauf essen; eine Frau blieb einsam vor dem Baum knien; des Richters Weib; ihr Mann stand hinter ihr, in sie verschaut, wie sie so schön und fromm da kniete; die Kinder schlichen sich leise alle andere Zeit zu ihr heran, zupften sie: „Muetter, bist scho fertig? Muetter, tust no heilig beten?"

Aber die Mutter ist im Himmel, hört nichts. In der Inbrunst fallen einzelne Worte vernehmbar von ihren Lippen: „Maria sei über uns und beschütze uns! Sei neben uns und begleite uns! Für deinen Feinden bewahre uns! Laß keinen von ihnen in unser Haus! . . . Soll niemand bei uns sein denn du und dein Jesu allein."

„Beten kannst schon, Meidl, wie eine Nonn," sagte ihr der Mann, als sie nach einer guten Weil sich bekreuzigte und von den Knien aufstand.

„Die beten noch ganz anderst!" entgegnete das Weib. „O, die beten! Was vor Gnaden derbeten die sich, davon unser eins keine Ahnung hat!" sie seufzte und derweil tändelte ihre Hand mit den Kraushaaren der beiden Buben, die an ihr emporsprangen.

„Möchtst aber doch kein Nonn nit sein, was?" brummte verliebt der Mann.

„Jetzt ist's zu spat, wann auch wollet," sagte sie langsam und überließ ihm ihre Hand, um die er schon die ganze Zeit, mit den groben Fingern begehrlich spielend, geworben hatte. „Kunnt ja nit sein, bin ja ehlich!"

„Mein, daß d' es bist!" freute sich unbändig der Mann. „Hab's gut troffen! Duliäh!" ward er wie ein Bub übermütig.

„Lex! Lex!" drohte sie mit dem Finger. Er führte sie bei der Hand, stolz um sich blickend, zum steinernen Tafele, woselbst die Pilgram schon saßen und lagerten und ihre Vorräte an Geweihtem verzehrten; das meiste davon des Herrn Richters Deputat. Sie standen alle auf, als er kam; er freute sich, daß sie ihn so ehrten. Sie boten ihm auch gleich den Platz neben dem Vikar zu Häupten des Täferls an; sie hatten sogar schon ihre Mäntel zusammengelegt, damit er besser sitze; aber er läßt das Wonneplätzchen seiner Frauen und setzt sich selbst abseits auf einen Baumstumpf, und die Frau muß ihm das Essen zutragen. Nur wie der Vikar seine Gesundheit ausbringt, geht er hinüber und sagt: „Deo krazias allelujer." Die sonderbar schönen Gesundheiten von gestern gingen ihm im Kopf herum. Ach was! Ist doch baß, ist doch baß, da im Grünen pokulieren, als drüben auf der Ritter stolzem Schloß. Der saure Wein, den sie ihm kredenzt, ist Muskateller und das schwarze Kornbrot ist eitel Marzipan. Tafelmusik ermangelt nicht, tyria, tyria, tyria, titit! zwitschert's lieblich im Geäst. Marie legt das den Kindern recht sinnreich aus als der Vöglein Gruß an unsere Frau: „Maria, Maria, Maria dich lieb ich." — Um die Eiche weht und flüstert der Wind, Marie sagt: „Hört's es, Kinder, seind die Engelein, wacheln mit den Skapulieren."

Von rechts, von Gottsdorf, kamen mit dem Westwind Glockentöne herauf. Elf Uhr ist es, der Bauern Mittagszeit.

„Mitzerl," sagte Schinnagel zu seinem Weib.

„Bin kein Mitzerl nit, bin keine Katz," zierte sie sich; dabei funkelte es schelmisch in ihren Augen.

„Mariederl dann! Gel, das darf ich sagen. — Los, wie schön man die Eilferin hört!"

„Regnet wird's," meinte sie.

„Du," machte er leise. „Weil d' fürhin hast gesagt, daß die Nonnen so heilig sind, du bist aber heiliger dann alle Nonnen miteinand."

„Geh, also schmeicheln."

„Denk mir's oftermalen, ich bin dein gar nit wert. Der reiste Nichtsnutz bin gegen dich."

„Aber Lex," schalt sie. „Wannst einer warst, hätt ich dich zuerst nit gnommen."

„Asoo!" Er fing sie, zog sie zu sich und küßte sie mit junger Glut. „Herr Vikari schaut!" entwand sie sich ihm, lief an den Abhang der Kuppe, wo die Bäume vorstehen, und wo ihre Buben mit andern Kindern blaue Feifalter jagten.

Der Mann schritt ihr nach. „Der Herr Vikari schaut nit," sagte er und nahm sie auf ein neues um die Mitte. Sie stand still neben ihm, ihre zarte Wange streifte die seine, ihre bräunlichblasse Hand lag in seiner, und sie sahen ins Land. Das Donauland lag gar herrlich da, wie eine Braut dem Bräutigam sich hingebend: der Bräutigam war aber der blaue, sonnendurchleuchtete Himmel. Schön Geschmeide trägt das Lieb, Perlen, nichts als Perlen, das sind die Dörfer und Weiler und Städte, schneeweiß im Grünen schimmernd; der jungfräuliche Gürtel aber, blaukristallen, ist die Donau, in ihrem Laufe nirgend schöner und blauer denn hier.

„Schau, ein Schiff," sagte Marie, und beide schauten. „Du," sagte sie dann. „Wann sein denn die gestert gfahren, nach Hungarn? Ich hob allweil paßt und paßt, hab kein Schiff nit sehen können."

„Wer söllt gfahren sein?"

„Der von Veldernborff und sein Braut."

„Ah, die fahren nit," kam's ihm aus. Zugleich erschrak er über sich, die weiß ja nichts und braucht nichts wissen.

Er fand, den Kopf nach der anderen Seite reckend, das Kreuz am Marbacher Kalvariberg stehe schief.

„Und warum fahrens nit?" forschte Marie. „Seins am End gar dahier lutherisch kopuliert worden?" hat sie's richtig schon weg!

„Ja, es seind kopuliert." Anlügen kann er sie doch nicht.

„Da schau die Leut an! Was das vor Leut sein," schüttelte sie den Kopf. „Wo habens denn einen sektischen Geistlichen herbekommen?"

„Was weiß ich."

„Wann's herauskommt, werden sie gestraft!"

„Du und ich werden's nit erzählen."

„Und wann's nit herauskommt, als werden die Leut sagen, es sein Zusammgstandene.*) Das ist aber schön."

„Ist ihr Sach; wann's ihnen nichts draus machen!" brummte Schinnagel. Eine Weile sahen sie beide schweigend in die Gegend.

„Du bist aber doch nit dabeigewest," frug Marie plötzlich, „wie sie sind kopuliert worden?"

„Ich bin spat kommen," wich er aus und hub mit einemmal, wie um seine gestrige Wortkargheit wettzumachen, vom Feste alles mögliche zu erzählen an. „Menschen waren dir beim Essen und bei der Komöd — grausam viel. Die Frau von Lindegg war auch da. Aufgedeckt ist gwest, ja fürstlich. Der Herr Jesse war ganz weiß angetan und ist in der Mitten gsessen neben seiner Braut."

„Wie war denn die angetan?" frug Marie.

„Wunderbar, ein seidnes Kleid hats gehabt, so grienlicht, mit lauter göldene Vögl tschameriert, und eine Ketten um den Hals mit einem göldenen Kreuzer dran und an der Hand so viel Ring, die han geglanzt wie die lautere Sonn. Und sie selber ein blitzsaubers Diendl! — Eine ist aber dannoch sauberer dann sie — eine ist gar die Schönst — kennst sie? Heißt Marie."

„Geh weiter! Bin nit schön, das weiß ich gar guet."

„Also! — Meinst, wann d' nit schön warst, hätt ich dich genommen?" gab er ihrs in tappiger Schalkheit für früher heim. Und flugs hat er auf ein neues einen Kuß von ihrem roten Mund gestohlen. — „Der Herr Vikar schaut nit!"

*) In wilder Ehe lebende.

Nun heißt es unserer lieben Frauen Valet sagen, — die Zeit vergeht, — die Kirchfahrter stellen sich schon zum Weiterwallen in Ordnung.

„Bhüet dich Gott vieltausendmal
Dahier im grünen Gnadensaal,
Schmerzhaftige Mutter Jesu!"

hallt und verweht es fast wehmütig im Föhrenwald, da der Zug gen den Eichbrunn zieht. Und mählich abwärts wallt es durch den Bischofswald, durch ein klein Dörflein von zehn oder zwölf armseligen Keuschen, Oberthalheim genannt; dann geht es wieder aufwärts den Fahrtweg nach einem größeren Dorf, wo viel Obstbäume stehen, alle in Blüte, rosenrot. Es lärmen und schwärmen die Bienen, sonst kein Laut von Mensch oder Tier. Hier sieht man keine Donau, aber links vom Wald im Duft blickt des Herrn Artstötters weißes Schloß herüber mit vier kleinen und einem großen Turm. Der große ist von der Kirche. — Nun kommen dunkle Wälder und aber Wälder, dann lichtet sich's und kommt wieder heiteres Wiesen- und Weinland; auch die Donau ist wieder da, wird breiter und breiter, rauscht näher und näher. Jetzt sind die Pilgram in Ebersdorf, ziehen zum St. Blasikirchlein und machen darin eine kurze Station, den Kindern Schutz von der Bräune zu erbitten, und dann ziehen sie auf dem Fahrtweg an der Donau zurück nach Kleinpechlarn. Zu Abend kommen sie dort an. Die Sonne steht schon überm Ostrang, der ganze Himmel ist rosen, die Donau flüssig Gold.

„Guete Nacht! Gelobt sei Jesus Christus," grüßten hier die Kleinpechlinger die Krummnußbaumer und schloffen in ihre Häuser; die Krummnußbaumer zogen im Abendgrauen längs der Donau ihrem Orte zu. Ordnung wurde jetzt keine mehr eingehalten. Der Vorbeter hatschte der letzte nach. Schinnagel hatte sein Weib unterfaßt, die müde war, sich aber doch den Pauli nicht abnehmen lassen wollte. Wie ein Christkindel schläft der Blondkopf auf ihrem Arm. Da glänzt das Licht aus St. Johanneskapellein, da plätschert der Brunnen. „Ah, sein wir zu Haus!"

Aus Kap. 30. (Maria besucht im Gefängnis den zum Tode verurteilten Ketzer Jesse.)

Aufs Wilhelmsburgertor zu wandert müden Schrittes ein Weib.

„. . . . Fronleichnamsschwester! Passiert!"

In der Einfahrt verlangte sie den Schließer. Er kommt mit seinem Schlüsselbund. Und sie sagt ihm ihre Kunde. „Das Kindlein ist geboren, ist ein Knäblein und gar ein liebes und ist gesund." Er fragt sie, woher sie's weiß. Sie weiß es . . ., sie ist dort gewesen. Da wird sein Weingesicht ganz freundlich.

„Kommet, das müßt Ihr ihm selber sagen!"

„O Jesu, nein! . . . Ihm nochmals für Augen kommen, darf nit! Ich hab ihn so gekränkt — mehr, als Ihr wisset."

„Das wird er Euch vergessen, kommt nur! Ihr habt das Kindl gesehen, ich aber nit." Er zündete ein Talglicht an; es war schon finster auf der Stiege. Im Gang brannte Kienlicht.

„Nehmt mein' Kerzen," sagte Jorig, „drin wird's auch schon finster sein!"

Die Gesperre klirrten, die Tür ging auf. Maria trat leise ein. Er lag auf dem Bett im Winkel; sie meinte, daß er schlafe. Näherkommend sah sie aber, daß seine Augen offen waren. Er stierte sie mit gläsernem Blicke an. „Seh ich Euch wieder? Das ist schön . . . Was gibt es Neues? Ist unser Schloß abgebrannt, ist mein Bruder gestorben? Ist . . . . mein Kind . . . Ach!" ächzte er

und griff sich auf dem Herzen herum, „was hab ich heut vor einen guten — und lustigen Tag!" —

„Herr Jesse," sprach mit zitternder Stimme, doch lächelnd Maria, „das lieb Kindlein ist schon da, ein frisch und gesundes Bübel!"

Da sprang der Mann in seinen Ketten auf wie ein Tiger: „Ist es wahr? — Ich tu Euch nichts, ich tu Euch nichts!" ging er ihr, die erschrocken vor ihm zurückgewichen war, nach. „Sagt mir nur, ob es wahr ist! Schaut, ich bin ein armer Teufel, narrt mich nicht!"

„Herr Jesse, Ihr dörft mir schon glauben!" lächelte Maria ihn an. „Ich war selbst dorten. Ich kumm von dorten. Ich hab Ewer liebes Bübel gesehen."

Seine Augen starrten, sein Mund bebte: „Wart — dorten? — Ja wann?"

„Als ich von Euch wegging."

„. . . . Und gesehen habt Ihr's — und mein' liebe Frau auch?" rief er. Sein gelbes Gesicht wurde rot vor Freude, und seine noch eben trüben Augen blitzten hell wie die Sterne. „Und geht es ihr gut? Und hat sie keine Schmerzen? Und das Bübel, — mein Bübel, — wie sieht's aus? — Ist es schwarz, gel, groß, klein? — Jesus, mein Bübel, mein Bübel!"

„Die gnädig Fraw liegt im Bett als ein Tauberl; und geht ihr so gut als bei den Umbständen möglich," erwiderte Maria und lügt dabei nicht. In Liebe und Mitleiden redet sie sich's selber ein, daß es besser steht, als es steht. „Das Kindlein ist schön wie ein Christkindel, — so viel lieb, — blaue Augerl hat's und göldene Haar."

„Schön ist es? Mir sieht's gleich?" fragte er und lachte wie ein unschuldiger Bub; man sah alle Zähne, weil er so mager war . . . Dann verzerrte sich sein Gesicht, — seine Augen wurden wild und stier; — die Frau hat's gesehen, das Bübel, sein Bübel, so viel lieb, — blaue Augen . . .; er wird's aber nicht sehen. Der Henker wartet mit dem Schwert, ... vor ihn ist's geschliffen . . ., morgen muß er sterben!

Er lehnte seinen Kopf an die Wand unterm Fenster, drückte die Finger in die Augen; seine Gestalt schütterte von erstícktem Weinen.

Der Frau blutete das Herz bei dem Anblick. Sie stellte die Kerze weg und trat zu ihm, und legte ihm die Hand auf den Arm, wie eine Mutter ihrem Kinde in Schmerzen.

„Herr Jesse! Tut nit verzagen! Gott sieht Ewern Schmerz, und Gott wird Euch helfen; der Kaiser kann's Euch noch schenken, es ist noch nicht die letzte Stund."

„Er wird mir's nicht schenken. Ich muß dran. Ich will auch!" reckte er sich und wischte die Tränen von seinen Wangen. „Es wird mir jetzt viel leichter sein . . . Sie ist nicht allein, — sie hat ein liebes Kind, das wird sie trösten. . . . Frau, das hab' ich nicht gedacht, daß ich für meinem Elend noch eine solche Freude haben soll, und daß Ihr sie mir würdet bringen!" . . .

Der Himmel war schon fast erloschen mit seinem blutroten Schein; ein Glitzersternlein sah durch die Gitter ins Gefängnis. Da stand er, der arme Sünder, vor dem Weib, das ihn überliefert hatte, und keinen Haß fühlt er mehr; wieder und wieder dankt er ihr, daß sie kommen ist. — Er will noch von seinem Kind hören, und sie erzählt, — so lieb ist es, so lieb!

„So guet geschmeckt hat's ihm noch, wie's trunken hat bei mir . . ." redet sie heraus.

„Bei Euch? Frau?"

Sie wurde rot wie eine Blutrose.

„Frau, wie soll ich Euch danken für Euren Liebesdienst, ich armer Narr?"

Er sprach von Herzen, und sein Blick war gut; . . . . das muß seine junge Vaterschaft machen, daß er so lieb schaut. Marien kommt ein Gedanke, — ein Wort tritt ihr auf die Lippen, — die Bitte: Herr Jesse, schwört ab! — Sie spricht's nicht aus in heiliger Scham; die Liebe, die sie seinem Kind geschenkt, die Milch aus ihrer Brust, mit der sie's tränkte, davor nimmt sie nichts an, verlangt sie nichts . . . Ihre schönen Augen, die ja, zu seinen erhoben, sprechen: „O Herr, denke an deine Seel! Nicht für mich, für dich!" . . . Aber sie spricht kein Wort.

Ob er es fühlt, was sie sich denkt? Seine Stirn beschattet sich, und er geht unruhig zum Bett und zurück. Dann steht er wieder vor ihr und fragt sie, wie sie denn das viele in einem Tag hab schaffen können, von daheim nach St. Pölten, in St. Pölten zu ihm in den Turm und noch auf St. Georgen; es ist so viel, daß er's kaum glauben kann.

„Bet't hab halt," sagt das arme Weib, „so is's schon gangen, ... zu Unser Frauen vom Tafel . . ." Sie verstummt, jetzt hat sie den Dämon gerufen. Er rührt sich auch; aber nicht stark. Er ist gefesselt wie der arme Jesse, durch die liebe Hand, die dem Jessekindlein hat wohlgetan.

„Euer Bild vom Tafel immer! Sagt mir nur, warum sucht Ihr Euch kein schöners aus?"

Maria sprach sanft:

„Herr Jesse, die Schönheit macht's nit aus! Gibt manche Leut, die seind schön, guet seinds aber nit. Gibt auch schön und guete," flocht sie ein, sorgend, er möchte das Wort auf sich beziehen. — „Dann gibt's aber Leut, die recht schiech sein, dabei guet vom Herzen. Kennt der Herr den Meuß? Das ist so einer. Also ist es mit den Bildern auch; — unser Herr zeigt sein Macht und laßt grad die armseligen gnadenreich sein. O Herr, das Bild ist so gnadenreich! So viel Trost in Weh und Schmerzen hab dort bekommen: wie mein Poldl ist gestorben und sonst noch oft — oft! Wann ein rechtes Kreuz über mich kommt, als geh' ich immer auf's Tafel —"

Er unterbrach sie: „Schön, sagt Ihr, ist mein Kindl?"

„Wie ein Engerl."

„Das freut mich. Seht Ihr, ich habe schöne Leut einmal gern . . . Schön und gut ist mir lieber als gut allein. . . . Ihr, Frau, seid ja auch schön und gut!" Die ritterliche Wendung machte sie erröten.

„Da tut der gnädig Herr mich spotten, ich bin gar nit schön."

„Ich müßte kein Mann sein, um das nicht zu sehen. Ich hab das auch schon lang gewußt. Daß Ihr auch gut seid, weiß ich aber erst seit heute."

Da sprach Maria: „Nein, Herr, ich bin nit guet. Ich hab den Herrn heunt gemartert, da ich's ihm vom Landersperger hab gesagt; ich weiß es wohl, — gar leid ist mir derwegen," fügte sie leise bei.

„Ja," sagte er, „das hat mir wehgetan. . . Hans, armer Hans!" Seine Brust fing wieder zu beben an; seine Augen blinkten. „Getreu bis in den Tod. . .

Ihr habt's nicht gewußt, . . . wie lieb mir der war, ... und jetzt habt Ihr mich ja . . . durch eine andre Post getröstet."

Der Himmel vor der Luke war schon ganz schwarz, man hörte die Domuhr. Jesse sprach zur Frau:

„Ihr müßt jetzt gehen, Frau Schinnaglin! Es ist spät, — wir sind da allein, die Welt ist schlecht. Mein Ruf ist nichts, ich bin eine infame Malefizperson; aber Ihr seid eine ehrbare Frau, Euer Ruf ist kostbar."

„Wir seind nit allein," sagte das fromme Weib; sie stand vor ihm, die Kerze in der Hand, wie die kluge Jungfrau; „unser zween heilige Schutzengel seind beiwesend."

„Wann fahrt Ihr denn heim?" fragte Jesse.

Sie antwortete ganz leise: „Morgen früh."

„Wenn Ihr daheim seid und seht die schöne, blaue Thonau, grüßt sie mir und jeden Stein hüben und drüben, . . . in Marbach, — in Melk, — überall. . . . Zeit ich hier lieg, hab ich oft, oft hingedacht. . . . Morgen um acht Uhr denkt an mich!"

„Will schon beten," flüstert sie, mit zitternden Händen den Schleier herabziehend; heiß steigen ihr die Tränen in die Augen, so weh ist ihr um diesen armen Menschen, der sterben muß durch ihre Schuld.

Tiefgesenkt das Haupt, hinter dem Schleier leise weinend, schritt sie an die Tür, klopfte. Der Schließer tat ihr auf; bevor sie die Zelle verließ, warf sie noch einen Blick zurück; da sah sie den Velderndorffer bei seinem Bett stehen und mit der Hand sie grüßen. . . . Die weiße Hand mit der blitzenden Kette daran aus dem Dunkel winkend, das ist das letzte, was sie von ihm sieht

Kritik.

Wilhelm von Polenz. (Geb. 14. Jan. 1861.) Obwohl Wilhelm von Polenz von Kennern mit Recht als einer der bedeutendsten, von vielen sogar als der bedeutendste deutsche sozialpolitische Erzähler unserer Zeit angesehen wird, und obgleich seine Romane schon mehrere Auflagen erreicht haben, ist er und sein Gesamtwerk noch immer nicht in so weiten Kreisen bekannt und geschätzt, wie sie es verdienen. Darin wird hoffentlich die bei F. Fontane & Co. Berlin-Grunewald erschienene Ausgabe seiner gesammelten Werke*) Wandel schaffen. Die verhältnismäßig geringe Verbreitung der Polenzschen Dichtungen kommt zum großen Teil daher, daß sie für das große Lesepublikum zu wenig unmittelbar Anziehendes, zu wenig Spannung, zu wenig Stimmung und Glanz, für viele auch zu wenig pikanten Beigeschmack haben und teilweise auch zu lang erscheinen. In der Tat kommen in seinen weitangelegten und breitausgeführten Erzählungen verschiedentlich Stellen vor, die nicht wahrhaft dichterisch ausgestaltet, sondern etwa in der Form sozialpolitischer Abhandlungen stecken geblieben sind. Das hängt eben notwendig mit dem sozialpolitischen Charakter seiner Dichtungen zusammen. Daher bezeichnet man ihn, wie überhaupt alle Dichter, die sich in so weitgehendem Maße mit Zeitfragen in ihren Werken befassen, mit Adolf Stern und Adolf Bartels sehr treffend als „Dichter-Schriftsteller." Wie kaum ein anderer mitlebender Dichter fühlte Polenz, der an dem Leben seines

*) Ges. Werke. 10 Bände, zus. 40 Mk. geb., einz. Bd. 1—3, 6—10 geb. je 5 Mk., Bd. 4 und 5 geb. je 6 Mk.

Volkes innigen Anteil genommen und dessen Fragen und Kämpfe im eigenen Innern mit durchlebt hat, die Pflicht in sich, seiner Zeit den Spiegel vorzuhalten und als Poet der Prophet seines Volkes zu sein, der diesem aus den zeitlichen Unvollkommenheiten und Irrtümern nach Kräften den Weg in eine bessere Zukunft weist. Um jener volkserzieherischen Pflicht recht getreu nachzukommen, glaubte nun unser sozialer Dichter-Schriftsteller seine Stoffe mit unbedingter Treue behandeln und von allen nur möglichen Seiten beleuchten, ja sogar alle irgendwie mit ihnen zusammenhängenden Probleme mit in die Darstellung ziehen zu müssen. Natürlich war er dann gezwungen, eine größere Anzahl, oft mit der Haupthandlung wenig oder gar nicht zusammenhängender, Parallel- und Nebenhandlungen und als deren Träger zahlreiche Nebenpersonen einzuführen, sodaß hin und wieder die Straffheit des Aufbaues darunter leidet und die Aufmerksamkeit auf das Hauptthema und die Hauptpersonen dadurch abgelenkt wird. Vor allem aber sind unter den vielen aufgeworfenen Fragen verschiedene, die — wie ganz sicher auch der Dichter selbst wußte — sich einer im vollen Umfange künstlerischen Lösung und Darstellung entziehen. So entstanden denn naturgemäß jene Breiten, die der echt poetischen Form entbehren, die nicht von Anschauung gesättigt sind, oder jene öderen Stellen, denen immer noch etwas von der Nüchternheit und den prosaischen Bestandteilen anhaftet, die allen theoretischen Fragen und Abhandlungen im wirklichen Leben nun einmal eigen sind. Doch darf man um dieser Schwächen willen nicht die Vorzüge der Polenzschen Werke verkennen. Ganz besonders aber den Hauptvorzug nicht, daß sie, namentlich die großen Zeitromane, in echt epischer Weise großzügig aufgefaßte und richtige Bilder von unserer Zeit und ihren sozialen Verhältnissen entrollen. In diesen Schilderungen ist, wie Adolf Bartels mit Recht in seiner Schrift über den Dichter hervorhebt, „deutsches Leben von deutschem Geiste erfaßt, in deutschem Geiste dargestellt, von deutschem Herzblut durchtränkt." Darum „hat jeder Deutsche, dem daran liegt, sein Volk und die Bewegungen in seinem Schoße zu dieser Zeit zu verstehen, Polenz vorzunehmen", wenigstens, so dürfen wir hinzufügen, wenn er diese Zeitgemälde in poetischer Darstellung genießen will. Von der dichterischen und menschlichen Persönlichkeit Polenzens selbst, den er der Bedeutung (nicht der Art) nach für den deutschen Zola hält, sagt Bartels in dem die ganze Ausgabe einleitenden Vorwort bei einem Vergleich zwischen dem Franzosen und dem Deutschen: „Unser Polenz verblüfft nicht, er hat nichts Faszinierendes, er spannt nicht einmal stark, aber er hat die Dinge selbst sozusagen, er hat die Unaufdringlichkeit des vornehmen Menschen, er hat die strenge Wahrheitsliebe des wahren Patrioten, er hat die Treue des echten Dichters, er hat auch sehr viel Feinheit und Poesie im einzelnen. . . . . Polenz ist unscheinbarer (als Zola), aber zuletzt doch freier und weiter, und in seinen Lebensbildern steckt mehr innere Arbeit, Arbeit an sich selber. Diese Arbeit an sich selber und die Liebe, die Tolstoi ihm nachrühmt, die Liebe zu Volk und Heimat, sind das Beste an dem Menschen Polenz, und sie tragen auch den Dichter". Und im weiteren nennt er ihn eine „schlichte, vornehme, von sozialem Gerechtigkeitsgefühl und im Kern religiöser Liebe getragene Persönlichkeit".

Wilhelm von Polenz war ein vorwiegend episches Talent. Deshalb hat er auf dem Gebiete des Romans und der Novelle sein Bestes geleistet. Und so ist es berechtigt, daß seine drei Hauptwerke, die gemäßigt-naturalistischen, großen

Heimat-, Standes- und Entwicklungsromane, „Der Büttnerbauer", „Der Pfarrer von Breitendorf" und „Der Grabenhäger" den Inhalt der drei ersten Bände unserer Sammlung bilden. Diese drei großen Romane gewinnen auch noch dadurch besonderen Wert, daß sie sich, bei natürlich völliger Selbständigkeit jedes einzelnen, nicht nur stofflich, sondern auch ästhetisch überaus glücklich ergänzen und abrunden. Als besonderes Charakteristikum hebt Bartels zutreffend für den Pastorenroman die Frische, für den Bauernroman die Kraft und für den Gutsbesitzerroman, den „Grabenhäger", die Feinheit hervor. Welchen von den beiden letzgenannten man den besten nennen will, ist mehr oder weniger Geschmackssache. Wohl steht der ältere, „Der Pfarrer von Breitendorf" — er ist 1893 veröffentlicht — sowohl inbezug auf den Inhalt wie auf die Form den beiden andern nach, diese beiden sind sich jedoch ziemlich gleichwertig. Nur dürften feiner besaitete Leser dem „Grabenhäger" den Vorzug geben, während Leute mit stärkeren Nerven im allgemeinen noch mehr Gefallen an dem düsteren, ergreifend tragisch endenden „Büttnerbauer" finden werden. Alle drei Werke spielen im wesentlichen auf ländlichem Boden, die beiden erstgenannten auf dem der Lausitz, der engeren Heimat des Dichters, und der „Junkerroman" weiter nördlich, in der Mark und in Pommern. In diesem ländlichen Gebiet und Milieu war der Dichter zu Hause, hier, in dieser Muttererde, mit der er innig verwachsen war, ruhten die starken Wurzeln seiner künstlerischen Kraft. Und daher gehen alle drei Romane aus unmittelbarsten Lebenseindrücken und -erfahrungen hervor und sind mit wahren Lebensbeobachtungen erfüllt. Denn selbstverständlich hat er stärker noch als das Leben des ganzen deutschen Volkes, das seiner engeren Heimat mit innerster Anteilnahme mitgelebt, alle Fragen derselben in der eigenen Seele durchgearbeitet und sie in diesen drei Standesromanen ihrer Hauptvertreter zur Darstellung gebracht.

„Der Pfarrer von Breitendorf", einer der besten Pastorenromane unserer Zeit, ist nicht nur Standes-, sondern gleichzeitig auch Entwicklungs- und Heimatroman. U. a. fesselt er besonders dadurch, daß der Verfasser in der Charakterentwicklung, in erster Linie in der Ausbildung der Weltanschauung des Helden mehr oder weniger die eigene gezeichnet hat. Angeregt zu diesem Roman ist der Dichter fraglos durch seinen Verkehr mit Moritz von Egidy und von der durch dessen „Ernste Gedanken" hervorgerufenen religiösen Bewegung. Die Hauptgestalt des Romans, Pfarrer Gerland, der eine vornehme, kluge und innerlich wahrhaft fromme Natur ist, wird durch mancherlei, meist unangenehme, innere und äußere Erlebnisse allmählich dazu gedrängt, sich von der Kirche, d. h. dem äußeren Kirchentum, loszusagen und den Pfarrerberuf aufzugeben. In der Folge lebt er dann als Volks- und Jugenderzieher von freierer religiöser Anschauung und an der Seite der geliebten Frau, der Tochter eines freigeistigen Arztes. Außer Gerland lernen wir in dem Roman noch eine ganze Reihe von Pfarrern kennen. Wenn man noch deren viele Amtsbrüder aus allen anderen Werken Polenz' hinzunimmt, dann hat man eine ganze Galerie von Pastorentypen. Sowohl in Hinsicht auf die Auffassung des geistlichen Berufes und der Stellung zu Religion und Glaube als auch bezüglich der gesellschaftlichen Bildung und Gewandtheit sind die verschiedensten Spielarten dieses Standes vertreten. Auch die weitere Umwelt, die Dorfbewohner und das bäuerliche Leben und endlich die Landschaft sind mit feinem Verständnis und mit Liebe dargestellt, charakterisiert und ausgemalt. So ist

u. a. der Dialekt mit gutem Geschick zur Kennzeichnung des Heimatkolorits verwendet.

Der nächste dieser Hauptromane, „Der Büttnerbauer", erschien 1895, machte den Dichter in Deutschland berühmt und trug seinen Namen zum ersten Male weit über die deutsche Grenze. Daher ist es billig, daß er den Reigen der gesammelten Werke eröffnet, bei deren erster Ausgabe er die Auflagezahl 13 zeigte. Unter vielen anderen hat Leo Tolstoi den Roman gepriesen, der ihn in einer eingehenden Betrachtung ein wahrhaft künstlerisches Meisterstück nennt. Und in der Tat verdiente und verdient noch heute sowie zukünftig der Roman wegen seiner starken künstlerischen Eigenschaften seine tiefe „wuchtige" Wirkung. Entrollt er doch ein mächtig packendes Bild, ein abgeschlossenes Stück deutschen ländlichen Lebens, von allen Seiten und in der Tiefe gesehen. Ich sage absichtlich deutschen ländlichen Lebens, denn die traurige Geschichte dieses Lausitzer Großbauern und seiner Familie ist bis zu einem bestimmten Grade typisch für den gesamten deutschen Bauernstand, ja sie wird noch allgemeiner, wie Adolf Stern feinsinnig bemerkt, „zum treuen und scharfen Spiegel des Lebens der in Wahrheit Enterbten". Mit großartiger Schlichtheit und Eindringlichkeit ist das Schicksal des mit inniger Liebe an der Scholle hängenden Büttnerbauern erzählt, der seinen Hof bei der Erbteilung mit großen Schulden übernimmt und ihn trotz unermüdlichen Fleißes nicht halten kann, sondern in die Hände jüdischer Wucherer gerät und sich schließlich, vollständig ruiniert, das Leben nimmt. Es gibt wohl kaum etwas Ergreifenderes, als die von aller Sentimentalität freie Schilderung von dem Ende des Bauern. Wie tief erschüttert uns die Verzweiflungstat des Mannes, den wir am Anfang der Geschichte stolz und frei mit seinen beiden stattlichen Söhnen zur Kirche gehen sehen, und der nun, da ihm nichts mehr geblieben ist, und nachdem der einst mit Recht so Stolze jede Demütigung hat hinnehmen müssen, sich an einem schönen Frühlingsmorgen im Anblick seiner ehemaligen Felder erhängt. Großartig in ihrer Schlichtheit und Richtigkeit ist diese Gestalt des Titelhelden gezeichnet, eine echte Bauerntype mit individuellen Vorzügen und Schwächen, die Strich für Strich überzeugend wirkt, deren Handlungen notwendig aus ihrem Charakter und den Verhältnissen hervorgehen müssen bis zur letzten tragischen Tat. Dieser Charakter ist jedenfalls der künstlerisch vollendetste, den der Dichter gestaltet hat. Fast nicht minder herbe ist das Schicksal der um ihr Erbe gekommenen Kinder, die in die Großstadt getrieben und dort zu Proletariern werden. Von den übrigen Personen des Romans können im Rahmen dieses Aufsatzes nicht einmal die hervorragend gut und lebenswahr ausgeführten auch nur erwähnt werden. Besondere Anerkennung muß man aber doch der Kennzeichnung des ganzen ländlichen Milieus, und des gesamten dörflichen Lebens zollen, die in dieser vornehmlich als Standes- und Heimat-, weniger als Entwicklungsroman anzusprechenden Dichtung noch breiter ausgemalt und noch plastischer herausgearbeitet sind als im „Pfarrer von Breitendorf". Man muß wieder einmal Adolf Bartels zustimmen, der in einer früheren Auflage seiner „deutschen Dichtung" den größten Reiz des Romans in der „örtlichen Abtönung" der gewichtigen Zeit- und Lebensfragen fand. Andererseits soll nicht verschwiegen werden, daß wir gerade hier verschiedentlich auf die in der Einleitung gerügten Breiten treffen und auf nüchterne und trockene Stellen, die wie nationalökonomische Erörterungen anmuten. Jedoch hat das Werk durch die eindringlichen Erörterungen

eine sozialpolitische Mission erhalten, die noch lange nicht erfüllt ist, obgleich sich die bäuerlichen Verhältnisse unterdessen ein wenig gebessert haben. Und wenn dieser Beruf in ferner Zukunft einmal erledigt sein und der Roman auch ästhetisch veraltet sein sollte, dann wird er immer noch ein Kulturdokument sein und für alle Zeiten bleiben von mindestens ebenso großer Bedeutung als „Der Grabenhäger“ und jedenfalls noch stärkerer als „Der Pfarrer von Breitendorf“.

Mittlerweile war Polenz zu der höchsten ihm erreichbaren Stufe schriftstellerischer Leistungsfähigkeit gelangt, wie der 1897 veröffentlichte „Grabenhäger“, der den 2. Band der Gesamtausgabe ausmacht, beweist. Er ist das ausgeglichenste von allen Polenzschen Werken sowohl im Stil als auch in der Fabel. Vor allem sind die Charaktere dieses Grundbesitzerromanes und das ganze Milieu, in dem sie sich bewegen, ihr Verhalten und ihre Sprechweise mit solcher Feinheit, so echt und mit so vielen bezeichnenden intimen Einzelheiten und mit solcher Hingabe ausgeführt, wie es nur dem Standesgenossen möglich ist, dem diese Dinge alle aufs innigste vertraut sind, der ganz und gar mit ihnen verwachsen ist und daher aus der Tiefe des eigenen Inneren und der Fülle der eigenen Lebenserfahrungen und -eindrücke schöpfen kann. In der meisterlichen Darstellung der Standesgenossen des Titelhelden, sowohl der Gutsbesitzer als des Adels, dürfte kaum ein Typ fehlen. Fast ebenso reich vertreten und trefflich gezeichnet sind die weiblichen Mitglieder dieses oder richtiger: dieser Kreise. Ebenso ist der Volksuntergrund mit Polenzicher Sachkenntnis und vollständig gereifter Darstellungskunst behandelt. Mehr als das vorhergehende ist dieses Werk wiederum Entwicklungsroman. Es stellt die langsame Umwandlung eines soeben vom großstädtischen Regiment heimgekehrten, in allen Vorurteilen seines Standes befangenen, aber im Kerne gesunden Junkers zum tüchtigen, arbeit- und strebsamen Großgrundbesitzer dar. Wie dieser Erich von Kribow allmählich mit immer freieren und weiteren Blicken Welt und Menschen ansehen und die Bedeutung und die Aufgaben seines Standes erkennen lernt, das weiß der Dichter im vollen Umfange glaubhaft zu machen. Diese glückliche Entwicklung verdankt von Kribow nämlich vornehmlich weiblichem, dem mit feinen Mitteln dargestellten, leisen aber ständigen Einfluß seiner prächtigen Gattin Klara. Diese Frau, deren jugendliche Illusionen vom Leben und der Ehe mit rauher Hand zerstört werden, und die dann doch tapfer und frohen Herzens ihre Pflichten erfüllt, ist eine wahre Prachtfigur, die fesselndste Gestalt des ganzen Romans wie überhaupt der schönste von Polenz ausgeführte weibliche Charakter. In ähnlicher Weise, schlicht aber eindringlich wie diese edle Frau, wirkt auch der ganze Roman, der, obwohl er im eigentlichen Sinne nichts ungewöhnlich Spannendes enthält, doch voller Leben ist, und der wegen seiner Feinheit und der leicht und gleichmäßig dahinfließenden Erzählung besonders ästhetisch fein empfindende Leser immer anziehen wird.

Auch die drei Romane der drei folgenden Bände kann man in ähnlicher Weise wie die soeben behandelten unter einem bestimmten Gesichtspunkt gemeinsam betrachten, wenn sie zusammen auch nicht ein so harmonisches Dreigemälde wie diese abgeben, dessen in diesem Falle ausnahmsweise einmal ziemlich gleich große Einzelbilder so vorzüglich aufeinander abgestimmt sind und sich in so vollendeter Weise ergänzen. Das Gemeinsame haben jedenfalls die drei anderen auch, daß sie große Lebensfragen im Anschluß an einen oder richtiger: an mehrere individuelle Fälle behandeln, die,

wenn auch nicht völlig neu für die Zeit des Dichters, doch in ihr besonders brennend und antwortheischend auftraten. Wenn wir diese drei Romane wieder in der Reihenfolge ihres Erscheinens vornehmen, dann müssen wir mit dem 1890 herausgegebenen „Sühne“ (Bd. 5) beginnen. Dieser erste Roman des Dichters, der schon auf einer leidlichen künstlerischen Höhe steht, handelt von dem Problem der freien Liebe und der schrankenlosen Hingabe an die sinnliche Leidenschaft. Welche Stellung der Dichter zu ihm nimmt, das hat er schon im Titel angedeutet, und im Laufe der Handlung legt er folgerichtig und psychologisch überzeugend dar, daß ein solches Verhältnis kein wahres Glück bringen kann. Seinem Gesamtcharakter nach gehört der Roman zu der modern-realistischen, psychologisch vertieften, also wirklich guten Unterhaltungsliteratur, wie sie etwa Polenz' Schulkamerad Georg von Ompteda bis heute pflegt.

Ein noch wichtigeres, jedenfalls noch bedeutend weitere Kreise beschäftigendes Problem, die Frauenfrage, wird in dem auch künstlerisch vollendeteren biographischen Frauenroman „Thekla Lüdekind“ (1899) in unvoreingenommener und großzügiger Weise beleuchtet. Das Resultat ist die Erkenntnis, daß an dieser Frage „unbewußt die Menschheit gearbeitet, seit Mann und Weib einander erkannt hatten in ihrer Verschiedenheit, seit die Geschlechter einander abstießen in tausendfältigem Gegensatz und einander suchten zur Ergänzung und Genesung“, und daß die Frauenrechtlerinnen der schärfsten Richtung „gegen einen Wall kämpften, den sie Vorurteil nannten, und nicht merkten, daß sie abprallten an den Grundfesten der Welt“. Ebenso wahr wird auch immer die Überzeugung der Heldin bleiben: „nicht mit dem Kopfe bauen wir unser Leben, sondern mit dem Herzen,“ obwohl ihr „unkluges, ewig unbewehrtes Herz“, das „immer dem Kopfe voraus gewesen“, sie zu der Ehe mit einem ihr geistig und moralisch nicht ebenbürtigen Mann verleitet hat, sodaß sie selbst auf Scheidung dringen muß. Das Werk ist gehaltreich und voll unaufdringlicher, aber eindringlicher Wahrheiten, die jedem erwachsenen Menschen, also nicht nur Frauen, zu Lebensführern werden können. Allerdings ist mir wie manchem anderen Beurteiler der Roman, namentlich in der ersten Hälfte, ein wenig breit vorgekommen, auch ist manchem die Heldin vielfach nicht interessant genug. Dagegen sagt Bartels in seinem Vorwort, daß ihm mit jedesmaligem Lesen das Werk näher getreten und die Heldin bewundernswürdiger erschienen sei.

Eine besondere Bedeutung hat auch der Schriftstellerroman „Wurzellocker“ (1902). Einmal wegen seiner Tendenz, im besten Sinne verstanden: der hohen Auffassung von Kunst und Leben, zu der der Held ähnlich wie der Dichter selbst durch allerlei Erlebnisse geführt wird. Diese seine Anschauung von der Dichtung und Schriftstellerei, und damit mutatis mutandis von aller Kunst, gipfelt in der überaus richtigen Erkenntnis: „Immer wichtiger wurde ihm der lebendige Sinn alles Geschriebenen, nämlich die Persönlichkeit, die Seele, die Schöpferkraft des Autors, das, was er zu geben, was er Neues zu sagen hatte. Immer mißtrauischer dagegen wurde er gegen das, was ihm früher immer als das bei weitem Wichtigste erschienen war, das aktuell Literarische . . . .“ und „Wenn wir unter den Künstlern wieder Persönlichkeiten haben werden, dann werden wir auch eine Kunst bekommen. Zur Persönlichkeit gelangen wir aber nicht durch Willkür, sondern durch Selbstzucht“. Durch seine Lebenserfahrungen kommt Fritz Berting, der Held, also allmählich zu der Einsicht in

die innige, unzertrennliche Zusammengehörigkeit von Leben und Dichten, von Leben und jeder kunstschöpferischen Tätigkeit überhaupt, zweier Dinge, die für ihn früher während seiner rein literarischen Periode nichts oder wenig miteinander zu tun hatten. Von den aus dieser Erkenntnis entspringenden reiferen Werken lernen wir in dem Roman allerdings nichts kennen, ein Vorwurf, den man, wie bekannt, fast jeder ähnlichen Künstlerdichtung machen kann und der einen auch nicht so recht an die Umwandlung und Größe des Helden glauben läßt, der in diesem Falle auch im ganzen noch lebensvoller hätte gezeichnet werden können. — Besonderen Wert gewinnt das Werk ferner dadurch, daß es ein getreues und anschauliches Abbild von dem literarischen und sonstigen Leben und Treiben des „Jüngsten Deutschland" entwirft. Ungemein kennzeichnend für das ganze Milieu dieser mehr oder weniger wurzellockeren Kreise ist die den eigentlichen Mittelpunkt bildende freie Ehe Fritz Bertings mit Alma, ein tiefes, inniges Verhältnis, das nichts mit tändelnder Liebelei zu tun hat. In dieser Alma, einem Mädchen aus dem Volke, hat der Dichter eine prachtvolle, lebenatmende Frauengestalt geschaffen, die mit zu seinen besten gehört.

Auch die meisten der in dem 7. und 8. Bande unter den Titeln „Dorfgeschichten" und „Novellen und Nachlese" vereinigten kleineren Erzählungen und Skizzen sind wertvoll und besonders bezeichnend für den Dichter; man möchte sie auf keinen Fall in der Ausgabe missen. An ihnen läßt sich recht deutlich die künstlerische Entwicklung Polenzens verfolgen. Von der ersten Studie „Die Versuchung", dem „dekadentesten Werk von Polenz", und der „Reinheit", sowie anderen Früharbeiten an, die alle eine gewisse Unselbständigkeit und Abhängigkeit, namentlich von Maupassant verraten, dessen Leichtigkeit und Grazie der schwerfälligere Deutsche aber niemals erreicht hat, bis zu den kleineren Prosaarbeiten der Reifezeit finden wir alles irgend in Betracht kommende hier beisammen. Die Novellen behandeln vornehmlich — die beiden genannten lassen es schon in ihren Titeln vermuten — sittliche Probleme. Der bedeutendere der beiden Bände ist wohl der mit den Dorfgeschichten, der echte, von dem Dichter aus eigener Erfahrung und unmittelbarer Anschauung des dörflichen und ländlichen Kleinlebens seiner oberlausitzer Heimat geschöpfte Heimatkunst bietet. Als die künstlerisch vollendetsten seien genannt „Mutter Maukschens Liebster", „Eine Partie Skat", „Zittelgust's Anna" und „Wald", die, wie Bartels von der einen hervorhebt, fast immer ein ganzes Stück Leben in formell musterhafter Weise zusammendrängen, oft sogar in einer einzigen Szene. Auch sind sie alle mehr oder weniger tragisch angelegt. Eine nach Inhalt und Form nahezu vollendete Novelle von echter, tiefer Tragik und voll echter, schöner Poesie ist die 1899 erschienene, oben zuletzt angeführte Erzählung „Wald", überhaupt eins der schönsten Werke, die Polenz geschaffen hat. Wie der hier geschilderte Ehebruch bei dem Zusammentreffen dieser drei Leute in dem einsamen Forsthause und in der Natur dieses Waldes fast notwendig entstehen muß, das ist mit echt novellistischen Mitteln überzeugend dargestellt. Auch bei dieser Novelle, aus der man geradezu den Duft des Waldes atmet, liegt wieder der Hauptreiz in der „örtlichen Abtönung". Als einzige kleine Schwäche könnte man den ein wenig unvermittelt, wenn auch durchaus nicht naturwidrig wirkenden Tod des Ehebrechers und die dadurch herbeigeführte Lösung des ganzen Konfliktes bezeichnen.

Von den den neunten Band umfassenden „Gedichten und Dramen“ verdienen, beide Gattungen in ihrer Gesamtheit beurteilt, die ersteren den Vorzug. Unter diesen Gedichten, die erst aus dem Nachlaß herausgegeben sind, sind besonders die aus dem Zyklus „Erntezeit“ eine schöne, reife Spätfrucht. Sie alle aber spiegeln die ganze ehrenwerte, schlichte und männliche Persönlichkeit ihres Verfassers in schönem Lichte wider. Der ganzen künstlerischen Veranlagung des Dichters gemäß haben sie meist episch-lyrisches Gepräge, rein lyrische Sachen fehlen ganz. Mit tiefer Wehmut ergreift das den genannten Zyklus einleitende Gedicht „Ernte“, aus dem es wie Todesahnen klingt: „'s ist Erntezeit, 's ist Sterbezeit. Auf, daß ich meine Sense schleife!“ So mahnt es in dem Dichter, und während er sich rüstig ans Werk begibt, tönt hinter ihm der Sang eines anderen Schnitters:

„Hei, mir gehört die ganze Welt!
Ich mähe, wo es mir gefällt.
Die Ähren schwer, die Halme fein
Mitsamt den bunten Blümelein,

Vor meiner Sense sind sie Schwad.
Ich schneide früh, ich schneide spat.
Den trifft es morgen, jenen heut;
Seid nur bereit, ja, seid bereit!“ —

Die drei Dramen von Polenz, das Trauerspiel „Heinrich von Kleist“ (1891), das in Wahrheit modernes Dichterelend und Dichtersehnen interpretiert, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts spielende Dorftragödie „Junker und Fröhner“ (1901), deren Inhalt im Titel angedeutet ist, und die 1898 erschienene Tragödie „Andreas Bockholt“, deren Titelhelden Moritz von Egidy manche Züge geliehen hat, sind für die Entwicklung des Dichters von besonderem Interesse. Sie beweisen aber deutlich, daß der auf breiteste Ausmalung ausgehende Epiker nicht auch gleichzeitig ein wirklicher Dramatiker war. Wohl haben diese Stücke viele Schönheiten, z. T. gut gezeichnete, aber keine „tragischen“ Charaktere, auch dürften sie auf der Bühne ganz gut wirken, aber Tragödien sind sie nicht.

Damit die Bändezahl der Ausgabe die 10 nicht überschreite, ist in ihr der unbedeutendere Roman „Liebe ist ewig“ nicht veröffentlicht, sondern dafür die viel wertvollere, 1903 zum ersten Male veröffentlichte Arbeit „Das Land der Zukunft“ als letzter Band aufgenommen. Sie ist das Ergebnis einer in der zweiten Hälfte des Jahres 1902 von Polenz unternommenen Reise durch Amerika. Sie ist im eigentlichen Sinne keine Beschreibung dieses Landes, sondern eine große Ideenstudie über dasselbe, wie W. Bölsche sie treffend bezeichnet hat. Eine Studie, in der ihr Verfasser die von den verschiedensten Kulturäußerungen der neuen Welt empfangenen Eindrücke niedergelegt und oft mit denen Europas und besonders denen seines Heimatlandes vergleicht. Gerade diese vielen Vergleiche und die dabei gewonnenen, soweit überhaupt möglich, unparteiischen Urteile über Deutsche, Deutschland und deutsche Einrichtungen dürften das Buch auch dem lesenswert machen, der für Amerika kein besonderes Interesse hat.

Zu bedauern ist, daß der für Polenz so bedeutsame letzte unvollendete Roman „Die glücklichen Menschen“ nicht im Rahmen dieser Ausgabe erschienen ist. — Die mehrfach erwähnte von Adolf Bartels verfaßte Einleitung zu der gesamten Ausgabe ist ein kleines Meisterstück literaturgeschichtlicher und ästhetischer Einführung, obgleich sie, wenigstens für mein Gefühl, in der Einschätzung des Dichters um einen kleinen Ton zu hoch gegriffen ist. — Die gesamte Ausstattung der Bände ist würdig, das Papier ist gut, und der Druck klar und groß. Der

Leinenband trägt ein schönes Ornament von Cissarz. Der erste Band ist mit einem Bilde des Dichters geschmückt. Der einzige Vorwurf, den man der Ausgabe machen könnte, ist die aus Rücksicht auf möglichste Wohlfeilheit — kosten die 10 Bände in Leinen doch nur 40 Mk. – entstandene Dicke und entsprechende Schwere der einzelnen Bände, die den Arm, wenigstens bei längerem freien Halten, ermüdet. Möge diese schöne, billige Ausgabe dazu beitragen, das gehaltvolle Werk von Wilhelm Polenz recht vielen Deutschen nahe zu bringen!

Erich Beckmann.

Von den Berliner Bühnen (VI). Eins läßt sich aus Ludwig Fuldas „Herr und Diener" (Stuttgart, J. G. Cotta) für den Betrachter des Dramas sowohl wie für den Schaffenden lernen: wie man es zu machen hat, dem Götzen Theater, ohne den es keine Wirkungsmöglichkeiten, wenigstens keine spontanen, durch die Bühne gibt, jenes Opfer darzubringen, das ihn gnädig stimmt, den Weg zu reineren Höhen freizugeben. Denn der Erfolg des Stückes beruht nicht auf dem Umstand, daß Ludwig Fulda, der immer mit der Zeit gegangen ist, der naturalistisch war, als dem Naturalismus der Sieg winkte, der mit Märchenstücken kam, als die Abkehr einsetzte, der neben Hauptmann, Sudermann, Hofmannsthal und noch anderen herlief und ihre Eigenwerte geschäftig in Scheidemünze umwechselte — — ich sage: der Erfolg dieses Anempfinders beruht nicht darauf, daß er wieder einmal die Zeichen der Zeit frühzeitig gewittert hat, uns schnellbehende „klassisch" kommt, wo ein neues ringendes Künstlergeschlecht am Werke ist, für das man zur Abstempelung das Wort Neuklassiker gefunden hat. Und auch die stoffliche Pikanterie, die durchaus berechtigte Auffassung des Schauspiels als Schlüsseldrama, das nach dem Saisonerfolg von Blumenthals totem Löwen giert, vermag nur einen Teil seiner Wirkung zu erklären. Nein, es muß rund herausgesagt werden: „Herr und Diener" ist ein sauber gearbeitetes, geschickt gebautes, wirksames Theaterstück. Mit drei knappen, niemals stockenden Akten ist die Handlung bewältigt. Keinen Augenblick ist das Hauptmotiv, die kranke Sucht eines Herrschers, der, gehetzt durch sein Weib, seinem gewaltigen Diener gegenüber sich als der Größere vergeblich zu beweisen sucht, außer acht gelassen; und doch ist ihm durch geschickten Einschlag von Nebenmotiven jene Festigkeit und Fülle gegeben, die verhindert, daß diese Konsequenz zur Armseligkeit wird. Auf dem Schachbrett, dem Kampfplatz, in der Liebe – immer wird König Kosru von seinem Diener Artaban überwunden. Beim Spiel geschiehts in Wahrheit, auf dem Kampfplatz dadurch, daß er seinen Scheinsieg als ein Geschenk seines Untergebenen erkennen muß; und wenn es ihm auch gelingt, einen Augenblick die Gattin Artabans zu verwirren, bald muß er gewahren, daß der Dolch, den sie gegen den Gatten zücken soll, ihn getroffen hätte, wenn Artaban den Konflikt nicht auch hier durch seine Großmut entwirrte; ja mehr: König Kosru sieht, daß er auch im Liebeskampf längst der Geschlagene ist, denn die Königin ist nur sein eigen, weil sein Diener sie, die sich ihm bot, verschmähte. So bleibt dem Unterlegenen nichts als der Dolch. Seinen, aber nicht seines Dieners Tod kann das Reich ertragen. Das alles ist, wie gesagt, mit einer Knappheit entwickelt, mit einer Sicherheit aufgebaut, einer Präzision durchgeführt, daß man es bewundern müßte, wenn, ja: wenn sich nicht Mittel und Zweck völlig verschoben hätten. Die Gleichungen stimmen, die Arbeit ist tadelfrei, aber das Errechnete,

Erarbeitete ist gleich Null. Denn von dem Dichterischen, das dies alles erst rechtfertigte, ihm Sinn, Bedeutung, Wiederhall gegeben hätte, ist in dem Stück auch nicht eine Spur zu finden. Nicht eine Gestalt, die auch nur einen Schimmer von Leben hätte; nicht eine Geste, die Menschlichkeit enthielte; nicht ein Wort, das in die Herzenstiefen hinabfiele. Fortwährend werden die größten Albernheiten, werden unerhörte Banalitäten im klassischen Jambus gegeben und erwecken durch die Diskrepanz zwischen Form und Inhalt, zwischen Geste und Empfindung bitterböses Gelächter. An gähnend leere Riesenkartons fühlt man sich erinnert, die eine meisterliche Komposition, einen zwingenden Aufbau einer Handlung andeuten, die nicht vorhanden ist, eines Stoffes, den niemand sieht; die also letzten Grundes unsinnige Spielerei mit bloßen Formelementen darstellen; die grobe Täuschungen sind. Denn derselbe, der uns einreden möchte, daß er ein gewaltiges, bewegtes Geschehen in einer Fülle von Menschenleibern lebendig zu machen verstünde, vermag nicht einmal einem Glied eines Fingers, geschweige denn einem einzigen Menschen, Lebensfarbe zu geben. Über die Wirkung aber ist noch dies anzumerken: Was zunächst auf den Zuschauer Eindruck macht, sind immer die Theaterqualitäten eines Stückes. Entsprechen ihnen dichterische Werte, so verwandelt sich der Augenblickserfolg in dauernde Wirkungsmöglichkeit. Ist das nicht der Fall, so macht die Erkenntnis der dichterischen Unzulänglichkeit bald auch die Wirkung des Theaterstückes unmöglich. Wer sich, um eine Hebbelsche Unterscheidung aufzunehmen, an das Publikum wendet, das im Raum beisammen ist, hat genug getan, wenn er dem Theater gibt, was des Theaters ist; wer aber zu dem Publikum sprechen möchte, das in der Zeit beisammen ist, muß dichterische Werte bringen. Hat sein Drama auch Theaterqualitäten, um so besser für das Stück: es wird früher und schneller sich eine Wirkung des Dichterischen ergeben; hat es die nicht: was an schöpferischer Kraft in ihm ist, bleibt unverloren. Denn die zweitrangigen Werte: die Bühnenqualitäten eines Dramas, können mit der Zeit durch die erstrangigen: die dichterischen ersetzt, überflüssig gemacht, ja nachgeboren werden. Fehlt dem Drama das Dichterische, so ist alles Theater nichts nütze. Und so wird Fuldas „Herr und Diener" in wenigen Jahren, trotz seiner Augenblickswirkung, nur noch ein verachteter Schmarren sein, während Werke wie Moritz Heimanns Komödie „Joachim von Brandt", die ich gelegentlich des Erscheinens der Buchausgabe hier besprochen habe, trotzdem sie auf dem Theater fast völlig versagte, sich wie ein Vogel Phönix aus der Asche erheben und sich zu dem Beifall der Wenigen, den sie heute schon fand, den der dann für sie reifen Vielen mit Leichtigkeit dazu erwerben.

Auch wenn Georg Hirschfeld es nicht in den Widmungsworten zu seinem Drama „Das zweite Leben" (Egon Fleischel & Co., Berlin 1910) erzählte, würde man auf den ersten Blick erkennen, daß das Motiv des Stückes novellistischen Ursprungs ist. Novellistischer Art ist es, von diesem Ursprung abgesehen, auf alle Fälle. Ein englischer Arzt, der in jener Zeit lebt, wo der Anatom, um seine Studien machen zu können, sich die Leichen noch stehlen lassen mußte, findet auf seinem Seziertisch eine Scheintote. Er flieht mit der Erwachenden, die jedes Bewußtsein für ihre Vergangenheit verloren hat, aus dem düsteren England nach dem sonnigen Italien und versucht, in der Wiedererstandenen, die er zu seiner Gattin macht, obwohl sie die Braut eines andern ist, ein völlig neues, ein zweites Leben ganz nach eigenem Wunsch und Willen aufzubauen. Aber die Vergangen-

heit erweist sich stärker als sein Wollen. Anfangs nur eine dunkle, drohende, ungreifbare Gefahr, wird sie in demselben Augenblick, wo die Erinnerung an ein Heimatlied mit der an eine geliebte Person der Vergangenheit zusammentrifft, zur furchtbaren alles zerschmetternden Macht. Doktor Lyde erkennt sich geschlagen. Der Dolch endet seinen Frevel; und Evelyn findet, da sie nun auch, obwohl die Vergangenheit in zwei lieben Gestalten vor ihr steht, nicht mehr zu ihrem ersten Leben zurückkehren kann, Unterkunft und Schutz in einem Kloster. So wenigstens ist der in Wien gespielte Schluß der Buchausgabe, in Berlin aber hat Georg Hirschfeld, als ob mit einem Stoffe nicht auch seine zwingende Entwicklung gegeben wäre, den Schluß einfach umgebogen und ihm eine gefälligere Wendung verliehen.

Das völlige Mißlingen des Dramas hat in zwei Ursachen seinen Grund Einmal: Die Versetzung des Motivs aus dem Epischen ins Dramatische ist ein durch nichts gut zu machender Fehler. Was der sich einer Legende nähernden Novelle möglich wäre: uns das Verlöschen des ersten, den Aufbau des zweiten Lebens und das langsame Wiederanrücken der Vergangenheit glaubhaft zu machen, das ist dem Drama, das mit Verkürzungen rechnen und die Gestalt statt des Geschehens in ihr hervorheben muß, ganz unmöglich. Im grellen Rampenlicht, wo wir die Personen leibhaftig vor uns sehen, wird das Gleiche, was uns in der Erzählung, die mit Illusionsschemen arbeitet, entzücken kann, zur Farce. Wie fein, wie durchaus novellistisch ist es, um nur eins zu erwähnen, daß der Umschlag in Evelyn durch ein so Unscheinbares wie ein Lied ausgelöst, daß die ungeheuere innere Umwälzung durch eine ihrem Inhalt (nicht ihrer Stärke) nach winzige Erinnerung hervorgerufen wird. Auf der Bühne aber, wo wir das Lied tatsächlich hören, wird alles so vergröbert, daß die Feinheit zur Lächerlichkeit wird. Hinzu kommt ein zweites: Georg Hirschfeld, von dem Naturalismus hochgetragen und für eine — ach wie kurze! — Spanne Zeit zum Dichter gestempelt, vermochte wohl, in engabgegrenzte Räume mit gedämpftem Licht ein paar Menschen hineinzustellen, an deren Leben sich glauben ließ; aber in demselben Augenblick, wo er die Enge verließ, wo er des Lichtes ganze Fülle um seine Gestalten spielen, wo er tatsächlich Innenkräfte und nicht, woran der Naturalismus sich doch meistens genügen ließ, Äußerlichkeiten zu symbolisieren hatte, versagte er vollkommen. Bemalte Puppen sollten uns glauben machen, daß ihr Verfertiger Menschen schaffen könne. Georg Hirschfeld gehört eben, mit Halbe u. a., zu denen, die noch immer (im Gegensatz zu seiner Evelyn) an ihr erstes Leben glauben und für ihr zweites längst in ihnen angebrochenes Sein jeglichen Bewußtseins ermangeln. Ein Blick auf die Sprache dieses Stückes genügt, um zu erkennen, daß der Dichter der Agnes Jordan ebenso wie der der Mutter Erde seit manchem Jahr zum Dilettanten geworden ist.

Wertete man Schnitzlers Einakterreigen Anatol nach dem dargestellten Gegenstande, so könnte man nur zu einem scharfablehnenden Urteil kommen. Der ewiggleiche Inhalt der Szenen: Anatol, Freund Max und eine mit jedem wechselnde Geliebte (noch am Hochzeitsmorgen ist eine vorhanden, die dann mit einem vieldeutigen Auf Wiedersehn! von den Junggesellenräumen Anatols Abschied nimmt), die stete Wiederkehr derselben Grundsituation würde im günstigsten Falle Langeweile, sehr viel wahrscheinlicher aber Widerwillen, Abneigung, wenn die Sache nicht gar zu bedeutungslos wäre: Ekel erregen. Aber gerade diese Szenen sind einer der besten Beweise, wie durch die Art der Darstellung das Stoffliche in

seiner Wirkung fast völlig aufgehoben wird. Die zauberische Wiener Luft liegt über dem Allen, dieses Gemisch von Heiterkeit und Melancholie, Ernst und Lebensleichtigkeit, von Tändelei, Grazie und Unbekümmertheit; und durch diese ureigene, von Schnitzler wie von kaum einem Zweiten erfühlte und dargestellte stimmunggebende Weise der Lebensführung wird das nackte Geschehen in einem Maße umkleidet, daß wir über die Betrachtung des Wie nur ganz selten zu dem Was vordringen, das es verhüllt. Zweierlei bleibt haften: Der lebendiggestaltete Typus des süßen Mädels und das Individuum, das Anatol heißt. Jener setzt sich aus einer ganzen Reihe von Einzelgestalten zusammen, die trotz aller Besonderheiten restlos in ihm aufgehen. Denn was bleibt in unserer Erinnerung, sind nicht die Cora, Bianca, Emilie, Annie, Else, Ilona und wie sie alle heißen mögen, sondern es ist das Wiener Mädel, die Geliebte, die ihren Lebensberuf mit Anmut und Leichtigkeit, wenns einmal sein muß, auch mit herzhaft naiver Unbekümmertheit und Frechheit ausübt. Anatols Tun aber weiß uns durch den leisen Beiklang von süßer Müdigkeit, von selbstgenießerischer Melancholie zu gewinnen. Nichts von heißem Begehren, von wilder Lust; gelassen, mit leisem Seufzen nimmt er auf sich, was ihm Bestimmung scheint, was ihm auch in gewissem Sinne Bestimmung ist; bis dann für kurze Zeit die Wärme über ihn kommt, die nur zu bald vom Frösteln, vom Zusammenschauern abgelöst wird. So ist Anatol ein verzierlichter, ins Wienerisch-Graziöse übersetzte Abkömmling jenes Don Juan-Typus, den Thaddäus Ritter in seinem in diesem Heft besprochenen Drama „Unterwegs“ zeichnet.

Das Wien aber, aus dem beide, der Typus und das Individuum, in unsere Zeit verpflanzt scheinen, hat keiner besser gemalt als Hugo von Hofmannsthal, der sich damals, kaum der Schule entwachsen, noch Loris nannte:

Durch die Zweige brechen Lichter,
Flimmernd auf den blonden Köpfchen;
Scheinen auf den bunten Polstern,
Gleiten über Kies und Rasen,
Gleiten über das Gerüste,
Das wir flüchtig aufgeschlagen.
Wein und Winde klettert aufwärts
Und umhüllt die lichten Balken.
Und dazwischen farbenprächtig
Flattert Teppich und Tapete,
Schäferszenen, keck gewoben,
Zierlich von Watteau entworfen . . .
Eine Laube statt der Bühne,
Sommersonne statt der Lampen,
Also spielen wir Theater,
Spielen uns're eig'nen Stücke,
Frühgereift und zart und traurig,
Die Komödie uns'rer Seele,
Uns'res Fühlens Heut und Gestern,
Böser Dinge hübsche Formel,
Glatte Worte, bunte Bilder,
Halbes heimliches Empfinden,
Agonien, Episoden . . . .

Nur hingewiesen sei zum Schluß noch auf die Übersetzung des „König Ödipus“ durch Hugo von Hofmannsthal, von der kürzlich bei S. Fischer eine wohlfeile Ausgabe (zum Preise von 1 Mark) erschienen ist. Zu dem Lobe der Tragödie etwas sagen, hieße Eulen nach Athen tragen, ginge auch in einer kurzen Anzeige nicht an; sondern nur in einer eingehenden Untersuchung, bei der die Lichter mehr auf unsere zeitgenössische Dramatik als auf das klassische Meisterwerk fallen würden. Wen die Richtlinien interessieren, die sich von hier aus ziehen lassen, der nehme Paul Ernsts kleine Monographie über Sophokles (Band 37 der „Dichtung“ bei Schuster und Löffler) zur Hand oder seinen „Weg zur Form“. Die Übersetzung Hofmannsthals ist von bewunderungswürdiger Zurückhaltung. Mit rühmenswerter Scheu trachtet sie, das alte Gut in unsere Sprache umzusetzen, sich stets als

Diener fühlend. Nur dem Chor gegenüber ist der nicht uninteressante Versuch gemacht worden, ihn durch Auflösung unserem Zeitempfinden näher zu bringen. So ist das stärkste Lob, das man ihr nachsagen kann, dies: Hofmannsthals Übersetzung bemüht sich mit gutem Gelingen möglichst wenig zu verraten, daß sie von — Hofmannsthal ist. Hans Franck.

Kurze Anzeigen.

Böttcher, Maximilian: Heim zur Scholle. Roman. Leipzig, Berlin usw., Grethlein & Co. (510 S.) 4 Mk.

Die großen Städte saugen Blut und Kraft des Volkes auf. Aus ihnen muß das Leben zurückfluten aufs Land, damit die Menschen Kraft trinken aus dem unerschöpflichen Quell der nährenden Brüste der Allmutter Erde. Geschehen wird das allerdings nur, wenn die großen Grundbesitzer ihren Leuten Anteil geben an Scholle und Erwerb, damit sie alle in Freiheit, Wohlstand und Gleichheit leben und in freudiger Gemeinsamkeit eine nie geahnte Kulturhöhe erklimmen. Das ist die Tendenz des sehr gut gemeinten, von starkem Idealismus getragenen, treffliche Lebensanschauungen verratenden Romans. Dem Verfasser steht ein hübsches Erzählertalent zu Gebote, mit dem die Fähigkeit geschickten Aufbaus sich paart. Was die Kraft des Buches ist, bildet freilich zugleich seine Schwäche. Die Tendenz tritt stärker heraus als die Wirklichkeit des Lebens. Zwar findet sich kaum eine ganz unmögliche Figur, aber auch kaum eine ganz natürliche. Der Verfasser hat sein Augenmerk so ausschließlich auf seine Tendenz gelenkt, daß er nicht in erster Linie Menschen geschaut und die innerlich geschauten zu gestalten versucht hat, sondern daß er eine Handlung konstruiert und sie mit einer ganzen Anzahl üblicher Personen und mit ein paar ad hoc geschaffenen ausstaffiert hat. Das Besondere des Romans besteht also durchaus nur in den oben wiedergegebenen Gedanken. M. a. W.: nicht die Wirklichkeit wirkt, sondern die Tendenz — soll wirken.

M. Schian.

Heer, J. C.: Da träumen sie von Lieb' und Glück. Drei Schweizer Novellen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. Geb. 4,50 Mk.

Unter dem etwas gesuchten Titel sind drei nicht bedeutende, aber liebenswürdige Erzählungen vereint. Besonders die erste, „Die Luftfahrten des Herrn Walter Meiß", ist in einem prächtigen epischen Stil gehalten, der den Leser sofort in eine behagliche Stimmung bringt. So liest man mit Vergnügen, ohne sonderliche Aufregung, wie eine sonst glückliche Ballonfahrt Schuld wird, daß zwei junge Herzen sich entzweien, und wie dann eine gefahrvolle Ballonfahrt diese Herzen wieder zusammenführt. Ein ganz leichter Hauch von Romantik macht dies Stückchen auch in einem höheren Sinn anmutig. Die zweite Novelle zeigt nach allerlei Irren und Wirren die Läuterung einer genialen Natur und schließt zur Freude der Leserin mit der Hochzeitsfeier. Die psychologisch nicht sehr vertiefte dritte Geschichte endet tragisch. Wo ein Bedürfnis nach feinerer Unterhaltungsliteratur, die an der Grenze der Dichtung steht, vorhanden ist, gehe man an dem Bändchen nicht vorüber.

E. M.

Hoffmann, Hans: Das Sonnenland und andere Erzählungen aus dem Nachlaß. München, bei Georg Müller. Geb. 5,50 Mk.

Wer auch immer Hans Hoffmanns Persönlichkeit als Dichter oder Mensch erfaßt hatte, er hat über des Poeten allzufrühen Tod getrauert. So reich sein Schaffen war, Näherstehende wußten, er hatte noch mehr zu geben, noch Besonderes! Und die Hoffnungen gingen wohl zu den reifen Arbeiten anderer, ihm verwandter Dichter und forschten: Was könnte Hans Hoffmann, der Schönheit-Gebende, der in morgenfrisches Sonnenlicht so gern Tauchende über seinen Romanen, Novellen, Märchen noch bringen? bringen wie Gottfried Keller im Alter die Legenden gebracht hat? — Jetzt wissen wir die Antwort! Der Nachlaßband (der erste von zwei in Aussicht genommenen) tut kund, was Hoffmanns Freunde längst wußten: eine Sammlung halb legendärer Harzmärchen wäre die nächste, vielleicht abschließende Gabe des Dichters der Bozener Märchen und der Ostseemärchen gewesen. Nicht so weich wie diese, köstlich an

Herbheit des Stoffes, an Schönheit des klassischen Stils liegen ein paar vollendete Harzmärchen sowie ein paar reizvolle Bruchstücke in dem Sammelbande vor uns. Zu Herzen gehende Empfindungsstärke, voller Stimmungszauber, echt Hoffmannscher Humor zeichnen sie alle aus. Vielleicht hätten die novellistischen Skizzen im Anhange fehlen können, so wäre trotz der Fragmente eine Einheit erzielt worden — aber auch diese zeigen ja die Eigenart unseres allzufrüh abgeschiedenen Dichters im besten Lichte. Sei[illegible] de[illegible] [illegible]reunde Hans Hoffmanns denn von Herzen auf diesen wehmütig stimmenden Nachlaß-Band hingewiesen.

Wilhelm Arminius.

Lenaus Werke. Mit Lenaus Leben, Bildnis und Faksimile, Einleitungen und erläuternden Anmerkungen hrsg. von Dr. Carl Schaeffer. Bibliogr. Institut, Leipzig und Wien. 2 Bde. Geb. 4 Mk.

Die Fortschritte der Lenau-Forschung in den letzten Jahrzehnten machten es notwendig, die von Carl Hepp besorgte Ausgabe der Werke des Dichters in der Sammlung von Meyers Klassiker-Ausgaben durch eine neue zu ersetzen. Der gegenwärtige Herausgeber hat seine Aufgabe ausgezeichnet gelöst: auf Grund aller bisher zugänglich gemachten Quellen zu Lenaus Leben und Dichten und mit sorgfältiger Berücksichtigung der größeren Arbeiten über dieses oftmals besonders schwierige Problem dem Benutzer der Ausgabe einen zuverlässigen Überblick über den [illegible]eitigen Stand der Lenau-Forschung und im Anschluß an deren Ergebni[illegible]e ei[illegible] klares Bild vom Leben und Schaffen des Dichters zu bieten. Geschickt ist die Trennung des zum Genuß (Text, Biographie, Einleitungen) und des zum Studium Notwendigen (Anmerkungen am Schluß der Bände). So ist diese Ausgabe für Volks- und Hausbibliothek vorzüglich geeignet. l.

Strauß und Torney, Lulu von: Sieger und Besiegte. Berlin, Egon Fleischel & Co. ([illegible]9 S.) Geb. 5 Mk.

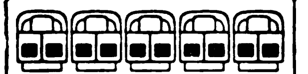
Drei historische Novellen (ein Inhaltsverzeichnis fehlt) von [illegible]hiedenem Umfang und verschiede[illegible] Wert. Die kürzeste („D[illegible]") erzählt in graziöser Schilderung eine Episode aus der Regierung der Königin Elisabeth von England; von Anfang bis zu Ende klingt uns das Liedchen der schönen Guillemette heiter in den Ohren: Vi[illegible]ns ma belle . . . Eine andere heißt: „Auge um Auge." Düster lastet der Himmel über dem Dorf Lütkehusen in den schrecklichen Jahren der Franzosenherrschaft; besonders düster über dem Hof des Bauernvogts. Ein Schuldkonto hat der Besitzer des Hofs für die Franzosen eröffnet, das sich unheimlich mehrt: Auge um Auge . . . . Schließlich kehrt Gottes Gericht, das er angerufen, sich gegen ihn selbst. Tiefergriffen, mit einem Druck auf dem Herzen, scheiden wir — In der italienischen Felsenstadt lebt froh und reich der junge Francesko Bernardone, innerlich doch mehr, als jemand ahnt, mit den Forderungen seines Gewissens beschäftigt. Ein junges vornehmes Mädchen, halb noch Kind, fängt Feuer für ihn. Als er dann mit einem Male die Welt verläßt und zum heiligen Franz wird, folgt auch sie und läßt sich von ihm Gott weihen. Diese letzte Novelle ist wohl die reifste und tiefste. In ihr begegnen sich religiöse Kraft und psychologische Feinheit. Die Szene mit der Predigt des Bruder France[illegible]co, bei der das Volk sich streitet, ob er ein Narr oder ein Heiliger sei, ist ein wundervolles Stück aus dem Leben der mittelalterlichen Kirche. Ich sagte, die Novellen seien von ungleichem Wert; aber ich möchte das nicht so verstanden wissen, als sei eine von geringem Wert; nur überragen die beiden ernsten die heitere, und die dritte („Die Legende der Felsenstadt") wirkt noch zarter als „Auge um Auge". Alle drei aber zeigen, daß Lulu von Strauß und Torney, die ja schon manchen ertragreichen Gang ins Reich der Historie gewagt, das Feld der geschichtlichen Novelle so vortrefflich zu bebauen versteht wie wenige unter uns Lebende. M. Schian.

Wieman, Bernard: Bosnisches Tagebuch. Kempten und München, Kösel. ([illegible]31 S.) 3,50 Mk., gebunden 4,50 Mk.

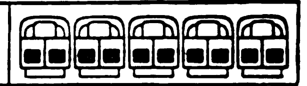
In gefälligem, manchmal etwas übertrieben familiärem Ton erzählt Wieman von seiner Reise durch Bosnien, Montenegro und die Herzegowina. Er

versteht es, das Verlangen in uns anzuregen, gleich ihm eine „empfindsame Reise" durch diese landschaftlich so reizvollen Grenzländer zwischen abendländischer und morgenländischer Kultur zu unternehmen. Trotz des ansprechenden Humors, über den der Verfasser verfügt, wirkt seine Schilderung durch ihre gesteigerte Romantik etwas schablonenmäßig. Eine Dosis Realismus würde der dichterischen Konstitution Wiemans sehr zu gute kommen. Man könnte sich dann erst recht seines warmen, menschenfreundlichen Wesens und seines im Grunde kräftigen Plaudertalents freuen. — Eine Reihe gelungener Bilder nach eigenen Aufnahmen sind dem Buche beigegeben

Erwin Ackerknecht.



Mitteilungen.



Aus dem katholischen Literaturleben. Seit der Zeit der Glaubensspaltung im 16. Jahrhundert haben die Katholiken, sofern sie sich überhaupt an dem literarischen Leben beteiligt haben, immer eine Sonderstellung, einen eigenen abgegrenzten Ausschnitt in der Nationalliteratur gebildet. Unter Joseph von Görres fanden sie vorübergehend wieder den Anschluß an den großen deutschen Literaturstrom. Der Samen, den Görres ausgestreut hatte, konnte im Kulturkampf zur Frucht reifen. Wenn die Verfechter katholischer Ideen in dieser Zeit auch hervorragende politische Geistesmänner waren, die von den Katholiken gepflegte Literatur konnte durch die Siege im Kulturkampf selbstverständlich nicht sonderlich gehoben werden. Eine einseitige, poesie- und kunstlose Tendenzliteratur wurde vor allem von der Gräfin Hahn-Hahn und Konrad von Bolanden gepflegt. Die schönste Blüte des damaligen literarischen Katholizismus war F. W. Webers „Dreizehnlinden". Ein vollständiges Stocken in künstlerischen Bemühungen trat aber ein, als in den achtziger Jahren der Naturalismus zur herrschenden Richtung geworden war. Hier versuchten die Katholiken von Anfang an nicht mehr Schritt zu halten. Man konnte es an und für sich der katholischen Literatur nicht gerade zum Vorwurf anrechnen, wenn sie aus dogmatischen Gründen den gedanklichen Inhalt des Naturalismus zurückwies, hätte sie dann nur eine andere Kunstform gepflegt. Aber nur „eine seichte Familienliteratur", die fast jeglicher ästhetischen Form und Stimmung entbehrte, wurde geboten.

Dieses literarische Manko wurde von den Fortgeschritteneren gar bitter empfunden, und im Jahre 1898 war der Zeitpunkt gekommen, daß Karl Muth, der charaktervolle und feinsinnige Vorkämpfer einer von künstlerischem Gehalt erfüllten katholischen Literaturrichtung, seine Veremundusbroschüre: „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?" und die Duplik: „Die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken", veröffentlichte. Ihr Zweck war, „eine aus katholischem Geist und Empfinden herausgewachsene Literatur von künstlerischer Vollwertigkeit herbeizuführen, dem Katholizismus als Weltanschauung seine erobernde Kraft auch auf dem Gebiet der Dichtung und Kunst zu sichern". Zahlreich waren die Angriffe, die Muth wegen dieser Schrift vom eigenen Lager her auszuhalten hatte. Doch der Idealismus für echte Kunst und wirkliche ästhetische Literaturwerke war unter der Mehrzahl der Katholiken noch nicht geschwunden. Bald sammelte sich eine Reihe von jüngeren, begeisterungsfähigen Schriftstellern, welche zunächst im Sinne Muths arbeiteten und in der „Literarischen Warte" unter Dr. Anton Lohrs Führung bestrebt waren, dem katholischen Volke künstlerische Vollwerte der Belletristik zu bieten. Doch wie es zu erwarten stand, blieben die Erfolge meist hinter dem guten Willen der neuen Gruppe zurück. Es war auch klar; auf einmal konnte eine vollendete Literatur im Geiste modernen Könnens und mit tiefem innerlichen Gehalte nicht geschaffen werden. Manch üble Entgleisung und ästhetische Geschmacksverirrung ist in ihrer letzten Ursache diesem Umstand zuzuschreiben gewesen. Auch als Dr. Popp die Leitung des Organs bekam, war die Sache schon zu sehr verschoben, und nach siebenjährigem Bestehen mußte sie ihr Erscheinen aufgeben. Der Grund hierfür war neben allzu stürmischem Draufgehen auch in einer Bedürfnislosigkeit für eine

rein literarische Revue beim katholischen gebildeten Volk zu suchen.

Größerem Interesse und Bedürfnis begegnete es schon, als Karl Muth als eine natürliche Folge seiner Broschüren im Jahre 1903 das „Hochland" herausgab, eine Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Jetzt wollte er den Boden bebauen und lockern, um dem kommenden großen katholischen Dichter eine empfänglichere Generation zu bereiten. Hier sollten die Interessen und Fragen der Zeit, ihres geistigen und materiellen Lebens, Widerhall und Beurteilung finden, aber nur von einem hohen und freien Standpunkte aus. Es ist wirklich ein herrliches Programm, daß Muth auf den ersten Seiten seiner Zeitschrift entwickelte. Obgleich „Hochland" stets von positiv christlich-katholischer Weltanschauung erfüllt war, so waren ihm doch auch andersgläubige Schriftsteller (Lienhard, Förster, Saitschick u. a.) willkommen, soweit sie sich der Grundrichtung des Organs einfügten oder wenigstens nicht dagegen verstießen. Dies alles machte „Hochland" zu der literarisch und künstlerisch bedeutsamsten Revue des heutigen Katholizismus, die unseren übrigen großen Monatsschriften ruhig an die Seite treten kann. Mit heller Begeisterung wurde sein Erscheinen auch begrüßt und es erfreute sich sofort einer vielseitigen Gefolgschaft. Wenn auch der oder jener Beitrag nicht gerade das uneingeschränkte Einverständnis der Leser gefunden hatte, so fühlte man doch gar bald die positiv aufbauende Kulturarbeit, die vom „Hochland" geleistet wurde. Alle Stimmen der Nörgler und Ankläger mußten mit einem Mal verstummen, als Muth den starken, ursprünglichen Roman der genialen Freiin Enrika von Handel-Mazzetti „Jesse und Maria" in den Blättern des „Hochlands" zum Abdruck brachte, eine Tat, die allein schon dieser Zeitschrift ihre Daseins-Berechtigung und einen hervorragenden Platz in der deutschen Literaturgeschichte gegeben hätte. Nun war die große Dichterin gekommen, die mit tiefem seelischen Erleben und liebevollem Verstehen fremder Gefühlsstimmungen eine meisterhafte Form der Darstellung verband. Nunmehr stand „Hochland", nachdem es einer solchen Kraft die Wege geebnet hatte, in gefestigter Stellung, die auch durch die Indizierung des „Il santo" von Fogazzaro nicht erschüttert werden konnte.

Nachdem die von Muth ausgestreute Saat so eine Blüte und zum Teil schon eine Reife erreicht hatte, war es zu erwarten, daß die lange zurückgehaltene Reaktion mit einiger Wucht wieder einsetzte. Ein Kreis von hauptsächlich österreichischen Schriftstellern hatte sich unter der Führung des Wieners Richard von Kralik zur Pflege einer bis ins Mark katholisch betonten Literatur im Gralbund zusammengeschlossen und als Organ zur Verwirklichung ihrer Absichten im Jahre 1906 den „Gral" gegründet. Grund war die von kritisch katholischer Seite aufgestellte Behauptung einer literarischen Inferiorität der deutschen Katholiken, die eine böswillige Verleumdung oder im günstigsten Fall Unkenntnis der vorhandenen Literatur bedeute. Der Gralbund will im Gegensatz zu Muth, der eine mehr kritisch-negative (?) als neuschaffende Literatur fordere, den Weg des Glaubens an sich selbst und seine Sache, des Vertrauens auf die unerschöpflichen Lebenskräfte der katholischen Ideale betreten. Also einen zweifachen Zweck hat diese neue Bewegung: die von Muth ausgegangene fortschrittliche Literaturströmung will sie bekämpfen, und die Werke der von dieser Richtung nicht als künstlerisch voll anerkannten Schriftsteller ins beste Licht rücken, und dann die Ideale des Katholizismus auch in der schönen Literatur ganz zum Ausdruck bringen.

In der Tat war dieser positive Zweck von Muth schon lange realisiert. Denn kein vernünftiger Mensch wird einem Schriftsteller verbieten, seiner Weltanschauung in seinen Werken Ausdruck zu verleihen. Allerdings nur in soweit, als dies vom ästhetischen Standpunkt aus gestattet ist. Sobald es die künstlerische Notwendigkeit des Stoffes und der Charaktere nicht mehr erheischt, und noch andere Zwecke als die reinster Kunst verfolgt werden, kann das Werk auch gar nicht mehr den Anspruch auf künstlerische Bedeutung machen und sinkt zur Tendenzliteratur herab. Der „Gral" und seine Herausgeber aber ziehen diese Grenzen nicht so eng, seine Ästhetik ist viel weitherziger. Er glaubt sogar, daß die in belletristischen Werken mit künstlerischen Mitteln zum Ausdruck gebrachte Apologetik immer noch literarischen Wert habe. Um seinem Programm eine brei-

tere Basis zu geben, sucht der Gralbund das Kunstideal der Romantik mit dem Literaturideal des Katholizismus zu identifizieren und so eine schon der Geschichte angehörige Literaturrichtung in die Gegenwart restlos zu übernehmen. Im Gegensatz hierzu weist Muth nach, daß nicht die Romantik, sondern vielmehr der klassische Idealismus sich der katholischen Religion nähert. Er glaubt wie Lienhard, daß unsere literarische und künstlerische Entwicklung dem Verständnis eines neuen klassischen Ideals zudrängt. Aus den Heften des „Gral" tönt uns überall mutiges Selbstbewußtsein und das überschwengliche Lob über die eigenen Leistungen entgegen, die selbst „die anspruchvollsten Forderungen noch überbieten". Wenn wir aber durch solche Alarmrufe neugierig gemacht nach den wirklichen Kunstwerten suchen, werden wir durch dilettantenhafte Poeme wie Kraliks „Revolution" heftig enttäuscht Auf den großen Dichter aus dem reaktionären Lager wartet man immer noch.

Ein Haupterfolg und Verdienst der Gralbewegung liegt vor allem darin, daß sie das Interesse eines weiteren Publikums für literarische Fragen geweckt hat. Viel trägt hierzu die leichte Verständlichkeit seiner programmatischen Grundgedanken bei.

Eine amüsante Episode, die auch als eine Folge der Gralbewegung bezeichnet werden muß, hat sich vor einiger Zeit ereignet. Diejenigen kleineren Geister, deren künstlerische Höhe von Karl Muth aus den bekannten Gründen nicht anerkannt werden konnte, haben sich zu einer Erklärung vereinigt, in der in mitleiderregenden Tönen über eine übelwollende, böse Kritik von katholischer Seite her Klage geführt wird, wodurch diese verkannten Talente derart mutlos gemacht würden, daß sie am liebsten ihre Federn zerbrechen möchten. So humoristisch uns die Sache auch anmutet, so ist es eigentlich doch traurig, daß ernste Autoren sich über eine Kritik derartig gerieren können und sich auf solche Weise mit ganz außergewöhnlich seltsamen Mitteln geradezu krampfhaft beim Publikum Eingang zu verschaffen suchen. Die wenig rühmliche Erklärung, welche die Runde durch die meisten katholischen Blätter machte, wurde übrigens von dem leitenden Organ, der „Kölnischen Volkszeitung", als übertrieben abgewiesen. Daß Leute von der Tiefe eines Eichert und einer M. Herbert unterzeichnen konnten, erregte allgemeines Kopfschütteln.

Diese Erklärung war der Vorbote des neuen katholischen Literaturstreites, der durch eine in vornehmem Tone gehaltene Schrift von Karl Muth „die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis" (Kösel, Kempten. 172 S.) eingeleitet wurde. Elf Jahre sind verflossen seit Erscheinen seiner Veremundusbroschüren; ein Rückblick über diese Zeit ist angezeigt. Die mancherlei Vorwürfe, die er bei der Leitung des „Hochlandes" über sich ergehen lassen mußte, nötigten zu einer neuen Begründung und Vertiefung des Programms. Auch hier hat er es wieder vortrefflich verstanden, die höchste künstlerische Entwicklung mit der christlich-katholischen Weltanschauung in harmonischen Einklang zu bringen.

Die Schrift gibt ein getreues Bild von der katholischen Literaturbewegung des letzten Jahrzehntes mit seinen Arbeiten, mit ihren Kämpfen und Siegen. Der Hauptinhalt besteht in rein literarästhetischen Abhandlungen von dauernd wissenschaftlichem Wert. Das religiöse Erlebnis ist die Grundlage aller Kunst. Muth fordert eine Vertiefung der religiösen Bildung, die sich mehr an den Charakter und die gesamte Persönlichkeit als an den Intellekt wenden solle. In scharfen, logischen Auseinandersetzungen zeigt er, wieweit das konfessionelle Moment in der Dichtung sich künstlerisch verwenden läßt, und er legt hier den allerstrengsten künstlerischen Maßstab an. Selbst der in der religiösen Dichtung als absolut vorbildlich geltende Dante erfüllt diese höchsten ästhetischen Forderungen Muths nicht. Interessant ist, wie er die Behauptung psychologisch begründet, daß bei den heutigen kirchlichen Verhältnissen vor allem die Frau die Trägerin alles wahren Künstlertums unter den Katholiken sei. Einige Einseitigkeiten und Übertreibungen sind ihm hier unterlaufen. Herrliche Worte, die für Protestanten wie Katholiken geschrieben sind, findet Muth in dem Kapitel „Was ist christliche Dichtung?" Sein kritischer Standpunkt ist in dem Abschnitt „Schöpferische Kritik" klar gelegt. Bemerkenswerte Sätze sind: „Wir müssen das Gleichgültige und Mittelmäßige in den Winkel stellen, das Schlechte hinaus-

werfen und die wenigen echten Werke in das beste Licht hängen. Die besten Gesinnungen, das redlichste Wollen, die schönsten Absichten und deren bewegteste Aussprache dürfen den Kunstkritiker nicht bestechen. Nicht einmal der höhere sittliche Gehalt eines Werkes darf verleiten dies Werk zu loben aus Gesichtspunkten der Kunst, wenn diese vom Autor nicht wahrgenommen worden sind; ebensowenig darf ein inhaltlich unerfreuliches oder gar sittlich verfehltes Werk durch positive Anerkennung derjenigen formalen Vorzüge herabgesetzt werden, die es von irgend einer Seite tatsächlich haben kann." Viel verlangt er vom Kritiker: er soll das Erlebnis des Lesers befördern, ihm die Hemmnisse des Verstehens beseitigen und ihn reif zur Aufnahme alles Lebendigen machen, kurz ihn lesen lehren, wie man einen Dichter lesen muß, nicht nur mit den Augen, nicht allein mit dem Verstand, sondern mit allen Kräften zugleich. Ist das nicht ein wenig zu viel von der beschränkten Zeit unserer heutigen Kritiker verlangt? Eine ernste Gewissensforschung über das gegenwärtig von der reaktionären Richtung Geleistete stellt dann Mut zum Schluß noch an. Er widmet seinem Gegner Kralik, der doch in letzter Linie dasselbe will wie er, eine eingehende, von christlichem Geiste getragene Würdigung. Er erkennt in Kralik vor allem den Anreger. Sein Kunstbüchlein und seine Kulturstudien berechtigen ihn hierzu. Daß Kralik kein Dichter ist, weist er an einer Reihe von abschreckenden Beispielen nach. Zu streng scheint uns Muth dagegen wieder zu urteilen, wenn er Paul Keller, den Dichter des „letzten Märchens" und des „Sohnes der Hagar", der von ihm doch früher so hoch geschätzt wurde, und ebenso M. Herbert und Isabella Kaiser nur zu der von ihm doch ziemlich verpönten Unterhaltungsliteratur zählt. Besonders bedeutsam und grundlegend ist der Schluß:

„Ich stehe nicht an, eine aus katholischer Lebensauffassung erwachsene Dichtung zu fordern . . . Ich fordere sie auch aus dem Begriff und im Interesse des nationalen Literaturlebens. Eine wirklich nationale Literatur muß alles, was nur irgendwie stark und kräftig im Volke lebt, ohne Rücksicht auf Parteigegensätze, in sich schließen. Nicht nur die Stammeseigentümlichkeiten, nicht nur die Verschiedenheiten der Stände und Klassen, noch die historisch gearteten Besonderheiten des Volkstums müssen darin ihre dichterische Vertretung finden. Ebenso wichtig, ja vielleicht noch wichtiger sind die großen geistigen Unterschiede der religiösen, der kirchlichen Bekenntnisse. In diesen Unterschieden offenbart und bewährt sich oft geradezu das ureigenste Leben einer Nation. – Eine Literatur, in der sie nicht Widerhall und Ausdruck finden, wird daher niemals eine nationale im vollkommenen Sinne heißen können. Nur sollen die einzelnen Gruppen sich nicht ausschließlich aus der Befangenheit der Gegensätze heraus betätigen, sondern ihre Eigenart rein und frei entwickeln. So allein wird dem Begriff einer Nationalliteratur auch von dieser Seite her Genüge geleistet und dem Interesse der Gesamtheit gedient sein. Nicht aus dem Streit und Kampf der Gegensätze, sondern aus ihrer Überwindung in dem religiösen Erlebnis, dessen letzter Inhalt die Liebe ist, wird eine große Dichtung in der Zukunft möglich werden!" Diese von edler Irenik erfüllte Schrift, die das vorhandene positiv Hervorragende auch beim Gegner findet, wirkt in dem Wirrwarr von ästhetischen Ansichten, wie sie gegenwärtig geboten werden, überaus wohltuend. Wenn E. Korrodi über R. von Kralik sagt, er erbreche das Testament, das vor hundert Jahren Friedrich Schlegel schrieb, eine Äußerung, die Kralik in seinem neuen Buch dankbar quittiert, so läßt sich mit weit größerem Recht von Karl Muth sagen, daß er uns wieder den Anschluß an die Vergangenheit und die Zeit der Romantik gegeben hat, denn durch seine zahlreichen Zitate aus Schlegel, Eichendorff und Deutinger, mit denen er die aufgestellten Behauptungen belegt, baut er uns immer wieder einen Verbindungsweg zu jenen Zeiten.

Dieser programmatischen, sehr instruktiven Schrift Muths mußte natürlich sofort eine Gegenschrift vom andern Lager folgen. Wenige Wochen später erschien: „Richard von Kralik, Die katholische Literaturbewegung der Gegenwart" (6. Aufl. Regensburg, Habbel. 140 S.). So vornehm und sachlich der Ton Muths war, so polemisch und persönlich geht Kralik vor. Die Broschüre ist beständig in der ersten Person geschrieben und bekämpft einfach jedes Programm, das nicht das des Gralbundes ist. Selbst die katholische Presse bekommt manches ans Bein. Im An-

fang erzählt Kralik seinen seelischen Werdegang. Er war die erste Zeit seines Lebens der Kirche vollständig entfremdet, später aber wieder zu ihr zurückgekehrt, da ihm der Katholizismus die beste „absolute Bekrönung" seines „Kulturideals" zu sein schien. Also nur aus kulturellen Gründen und nicht aus der Erkenntnis ihres überirdischen Wesens gehört er der Kirche an. Die Romantik mit ihrem Subjektivismus stellt er als einzige echte Grundlage eines katholischen Literaturprogramms dar. Muth wird als „Familienblattredakteur" abgetan. Eingehend würdigt Kralik die „Literarische Warte", die er als Organ des literarischen „Reformkatholizismus" bezeichnet, und er bricht aufs neue eine Lanze für Lorenz Krapp. Den geistvollen Benediktinerpater A. Pöllmann lobt er und stellt ihn auf gleiche Stufe mit Krapp. Sehr schmeichelhaft für Pöllmann! Eine vollständig vernichtende Kritik fällt er über „Hochland", dessen Katastrophe durch die Aufnahme des Romans „Der Heilige" von Fogazzaro herbeigeführt worden sei; aus dem Umstand der Indizierung sucht er dann einen Beweis für die modernistischen Ideen Muths abzuleiten. Eine solche Denunzierung ist der unmoralischste aller Angriffe. Als stets treuer Katholik hatte sich Muth der Indexkongregation unterworfen, die ihm seine Ansicht über den künstlerischen Wert des Romans nicht rauben wollte noch konnte. Selbst die Kirche wollte in keiner Weise durch dieses Urteil die katholische Gesinnung Muths anzweifeln. Solange die Gegner Muths mit solchen unehrenhaften Mitteln arbeiten, werden sie seiner guten Sache nur nützen. In dem folgenden Kapitel wird für den „Gral" in einer Weise Reklame gemacht, die nur zur Verwirrung uneingeweihter Leser beitragen kann. Man muß unbedingt glauben, der „Gral" sei der einzige Vertreter einer unter katholischen Gesichtswinkeln geschriebenen Literatur, deren künstlerische Beiträge alles aus dem katholischen Lager überträfen. Der neuen positiv aufbauenden katholischen Literaturzeitschrift „*Über den Wassern*", die unter der zielbewußten Leitung des Franziskanerpaters Dr. *Expeditus Schmidt* steht, widmet Kralik ein eigenes Kapitel. Starke Worte muß sich P. Schmidt sagen lassen: „Gehässige Kritik gegen das Katholische" wirft er einem um die Pflege der Nationalliteratur hochverdienten Ordensmann vor. Den Schluß der Schrift bildet die Besprechung der neuen Kampfbroschüren. Die allzu skizzenhafte Behandlung der einzelnen Abschnitte hätte Kralik gerade hier bei der Würdigung des gegnerischen Buches „Muths Wiedergeburt" einstellen sollen. Nur so konnte ihm eine lange Reihe von Flüchtigkeiten und sachlich Falschem passieren. Das Kraliksche Buch ist eine rein tendenziös gefärbte Chronik der katholischen Literaturbewegung. Sein Bestes ist die Zeittafel am Schluß, die einen guten Überblick über die literarischen Erscheinungen der letzten vierzig Jahre gibt. Dem Gralbund, dessen *theoretisches* Programm für den gebildeten Katholiken ganz einleuchtend ist, hat Kralik durch dieses Elaborat nur geschadet und seinem Gegner neue Waffen in die Hand gegeben. Durch solches Niederdrücken jeder freieren künstlerischen Regung zeigt er sich nicht als „Redaktor einer neuen Kultur", wie er sich stolz nennt, sondern eher als Kulturbremser! Sein Heil liegt nicht in Deutschland, wo die sozialen, kirchlichen und literarischen Verhältnisse ganz andere sind als in seinem Heimatland Österreich. Hier wird er, wenn er sich von Entgleisungen enthält, fruchtbare Kulturpolitik treiben; denn dies ist ein Gebiet, und nicht die Dichtkunst. — —

Noch nie haben die beiden Richtungen einander so heftig befehdet, wie gegenwärtig. Noch nie hat die Kontroverse eine solche Breite und Tiefe erreicht. Man suchte sogar die rein *literarische* Frage in eine *religiös-katholische* zu wandeln und in unterrichteten Kreisen spricht man schon von einem Eingriff des kirchlichen Lehramtes. An einen solchen Eingriff aber glauben wir aus guten Gründen nicht. Im Interesse der *nationalen* Literatur ist der Streit bitter zu beklagen. Sollen wir denn noch länger zusehen, daß unsere besten Talente auf beiden Seiten sich in ödem Parteigezänke zersplittern? Eine *Einigung* ist daher vom patriotischen Standpunkt aus sehr zu wünschen. Es scheint dies auch nicht so unendlich schwer zu sein. Haben doch beide, Muth und Kralik, dieselben Voraussetzungen für ihr Streben, nur in der Methode und der Wahl der Mittel scheiden sich ihre Wege. Beide wollen eine auf dem Boden der christlich-katholischen Weltanschauung entstandene Literatur, die sich dem Gesamtbau der

deutschen Literatur harmonisch einfügt. Ein Einigungsversuch ist ja bereits auf dem Breslauer Katholikentag durch die Rede Mumbauers gemacht worden.

Heute, wo die konfessionellen Gegensätze an sich schon schroff genug hervortreten, sollten doch gerade Kunst und Literatur vermittelnd wirken. Teilen wir die Arbeit, welche unsere Nationalliteratur fordert! Katholiken und Protestanten sollen mit den ihrer Konfession innewohnenden Stimmungs- und Gehaltswerten ohne Verwischen der Eigenart künstlerische Vollwerte im Sinne unseres modernen Könnens schaffen. Liebevolles Eingehen auf die Besonderheit des Einzelnen und objektive Besinnung werden auch hier die konfessionelle Trennung leicht überwinden.

Hermann Diebold-Stuttgart.

Eine Encyklopädie in Einzelbänden. Die Zeit ist noch nicht allzufern, wo — wenigstens in Deutschland — die Meister wissenschaftlicher Forschung es für unter ihrer Würde und für unvereinbar mit der Tätigkeit und dem Ansehn eines Gelehrten hielten, die Resultate ihrer Arbeit dem „Laienpublikum", d. h. allen denen zugänglich zu machen, die nicht zur Zunft gehörten. Man begnügte sich damit, für den meist außerordentlich kleinen Kreis der Fachkollegen zu schreiben, und hielt jeden, der den Versuch machte, über diesen Kreis hinaus auf ein breiteres Publikum wirken zu wollen, für einen Verräter an der Wissenschaft

Nun, die jüngste Gegenwart, deren ganze Entwicklung auf die höchste Anspannung aller im Volke schlummernden Kräfte und auf die intensivste Ausnutzung nicht nur der materiellen, sondern auch der geistigen Güter hindrängt, hat mit jener längst veralteten Anschauung gründlich gebrochen, und heute sind es gerade die besten Köpfe in der Gelehrtenwelt, die es als eine der wichtigsten Aufgaben der Wissenschaft betrachten, die Ergebnisse der Forschung auch der Allgemeinheit, soweit sie durch Vorbildung und systematische Pflege geistiger Interessen zur Vertiefung ihres Wissens befähigt und berufen ist, zugänglich und nutzbar zu machen.

Ein Beweis dafür, wie stark diese Erkenntnis die Männer der Wissenschaft beherrscht, und wie dankbar das gebildete Publikum die ihm dargebotenen geistigen Schätze hinnimmt, ist die bei der G. J. Göschenschen Verlagshandlung in Leipzig erscheinende „Sammlung Göschen", die wir nicht anders als eine geradezu musterhaft organisierte und geleitete Encyklopädie in Einzelbänden, als eine Bibliothek von kleinen, anregend geschriebenen und bei aller Knappheit der Fassung doch bis zu einem gewissen Grade den Stoff erschöpfenden, vielfach auch noch vortrefflich illustrierte Kompendien bezeichnen können. Der wohlfeile Preis — 80 Pfennig für das gebundene Bändchen! — macht die Sammlung in ähnlicher Weise zu einem Gemeingut aller nach einer Vertiefung ihres Wissens Strebenden, wie es die Reclamsche Universalbibliothek schon lange auf rein literarischem Gebiete ist.

Wir haben der „Sammlung Göschen" schon öfter gedacht und benutzen den Anlaß des Erscheinens der Nummer 500*) mit besonderer Freude, unsre Leser auf das Unternehmen hinzuweisen, das alle Gebiete des Wissens: Philosophie, Literaturgeschichte, Geschichte, Geographie, Mathematik, Naturwissenschaften, Technologie, Rechts- und Staatswissenschaften, Volkswirtschaft, Theologie, Pädagogik, Kunst- und Musikgeschichte, Land- und Forstwirtschaft, Handelswissenschaft usw. mit gleicher Sorgfalt berücksichtigt. Man kann die Verlagshandlung zu der Wahl ihrer Mitarbeiter, unter denen wir fast durchweg die ersten Kapazitäten ihres Spezialfaches finden, ebenso beglückwünschen, wie diese zu der Entsagung, mit der sie die Behandlung ihres Gegenstandes auf das knappeste Maß beschränkt und unter Verzicht auf allen Ballast und auf die verworrene und schwerfällige Sprache, die früher als das Merkmal der höchsten Gelehrsamkeit galt, für jeden Gebildeten verständlich gemacht haben! Ha.

Druckfehlerberichtigung. Es ist zu lesen: auf Seite 200, Zeile 11 von oben „Konventionellen Moral", auf Seite 201, Zeile 8 von unten „geschäftiger Schreiber"; auf derselben Seite, Zeile 3 von unten ist einmal „sodann" zu streichen.

*) Georg Simmel, Hauptprobleme der Philosophie.

Verantwortl. Schriftleiter: Wilhelm Fahrenhorst, Berlin. — Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H. (Abt.: Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken), Berlin SW 68.



Jahrgang 1910/11. Nr. 5. Februar

F. Hugin

(Prinzeß Feodora von Schleswig-Holstein.)

Von Adolf Bartels.

Am 21. Juni 1910 verstarb zu Ober-Sasbach in Baden die am 3. Juli 1874 zu Primkenau in Schlesien geborene jüngste Schwester der deutschen Kaiserin, Prinzessin Feodora von Schleswig-Holstein. Bald darauf wußten die deutschen Zeitungen zu berichten, daß die Verstorbene unter dem Namen F. Hugin Bücher herausgegeben habe, und eine bekannte Kunstzeitschrift sprach in einem kurzen Nekrolog ihre Anerkennung darüber aus, daß das Pseudonym nicht verraten worden sei, trotzdem daß seine Lüftung natürlich ungeheure Erfolge gebracht haben würde. Wenn sie dabei das Talent der Dichterin als nicht geringer als das mancher Erfolgreichen bezeichnete, so bewies sie damit freilich nur, daß ihr nie etwas von ihr bekannt geworden.

Über das Leben der Prinzessin ist wenig zu berichten. Sie verbrachte ihre Kinderjahre zu Primkenau. Ihr Vater, Herzog Friedrich Christian August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, starb bereits, als sie fünf Jahre alt war, am 14. Januar 1880 zu Wiesbaden. Nachdem ihre Schwestern herangewachsen und vermählt waren, zog die Mutter, eine geborene Hohenlohe-Langenburg, mit ihr nach Dresden, wo sie sich eifrig Malstudien widmete. Eine Reise nach Italien, häufige Sommerfrischen auf schleswig-holsteinischen Schlössern unterbrachen den Dresdener Aufenthalt. Nach dem Tode der Mutter, am 25. Januar 1900, nahm die Prinzessin zunächst wieder in Primkenau ihren Sitz, dann wies ihr ihr kaiserlicher Schwager, damit sie ihren Schwestern nahe sein könne, das Gut Bornstedt bei Potsdam als Wohnsitz an. Ihre Malstudien hatten unter Leitung des

Worpswedes Fritz Mackensen einen großen Aufschwung genommen und zu tüchtigen Leistungen geführt, da wurden sie durch Krankheit unterbrochen, und nun wandte sich die Prinzessin der Schriftstellerei zu, für die sie auch früh Begabung gezeigt. Leider war sie in ihren letzten Lebensjahren nie mehr recht gesund, mußte oft in Sanatorien gehen und in Italien Erholungsaufenthalt nehmen. Auf der Rückkehr von Italien starb sie bei einer badischen Freundin.

Nur drei nicht allzu umfangreiche Bücher hat F. Hugin bei ihren Lebzeiten veröffentlicht, aber diese drei Bücher zeigen eine ganz eigenartige Dichterpersönlichkeit und eine verhältnismäßig bedeutende Entwicklung. Zuerst, Berlin 1904 bei Martin Warneck, erschienen die vier Erzählungen „Wald“, mit von der Verfasserin selbstgeschaffenem Buchschmuck. Die vier Erzählungen heißen: „Tannenwald. Ein Märchen“, „Buchenwald“, „Bergwald“, „Kiefernwald“. Das Märchen „Tannenwald“ knüpft an das Dornröschenmärchen an: „Dornröschen war damals noch ein Kind, so etwa 8 oder 10 Jahre alt. Sie war noch nie bei Nacht im Walde gewesen, und das wollte sie so gern – nur ein einziges Mal wollte sie, wenn es dunkelte, zwischen den hohen Stämmen hindurch gehen.“ Möglicherweise ist das Motiv aus dem Jugendleben der Prinzessin. Nun, in einer schönen Mondnacht geht Dornröschen wirklich, ein weißer Hirsch nimmt sie auf seinen Rücken und führt sie zu seinem Rudel, wo man das Menschenkind zunächst feindlich aufnimmt, sich dann aber durch ein Lied besänftigen läßt. Jedoch niemand denkt daran, dem Kinde den Weg zu seines Vaters weißem Schloß zurückzuzeigen, bis sich der Dachs seiner erbarmt. Unglücklicherweise hat er Dornröschen mißverstanden und führt es durch unterirdische Gänge zum König der Erdmännlein, wo der Grimm gegen die alles tötende und vernichtende Menschheit wieder durch ein Lied beschworen werden muß. Wundervoll ist das unterirdische Gekribbel und Gekrabbel geschildert. Von den Erdmännlein kommt Dornröschen darauf noch zu den Blumengeistern, Lichtalbinnen, Waldesfeen, also durch alle Reiche der Natur hindurch, und endlich, durch den Zauber eines Weihnachtsliedes, zu ihrem Vater zurück, der verspricht, „daß sein Gebiet heilig Land sein solle, daß man Tiere und Pflanzen hegen und schützen werde und des Schlosses großes Tor unverschlossen bleiben solle, damit der ganze Waldeszauber einziehen könne mit Dornröschens Lied, so oft sie es begehrt.“ Das Märchen mit seiner Tier- und Naturschutz-Tendenz ist wohl eine der frühesten Arbeiten der Prinzessin, zeigt aber neben konventionellen Zügen doch schon viel Eigenes, vor allem eine verhältnismäßig selbständige Auffassung des Naturlebens. F. Hugin hat das, was ich eine „Hineinschau-Phantasie“ nennen möchte, im Gegensatz zu der herausholenden, umgestaltenden und verknüpfenden, sie schaut etwas in die Dinge hinein, ohne diese im Kern zu verändern oder aus dem Ganzen loszulösen. Beispielsweise wird ihr in einem späteren Märchen der Schnee zwischen den Wurzeln eines Baumes zu Schneealben

mit weißen Haaren und glänzend hellen Kinderaugen, und so hat sie in ihrer Poesie fast immer, einem ungewöhnlich nahen Verhältnis zur Natur gemäß, das Naturleben im Einzelnen vergegenständlicht und personifiziert, doch kaum je den großen Zusammenhang aufgehoben, Fremdes hineingetragen und sich in Phantastik verloren. Dem phantasievollen Schauen entspricht selbstverständlich ein außerordentlich feines, reiches und tiefes Naturempfinden ganz persönlicher Art, das sich bei der dichterischen Darstellung besonders auch in der Abstimmung der Naturerscheinungen gegeneinander verrät. Der Stil dieses Märchens ist sehr schlicht, von den Liedern Dornröschens ist das Waldschratlied

„Drei Waldschrätlein saßen am Waldesrand
Und bliesen die Flöte"

das hervorragendste, ganz Melodie und von seltsamem Stimmungsreiz, fast wie aus einem Shakespeareschen Märchendrama. — In vollem Gegensatz zu „Tannenwald" ist die zweite Erzählung „Buchenwald" trotz der starken Verwendung von Naturstimmung ein realistisches Lebensbild. Es führt in die schleswig-holsteinische Heimat der Dichterin und zugleich in das Wesen ihrer Menschen. Der Held, Asmus Erichsen, ist ein dreizehnjähriger Junge, der von einem adeligen Gute Schleswigs, weil er mit Pferden umzugehen weiß, in die Großstadt mitgenommen wird, in ihr aber an Heimweh und der Bosheit seiner Genossen zu Grunde geht, von Sinnen kommt. Die Heimat macht ihn dann wieder gesund. Die Skizze — das ist der richtige Ausdruck für diese Erzählung — enthält eine ganze Reihe vorzüglich gelungener Situationen, so gleich zu Anfang eine Pilzsammelszene, in der Pilze wie Menschen, der Held und seine jüngere Schwester, außerordentlich plastisch hervortreten, man höre nur die folgende Stelle: „Mitten im nassen, dunkelschimmernden Moose sitzt die Kleine, emsig pflückend. Denn dort prangen sie, mit gewölbten braunen Mützen, frech und strotzend, wie aus dem Heinzelmännermärchen — die Pilze. Sie gleicht ihnen ein wenig mit ihren stämmigen kurzen Beinen und den runden Backen — auch der selbstzufriedene Zug ist vorhanden." Der selbstzufriedene Zug der Pilze — das ist wieder ein Beispiel für die ausgebildete Hineinschau-Phantasie F. Hugins. Welche ausgezeichnete Beobachtungsgabe beweist ferner die nachstehende Schilderung einer Pferdeschwemme: „Und nun kamen sie zu zwei und zwei in die Schwemme. Erst die beiden alten Schimmel — ein junger Knecht ritt sie. Vorsichtig und bedächtig, wie es den Alten geziemt, traten sie in das Wasser. Dann stapften die beiden schweren Schwarzbraunen nach. Sie pruschten ins Wasser, daß die Schaumperlen in der Sonne sprühten. — Nun begann ein Gleißen und Blitzen von Farben. Das waren die beiden jungen Füchse. Die Sonne spiegelte sich förmlich in ihrem Glanz. Sie wollten nicht ins Wasser. Das Handpferd bockte, und das Sattelpferd begann zu steigen. Der Junge, der es ritt, hatte ein tüchtiges Stück Arbeit. Aber er klemmte fest. Wie Stahl umschlossen seine Beine den glatten Rücken. Sein langes Gesicht

war wie aus Holz geschnitten." Packend ist das Heimweh des armen Jungen geschildert: „Er zog nur den Duft ein, den altbekannten Heuduft. Und dann sah er die weite Koppel und darüber die großen treibenden Wolken im klaren Blau. „Muh" sagte die Rotbraune neben ihm, und ganz oben sang eine Lerche." Ich habe die Erzählung eine Skizze genannt, und das ist sie zweifellos: Nach Skizzenart kommen auch Züge vor, die mit der eigentlichen Geschichte nicht allzuviel zu tun haben, so, wenn der Gutsherr seinem die schleswig-holsteinische Arbeitsweise charakterisierenden Inspektor sagt: „Ach was! Versuchen Sie's mit Akkordarbeit oder lassen Sie Polen und Galizier kommen." Aber es ist eine durchaus künstlerische Skizze und dabei, wie gerade die „Nebenzüge" beweisen, voll aus dem modernen Leben heraus. – Die dritte Erzählung, „Bergwald", ist wieder ein Märchen, und zwar ein reines Naturmärchen, ein Mensch tritt nicht darin auf. Hier ist nun das Konventionelle, wie man es in der Dornröschen-Geschichte noch finden kann, vollkommen überwunden, die Dichterin hat sich bestrebt und zugleich auch begnügt, die Natur als solche zu beseelen, ihre Erscheinungen rein zu gestalten, und es ist ihr das auch durchaus gelungen. Freilich hat das Märchen etwas wie eine Idee, die Unsterblichkeitsidee: Man kann hinter der Furcht der kleinen Schneealben und Eiskinder, vor dem Frühling völlig zu vergehen, und ihrer seligen Enttäuschung, selbstverständlich menschliche Empfindungen, menschliche Furcht, Sehnsucht, Hoffnung entdecken, das große Allgefühl, die Sehnsucht der Dichterin nach oben tritt hier zuerst mächtig hervor. Im einzelnen ist die ganze Darstellung durchaus poetisch, im besonderen die Naturschilderung auf das feinste durchgebildet. „Das schwarze Zweigwerk spann wundersame Netze gegen die lichte Luft, wo der monddurchwebte Nebel auf- und niederwogte" heißt es beispielsweise einmal. Man hat es hier, wie man nicht verkennen kann, bereits mit durchaus reifer Kunst zu tun, deren Eigenstes die Wiedergabe von tiefen, schwer zu erfassenden Naturstimmungen ist. – Die vierte Erzählung endlich, „Kiefernwald", spielt in Niederschlesien, wo die Prinzessin ja geboren und aufgewachsen war. Sie ist ein Seitenstück zur zweiten, also wieder ein realistisches Lebensbild: Neben den schleswig-holsteinischen tritt hier ein schlesischer Junge, der, in einem ganz anderen Milieu erwachsen, nicht an der Fremde, sondern an seiner heimatlichen Umgebung innerlich zu Grunde zu gehen droht, in dem aber das Gute siegt. Man ist überrascht, wie klar die Dichterin den Unterschied der Stämme erfaßt: „Eine wunderbare Kraft hat die Heimaterde. Sie bildet sich ihre Kinder. Auf der schweren Lehmscholle des Nordens wächst ein starkes, schwerfälliges Volk. Ernst und schweigsam wie der graue Himmel, der sie umgibt, innerlich frei, wie die weite Flut vor ihnen. . . . Aber auf dem mageren Sandboden Niederschlesiens wächst eine andere Eigenschaft: die Geduld. Bei Kaffee und Kartoffeln sind sie groß geworden, und bei Kaffee und Kartoffeln werden sie sterben, und ihr Leben wird Mühe und Arbeit sein. Jeden Morgen heben sie ihr Bündel

Sorge auf und legen sich abends damit nieder. Und wenn eine Abwechslung kommt, eine Nacht auf dem Tanzboden oder im Wirtshaus oder auch nur ein Geschwätz mit dem Nachbarn, so greifen sie darnach, damit sie das Bündel Sorgen nur einmal fortlegen dürfen und vergessen. Und dann geht's wieder in gleichem Schritte weiter — sie können gar nicht anders. Geduld rauschen die Kiefern, die Kinder des armen Bodens. Und das Heidekraut lacht halb verdurstet in die Sonne hinauf, und das einförmige Land hüllt sich in seine öde Form und klagt nicht." Die Waldstimmung ist in „Kiefernwald" ganz besonders intensiv, und ebenso vortrefflich ist die Seelenstimmung des rothaarigen Jungen herausgekommen, der bei einem Waldbrande das Mädchen rettet, das ihn nicht mag, und stirbt. Wie „Buchenwald" eine kleine Vorstudie zu dem späteren schleswig-holsteinischen Roman „Durch den Nebel" ist, so „Kiefernwald" eine zu „Hahn-Bertha", der großen niederschlesischen Heimaterzählung, die ein Jahr nach „Wald" erschien und die Aufmerksamkeit zuerst auf die Schriftstellerin mit dem von einem der Odinraben genommenen Namen hinlenkte. „Wald" mit seinem reichen und poetischen Buchschmuck, der dem Inhalt entsprach, mag in engeren Kreisen Liebe gefunden haben, für das große Publikum war das Buch zu fein. Die Natur der Dichterin, ihre gleichmäßige Begabung für innigstes Naturempfinden und kräftige Menschendarstellung, zeigt es schon deutlich an.

„Hahn-Bertha", Erzählung von F. Hugin, ist Berlin 1905 in der G. Groteschen Verlagsbuchhandlung erschienen. Das Werk steht unzweifelhaft unter dem Einfluß des Naturalismus: Karl (nicht Gerhart) Hauptmanns naturalistische Dramen, Wilhelm von Polenz' Bauernroman „Der Büttnerbauer" und entfernter vielleicht auch noch dessen Frauenroman „Thekla Lüdekind" haben wohl auf „Hahn-Bertha" eingewirkt. Aber es ist nichtsdestoweniger ein ganz selbständiges Werk, eines der wertvollsten, die uns der Naturalismus beschert hat, der nicht schulmäßige, freie, dichterische wohlverstanden, der schon bei Jeremias Gotthelf und auch in Polenz' besten Büchern ist. Ich kenne kaum ein anderes so einfaches und zugleich so mächtiges, einheitliches und in sich geschlossenes modernes Werk als diese „Hahn-Bertha", die Geschichte einer niederschlesischen Bauerntochter, die, eine Verbindung starker und trotziger Naturkraft und schlichten, redlichen Sinnes, von einem Verbrechen des ihr in Trotz und Stärke verwandten Vaters schwer getroffen, an den unrechten Mann, eine lebensfrohe, aber haltlose Natur gerät und sich nun unter schweren Schicksalen zu einem echten Weibe emporringt. Unbedingt hat die Prinzessin der Bauerntochter viel von ihrer eigenen Natur verliehen: den lebendigen Natursinn, der bei Hahn-Bertha zwar mit Recht im ganzen „dumpf" bleibt, aber doch als Sicheinsfühlen mit der Natur stark und natürlich hervortritt, den übergroßen Lebensdrang, der so oft enttäuscht und wieder durch Lebensernst geregelt wird, und den wilden Trotz, der sich nach und nach in sicheren Willen verwandelt. Auch das langsame religiöse Fortschreiten der Heldin vom Wagen

und Konventionellen zum Bestimmten und Persönlichen, vom Wort- zum Tatchristentum ist wohl das der Verfasserin gewesen. Aber immer hat sich F. Hugin innerhalb der ihr durch das Milieu und die Bauernnatur ihrer Heldin gezogenen Grenzen gehalten, niemals schaut die Prinzessin hinter dem Bauernmädchen hervor, selbst da nicht, wo die soziale und die Frauenfrage berührt werden — die Heldin bleibt ganz einfach vor dem Rätsel stehen, daß sie, die doch genau so viel und mehr als ein Mann leistet, von Staatswegen nicht wie ein Mann angestellt und bezahlt werden kann. Es ist ein wirkliches Kunstwerk, das wir in der „Hahn-Bertha" besitzen, eben weil es ein echtes Lebenswerk ist. Wie sicher ist die ganze Entwicklung der Heldin, vom kräftigen, frisch-herben und doch sich sehnenden jungen Mädchen zur harten Gattin und weiter zur nur noch arbeitenden und helfenden Mutter und Menschenfreundin gegeben, wie kommt in den fünfundzwanzig kurzen Kapiteln jede natürliche Lebensstimmung in prägnanter Situation zu ihrem vollen Recht! F. Hugin benutzt nicht die schulnaturalistische Technik der breiten Wirklichkeitswiedergabe, sie gibt noch weniger psychologische Analyse, sie ist eine Impressionistin, die mit wenigen charakteristischen, an sich naturalistischen Zügen hinstellt — immer erreicht sie die volle Lebensunmittelbarkeit, und alle dargestellten Einzelmomente ergeben zuletzt ein vollständiges Charakterbild, stimmen zueinander, gehen ineinander auf, runden sich. Diese Hahn-Bertha lebt. Ich habe es beim ersten Lesen als vielleicht nicht ganz echt empfunden, daß sie die Wilddieberei des Vaters, die freilich zu einem Mordversuch führt, so furchtbar schwer aufnimmt, in ihm einen bloßen Dieb sieht, dazu natürlich durch die romantischere Auffassung des Verbrechens in vieler anderer Literatur verführt — aber in der Tat scheint man die Wilddieberei in Niederschlesien strenger zu beurteilen als anderswo, beispielsweise in den bayrischen Alpen, und jedenfalls ist die strengere Auffassung, wie mir beim zweiten Lesen klar wurde, in dem Charakter der Hahn-Bertha hinreichend begründet. Außer der Heldin sind auch ihr Vater, eine wirkliche Naturkraft, und die früh gebrochene Mutter gut gezeichnet, desgleichen der zum Pietismus neigende Bruder August. Walter Stilke, Berthas Gatte, ist in seiner Art eine nicht minder vorzügliche Leistung als die Heldin, wenn er natürlich auch niemandes volle Sympathie gewinnt. Selbst Nebengestalten wie der verwachsene Scharlenz und einige Freundinnen Berthas gewinnen Physiognomie. Dabei bewegt sich alles in einem Milieu von ausdrucksvollster Deutlichkeit, wir fühlen uns förmlich in das kleine Dorf inmitten der ungeheuren Kiefernwälder gebannt, und das alles umhegende Naturleben, das im einzelnen mit vollendeter Virtuosität dargestellt ist, rauscht auch in unsere Seelen hinein. Ich will hier auf Einzelschilderungen nicht näher eingehen, aber der des großen Waldbrandes und dann der der Wanderung der Heldin durch den toten Wald muß ich doch gedenken: Sie stellen sich neben die Meisterleistungen Stifters, sind geradezu klassisch. Und die einiger

„menschlicher Ereignisse", wie die der nächtlichen Verhaftung des Vaters, des Todes der Mutter und des Mannes stehen auf gleicher Höhe. Immer wieder aber kommt mir das Ganze in den Sinn, der Geist, der das Ganze erfüllt, eine Art metaphysischen Geistes, möchte ich sagen, der die Darstellung von Natur- und Menschenleben gleichmäßig durchdringt, bei der Schilderung vom Kommen des Frühlings mit dem von weißen Blüten übergossenen „schamhaften" kleinen Kirschbaum ebenso gut hervortritt wie bei dem wahrhaft großen Schlusse: „Das Mondlicht lag auf ihrem Gesicht. Da waren jetzt manche harte Falten. Und der Gram hatte auch scharfe Linien hineingezogen. Aber auf der Stirn und in den Augen saß noch ein anderes Licht als der Schein des Mondes." Dieser metaphysische Geist ist wohl überhaupt das Spezifische in der menschlich-dichterischen Persönlichkeit der Prinzessin, gibt ihr das Großzügige, das hier in der „Hahn-Bertha" trotz des „gewöhnlichen" Stoffes ganz augenscheinlich wird. Die Kritik empfand es auch zum Teil, daß hier eine ungewöhnliche Begabung hervorgetreten: „Wenn ein Buch Berechtigung hat," schrieb die „Tägliche Rundschau", „von jedermann — hoch oder niedrig — gelesen und beachtet zu werden wegen der Allgemeingültigkeit seines Inhalts, der genialen Befähigung der Menschenprägung und der Folgerichtigkeit ihres Entwicklungsganges, sowie wegen seiner eigenartigen, herben, an Hebbel erinnernden klassischen Sprache, so ist es dieses Werk. Es müßte ein Besitz aller Volksbibliotheken werden. Gerade nach diesem Buche müßten alle diejenigen greifen, die heute der deutschen Nation das Beste bieten wollen: das auf Verstand, Gemüt und Nachdenken Wirkende und die in Taten umgesetzte Religion." Und die „Leipziger Neuesten Nachrichten" meinten: „Das ist ein ganz vortreffliches Buch, eins jener wenigen, die man wiederholt mit Genuß liest, deren ganze Schönheit sich sogar nur dem erschließt, der sich mehr als einmal in sie vertieft. Neben dem von der stillen, verschüchterten Mutter ererbten redlichen Sinn ist in Bertha Hahn, der Tochter des Häuslers Hahn, eine wild gärende Kraft, die sich unter allen Umständen auf eigenen Bahnen durchzusetzen trachtet. Von dem Reichtum an innerem Erleben, das in diesem Buche geschildert wird, kann ich nicht einmal eine Andeutung geben. Der Dichter geht den Seelenregungen der von ihm mit großer Kunst charakterisierten Menschen liebevoll nach und hat in den Gestalten der Hahn-Bertha und ihres Vaters Vortreffliches geleistet. Von großer Schönheit sind die Naturschilderungen. Sie sind niemals um ihrer selbst willen da, sondern aufs innigste mit der Handlung verwoben. Die Schilderungen des Waldbrandes und der Wanderung Berthas durch den toten Wald sind bedeutend. Das Buch verdient die Beachtung aller Leser, die von einer Erzählung mehr als Unterhaltung verlangen." Gewiß, das Buch geht über die Unterhaltungskunst weit hinaus, ist Heimatkunst im höchsten und besten Sinne, das, was mir, der ich diesen Begriff geschaffen, unter ihm vorgeschwebt hat: festes Wurzeln in der Heimat und dabei

Hinaufwachsen zu den Höhen des Menschentums. Mit Polenz' auf benachbartem Boden spielenden „Büttnerbauer" dürfte F. Hugins „Hahn-Bertha" am ersten die vielgeschmähte Heimatkunst dem deutschen Volke vertraut und wert erhalten und in der Literaturgeschichte als charakteristischste und reinste Ausprägung der Gattung dauernd ihre Stellung behaupten.

Ein solches Prognostikon wage ich dem Berlin 1908 (als 94. Band der Grote'schen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller) erschienenen Roman „Durch den Nebel" nicht zu stellen, obschon er in mancher Beziehung sicher einen Fortschritt über „Hahn-Bertha" hinaus bedeutet. Aber er ist weniger selbständig als „Hahn-Bertha", ist von Gustav Frenssen her beeinflußt. Im Jahre 1901 hatte dieser Schriftsteller seinen „Jörn Uhl", im Jahre 1906 sein „Hilligenlei" erscheinen lassen, und beide Werke haben augenscheinlich auf F. Hugins „Durch den Nebel" eingewirkt. Es war das nur natürlich: die Dichterin fühlte sich als Schleswig-Holsteinerin, was sie ja auch ihrer Herkunft nach war, aber sie war nicht in Schleswig-Holstein aufgewachsen, hatte dessen Volkstum erst in reiferem Alter kennen gelernt, und wenn sie es nun auch vermöge ihrer Begabung in seinem tiefsten Wesen richtig erfaßte, es fehlte ihr doch zunächst noch die Fülle der zu verwertenden Einzeleindrücke, die nur ein jahrelanges Mitleben, möglichst in der Jugend, geben kann, und so mußte ihr der schleswig-holsteinische Schriftsteller, dessen ungeheure Erfolge ihn als den berufenen Vertreter seines Volkstums hinstellten, imponieren und auf ihre eigene Darstellung schleswig-holsteinischer Menschen und Dinge Einfluß gewinnen. Ich will zu erwähnen nicht unterlassen, daß mir ein naher Verwandter der Prinzessin jede *stoffliche* Abhängigkeit von Frenssen bestreitet: die Prinzessin habe die schleswig-holsteinischen Menschen durch nahen Verkehr sehr gut gekannt. Aber überhaupt unterliegen ja Frauen literarischen Zeiteinflüssen im allgemeinen leichter als Männer, und es ist ja nicht zu leugnen, daß Frenssens Manier sehr viel Bestechendes hatte, es für die meisten Leser gut verbarg, daß man es hier doch nur mit Scheinoriginalität zu tun habe, und daß hinter dem selbstbewußten Prediger zuletzt nur ein konfuser Kopf stecke. F. Hugin brauchte, wie ich glaube, für ihren schleswig-holsteinischen Roman noch allerlei Äußerliches, was sie selber einstweilen nicht besaß, und so nahm sie es von Frenssen, übertrug aber damit auch seine Manier teilweise auf ihr Werk. Daß das letztere wirklich der Fall ist, kann keinem Urteilsfähigen entgehen. Zunächst einmal sind da zahlreiche ungewöhnliche Redewendungen, die sich genau so bei Frenssen finden: Wenn es Seite 22 heißt „Es war eine Lust in ihm und ein jauchzendes Entzücken", Seite 46 „Es war in ihnen ein großes, unbewußtes Strahlen der Freude", Seite 149 „Und es war eine Treue in dem stillen Gesicht", Seite 243 „Es war eine Stille in Lars Asmussen", so ist das stereotype Frenssen-Manier. Frenssensch ist auch meist der Dialog, die Geberde der Rede, die das Plattdeutsche (nur

leider nicht natürlich) durchscheinen läßt: das häufige „Mensch“, Redensarten wie „Tün nicht so“ usw. stammen aus „Jörn Uhl“ und „Hilligenlei“. Ferner auch adjektivische und adverbiale Bildungen wie „mächtig viel“, „große feine Ordnung“ („fein“ ist ja Frenssens Lieblingswort), die „starke Helle“ usw., die dem schleswig-holsteinischen Volkstum zum Teil gar nicht entsprechen, Frenssensche Idiotismen sind. Von Frenssen ist auch der große „Tüter“, der Wirrknoten, der in „Durch den Nebel“ in wichtigen Augenblicken häufig vorkommt, und ich wollte er wäre geblieben, wo er war, da er ein durchaus künstlicher Knoten ist und zu dem Ernst der Situationen nicht paßt. Inhaltlich ist Frenssens Einfluß sicherlich weit schwächer, fehlt aber doch kaum ganz: die Schulgeschichte S. 7 ist wohl von „Jörn Uhl“ angeregt, das Harmoniumspielen des alten Klaas Klaaßen hat mit Jörn Uhls Sterngucken Verwandtschaft (obschon es an und für sich nicht unmöglich ist, ich habe einen Onkel gehabt, der sich selber eine Orgel baute), Jakob Lind erinnert an Kai Jans und den kleinen Gymnasiallehrer in „Hilligenlei“, Karen entfernt an die Heldin dieses Romans, der Gegensatz zwischen den Fischern und den „ehrbaren, satten Bürgersleuten“ stammt wohl auch daher, und endlich findet sich auch in der Auffassung unserer Zeit manches Gemeinsame, die Hauptstelle in „Durch den Nebel“: „Es ist auch wieder schön, so ein Drängen und Werden. Und in unserer Zeit redet gerade das Werdende das größte Wort. Du solltest es nur hören, auf den Universitäten und überall, wo die Leute noch lebendig sind. Das ist ein Bewegen nach vorwärts. In der Kunst brechen sie neue Bahnen und in der Wissenschaft, und es weht frische Luft überall. Es wird auch das „Zeitalter des Kindes“ genannt, weil so viel Denken und Sorgen für das kommende Geschlecht wohl früher niemals gewesen ist. Und weißt du, der Arbeiter, der ist auch noch ein Kind; ihm gehört die Zukunft, darum ist er eben auch noch ein Kind“, diese Stelle, für uns heute nur noch ein schöner Irrtum, findet sich zum Teil fast wörtlich in „Hilligenlei“. Dennoch, und das kann diesen ganzen Ausführungen gegenüber nicht scharf genug hervorgehoben werden, ist „Durch den Nebel“ nichts weniger als eine Nachahmung von „Jörn Uhl“ und „Hilligenlei“, ist im Kerne durchaus selbständig und das geworden, weil F. Hugin eine bedeutendere Menschengestalterin als Frenssen war und durch seine verführerische Manier wohl beirrt, aber nicht in ihrem innersten Wesen verändert werden konnte. Die ganz einzige Originalität und Stärke der „Hahn-Bertha“ hat „Durch den Nebel“ nicht, man wird auch immer, je länger, desto mehr, das Frenssensche als störend empfinden, aber die hohe Begabung der Prinzessin kann man auch hier nicht verkennen und muß, wie ich es ja auch bereits getan habe, sogar Fortschritte über „Hahn-Bertha“ hinaus zugeben: das neue Buch ist freier, weiter, bewegter, was zum Teil schon an dem Meereshauch liegt, der darin ist. Es verspricht eine große Entwicklung, die ja dann leider durch den Tod der Verfasserin abgeschnitten worden ist.

„Durch den Nebel" spielt an der Ostsee, etwa in und bei Apenrade oder auf Alsen bei Sonderburg, also in der schleswig-holsteinischen Heimat der Prinzessin — Schloß Augustenburg liegt bekanntlich auch auf Alsen. Die Gymnasialstadt, die dort öfter erwähnt wird, dürfte Flensburg sein. Der Held des Buches ist wie Jörn Uhl ein Bauernsohn, Lars Asmussen, aber ungleich dem Jörn Uhl hat dieser Held, mag im äußeren Schicksal auch manchmal eine Berührung stattfinden, einen ausgeprägten Charakter, der das ganze Werk hindurch bestimmt festgehalten wird, und so ist der Hauptfehler des Frenssenschen Werkes, daß der Held fast in jedem Kapitel ein anderer ist, nicht der Charakter das Geschehen, sondern das äußere Geschehen oder richtiger die Romanphantasie des Dichters den Charakter bestimmt und ein unmögliches Konglomerat entstehen läßt, hier glücklich vermieden. Der Vater des Helden, ein Trinker, stirbt früh, der Hof geht verloren, und der Junge wächst zunächst bei seinem Großvater, dem deutschgesinnten Fischer Klaas Klaaßen auf, bis sich ein Bruder seines Vaters, der dänisch gesinnte Kaufmann Gust Asmussen in der nächsten Kleinstadt, seiner annimmt und ihn das Gymnasium besuchen läßt. Im Hause des Oheims, der unter strengem Szepter seiner Frau steht, aber sich an den Dienstmädchen schadlos hält (diese Dinge sind mit höchster Decenz nur angedeutet), fühlt sich Lars niemals vollständig wohl, trotzdem eine niedliche Kusine, Miete, mit ihm aufwächst, auf der Schule aber gewinnt er gute Freunde und kommt einigermaßen vorwärts, da er, wenn auch „langsam und verdöst" (verträumt), doch begabt ist. Er möchte sich den technischen Wissenschaften widmen, aber sein Onkel und seine Tante verlangen, daß er bei der Redaktion der dänischen Zeitung der Gegend eintreten soll, und da er das in schon erwachtem und durch den Großvater genährtem Deutschgefühl verschmäht, lassen sie ihn fallen. Versuche, in einen höheren Beruf zu gelangen, mißlingen, und so wird Lars wie der Großvater Fischer. Doch bleibt ein Drang zu Höherem in ihm, und seine Begabung zeigt sich darin, daß er für sich und seinen Freund Peter Lassen ein eigenes Boot baut. Die Militärzeit zeigt ihm noch einmal die Möglichkeit des Emporarbeitens, er denkt als Werftarbeiter einzutreten, aber schon ist ihm die Freiheit zu lieb geworden. In die Heimat zurückgehrt, fällt er in die Netze der inzwischen auch herangewachsenen Kusine Miete, und das Schicksal, dem Dänentum zugeführt zu werden, droht noch einmal. Aber auch diesmal entgeht ihm Lars, da Miete nicht im Traume daran denkt, Fischerfrau zu werden. Leider läßt sich Lars, der Miete geliebt hat, nun verleiten, nur um Ruhe zu haben, die Schwester seines Freundes, Trina Lassen, zu heiraten, obschon ein junges Mädchen namens Karen, das bei seinem Schullehrer gewordenen Jugendgenossen Jakob Lind lebt, ihn liebt und die richtige Frau für ihn wäre. Zu spät erkennt es Lars, und diese Erkenntnis im Bunde mit unangenehmen häuslichen Verhältnissen — seine Frau ist infolge eines Nervenfiebers geisteskrank und seine Schwiegermutter bringt einen häßlichen Ton in sein

Haus – machen ihn eine Zeit lang zu einem Trinker. Aber als es anfängt bedenklich zu stehn, rafft er sich wieder empor und bringt nicht nur seine eigenen Verhältnisse wieder in Ordnung, sondern gründet auch eine Fischervereinigung, die von großem Segen für die Gegend wird, später freilich durch den Mangel an Gemeingeist zu Grunde geht. Doch ist Lars inzwischen ein Mann, mehr, ein Mensch geworden und hat sich etwas häusliches Glück erobert. Bei einem winterlichen Fischzuge ertrinkt er dann. – Unzweifelhaft liegt hier wie in „Hahn-Bertha" eine konsequente Charakterentwicklung vor, Lars Asmussen ist das männliche und nordische Seitenstück zu der Niederschlesierin, wie sie eine Kraft, aber der schleswig-holsteinischen Natur gemäß von ernster, grüblerischer Art, so daß seine Kraft „zu schwer ist zur frischen starken Tat". Dennoch hält sie ihn oben, und wenn sein Weg auch durch den Nebel führt und viel Träumen und Warten in seinem Leben ist, zuletzt ist es doch, wie es Karen zum Schlusse ausspricht, „nicht umsonst, ganz gewiß nicht". Zwar ist Lars nur ein Fischer, aber „der selbstbewußte, vornehme Anstand, der fest im innersten Wesen seines Volksstammes sitzt", ist auch in ihm, und wir verlieren nie den Glauben und nie die Freude an ihm, der so frei und aufrecht durch das Leben schreitet. Von dieser Seite hat F. Hugin das Schleswigholsteinertum weit besser herausgebracht als Gustav Frenssen in seinen Büchern, der immer nur redet, aber nicht recht zeigen kann. Auch die übrigen Menschen des Romans haben ihr gut Teil von der Erbschaft des Volkstums bekommen, der Großvater, die Mutter, Peter Lassen, der Jugendfreund, und seine „helle Starke", Jakob Lind und Karen und manche andere mehr. Die Honoratioren der Kleinstadt sind vielleicht etwas einseitig dargestellt, obgleich die hervorgehobenen Züge stimmen. Wieder, wie in „Hahn-Bertha", spielt das Naturleben in „Durch den Nebel" eine gewaltige Rolle, und wenigstens Lars ist absolut fest in dasselbe eingefügt, jede Stimmung klingt voll in ihm wieder, Mensch und Natur sind eins. In dieser Beziehung ist auch dieses Werk unvergleichlich, und die Verfasserin hatte, wie ich jetzt erkenne, vollkommen recht, als sie dagegen protestierte, daß auch hier, wie ich, ohne ihre früheren Werke zu kennen, annahm, Frenssenscher Impressionismus sei – ihre Naturdarstellung ist sicherlich ganz selbständig, die Weiterbildung des schon in „Wald" und „Hahn-Bertha" geleisteten, von einer Fülle und Feinheit, die höchste Bewunderung erwecken muß. Ich bezweifle, daß Licht, Luft, Meer, Land in ihrem intimsten Verhältnis zu einander jemals vorher so ausgibig und prägnant dargestellt worden sind. Nur eine Probe möge hier stehen: „Es waren große wuchtige Wolkengebilde aufgequollen und warfen von Zeit zu Zeit ihre mächtigen Schatten über die See. Die Farben jagten sich über die weite Fläche. Jetzt tanzte das Boot durch ein unsäglich tiefes Blau, nun glitt es durch smaragdgrüne Wunder, nun deckte graue Öde alles Glänzen, um wieder in Leuchtefarben aufzuglühn. Und ringsum ein jauchzendes Bewegen, ein rastloses Auf- und Niederkämpfen von zischenden,

platschenden weißen Köpfen und durchleuchteten grünen Tiefen". Man enthält sich schwer weiter zu zitieren, und wenigstens will ich noch eine Anzahl Schilderungen (der Ausdruck sagt natürlich viel zu wenig), die des Mais in Kapitel I, die der Vollmondlandschaft in Kapitel VII, die der Sonntagsruhe in Kapitel IX, die der Winternacht in Kapitel XVI, die des Frühsommertags in Kapitel XIX, die des schwülen Sommertags in Kapitel XX, die des frühen Frühlings in Kapitel XXII, die des Herbsttags in Kapitel XXIII, die der milden Nacht in Kapitel XXVI, die des Spätherbstes in Kapitel XXX, die des verhängnisvollen Wintertags im Schlußkapitel hier anmerken. Weniger gut als in „Hahn-Bertha" sind, eben weil sie komplizierter sind, wie schon angedeutet, die sozialen Verhältnisse gegeben, jedoch falsch gezeichnet sind auch sie nicht, und zumal über die Ostseefischer, ihr Leben und Treiben und ihre Verhältnisse hat die Prinzessin zweifellos die gründlichsten Studien gemacht. Die sozialen Fragen spielen immer wieder in den Roman hinein, und wenn sich hier auch, wie erwähnt, Frenssens Einfluß zeigt, man merkt doch auch wieder, daß die Prinzessin selbständig gedacht hat. Sie greift die Sache weiblich-praktisch an: „Wenn die ruhigen Leute alle zusammenhielten, dann müßte auch jeder seinen eigenen Weg gehen können, ohne sich weder von den Reichen noch von den fremden Parteigeschichten herumkommandieren zu lassen", heißt es einmal und ähnlich an anderen Stellen. Daß daß Herz der Prinzessin mit dem Volke war, tritt allenthalben deutlich hervor, wie auch ihr klares, festes Deutschtum. Als Kunstwerk im ganzen gesehen, erreicht „Durch den Nebel", um nun das Endurteil zu formulieren, „Hahn-Bertha" nicht, der zweite Roman ist nicht ganz so natürlich gewachsen wie der erste, hat nicht seine Geschlossenheit und Eindringlichkeit, aber er zeigt eine reichere Welt und ist an vielen Orten poetischer, im engeren, aber auch im weiteren Sinne: der dumpfe Kiefernwald ist zurückgewichen, es weht frische Meerluft, und auch die Seelen der Menschen regen sich frischer und freier. Einzelne Szenen wie der Gang Lars' und Karens in den Wald, Kapitel XXIII, und die Szene unter dem Apfelbaum, Kapitel XXVII, sind unvergängliche goldene Poesie.

Die wertvollste dichterische Hinterlassenschaft der Prinzessin sind aber trotz „Hahn-Bertha" ihre „Gedichte". Sie trug sich in ihren letzten Lebensjahren mit dem Gedanken der Herausgabe, und nur ihr Scheiden hat das Erscheinen des etwa 90 Stücke enthaltenden Bandes (G. Grote, Berlin) in eigener Redaktion verhindert. Wer ihn auch nur flüchtig durchsieht, erkennt sofort den ursprünglichen Charakter dieser Poesie. Leider fehlen uns die Entstehungsdaten, und so können wir die Entwicklung der Lyrikerin nicht darstellen, können nicht zeigen, wie sie sich zu echter Künstlerschaft emporgearbeitet hat. Daß sie sie erreicht hat, ist ganz unzweifelhaft: es sind unter ihren Gedichten eine Reihe vollendeter Schöpfungen, wie sie die deutsche Literatur in dieser Art nicht zum zweiten Male besitzt, und auch der Gesamtcharakter der Sammlung unterscheidet sie von jeder andern. Fremde Einflüsse dürften

höchstens von Nietzsche und etwa noch von Walt Whitman her gekommen sein, doch sind sie vollständig überwunden und kaum noch merkbar. Eine Verwandtschaft besteht dann noch mit den Dichtungen Karl Spittelers, und ich wäre nicht abgeneigt, Nietzsche, Spitteler und F. Hugin zu einem lyrischen Dreiblatt zusammen zu stellen und ihm die bedeutendste „Allpoesie“ unserer Tage zuzuschreiben. Daß in diesem Dreiblatt die Frau nicht die erste Stelle einnimmt, brauche ich kaum zu sagen, aber sie verschwindet doch neben den beiden andern keineswegs, sie hat von allen dreien vielleicht das intimste Verhältnis zur Natur, faßt deren geheimes Leben und Weben am innigsten auf und weiß es am zartesten darzustellen. Wiederum ermangelt sie aber auch nicht der Kraft.

Allpoesie, das will natürlich heißen: Poesie, in der die Menschenseele durch die Stimmung im großen Weltall aufgeht, oder auch umgekehrt, in der Allstimmungen durch die Menschenseele hindurch Ausdruck gewinnen. Ich habe oben bereits von dem „metaphysischen“ Geiste der Dichtung F. Hugins geredet, und das bedeutet selbstverständlich dasselbe. Seitdem die uralte Hymnik der Naturvölker verklungen ist und der einzelne Dichter singt, ist die Allpoesie begreiflicherweise selten gewesen in der Dichtung, und zumal in der neueren Lyrik gewinnt sie selten vollendete Gestalt; nur einzelnes bei Goethe, Hölderlin, Mörike, Hebbel, Keller ist ganz auf der Höhe und unvergänglich. Nietzsche ist, wie man weiß, eine Mischbegabung, Dichter-Philosoph, und seine Zarathustra-Hymnen verlangen von uns sozusagen erst einen etwas gewaltsamen seelischen Ruck, ehe wir ihre Stimmung voll erfassen können; Spitteler dann ist wesentlich Epiker und als Lyriker fast immer zu bewußt. So dürfte F. Hugin durch die Unmittelbarkeit ihrer lyrischen Allpoesie in unserer Zeit beinahe voranstehen, wenn sie auch die persönliche Größe ihrer beiden Mitbewerber nicht erreicht. Sie hat auch verhältnismäßig viel gelungene Stücke. Da steht zu Anfang das „Erdenlied“, durch und durch Hymne, scheinbar in (wundervolle poetische) Einzelheiten zerfließend, aber doch wieder durch große, zusammenfassende Anschauung und von starkem Allgefühl getragen; da reihen sich an das in der Empfindung sehr unmittelbare „Sonnenlied“ das stimmungsvolle „Abendgeheimnis“, der ein knappes Bild gebende „Friedhof“, das farbenreiche „Waldwunder“, das sich mehr der üblichen deutschen Lyrik nähernde „Vom Lauschen“, der das große Personifizierungsvermögen der Dichterin zeigende „Gebrochene Strahl“, in dem die verschiedenen Farben zu ganz eigentümlichem Leben erwachen. Die stärkste Kraft finden wir in dem „Waldsturmlied“, Urworte, orphisch, erklingen in dem „Drossellied“:

„O Sehnsucht — Sehnsucht —
Wo denn ruht
Des Drängens Heimat,
Wo so gut
All Träumen wohnt? —

platschenden weißen Köpfen und durchleuchteten grünen Tiefen". Man enthält sich schwer weiter zu zitieren, und wenigstens will ich noch eine Anzahl Schilderungen (der Ausdruck sagt natürlich viel zu wenig), die des Mais in Kapitel I, die der Vollmondlandschaft in Kapitel VII, die der Sonntagsruhe in Kapitel IX, die der Winternacht in Kapitel XVI, die des Frühsommertags in Kapitel XIX, die des schwülen Sommertags in Kapitel XX, die des frühen Frühlings in Kapitel XXII, die des Herbsttags in Kapitel XXIII, die der milden Nacht in Kapitel XXVI, die des Spätherbstes in Kapitel XXX, die des verhängnisvollen Wintertags im Schlußkapitel hier anmerken. Weniger gut als in „Hahn-Bertha" sind, eben weil sie komplizierter sind, wie schon angedeutet, die sozialen Verhältnisse gegeben, jedoch falsch gezeichnet sind auch sie nicht, und zumal über die Ostseefischer, ihr Leben und Treiben und ihre Verhältnisse hat die Prinzessin zweifellos die gründlichsten Studien gemacht. Die sozialen Fragen spielen immer wieder in den Roman hinein, und wenn sich hier auch, wie erwähnt, Frenssens Einfluß zeigt, man merkt doch auch wieder, daß die Prinzessin selbständig gedacht hat. Sie greift die Sache weiblich-praktisch an: „Wenn die ruhigen Leute alle zusammenhielten, dann müßte auch jeder seinen eigenen Weg gehen können, ohne sich weder von den Reichen noch von den fremden Parteigeschichten herumkommandieren zu lassen", heißt es einmal und ähnlich an anderen Stellen. Daß daß Herz der Prinzessin mit dem Volke war, tritt allenthalben deutlich hervor, wie auch ihr klares, festes Deutschtum. Als Kunstwerk im ganzen gesehen, erreicht „Durch den Nebel", um nun das Endurteil zu formulieren, „Hahn-Bertha" nicht, der zweite Roman ist nicht ganz so natürlich gewachsen wie der erste, hat nicht seine Geschlossenheit und Eindringlichkeit, aber er zeigt eine reichere Welt und ist an vielen Orten poetischer, im engeren, aber auch im weiteren Sinne: der dumpfe Kiefernwald ist zurückgewichen, es weht frische Meerluft, und auch die Seelen der Menschen regen sich frischer und freier. Einzelne Szenen wie der Gang Lars' und Karens in den Wald, Kapitel XXIII, und die Szene unter dem Apfelbaum, Kapitel XXVII, sind unvergängliche goldene Poesie.

Die wertvollste dichterische Hinterlassenschaft der Prinzessin sind aber trotz „Hahn-Bertha" ihre „Gedichte". Sie trug sich in ihren letzten Lebensjahren mit dem Gedanken der Herausgabe, und nur ihr Scheiden hat das Erscheinen des etwa 90 Stücke enthaltenden Bandes (G. Grote, Berlin) in eigener Redaktion verhindert. Wer ihn auch nur flüchtig durchsieht, erkennt sofort den ursprünglichen Charakter dieser Poesie. Leider fehlen uns die Entstehungsdaten, und so können wir die Entwicklung der Lyrikerin nicht darstellen, können nicht zeigen, wie sie sich zu echter Künstlerschaft emporgearbeitet hat. Daß sie sie erreicht hat, ist ganz unzweifelhaft: es sind unter ihren Gedichten eine Reihe vollendeter Schöpfungen, wie sie die deutsche Literatur in dieser Art nicht zum zweiten Male besitzt, und auch der Gesamtcharakter der Sammlung unterscheidet sie von jeder andern. Fremde Einflüsse dürften

höchstens von Nietzsche und etwa noch von Walt Whitman her gekommen sein, doch sind sie vollständig überwunden und kaum noch merkbar. Eine Verwandtschaft besteht dann noch mit den Dichtungen Karl Spittelers, und ich wäre nicht abgeneigt, Nietzsche, Spitteler und F. Hugin zu einem lyrischen Dreiblatt zusammen zu stellen und ihm die bedeutendste „Allpoesie" unserer Tage zuzuschreiben. Daß in diesem Dreiblatt die Frau nicht die erste Stelle einnimmt, brauche ich kaum zu sagen, aber sie verschwindet doch neben den beiden andern keineswegs, sie hat von allen dreien vielleicht das intimste Verhältnis zur Natur, faßt deren geheimes Leben und Weben am innigsten auf und weiß es am zartesten darzustellen. Wiederum ermangelt sie aber auch nicht der Kraft.

Allpoesie, das will natürlich heißen: Poesie, in der die Menschenseele durch die Stimmung im großen Weltall aufgeht, oder auch umgekehrt, in der Allstimmungen durch die Menschenseele hindurch Ausdruck gewinnen. Ich habe oben bereits von dem „metaphysischen" Geiste der Dichtung F. Hugins geredet, und das bedeutet selbstverständlich dasselbe. Seitdem die uralte Hymnik der Naturvölker verklungen ist und der einzelne Dichter singt, ist die Allpoesie begreiflicherweise selten gewesen in der Dichtung, und zumal in der neueren Lyrik gewinnt sie selten vollendete Gestalt; nur einzelnes bei Goethe, Hölderlin, Mörike, Hebbel, Keller ist ganz auf der Höhe und unvergänglich. Nietzsche ist, wie man weiß, eine Mischbegabung, Dichter-Philosoph, und seine Zarathustra-Hymnen verlangen von uns sozusagen erst einen etwas gewaltsamen seelischen Ruck, ehe wir ihre Stimmung voll erfassen können; Spitteler dann ist wesentlich Epiker und als Lyriker fast immer zu bewußt. So dürfte F. Hugin durch die Unmittelbarkeit ihrer lyrischen Allpoesie in unserer Zeit beinahe voranstehen, wenn sie auch die persönliche Größe ihrer beiden Mitbewerber nicht erreicht. Sie hat auch verhältnismäßig viel gelungene Stücke. Da steht zu Anfang das „Erdenlied", durch und durch Hymne, scheinbar in (wundervolle poetische) Einzelheiten zerfließend, aber doch wieder durch große, zusammenfassende Anschauung und von starkem Allgefühl getragen; da reihen sich an das in der Empfindung sehr unmittelbare „Sonnenlied" das stimmungsvolle „Abendgeheimnis", der ein knappes Bild gebende „Friedhof", das farbenreiche „Waldwunder", das sich mehr der üblichen deutschen Lyrik nähernde „Vom Lauschen", der das große Personifizierungsvermögen der Dichterin zeigende „Gebrochene Strahl", in dem die verschiedenen Farben zu ganz eigentümlichem Leben erwachen. Die stärkste Kraft finden wir in dem „Waldsturmlied", Urworte, orphisch, erklingen in dem „Drossellied":

„O Sehnsucht — Sehnsucht —
Wo denn ruht
Des Drängens Heimat,
Wo so gut
All Träumen wohnt? —

O jubelnder, sonniger Blick,
Traumglück —
Fühl ich's doch tief in der Brust,
Webt's doch in werdender Lust!
Irgendwo!
Fern im Grau —
Oder im tiefen schattenden Grund?
Trau, trau! —
Zwischen den Knospen webt's,
Irgend und irgend lebt's!
Wo? Wo?"

Auch „Jahreswende", „Leben", „Wasserstimmen", „Feierstunde", „Schmiedelied", „Im Halbschlummer", „Sonnenlicht", „Land der Sehnsucht" gehören mehr oder minder zu dieser Allpoesie. Ein kurzes Gedicht, „Im Halbschlummer", möge hier noch als Probe stehen:

„Hoch oben die Wolken —
Und unten die Träume
Und wisperndes Regen
Geht rings durch die Bäume.
Und flügelndes, sumsendes, fächelndes Weben —
Es ist wie ein Schlummer und ist wie ein Schweben,
Und ist wie ein Tasten und gleitendes Hoffen,
Als stünde der Türen geheimste offen,
Als reichte des Diesseits vortastendes Spüren
Und dürfte das Drüben mit Fingern berühren."

Nur dem Banausen braucht man zu sagen, daß das nicht bloße Worte und äußerlich aneinander gereihte Vorstellungen sind, daß hier die geheimste Empfindung Ausdruck sucht und, soweit es menschenmöglich ist, selbst durch Anschauung unterstützt, auch findet.

Es ist klar, daß solche Allpoesie nur durch ganz intimes, hingebungsvolles Leben mit und in der Natur möglich war, und echteste und allseitige Naturstimmung ist denn auch, wie uns ja schon die Betrachtung der Erzählungen gezeigt hat, das Hauptcharakteristikum der gesamten Huginschen Poesie. Und zwar ist die Stimmung, wie auch schon ausgeführt, in der Regel von Anschauung getragen, F. Hugin schaut, schaut plastisch und wiederum, weil sie eine echte „Hineinschau-Phantasie" hat, in Form und Farbe sehr differenziert, ja, sie kann sogar Geräusche in Form und Farbe übertragen. Einige Beispiele mögen das alles dartun. Da heißt es in dem Gedicht „Morgen":

„Mit mildem, weichverschwommenem Blau
Umschließt der Himmel rings die Welt,
Herbstgoldne Welt.
Weit, weit hinein in heimatduftges Land
Dringt frei mein Blick.
Und goldnes Feld schiebt hinter Feld sich fort.

Und bläulich zieht sich Knick um Knick hindurch.
Nur ganz von fern des Erntevolkes Stimmen,
Sonst ist so heilig still die Luft."

Das ist ganz deutlich schleswig-holsteinische Landschaft — die Empfindung der Dichterin aber umfaßt sie auch gleich: „heimatduftig", „heilig still". Ihre Farbenkunst zeigt beispielsweise „Mein Vaterhaus". Wie verstärkt sie den Eindruck des „weißen" Schlosses durch die folgenden Verse:

„Weiße Schwäne ziehen vorüber,
Weiße Möwen fliegen darüber,
Weiße Wolken wachsen im Blauen,
Tief ins Wasser wollen sie schauen!"

Die künstlerische Verwendung der Geräusche zeigen folgende Verse aus „Herbstlied" II:

„Knisternd brechen kleine Äste —
Durch die Dämm'rung seh' ich's ziehen
Groß und dunkel tief ins Inn're.
Und die weißen Birken scheinen.
Ein Fasan schreit mir zur Seite.
Wie das gellte in der Stille!
— — — — — — — — — — — —
Leiser Fall von welken Blättern.
Dann ein Rascheln rings am Boden
Und ein Kriechen und ein Hüpfen:
'S ist die Zeit für Frosch und Unke."

All die Gedichte F. Hugins, die Naturbilder sind oder geben, aufzuführen, hieße beinahe das Inhaltsverzeichnis abschreiben. „Vor Tag", „Morgen", „Abend", „Abendgeheimnis", „Abschied", „Frühlingstag" (dies von bemerkenswerter Kühnheit:

„Es singt und singt die Amsel immer fort,
Man sieht sie nicht, man atmet nur ihr Lied,
Man atmet's mit dem ersten jungen Grün,
Das wie ein Schleier um die Äste liegt"),

„Weihnachtszauber", „Schlittenfahrt", „Bergzauber", „Sonnenwende", „Stille", „Wasserstimmen", „Sommernachtszauber" (wundervolle Verkörperung der Schwüle), „Gewitter" (ein Prachtstück!) mögen genannt sein. Ganz moderner Impressionismus in kleinen Zügen verbindet sich oft mit außerordentlicher Stärke der Wiedergabe des Gesamteindrucks, wie z. B. in „Stille":

„Vorüber war der Sturm, ganz ausgetobt.
Die starken Stämme lagen hingemäht,
Wie starre Finger krampfend in die Luft
Das graue Zweiggewirr. —
Ein Meislein hüpft den toten Stamm entlang
Und zwinkert rechts und links und sucht sein Nest.
Das ist hinabgeschlagen in den Grund,

Den schwarzen moorig-stillen Grund. — —
Und lautlos stehn die Brüder all im Kreis.
Die starken Brüder, die dem Sturm getrotzt,
Heut noch getrotzt.
Wirr ist das Zweigwerk, müde, oft geknickt.
Und nirgends Rauschen, Schweigen überall.
Kein Vogelzwitschern und kein Hirschestritt.
'S ist Grabesruhe rings im Wald."

Nicht bloß die heimische schleswig-holsteinische und niederschlesische, auch die Alpen- und die italienische Landschaft hat F. Hugin darzustellen, einige Male wie in „Air von Bach" und „Zur Musik" auch musikalische Eindrücke durch landschaftliche Motive wiederzugeben versucht. Das übliche deutsche lyrische Gedicht, das das an ein einheitliches Bild gebundene Gefühl in ein paar Reimstrophen zu krystallisieren strebt, ist selten bei ihr, fehlt aber doch nicht ganz, man vergleiche „Rosenzeit", „Weiße Rosen", „Rote Rosen".

Oft genügt der Dichterin die Natur an und für sich zur Verkörperung ihrer Stimmung noch nicht, sie führt, wie in ihren „Wald"-Märchen, märchenhafte Wesen, Alben, Waldschrate, Hexen usw. auch in ihre Gedichte ein. Man darf hierbei aber um Gotteswillen nicht an etwas dem modernen Heinzelmännchen-Kultus Entsprechendes denken, F. Hugin hatte, wie bereits ausgeführt, eine richtige Hineinschau-Phantasie, eine wirkliche Märchenseele, und so sind ihre hierher gehörigen Dichtungen meist sehr zart und fein und wirken äußerst natürlich. Hier und da kommt ein reizender Humor heraus. Von Dichtungen dieser Art sind außer dem schon charakterisierten „Flötenlied" noch „Hochlandszauber", „Sommermärchen", „Ein Märchen", „Sommertag", „Quellenmannslied", „Zauberstab" zu nennen. Zu beschreiben ist ihr Reiz natürlich nicht. — Selten führt die Prinzessin in ihre Gedichte — was die modernen Dichter sonst lieben — die Persönlichkeit Jesu und die Gestalt des Todes ein. Ich finde nur zwei solche Gedichte, „Palmsonntag" und „Herbstahnen". — Von den Märchendichtungen gelangt man leicht zu den Balladen, von denen F. Hugin eine kleine Anzahl verfaßt hat. In der „Schottischen Sage" von Thomas, dem Reimer von Erkilolown, behandelt sie in ihrer Art das Motiv von Hauptmanns „Versunkener Glocke". „Tümmeldink" ist eine holsteinische Bauernsage und humorvoll in Kopischs Art durchgeführt, „König Skeaf" nordischen Ursprungs. Zweimal hat die Dichterin das Leid der Schifferswitwe behandelt, einmal wahrhaft genial in den folgenden sechs Zeilen:

„Oben fliegt die Möwe, wie sie damals flog.
Müde sind die Arme, und die See geht hoch.
Wie so leicht die Riemen hat er doch geführt,
Mit den stillen Händen, die er nie mehr rührt.
Ruder, Ruder, ziehe, wie es damals zog —
Oben fliegt die Möwe, wie sie damals flog."

Das ist wie allerstärkste Volkspoesie. Auch das zweite „Lied der Witwe" („Grün geäugte Wellen ziehen") ist bedeutend.

Man muß nun aber nicht denken, als käme das persönliche Leben der Dichterin bei ihrer Naturdichtung nicht zur Geltung, als überwöge das, was man früher Schilderung nannte und heute richtiger Stimmungswiedergabe nennt. Ein großer Teil der Gedichte von F. Hugin trägt ausgeprägt persönlichen Charakter, stellt das menschliche Ringen der Prinzessin allseitig dar. Sie hat die Schwierigkeiten ihrer Lage und den Druck des Lebens tief empfunden und einen trotzigen Freiheitssinn bis zuletzt bewahrt. Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht das Gedicht „Der Falke", in dem sie zuerst einen gefangenen Falken schildert. Nachdem er freigegeben, heißt es:

„Halt ein, o Falke, warte!
Ich gab die Freiheit dir –
Nun leihe deine Schwingen
Ein einzig Mal auch mir.
Auch mir im Herzen brennet
Der Sehnsucht heiße Qual.
O leih mir deine Schwingen,
O nur ein einzig Mal!

Auch ich bin hart gefesselt
Und blicke sehnend auf,
O laß mich einmal schweben
Mit dir in freiem Lauf!"
Doch höher glitt der Falke
In hoheitsvoller Ruh.
Im Duft sah ich ihn schweben,
Er flog der Sonne zu."

Denselben Ton hat die Dichterin öfter angeschlagen, so noch in „Jugend", „Werde", „Ein Schrei", „Unfrei", „Sommernachtzauber", „Raubvogel", „Hochgebirgsmorgen", „Sturmsehnen", „Meerlied". Hier, aber nicht allein hier, erinnert sie an Annette Droste. Das Gedicht „Werde" möge noch angeführt sein:

„Ich möchte die Arme breiten
In die große Bläue hinein
Und möchte schweben und gleiten
Durch den klaren strahlenden Schein.
Ich möchte die Erde fassen,
Den kernigen Urmuttergrund,
Und nimmer und nimmer lassen,
Bis mein innerstes Wesen gesund.
Und wild wie der Schrei der Möwe
Und frei wie der jauchzende Wind
Und groß wie die Salzflut und einsam,
So, Vaterland, bilde dein Kind!"

Ihre Sehnsucht geht, wie man schon hieraus ersieht, keineswegs ins Leere hinein. Oft findet sie auch, siehe das Gedicht „Bergmorgen", durch innige Hingabe an Gott Beruhigung:

„Seliges Herze, über den Stürmen,
Teil deines Gottes, ziehest auch du."

Dann hat sie, wie ja auch ihre Erzählungen beweisen, ein äußerst starkes Heimatgefühl, man vergleiche die Gedichte „Abend", „Mein Vaterhaus", „Ruhe", „Die singenden Mauern", „Abschied", „Das schlafende Schloß", und bisweilen erwacht auch ihr Rassenstolz („Nordlandskraft"). Daneben ist sie, wie wir gleichfalls schon aus den Erzählungen ersehen haben, ein durchaus moderner Mensch: Sie besitzt das moderne Sozialgefühl, siehe „Arbeitssegen", und „Herbstlied" I, wo sie die gebeugten Gestalten der Arbeiter „im Golde verklärt" sieht; sie hat Nietzsche besungen, ihn vielleicht größer geschaut, als er war, sie findet selbst im modernsten Fortschritt („Das Luftschiff") die große Mutter Natur wieder und bezeugt stets trotz aller Religiosität eine unbeirrbare Erdenliebe. Bisweilen hat sie sich auch durch Ironie und Humor („Rat": „Pfeif dir was!") über die Gewöhnlichkeiten des Erdenlaufs erhoben, im allgemeinen jedoch ist sie ernst, eine starke, einsame Natur, die ihren Schmerz den Menschen verbergen und mit ihm wie der Hirsch in das tiefste Waldesdickicht flüchten möchte.

Die Form ihrer Dichtungen steht, wie nicht zu leugnen ist, nicht immer auf der Höhe. Verhältnismäßig spät zur Poesie gelangt, hat sich die Prinzessin, wie sie auch selbst eingestand, einer vollendeten Technik nicht mehr zu bemächtigen vermocht. So bevorzugt sie ungereimte Verse, freie Rhythmen, in denen sie dann freilich manchmal eine große Meisterschaft entfaltet, die geborene Dichterin, die sie ist. Merkwürdig erscheint, wie sie aus den freien Rhythmen öfter in Reimverse gerät („Morgen", „Abendgeheimnis", „Die singenden Mauern", „Frühling", „Drossellied", „Zur Musik") — in der Regel wird man finden, daß eine gewisse innere Nötigung vorliegt. Die Reimgedichte sind formell meist nicht tadellos, aber doch oft von glücklichem Klang und Fluß („Meerlied"). Sehr glücklich ist die Dichterin in onomatopoetischen Wirkungen: „Klinge, linge, linge Schelle", „Durch den Wald her humpe tapp kommt die Alte schwer am Stab" usw. Überhaupt ist der Impressionismus auch formell oft glücklich durchgeführt. Innere Form haben fast alle Gedichte von F. Hugin, und selbst das Mißlungene bietet noch etwas.

Man muß doch wohl die größte deutsche Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, heranziehen, wenn man F. Hugins ganze Bedeutung klarmachen will. Das westfälische Freifräulein und die schleswig-holsteinische, eigentlich oldenburgische Prinzessin stehen sich selbstverständlich der Rasse nach sehr nahe, und man darf sich nicht wundern, wenn sie deshalb auch in ihrer Poesie Verwandtschaft aufweisen. Das nahe Verhältnis zur Natur und ein trotziger Höhen- und Freiheitsdrang sind beiden auf alle Fälle

gemeinschaftlich. Annette von Droste ist die stärkere und leidenschaftlichere, Feodora von Schleswig-Holstein, wenn auch keineswegs schwächlich, die weichere, schönheitsfreudigere Natur, und so ist auch die Poesie der Westfälin stärker und erdiger, die der Schleswig-Holsteinerin intimer, verschwimmender, duftiger, aber darum nicht etwa konventioneller. Die beiden Dichterinnen ergänzen sich in der Naturdichtung: Annette sieht mit ihren trotz ihrer Kurzsichtigkeit scharfen Augen das Nahe vorzüglich und stellt es scharf impressionistisch, aber auch groß dar; F. Hugin ist die Dichterin der weiten, dämmernden Horizonte, Licht und Luft sind in ihren Naturbildern ebenso bedeutsam wie die Gegenstände selbst, die sie umgeben, und auch bei der Darstellung des Kleinlebens kommt vor allem das Spiel der Lichter zur Geltung. Im Gefühl ist die Droste bestimmter, energischer, die Prinzessin feiner, zarter, tastender, ahnender. Gleich stark ist bei beiden die Liebe zur Heimat und über allen Zweifel erhaben der feste, sittliche, echt weibliche Sinn. Die ausgeprägtere Aristokratin ist vielleicht die Westfälin, in ihren Anschauungen sicherlich. Als Erzählerin ist die jüngere Dichterin fast weiter gekommen als die ältere, „Hahn-Bertha" ist künstlerisch, ich möchte sagen, intensiver und ergreift menschlich mehr als die „Judenbuche", und „Durch den Nebel" hat zwar nicht die vornehme Haltung, aber weitere Ausblicke und mehr einfache Poesie als „Bei uns zu Lande auf dem Lande". Durch ihren ausgeprägten sozialen Sinn kommt F. Hugin auch der zweiten großen deutschen Dichterin, Marie von Ebner-Eschenbach, nahe – wie weit sie ihr bei fortschreitender Entwicklung hätte nachkommen können, ist selbstverständlich schwer auszumachen. Mit modernen Dichterinnen will ich sie nicht vergleichen, weder mit Erzählerinnen wie Helene Böhlau und Isolde Kurz noch mit Lyrikerinnen wie Lulu von Strauß und Torney und Agnes Miegel, ich will nur wiederholen, daß sie eine Eigene ist und sich trotz manches Unvollkommenen ihrer Kunst, das zunächst wie Dilettantismus aussieht, für den, der schauen kann, zu wirklicher Künstlerschaft erhebt. Ihr Lebenswerk erscheint als Torso, über „Durch den Nebel" hinaus hätte der Weg weiter geführt, aber doch sind „Hahn-Bertha" und eine größere Anzahl Gedichte in sich vollendet und werden den Namen dieser Augustenburgerin in der deutschen Literaturgeschichte unvergänglich neben den ihres Ahnherrn stellen, der Schiller half.

Die Entstehung meiner Märchensammlung.

Von Professor Dr. Wilhelm Wisser.

(Fortsetzung.)

Im Sommer 1908 machte ich eine Reise nach Tirol. Michaelis ließ ich mich, nachdem ich im August mein 65. Lebensjahr vollendet hatte, pensionieren, so daß ich jetzt – wonach ich mich schon so lange gesehnt hatte – meine ganze Zeit und Kraft den Märchen widmen konnte.

Als freier Mann durchstreifte ich nun gleich nach Schulschluß in den beiden ersten Wochen in allerhand Zickzacklinien und vielfachen Kreuz- und Querzügen die Dörfer und Güter in der Nordostecke Holsteins, 30—40 Ortschaften. Mein Standquartier hatte ich in Heiligenhafen, bei einer dort verheirateten Nichte. Es waren lauter schöne, sonnige Tage, und es war eine Lust zu wandern. Der Ertrag bestand in 110 Geschichten, die mir von 20 Personen erzählt wurden.

Wie ich diese Personen aufgefunden habe, kann ich genau nicht mehr angeben. Die meisten fand ich in der Weise, daß ich mich überall erkundigte. Eine Lehrerswitwe in Heiligenhafen, Frau Heesch, hatte nach einem Märchenvortrag, den ich in diesen Tagen dort hielt, von den Geschichten, die sie wußte, drei*) selbst für mich aufgeschrieben und schickte sie mir anonym zu. Und als ich dann ihren Namen ermittelt hatte und sie besuchte, erzählte sie mir auch noch die übrigen. Der Hotelwirt Schmidt in H. erzählte mir die Geschichte vom Meisterdieb, die er schon früher für mich niedergeschrieben hatte. Von einem Knecht, mit dem ich eine Strecke auf der Chaussee fuhr, wurde mir der Schuster Reese in Jahnsdorf genannt. Und dieser nannte mir dann wieder, nachdem er mir seine 8 Geschichten erzählt hatte, seinen Nachbarn, den Schneider Blunck. In Großenbrode waren die beiden Alten, die mir in H. genannt waren, der eine schwer krank, der andere kurz vorher gestorben. Als Ersatz dafür fand ich dann aber durch Erkundigungen im Dorf zwei Tagelöhner, von denen der eine, Lindholm, aus Schweden stammte und schwedische Geschichten wußte. Der Gärtner Ehlers in Lütjenbrode, der mir schon früher erzählt hatte — er redete mich im Eisenbahnwagen an und erbot sich, mir seine Geschichten**) zu erzählen —, nannte mir diesmal seine Mutter, die alte Frau Dohse in Görtz usw.

Die besten Geschichten wurden mir erzählt von dem alten Kuhknecht Becker in Löhrsdorf, von Frau Kühl in Diemersdorf, die besonders viele Räubergeschichten wußte, und dem Schneider Blunck in Jahnsdorf.

Frau Kühl und deren Schwester, Frau Fißler in Michaelsdorf, hatten ihre Geschichten von ihrem verstorbenen Vater, dem Vogt Bebeniß in Krakedorf, der eine Menge von Geschichten gewußt haben muß. Bei Frau Kühl war ich an drei verschiedenen Tagen. Frau Fißler hatte, als ich sie in ihrem Dorf besuchte, keine Zeit — sie war beim Brotbacken — und genierte sich auch wohl vor ihrem Mann. Sie versprach mir aber, an einem der nächsten Tage zu ihrer Schwester nach Diemersdorf zu kommen und mir dort zu erzählen. Als ich an dem verabredeten Tage — infolge eines Mißverständnisses erst nachmittags — dort eintraf, hatte sie schon Stunden

*) Darunter „De witt Wulf" (Heiligenhafener Post, 10. Oktober 1908, Schlesw.-holst. Kalender für 1911).

**) Davon ist gedruckt „de Wedd" (Eutiner Kalender für 1909).

lang auf mich gewartet und jetzt knapp noch soviel Zeit, um mir zwei Geschichten zu erzählen. Da mußte und mußte sie fort. So blieb mir denn, wenn ich nicht auf die dritte Geschichte verzichten wollte, nichts übrig, als sie zu begleiten und mir im Gehen erzählen zu lassen. Als die Geschichte — es war eine besonders interessante vom Mäusekönig, die mir in anderer Fassung auch ihre Schwester schon erzählt hatte — zu Ende war, und wir Abschied von einander genommen hatten, setzte ich mich mitten auf dem Felde auf einen Wall und schrieb sie brühwarm nieder.

Die meisten Geschichten (24) — sie waren freilich größtenteils nur kurz — lieferte mir Hans Willer, ein alter Fischer in Heiligenhafen. Ich mußte ihn von seiner Parzelle holen, und wir setzten uns dann in den Anlagen vor der Stadt auf eine Bank. Auf ihn folgte — der Zahl nach — Frau Kühl mit 15 und Lindholm mit 14 Geschichten.

In Görtz wollte sich bei meinem ersten Besuch die alte Frau Dohse auf nichts einlassen: sie habe ihre Geschichten alle vergessen. Aber der alte Boldt wisse welche. Sie ging mit mir zu dessen Kate, aber B. war nicht zu Haus. Ich erkundigte mich bei dem Gutsherrn, Herrn Peters, und dieser erbot sich, mich zu ihm zu führen: er sei auf dem Felde bei der Arbeit. So gingen wir denn zusammen aufs Feld. Aber B. wollte auch nicht: er sei müde und habe keine Lust. Ich mochte nicht in ihn dringen. Da erklärte sich der junge Vogt bereit, ein Sohn der mehrfach erwähnten Frau Kühl, und erzählte mir gleich drei kleinere Geschichten. Nach ihm erbot sich dann auch der Tagelöhner Glaser mir zu erzählen. Mittlerweile war es Feierabend geworden, und die Leute spannten aus. Da schloß ich mich natürlich Glaser an und ließ ihn gleich, schon auf der Koppel, anfangen. Ich wollte aber gern nachschreiben, und so setzten wir uns denn auf einen Baumstamm, der am Wege lag, bis die Geschichte zu Ende war. Glaser wußte noch mehr. Ich hatte jedoch, weil ich noch mit dem Zug wollte, keine Zeit mehr und mußte mich für diesmal mit der einen Geschichte begnügen.

Vier Tage später kam ich zum zweiten Mal nach Görtz. Ich ging zunächst wieder zu der alten Frau Dohse. Und richtig — ich hatte das schon vorausgesehen — jetzt erzählte sie mir so bereitwillig, als hätte sie die ganze Zeit über nichts getan als auf mich gewartet. Als ich ihre drei Geschichten zu Papier hatte, begab ich mich der Verabredung gemäß in die Kate, wo Kühl wohnte, und wohin ich auch Glaser bestellt hatte. Und hier wurden mir dann von Glaser noch sieben weitere Geschichten erzählt und von Kühl noch die Geschichte von der klugen Bauerntochter. Während unserer Sitzung kam das blitzsaubere Stubenmädchen und brachte mir von Frau Peters außer einer Portion Tee einen gehäuften Teller voll leckerer Butterbröte, so gehäuft, daß ich trotz meines Wolfshungers — denn ich hatte den ganzen Nachmittag über wieder mal nichts zu essen bekommen — auch die Kinder an meinen Leckerbissen teilnehmen lassen konnte.

In Süssau sprach ich in der Meierei vor und traf die Meierin, eine resolute junge Frau, allein zu Haus. Als ich damit herausrückte, daß ich auf der Suche sei nach Leuten, die Geschichten erzählen könnten, Geschichten von dumm' Hans und dergl. — das Wort ‚Märchen' gebrauche ich nie —, da schlug sie erst eine helle Lache auf. Dann unterwarf sie mich einem scharfen Verhör, was ich mit den dummen Geschichten wolle. Ich weiß nicht mehr genau, was ich zur Antwort gab. Ich weiß nur noch, daß sie mir mit fabelhafter Zungenfertigkeit klipp und klar auseinandersetzte, daß meine ganze Märchensucherei dummes Zeug sei. Die Frau hatte ja, wie alle Frauen, die Gardinenpredigten halten, im Grunde genommen vollkommen recht. Und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich umgekehrt und spornstreichs nach Haus gereist. Jedenfalls war mir, als ich mich wieder draußen sah, ganz katzenjämmerlich zu Mut. Und ich beneidete die Frau um ihren gesunden Sinn und ihren praktischen Standpunkt. Ihren Mann beneidete ich nicht.

Eine noch schlimmere Kritik erfuhr meine Sammelei am letzten Tage dieser Campagne in Kraksdorf.

Hier hatte die alte Frau Hopp mir schon eine Geschichte erzählt. Sie ließ mir dann aber durch Frau Fißler sagen, ihr sei noch eine zweite eingefallen. So ging ich denn noch einmal hin. Sie war aber nicht zu Haus, und ich konnte sie nirgends finden. Endlich sagte man mir, sie sei aufs Feld gegangen, um ihrem Mann beim Rübenschneiden zu helfen. Ich also nach dem Rübenacker. Dort war sie aber auch nicht. Nur ihr Mann saß da bei seinen Rüben auf der Erde. „Wat schall min Fru?" "O, se schall mi man 'n Geschich vertell'n." Damit ging ich wieder ins Dorf. Nachdem ich sie hier abermals überall gesucht hatte, erfuhr ich, sie sei vorhin da und da gewesen, jetzt sei sie aber bestimmt auf dem Rübenacker. Ich zum zweiten Mal dahin. Da begegneten sie mir auch schon, der Mann voraus, die Frau 30, 40 Schritt hinterher. Als der Alte mich sah, legte er los: „Ne, min Fru schall keen Geschich'n vertell'n. Dar wi' 'k niks vun weten. Wer hett dat ol Schitkram in gang' bröcht?" „Wat?" sagte ich. „Ik bün hier vun 'n Kaiser her schickt, un Se wüllt hier vun Schitkram snacken? Töf, ik will Ehr verklagen! Dat schüllt S' wis ward'n!" Und keck vertrat ich ihm den Weg, trotz der beiden Rübenmesser, die er in der Hand hielt. Da legte er klein bei. „Laten S' een'n hier gahn op de Landstrat, laten S' een'n hier gahn op de Landstrat!" Und schüchtern wich er aus und schob knurrend ab. Mittlerweile war die Frau herangekommen. „Och, de ol Keerl ward je ümmer glik so dull! Kam'n S' hier man her. Wi wüllt uns hier achter'n Busch stell'n. Hier kann he uns ne sehn. Denn will ik Ehr de Geschich gau vertell'n." So stellten wir uns denn ‚achter den Busch.' Und während sie von Zeit zu Zeit ängstlich ausspähte, vertraute sie mir in aller Heimlichkeit ihre Geschichte an. Diese war übrigens so harmlos, daß sie das Licht der Sonne nicht hätte zu scheuen brauchen.

Es war das Märchen von der schönen Stieftochter, die der König zur Frau nimmt, und die dann von der bösen Stiefmutter in eine Ente verzaubert wird.

Auf dies originelle Rendez-vous achter'n Busch, bei dem ich nur bedauerte, daß wir nicht 40 Jahre jünger waren, folgte nur noch eine kurze Sitzung mit einem Schäfer, der mir in der Nähe des Dorfs auf dem Felde bei seinen Schafen erzählte. Dann kehrte ich vor der Hand erst mal in mein Heimatdorf zurück.

Hier blieb ich die nächsten vier Wochen, in der Hauptsache mit andern Arbeiten beschäftigt, nebenher aber mitnehmend, was sich mir an Geschichten bot. So wurden mir in meinem Heimatdorf Klenzau von einer jungen Bauernfrau, in dem nahen Braak von „Unkel Wilhelm", dem alten Verwalter einer Hufenstelle, und in Fissau (auf der andern Seite Eutins) von einem alten Fuhrwerksbesitzer*) sieben Geschichten erzählt, und in Kesdorf in der Familie des jungen Hufners Steffen, der mir schon früher genannt war, 22. Die von ihm selbst herrührenden waren der Mehrzahl nach bedenklichen Inhalts.

Im November machte ich dann — einem längst gehegten Plan zufolge — noch eine Märchenreise nach der Insel Fehmarn.

In Burg, der einzigen Stadt auf Fehmarn, angekommen, fuhr ich zunächst nach dem Kirchdorf Landkirchen. Hier war aber der Mann, der mir genannt war, kurz vorher gestorben, und so ging ich weiter nach Lemkendorf, um hier die beiden Brüder Kähler aufzusuchen, die mir unterwegs von irgend einem Mitreisenden bezeichnet waren. Bei diesen — es waren ein paar ältere Junggesellen, die ihre Hufenstelle gemeinsam bewirtschafteten — fand ich, obwohl sie bei der Dampfdreschmaschine beschäftigt waren, die freundlichste und gastlichste Aufnahme. Geschichten freilich wußten sie jeder nur eine. Es war aber doch ein glücklicher Zufall, der mich in dies Haus geführt hatte. Denn als Feierabend gemacht war, und die Leute sich nach dem Essen in der Stube versammelten, stellte sich heraus, daß der alte Fischer Wichmann aus Lemkenhafen, ein Sechziger, der mit beim Dreschen geholfen hatte, Geschichten wußte. So hatte ich gleich am ersten Tage den ersten Erzähler gefunden. Da in dem Wirtshaus des Dorfs kein Nachtquartier zu haben war, so mußte ich des Abends noch weiter fahren nach Petersdorf und sah mich deshalb genötigt, die Sitzung vor der Zeit aufzuheben. Immerhin aber war doch ein guter Anfang gemacht.

Am nächsten Morgen ging ich nach Lemkendorf zurück, um mit Wichmann zu verabreden, wann wir fortfahren könnten. Da höre ich, während ich allein in der Stube sitze, in der Küche zwei glockenreine

*) Auf diesen war ich brieflich aufmerksam gemacht worden von einer mir unbekannten Dame in Hamburg, die dort einen Vortrag von mir gehört hatte.

Mädchenstimmen singen: „Ich grüße dich, Emilie.“ Ich hatte das Lied nie gehört, und es fiel mir auf durch seine eigenartige Melodie. Ich ließ die beiden Sängerinnen, die Nichte des Hauses und die Magd, hereinkommen und mir den Text des Liedes diktieren. Und während sie es dann in der Küche weiter sangen, brachte ich auch die Melodie zu Papier. So hatte ich auch schon ein Volkslied.*) Das Lied wird übrigens, wie ich den Sommer darauf in irgend einem Reisebericht las, auch im Spreewald gesungen.

Von dem Dienstmädchen erfuhr ich nun bei dieser Gelegenheit, daß in dem nahen Dänschendorf ein blinder Mann wohne, der Geschichten wisse, Matthäus Klatt.

Natürlich machte ich mich gleich auf den Weg und fand auch alles so, wie mir gesagt war. Klatt wußte Geschichten und war auch sofort bereit zu erzählen. So setzten wir uns denn hin und saßen – die Mittagspause abgerechnet – bis abends um zehn. Und als wir aufhörten, hatte ich 32 Quartseiten nachgeschrieben. Das war also in zwei Tagen schon der zweite Erzähler.

Am nächsten Morgen, einem Sonntag, ging ich – der Verabredung gemäß – nach Lemkenhafen, um mir von Wichmann weiter erzählen zu lassen. Unterwegs kam ein Meiereiwagen hinter mir her. Ich knüpfte mit dem Knecht ein Gespräch an und erfuhr dann, nachdem ich mit aufgestiegen war, daß in dem nahen Neu-Jellingsdorf ein alter lahmer Nachtwächter Suuß wohne, der Geschichten wisse. Also schon wieder eine neue Aussicht. Das Geschäft blühte.

In Lemkenhafen dauerte die Sitzung bis mittags. Dann ging ich weiter nach Jellingsdorf.

Auch hier hatte ich insofern Glück, als Zauß – so schrieb sich nämlich der Mann, die Fehmaraner hatten seinen Namen verplattdeutscht – wirklich was wußte und auch gleich bereit war. Die Sitzung war aber äußerst unbehaglich. Erstens war der Erzähler, der, wie ich später erfuhr, früher Lohgerber gewesen war und eine bewegte Vergangenheit hinter sich hatte – er war auch schon in Amerika gewesen –, ein alter widerlicher Kerl, der seine Fehmarsche Mundart durch allerhand fremde Lappen verunstaltete und in seiner Erzählung eine Hinneigung zeigte zu süßlicher Sentimentalität. Dazu kam, daß es in dem Zimmer – es diente zugleich als Schlafzimmer – aussah wie in Sodom und Gomorrha. Unter meinem Stuhl stand ein Stück Möbel, das sonst in die Schlafstube gehört. Ich suchte es unter die Bettstelle zu schieben, aber es ging nicht darunter und stand natürlich gerade deshalb unter meinem Stuhl. Das Schlimmste aber

*) Auch früher schon habe ich – was hier nachgetragen sein möge – besonders in meinem Heimatdorf eine Anzahl von Volksballaden gefunden, die – zum Teil mit den Melodien – in der Zeitschrift d. V. f. Volkskunde (1905, Heft 3) veröffentlicht sind.

war, daß ein drei- bis vierjähriger Range, der Sprößling des alten Nachtwächters aus seiner verspäteten Ehe mit einer jungen Ostpreußin, uns fortwährend störte. Gerade als hätte er es darauf abgesehen, seinen würdigen Erzeuger zu ärgern, machte er eine Dummheit nach der andern. Mit Donnerstimme brüllte ihn der Alte alle fünf Minuten an: „Wiß du ruhi!" Aber der Bengel sah ihn dann mit überlegenem Lächeln an und sann schon wieder auf einen neuen Streich. Um den Alten nicht zu erzürnen, enthielt ich mich, so schwer es mir wurde, jeder Einmischung, konnte mir aber doch die Bemerkung nicht verkneifen, daß er sich mit dem Jungen da eine schöne Rute gebunden habe. Ja, klagte er, er könne mit dem Jungen nichts aufstellen. Der werde von seiner Mutter so verzogen, daß er alles tun dürfe, was er wolle. Nachdem ich diesen unerträglichen Zustand so lange ertragen hatte, wie zwei Geschichten dauern, die fünfzehn engbeschriebene Seiten füllen, kam die Mutter nach Hause mit Bonbons und Zuckerkringeln für ihren Liebling. Da machte ich mich aus dem Staube. Ich erreichte noch gerade den Zug und fuhr dann zurück nach Lemkendorf.

Nachdem mir hier — wieder bei Kählers — ein jüngerer Tagelöhner Schuldt noch noch einige Geschichten erzählt hatte — die Kunde davon, daß er mir erzählen werde, hatte eine ganze Anzahl von Zuhörern angelockt — ging ich spät abends noch weiter nach Petersdorf, um mich hier in meinem behaglichen Standquartier bei Gastwirt Lange von den Strapazen des schweren Tages zu erholen.

Am nächsten Morgen ging ich über Dänschendorf, wo ich mit Klatt die nächste Sitzung verabredete, und eine Reihe anderer Dörfer nach Puttgarden. Hier hoffte ich recht was zu finden. Aus P. hatte ja Müllenhoff die Fehmarschen Geschichten bekommen. Besonders gespannt war ich auf die Geschichte vom weißen Wolf, von der mir während meines Heiligenhafener Aufenthalts innerhalb weniger Tage fünf verschiedene Fassungen*) (von Frau Heesch, Frau Kühl, Frau Dohse, Glaser und Blunck) erzählt waren. Aber P. versagte völlig. Ich lief bei allen alten Leuten herum, bot in der Schule die Kinder auf zur Treibjagd, aber alles Suchen war vergebens. Keine Spur mehr war von dem weißen Wolf zu finden. So ging ich denn am andern Tage, nachdem ich vorher noch den Schulkindern zur Belohnung eine bereits ausgearbeitete Fassung des Märchens vorgelesen hatte, nach Dänschendorf zurück, um mir hier von Klatt weiter erzählen zu lassen. Es war wieder eine lange Sitzung, die den ganzen Nachmittag in Anspruch nahm. Endlich aber war der Vorrat erschöpft, und ich kehrte nach Petersdorf zurück.

Am nächsten Morgen fuhr ich dann wieder nach Jellingsdorf, um mit Zauß fortzufahren. Außerdem wollte ich noch einen anderen Erzähler (R.)

*) Drei davon habe ich miteinander verschmolzen in „de witt Wulf" (Eutiner Kalender für 1911).

aufsuchen, der mir mittlerweile in Petersdorf genannt war. Als ich das Dorf betrat, kam von einem ansehnlichen Gehöft ein hübsches, stattliches Mädchen daher mit germanischem Blondhaar. Ich fragte sie, wo R. wohne, und erkundigte mich zugleich, wem das Gehöft gehöre. Da wohne Bansee, sagte sie; sie sei die Tochter. Bansee? Der Name kam mir so bekannt vor. Ich sah in meinem Notizbuch nach: richtig — das war ja das liebenswürdige Ehepaar, das ich vor wenigen Tagen im Zug kennen gelernt, und das mich so dringend eingeladen hatte. Ich bat sie also, ihren Eltern meinen Besuch anzukündigen, und begab mich mittlerweile zu R. Der Gang war vergeblich. Hätte ich ihn allein getroffen — er stand etwa in den Sechzigen — so möchte es mir vielleicht noch geglückt sein. Nun aber war seine Frau, die dem Aussehen nach seine Mutter sein konnte, auch zugegen. Und so behauptete er denn, obwohl mir aufs bestimmteste versichert war, daß er eine Masse Geschichten wisse, steif und fest, er wisse gar keine, und ich konnte nichts mit ihm anfangen. So ging ich denn hinüber zu Bansee's. Hier fand ich die liebenswürdigste Aufnahme. Ja, mehr als das. Als ich sagte, daß ich noch zu Zauß müsse, daß ich aber mit Grauen daran denke, da wußte die Frau gleich Rat. Sie ließ rasch ein besonderes Zimmer heizen und nach dem Essen Zauß herüber kommen. Der ungezogene Sprößling, zu dem Frau Bansee Gevatter gestanden hatte, mußte, da er ja nicht allein zu Hause bleiben konnte, mit herüber geholt werden. Aber die Tochter übernahm so lange die Aufsicht. So folgte — abgesehen davon, daß ja der Erzähler derselbe blieb — der unbehaglichsten Sitzung die behaglichste. Ungestört, in sauberem Zimmer, bei einer guten Tasse Kaffee und einer guten Zigarre konnte ich den Rest der nachtwächterlichen Weisheit zu Papier bringen. Es waren noch sieben Geschichten von mehr als 20 Seiten. Nachdem ich mir dann noch eine Geschichte von dem Schuster Rießen abgeholt hatte, zu dem Bansee mich führte, kehrte ich abends nach Petersdorf zurück.

Schon mehrmals hatte Herr Lange von einem Rossau gesprochen, einem alten Insassen des Petersdorfer Armenhauses, der den Kindern dort immer erzähle. Ich hatte mich aber noch nicht weiter um ihn gekümmert. Der war ja so nah: den konnte ich mir immer noch langen.

Am nächsten Morgen nun begegnete mir eine Gestalt auf der Straße, die der Beschreibung entsprach. „Sünd Se Rossau?" fragte ich. „Ja." „Wet Se Geschich'n?" „Ja." „Wüllt S' mi de vertell'n?" „Ja." „Denn kam ik naher hen." „Ja." Damit war die Sache fertig. Während der biedere Heinrich, der in seinem Dorf als Halbidiot galt, und mit dessen gutmütiger Beschränktheit wenigstens früher die Dorfjugend vielfach ihren Spott getrieben hat, seine Besorgungen erledigte, machte ich noch schnell einen kleinen Abstecher nach Kopendorf, um mir von dem alten Niklas Sievert ein paar kleine Geschichten erzählen zu lassen, und begab mich dann ins Armenhaus, wo Heinrich mich erwartete. Unsere Sitzung

dauerte — nach Abrechnung der kurzen Mittagspause, in der ich von der freundlichen Frau des Ökonomen bewirtet wurde — bis nachmittags gegen fünf und brachte 8 meist längere Geschichten. Dann fuhr ich, um einer Einladung der Familie Bansee zu folgen, noch nach Jellingsdorf, wo ich den Abend und die Nacht über blieb.

Den nächsten Vormittag besuchte ich drei benachbarte Dörfer. Die Tour war ergebnislos. Die Leute, die mir genannt waren, wußten nichts.

Nachmittags fuhr ich dann wieder nach Petersdorf, um hier und dann weiter in Dänschendorf und Lemkendorf noch eine Nachlese zu halten, d. h. die Leute aufzusuchen, die mir inzwischen neu genannt waren. Diese Nachlese trug mir aber nichts weiter ein als ein paar Geschichten, die mir in Lemkendorf der alte Schuster Demi erzählte. Hier sah es womöglich noch schlimmer aus als bei dem Nachtwächter, so daß ich mich kaum setzen mochte. Außerdem schrie das kleine Kind, der Alte, ein 87jähriger Greis, war taub und hustete fortwährend, die Frau und die andern Kinder liefen aus und ein, kurz, ich war froh, als ich mich mit meinen 3 Geschichten wieder entfernen konnte.

Ich ging dann wieder zu Kählers, um mir von Wichmann den Rest seiner Geschichten erzählen zu lassen. Wichmann hatte diesmal einen zahlreichen Zuhörerkreis: die ganze Stube war voll. Es dauerte recht lange, bis der Vorrat erschöpft war, und erst spät kehrte ich mit 5 weiteren Geschichten in mein Quartier zurück.

Am folgenden Tage galt es, auch noch den biederen Rossau bankerott zu machen. Die Sitzung währte von morgens bis nach Mittag und brachte gleichfalls noch 5 Geschichten.

Nachdem ich dann noch einen ergebnislosen Abstecher nach Schlagsdorf gemacht hatte, schnürte ich mein Bündel und kehrte mit meinen Schätzen nach Heiligenhafen zurück.

Im ganzen hatten die neun Tage 66 Geschichten gebracht und 185 Seiten. Daran hatten die vier Haupterzähler nahezu gleichen Anteil, Zauß mit 9 Geschichten und 37 Seiten, Wichmann mit 13 Geschichten und 38 Seiten, Rossau mit 13 Geschichten und 44 Seiten, Klatt mit 17 Geschichten und 50 Seiten.

(Schluß folgt).

Neue deutsche Dramen.

Von Hans Franck (Hamburg).

V.

Walter Lutz hat sich mit seinem „Thomas Münzer" (Verlag Robert Lutz, Stuttgart) in die gefährliche Nähe von Hauptmanns Florian Geyer gewagt, in die Nähe jenes gewaltigen Werkes, das unter den historischen Dramen, die in den letzten Jahrzehnten geschrieben wurden, wie ein einsamer

Fels aufragt und das Recht in sich trägt, sich die Tragödie des Bauernkrieges zu nennen. Statt des handelnden, repräsentativen Vertreters des gigantischen Dramas der ersten deutschen Revolution wählt Walter Lutz den Mann der Idee, den Anreger, den Propheten. Also einen für das Schaubarkeit verlangende Drama ohne Zweifel ungeeigneteren Vertreter, wollte er nicht, wie Wilhelm Lampzus das in seinem etwa gleichzeitig bei Wilhelm Borngräber erschienenen Thomas Münzer versuchte (mit unzulänglichen Mitteln, aber mit richtigerer Erkenntnis der Besonderheit der Tragödie, die sich an diesen Namen knüpft) die Tragödie des Prophetentums, des von seiner tiefgesunden Kraft über das Ziel hinausgerissenen Schwarmgeistes schreiben, der in dem Punkt, wo die Beharrung verlangende Wirklichkeit und die zum Ungestüm aufgestachelte ideale Forderung zusammenprallen, zerrieben wird. Walter Lutz gewinnt, da ihn diese individualistische Tragödie nicht reizte, seinem Werke dem Hauptmanns gegenüber, in dem ein aus einer höheren Schicht kommendes Individuum von der Kraft der Revolutionsidee zu Taten hingerissen wird, um als ihr Opfer zu enden, dadurch die künstlerische Besonderheit, daß er einen Zusammenhang zwischen dem Gesellschaftsprozeß und dem religiösen Ideenvertreter statuiert, der diesem zwar in der Erscheinung sein eigenes Schicksal läßt, dies Schicksal aber als ein Gehoben- und Niedergezogenwerden faßt, in dem Wille und Tat keine Bewegung erzeugende Faktoren mehr sind. „Je eingehender ich mich mit dem Schicksal Münzers beschäftigt habe," schreibt der Verfasser in der „Beilage" zu seinem Stücke, mit der er das Vorwort seinem Willen gemäß zwar äußerlich, aber — wider ihn — nicht in der Tat umgeht, „um so klarer wurde mir, wie sehr dasselbe bedingt war durch den Gesellschaftsprozeß jener Zeit. Wohl wirkte Münzers besondere Veranlagung, sein Charakter bei den Geschehnissen maßgebend mit. Von gleicher Bedeutung für Münzers persönliches Schicksal war aber der scharfgegliederte Gesellschaftsprozeß, der, von lange her vorbereitet, sich damals vollzog. — In eng verflochtener Wechselwirkung zwischen Gesellschaft und Individuum schien mir der Vorgang sich zu entwickeln, der schließlich zum Untergang Münzers führte. — So sah ich mich veranlaßt, mir, ebenso wie von Münzers Charakter und Charakterwandlungen, ein klares Bild zu verschaffen von den Zuständen und Gesellschaftswandlungen jener Zeit. Und da wurde ich nun zum ersten Male zu meinem Erstaunen und Entzücken mit der Mechanik eines Gesellschaftsprozesses bekannt, wie ihn die Revolution von 1525 darstellt. Die scharfe Gliederung, die Logik, die starke Energie, die Tragik des ungeheuren Vorganges fesselten mich ganz." Hier nun sehe ich die Halbheit des Thomas Münzer; fesselt Walter Lutz dieses soziale Drama in der Tat ganz — und das ausgeführte Werk beweist es —, dann hätte er nicht die Geister der Individuums-Tragödie rufen, nicht einen Mann mit einem eigenen, von seinem Willen mitbestimmten Schicksal in die Mitte stellen sollen, sondern einen Schritt weiter gehen und uns dies Drama

einer tiefleidenden Volksschicht und nur dies geben müssen. Das heldenlose sozialkritische Drama, wie Hauptmann es mit seinen Webern für unsere Zeit versucht hat, aus der lebendigen Vergangenheit gewonnen, und von aller kleinen Zeitlichkeit, allem Tendenzbeigeschmack befreit, das hätte ein Werk von dumpfgrandioser Wucht werden können. Daß Ansätze dazu in seinem Thomas Münzer vorhanden sind, daß es hier und da wie Dämmebrechen in ihm ist, daß sich ein Schrei aus tiefster Volksseele loslösen will, das allein rechtfertigt es, so ausführlich von dem Drama Walter Lutz' zu sprechen. Trotz der Halbheit seiner Problemstellung, die nach beiden Richtungen hin nicht weit genug greift und zu wenig gibt, da sie zu viel, da sie Unvereinbares will; trotz der starken Mängel in der künstlerischen Ausführung. Denn derer hat es ein gerüttelt Maß. Walter Lutz' Gestaltungskraft ist nicht eben groß. Auf Seiten in Hauptmanns Florian Geyer ist mehr lebendigstes Leben als in seinem ganzen Drama. Die Sprache, bewußt archaisierend, die hier und da von prachtvoller mitreißender Kraft ist, wird oft seitenweis nicht frei. Dann beginnt der Verfasser, um ihre Ohnmacht zu verdecken, sie zu übersteigern und — eine gefährliche Manie — jeden Satz zu einem Wahrheits-Ausspruch zu runden. Diese Sentenzelei führt ihn oft bis in die Nähe des Dilettantismus. Nein, mit dem Vorrücken in der Stilrichtung von Hauptmanns Florian Geyer, wozu manche Kritiker das Werk stempeln wollten, ist es nichts. Wer das behauptet, der stellt Äußerlichkeiten (Stoffverwandtschaft, Absicht in der Sprachbehandlung) über das Entscheidende: die ausgewirkte künstlerische Kraft. Schließlich kommen wir doch immer wieder auf die Schubertfrage: auf das Kann-er-was? Die rechtverstanden (gestaltetes Werk gleich deckender Ausdruck eines hochgesteigerten, symbolhaften Menschseins) und wahr beantwortet, das umschließt alle Kritik. Die Antwort für Walter Lutz ist kein volles, hellklingendes Ja, wenn auch kein hartes Nein. Sie heißt: ja — aber. Und dieses Aber wiegt schwerer als das Ja, wiegt insonderheit schwerer bei dem neuesten Werk „Die Kraftgenies", das ebenfalls bei Robert Lutz erschienen ist. Dieses Lustspiel aus der Biedermeierzeit ist eine unausgereifte Frucht. Das Stück — in dem ein junger begabter Mann, angewidert durch die Engheit der Lebensverhältnisse, unter denen er zu arbeiten gezwungen ist, durch zwei sogenannte Genies fast auf den falschen Weg gelockt wird, um dank seiner gesunden Natur und der Einsicht eines seiner beiden Onkel bei seiner Henriette und der großen Aufgabe zu landen — hinterläßt trotz allem, was es uns auf dem Wege abzuringen vermag, einen betrüblichen Eindruck. Das letzte Wort heißt: vor der Zeit gebrochen.

Auch Hermann Essig, dessen wirren Erstling „Mariä Heimsuchung" ich hier (vgl. Nr. 5, IV. Jahrgang) besprach, ist mit seinem neuen Werke „Die Weiber von Weinsberg" (bei Paul Cassierer, Berlin) bereits beim Lustspiel angelangt. Ich halte dieses in letzter Zeit häufig zu beobachtende frühzeitige Abbiegen unserer jungen Talente zur Komödie für eine große

Gefahr. Die Komödie erfordert eine Reife, eine Weltüberlegenheit, ein Mildegewordensein, wie es die Jugend einfach nicht haben kann. Erst auf einem Herzensboden, der mit Leid beschickt ist, wächst das große Lächeln. So bemerkt man immer wieder, wie die jungen Komödienschreiber, die — nicht im Besitz der Grundvoraussetzung — der Fähigkeit ermangeln, die Figuren von innen zu bewegen, sie von außen stoßen, sie schieben, zerren, herumwirbeln, daß einem über all ihrem krampfhaften Bemühen um humoristische Wirkungen das Lachen vergeht. Gewiß hat die Dramatisierung der bekannten Weibertreu-Anekdote durch Hermann Essig, in der ein Junggeselle und eine männersüchtige fünfzigjährige Jungfrau, der hosenlose Graf und seine resolute Gattin, der berserkerhafte, täppische Schmied und seine pfiffige Rieke besonders hervortreten, mancherlei höchst beachtenswerte Komödienansätze; aber als Ganzes ist das Stück mißlungen, weil es nicht geworden, sondern gemacht, nicht natürlich gewachsen, sondern großgepäppelt ist; Äußerlichkeiten, Gewaltsamkeiten, Bedeutungslosigkeiten, Albernheiten, verstaubte Requisiten müssen aushelfen, weil das Aufquellen von innen her nicht vorhanden ist, dem Naturverlauf zufolge nicht vorhanden sein kann.

Robert Michel, in Mars und Apoll der Kamerad des erfolgreichen Rudolf Hans Bartsch, hat mit seiner „Mejrima" (Berlin, S. Fischer, Verlag, 1909) eine Novelle seiner Sammlung „Die Verhüllte", mit der er sich einführte, dramatisiert. Auch in dem Drama liegt der Hauptreiz in dem Milieu, der armseligen halb-orientalischen Welt, nicht in dem Menschlichen. Denn das Geschick des armen Teufels, der in die Stadt mußte, um sich sein Feld, das er als sein Eigentum betrachtete, nehmen zu lassen, der, als er — zerschlagen heimkehrend — auf das Licht seiner Hütte zuwankt, gewahren muß, daß ihm während seiner Abwesenheit ein größeres Gut, sein junges Weib Mejrima abhanden gekommen ist, und in Verzweiflung Hand an sich legt, — diese halb rührende, halb herzlich langweilige Geschichte aus dem Durchschnitt ist nur äußerlich und unvollkommen entwickelt, nicht innerlich durchgebildet. Die Räume aber, in der die Menschen stehen, die Luft, die sie atmen, ihre kleine sonderliche Welt ist gegeben. Wenn auch vielfach in den außerhalb des Dramas stehenden Seitenbemerkungen, die als Bühnenanweisungen erscheinen und Krücken eines lahmen Dramatikers sind. Dazu ist die Sprache — knapp, klar, ohne jeden um seiner selbst willen vorhandenen Schmuck — durchaus erfreulich. So deutet dies erste Drama Robert Michels die Möglichkeit einer Aufwärtsentwickelung zur Vollkünstlerschaft an, die in dem Augenblick Ereignis werden wird, worin sein Blick die Benommenheit durch das Äußere verliert, worin das Menschliche vor ihm aufsteigt und aus dem Heimatkünstler (ob Einer nun holsteinische oder exotische Bauern in ihrem Gehaben schildert, bleibt sich im Wesen gleich) ein dichterisch Interessierter wird.

Ein Achtzehnjähriger, der ein Napoleondrama schreibt, keine großsprecherische titanenhafte Verstragödie, sondern ein scheinbar ruhig-über-

legenes, geschichtlich außerordentlich gut fundiertes, weitfassendes, das Menschliche anstrebendes Prosastück – das erinnert an das Wunderkindertum. In der Tat: Der Eindruck von Ernst Reinmanns Schauspiel: „Der General Bonaparte“ (bei S. Fischer, Verlag, Berlin 1910) gleicht dem, den man empfängt, wenn man einen musikalischen Wunderknaben einen Großen – sagen wir Beethoven oder gar Bach – spielen hört. Man ist anfangs erstaunt über sein (technisches) Können, man schämt sich der eigenen Stümpereien, man wird verwirrt, um schließlich, wenn man, sobald das erste Staunen vergangen ist, genauer zugehört hat, erschüttert zu werden, erschüttert von der Seelenlosigkeit des Ganzen. So verwirrt uns auch die Virtuosität, das überlegene Umspringen mit dem Stoff, die ruhige Geste, die Zwecksicherheit, die Beherrschtheit Ernst Reinmanns anfangs. Was könnte ein so Begabter geben! Was scheint er alles zu spenden! Und was bringt er? Nichts. Diese Dramatisierung von wirklich und scheinbar Tatsächlichem fügt dem Bilde Napoleons keinen neuen Zug hinzu. Alles das können wir uns aus den Geschichtswerken, Memoiren, Briefbänden mit stärkerer Lebendigkeit, wenn auch mit mehr Mühe (dafür aber auch mit tiefer haftender Erlebniskraft) aufbauen. Daß keine Deutung, kein Bloßlegen der großen Zusammenhänge versucht ist, versteht sich. Wollte man es mit dem Hinewis erklären, daß dies Buch nur bis zum Konsulat führt und also ein Auftakt ist, so erhebt sich die Frage: Wieviele Bücher werden nötig sein, Napoleon nach Helena zu geleiten? Sieht man näher zu, gewahrt man an allen Ecken und Enden auch die mühsam versteckten Jugendlichkeiten. Die Betonung von Selbstverständlichkeiten, die erkünstelte Mannesgeberde, die Unsicherheit, die sich hinter Auftrumpfen verbirgt. Oder was soll man zu der Skrupellosigkeit sagen, mit der geschichtlich orientierende Hinweise, schauspielerische Anweisungen, die sich auf Ungestaltetes beziehen, und die endlosen Charakteristiken der Persönlichkeiten, nicht durch das Stück, sondern neben ihm her, eingefügt sind? Etwa zu folgender Erläuterung der Art, wie Napoleon Josephinens Bild betrachtet: „Seine Phantasie sieht Josephine vor sich; und wie seine Phantasie sie sieht, nicht die geschminkte zweiunddreißigjährige Frau, sondern als Weib, in dem die Weiblichkeit ein entzündendes Fieber ist.“ Oder zu dieser Charakteristik: „Er ist ein Mann von mittelmäßigen Fähigkeiten, aber von Diensteifer und Pflichttreue, durchaus aber keine Karikatur; sonst wäre ja die ganze Welt ein Witzblatt.“ Erinnert dergleichen, das nicht vereinzelt vorkommt, sondern alle zwei Seiten anzutreffen ist, nicht an das von der Jugend nur zu gern geübte Anbringen des Gewußten um jeden Preis; um jeden – selbst um den der Lächerlichkeit? Aber nicht diese Äußerlichkeiten, sondern der schwerwiegende Umstand, daß es Ernst Reinmann weder gelungen ist, eine knappe Synthese, noch ein Gemälde mit Farben von unvergeßlicher Leuchtkraft, noch eine wertbringende Deutung des Napoleongeschickes – in diesem Falle seines rapiden Aufstieges – zu geben, veranlaßt mich zu

sagen: eine virtuose, bei der Jugend des Autors doppelt staunenswerte Dramatisierung, aber keine herzbewegende Dichtung, das ist dieser „General Bonaparte" eines Achtzehnjährigen.

Kein Stoffgebiet scheint für den dichtenden Satiriker so zur Fundgrube geradezu geschaffen zu sein wie unser politisches Leben und Treiben. Und doch sehen wir immer wieder, wie es zwar dem Zeichner und dem Witze oder aktuelle Verse machenden Schriftsteller hier und da gelingt, den einen oder anderen Typus mit ein paar sicheren, mehr wirksamen als wirklichkeitsgetreuen Strichen zu umreißen, der Dichter aber, der sich müht, uns aus der großen Schar Gestalten nahe zu bringen und von innen her begreiflich und trotz allen Belächelns lieb zu machen, immer wieder scheitert. Liegt es daran, daß das Politisieren die Besten unseres Volkes tatsächlich nur ganz obenhin berührt und aus ihm ihre Menschlichkeit in keiner Weise sichtbar gemacht werden kann? (Es sei denn, daß gerade der Kontrast zwischen den großen, scheinbar tiefaufquellenden Worten und dem Nur-obenhin-Angerührtsein zum Gegenstand der Satire gemacht wird). Oder ist nur noch nicht der rechte Mann an die rechte Aufgabe gekommen? Ein Künstler, der uns endlich von den jämmerlichen Schablonenfiguren befreit und ganze, mit der Schärfe des überlegenen Geistes und der Liebe des begreifenden Herzens erfaßte Menschen vor uns hinstellt? Ich weiß mir auf diese Fragen keine Antwort, die vor nachträglichem Bezweifeln gesichert wäre. Das aber weiß ich, daß Bernhard Rehse, der Verfasser der politischen Komödien „Vaterland" (Österheld & Co., Berlin) und „So sind die Menschen" (Erich Reiß, Berlin), sich mit diesen Werken nicht als der Mann erwiesen hat, der die Kraft besitzt, uns von der politischen Schablonensatire zu erlösen. In der vieraktigen Komödie „Vaterland" gerät ein arbeitsamer, tüchtiger, von unten heraufgekommener Fabrikant in die Hände der ewig vom Vaterlande schwätzenden Phrasenhelden, läßt sich zur Übernahme eines politischen Ehrenamtes bewegen, opfert eine Unsumme Geld, fällt einer Wechselfälschung seiner unwissenden Frau zum Opfer, besitzt aber doch Kraft genug, den Krempel in die Ecke zu werfen und noch einmal ganz von vorne anzufangen. Ich will einmal ganz davon absehen, daß der innere Kern: solide Arbeit nütze dem Vaterlande mehr als das Maulheldentum eigensüchtiger, käuflicher Phraseure einer Banalität bedenklich nahe kommt; will mich auch an der Unwahrscheinlichkeit, mit der dieser geschäftskundige Fabrikant sich die Tausende von elenden Schwätzlingen aus der Hand nehmen läßt, nicht stoßen; will selbst über die fast einer Albernheit gleichkommende Wechselfälscherei der Frau, die ihn ruiniert, hinwegsehen; aber: was mit dieser Komödie an Menschengestaltung geleistet ist, ist von dilettantischer Dürftigkeit. Nicht eine Gestalt ist geschaut, von innen erfaßt und mit eindrucksvollen Zügen irgendwelcher Menschenbesonderheit gezeichnet. Leer und leblos, wie durch eine Schablone von Handwerkerhand im Umsehen fertiggepinselt, wirken sie. Von Michael

Klarenbach, dem düpierten Fabrikanten, an, bis zum bekannten biederen Meister Kruse, dem umsonst Warnenden. Dem gegenüber ist in der zweiten Komödie Bernhard Rehses „So sind die Menschen" zwar ein ernstlicherer, weitergehender Versuch gemacht worden, wenigstens die Hauptgestalt in ihrer besonderen Menschlichkeit zu charakterisieren; aber eben auch nur der Versuch. Paul Georg Riedemann, der faulenzende, phrasengewandte Schriftsteller, ist eine jener Stehaufmännchennaturen, die immer wieder, wie man sie auch niederlegen mag, auf die Beine kommen. Er wechselt seine Überzeugungen mit derselben Leichtigkeit wie ein Hemd. Das heißt: wenn ihm der Wechsel Profit verspricht. Diesmal handelt es sich um einen kleinstädtischen Bahnbau. Anfangs dient der Rede- und Schreibgewandte der einen Partei. Im entscheidenden Moment aber fällt er, um ein paar braune Lappen zu verdienen, um und verhilft dem Gegner, der ebenso eigensüchtige Interessen verfolgt wie seine bisherigen Auftraggeber, zum Siege. Natürlich weiß er diesen Umfall sich und anderen als eine von innerer Überzeugung diktierte Heldentat hinzustellen und besitzt Sicherheit und Selbstverlogenheit genug, die Ehrung, die ihm sein Verrat einbringt, mit großer Geste als verdient anzunehmen. Die Lächerlichkeiten der Kommunalpolitik bloßzulegen: eine Aufgabe, die wohl den Stift eines Satirikers reizen kann. Aber es geht, trotzdem das Recht stärkster Übertreibung zugestanden werden soll, nicht an, diese kleine Welt aus einem einzigen Zuge: der krassesten Eigensucht und Käuflichkeit zu erklären. Auch hier spiegelt sich, bei aller Enge und Verzerrung, des Lebens ganze komische Fülle. Die aber ist Bernhard Rehse uns schuldig geblieben, weil ihm sowohl die Liebe des Humoristen wie der flammende Zorn des Satirikers fehlen; weil ihm trotz mancherlei Ansätze die Kraft zu mangeln scheint, Geschautes so zu gestalten, daß wir die Lebenseindrücke in größerer und zwingenderer Stärke wirken fühlen, als wir es jeden Tag bei zwei drei Blicken in das Getriebe der Kirchturmspolitik selber zu empfinden vermögen. Wirksame Theaterstücke mögen diese beiden politischen Komödien sein; vollwertige Dichtungen sind sie nicht.

Auch von Thaddäus Rittner liegen mir, wie von Bernhard Rehse, gleicherzeit zwei Dramen, „Der dumme Jakob" (eine dreiaktige Komödie) und „Unterwegs" (ein Don Juan Drama), vor. Dieser Namensvetter des berühmten Schauspielers Rudolf Rittner verfügt über ein hübsches, überaus ansprechendes, die Möglichkeiten des Theaters geschickt nützendes Talent. Zwischen Wollen und Können ist kaum je ein Mißverhältnis zu erblicken. Das wäre allerhöchstes Lob, wenn dieses Wollen ausreichte. Aber gerade in ihm liegt, was gegen Thaddäus Rittner zu sagen ist. Er setzt sich Ziele, um sie zu erreichen; also er setzt sich zu nahe Ziele. Denn nur das Unerreichbare steigert den Menschen zur Größe. Ziele, die zu erreichen sind, liegen, zumal wenn sie wie hier im ersten Anlauf genommen werden, stets zu nahe. So bietet Thaddäus Rittner uns zwei sauber gearbeitete, ihrer Wirkung sichere Schauspiele, die, auf naturalistischem Boden erwachsen, nicht

in jene Höhen aufstreben, die ihnen, insbesondere dem Don Juan-Stücke, Ziel sein mußten. Von den beiden Dreiaktern (erschienen bei Egon Fleischel & Co.) ist das letztveröffentlichte, die Komödie „Der dumme Jakob", die unbedeutendere Arbeit. Die Geschichte von dem armen Teufel, der sich sein in einer leichtfertigen Mädchengestalt verkörpertes Glück von einem Anderen wegschnappen läßt, dieses mehr stofflich interessante, als künstlerisch ergibige alltägliche Geschehnis, das Büchner, der geniale, in seinem Wozzeck bis zur Typik, zur Unheimlichkeit, zur tiefsten Tragik einer ganzen großen ewigen Menschenklasse zu steigern versucht hat, ist hier ins Komische gewandt. Aber gerade die Komödie bleibt Rittner uns schuldig. Stünde das Wort Komödie nicht auf dem Titelblatte, wir würden unsere Erwartung auf eine tragische Motivwendung einstellen und natürlich ebenso enttäuscht werden wie jetzt. Lediglich in der ganzen Atmosphäre, in der Gestalt des verbitterten, satten, gelangweilten Gutsbesitzers stecken Ansätze zu einem Lustspiel (das Wort Komödie scheint mir auch da zu hoch gegriffen) und es ist ein feiner Einfall, wie der Autor die Eingangs- und Schlußszene verknüpft und deutlich macht, daß in dieser Welt so gar nichts sich ändert, ob auch Menschengeschicke sich inzwischen zum traurigen Ausgang oder zum scheinbaren Glück gewandt haben. Die Titelgestalt aber vermag ich beim besten Willen nicht komisch zu finden. Bemitleidenswert, traurig, bejammerungswürdig, ja; komisch nicht. Wie sollte es auch anders sein, da dem dummen Jakob selbst die innere Distanz zu dem bösen Erlebnis fehlt, die ihm das Lächeln schenkte oder doch es als nah bevorstehend verhieße. Gegenüber diesem geschickt aufgebauten, des inneren tiefverbindenden Wertes ermangelnden Durchschnittsschauspiel ist das Don Juan-Drama „Unterwegs" ein bedeutendes Werk; das Werk eines Dichters, nicht eines starken, zeitüberdauernde Gaben verheißenden Schöpfers; aber doch eines Dichters. Don Juan, der Unsterbliche, ist auf seiner Seelenwanderung in den Körper eines Barons gekommen. Von einem Erlebnis treibts ihn zum andern; immer hofft er hinter das Geheimnis des Weibes zu kommen; immer liebt er, der Erinnerungslose, zum ersten Mal. Hier aber erfüllt sich sein Geschick. Nachdem er kaum die letzte, ein adliges, verlobtes Burgfräulein, abgeschüttelt hat, gelüstet es ihn nach dem Weibe seines Sekretärs. Wie alle, zwingt er auch sie in seine Arme. Gerade diese eine aber dürfte er nicht anrühren. Denn dieser Sekretär ist ihm mehr als ein dienstwilliger Leporello; er ist sein Freund. Immer wieder hat er die düsteren Schatten verscheucht, die sich nach jedem Abenteuer schwerer und schwerer auf die Seele des Barons legten. Hat das Geschehene nachgelebt, hat ihm von seiner Kraft gegeben, hat ihn weitergerissen, hat ihn für das Zukünftige stark und glaubenswillig gemacht. Und diesem, der ein Stück seiner Seele, der ein Teil seines Ich, seiner in ewigem Widerstreit liegenden Kräfte ist, hat er, immer gierig nach Unerlebtem, sein Bestes, seinen treu gehüteten Lebensschatz genommen. Der Baron fühlt es, daß hier ein Frevel geschah,

über den er nicht hinweg kann, weil er nicht einem andern, weil er sich selbst etwas genommen, weil er sich um unentbehrliche Kraft gebracht hat. So ruht er, statt zu verbergen, was geschah, nicht eher, als bis dem Betrogenen die Wahrheit aufdämmert und der erlebnishungrige Baron durch den Dolch seines dienstwilligen Sekretärs von diesem erfüllungleeren Leben erlöst ist. Don Juan aber ist nicht gestorben. Noch aus dem Körper des toten Barons küßt er Susanne, das Weib, daß diese in einen Ruf höchster Ekstase, in dem Entsetzen und Jubel sich mischen, ausbricht. Das echt Dichterische dieser feinen Variation eines uralten, gerade in der letzten Zeit erschreckend oft vergewaltigten Themas, ruht in dem reizvollen Doppelsinn, der allen Personen eigen ist. Mit Ausnahme eines nur zur Aufnahme von Worten der Selbstbefreiung dienenden Professors (einer der kümmerlichen, durch die Scheu vor Monologen heute überall mühsam konstruierten Theaterrequisiten, die übertriebener Wirklichkeitswille nötig macht). Das alles sind Menschen unserer Tage. Auf jedem Gutshof könnte das Gleiche geschehen. Da ist der Baron, ein Sekretär, eine Bürgersfrau, eine adlige Braut, ein dummes lebenverlangendes Liesel, wie sie zu hunderten leben. Aber es sind auch zugleich Lebenssymbole, Menschlichkeitstypen. Es sind Don Juan, der ewig Begehrliche, der zum Eigenleben erhöhte Leporello, der von dem Nachgenuß, der Betrachtung der Erlebnisse eines Bewunderten das inhaltlose Sein nährt, das widerstrebende, einer Naturmacht nach ernstem Kämpfen erliegende Weib, die sich sittlich gerierende Heroine, die so gar leicht fällt, da sie vor den eignen Wünschen nicht sicher ist, das aufblühende, halb begehrliche, halb unwissende Kind aus dem Volk, das fällt, ehe es weiß, was mit ihm geschieht. Wie Rittner verstanden hat, Beides zu verschmelzen, die Einheit zu geben, statt, wie es nahe lag, neben den einen Teil Raisonnements und deutelnde Betrachtungen zu setzen, das macht das Dichterische an seinem Don-Juan-Drama aus. Geht er auch hier und da bis hart an die Grenze unserer Illusionskraft, es sind andere Stellen übergenug da, wo wir mitgehen, ohne zu gewahren, wie sich Alltägliches und Ewiges in diesen Figuren mischen.

Dem Dresdener Otto Erler, dessen bedeutendes Drama „Zar Peter“ ich hier vor Jahr und Tag gewürdigt habe, ist sein neues Stück „Die Reliquie oder die Hosen des heiligen Bartolus“ (C. A. Koch, Dresden) befremdlicher Weise von der Berliner Zensur verboten worden. In derselben Stadt, in der jahraus jahrein hunderte von französischen Eindeutigkeiten sich auf der Bühne breit machen, durfte ein zwar heikles, aber des Verdachtes, daß es auf Sinnenreiz spekuliere oder heilige Einrichtungen verspotte, in jeder Weise überhobenes Werk eines deutschen Dichters nicht erscheinen. Otto Erler hat recht mit den Schlußworten seiner notgedrungenen Vorrede, daß in diesem Falle der Zensor päpstlicher als der Papst gewesen ist und die Untersuchung der Gründe dieses Verbot selber als — humorvoll erscheinen läßt. — Der aus den Facetien des Florentiners Poggio

Bracciolini entnommene Stoff erinnert anfangs stark an Kleists „Zerbrochenen Krug". Ein Bauer, der einen Mönch bei seiner Frau gefunden hat, macht den Schuldigen, den Prior, zum Untersuchungsrichter. Das corpus delicti sind hier ein paar Hosen, die in der Eile beim Bette des Weibes zurückgeblieben sind. Da nun die Vorschrift besteht, daß jeder Mönch ihrer nur ein einziges Paar haben darf, so scheint die Ermittelung des Schuldigen sehr leicht. In der Tat ist denn auch bald nach einigen durch den Zielwillen des Bauern vereitelten ergötzlichen Winkelzügen festgestellt, daß alle Mönche ihre Unaussprechlichen besitzen. Alle, mit Ausnahme des Priors. So bleibt nur eine Rettung: Der heilige Bartolus hat das kranke Weib des Bauern besucht und die Hosen zum Zeichen seiner Anwesenheit (die Bäuerin ist ja gesund geworden in der Nacht; freilich von einer erlogenen Krankheit) zum Unterpfande dagelassen. Der Bauer geht darauf ein und will sie nun als Reliquie behandelt wissen. Der Prior aber, den das Zipperlein plagt, möchte das Beinkleid des Heiligen auf den eigenen Leib. Das macht erneutes Hin und Her nötig. Als es geschehen ist, bittet Pissa um die eigenen Hosen des Priors, die am Bette in der Eile hängen geblieben sein sollen. Natürlich sind sie nicht da. Als die Verwirrung aufs Höchste steigt, erscheint Majella, die Bäuerin, und das Ende ist, daß ihr zwei Genasführte nachsehen, der Gatte und der Prior: Majella geht zu ihrem früheren Liebsten zurück. Jugend treibts zu Jugend. Der alte Bauer, der es wirklich nicht besser verdient hat, als geprellt zu werden, wird sich eine neue Magd nehmen, der Prior aber wird mit sauersüßem Gesicht dem Bischof beichten. Nicht ohne Schmerzen ist er inne geworden, daß die Welt der Jugend, ihm bestenfalls das Belächeln gehört. Das Stück ist (meiner Meinung nach zu seinem Schaden) in Jamben geschrieben, die etwas sorgfältiger behandelt sein dürften. Die Charakteristik zeigt erfreuliche Ansätze, ohne freilich jene Fülle zu haben, die ein Werk unvergänglich machen. Überhaupt hätte das Hosenmotiv noch mehr, als geschehen ist, nur zum Anlaß allerlei ergötzliche Menschlichkeiten abzuschildern genommen und der Eigenbedeutung — falls das doppelsinnige Wort erlaubt ist — entkleidet werden müssen. Es darf nicht, wie es hier und da der Fall ist, um seiner selbst willen in allen Phasen durchgeführt werden.

Wilhelm Steiner-Osten, der mit seiner dionysischen Märchendichtung „Ganthos und die Menschin" und seiner Tragödie „Hagar" Proben eines starken, bisher noch lange nicht nach Gebühr gewürdigten Könnens abgelegt hat, ist mit seinem neuen Stück „Die Toteninsel" (E. Piersons Verlag, Dresden), das eine transzendentale Vision zubenannt ist und auf dem Widmungsblatte die Worte „Diis Manibus Boecklini" trägt, jener Gefahr erlegen, die von Anfang an in seiner Art schlummerte: durch malerische Eindrücke seine Dichterphantasie majorisieren zu lassen und eine Verbindung der Gesichte des Dichters und des Bildners zu erstreben, die trotz aller verwandelten Äußerlichkeiten, seit Lessings übers Ziel

schießenden Laokoon bei uns unmöglich sein sollte. Das Werkchen stellt sich so als ein wüster Gestaltentanz dar, der uns tieferen Sinn vorgaukelt, ohne ihn zu haben (daß es ihn haben will, versteht sich). Ein paar leuchtende Worte, hier und da ein Klang, eine schnell vorüberhuschende schöne Gestalt fesseln, aber ehe wirs erfassen können, seufzen wir: Vorüber! Vorüber! Ich bedaure, daß der von mir um seiner Erstlinge willen hochgeschätzte Verfasser mit dieser Toteninsel statt zum dichterisch Ganzen vorzuschreiten, den Lockungen einer wesensfremden Kunst gefolgt und erlegen ist. Wer dieses Werk allein in die Hand bekommt, könnte, zumal es in dem bekannten Dilettantenverlag*) erschienen ist, der noch immer den Namen Pierson als Aushängeschild trägt, leicht der Meinung werden, einem Auchdichter gegenüber zu stehen. Darum möchte ich mit allem Nachdruck auf die früheren Werke Wilhelm Steiner-Ostens hinweisen, um deretwillen allein dies Neue erwähnt zu werden verdient.

Mit Hans Kysers „Medusa" (S. Fischer, Verlag, Berlin) ist wieder einmal das bis zum Überdruß variierte Thema vom ewigen Gegensatz zwischen Kunst und Leben, von der Tragik des Künstlerseins, dem die Lebensvergewaltigung und damit die Lebensleere Beruf ist, aufgegriffen worden. Aber es ist nicht wie im Ibsenepilog Einer, der am Ende der Bahn steht und nun rückschauend Abrechnung, Gericht über sich hält, so daß jedes Wort wie von den bittersten Erfahrungen eines reichgesegneten, dem Höchsten zugewandten Seins beschwert scheint und den Überzeugungszwang in sich trägt; es ist vielmehr ein Junger, der noch am Anfang der Bahn ist, das Leiden vorahnt und durch wüste Gebärden, wahnsinnswildes Hinausschreien zu ersetzen sucht, was seinen Worten an innerer erlebnisgenährter Kraft abgeht. So ist ein rechtes Jugendwerk zustande gekommen: übersteigert bis zur Unsinnigkeit, ungebärdig, chaotisch; aber auch von jenem hinreißenden, fanatisierenden Elan, der heute noch Schillers Räuber in ihrer Wirkung trägt. Daß es nicht ein Tatmensch ist, sondern ein Gestaltender, den Kyser in Gegensatz zum ruchlosen Leben setzt und an diesem Leben erliegen läßt, zieht den Wirkungskreis seiner Medusa enger, ändert aber am Wesen des Problems nichts. Die Sprache strömt in freibehandelten, mit Interjektionen überspickten Jamben daher. Neben Eigenworten, die Zeugnis einer zu bleibenden Neubildungen befähigten Kraft sind, stehen andere, die ein Besonderheit erstrebender Literat erklügelt hat. Von der Höhe schwungvoller rein lyrischer Verse stürzt die Sprache immer wieder in die Niederungen des plattesten Naturalismus. Dann kann Hans Kyser sich nicht genug tun, die ruppigsten und rohesten Worte und Wendungen einzuflechten und mit Kot zu bewerfen, was er eben bildete. In allem:

---

*) Daß in ihm selbst Leute wie Hermann Hesse mit ihren ersten Büchern Einkehr halten mußten, spricht nicht gegen diese Bezeichnung. Dergleichen bestätigt als Ausnahme nur die Regel.

auch dieses dritte Werk des jungen Berliner Dichters zeigt wie der „Blumenhiob" und das Versbändchen „Einkehr" ein außergewöhnlich starkes Talent, aber eins, das sich noch nicht gefunden, das sich noch nicht in Zucht hat. So lebhaft Kyser dem widersprechen, so eifervoll er sein Werk von heute mit seinem Leibe decken mag, er wird der Erste sein, der es verleugnet, sobald er an der ersten Wegwende angelangt ist. Ich würde mir weder den Dank der schönheitsuchenden Leser von heute, noch den des Hans Kyser von morgen verdienen, wenn ich nicht schon jetzt Distanz zu dieser Tragödie zu finden wüßte und die Medusa unter stärkster Betonung der Kraft, die sich darin Wege suchte, als ein rohes unfertiges Jugendwerk eines zukunftbergenden Dichters rundweg ablehnte.

Das Thema seines wunderschönen, von mir hier im Augusthefte des Jahres 1908 gewürdigten Erstlings „Der letzte Streich der Königin von Navarra" hat Johannes Raff noch nicht losgelassen. Abermals hat er versucht, die Tragödie der hohen Liebe, in der Göttliches und Tierisches, Seelensehnsucht und Sinnenverlangen sich begegnen, zu schreiben. Der Giovanni seiner neuen Tragödie „Der Zerstörer" (S. Fischer, Verlag, Berlin) ist ebensosehr der Bruder Heinrichs, wie Maria die Schwester der Simone ist. Aber das Stück hätte keine Berechtigung, wenn beide nicht über sie hinausgewachsen wären. Sie sind es! Giovanni hat von Anbeginn die große Bewußtheit, die Heinrich, dem die hohe Liebe nur ein unverdientes Geschenk ist, fehlt. Er hat sich aus seinem Weibe mit vollem Willen die Göttin geschaffen als Gegengewicht gegen das Tier, das an ihm reißt. Und es ist die Tragik, die das Stück trägt, daß er gerade dadurch das Weib in Maria verwundet und sie in das Niedrige hineintreibt, durch das sie allein ihn wiederzugewinnen und zu halten glaubt. So kommt das Verhängnis nicht von außen, durch einen Eingriff Fernstehender, es gebiert sich selbst. Mit packender Leidenschaftlichkeit hat Johannes Raff den Seelenkampf nachgelebt und in jener wundervollen Sprache vor uns hingestellt, die ich schon an seinem Erstling rühmte. Daß sie manchmal zu sehr sich selbst genießt, sich an sich selber berauscht und, zu stark hofmannsthalisch bestimmt, die Dinge mehr bedichtet, als lebendig gestaltet, läßt sich freilich nicht verkennen. Der Gestalterwille wird, wenn Johannes Raff Großes zu geben bestimmt ist, den Sprecherwillen noch in harte Zucht nehmen müssen. Nichts Besseres kann ich tun, den stofflichen Inhalt zu übermitteln und die Sprache, die in so reinen Jamben, wie sie heute ganz wenige schreiben, gefaßt ist, in ihrer Kraft und Begrenzung zu zeigen, als wenn ich die Schlußverse der Tragödie hierhersetze:

Hast du mich so gesucht,
Geliebter du, Zerstörer, Irrender?
Mein armer Irrender, hast mich gesucht?
Und nie gefunden, nie! Und fortgesucht!
Und hast mich aufgebaut in alle Himmel,

Und hast mich hingestellt zu Gottes Thron,
Und aus den Himmeln in den Pfuhl gestoßen,
Und aus dem Pfuhl zu Himmeln mich gejagt!
O Brand der Liebe! Schrei aus letzten Tiefen!
O Gier, o Wonne, Frevel und Gebet!
O Weltendrang, o Marter, Liebe, Liebe!
O Herzen, Seelen, Sinne, qualzerkrampft!
Wo waren wir? Hab dich doch auch gesucht,
Und bin dir nachgejagt durch Flammenmeere,
Und bin dir nachgejagt durch Wut und Blut,
Und fand dich nicht und fand dich nie und nie,
Ich Irrende, ich Wilde, Taumelnde! —
Verlorne wir in Wehsal und in Leid,
Gefundne nun am Saum der Ewigkeit!
Erlöste wir! — Geliebter, komm zur Ruh,
Komm, schließ bei mir die schweren Augen zu!

Nicht nur äußerlich tritt Carl Sternheims „Don Juan" (Leipzig im Inselverlag) mit den allerhöchsten Ansprüchen auf Gewichtigkeit und Außerordentlichkeit vor uns hin. Was der wundervolle, über zweihundert Seiten starke, monumentale Drugulindruck vermuten läßt, bestätigt die Lektüre: Hier legt uns einer ein Werk vor, das allerhöchsten Wertes, das eine zeitüberdauernde Weltanschauungsdichtung, das nichts Geringeres als eine neue Faustiade sein will. Will, wohl bemerkt; aber, betrüblicher Weise, nicht ist. Lediglich, wie er sich räuspert und wie er spuckt, hat Sternheim Goethe abgesehen. Aber nicht nur ihm; noch einem halben Dutzend anderer in irgend einem Sinne schöpferischer Geister vergangener und gegenwärtiger Tage hat der Dichter dieses Don Juan ihre Weise abgelauscht und sich mit staunenswerter Kraft der Unempfindung bemüht, in ihrem Ton zu singen. Von Lenz und Klinger an bis Hofmannsthal und George hin findet sich (einzig der unmoderne Schiller ausgenommen, der verbessert statt nachgeahmt wird) keine neuschöpferische deutsche Potenz, die nicht auf diese zweiteilige Tragödie eingewirkt hätte. Ein wahres Stilpotpourri; fehlt leider das beste: die starke eigene Weise, der mitreißende besondere Ton Carl Sternheims. Schon dies, daß er sich mit dieser Faustiade als ein Eklektiker von zwar außerordentlicher Kenntnis und verblüffender Einfühlungskraft, aber doch nur als ein Eklektiker und nicht als Schöpfer erwiesen hat, würde dies prätensiöse Werk richten. Aber ein zweiter, gewichtiger, wenn nicht gar ein gewichtigerer Grund kommt hinzu. Die Tragödie ist ein Versuch an einem untauglichen, in keiner Weise zureichenden Objekt. Das Don-Juan-Motiv ist lediglich als erotisches Problem zu fassen. Aus diesem Einen aber läßt sich die Welt nimmer erklären und bewegen. Wohl mag es das besondere Schicksal des Einzelnen sein, von der Erotik her den Zugang zum Leben zu finden, von ihr zur Ergreifung des Weltwesens vorzudringen. Aber eine Weltanschauungsdichtung muß uns

nicht ein Einzelgeschick, sondern aus einer Synthese von Einzelgeschicken das Menschengeschick geben. In dem Mannesleben aber spielt, je reicher und kräftiger, je stärker und gesunder es strömt, um so mehr die Liebe, das Weiberlebnis, eine untergeordnete Rolle. Und es verrät Goethes große Weltweisheit, verrät seine überlegene Manneskraft, sein starkes ungebrochenes vitales Empfinden, daß ihm die Gretchentragödie, daß ihm das Liebeserlebnis nur zu einer Perle in der reichen Kette wird, zu der schönsten, leuchtendsten Perle — vielleicht! —, aber doch nur zu Einem unter Vielem (in Parenthese: Zu Einem! Denn die Helenatragödie läßt sich, da hier die Geschickträgerin als Symbol und nicht als weibliches Sonderwesen steht, nicht aus dem Erotischen erklären und begreifen). In jedem Don-Juan-Drama aber wird das Weibbegehren als Zentralkraft wirken und es daher von vornherein zu einer psychologischen, also zu einer zweitrangigen Individualitätstragödie, aber nicht zu einer Menschheitsdichtung mit Ewigkeitswerten bestimmen. Zwar hat Carl Sternheim versucht, durch eine Verschmelzung des Don Juans der Sage und des historischen Habsburgbankerts Don Juan D'Austria seinem Handlungsträger mehr Blutfülle zu geben und die Tragödie des Individualismus, des schrankenlosen Sich-selbst-Begehrens, anzustreben; aber abgesehen davon, daß dieser Versuch in den ersten Anfängen stecken geblieben ist: auch die Gestalt *seines* Don Juan ist nur aus dem Weiberlebnis, aus der Nichtbefriedigung der stärksten Illusion zu erklären. Dies Doppelte: Stilabhängigkeit an allen Ecken und Enden und Unzulänglichkeit des tragenden Motivs bringt das Werk selbst um die Eigenwerte, die es tatsächlich besitzt. Nur nach vielen Mühen und Enttäuschungen, nach langem Hoffen und Harren klingt aus einzelnen verstreuten Szenen ein schwaches Tönen, ein leises dunkles Lied zu uns, das unser Ohr noch nicht vernahm, eine neue Weise, die auf einen Dichter in Carl Sternheim — trotz allem — hoffen läßt.

Nach den Werken der Jungen und Jüngsten, denen heute meine Betrachtung galt, mag einer den Beschluß bilden, dessen Name schon längst einen guten Klang hat, einer, der im Gegensatz zu Sternheim und Kyser, erkannt hat, daß nicht, was sie Kunst nennen, nicht das Formale die bleibenden Werte gibt, sondern das überreiche hochgesteigerte Menschentum: *Cäsar Flaischlen*, der Dichter des „Jost Seyfried". Seinem „Martin Lehnhardt", den er uns in einer bei Egon Fleischel, Berlin, erschienenen Neuausgabe vorlegt, steht das Nietzschewort voran: „Man soll sich von dem schönsten Vermögen . . dem, die Dinge ins Ideal zu heben . . nicht tyrannisieren lassen: sonst trennt sich eines Tages die Wahrheit von uns mit dem bösen Worte: „Du Lügner von Grund aus, was habe ich mit dir zu schaffen?" Ein Wort, das so stark und beziehungsreich ist, daß es ebensogut wie diesem Martin Lehnhardt den Dramen Kysers, Steiner-Ostens, Raffs und Sternheims, teils sie selber, teils ihre Hauptgestalten charakterisierend, voranstehen könnte. Flaischlen ordnet diese fünf Szenen, die vor nunmehr

schon fünfzehn Jahren entstanden sind, in den Kreis seiner Schöpfungen mit den folgenden Worten ein: „Ihren gedanklichen Kern bildet wie bei Toni Stürmer und Jost Seyfried der Zwiespalt zwischen der Welt unserer Jugendträume und der Welt der Wirklichkeit und alle drei Werke geben sozusagen ein- und denselben Menschen, wenn auch in getrennten Gestalten. Toni Stürmer behandelt die Frage nach der Seite der Liebe, Martin Lehnhardt nach der unseres Glaubens, Jost Seyfried nach der des Künstlertums.“ Es kann kein besserer Beweis für die Grundanschauung Cäsar Flaischlens über das Wertschaffende in der Kunst gefunden werden als diese ganz von dem Inhalt getragenen Scheinszenen. Weder die Erkenntnis, daß uns heute manches an diesem Kampf eines religiösen Wahrheitssuchers mit einem religiösen Wahrheitshüter verstaubt vorkommt, noch die, daß die Gestaltung an vielen Stellen unzulänglich ist, da der Dichter statt der Menschen, die er zu schildern vorgibt, über das Thema der Gewissensbefreiung redet, vermag dem Stück irgend etwas von seinem Werte zu nehmen. Das warme, reichströmende Menschentum, der Pulsschlag eines reinen Herzens, nehmen uns so gefangen, daß wir erst hinterher, verstandesmäßig, die artistischen Mängel erkennen. Exempla docent! Es wäre manchem der nach dem Nur-Künstlertum Strebenden, die ich heute Revue passieren ließ, zu wünschen, daß er bei einem Volldichter wie Cäsar Fleischlen in die Schule ginge und sich belehren ließe. Aufzugeben brauchte er darum nichts oder so gut wie nichts sondern nur hinzuzugewinnen.



Lesefrüchte.

De Könissöhn.*)

Ostholsteinisches Märchen. Aus dem unveröffentlichten Material von Prof. W. Wisser.

1. Nach der Erzählung des Maurers Johann Hünike in Neustadt, geb. 1825, gest. 1905. Erzählt 15. 7. 1904 (s. Eckart S. 252).

---

*) Dies Märchen ist uralt und weit verbreitet. Nach einer von Reinhold Köhler (Kleinere Schriften zur Märchenforschung, S. 198–210) gegebenen Übersicht kommt es vor in einer gälischen (aus den westlichen Hochlanden Schottlands) Märchensammlung, in dem französischen Gedicht „Dolopathos“, in einem altniederländischen Gedicht „Der Dieb von Brügge“, in einer alten Novelle des Florentiners Ser Giovanni vom Jahr 1378, in einem französischen Ritterroman, in verschiedenen Bearbeitungen (zwei französischen, einer englischen und zwei deutschen) der „Sieben Weisen“, in einer dänischen Märchensammlung aus Jütland, in einer Tiroler (Zingerle) und zwei andern deutschen (Wolf und Pröhle) Sammlungen. Diesen Angaben fügt a. a. O. Joh. Bolte noch eine Reihe anderer hinzu. Die älteste Fassung ist die ägyptische (von dem Schatzhaus des Rhampsinit), die schon Herodot erzählt. Einen Teil derselben – er ist bei Pausanias und in den Scholien zu Aristophanes' „Wolken“ erhalten – erzählten sich auch die alten Griechen. In der Grimmschen Sammlung findet sich das Märchen nicht.

Die beiden hier mitgeteilten Fassungen des Märchens gebe ich genau so, wie sie mir erzählt worden sind und wie ich sie nachgeschrieben habe, ohne ein Wort zu ändern. Nur habe ich einmal „spel't“ gesetzt für „grabbeleert“.

[Dar is mal 'n]*) Könissöhn [weß, de] will op 'e Reis'. Un do ward sin Handkuffer mit Goldgeld packt, un allerhand Feinigkeiten kricht he mit, un fiwuntwinti Draguners kricht he uk mit, un dar arbei't he mit los.

'n paar Dag' hebbt se al reist, do kamt se abens vör so 'n grot Holt. Dat is so grot, dar künnt se 'n ganzen Dag to reisen, ehr (ehe) se dar dör kamt. Un vör dat Holt licht 'n Weertshus, dar sticht he af, un do nehmt se 'n beten Erfrischung to sik (hochd.).

Do secht de Weert: „Wüllt Se noch dör dat Holt?"

„Ja, ik will na de Stadt hen, de op 'e anner Sit dat Holt licht."

„Ja, dat is hier awer ne richti in dat Holt."

„Ja, ik heff hier uk je Bedeenungsmannschaff bi mi, ik bün ne bang'," secht he.

Un de Röwerhauptmann sitt uk in de Stuw un drinkt sin Glas Win. De betahlt sin'n Win, un do geiht he fursch (rasch) weg. Un geiht na de Röwers hen un secht: „Nu künn' wi wat maken. Lad't jun (eure) Duwwelt-Büssen. Un dunn (= do) se los, na 'n Weg hen. Wilk leggt sik op een Sit vun 'n Weg un wilk op 'e anner Sit vun 'n Weg.

Nu kamt se je anföhrn. As se ehr twischen sik hebbt, do gewt se Für, de Röwers, scheet (schießen) all' fiwuntwinti Mann dot un scheet den Kutscher vun 'n Buck. Un scheet uk dör de Chees'. Un he neiht ut ut de Chees' un löppt to Holt an, vun 'n ganzen Kram af. De Röwers nehmt den ganzen Kram mit na de Höhl hen. Un he bistert (irrt) in 't Holt rüm un weet ne, wo he bliben schall. Toletz ward he 'n Lich(t) wahr. Do geiht he op dat Lich(t) too un kikt in 't Fenster.

Do seggt de Röwers binn'n: „Dar kikt een in 't Fenster."

„Ja, denn man rut un krie't 'n fat (zu fassen)!"

As se ut de Dör herut wüllt, kümmt he herin.

„Gun Abend," secht he.

„Gun Abend," seggt se.

„Wahnt de un de Hauptmann ne hier?"

„Ja," seggt se.

Na, do kümmt he denn na de Stuw.

„Sünd Se de un de Hauptmann?"

„Ja."

„Uns' ganz Kram' is in Dutt (zusammen) schaten, Hauptmann Strauß sin Bann'. Dar bün ik bi weß. Ik un denn noch een sünd dar vun nableben. Wo de anner afbleben is, dat weet ik ne," secht he.

„Ja," secht de Hauptmann, „du kanns bi mi werr (= weller: wieder) ankam'n. Awer du müß (mußt) dree Prowstücken maken."

Ja, secht he, dat will he uk.

Darbi ward düchti eten un Win drunken. Un darbi ward de Kram je all' deelt.

Na, se slapt de Nach(t).

---

*) In eckigen Klammern sind meine Aufzeichnungen ergänzt, in runden sind die Worte der Erzähler ergänzt, z. B. da, wo zu Anfang des Satzes vor dem Verb das „Do" ausgelassen ist, oder Worterklärungen oder sonstige Anmerkungen hinzugefügt, z. B. daß der Ausdruck nicht plattdeutsch, sondern hochdeutsch ist.

Annern Morgen secht de Hauptmann, nu kann he anfang'n. Dar kamt twee Mann mit 'n Ossen antrecken. Dar de Footstig, de geiht dör 't Holt.

Nu geiht he hen un paßt op.

As se antrecken kamt, do löppt he vör ehr weg (ihnen voraus), na 't Holt rin, un hängt sik vör ehr op.

Do secht de een Keerl: „Kik mal, dar hett sik 'n Keerl ophängt."

„O, lat!" secht de anner.

Se treckt je wider. He werr vun 'n Bom hendal un löppt ehr weller vörbi. Un hängt sik noch mal werr op.

„Seeh," secht de een Keerl, „dar hängt al weller een, dar hett sik uk een ophängt."

„O, lat 'n häng'n! Wat gelt*) uns dat an?"

Se treckt weller bet (weiter) lank. He ehr werr vörbi, hängt sik to drüdd'n Mal op.

As de beiden Ossentreckers dar kamt mit den Ossen, „sieh dar hängt al weller een. Un de süht grad' so ut as de tweet un as de eers."

„Ne," secht de een (de anner!), „dat 's ne wahr."

„Ja, ik sett dar fiw Daler geegen," secht de een.

„Na ja, un ik sett dar uk fiw Daler geegen," secht de anner. „Denn wüwwi (wüllt wi) trüch un de annern beiden weller besehn."

Se binn't ehr'n Ossen an 'n Bom, un do gaht se trüch un lopt ümmerlos in 't Holt rüm un künnt kên (keine) weller finn'n.

Do kümmt he bi un nimmt den Ossen un treckt em na sin'n Hauptmann hen.

So, dat 's een Stück.**)

„Ja, dat heß goot makt. — Ja, nu schaß du to Stadt un schaß di grön Laken hal'n to 'n Antog."

Dat hebbt de annern fiwuntwinti sik all' een na 't anner hal'n müßt un denn den Kopmann dat uk weg stehl'n.

As he nu kümmt — (he) hett 'n Flicken mit un wis't, so 'n Tüg will he hebb'n —, do hett de Kopmann em je banni in 't Og. He mitt (mißt) em dat Tüg je af un wickelt em dat in Papier. Un do kümmt de Spitzboof bi un kricht 'n grot Stück Geld her, dat gift he den Kopmann. Nu mütt (muß) de em Kleengeld weller geben un treckt de Schuf (Schublade) apen, de Kopmann, un sammelt mank dat Geld. Do kümmt he bi un nimmt de Hand un gift den Kopmann een'n an 'n Kopp, dat he dar hen nössélt (betäubt hinfällt). Do nimmt he dat ganze Geld, wat in 'e Schuf is, un do neiht he ut, na sin'n Hauptmann hen.

Na, secht de Hauptmann, wodenni (wie denn) as he dat makt hett.

. . vertell't em dat . . (von dem Erzähler weiter ausgeführt)

Ja, dat an 'n Kopp geben, dat hadd' (sprich: harr: hätte) he ne schullt. —

„Na, denn lat!" secht de Hauptmann.

Dat sünd je twee Deel.

---

*) „Dat gelt (hochd. gilt) di niks an" hört man oft statt „dat geiht di niks an".

**) Dies Motiv, daß der Dieb, um den Ochsen zu stehlen, sich mehrmals an einen Baum hängt, findet sich auch in nicht wenigen meiner Fassungen des Märchens vom Meisterdieb.

Nu schall he dat drüdd' Prowstück maken. De Hauptmann will den Möller sin Dochter absluts hebb'n. Dar hett he al vel Künß mit opstell't, awer he kann se (hochd. statt: ehr) nich kriegen.

Do secht he: „De müß du mi verschaffen."

Ja, secht he, dat will he uk.

He geiht half Namda(g) ut 'n (um den halben N.) geiht he na de Möhl hen. Un den Möller sin Dochter hett grad' 'n Brüdiam hatt, de hett em ganz ähnli sehn. Nu lött (läßt) he sik dat uk all' gefall'n mit ehr, (se) küßt un lickt (lecken) sik denn je un sünd je Brut un Brüdiam. Nu kümmt dat awer geegen Abend. „Ja," secht he, „ik heff noch 'n Gang to gahn dör 't Holt: du kunns (könntest) mi hüt Abend entgeegen kam'n. Awer nich wider as na dat Holtdoor, vör 't Holt too. Un Klock ach(t) bün ik dar."

„Ja," secht se, „dat will ik uk."

Do geiht he na 'n Hauptmann werr hen un secht: „Hüt Abend Klock ach(t) is se bi 't Holtdoor. Awer ik will ehr nich hal'n."

„Ne, dat schaß du uk ne. Dar will ik dree anner Mann to hen schicken."

Na, se steiht Klock ach(t) bi 't Holtdoor un lur't je op ehr'n Brüdiam, de schall kam'n. Un do hört se wat snacken. Un do verstickt se sik in 'n Busch.

Nu kamt de dree Keerls denn je an. „Ja," seggt se, „se will sik wul wahrn, will nich hier kam'n. Denn dar is de Deern vel to klook too. Awer nu ward de Hauptmann awer bös. Un denn mö' wi (möt wi: müssen wir) öwernach(t) op, un denn mö' wi op de Möhl los un scheeten all' dal, wat dar is."

As se dar 'n halw Stunn' stahn hebbt, gaht se werr weg na 'n Hauptmann. „Nee, dar weer keen Deern. Dar weer keen un köm (kam) keen."

„Na," secht de Hauptmann, „denn wüllt wi ehr dat aflehrn. Denn wüllt wi all' dot scheeten, wat dar is, öwernach(t). Makt jun Gewehr'n mal all' in 'e Reeg' (in die Reihe, in Ordnung)!"

Un de Deern löppt hen to Hus un vertell't ehr'n Vadder dat. Un de spann't 'n Paar Peer vör 'n Wagen, un dat (und damit, und so) hal't se sik twee Wagen vull Suldaten ut de Stadt.

Nu ward dat je üm Nach(t) ut 'n (gegen die N.). Also nu man all' in 'e Been'n (auf die B.), nu geiht 't los! (Do) drinkt se eers düchti Win, un do marscheert se denn je af. As se eben dat Holt so wat (so ziemlich) verlaten hebbt, do secht de Hauptmann to den Könissöhn: „Nu gah mal hen un spikeleer mal ut, woneb'n wi am bessen ankamt un herin kamt."

Na, he geiht hen un spikeleert dat je ut, slikert sik (schleicht) na 't Hus ran. Un do hört he denn, as he bi de Husdör is, de Suldaten sünd all' op 'e Del (Diele). Do secht de Leutnant: „De Dör is apen, nich slaten. Un sobald se apen geiht, apen makt ward, denn gewt man Für op de apen Dör." Nu reist he werr trüch na sin'n Hauptmann hen.

„Na," secht de Hauptmann, „wo (wie) is dat?"

„Ja, de Husdör heff ik apen makt, dar künn' wi rin gahn."

„Na," secht de Hauptmann, „denn man too!"

„O, töben (warten) Se een beten," secht he, „ik mütt eers mal ut de B."

„Ja," secht de Hauptmann, „du kanns rakam'n."

De Hauptmann mit sin Mannschaff dar hen un stött (stößt) de Dör je apen. So as se de Dör apen stött hebbt, dunn scheet de Suldaten je all' mit 'n Mal af un

scheet all' fiwuntwinti Mann dot. Blot de Hauptmann, den' nehmt se lebenni gefang'n. Un nehmt den' mit to Stadt.

He (der Königssohn) geiht werr trüch, geiht werr na de Höhl, itt un drinkt un sammelt sik 'n Barg Geld in, stickt all de Taschen vull. Un do geiht he 'n annern Morgen los, op de Stadt too.

Nu begeegent em 'n Schoostergesell mit sin Fellisen op 'n Nacken.

„Hör mal," secht he, „müllt wi beiden tuschen mit uns' Tüg?"

„Ja," secht de Schoostergesell, „dat doot Se je doch ne."

„Ik will di noch 'n goot Stück Geld toogeben," secht he. Un do tuscht se mit ehr Mundeerung. He kricht den Schooster sin Wannerbook un all' een mit 'n annern.

As he noch 'n beten gahn hett, kümmt 'n ol Fru angahn, de beddelt em an.

„Gott," secht se, „Se sünd je sülb'n 'n Beddelsmann."

„Ja, dat makt niks, Mudder," secht he, un gift ehr 'n Goldstück.

„Ja," secht se, „denn will ik di uk weller wat schenken. Seh mal, hier is 'n goll'n Fingerring. Un wenn du den' geegen de Sünn dreihs op 'n Finger, denn is dat Slutt too. Un dreihs du vun de Sünn', denn is dat Slutt apen."

„Na ja, denn is ('t) goot."

Nu kümmt he op 'e Herberg (hochd.), löt sik Beer geben.

„Is hier Arbeit?"

„Ja."

(Dat) 's so 'n ol'n Schoostermeister.

„Ja, Gesell, ik heff awer anners keen Arbeit as sahl'n un flicken."

„Ja, (dat) makt niks."

He geiht mit 'n Meister na sin Hus hen, de hett 'n jung' Fru hatt, de mag den Gesell'n al liden.

Annern Morgen schall he denn 'n Paar Schooh versahl'n un kricht denn Leller dartoo.

He kricht 'n Kloppsteen her und kloppt dat Leller je, un kloppt bet medda(g)s.

„Ne," secht de Schooster to sin Fru, „he kloppt mi dat ganz Leller weg."

„O wat!" secht de Fru, „lat em man kloppen."

He kloppt weller na Medda bet Vespertit (etwa um 4 Uhr).

„Ne, Gesell, dat geiht ne. Se kloppt mi dat ganz Leller je weg."

„Och, Meister, wi künnt ganz anners leben. Wi wüllt uns hüt Abend mal 'n ganz Drach (Tracht) Geld hal'n, vun den Köni sin Schatzkamer."

„Ja, wenn dat man geiht!" secht de ol Schooster.

„Dat schall wul gahn," secht he. Denn he hett den Ring al probeert, dat de (der) Slöt (Schlösser) apen un too makt.

As de Klock twölf is, do de beiden weg, do na de Schatzkamer hen. (Se) makt dat Slutt je apen. Un do gaht se dar rin un packt sik dar ari (artig, ziemlich) beten (bischen) Geld op. Un do gaht se werr rut, un he slütt (schließt) de Dör werr too. Un gaht je weller to Bett.

Annern Morgen ward se wahr, den Köni sin Lüd', dat de Schatzkamer bestahl'n is.

Nu ward de ol Röwerhauptmann denn je hal't un ward fragt.

„Ja," secht he, „dat is de Aas, de nableben is, de min ganz Bann' opreben (aufgerieben) hett. Dar kam'n S' man bi un graben 'n Kul (Grube) un deckt de verlar'n (unauffällig) 'n beten too, dat dat ne to sehn is. Un denn ward he wul weller kam'n un hal'n mehr."

He geiht 'n annern Dag spazeer'n, de Könissöhn, un süht dat, dat se dar so 'n grot Kul maken doot.

Abens secht de Meister: „Na, Gesell, hüt Abend möt (müssen) wi man werr hen."

„Ne," secht de Gesell, „wi hebbt je noch nuch (genug), wi hebbt noch Tid' nuch."

„Na, so gaht to Bett."

De Schooster awer, de slikert sik herop na den Gesell'n sin Kamer un treckt (zieht) em den Fingerring vun 'n Finger. Un dunn he los.

As he dar kümmt, do fall't de na de Kul rin.

Nu wakt (eigentlich: wacht, zuweilen irrig gebraucht für: weckt) de Fru je den Gesell'n op, dat ehr Mann ne weller kümmt.

As he opwaken deit, do ward he foorts (sofort) wahr, dat de Fingerring weg is. · Do denkt he sik je, den' hett de Schooster weg nam'n. He löppt dar je hen, de Gesell, na de Kul.

As he baben (oben, über) de Kul kümmt: „Meister!"

„O, Gesell, sünd Se dar?"

„Ja."

„Help mi weller rut."

„Ja, (dat) will ik uk. Smit mi eers den Fingerring herop."

He smitt em den Fingerring herop.

„So, Meister, nu sehn Se too un spring'n Se düchti ünnerhöch" (statt: in 'e Höch, in die Höhe).

Un de Gesell kricht 'n (ihn) richti (wirklich) in de Haar fat. Un do kümmt he bi un snitt (schneidet) em den Kopp af. Do fall't he werr dal, un den Kopp nimmt he mit, den' smitt (schmeißt) he weg, dat em nümm's (niemand) finn't. Nu kümmt he to Hus un vertell't de Fru dat.

„Na, ('t) is goot, dat he dot is," secht se.

Annern Morgen ward de Hauptmann je werr fragt.

„Ja, de in de Kul is, dat is he ne. Awer den Kopp hett he em afsneden (abgeschnitten), dat is he weß."

„Ja, wo (wie) krie' (statt: kriegt) wi dat nu herut?" secht de Köni.

„Ja, krie't den Lichnam (hochd.) op 'e Böhr (Bahre) mit veer Keerls, de möt (müssen) em dör de Stadt dregen. Un wenn denn een Fru em anhört (angehört), de ward wul 'n Seufzer (hochd.) utstöten. Un dar schüllt se denn nakundschaffen."

Nu kamt se uk in de Strat. Un den Schooster sin Fru steiht uk in de Dör.

Do secht se: „Och Gott, min Mann!"

Nu de Keerls dar je rin.

„Is dat Se Ehr (Sie Ihr, städtisches Platt) Mann, den' wi op de Böhr hebbt?"

„Ne," secht se, „min Mann hett sik eben mit 'n Hamer haugt un schri' lud ut (laut aus). Darüm heff ik dat secht."

Do möt se je werr los dregen, drapt (treffen) awer keen (keine Frau).

Do ward de Hauptmann denn werr fragt, wat se nu opstell'n wüllt mit em.

Buten (draußen, außerhalb) de Stadt is 'n Galgenbarg. Denn schüllt se em man an 'n Galgen kriegen. Denn wüllt de Anbehörigen em wul werr weg hal'n. Dar schüllt se good' Wach awer bi stell'n.

Do kamt twölf Mann un 'n Ünneroffzeer an de Wach.

Nu hett he dar al eenige Dag' hängt. Nu is dat abens slech Weder, un dat regent, un is so kold, un do kümmt dar 'n ol Matenderwif (Marketenderweib) anföhrn mit 'n Peerd un Wagen Un de is dar faß föhrt (fest gefahren) an 'n Galgenbarg in den Lehm. „Hü, hü!" secht se ümmerlos.

Toletz secht de Ünneroffzeer: „Gaht mal 'n paar Mann hendal un seht mal too, wat dar los is."

„Na, Mudder, wat hett Se hier?" seggt de Suldaten.

„Och Gott," secht se, „min ol Peerd kann gar ne mehr. Ik bün hier faß föhrt. Helpt mi man 'n beten los."

(Do) schuwt (schieben) de Suldaten den Wagen 'n beten bet (weiter) too.

„Na," secht se, „dar schüjji (schüllt ji: sollt ihr) uk 'n Snaps vör hebb'n."

(Se) kricht je 'n Buddel her un schenkt ehr düchti een'n in.

„Döwel ja," seggt de Suldaten, „dat 's je fein'n Köm (Kümmel)! Verköffs du darvun?"

„O, gewiß," secht se, „Kinners, dar mak ik grad' min Geld ut."

„Wat kost denn 'n Buddel vull?"

„O, ji sünd je Suldaten, ji hebbt je ne vel Geld, ji schüllt em billi hebb'n."

Un do hebbt se een'n Buddel sik köfft un den' mit na 't Wachhus nam'n. All' de Mannschaft drinkt darvun un de Ünneroffzeer uk.

„Döwel ja, dar hal't noch dree, veer Buddels vun," secht de Ünneroffzeer, „dat 's je fein'n Kram!"

Na, se kamt je weller, hal't veer Buddel Brammwin noch weller un drinkt dat je ut in de Wach. Un do ward se all dun (betrunken) un leggt sik all' dal un slapt all' too.

Do kümmt he bi un nimmt sin'n Schooster ut 'n Galgen un bringt den' an 'n sekern Ort (sprich: Uat), wo he ne werr to finn'n is, un föhrt (sprich: füat) je werr to Hus.

Annern Meddag kümmt je frisch Wachmannschaff.

Se kamt gar ne ut de Wach herut.

Dunn de ni (neue) Ünneroffzeer dar rin. Do liggt se alltosam'n un hebbt Frunstüg an, (do) hett he ehr all' Frunstüg antrocken (angezogen) un den Ünneroffzeer 'n rech(t) bunt Kleed.

Nu makt se je Meldung (hochd.) bi 'n Köni, dat dat dar so un so is, un dat de Schooster weg is.

Na, secht de Köni, denn schüllt se to Straf mit ehr Frunstüg dör de Stadt marscheer'n, de Suldaten.

Nu ward de Röwerhauptmann werr fragt, so un so hett 't gahn.

„Ja," secht he, „dat is de Aas, de hett dat all' makt."

„Ja, wo krie' wi em fat?"

„Dat wi' 'k (will ik) Se (städtisches Platt statt: Ehr) segg'n," secht de Hauptmann. „Maken Se (städtisch) bekannt, Se wüllt 'n öffentli'n (hochd.) Gaßputt (statt: Gaßbott, Gastgebot. Volksetymologie. Die Leute denken an Putt, Topf)

geben, dar kann jedereen hen gahn, de dar will. Un denn ward he sik uk wul infinn'n (hochdeutsch statt: anfinn'n). Un wenn de Klock twölf is, denn sünd de meiß'n (hochd. statt: de mehrßen) je dun. Denn mütt Se Ehr Dochter sik in Bett legg'n. Un denn ward Se na 'n Saal rin schaben (geschoben), un denn de Saal'n-dör afslaten, denn möt se all' dar bliben. Un denn will he sik bi Se Ehr Dochter wul anfinn'n. Un de mütt denn 'n Glas mit Höll'nsteenwater op 'e Boß (Brust) dregen, un denn 'n lütten Pinsel. Un wenn he denn bi ehr kümmt, denn mütt se em 'n Strich (hochd statt: Strek) maken op 'e Nes'. Sieh denn hewwi (hebbt wi) 'n fat. Dat Höll'nsteenwater ward je glik swart."

Also dat ward je makt.

As se all' dun sünd un danzt un wirtschaft hebbt, do ward de Dör apen makt, un den Köni sin Dochter mit de Bettsted' dar rin schaben. Un do all' de Lichter ut, un de Dör tooslaten. Un de wilk (die welchen d. h. einige), de ari dun sünd, de packt sik je dal. Un de wilk tummelt (taumeln) dar rüm. Un he kramert (eigentlich: er kramt) sik na den Köni sin Dochter na 't Bett rin. Do spel't (spielen) de beiden je een mit 'n annern (mit einander). Un do kümmt se bi un nimmt den Pinsel un gift em 'n Strich op 'e Nes'. So! denkt se. Un do slöppt se too. Un as se slapen deit, do kümmt he bi un nimmt ehr dat Glas weg un den Pinsel, makt 'n lütten Enn' (Ende, männl.) Lich(t) an un fangt an, all' de dar ligg'n doot (liegen tun), pinselt ehr all' 'n Strich öwer de Nes'.

Annern Morgen kümmt de Köni mit sin Ministers an un wüllt den' jeeni'n (hochd.) je söken.

As he de Dör apen slütt: „sieh hier is he!" „Ja, hier is uk een'n." „Ja, hier is uk een'n!" Do hebbt se all' 'n Strich op 'e Nes', de dar in 'n Saal sünd.

Da kamt se je all'tosam'n in 'e Been'n.

Na, secht de Köni, wenn dejeeni dar mank is, de all' de Streich (hochd.) makt hett, dat de Röwers all' dot kam'n sünd, un de Hauptmann gefang'n, un den Schooster den Kopp afsneden un naher den Schooster werr ut 'n Galgen hal't hett, un hett de Suldaten dat Frunstüg antrocken, de schall sik man friwilli mell'n, de schall sin Dochter hebb'n. „Un ik bün old — na min'n Dod schall he vör mi Köni ward'n."

Dunn tred't (tritt) he vör un secht: „Ik bün de Mann, ik bün 't weß."

„Na ja," secht de Köni, „denn is ('t) goot."

Do secht he: „Ik bün 'n Könissöhn, dar un dar her."

Dunn schall glik de Hochtit ward'n.

„Ne," secht he, „min Vadder un Mudd[illegible]n Swestern un Bröder, de schüll all' mit to Hochtit. Süß (statt: sünß, sonst) [illegible]'k (will ik) dat ne."

Do krie't sin Vadder un Mudder un sin Swestern und Bröder Oller (Ordre). Un de kamt do all' hen, un do ward de Hochtit. Un de Hochtit hett ach(t) Dag' dur't. —

2. Nach der Erzählung des Tagelöhners Fritz Bendfeldt in Grube geb. 1842. Erzählt 30. 7. 1907 (s. Eckart S. 161).

[Dar is mal 'n] Könissöhn [weß]. De Köni hett sößtein Jahr wahnt mit sin Fru, ahn'n (ohne) Kinner, un bidd't so vel, un toletz kümmt dar denn 'n Jung.

As de döfft (getauft) ward, ward all' de hogen Herr'n inladen.

As se bi de Mahltit sünd, do secht de Köni, de Herr'n, de üm sößtein Jahr noch leben doot darvun, de schüllt ungeladen (hochd.) weller kam'n. Un wat de Söhn sik denn wählt, dat schall he ward'n.

De sößtein Jahr de lopt (laufen) hen. (Do) kamt denn wilk (welche) vun de Herr'n weller.

As se bi de Mahltit sünd, ward de Söhn denn fragt, wat he ward'n will.

He will op Abenteuer (hochd.) reisen, secht he.

Ne, secht de Köni, (dat) schall he ne.

Do steiht een Minister op un secht: „Vör sößtein Jahr hebbt Se as Köni dat spraken, un he mutt reisen op Abenteuer."

Do ward se Peer un Wagen anschafft dartoo, un do reist se denn je los — kricht 'n Diener (hochd.) mit un 'n Kutscher — un reist mehre Dag'. Toletz kamt se in 'n Holt. Do ward de Kutscher dot schaten vun Röwers, un de Diener löppt weg. Un den Könissöhn nehmt se gefang'n mit all' sin Hab un Goot (hochd.). Do mutt he je na de Höhl. Un wat sin Vadder is, de hett 'n Röwerbann' gefang'n nam'n. Un de Hauptmann darvun heet (heißt) Hosenklang'.

(Do) fragt de Röwerhauptmann em, de em gefang'n nam'n hett, wat he denn vör eener (hochd.) is.

Ja, he is de Röwerhauptmann Hosenklang'.

Grad' den Dag, as he 16 Jahr weß is, do is dat mell't word'n bi 'n Köni, dat se den Hauptmann Hosenklang' nu gefang'n hadd'n.

„Na," secht de Hauptmann, „denn wüllt wi sehn, wat du kanns."

Annern Morgen ward he na 'n Hauptmann ropen.

„Min Lüd', de dregt (tragen) all' blau Lakens Tüg, so 'n muß du uk hebb'n. Hier is dat Geld dartoo" — (he) tell't (zählt) em dat Geld dar hen —, „nu geihs du to Stadt un hal's di dat Tüg, bring's awer uk dat Geld wa' (verkürzt aus: weller) mit."

He geiht los to Stadt.

Ünnerwegens kloppt he sik 'n Patschon (Portion) swart Flintsteen'n twei, de klinkert uk je so as Geld. Un den Büdel sett he bi den Kopmann op 'n Disch.

(Do) fragt he, op he so 'n blau Laken hett.

De Kopmann kricht dat Laken her.

He besücht dat. „Ganz schön Waar," secht he. „Ehr (ehe) ik dat awer verget (vergesse), wull ik geern 'n Pund Seep (Seife) hebb'n. Sünß kunn ik dat naß (nachher) vergeten."

He kricht 'n Stück Seep. Un do ward de Antog Tüg affneden. Un do ward dat Geld berekent (berechnet).

„Ja," secht he, „nu künnt wi anners ne: nu möt Se mi wesseln. Ik heff luter Grotgeld."

De Kopmann ritt (reißt) 'n grot Schuf herut mit Kleengeld, sett dat op 'n Ladendisch. Un as dat op 'n Ladendisch steiht, nimmt Hosenklang' dat Pund Seep, smitt den Kopmann dat in de Ogen un makt dat Geldschuf leer (hochd.), stickt dat Geld all' in 'e Tasch', un do lett he den Büdel mit Flintsteen'n dar stahn, un do geiht he weg. Kümmt in de Höhl an.

„Hier is dat Tüg," secht he to den Hauptmann.

„Ik will dat Geld uk hebb'n."

„Ja, tö' (töw: wart') man," secht de anner.

He gift em dat Geld, wat de Hauptmann em tootell't hett, un do fangt he bi de Taschen an, sammelt all' dat Geld op 'n Disch, wat he ut den Kopmann sin Ladenschuf nam'n hett.

„Hett dat uk Minschenleben kost?"

„Ne," secht de anner.

„Ja, denn hebbt wi morgen noch een. Wenn du dat dörhal's (durchholst), wenn ik denn ne dar bün, denn büß du Hauptmann. Hier eben bi 't Holt wahnt 'n Möller, un de hett so 'n hübsch Dochter, un de wull ik hier geern her hebb'n."

He sitt un gruwelt dar öwer, wat he dar bi makt: (do) kümmt een vun de Röwerbann'.

„Kamerad, wat gruwels du?"

„Ja, ik schall den Möller sin Dochter hier her schaffen, un dat weet ik noch ne, wodenni."

„De hett fröher 'n Brüdiam hatt," secht de Röwer, „dat is 'n Drüppendreger (Tropfenträger)*) weß. Un wi hebbt hier so 'n Kassen un uk so 'n Tüg, as de dragen hett. Dat trecks (ziehst) du an un geihs dar hen un stell's di vör as Brüdiam.

He, 'n annern Dag, treckt dat Tüg an, Kassen op 'n Nacken, un do dar hen. (Do) secht he ehr denn so fröndli gun Dag.

„Mein Gott," secht de Brut, „wat heß du di verännert!"

„Ja, ik bün 'n Jahr na 't Süden (hier also sächl.) rin weß, dar weer mi dat so hitt (heiß), dar heff ik mi so verännert."

Nu kricht he wat eten dar, und do schall he dar denn je bliben.

„Ne," secht he, „dat kann ik ne. Denn ik heff Schriben kregen, hier in dit Dörp — dat is hier ne wid vun — dar licht 'n swar'n Kranken, und dar schall ik hen kam'n. Du kunns (könntest) mi 'n Flach (Strecke) afhal'n."

De Weg geiht an 't Holt lang, un do liggt dar twee Röwers in 'n Busch un seggt: „Wenn wi den Möller sin Dochter nu ne kriegt, denn geiht dat 'n eerßen Abend mit Gewalt dar hen."

De beiden schüllt oppassen; wenn den Möller sin Dochter dar vörbi kümmt, denn schüllt se ehr fang'n. Se ward ehr ne wahr. Un de Möllersdochter hört dat, as se dat segg'n doot.

Se geiht wa' trüch to Hus (un) secht to ehr'n Vadder: „Vadder, dar is falschen Kram twischen. So und so heff ik hört. Wenn se mi nu ne kriegen dee'n (täten), denn wörr ik 'n eerßen Abend mit Gewalt hal't. Nu muß du to Stadt un hal'n hunnert Mann Militär."

De Vadder will ne, sett sik eers 'n beten op. Dat ward jem je dür (teuer).

„Dat is ganz eenerlei," secht de Dochter, „wenn min ganz Hab' un Goot dar mit opgeiht. Man los und hal Militär!"

De Vadder geiht los. Un 'n annern Morgen kamt denn hunnert Mann Militär. Un nu richt de sik so in. Kamt de Röwers vör (vorn) rin, denn gaht de Suldaten achter rut un riegelt de Dör'n too. Un denn gaht se vör wa' rin, achter de Röwers an. Gaht se achter rin, denn gaht se vör rut.

*) [Auf meine Frage fügte der Erzähler hinzu: So 'n lang Kassens, de stünn'n ehr so hoch baben 'n Kopp, mit Apteekerwaar.]

Annern Abend, do möt se all' scharp laden, de Röwers, und do wüllt se mit Gewalt den Möller sin Dochter hal'n.

As se ne wid vun de Möhl sünd, do secht Hosenklang': „Herr Hauptmann, een (sächl.) Ogenblick Geduld! Ik mutt eers mal awwaß" (abseits, eigtl.: abwärts), un neiht ut. Löppt vun de Röwers af und geiht na de Stadt, wo he dat Tüg hal't hett, un gift sik ut as Schooster bi 'n ol'n Olflickermeister.

De Meister secht: „Arbeit heff ik genuch. Awer wi hebbt man een Bett."

„O Meister, dar krupt (kriechen) wi all' dree herin."

Un den Meister geiht dat uk man heel (heil, sehr) arm. Do secht een'n Abend de Gesell: „Meister, wie wüllt mal na 'n Köni sin Schatzkamer."

Se gaht abens na de Schatzkamer hen. De Slöt (Schlösser) springt apen.

Nu liggt dar dree Hupen Geld. De Meister will foort toogripen, na den eerßen Hupen.

De Gesell, de secht: „Dar dörb'n (dürfen) wi ne bikam'n, dar ward dat Militär vun erhol'n (erhalten). De tweet Hupen, dar ward de Staat vun erhol'n. [Dar dörb'n wi] uk ne bikam'n. De drüdd' Hupen, dat is de Bedroch (Betrug). Dar künnt wi so vel vun nehm'n, as wi dregen künnt." *)

Se stoppt sik all' de Taschen vull. Un do ward dat Geld een mank ('t) anner rögt (gerührt), de dree Hupen. Un do gaht se weg, tu Hus.

Annern Morgen secht de Gesell: „Hüt arbei' ik ne."

He geiht na 'n Klockenlüder (Glockenläuter) hen un secht: „Ik will tein Daler utgeben, schall ik denn ne mal baben in den Toorn sitten?"

„Ja wul," secht de Klockenlüder, „(dat) kann schön angahn."

He sitt in den Toorn un makt de Luk apen na den Köni sin Schatzkamer hen, dat he dar hen sehn kann, un paßt op, wat dar makt ward.

Do ward vör de Schatzkamer 'n Sot (Brunnen) makt mit 'n Fall'luk.

Un ('n) beten naher secht de Schoostermeister: „Gesell, wüllt wi noch mal na 'n Köni sin Schatzkamer?"

„O, wi hebbt noch Geld genuch," secht he.

De Meister hett em dat awer a f l u r ' t, dat he dat Slott mit 'n Ring apen makt. He treckt den Gesell'n den Ring vun 'n Finger un geiht los, alleen, fall't awer dör de Fall'luk na den Sot herin.

De Gesell geiht na und will em herut kriegen, kann em awer ne fat kriegen.

De Meister springt tohöch (in die Höhe) — (he) hett ganz lang' Kopphaar — dar grippt (greift) de Gesell em in an, kann em awer nich börn (sprich böan, heben), dat he em dar rut kricht. (He) nimmt dat Messer un snitt em 'n Hals af, nimmt den Kopp mit to Hus, smitt den' ünner 'n Bett.

Annern Morgen geiht he weller na den Kirchentoorn. Do ward dar 'n Galgen bugt (gebaut). Un do ward de Körper (hochd.) ut den Sot nam'n un ward an den Galgen hingt (st.: hängt).

*) Daß das Geld in drei Haufen geteilt wird und der eine Haufe den Betrug darstellt, und daß dem Begleiter verboten wird, von dem Geld zu nehmen, diese beiden Motive gehören einer andern Geschichte an. In dieser geht ein Soldat mit dem ol'n Fritz, den er nicht kennt, des Nachts erst in den Laden eines reichen Kaufmanns und teilt hier den Inhalt der Ladenkasse in drei Haufen. Der erste Haufe sei der Einkauf, der zweite der Verdienst, der dritte der Betrug. Den Betrug teilen sie sich. Auf den Wunsch des ol'n Fritz gehn sie dann auch in des Königs Schatzkammer. Fritz will sich auch hier was einstecken. Das wird ihm aber von dem treuen Soldaten streng untersagt: mit dem Geld werde der Staat und das Militär erhalten. Nun tut Fritz so, als ob er heimlich was einstecken wolle. Da gibt ihm aber der Soldat „düchti een'n an't Mul".

De Gesell, de sücht (sieht) dit. De geiht hen, köfft sik 'n Peerd un 'n lütten Wagen un hunnert Frunsröck un hunnert Frunsjacken, lad't dat op den Wagen mit 'n Anker (Faß) Köm mit Slapdrunk dar in. Abens in Düstern föhrt he den Weg na den Galgen too, föhrt awer eben vörher in 'n Graben. (He) hett sik antrocken as 'n ol Fru un makt dar 'n ganz jämmerli Geschrich (Geschrei).

De Hauptmann, de secht: „Gaht dar mal 'n paar hen un seht too, wat dar los is."

[(Nachgeholt: Hunnert Mann Militär ward bi den Galgen opstell't, de schüllt oppassen, wenn de Anbehörigen kamt, de den Rump hal'n wüllt.

De Rump, as de ut den Sot kümmt, do ward he op 'n Böhr lecht un dör de Stadt dragen. Un op jeden Sit kamt Schutzlüd'. Wo Ach- un Wehgeschrei (hochd.) kümmt, dar schüllt se rin gahn, dar hört he to Hus. Se dregt darmit in de Stadt herüm. As se gegen den Meister sin Hus kamt, do secht de Fru: „Och, du leewer (hochd.) Gott!" (Do) kümmt dar een rin. Wat is hier los „och, du leewer Gott?" De Gesell is bi un kloppt Sahl-leller (Sohlenleder) ut, de secht: „Sla ik mi hier op 'n Dum'n (Daumen), dar hett min Mudder wul „och, du leewer Gott" to secht." Se drapt (treffen) niks in de Stadt. Do ward he an 'n Galgen hingt. Un do kamt dar hunnert Mann Militär hen, den Rump to bewachen (hochd.)]

. . . [schüllt] mal dree Man hen gahn, secht de Hauptmann.

„Na, lütt Fru, wat hett Se denn hier?"

„Ja, ik heff hier 'n beten ol Tüg op 'n Wagen. Un min Peerd is man mager: nu kann ik dat ne wa' rut kriegen."

De Suldaten helpt er dat Tüg afladen un finn't dat Anker Köm.

„Lütt Fru, wat hett Se dar?"

„Ja, dar heff ik 'n beten Snaps in. Dat dörf ik ne. Awer man (hochd.) smuchelt (schmuggelt) sik je ümmer dör darmit."

Se helpt er dat Fohrwark ut 'n Graben, lad't ehr dat Tüg op, awer nich dat Anker. Dat nehmt se mit na 'n Galgen.

He föhrt weg mit sin Fohrwark, 'n lütt Flach, binn't 't Peerd an 'n Pahl un geiht trüch na 'n Galgen und belur't ehr so lang', bet se all' op 'e Sit liggt. Do geiht he hen, hal't sin Fohrwark un treckt de hunnert Mann Frunstüg an un nimmt den Rump vun 'n Galgen un lecht den' op sin'n Wagen un föhrt darmit to Stadt. Kümmt in't Hus. Dar ward de Kopp ünner 'n Bett ut kregen. He neiht (er näht) den Kopp mit 'n Pickdraht 'n beten an un binn't 'n swarten (männl.!) Dook (Tuch) üm 'n Hals. Und do ward de Nawerslüd' hal 't: ehr Mann is plötzl (hochd.) dot bleben. Awer den swarten Dook hett he al 'n Jahr üm 'n Hals hatt, de schall so sitten bliben.

Morgens kümmt de Köni bi 'n Galgen un will je mal sehn, wat (ob) dat all' richti is.

Do liggt dar luter Frunslüd'.

He kümmt dar mit de Been'n mank to stöten (stoßen), kümmt dar mit 'n Säwel mank to haugen un kricht ehr toletz all' in 'e Been'n. Un do lett (läßt) he ehr antreden un do mit ehr na de Stadt herin. Un toletz kriegt de Suldaten de Ogen so vel apen un seht je, dat se all' Frunslüd' sünd. Se bi lütten (bei kleinem: allmählich, nach und nach) bi un treckt de Jacken ut, smit (schmeißen) de weg, treckt de Röck ut un smit de weg: de ganz Stadt hett vull Frunstüg legen.

Nu wet se (wissen sie) gar ne, wat se nu opstell'n schüllt.

Nu ward de Hauptmann hal't, den' se gefang'n nam'n hebbt.

(Do) fragt de Köni, wat se nu opstell'n schüllt.

Ja, secht he, dat is Hosenklang', den' kriegt se ne fat, de is to klook. „Wenn Se nu wat wüllt," secht he to 'n Köni, „denn möt (müssen) Se 'n grot Gaßbott anstiffen, un jeder (hochd.) jung' Herr mutt Tootritt (hochd.) hebb'n. Denn kümmt Hosenklang' uk. Un denn möt Se de Dochter 'n Bett opmaken in 'n Saal, dar mutt se slapen. Un denn möt Se ehr (die Gäste) dun maken. Un denn, wenn dar Herr'n kamt un red't ehr an, denn mutt se wider niks segg'n as ne (spr.: nä, nein).*) Un denn kricht de Dochter 'n Glas mit ech(t) swart Farw. Un de eers, de bi ehr kümmt un red't ehr an, den' (dem) schall se 'n swarten Strich lank 'e Nes' maken."

Eers will de Köni dat ne. Awer he will den Keerl uk je geern fat hebb'n: he willigt toletz in.

Do ward dar denn 'n Gaßbott anstift, vör all' de jung'n Lüd' in 'e Stadt. Hosenklang' is uk dar.

As se büchti dun ward, do ward de Saal tooslaten. De Dun'n (Betrunkenen) bliwt (bleiben) dar all' ligg'n. Un denn kümmt dar noch 'n Wach vör de Dör.

Morgens in aller Fröh (hochd.) kümmt de Köni, is besorgt üm sin Dochter, slütt (schließt) de Saal'ndör apen: do licht een vör de Dör, de hett 'n swarten Strich op 'e Nes'.

De Köni secht: „Aha, hier is' er schon!"

„Ja," secht de Hauptmann, „hebbt S' uk al een'n?"

(Do) ward all' Herr'n nasehn (nachgesehn): hebbt all' 'n swarten Strich op e' Nes'.

„Och, du leewer Gott, min Dochter!" secht he, „sünd se all' bi di weß?"

De Köni, de secht to den Hauptmann: „Wat is nu to maken?"

„Ja, Se as Köni — twischen is he hier noch — Se seggt nu, wenn dejeni dar noch twischen is, de schall sik mell'n, den' schall niks passeer'n."

Eers will de Köni dat ne. He will je strafen, secht he. Awer he will den Keerl uk je geern hebb'n.

Toletz secht he dat denn. Wenn dejeni dar noch twischen is, de schall sik mell'n, [den' schall] niks passeer'n.

Do kümmt Hosenklang' vör. „Se as Köni dörb'n Ehr Woort nich wellerropen. Ik bün de Mann. Un an 't Leben künnt Se mi nich kam'n."

Un do ritt (reißt) he sin Tüg apen. Un do hett he all' de könilichen (hochd.) Orden op de Boß. Un do tritt (hochd.) he vör 'n Köni un bidd't em üm sin Dochter to 'n Fru. —

Kritik.



Anselm Feuerbachs „Vermächtnis". Eine Erinnerung und Kritik.

Vielumstritten wie sonst nur ein Werk der Weltliteratur steht die Selbstbiographie eines der größten deutschen Maler des 19. Jahrhunderts da, der die Herausgeberin, des Künstlers kongeniale Stiefmutter, den bezeichnenden, anklagevollen Titel „Ein Vermächtnis" mitgegeben hat: Anselm Feuerbachs Aufzeichnungen „Aus meinem Leben". Wer schon im Jahre 1882 den literarischen Neuheiten ein Stück

*) Dies Motiv gehört einer andern Geschichte an, einem Schwank, in dem die Königstochter „ümmer ne segg'n soll."

Beobachtung und Kritik schenken konnte, der wird sich mit dem Schreiber dieser Zeilen des tiefen, schmerzlichen Eindrucks erinnern, den das in Wien erschienene Buch bei allen Lesern hervorrief. Der Tübinger Ästhetiker Karl Köstlin, mit dem ich sechs Jahre vorher im Münchener Glaspalast vor dem Gastmahl des Platon gestanden war, gestand nach der Lesung des Buches: ich war wie gemartert, hin- und hergeworfen vor Bewunderung und Mitleid, und weiß jetzt nicht, ist dieser Mensch mächtiger mit der Feder oder mit dem Pinsel." Und doch, so packend dieses Menschen- und Künstlerschicksal zu allen Lesern sprach, – eine große Verbreitung sollte das außergewöhnliche Buch nicht finden, woran in etwas wohl auch der hohe Preis schuldig war. Es gibt Lebenserinnerungen von Männern des 19. Jahrhunderts, auch von deutschen Malern, die sich einen viel ausgedehnteren Leser- und Freundeskreis eroberten. Die Natur Feuerbachs als Künstler wie als Schriftsteller wird nur unter gewissen Voraussetzungen auf ein Echo des Verständnisses rechnen können. Das Herbe, Hohe, Majestätische seiner Kunst spiegelt sich naturgemäß in seinen aus tiefstem Herzensgrund sprudelnden Bekenntnissen und Gedanken wieder. So wenig seine Malerei populär, eine Hauskost für die deutsche Familie werden kann, ebensowenig trifft das für seine Erinnerungsblätter zu. Aber die persönliche Note, die aus ihnen spricht, klingt stärker, nachhaltiger und wuchtiger als die aus den meisten anderen Autobiographien: wir stehen nicht bloß einem Großen gegenüber, sondern vor unsern Augen entwickelt sich ein geradezu heroischer Kampf, der zunächst mit dem tragischen Ende des Menschen schließt. „Zunächst" sagen wir; denn mit dem Erscheinen dieser Anklageschrift setzt ein ungehemmter Ruhmeszug seiner Kunst ein, der nicht vorher aufhört, als bis der Name Anselm Feuerbachs einen geradezu königlichen Klang gewinnt und sein Künstlerhaupt mit dem vollen Lorbeer gekrönt erscheint, allerdings erst in dem Ruhmestempel, wo die Totenschädel bekränzt sind mit der bittersatirischen Marke: post mortem coronatus. –

Dreißig Jahre sind seit jenem 4. Januar vorübergegangen, als Feuerbach, eben fünfzigjährig, einsam, wie er durchs Leben gegangen war, in einem Gasthause zu Venedig starb, – und sein Buch, seine Lebensbeichte, wird buchhändlerisch frei. Eine junge, aufstrebende Berliner Verlagsfirma kommt auf den Gedanken, eine Serie „Vergessene Bücher" herauszugeben, und legt als eines ihrer ersten Bücher Feuerbachs Vermächtnis dem deutschen Volke in einer würdigen Ausgabe und um billigen Preis (in Pappband 2,50 Mk., fest gebunden 3,50 Mk.) als „Sechste Auflage" mit einem Vorwort des Münchener Forschers Hermann Uhde-Bernays in die Hände.

Zu den eigentlich „vergessenen Büchern" gehört nun Feuerbachs Vermächtnis keineswegs, das wäre selbst in unserer schnellebenden Zeit zuviel gesagt; eher dürfte man annehmen, daß es, wenn es heute als Neuheit erscheinen würde, einen ungeahnten Triumphzug antreten würde. Und doch ist es mir und gewiß manch anderem aufgefallen, daß es Karl Hesselbacher in seinem eingehenden Buche „Silhouetten badischer Dichter" übergangen hat, obwohl es in dieser badischen Literatur- und Kulturgeschichte so gut hätte hervorgehoben werden können wie manch andres Werk, dessen Autor nicht näher mit Baden verknüpft war wie der unstäte Anselm Feuerbach.

Es ist ein mißliches Ding um ein Literaturwerk in gebundener oder ungebundener Form, sobald es in einer Neuauflage oder Neuherausgabe einen Erklärer oder Bevorworter erhält oder braucht. Von seinem unmittelbarem Eindruck oder seinem poetischen Duft geht

unwillkürlich etwas verloren; sobald die Philologen und Grammatiker ein Literaturwerk „behandeln", setzt sich der Schulstaub auf die Erzeugnisse eines gesteigerten Empfindungslebens und der dichterischen Phantasie. Aber es gibt Ausnahmen. Ausnahmen, wo die Pietät hinter den Genius zurücktritt und wo der Erklärer oder Einleiter den Meister nicht meistern will. Und das ist bei dieser Ausgabe der Fall. Ja, es war nötig, den Leser von heute über den Stand der Kritik aufzuklären, die sich an das Vermächtnis Feuerbachs seit Jahrzehnten gesetzt hat, und man kann Uhde-Bernays nur dankbar sein, daß er des Künstlers Mutter, die sich seit der 2. Auflage des Buches als die Herausgeberin bezeichnete, in Schutz gegen die Vorwürfe manigfacher Art genommen hat, gegen Vorwürfe, die in der Anklage gipfelten, sie habe die Aufzeichnungen ihres Sohnes willkürlich zu Wahrheit und Dichtung verarbeitet. Diese herrliche und seltene Frau und Mutter, die eine eigene literarische Würdigung wohl verdiente, tritt auch in diesem Vorworte als klargezeichnete, gewissenhafte Verwalterin der Aufzeichnungen ihres Sohnes vor uns hin, die mit der Herausgabe seines Vermächtnisses nicht bloß zu seinem Ruhm beitrug, sondern die Zeitgenossen zu einem Gerechtigkeitsakt gegenüber einem großen, verkannten Sohne Deutschlands veranlaßte. Man kann dem Herausgeber zu dem die Aufgabe Henriette Feuerbachs kennzeichnenden Satze nur beitreten: „Anselm Feuerbachs Vermächtnis hat seine ursprüngliche hohe Aufgabe herrlich erfüllt; es ist eine hohe Aufgabe, für den Sieg einer verkannten Existenz zu streiten, auf die Bahre des Gefallenen zu weisen, der im schwersten Kampfe, dem Ringen um das Recht der selbständigen Persönlichkeit, menschlich unterlegen war. . ."

Ein volles Glück sollte auf den Aufzeichnungen des Künstlers bis heute so wenig liegen wie auf den Plänen, der Art und Weise, — sagen wir: der Methode ihrer Herausgabe und Veröffentlichung. Bald nach ihrem Abschlusse stirbt der Künstler; dann macht sich die Mutter an die Arbeit, aus dem chaotischen Konvolut ein Buch zusammenzustellen, das selbst berufene und hohe Ansprüche erhebende Kritiker ein „wundervolles Werk" nennen. Aber nicht bloß Anerkennung und Dank erntet die gewissenhafte Herausgeberin, sondern ebenso Anfeindung und Opposition — und jetzt, wo das „Vermächtnis" eine Art „Volksausgabe" erlebt, um dieses ungeschickte Wort zu gebrauchen, beginnt der Streit aufs Neue, und zwar zu Gunsten und zugleich Ungunsten Henriette Feuerbachs. Denn ihr wird von gewisser Seite die Bildung des funkelnden Stiles und Rhythmus, die Erhebung des Ganzen zum Kunstwerk zugesprochen, während des Sohnes und Urhebers Bekenntnisse als „geharnischte, ja vielfach gehässige Denkwürdigkeiten" bezeichnet werden. Es bleibt dem gegenüber eine schiefe Beurteilung, das „Vermächtnis" nur halb als das Werk Feuerbachs und halb als das seiner Mutter gelten lassen zu wollen. Gewiß wäre es unter anderen Händen etwas anders ausgefallen; aber die Tragödie des Idealismus hat den Künstler selbst zum Verfasser, weil er sie an sich erlebte; die Linienführung konnte da und dort ergänzt und verfeinert werden, aber ihre Einheitlichkeit stand zum voraus fest. Geweckt wird freilich durch die ganze schwierige Lage das Interesse an der Herausgabe der Briefe Henriette Feuerbachs, mit der Uhde-Bernays einer Fußnote zufolge betraut ist.

Als ein klassisches Werk steht das Vermächtnis Feuerbachs in der deutschen Nationallitteratur, und es atmet ganz den Geist seines Verfassers, der nichts weniger als „gehässig" bezeichnet werden konnte, der aber mit Fug und Recht von einer erbitterten und mit sittlicher Ent-

rüstung durchzogenen Stimmung getragen war. Es war dem Schreiber dieses Artikels einst vergönnt, mit alten Freunden Feuerbachs, Scheffel, Hofkapellmeister Levi, Akademiedirektor Keller-Karlsruhe und seinem Biographen Julius Allgeyer persönlich zu verkehren und mit ihnen auf das „Vermächtnis" zu sprechen zu kommen; und sie alle fanden seine Reizbarkeit, seine schwankende Seelenverfassung, aber auch die Größe seiner Gedanken und die Tiefe seines Empfindens ohne Retouche, klar und entsprechend wiedergegeben.

Es möge gestattet sein, aus der Fülle seiner Aufzeichnungen und Bekenntnisse einige herauszuheben, um von Anfang an die sicheren Umrisse seiner Charakteristik und die unheimliche Erkenntnis seines Ichs festzustellen: „Ich wünsche Verständigung mit meinen Zeitgenossen. Die Anweisung auf die Nachwelt ist kein Ersatz für den lebendigen Pulsschlag verwandter Herzen und für liebevoll ermunterndes Eingehen und Aufnehmen, dessen der Künstler für sein Schaffen bedarf wie die Pflanze das Licht der Sonne zum Wachsen. Ich habe mich bis jetzt vergeblich danach gesehnt. Jeder Akkord, den ich anschlug, und von dem ich glaubte, daß er richtig und rein sei, ist zum Mißklang geworden, sowie er über den Atelierraum hinausdrang" — Und später: „Ich bin manchmal wild, aber aus halber Verzweiflung mehr als aus Leichtsinn; — wenn es so leicht wäre, ein guter Künstler zu werden, würde es nicht so viele schlechte geben. — — Ein kräftiger Arm, der mich über die kleinen Sorgen des Lebens hinweggehoben hätte, und ich würde in einem Freudensturm den Gipfel erreicht haben, auf den meine Natur sich erheben konnte. Aber die Hilfe kam immer zu spät und immer nur halb." Und wieder später: „Von der Heimat geächtet und verbannt, kann ich das Rätsel des Nichtverkommenseins nur in meinem biegsamen und starken Naturell gelöst finden, oder besser, die Rasse hat mich gerettet und die Kunst." Und nach der Ausstellung seines Dante: „Mein Dante ist ausgestellt. Die Italiener haben ihn mit Enthusiasmus aufgenommen. Ein armer Dichter hat ihn in Sonetten besungen. Wär ich nicht ebenso arm, ich hätte ihn dafür belohnt." Später: „Sie sagen, meine Kunst sei nicht im Rapport mit der Zeit, mit dem Leben. Wie kann ich es ändern, wenn mir das Leben nur Qualen und Demütigungen bietet? Wenn es meiner Jugend die Helligkeit nnd Freudigkeit nimmt? Ein ganzes Füllhorn schöner Gaben ist bereit auszuströmen, wenn jemand sich die Mühe nehmen wollte, nur die Hand hinzuhalten." Und der bekannte, halbironische, halbernsthafte Vorschlag an seine Mutter, ein ihm angebotenes Besitztum in Italien anzukaufen: „Wir könnten im Notfall ein Hotel einrichten, wenn es mit der Kunst nicht mehr fort will. Was meinst Du? Die Idee ist so übel nicht. Ich will dann auf meiner Insel auch begraben sein. Die Grabinschrift ist schon fertig, sie lautet:

> Hier liegt Anselm Feuerbach,
> Der im Leben manches malte,
> Fern vom Vaterlande — ach,
> Das ihn immer schlecht bezahlte."

Man hat ihm auch Kälte gegenüber den religiösen Mächten vorgeworfen; aber man höre seine Gedanken: „Göttliche Hilfe. Soviel ist wahr: in den Fällen, wo ein rasches Eingreifen der Gottheit tausendfältiges Elend verhindern könnte, versteckt sie sich und ist nicht zu finden. Und wenn der Mensch nach unsagbaren Kämpfen sich selbst geholfen hat, dann sagen die Menschen: das hat Gott getan, das kommt von Gott! Von der Gottheit nichts begehren als sie selber würde somit das Richtige sein. Religion, in welcher Form sie auftritt, bleibt das ideale Bedürfnis der Menschheit. Deshalb ihre unauflösliche Verwandtschaft

mit der Kunst. Ich achte den Menschen höher, der ihrer im Glück bedarf als denjenigen, der sich im Unglück von ihr trösten läßt." Ja, selbst für Humor, der ihm gänzlich abgesprochen wurde, hat er ein feines Wort. „Der Humor trägt die Seele über Abgründe hinweg und lehrt sie mit ihrem eigenen Leide spielen. Er ist eine der wenigen Tröstungen, die dem Menschen treu bleiben bis ans Ende, er schwebt über den Tiefen des Menschen, wie der Geist Gottes über den Wassern am Schöpfungsmorgen. Wer Ohren hat zu hören, mag in seinem Wehen den Flügelschlag des schöpferischen Genius vernehmen." –

Feuerbach hat längst seinen Biographen in Julius Allgeyer gefunden; aber dieser selbst, eine ungemein anspruchslose, harmonische Künstlernatur, hätte ebenfalls wenigstens ein kleines literarisches Denkmal verdient. Als der alte, fast einsame Mann starb, hat man wenig Notiz von ihm genommen, und bald war er verschollen. Was aber Feuerbach nicht gefunden hat, das ist merkwürdigerweise ein Dichter, der aus seinem bewegten Leben den Stoff zu einer poetischen Arbeit genommen hätte. Er trug Züge von Byron an sich, worauf auch Uhde-Bernays hinweist, und wie oft ist der britische Dichter zum Gegenstand einer Dichtung gemacht worden! In der humorvollen venetianischen Epistel Scheffels sowie in dem sich an diese anschließenden feinen Büchlein über die Einlagerung Scheffels und Feuerbachs im Castell Toblino geistert die Gestalt unseres Künstlers. Aber während z. B. sein genialer, aber nichts weniger als poetischer Onkel, der bayrische Präsident Feuerbach in Jakob Wassermanns Roman „Kaspar Hauser" eine der hervorragendsten und scharf gezeichneten Figuren ist, hat kein deutscher Romandichter den großen Maler zum Helden einer Darstellung erwählt. Der wilde, geniale Schweizer Dichter Heinrich Leuthold ist mehrfach im Roman verherrlicht, während sein stolzes, weltverachtendes Gedicht Morituri te salutant auf keinen besser passen würde als auf Anselm Feuerbach. Dafür hat sich der große Maler selbst ein Lebensepos geschaffen, das den Stempel der Größe an sich trägt und sich im deutschen Schrifttum einen ehrenvollen Platz gesichert hat.

Möckmühl in Württemberg.

Rudolf Schaefer.

Von den Berliner Bühnen (VII). Ich habe über Leonid Andrejews Dichtertum, über die Unzulänglichkeit des Dramatikers und die ungewöhnliche Kraft des Charakteristikers, über die naheliegende Mißkennung, in ihm einen Propagandisten irgend welcher destruktiven Tendenzen zu sehen, erst im Jahrgang 1909 des Eckart (Dezemberheft) gesprochen, kann daher heute für alles Prinzipielle der Bewertung seines Könnens und seiner Art auf jene Ausführungen verweisen und mich ganz auf die Würdigung des neuen von ihm gespielten Stückes beschränken. Ich darf das um so unbedenklicher, als dieses neue Schauspiel: „Studentenliebe" (in deutscher Übertragung von Karl Ritter bei J. Ladyschnikow, Berlin erschienen) die Gefahr der Mißdeutung kaum aufkommen läßt und als das im Ganzen genommen unbedeutendere, im Einzelnen dagegen große Schönheiten aufweisende Werk die Vorzüge und Schwächen seines Schöpfers sehr viel leichter offenbart als manches der früheren.

Das Studententum Moskaus gibt das Milieu her: schwärmende, scherzende, saufende, hungernde arme Teufel. Einer von ihnen, der an der Grenze der Verkommenheit steht, liebt ein Mädchen, ein frisches, junges, blühendes Ding. Auf den Sperlingsbergen, da sie auf die Stadt mit den goldenen Türmen hinabblicken, im Glanz der untergehenden

Sonne, inmitten der lustigen Kameraden erblüht ihm der Glaube an die Liebe, erblüht ihm grenzenloses Vertrauen zu dem Mädchen. Aber Olga Antonowna ist, so jung sie ist, so rein sie erscheint, nicht mehr unberührt. Das Elend, die kupplerische Mutter, zum Teil auch wohl das eigene Verlangen haben sie auf den Weg der Sünde getrieben. Der Tag kommt, wo dem lebensunerfahrenen Nikolai die Augen aufgehen. „Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu, und wem sie just passieret. . .“ Ein paar klägliche Versuche des Ärmsten vermögen nichts gegen den Zwang der Verhältnisse. Olga möchte wohl heraus, aber die Kraft reicht nicht zu. So sinkt sie tiefer und tiefer, so gleitet sie von einer schmutzigen Hand in die andere. Nikolai aber ist durch die Enttäuschung ins Verderben hinabgestoßen. Der Dämon Alkohol bekommt die Beute, auf die er schon lange gierig wartete. Einen Augenblick, als der Student, das Mädchen und der derzeitige Liebhaber, ein lebenstoller grüner Leutnant zusammentreffen, scheint es, als ob zum wenigsten noch Kraft genug in den beiden säße, dem quälenden Sein ein tragisches, selbstgewolltes Ende zu setzen; aber auch dazu reicht es nicht mehr. Die Abrechnung mit dem Gegner wird durch die Wirkung des Alkohols hintertrieben, aus der Tragödie entwickelt sich unter der Leitung eines Kameraden Nikolais eine Farce. Nichts vermögen die beiden, als hilflos zu weinen und sich mit zuckendem Munde ihrer — trotz allem! — unberührten Liebe zu versichern. Lallende Männer aber singen, ohne daß eins von den beiden einen Ton hörte, das Lied, das während des ganzen Stückes mitgeklungen hat und seine durchgehende, tragende Melodie bildet:

Flüchtig verrinnen die Tage des
Lebens,
Den Wellen gleich, und schon naht
uns das Grab.
Wohlan denn, so fülle den Becher
der Freude!
Die Götter nur kennen das Los,
das uns winkt.
O denket, o denket an das Los,
das uns winkt.

Du stirbst und verschwindest für
immer im Grabe,
Nicht steigst zu den Freunden du
wieder empor.
Wohlan denn, so fülle den Becher
der Freude!
Die Götter nur kennen das Los,
das uns winkt.
O denket, o denket an das Los,
das uns winkt.

Ein Stück, das gewiß als Drama von völliger Unzulänglichkeit ist; in dem mancherlei Unerquickliches und Unsauberes geschieht, das aber doch in seiner aus tiefstem Mitleiden und Mitleben geborenen Menschlichkeitsfülle von starkem, dichterischem Reize und unverkennbaren künstlerischen Werten ist.

Könnte man von Gerhart Hauptmanns berliner Tragikomödie „Die Ratten“ (S. Fischer, Berlin), auf die alles Negative des letzten Satzes gleichfalls zutrifft, doch auch das Positive, das er enthält, mitbehaupten! Ich vermag es nicht. Ja, ich will gleich hier im Voraus bekennen, daß dies neueste Drama Hauptmanns den unerquicklichsten Eindruck auf mich machte, den je ein Werk seiner Hand bei mir hinterließ. Zwar hat er dünnere, blutlosere, unzulänglichere Werke gegeben, aber keins so ohne alle Ökonomie, so formlos, keins, das in seiner ganzen Atmosphöre so peinigend wirkte wie dies. Dabei steckt im Kerne dieser „Ratten“ der Stoff zu einer Elendstragödie, die an Wucht und zwingender Fülle mindestens dem Fuhrmann Henschel und der Rose Bernd hätte gleichkommen können. An das letztgenannte Werk erinnert das Stück

sogar mit seinem Motiv aufs stärkste. Jette John, die Gattin eines Maurerpoliers im Berliner Scheunenviertel, ist so etwas wie das Gegenstück zu Rose Bernd. Sie will um jeden Preis ein Kind für sich. Dieser Wille treibt sie auf den Weg des Verderbens. Da, seit ihr eigenes Kindchen an der Bräune verstorben ist, die Wiege leer blieb, wirft sie ihr Auge auf das Kind einer andern. Sie weiß die polnische Magd Pauline Piperkarcka zu bewegen, ihr das Kind, das sie erwartet, abzutreten. Aber nachdem der Ersatz für das verstorbene Adalbertchen in aller Heimlichkeit geboren und an die John abgetreten ist, erwachen in der Magd die Mutterinstinkte. Die Maurersgattin, die das Kind für ihr eigenes ausgegeben hat, tritt vor den Säugling hin, und es könnte nun ein Kampf einsetzen, der uns im Innersten packte. Hauptmann aber, von dem Reiz des Schauerlichen verwirrt, das in jenem Viertel, in dem die Vorgänge spielen, in der Luft liegt, läßt die eine der beiden Kämpferinnen einfach beseitigen. Der verbrecherische Bruder lockt das polnische Mädchen auf Abwege und versteht die Schwester so gut, daß er es einfach abschlachtet. Als die Sache ruchbar wird und die John nicht länger verbergen kann, was geschehen ist, läuft sie, wie es so in den Hauptmannschen Elendsdramen der Brauch ist, einfach aus der Welt hinaus. Ich will ganz von den vielen Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten, die natürlich bei einem naturalistischen Werk doppelt schwer wiegen, absehen, sondern nur feststellen, daß dies tragische Motiv nicht im entferntesten künstlerisch zwingend entwickelt ist. Es bildet nicht viel mehr als das Gerüst des Stückes. Um dies Gerüst einer Tragödie aber rankt sich, wildwuchernd, der gleichfalls nicht künstlerisch bezwungene Stoff einer Komödie. Mit dem Abstieg der ehrsamen Maurersfamilie kreuzt sich der Aufstieg eines großsprecherischen charakterlosen Mannes und seiner Familie, des ehemaligen Theaterdirektors Harro Hassenreuter. Dieser Mime, der sehr auf Reputation bei den Seinen hält, sich selbst aber alle nur irgendwie begehrenswerten Freiheiten gestattet, ist bis zum Maskenverleiher herabgesunken. Sein verstaubter Fundus ist in der ehemaligen Kavalleriekaserne untergebracht, in der die Johns, unbegreiflicherweise, wohnen. Am Schluß aber winkt ihm, seiner Familie, seinen Schülern und seinem Fundus, die Übernahme eines Provinztheaters und damit der zweifelhafte Glanz, dessen sie bedürfen. Es ist nun, mit einem Wort gesagt, geradezu kläglich anzusehen, in wie äußerlicher und dürftiger Weise Hauptmann die eine Motivreihe mit der anderen verbunden hat. Immer wieder werden Töne angeschlagen, die keine Fortsetzung finden, Lebensschicksale aufgerollt, die weder in ihren Voraussetzungen noch in ihren Konsequenzen gezeigt werden, Charaktere exponiert, die für das Ganze ohne jeden Belang sind. Und Billigkeiten (wie die Einstudierung der Chöre der Braut von Messina), Unbeholfenheiten (wie die Herbeiziehung des Spitta, als Hauptmann eines unzweideutigen Zeugen für die mysteriöse Kinderverwechselungsaffäre bedarf), Selbstverteidigungen, Nachlässigkeiten laufen mit unter, die man allenfalls einen Anfänger um der erwartungweckenden anderen Werte willen verzeihen könnte, nie aber einem, der einen so langen Weg hinter sich hat, wie Gerhart Hauptmann. Es muß unumwunden ausgesprochen werden, daß für die Tragödie die eine, für die Komödie die andere Hälfte der Gestalten nicht nur überflüssig, sondern durchaus hinderlich ist. Eine Tragikomödie läßt sich immer nur aus einer die Empfindung brechenden Motivreihe gewinnen, niemals durch die

mühselige (hier nicht einmal geglückte) Verschweißung zweier Motivgruppen. Sich so dem Charakter zu überlassen, jeder Lockung, die von dieser Seite kommt, zu folgen, das müßte selbst bei einem Roman als äußerst bedenklich angesprochen werden, bei einem dramatischen Werk aber ist es nicht anders zu nennen als künstlerische Zuchtlosigkeit. Daß Hauptmann uns im Einzelnen immer wieder durch zwingende Züge der Verlebendigung, durch Kraft der Menschgestaltung, durch lebensnahe Farbigkeit überrascht, ja wohl gar entzückt, braucht bei einem Autor von seinem Rang nicht erst besonders versichert zu werden: aber er hat uns soeben erst in seinem Roman „Der Narr in Christo" ein Beispiel eines aufs höchste gerichteten, ernstesten, vollbeherrschten Künstlerwillens gegeben und hat in diesem Roman, was man auch gegen seine Motivführung, seine tragischen und dichterischen Qualitäten einwenden mag, ein Werk geschaffen, das als künstlerische Leistung, als Ausdruck eines reinen Wollens und eines außergewöhnlichen Könnens, so turmhoch über dem Durchschnitt steht, daß wir gerade jetzt gegen die künstlerische Verwilderung dieser „Ratten" doppelt empfindlich sind. Denn was von dieser Tragikomödie bleibt, ist nicht die Tragödie der Maurersgattin Jette John, die das Verlangen nach einem Kinde zum Verbrechen treibt, nicht die Komödie des großgebärdigen hohlen Mimen Harro Hassenreuter, ist nicht einmal diese oder jene Gestalt (wie der scharf umrissene Maurerpolier, oder der Gauner Bruno), es ist vielmehr ein Einblick in die unheimliche, lichtlose, verbrechenschwangere, dumpfe Welt der Ausgestoßenen, die in unmittelbarer Nähe der lichtdurchwogten Großstadtstraßen ihr halb furchtbares, halb groteskes Dasein führen. Etwas zu wenig, etwas gar zu wenig für ein mehr als zweihundertseitiges Werk. Denn der Dichter Hauptmann hat Besseres zu geben, Tieferes zu verkünden als die Zeichner vom Schlage Zilles und Pascins. Sein Narr in Christo ist uns des Zeuge.

Hans Franck.

Kurze Anzeigen.

Der heilige Garten. Ein Hausbuch religiöser Lyrik. Gesammelt von R. Günther. Heilbronn, E. Salzer. Der „Verlorenen Kirche" 2. Auflage. Geb. 3 Mk.

Die erste Auflage der ausgezeichneten Anthologie ist an dieser Stelle freudig begrüßt worden. Die Änderung des Titels wird einer weiteren Verbreitung förderlich sein, da die Beziehung auf Uhlands schönes, aber nicht allgemein bekanntes Gedicht etwas gesucht war. Zum neuen Titel sagt der Herausgeber in einem schönen Begleitwort: „Es ist nicht die Meinung, daß der heilige Garten frommer Dichtung einen abgegrenzten Bezirk darstelle, den ein undurchdringlicher Zaun von der Außenwelt scheidet, sondern der Geist Gottes weht noch immer, wo er will, und das Heilige ist eins mit dem wahrhaft Natürlichen, das aus unerschöpflichen Tiefen erwachsen und an Gottes Sonne gereift ist; es sind mannigfaltige Stimmen, die in den Zweigen dieses Gartens ihr Lied vernehmen lassen, und es ist doch zuletzt eine große Harmonie des Lobgesangs auf den Ewigen, zu dem Menschenseelen aller Zeiten auf Flügeln des Gesanges emporgestiegen sind". Man sieht hier unserer nach erlebter Religion sehnsüchtigen Zeit tief ins Herz, schöpft Stärkung für die eigene Seele und gewinnt neue Hoffnung für Deutschlands Zukunft.

E. M.

Ginzkey, Franz Karl: Geschichte einer stillen Frau. Leipzig, Staackmann. 216 S. Preis 3,50 Mk.

Ginzkey hat durch seine erste Erzählung: Jakobus und die Frauen gezeigt, daß er ein eigenartiger ist, kein Schreiber, sondern ein Dichter, kein Mensch der Äußerlichkeit, sondern der Innerlichkeit. Etwas Lyrisches haucht

auch durch diese neue Erzählung; ja man kann sagen, sie ist mehr lyrisch als episch, und das Gefühl hat die Herrschaft über den Willen, auch bei seinem Helden, dem Maler, dessen Ehe die Leidensgeschichte einer stillen Frau ist. Wie hier die verschiedensten Motive, und nicht alltägliche, mitspielen, um die beiden auseinanderzubringen und, was zerbrochen ist, wieder notdürftig zu kitten, das ist dargestellt mit viel Feinheiten und in eigenartigen Erlebnissen, die weitab von den üblichen und unglücklichen Künstlerehen liegen. Die ganze Geschichte spielt sich ohne unnötiges Beiwerk rasch ab und erhält den Leser bis zum Ende in Spannung. Freilich will das Ende, wie es im Ende ist, nicht recht befriedigen: wir trauen dem Maler nicht, daß er durch die Erlebnisse seines Herzens geläutert ist und wirklich seine Schuld sühnen wird – er hat zudem eigentümliche Ansichten von künstlerischer Sühne; und ob er seine Frau als Madonna malen wird, um was es sich im wesentlichen drehte, das ist sehr fraglich. Richard Weitbrecht.

Martens, Kurt: Literatur in Deutschland. Studien und Eindrücke. Berlin 1910. Egon Fleischel. Geb. 3 Mk.

Kurt Martens ist in diesem Buche über die gegenwärtige deutsche Literatur bis in die Fingerspitzen hinein Tendenzschriftsteller. Er will nicht, was doch eigentlich die Aufgabe des Geschichtsschreibers ist, Menschen und Werke nachfühlend verstehen, sondern er will einer Anzahl von Literaten, die ihm persönlich zusagen, zu Schätzung und Anerkennung verhelfen. So werden Autoren, die ihm nicht wesenswert verwandt sind, geradezu unbillig und gehässig behandelt, vor allem Hermann Hesse, dem er mit herablassender Milde „himmelblaue Harmlosigkeit“ bescheinigt. Auf Seite 161 werden wir dann darüber belehrt, daß gegenwärtig die jüdischen Schriftsteller vor den germanischen Poeten die tiefere Anlage und das reifere Können besitzen; in stolzem Zuge wandeln alsbald vorüber Hofmannsthal, Schnitzler, Wassermann, Beer-Hofmann, Altenberg, Greiner, Julius Bab – wer's nun nicht glaubt, dem ist nicht zu helfen. Immerhin fühlt sich Herr Martens nicht ganz wohl bei dieser Heerschau und versichert ängstlich, daß sein eigener Stammbaum seit 200 Jahren von semitischem Blute frei sei, auch daß er mit Juden weder verwandt noch verschwägert und von jüdischem Kapital gänzlich unabhängig sei. Wir wollen es ihm glauben; es genügt vollkommen, daß er durch unablässige innere Berührung mit jüdischem Geiste die Instinkte des eigenen Volkstums eingebüßt hat. Als bemerkenswerteste Offenbarung deutscher Kunst erscheint natürlich der Reflexionslyriker Richard Dehmel, „der Jupiter tonans unsres literarischen Olymp, der sprachgewaltige Verkünder unsrer Ekstasen, Brünste und Verzückungen, der Mystiker und Prophet“; mit allen Kränzen des Ruhmes wird sodann der „Moralist“ Wedekind bedacht und auch Heinrich Mann, „der aus seiner Abneigung gegen deutsches Wesen kein Hehl macht“, erntet das Lob der Freundschaft. Lesbar ist ein Aufsatz über Stil und Können, dessen Gedankengänge freilich ohne Thomas Mann nicht entstanden wären. Ein Schlußwort über „den Dichter als soziale Erscheinung“ faßt den Dichter einseitig als Bohémien, enthält aber mancherlei Zutreffendes. Sehr eigentümlich ist das an den Anfang gestellte Schema, in dem die älteren Autoren in einem Massengrabe Platz zu nehmen haben und Marie von Ebner sich neben Richard Voß wohlfühlen muß.

Herr Martens bekennt, daß er sich nach Abschluß seiner Studien ans Werk gesetzt habe: „ein wenig müde und ein wenig degoutiert“. Es ist ihm gelungen, dies Gefühl auf den Leser seiner „Literatur in Deutschland“ restlos zu übertragen.

H. Wolfgang Seidel.

Märten, Lu: Torso. Das Buch eines Kindes. München. R. Piper & Co. (311 S.) Geb. 5 Mk.

Ein Kind hebt an zu erzählen. Von sich selbst, von eigener Krankheit, von Krankheit und Leid des Vaters, der Mutter, der Geschwister. Tod und wieder Tod – bis zur gänzlichen Einsamkeit. Das Kind, zum Weibe geworden, sucht des Mannes Seele, sucht den Mann, dem das Herz schlägt. Leid über Leid. „Ich neide die Leute um ihre großen dicken Tränen ....“ Es war alles so und darum mußte alles so sein. Die Kunst ersehnt sich das Weib, auszusprechen, was also war; Mittel der Wahrheit

möchte es haben, daß die Hörer mit ihm zitterten. Aber sein Buch kommt zurück; es gibt einer den Rat, aufzuhören. Wer wird siegen? Das Rätsel. Noch im Sterben will sie ihre Schönheit der Kunst geben. Torso! — Es ist viel heißes Ringen in dem Buch, viel ernstes Grübeln und aus der Tiefe quellendes Fragen. In den Schlußabschnitten, die dramatische Form zeigen — Zwiegespräch mit der Stimme des Bewußtseins u. a. — ist die Anlehnung an Ibsens Brand deutlich; auch in der Unergründlichkeit der Probleme, die zur Lösung streben. Was aber den Leser, der bereit ist, mitzudenken, stört, ist einmal die Sprache. Namentlich in den Aufzeichnungen über die Kinderjahre, die unglücklicherweise so gehalten sind, als schriebe das Kind selbst, ist unendlich viel Gequältes, Maniriertes, Unnatürliches; auch später hört es nicht auf. Mancher Satz ist logisch unmöglich, inhaltlich ganz künstlich. Zum Zweiten stört, daß wir zwar bei allem Leid, das die Erzählerin erlebt, mitfühlen, daß aber, was sie am tiefsten packt — daß ein Mann in besonderer Stunde sie nicht verstanden —, weder in ihrem Verhalten noch in ihrem Empfinden uns ganz äußerlich wie innerlich mitreißt. Hier will die Schilderung (von einer solchen kann man freilich bei diesen Ergüssen kaum reden) aus dem Menschlichen ins Übermenschliche, und dazu fehlt die Kraft. Infolge dessen entsteht der Eindruck einer erfolglosen Ibsen-Nachahmung; mit diesem Eindruck legt man das Buch aus der Hand. In vielfachem Sinn Torso: starkes Wollen, schweres Grübeln. Aber Wahrheit und Kraft fehlen.

M. Schian.

Romantikerbriefe. Herausgegeben von Friedr. Gundelfinger. Jena, E. Diederichs. (XVIII., 512 S.) 7 Mk., geb. 8,20 Mk.

Aus der Frühzeit der Romantik. Herausgegeben von Jonas Fränkel. Mit vier Portäts. (Meisterbriefe. I. Literatur. Herausgegeben unter Mitwirkung von Erich Schmidt.) Berlin, Behr. (VI., 253 S.) Geb. 3 Mk.

Beide Sammlungen wollen die Romantik als Gesamterscheinung, gewissermaßen als ein Individuum in den Briefen ihrer eigentlichsten Vertreter veranschaulichen. Das ist auch beiden Herausgebern gelungen. Fränkels Auswahl enthält 99 Briefe mit einem kurzen Vorwort, Anmerkungen, den Porträts von Novalis, A. W., Caroline und Friedrich Schlegel und einem Quellennachweis. Gundelfinger hat den von ihm ausgewählten 322 Briefen eine größere Einleitung „Über die romantische Schule" vorausgeschickt, die neben gesuchten Geistreicheleien eine ganze Reihe feiner Bemerkungen zur Charakteristik des Schlegelschen Kreises enthält. Besonders werden die „redseligen Instinkte" dieser Frauen und Männer ins rechte Licht gerückt. Anmerkungen, die teilweise ausführlicher sein dürften, Quellennachweis und Register beschließen den musterhaft gedruckten und ausgestatteten Band. — Wer die Briefliteratur der Romantik, die ja wie kaum eine andere literaturgeschichtliches Interesse hat, noch gar nicht kennt, der wird sich am besten die wohlfeilere Fränkelsche Auswahl zuerst erwerben. Die Auswahl von Gundelfinger kann ihm hernach als schätzbare Erweiterung des Kreises dienen. Die beiden Sammlungen ergänzen sich nämlich stofflich so ziemlich und haben wenig gemeinsam. Reichlich 3 Dutzend sehr charakteristische Briefe, die Fränkel mitteilt, fehlen bei Gundelfinger gänzlich (so bes. die Briefe Schleiermachers an seine Schwester, in denen er Friedrich Schlegel schildert, die Briefe Friedrich Schlegels über Novalis' Tod, der Brief Dorotheas aus Paris usw.) und von weitern 2 Dutzend sind hier andre Teile zitiert als dort. Auf den Inhalt der Briefe im einzelnen kann ich leider hier nicht eingehen, so verlockend es wäre, wenigstens die äußere und innere Stellung dieser Menschen zu Goethe und Schiller zu charakterisieren. Nur eine Stelle möchte ich hierhersetzen, mit der Fränkel seine Sammlung wirkungsvoll abschließt. Sie findet sich in einem Brief des Norwegers Steffens an Tieck vom 11. Sept. 1814 und sie wäre schlechthin klassisch, stünde nicht Goethes Name zu Unrecht hier neben den anderen: „So gewiß wie es ist, daß die Zeit, in welcher Goethe und Fichte und Schelling und die Schlegel, Du, Novalis, Ritter und ich uns alle vereinigt träumten, reich an Keimen mancherlei Art war, so lag dennoch etwas Ruchloses im ganzen. Ein geistiger Babelsturm sollte errichtet werden, den

alle Geister aus der Ferne erkennen sollten. Aber die Sprachverwirrung begrub dieses Werk des Hochmuts unter seine eigene Trümmer. – Bist Du der, mit dem ich mich vereinigt träumte? fragte einer den andern – Ich kenne Deine Gesichtszüge nicht mehr, Deine Worte sind mir unverständlich, – und ein jeder trennte sich in den entgegengesetztesten Weltgegenden, die meisten mit dem Wahnsinn, den Babelsturm dennoch auf eigene Weise zu bauen.“ – Allen, die über die Romantik ein selbständiges Urteil gewinnen wollen, seien diese beiden Briefsammlungen aufs beste empfohlen.

Dr. E. Ackerknecht.

Rosegger, Peter: Peter Mayr, der Wirt an der Mahr. Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit. 17. Aufl. Leipzig, L. Staackmann. (415 S.) Geb. 4 Mk.

Was soll man zur 17. Auflage von Peter Mayr noch sagen? Daß es gut war, wenn 1909 eine neue Auflage kam. Daß wir es in diesen Jahren jahrhundertealter Erinnerung aufs neue lesen müssen. Daß das Buch als ein echtes Volksbuch noch viel mehr Auflagen haben sollte, weil es in alle Volksbibliotheken wirklich hineingehört. Daß wir unserem deutschen Dichter Rosegger wieder einmal danken wollen für seine Geschichte aus deutscher Heldenzeit!

M. Schian.

Sohnrey, Heinrich: Grete Lenz. Leben und Erlebnisse eines Großstadtkindes. Dresden, Wilhelm Baensch. (439 S.) Geh. 4 Mk.

Die Schilderung des Lebens eines in Berlin aufwachsenden Mädchens. Die Eltern stammen vom Lande, aus ganz guten Verhältnissen. Der Vater bringt das Geld durch, scheut die Arbeit und läßt sich von der viel zu gutmütigen Frau durchs Leben bringen; dafür plagt und peinigt er sie. Unter solchen Verhältnissen wird ein frisches, selbständiges, früh gegen die Gefahren der Großstadt gewappnetes Kind groß, das so bald als möglich etwas zuzuverdienen und vor allem selber in die Höhe zu kommen sucht. Mit Zähigkeit, Fleiß und natürlicher Begabung, mit Ausnutzung aller sich bietenden Bildungsmöglichkeiten gelingt es ihr, kaufmännische Bureauangestellte zu werden und zugleich für die Ausbildung ihrer schönen Stimme so viel zu tun, daß sie der Künstlerlaufbahn entgegensehen kann. Das alles ist frisch, anschaulich, absolut ungeschminkt und ganz wahr erzählt, ohne Reflexionen, Gedankenzutaten oder Empfindungsergüsse, eben dadurch außerordentlich packend. Sohnrey hat damit eine Art Gegenstück zu seinem Friedesinchen schaffen wollen, ein Großstadtfriedesinchen. Er meint mit Recht, dies Leben seiner Grete Lenz werde für viele, die auf hohe Berge klettern, um die Welt zu sehen, eine Überraschung sein: man kann, wenn mans noch nicht weiß, draus lernen, wie es in der „Welt“ zugeht! Aber er hat auch Recht mit der Hoffnung, daß diese und jene lernbegierige Seele sogar einen Anlaß zu verschwiegener Einkehr bei sich selbst darin finden könnte. „Und wäre es auch nur, um sich zu sagen, daß ein solches Mädchenleben doch wohl mehr Respekt verdient, als man ihm gewöhnlich und gewohnheitsmäßig auf den Straßen der Stadt entgegenzubringen pflegt.“ Ein solches Mädchenleben! Es gibt leider auch andere . . . Natürlich begegnen in dieser offenherzigen Erzählung auch Dinge, die eine höhere Tochter nicht zu wissen braucht, – wenigstens nicht zu früh wissen soll. Und natürlich wird mancher und manche daran Anstoß nehmen und die Nase rümpfen. Nun, wer durchaus will, der kann mit unreiner Phantasie aus Allem Gift saugen; das Buch selber soll er nicht dafür verantwortlich machen. Es ist ein prächtiges, reines, ehrliches, charakterstärkendes Buch, gerade für die Charakterstärkung weiblicher Wesen, die im Kampf des Lebens stehen, hervorragend geeignet.

M. Schian.

Sydow, Clara von: Einsamkeiten. Roman. München 1911. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 443 S.

Die Einsamkeit der menschendurchwogten Großstadt, die den Einzelnen innerlich arm, verschlossen und egoistisch macht, im Gegensatz zu der befreienden still-beredten Einsamkeit der Natur auf der wogenumrauschten Insel Hiddensöe

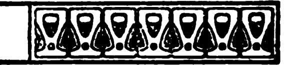
— das ist der Grundgedanke des Buches. Der Held ist so ein einsamer Großstadtmensch von hohem Verstand und beruflicher Tüchtigkeit, der aber bisher nur lebte, um zu denken, ohne recht zu empfinden. Wie dieser Geheimrat von Galen, der zurückhaltende formelle Beamte und reine Verstandesmensch, seiner auf Hiddensöe gesuchten Einsamkeit entrissen wird, wie im Bann eines warmherzigen Familienkreises und unter dem Einfluß erwachender Liebe das Eis der starren Formen abschmilzt und, wenn auch langsam und widerstrebend, den echten Kern hervortreten läßt, das ist mit großer psychologischer Feinheit und Verständnis für intime Seelenregungen geschildert. Das Buch bringt keine reiche und starke Handlung; wer aber Freude hat an echter Erzählungskunst und warmer Landschaftsschilderung, dem sei es empfohlen. Und dem besonders, der je an Rügens Gestade die bezwingende Gewalt der Meereseinsamkeit hat auf sich wirken lassen. J. F.

Trinius, August: Auf grünen Pfaden. Minden, J. C. C. Bruns. Brosch. 3,75 Mk.

Es fällt schwer, den bekannten Verfasser dieser „grünen Pfade“ kritisch zu sezieren, leicht, ihn stillen sinnigen Gemütern, zumal deutschen Wanderern, nahe zu bringen. Wenn der Hain entlaubt, die Steige schneebedeckt sind, wenn das leise Winterlied der Meise wunderliche Sehnsucht im Menschenherzen emporkeimen läßt nach weitem Blick, lichter Sonne, frischem Luftstrom der Berge, dann ist es besonders freundlich, ein Wanderbuch des klar und echt deutsch Empfindenden und so Schreibenden vorzunehmen. Die flüssig behandelten, überall von leis poetischem Hauch umwehten Skizzen sprechen sogleich zu Herzen. Wir sehen einem guten Menschen in die Augen; wir erfahren aus seinem gemütvoll plaudernden Munde viel Interessantes, und der Händedruck zum Schluß bedeutet keinen Abschied, sondern die Versicherung: Auf ebenso freundliches Wiedersehen bei einem der übrigen Wanderbücher! — Und dieser gibt es zahlreiche, und sie sind alle geschmackvoll ausgestattet!

Wilhelm Arminius.

Zeitschriftenschau.



Über „den neuen Sensationsroman“ schreibt im Januarheft des „Türmers“ Karl Storck:

„Es ist erreicht! Wir haben wieder die literarische Sensation für diese Saison. Das heißt, wenn man die Kritiken der Tageszeitungen liest, möchte man denken, unser literarisches Heil oder Unglück hänge an dem neuen Buche, das uns Einblicke in ungeahnte Tiefen der Menschenseele gewähre und fürs Menschenleben entscheidende Eindrücke hinterlasse. Wer freilich erlebte, wie kleinlaut kritische Propheten des hehren „Tagebuchs einer Verlorenen“ sich heute an dieses „Werk voll heiliger Liebe und lauterster Poesie“ erinnern, wie schon heute niemand mehr Lust verspürt, dem „heiligen Skarabäus“ auf seinen Mistkäferforschungen zu folgen, hört mit lächelnder Gelassenheit diese Taumelreden von Leuten ohne literarisches Rückgrat und ohne künstlerische Maßstäbe, die außer ihrer edlen Dreistigkeit nichts für den verantwortungsvollen Posten des Kritikers mitbringen, am allerwenigsten jene Menschlichkeit, die für die Kunstkritik noch unentbehrlicher ist als für die Kunstübung selbst.

Die Leute haben offenbar gar keine Ahnung, welch schwere Verantwortung sie auf sich laden, wenn durch ihre in Superlativen gehaltenen Besprechungen, ihre möglichst sensationell aufgebauschten Inhaltsangaben Tausende und aber Tausende dazu veranlaßt werden, ein durch innere Unreife, krankhafte Einstellung und haltlose Besinnung verderbliches Buch zu kaufen oder doch zu lesen. Es handelt sich in diesen Fällen regelmäßig um Werke, die zu keiner Klärung der aufgeworfenen Fragen führen können, ja es nicht einmal wollen, weil ja gerade diese Zerrissenheit, die Aufreizung und Aufpeitschung des Empfindens und Denkens ein wesentliches Erfordernis solcher Bücher sind. Diese Literaten, für die „Aufgeregtheit“ und „Ergriffenheit“ Handwerkskniffe sind, die aber in Wirklichkeit an dem so

„leidenschaftlich" bewerteten Buch nicht viel länger zu verdauen haben als an ihrem Mittagessen, haben keine Ahnung, in welche ernsten Wirrungen und Zweifel jene vielen geraten, die ein neues Buch als ein Erlebnis aufzunehmen gewohnt sind, und die nun gänzlich unvorbereitet vor Probleme hingezerrt werden, die nur in ruhiger Erwägung, nicht aber durch einen in unverantwortlicher subjektiver Herrlichkeit schwelgenden Roman ersprießlich behandelt werden können.

Da halte ich nun den neuesten Sensationsroman in der Hand. Ich habe diese Tagebuchaufzeichnungen gelesen, die Karin Michaëlis unter dem Titel „Das gefährliche Alter" herausgegeben hat, und frage mich umsonst, wie man den Absatz von fünfzigtausend Exemplaren in wenigen Wochen anders denn als ein Unglück bezeichnen soll.

In literarischer Hinsicht erhebt sich das Buch nirgends über den Durchschnitt. Es strebt auch gar nicht danach. Die Komposition ist lose, was die Tagebuchform ja begünstigt. Aber es ist auch gar nicht der Versuch nach sprachlicher Schönheit oder geistiger Steigerung gemacht. Ja, das Buch hat sogar einen schweren Kompositionsfehler, gerade weil es sich um Tagebuchaufzeichnungen handelt. Diese Bekenntnisse sind nur dann richtig aufzufassen, wenn man die Beichtende richtig einschätzt. Dazu kommt man aber erst dreißig Seiten vor dem Schluß. Das wird auch zum künstlerischen Fehler, weil der einzige Wert, den das Buch haben kann, in den Bekenntnissen liegt. . .

Es ist unmöglich, auf die Einzelheiten dieses Bekenntnisses einzugehen, das sich in der Häufung verallgemeinernder Behauptungen gefällt, so daß es nirgends, aber auch nicht an einer einzigen Stelle, als der von innerer Not erzwungene Aufschrei einer gepeinigten Seele wirkt, sondern überall als die reichlich selbstgefällige, geistreich tuende und obendrein bewußt unwahrhaftige, weil eitle Schreiberei einer Nichtstuerin ohne geistigen, sittlichen und beruflichen Lebensinhalt. Eine Frau von überreizter Sinnlichkeit spricht hier von innerer Herzensroheit und kaltem Egoismus, die sich in Paradoxen gefällt, weil sie vor ihrem Tagebuch sitzt, wie eine Kokette vor ihrem Spiegel, und bei jedem Worte überlegt: Was wird das wohl für einen Effekt machen?

Die Verfasserin des Buches wird sich dahinter verschanzen, daß sie, künstlerisch ganz frei, gerade einen solchen Charakter habe schildern wollen. Wir sind das ja nachgerade gewohnt, daß die „kühnen" Damen von der Feder „kneifen," sobald man aus ihren Schriften Schlüsse auf sie selber zieht. Dann wäre es aber künstlerische Pflicht gewesen, eine Form zu finden, die diese Tagebuchaufzeichnungen einem neben dem Schriftsteller greifbaren Individuum zugeteilt hätte, oder sonst irgendwie Gegenwerte zu schaffen. Aber, wie gesagt, als künstlerische Leistung kommt das Buch überhaupt nicht in Betracht, sondern höchstens als „document humain" für die Psychologie und Psychiatrie der Frau. –

Woher nun der Erfolg?

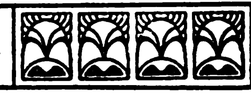
Er ist ein recht trauriges Zeichen der Zeit. Weil sich so leicht pikante Feuilletons an das Buch knüpfen lassen, wird überall so viel darüber geschrieben. Diese Feuilletons erwecken aber die Erwartung auf eine erotische Lektüre. Und da freilich gibt's keinen Widerstand. Die einzige Freude, die ich an dem Buche habe, ist die Schadenfreude über die enttäuschten Erwartungen der Leser und Leserinnen dieses Schlages.

Ist es nicht merkwürdig, daß es just immer Frauen sind, die uns in den letzten Jahren mit solchen Büchern aufwarten? Da heißt es an einer Stelle: „Es gibt anständige Frauen. Oder wir glauben daran, daß es solche gibt. Es ist uns ein Bedürfnis, daran zu glauben. Wer glaubt nicht gut von seiner Mutter oder Schwester? Aber wer glaubt ganz an seine Mutter oder Schwester?"

Ich habe nie eine Schwester gehabt, und so kann ich dieses Glaubensbekenntnis nur für meine Mutter ablegen. Und ich weiß, daß Tausende deutscher Männer in gleicher Gesinnung neben mich treten. Und auch Tausende deutscher Frauen. Daran hindert uns nicht das ruhige Zugeständnis, daß die geschilderten Lebensjahre, wie jeder einschneidende physiologische Vorgang, auch voller psychischer Erschwerungen sind. Aber mag es für die Frauen ein „gefährliches Alter" geben! Gefahren sind dazu da, überwunden zu werden: Nur wer sich leichtsinnig in Gefahr begibt, geht darin unter. Für die von der Natur ihnen aufgezwungenen Kämpfe hat die Natur den Menschen auch die Verteidigungswaffen gegeben. Sonst müßte man an der Natur verzweifeln, wozu trotz etlicher hysterischer Frauenzimmer noch immer kein Grund vorhanden ist.



Bibliotheksnachrichten.



Ausstellungen gegen die Schundliteratur sind schon mehrfach als wirksames Kampfmittel gegen die Schundliteratur empfohlen worden, und bekanntlich hat die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung vor kurzem in Hamburg den Gedanken verwirklicht, mit der Absicht, die Ausstellung in anderen Großstädten, zunächst in Berlin, zu wiederholen. In Hamburg ist die Ausstellung weit über alles Erwarten beachtet und besucht worden, und man darf wohl sagen, daß das Sensationsbedürfnis nur in Ausnahmefällen den oder jenen Besucher in die Ausstellung geführt hat, der dann aber auch sicher nicht auf seine Rechnung gekommen ist. Denn bei dieser Ausstellung war jede Zurückhaltung geübt worden die sich nur irgendwie mit dem Zwecke der Veranstaltung vertrug, und wer einige Kenntnis von der Schundliteratur besitzt, dem konnte die Ausstellung naturgemäß nichts wesentlich Neues bieten.

Das Einteilungsprinzip ergab sich für diese Ausstellung scheinbar von selbst: Beispiel und Gegenbeispiel. Daneben noch einige Zahlenangaben über den Umfang, die Kosten und Gewinne der Schundliteratur, im Vergleich mit den billigeren Sammlungen guter volkstümlicher Literatur, und eine Zusammenstellung von Zeitungsberichten über die Wirkung der Schundliteratur auf die gefährdete Jugend von heute.

Wie die Ausstellung in Hamburg zum ersten Male zustande gekommen war, kann sie natürlich nur als Versuch bewertet werden, aus dessen Erfahrungen man noch zu lernen hat. Aber trotz ihrer noch sehr entwickelungsbedürftigen Gestalt hat die Ausstellung sich als Propagandamittel für die Bestrebungen gegen die Schundliteratur aufs beste bewährt. Kommt es doch wesentlich darauf an, daß auch die Kreise, die von der Schundliteratur bisher nur vom Hörensagen wußten, durch unmittelbare Anschauung ein möglichst eindrucksvolles Bild von dem Wesen der Schundliteratur bekommen und veranlaßt werden, in den Kampf gegen die Schundliteratur miteinzutreten, und tatsächlich hat die Mehrzahl der Besucher erklären müssen, daß „sie es sich so schlimm doch nicht vorgestellt hätten.“ So war die Ausstellung für Viele ein Memento. — Ob wirkliche Schundleser die Ausstellung in größerer Zahl besucht haben, bezweifle ich sehr, und sicherlich gehörten die zahlreichen Besucher auch aus den weniger bemittelten Kreisen größtenteils zu denen, die den Schund schon vorher verabscheuten.

Darüber darf man sich ja keiner Täuschung hingeben, daß dem erwachsenen Schundleser nur selten noch zu helfen ist. Dieses Gefühl mußte dem Einsichtigen auch gerade gegenüber dieser Ausstellung kommen. Denn der innere Abstand zwischen dem Beispiel der Schundhefte auf der einen und dem Gegenbeispiel der guten volkstümlichen Sammlungen auf der anderen Seite des engen Ausstellungsraumes erwies sich gerade durch diese räumliche Annäherung gleichsam zwei verschiedener Welten als ganz unüberbrückbar. Hier mußte man es förmlich spüren, daß Schundliteratur mit Literatur nichts zu tun hat, und es ist äußerst bezeichnend, daß mancher Besucher, zumal aus den gebildeten Kreisen seine Eindrücke beinahe ärgerlich und verzweifelt in dem Wunsch und dem Ratschlag an die Herausgeber volkstümlicher Sammlungen zusammenfaßte, ihre Bücher und Hefte bunter und „lebendiger“ zu gestalten; denn gegen die grelle Buntheit dort drüben kämen diese hier ja gar nicht auf . . . . . .

Das aber ist's, was mir die Freude an dem glänzenden äußeren Erfolge dieser Ausstellung einigermaßen stört, daß die bekannten „weiten Kreise“ durch die Anwendung der Gegenbeispielmethode in diesem Falle zu verkehrten Schlußfolgerungen veranlaßt werden. Denn sie betrachten die Gegenbeispiele nur zu leicht unter dem Gesichtspunkte des unmittelbaren Ersatzes für die Schundliteratur und können den Gedanken nicht fassen, daß es für diesen Schund eben doch überhaupt keinen Ersatz gibt, der nicht selbst wieder — günstigstenfalls „besserer“ — Schund wäre. Die Gefahr, daß die Schundliteratur irgendwie „literarisch“ genommen wird, wächst durch diese unmittelbare, zum Vergleich auffordernde Gegenüberstellung ganz unversehens —

eigentlich sollte man das Gegenteil erwarten. Aber es wird wohl noch lange dauern, bis der Haupt- und Leitsatz für den Kampf gegen die Schundliteratur in seiner vollen Bedeutung erfaßt ist, daß die Schundliteratur überhaupt keine Literatur ist. Statt dessen begeht man heute immer noch den grundsätzlichen Fehler, daß man die Schundliteratur daraufhin „studiert", wieweit in ihr etwa nach Inhalt und Form Elemente oder Tendenzen zu finden wären, die sich bei der Auswahl und Verbreitung einer sogenannten Ersatzliteratur mitverwerten ließen. Wenn aber die Ausstellung einen wichtigen Aufschluß zu geben vermag, dann ist's der einer geradezu heillosen Verpöbelung weiter Kreise unseres Volkes, und wer diese Ausstellung „moderner" Schundliteratur, d. h. allergemeinster Verbrecher- und Kaschemmenliteratur, gesehen und nicht das Gefühl bekommen hat, als ob er sich unter dem schlimmsten Großstadtmob bewegt hätte, der hat sie umsonst besucht. Dieses Gefühl aber müßte für alles Weitere bestimmend sein, und man sollte darum meinen, daß diese Ausstellung eben nicht den ohnehin schon weit genug verbreiteten Irrtum noch fördern könnte, daß zur unmittelbaren Bekämpfung der Schundliteratur für diese ein Ersatz geschaffen werden müsse, der sich den aus deren Inhalt und Form abzuleitenden Bedürfnissen der Schundleser „auf möglichst anständige Art" anzupassen habe.

Aber es ist auch ein überaus quälendes Gefühl, das einen zwischen diesen Beispielen hier und jenen Gegenbeispielen dort überkommt, — das Gefühl absoluter Rat- und Hilflosigkeit. Man möchte helfen und meint, es müßte doch irgendein Gegenmittel gegen diesen Schund geben. Aber wenn man dann zur Gegenseite hinüberschaut, dann spürt man die ganze Schwere des Problems, dessen Lösung man vergeblich unter den „Gegenbeispielen" dort drüben zu finden hoffte. Zwischen Beispiel und Gegenbeispiel klafft eine gähnende Lücke, die auch durch die „Deutsche Jugendbücherei" nicht ausgefüllt werden kann. Aber statt nun zwischen beiden Seiten einen scharfen Trennungsstrich zu ziehen, mag man immer noch nicht die Hoffnung auf irgendeine Lösung des Problems fahren lassen und fordert eben immer nur noch mehr Anpassung. Das ist menschlich und vollends begreiflich, wenn diese Ausstellung streng unter dem Gesichtspunkte von Beispiel und Gegenbeispiel betrachtet wird. Denn für die Schundliteratur gibt es keine eigentlichen literarischen Gegenbeispiele.

Man weiß, daß die Form der Ausstellung von Beispiel und Gegenbeispiel zuerst von Dr. Pazaurek in Stuttgart für das Kunstgewerbe angewandt worden ist. Daß hier als Gegenbeispiele nur Muster bester und geschmackvollster Arbeit ausgestellt wurden, versteht sich von selbst, und jeder, der die Forderung erhoben hätte, daß die Gegenbeispiele nicht etwa so gut wie möglich auszuwählen, sondern vielmehr dem schlechten Geschmack „auf möglichst anständige Art" anzupassen seien, hätte sich lächerlich gemacht. Bei unserer Ausstellung jedoch verlangt man eben das letztere und meint noch dabei wunders wie klug zu sein. Das kommt aber lediglich daher, daß man das überaus schwierige Problem der Schundliteratur lange Zeit viel zu oberflächlich angefaßt und sich nicht beizeiten klar gemacht hat, daß es durch rein literarische Mittel unmittelbar gar nicht zu lösen ist. Es ist vielmehr durchaus ein Problem der Jugendpflege und nur auf dem Wege über die Jugend soweit zu lösen, daß die Schundliteratur wenigstens als Massenerscheinung verschwindet. Auf die Erwachsenen kann, wenn nicht eben auf dem Wege über die Jugend, nur durch Aufklärung über das Wesen und das Problem der Schundliteratur gewirkt werden, und zweifellos ist dafür die Ausstellung gegen die Schundliteratur eines der brauchbarsten und wirksamsten Massenmittel. Es scheint mir aber auch die vielfach von Besuchern der Hamburger Ausstellung geäußerte Meinung richtig zu sein, daß man zunächst die Schundliteratur selbst möglichst massenhaft und wirkungsvoll zur Ausstellung bringen sollte. Ferner aber wird man auch mit dem bisherigen Einteilungsprinzip insoweit brechen müssen, daß die prinzipielle Scheidung zwischen Schundliteratur und Literatur auch äußerlich scharf genug hervortritt, um den Gedanken, daß es sich bei den Gegenbeispielen um einen unmittelbaren Ersatz für die Schundliteratur handeln solle, nicht mehr aufkommen zu lassen. Dazu wäre es sehr erwünscht, wenn die Ausstellung auf zwei Räume verteilt und in dem einen (kleineren) nur die Schundliteratur möglichst kraß und drastisch gezeigt werden könnte, während

der andere (größere) Raum alle billigeren Sammlungen guter volkstümlicher Literatur und Darstellungen über die Erfolge der Bestrebungen zur Verbreitung guter Literatur im Volke aufzunehmen hätte. Der Raum mit der Schundliteratur muß so wirken, daß man gleichsam über seinen Eingang die Worte schreiben könnte: Lasciate ogni speranza! — Der andere Raum dagegen wäre möglichst freundlich und hell auszugestalten, wenn möglich, auch mit Mustern billigen, guten Wandschmuckes auszustatten. So würde die stärkste Kontrastwirkung erzielt und damit das Bewußtsein im Beschauer geweckt, daß zwischen der Schundliteratur dort und der Literatur hier eine Welt liegt, die nur von innen heraus, d. h. durch vermehrte und vertiefte Volksbildungs- und persönliche soziale Arbeit, und von unten herauf, d. h. durch intensive Jugendpflege, zu überwinden ist. Doppelt notwendig aber erscheint es mir bei einer solchen Gestaltung der Ausstellung, daß für eine weitere Aufklärung der Besucher der Ausstellung über das Problem der Schundliteratur und die Wege zu seiner Lösung gesorgt wird, am besten natürlich durch ein während der Dauer der Ausstellung täglich zur Hauptbesuchszeit zu wiederholendes Referat. Denn wenn wir schon die Besucher in das Problem der Schundliteratur mitten hineinstellen, dann dürfen wir sie auch nicht ganz ohne Hoffnung auf die Lösung entlassen, an die wir selbst — trotz allem — glauben.

Nachschrift. Die vorstehenden Bemerkungen waren unmittelbar im Anschluß an die erste Ausstellung gegen die Schundliteratur in Hamburg (3. bis 11. Oktober 1910) geschrieben. Inzwischen ist die Ausstellung in Bremen, Hannover, Stettin, Berlin und Chemnitz (außerdem in kleinerem Umfange, meist in Verbindung mit Weihnachtsausstellungen guter billiger Bücher, in einer Reihe von Mittelstädten in verschiedenen Gegenden Deutschlands) wiederholt worden, überall mit dem größten äußeren Erfolg, der in Berlin wohl nicht unerheblich dadurch gesteigert wurde, daß die Ausstellung im Reichstagsgebäude stattfand und, dem obigen Vorschlag entsprechend, an jedem Ausstellungstage ein Vortrag zur Hauptbesuchszeit gehalten wurde. Im übrigen bot gerade die Berliner Ausstellung ein weniger günstiges Bild, als z. B. die Bremer, die von der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung zusammen mit einem vorbereitenden Komitee zahlreicher Bremer Vereine unter Führung des Vereins „Lesehalle" (Bürgermeister Dr. Marcus und Bibliothekar Dr. Heidenhain) eingerichtet worden war. Der schöne geräumige Lesesaal der „Lesehalle" bot hier einen denkbar günstigen Rahmen für eine wohldurchdachte und systematisch geordnete Darbietung des gut durchgearbeiteten Materials, wie sie sich in Berlin, unter weniger günstigen räumlichen Verhältnissen, nicht hatte erzielen lassen. Die Bremer Ausstellung bot in einem besonderen Nebenraum umfangreiche Sammlungen von Schundheften schlimmster Art, die teils Schulkindern von ihren Lehrern abgenommen, teils von Konfirmanden freiwillig gegen Hefte der „Deutschen Jugendbücherei", der „Volksbücher" der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung und anderer guten Sammlungen eingetauscht worden waren.

Der Verfasser hatte zuerst in Barmbeck, einem Hamburger Arbeiterstadtteil, in dem sich eine Niederlassung des „Volksheims", die „Friedrich-Stiftung" unter der Leitung des Pastors Kießling, befindet, durch diesen an die dortigen Pfarrer die Bitte gelangen lassen, ihre Konfirmanden aufzufordern, an einem bestimmten Tage zu bestimmter Stunde im Volksheim mit den etwa in ihrem Besitze befindlichen Schundheften zu erscheinen, um diese gegen gute Hefte einzutauschen. Der Aufforderung, die von der Ankündigung eines kurzen Vortrages für die erscheinenden Kinder begleitet war, folgten etwa 250 Knaben und 100 Mädchen. Von den Knaben lieferte etwa die Hälfte rund 250 Schundhefte ab, während von den Mädchen nur einige wenige Hefte mitgebracht wurden. Nach erfolgter Ablieferung wurde an alle anwesenden Kinder je ein Heft der „Deutschen Jugendbücherei" verteilt, wozu von dem Vorsitzenden der Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften, Lehrer Brunckhorst-Hamburg, in dankenswerter Weise hinreichend Freiexemplare zur Verfügung gestellt waren.

Die kurze Ansprache, die der Unwahrscheinlichkeit und Verlogenheit der Nick Carter-Geschichten die künstlerische Wahrheit des Märchens gegenüber zu stellen und an das Ehrgefühl der Knaben zu appellieren suchte (auf der Straße möchten sie sich nicht mit Verbrechern sehen lassen,

also sollten sie sich auch nicht geistig in der Gesellschaft gemeiner Verbrecher bewegen), erzielte bei den aufgeweckten Hamburger Kindern, unter denen die feinen holsteinischen Blondköpfe noch überraschend zahlreich vertreten waren, eine fühlbare Wirkung. Allerdings waren auch die Kinder, wie sich bei der Verteilung herausstellte, mit den Heften der Deutschen Jugendbücherei bereits ziemlich vertraut, offenbar infolge von früheren Verteilungen in den Schulen, wie denn Hamburg weit mehr noch, als in der negativen Bekämpfung der Schundliteratur, in der positiven Förderung der guten Literatur durch die Schule Vorbildliches leistet. Leider verbot es die Kürze der Zeit, an die Ansprache, der die Kinder mit gespannter Aufmerksamkeit folgten, den Vortrag einer kurzen Erzählung anzuschließen, in die die ganze Veranstaltung hätte ausklingen sollen.

Soll die Veranstaltung in Zukunft wiederholt werden, so wird man das Programm vorher aufs sorgfältigste feststellen und es wird auch jedes Wort, das den Kindern gesagt werden soll, wohl überlegt werden müssen; denn es ist überaus schwer, eine solche Schar Großstadtkinder im unbändigsten Alter, die sich aus verschiedenen Schulen ohne jede gewohnte Aufsicht und Autorität zusammenfinden, durch die bloße Gewalt des gesprochenen Wortes zu einer denk- und gefühlsmäßigen Einheit zusammenzuzwingen. Es bedarf dazu für den den Kindern sonst gänzlich Fremden einer Anspannung in Haltung und Ausdruck, wie sie sonst vielleicht nur für den Redner in einer wilderregten Volksversammlung erforderlich ist. Denn wie die ganze Kinderversammlung, so ist auch jedes einzelne Kind, zumal im Beisammensein mit so vielen anderen, wie ein kleiner Vulkan, in dem es wild arbeitet und aus dem es jeden Augenblick hervorbrechen kann mit Naturgewalt . . . Hier denkt man unwillkürlich an die bändigende Gewalt der Dichtkunst und Musik als die ultima ratio solcher Massenversammlung von Kindern gegenüber, die auch von keiner äußeren Autorität in ihrer ungezügelten Lebendigkeit gedämpft werden. – Es ist und bleibt also ein Experiment, wenngleich ein sehr interessantes, das aber nur wiederholt werden sollte, wenn alles so vorbedacht und vorbereitet ist, daß ein tieferer, dauernder Eindruck auch auf die Kinder gewährleistet erscheint. Sonst wird es allerwege besser sein, daß man die Kinder nur in dem autoritativen Milieu der Schule oder des Konfirmandenunterrichts anzufassen trachtet, es sei denn, daß man in solchen Massenveranstaltungen ganz vorwiegend Musik- und Dichtkunst zu ihnen sprechen läßt. Das Kind ist noch kein Massenwesen, wenngleich das Großstadtkind, so unbändig es sich gebärdet, gelegentlich schon so manchen massenpsychologischen Zug verrät, der im Grunde nur herzlichstes Bedauern wecken kann, und man möchte beinahe wünschen, daß eine Massenveranstaltung, wie die hier geschilderte, mit zwölf- bis vierzehnjährigen Kindern noch garnicht möglich sein sollte. . . .

Aber diese Jugend, die zur Hauptkonsumentin der modernen Schundliteratur geworden ist?! – In Hannover lieferten etwa 250 Kinder 450, in Bremen 115 Kinder 800 Schundhefte auf einmal ab, in Stettin wurden von Konfirmanden an fünf Tagen insgesamt 5300 Schundhefte abgegeben, fast ausschließlich Einzelhefte zu 10 und 20 Pfg., zerlesen, zerfetzt und beschmutzt in dem intensiven Leihverkehre der Kinder untereinander, dem Inhalte nach vorwiegend Verbrechergeschichten gemeinster Art. Daß in allen Städten diese Anhäufungen des Massenelends unserer Jugend auf die Besucher der Ausstellungen den tiefsten Eindruck hervorriefen, versteht sich von selbst, und es müßte eigentlich schon genügen, diese Hefte aus dem Besitze von zwölf- bis vierzehnjährigen Kindern allenthalben zu zeigen, um einen tiefen moralischen Eindruck zu erzielen und das öffentliche Gewissen wachzurufen, das nur allzulange schon gegenüber dieser systematischen Verrohung und Verpöbelung unserer Großstadtjugend durch ein gewissenloses Unternehmertum geschlafen hat.

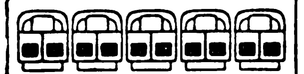
Was soll uns sonst die Ausstellung dieses erbärmlichen Schundes in breitester Ausführlichkeit? – Könnte man doch nur noch etwas anderes daraus lernen, als die eine einzige Tatsache, daß man mit der Masse umso bessere Geschäfte macht, je besser man es versteht, der Dummheit und Gemeinheit gefällig zu sein. Das verstehen die Schundfabrikanten in ganz unheimlicher Weise. Sie erst wecken die gemeinen Instinkte und halten sie durch ständige Aufreizung wach und überreizen sie, bis es fast als wahr gelten könnte, was sie zu ihrer Entschuldigung vorzubringen pflegen: daß ja „das Publikum" gar keinen andern Lesestoff wolle. – Gewiß, *ihr* Publikum, das durch ihren Schund verdorben ist.

Aber wenn sie allgemein recht hätten, dann könnten wir endgültig einen Trennungsstrich ziehen, zwischen den Wenigen, die das Gute und Echte, und den Millionen, die nur Schund und schundiges Surrogat wollen.

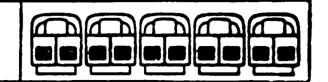
Nur noch eine merkwürdige Erfahrung in diesem Zusammenhang. Richard Nordhausen hatte vor Jahren einen „Volksroman" „In Vampyrs Krallen" geschrieben, der zur Veröffentlichung als Kolportageroman in Lieferungen aufs raffinierteste für diesen Zweck verfaßt war und eine außerordentliche intellektuelle und moralische Leistung des bekannten Verfassers von „Zwischen vierzehn und achtzehn" darstellt. Dieser „gute Kolportageroman" begann vor mehr als einem Vierteljahr im „Berliner Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst", einem der größten und berüchtigtsten Schundverlagsunternehmen Deutschlands, in vierzehntägigen Lieferungen zu erscheinen. Der Versuch, auf diese Weise den schlechten durch den „guten Kolportageroman" zu ersetzen, ist indes völlig mißglückt. Das Publikum des Schundverlages mit dem schönen Namen ist hinreichend verdorben, um alsbald herauszufinden, daß diesem „guten Kolportageroman" trotz all seiner Finessen und seiner resoluten Anpassung an seinen „Geschmack" doch ein gewisses Etwas fehlt, was ihm den Schund so teuer macht, — ich glaube, er ist nicht dumm genug geschrieben, — die „Deutsche Kolportage-Zeitung" aber meint, daß auch das Schundschreiben verstanden sein wolle. — In der Tat lehrt das Ergebnis des Nordhausenschen Versuches (dessen Mißlingen mich tatsächlich ebenso überrascht, wie es mich grundsätzlich befriedigt, da mir der von Nordhausen eingeschlagene Weg grundsätzlich verkehrt erscheint), daß für die Schundleser nur schreiben kann, wer in der gleichen geistigen und moralischen Sphäre lebt und ebenso trivial und ordinär denkt und fühlt wie jene. Der Schund läßt sich nicht von einem höheren Standpunkte herab totschreiben. „Das Volk" will „Volksliteratur", von seinesgleichen — „Volksliteratur" gleichsam „vom Volke fürs Volk" — geschrieben. Wenn's nicht so oder ähnlich wäre, dann hätte Nordhausens Kolportageroman einschlagen müssen, denn hier ist das Menschenmögliche in der Anpassung an den Standpunkt des Kolportageromanlesers von literarischer Seite geleistet, und der „Ton" ist eben doch nicht getroffen. — Das Nordhausensche Experiment ist auch vom literarischen Standpunkt interessant genug, um demnächst auch an dieser Stelle noch einmal darauf zurückzukommen und in diesem Zusammenhang auch der oben angedeuteten, sozusagen eigenliterarischen Seite der Schundliteratur einige Beachtung zu schenken.

Dabei bleibt jedoch bestehen, daß von der Schundliteratur und auch von ihrer Ausstellung positiv nichts zu lernen ist. Sie ist eine Welt für sich, und es bleibt uns nur übrig, dafür zu sorgen, daß die Jugend von heute nicht in diese Welt hineinwächst und vollends nicht mit ihr verwächst. Dazu die Öffentlichkeit aufzurufen, ist der einzige Sinn und Zweck der Ausstellungen gegen die Schundliteratur.

Dr. Fritz Coerper.



Mitteilungen.



Über den Anteil der Jesuiten am katholischen Literaturstreit schreibt Herman Diebold in Ergänzung*) seines uns schon vor längerer Zeit zugegangenen Aufsatzes „Aus dem katholischen Literaturleben" (S. 297 ff. dieses Jahrgangs):

Daß auch die Jesuiten in den deutschen katholischen Literaturkampf eingreifen würden, war bei der Stellung Muths zu den „Stimmen aus Maria-Laach" zu erwarten. Obgleich sich Muth in seiner neuesten Broschüre jeden Angriffs auf den literarischen Standpunkt der Jesuiten enthalten hatte, ergriff doch P. Alexander Baumgartner in den „Stimmen" vom August 1909 das Wort zu einer energischen Abwehr der Muthschen Sätze. Der Aufsatz erschien zusammen mit zwei anderen über dieselbe Frage am Anfange des letzten Jahres als Broschüre unter dem Titel „Die Stellung der deutschen Katholiken zur neueren Literatur" (Herder, Freiburg 1910). Sicherlich war Baumgartner, der am 5. September 1910 gestorben ist, einer der tiefgründigsten Gelehrten des Jesuitenordens; durch seine „Geschichte der Weltliteratur", die leider nun ein Torso

*) Die Nachschrift ist leider für das Januarheft zu spät eingetroffen.
Die Red.

bleiben muß, hat er sich größte wissenschaftliche Verdienste erworben. Sein umfassendes Können berechtigt ihn, ein Urteil in dem heißen Kampfe abzugeben, der nunmehr seine rein literarische Bedeutung verloren hatte und zu einem Weltanschauungskampf erweitert war. Baumgartners Urteil stützt sich vor allem auf die Taten der Vergangenheit. Immer wieder weist er darauf hin, was die erobernde Kraft des Katholizismus in den letzten Jahrhunderten auf dem Gebiete der Literatur bewirkt hat, und sucht daraus zu beweisen, daß nimmermehr ein Grund zum Klagen über eine literarische Inferiorität der Katholiken vorhanden sei. Durch diese historischen Ausführungen, die zum großen Teil unter einem nicht allzu strengen künstlerischen Gesichtspunkt angestellt sind, hat er aber nicht mehr zeigen können, als was auch Muth immer wieder betont, daß eben im Wesen des Katholizismus Stimmungswerte enthalten sind, die die höchste künstlerische Kultur ermöglichen. Auch er konnte nicht nachweisen, daß diese künstlerische Höhe in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts tatsächlich erreicht wurde. Manchen mag wohl dieser beständige Hinweis auf das Große, das in vergangenen Zeiten erreicht wurde, vielleicht ein Ansporn zu neuem fruchtbaren Schaffen sein, bei der überwiegenden Mehrzahl aber muß der gegenteilige Erfolg befürchtet werden. Nicht im ehrfurchtsvollen Zurückschauen auf die Werke der letzten Jahrhunderte, sondern in der angestrengten Arbeit neue künstlerische Werte zu liefern, liegt das Heil unserer Literatur begründet. Nur durch eigene, frische Taten läßt sich das literarische Erbe unserer Väter erwerben, damit es als unser Gemeingut erklärt werden kann. Und darum ist eine strenge Kritik, ein ernsthaftes Insichgehen, wie es von Karl Muth angestellt wurde, auch nicht zu sehr verwerflich. Wo stehen wir? wie weit sind wir der Werke unserer Alten würdig? wie läßt sich eine Besserung herbeiführen? Dies sind die Fragen mit denen von der „Reformpartei" der neue Literaturstreit aufgenommen wurde. Nach Baumgartners Schrift ist der Standpunkt Muths unhaltbar, ebenso das Weiterbestehen des „Hochland" als katholische Revue. Seiner Auffassung zu Grunde gelegt ist eine auf grobem Mißverstehen beruhende Würdigung von „Jesse und Maria" der Handel-Mazetti. Weiter müssen dazu natürlich auch der indizierte Roman Il Santo von Fogazzaro, über den wir übrigens durch die neueste Schöpfung des Italieners interessante Aufschlüsse bekommen, herhalten und Nanny Lambrechts „Armsünderin", die allerdings in ihrer Schilderung des katholischen Klerus und des Volkes vom Hunsrück weit über die Grenzen des wirklich Bestehenden hinausgeht. Baumgartner resumiert in dem betreffenden Aufsatz: Eine Modernität im Sinne des „Hochland" nähert sich in ihren Wirkungen dem M o d e r n i s m u s. Kraliks Broschüre wird von Baumgartner fast ohne irgend welche Einschränkung empfohlen. Er hält den Wiener Gralritter zu einem Führer auf literarischem Gebiet für weit besser ausgerüstet als Muth. Zum Schlusse kommt P. Baumgartner nochmals in einem eigenen Essay auf die Leistungen der Katholiken in den letzten Jahrhunderten zu sprechen. In seinem Nachwort äußert er sich auch über die Stellung der Katholiken zu den Klassikern. Er kommt hierbei zu ganz überraschenden Resultaten, die ganz im Geiste der sogenannten „Fortschrittlichen" geschrieben sind. Es heißt hier: Als Lehrmeister deutscher Sprache und deutscher Kunst, deutschen Geistes und klassischer Formvollendung können wir sie (die Klassiker) ehren, lieben, studieren und nachahmen. Also gibt auch Baumgartner zu, daß man wohl ein Kunstwerk auch nur seiner F o r m wegen schätzen kann, ohne seinen gedanklichen Inhalt anzuerkennen. Mehr verlangte auch Muth nicht.

Inzwischen hat Richard von K r a l i k ein neues Buch letzten Sommer erscheinen lassen. Es nennt sich einen beschreibenden Katalog der Vorgänge des vergangenen Jahres und ist betitelt „E i n J a h r k a t h o l i s c h e r L i t e r a t u r b e w e g u n g" (Regensburg 1910). Unwillkürlich drängt sich einem die Frage auf: Gedenkt wohl Kralik jedes Jahr einen solchen Almanach herauszugeben, der so ziemlich alle guten Urteile, die für ihn und die Gralbewegung im verflossenen Jahre in irgend einem Blatt oder Blättchen geschrieben wurden, in wortgetreuer Wiedergabe enthält? Wir wünschen ihm Glück hiezu! Die Bedeutung solcher von ihm verfaßter Denkschriften läßt sich aus der vorliegenden ermessen. Der Ton ist an manchen Stellen feiner als in seiner ersten Broschüre, obgleich er sich widrige Geschmacklosigkeiten nur schwer versagen kann. Die scharfe, aber immer noch gemessene Kritik, die er von P. Expeditus Schmidt erfahren mußte, weist er zurück,

indem er ihn fragt, ob Schmidt diese Art Kritik in jener Zeit gelernt habe, als er noch nicht katholisch gewesen sei und noch nicht in akademischen Kreisen verkehrt hätte. Eine solche Kampfesweise richtet sich selbst. Neues weiß die Broschüre fast nicht zu sagen. Der Hauptinhalt setzt sich aus Zeitungsausschnitten zusammen. Statt der „Ich“-form hat Kralik die Form „Wir Schaffenden“ gewählt. Von Handel-Mazzetti, an deren neuem Buche „Die arme Margaret“ er Unwahrheit, Gezwungenheit der Problemstellung und ihrer Durchführung rügt, verlangt er die bekannte Erklärung ab, auf welche Seite sie sich zu stellen gedenke. Überhaupt ist die österreichische Dichterin, der übrigens von einem Freiburger Professor der Vorwurf des Modernismus entgegengeschleudert wurde, nach seinem Ermessen gar nicht so hoch einzuschätzen, da sie nicht einmal die Fähigkeit besitze, weibliche Charaktere folgerichtig darzustellen. Man erinnere sich nun an die klassische Gestalt der Maria in „Jesse und Maria“.

Eine Hauptschuld des gegenwärtigen Literaturstreites liegt in der falschen Auffassung vom Wesen der Kritik. Gewiß soll der Kritiker dem Autor möglichst kongenial sein, daß er ihm in den letzten Konsequenzen seiner Phantasiegestalten folgen kann. Nur, wer dem Künstler am nächsten steht, wird ihn am ehesten begreifen. Nicht unbedingt erforderlich ist dabei die eigene Schaffenskraft und die Fähigkeit selbst schöpferisch zu gestalten. Weil Muth noch kein eigenes, großes, künstlerisches Werk geschrieben hat, möchten ihm seine Gegner, vor allem Kralik, das Recht zur Kritik nehmen. Kralik folgert weiter: Große Werke können nur dann geschaffen werden, wenn ihnen keine verbessernde oder ablehnende Kritik gegenübersteht. (!)

Und dann ein anderes: Man verurteilt katholische Dichter wegen der Ansichten, Handlungen und Konsequenzen ihrer dichterischen Gebilde. Handel-Mazzetti wurde zum Beispiel der Vorwurf gemacht, daß sie in ihrem großen Reformationsroman nicht katholisch denke, sondern zu vermitteln suche. Aus den Taten und Worten ihrer Heldin sucht man ihr das Urteil zu sprechen und Schlüsse auf ihre katholische Gesinnung zu ziehen. Weil sie es verstanden hat, das menschliche Gemüt auch beim Andersdenkenden zu finden und es logisch darzustellen, soll sie unkatholisch denken. Eine solche Art zu kritisieren ist in höchstem Grade für unsere Literatur verhängnisvoll. Der Künstler kann doch nicht jeder seiner Gestalten das einhauchen, was er selbst denkt, sondern diese müssen sich nach unverrückbaren Gesetzen der Logik und der Menschlichkeit entwickeln, ob das nun dem Gemüte des Lesers entspricht oder nicht. Romangestalten sind keine Marionettenfiguren. Und alle Kunst ist auch nicht für Jeden gleich genießbar. Darum ist der Gedanke an den Genießenden beim Schaffen eines Kunstwerkes für dessen reines Gelingen gefährlich, wenn nicht unmittelbar schädlich. Sicher ist die richtige Würdigung einer unter solchen Voraussetzungen entstandenen Kunst, die ein eigenes Nacherleben und Nachschaffen erheischt, von erheblicher Schwierigkeit, die selbst Kunst werden kann.

In seiner Denkschrift weist Kralik auf eine große Revue hin, die unter den Gesichtspunkten des Gralprogrammes geleitet werden soll. Diese ist nun erschienen und führt den Titel: Der Aar. Die neue Monatsschrift ist aus Opposition zu Hochland gegründet worden und soll dieses verdrängen. Ihr Charakter ist der eines gehobenen Familienblattes. Technisch reicht sie bei weitem nicht an die Höhe des „Hochland“. Ob der deutsche Katholizismus zwei solch große Revuen wird erhalten können? — —

Druckfehlerberichtigung. Es ist zu lesen auf Seite 300, Zeile 13 von oben Aberkennung (statt Anerkennung); auf Seite 301, Zeile 10 von unten akatholisch (statt katholisch).

Verantwortl. Schriftleiter: Wilhelm Fahrenhorst, Berlin. — Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H. (Abt.: Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken), Berlin SW 68.



Jahrgang 1910/11. Nr. 6. März

Wilhelm Raabe.

Ein Gedenkblatt.

November ist's, der dunkle Monat. Alljährlich trägt er den Sommer zu Grabe im grauwallenden Nebelmantel des traurig-trüben Lichtes, das auf dem schweigenden Gewässer liegt, darüber der alte Fährmann seinen Kahn zur Schattenwelt hinüber steuert. Es ist der Abschiedsmonat; wer weißes Haar auf dem Scheitel trägt, weiß es, denn oft schon hat er's erfahren:

Wir hielten uns an der Hand gefaßt
In lachenden Frühlingstagen;
Wir haben Sommerlust und -Last
In Treue zusammen getragen.

Im düstermüden Novemberschein,
Den wilde Stürme durchklangen,
Da bist Du plötzlich von mir allein
Auf dunklem Weg gegangen.

Du ließt so jählings meine Hand,
Du gingst so rasch von dannen –
Nun hör' ich einsam am Straßenrand
Das Murren der finstren Tannen.

Ja, wie oft schon geschah mir's so. Nun hieß der Freund eines halben Jahrhunderts, der im traurigen Novemberlicht plötzlich auf den dunklen Seitenweg abgebogen, Wilhelm Raabe.

Fern droben im Norden bringen sie ihn heute, in dieser Stunde, zur letzten Ruhestatt. Zweifellos mit herzlicher Trauer und mit großen Ehren. Viele umschließen die Gruft, die ihm mit Liebe, Freundschaft, Verehrung

innerlich angehangen haben, horchen andachtsvoll hohen, preisend ihm als letzter Abschiedsgruß nachklingenden Worten; umher bildet verständnislose Masse weiten Kreis, von der Neugier hergeführt, dem Begräbnis eines „berühmten“ Mannes beizuwohnen. Weshalb er berühmt sei, wissen sie nicht, und wüßten sie's, ließe es sie gleichgültig, denn es ginge ihr Leben nichts an. Seine Dichtungen haben viele ihrer größten, tiefsinnigsten Schönheiten aus den unteren Schichten des Volkes geschöpft, aber für das Volk, für das Verständnis desselben, sind sie nicht geschaffen, ihm nicht bekannt.

Ich vermag leiblich nicht bei der Totenfeier anwesend zu sein; wäre es mir möglich, weiß ich nicht, ob ich mich der Zahl der Leidträger hinzugesellte; von den Jahren, die den von ihm erreichten fast gleichkommen, wird man manchen allgemeinen, als heilige Verpflichtungen aufgestellten, Bräuchen gegenüber wunderlich zum „Dissenter“ gemacht, zum Abweichen von ihren Vorschriften gedrängt. Doch deutlich sehe ich ihn selbst durch sein Lorgnon die Trauerversammlung betrachten und höre unter einem Kopfnicken von seinen Lippen die Worte klingen: „Nun ja, ganz anständig, wie sich's auch so gehörte; ich bedanke mich. Mehr kann man nicht verlangen und brauche ich auch nicht zu sagen, denn meine Meinung über solche Veranstaltungen habe ich öfter in meinen Büchern ausgesprochen, aber zum mündlichen Vorträger von schönen Redensarten hat die Natur mich nicht machen wollen. Nun geht wieder nach Hause und an die Tagesgeschäfte, die ihr noch besorgen müßt, ich habe für meine Nachtruhe nichts mehr nötig. Wenn ihr eure Stunden in der Sonne noch recht angenehm verbringt, lieben Freunde, so tut ihr mir den besten Gefallen. Lange dauert's ja für keinen, bis er mir nachkommt und es auch so gut hat, wie ich jetzt. Ich glaube, es will anfangen zu schneien, wickelt euch warm in eure Mäntel ein und geht heim, daß ihr euch keinen Schnupfen und Husten oder sonst etwas Leidiges holt. Daran möcht' ich nicht Schuld sein, denn ihr braucht eure gesunden Gliedmaßen noch, und es geht nicht alles vernünftig vorbedacht auf der Erde zu, sondern gibt darauf vielerlei sehr Widerborstiges. Was ihr mir hier noch nachsagen könntet, weiß ich alles selbst und nehme es, wie's die Fürsten bei solcher Gelegenheit auszudrücken pflegen, als empfangen an. Also habt Dank und erfreut euch noch mit gesundem Leib und Gemüt am Guten und Schönen, so lang ihr's könnt. So viel, dünkt's mich, habe ich in meinem ganzen Leben nicht hintereinander gesprochen.“

Nein, ich fühle es jetzt als Gewißheit. Auch wenn es mir möglich wäre, würde ich Dich nicht bei Deiner letzten Fahrt mitbegleiten, Wilhelm Raabe. Sie, die in schwarzen Kleidern dem Wagen nachfolgen, geleiten Dich als einen Toten zum Grabe; für mich aber bist Du kein Weggeschwundener, sondern ein Bleibender, so lang als ich selbst noch bin. Und wie ich Dich kenne, läßt mirs keinen Zweifel, Du wärest einverstanden damit, daß ich in dieser Stunde nicht hinter Deinem Sarge einherschreite, sondern Dich meinen Augen und meiner Seele als Lebenden vorhalte, den der Leichenzug in den

Straßen Braunschweigs nichts angeht, der unverwandelt noch in mir fortatmet, mich mit Augen anblickt und mit lächelnden Lippen spricht.

So, wie er's in einer Zeit getan, von der niemand mehr zu sprechen weiß, außer mir, denn alle, die damals um uns waren, sind zu schweigsam abgesunkenen Schatten geworden.

Nicht mehr, o Freund, war erste Frühlichtstunde,
Als wir uns trafen auf des Lebens Gang.
Doch Morgen war's noch, und mit frischer Runde
Umschloß am Neckar uns der Bergeshang.
Und Jugend fand sich rasch zu gutem Bunde,
Er gab Geleit uns durch den Tag entlang,
Den Tag, der seine Freuden und Beschwerden
Uns teilen ließ. Nun will es Abend werden.

Vor bald zehn Jahren begann so mein Gruß zu seinem siebzigsten Geburtstage —

Mein Denken schweift zu jenem Anbeginne.
Wie anders lag an ihm um uns die Welt:
Wir sahn mit hoffendem, mit bangem Sinne
Sie vor der Zukunft Würfelfall gestellt.
Und hoher Einsatz führte zum Gewinne:
Wir sahn beglückt aus blutgetränktem Feld
Sich besserer Verheißung Keim entfalten —
Doch fragen bang heut: Was hat sie gehalten?

Und um uns her — mich faßt's mit andrem Bangen —
Wie liegt die einstige Fülle still und leer,
Wie viele sind aus ihr vor uns gegangen
Auf jenen Weg, der ohne Wiederkehr.
Ein Schattenzug von Namen, die verklangen;
Mit fremden Wellen um uns treibt das Meer,
Das nie versagend neuen Zufluß findet
Und, immer gleich, nicht achtet, was entschwindet.

Ja, fremde Welt. Schuf sie ein Staubgeflimmer,
Das nur ein flüchtiger Windstoß dicht erhebt?
Legt einen Aschenregen es für immer
Auf jene andre Welt, drin wir gelebt?
Nicht weiß ichs, fühle nur, daß schlimm und schlimmer
Die Parze graue Zukunftsfäden webt.
Doch weiß ich dies: Was fremd heraufgetrieben
Um uns die Zeit, Du bist Dir treu geblieben.

Im Jahre 1865 war's, als wir uns in Stuttgart zuerst begegneten, beide jung verheiratet, doch war er mir im Alter um sechs Jahre vorauf. So sehe ich ihn vor mir, lang und schmächtig, Wangen und Kinn des mageren Gesichtes von kurzem, dünnem Bartgeflock umgeben und gleichartig der Schnurrbart über der Lippe. Der Mund besaß einen, wie es schien, an leichtes

Lächeln gewöhnten Ausdruck, in dem der Augen mochte auf den ersten Hinblick nichts Absonderes liegen, nur erregten sie unwillkürlich die Empfindung, aus eigenem Antrieb, gleichsam auftraglos, Alles um sie her, jeden Gegenstand auch von unbedeutendster Art in sich aufzunehmen. Nichts an seiner Erscheinung, in seinem Behaben hatte etwas Gewichtiges, Ehrerbietung Einflößendes, und nichts auch lag ihm ferner, als darauf Anspruch zu machen; niemand konnte ihm ansehen und anmerken, daß er vor kurzem eine der tiefsinnigsten deutschen Dichtungen, den ‚Hungerpastor' geschrieben habe. Der war mir noch fremd, ich hatte nur seine ‚Chronik der Sperlingsgasse' gelesen, die mich angetrieben, ihn zu besuchen. Um manche Jahre später empfahl ich Emanuel Geibel, der nichts von Raabe kannte, den ‚Hungerpastor' an, doch erhielt die unwirsch herausgestoßene Antwort: „Wie kann man ein Buch lesen, das ‚Der Hungerpastor' heißt!" Wieder nach einiger Zeit aber betraf ich ihn in eine Lektüre vertieft, und auf meine Frage, was er lese, lautete diesmal seine Entgegnung: „Den Hungerpastor; das ist ein Buch!" Und mit der Hand aufgreifend, lüftete er dabei seinen griechischen Fez vom Kopf, so wie er's stets tat, wenn er den Namen des alten Kaisers Wilhelm aussprach.

Raabe und seine Frau erwiderten damals unsern Besuch, und auf eine Frage der meinigen war er gern bereit, einen Likör zu trinken, denn die Mode des modernen Abstinenzwesens hat er niemals mitgemacht. An unserer jungen häuslichen Einrichtung aber haperte noch mancherlei, und meine Frau geriet in Verlegenheit, wie sie beim Einschenken plötzlich wahrnahm, daß der Hals des Fläschchens gekittet sei. Ihr kam eine etwas gestotterte Entschuldigung vom Mund, doch Wilhelm Raabe fiel, nach dem Gläschen fassend, ein: „Das kennen wir auch, daraus schmeckt's grade am besten — prosit!" Um seinen Mund flog dabei ein fröhliches humoristisches Lachen, wie es nicht köstlicher irgendwo aus seinen Büchern aufklingt; aus einem bedeutungslosen Nichts zu Tage tretend, stand in dem Augenblick sein innerstes Wesen, gewissermaßen sonnenhaft beglänzt, vor mir, und bei der Erinnerung daran muß ich an die Verse in ‚Wallensteins Lager' gedenken:

> ‚Von des hohen Herrn großen Taten allen
> Hat mir immer dies Stücklein besonders gefallen'.

Einige Tage danach trafen wir im abendlichen Dämmerlicht mit ihm in der Leonhardstraße zusammen — damals nicht ahnend, daß fast um ein halbes Jahrhundert später die Straße, an der sich das letzte Abendlicht auf seine Augen legen sollte, denselben Namen führen werde — wie er, mit seiner Frau von einer Nachmittagswandrung zurückkehrend, sein ermüdetes ältestes Töchterchen auf den Armen heimtrug. „Ja, se is müde jeworden und konnt nich mehr weiter," sagte er. Zwei Momentbilder von ihm sind's, die mir aus dem ersten Anfang unsrer Bekanntschaft im Gedächtnis verblieben.

Bald jedoch erwuchs aus dieser eine Gewöhnung, eine Befreundung, ein beinah tägliches Zusammenkommen. Wir waren beide Norddeutsche, zu der Zeit fast die einzigen in unserm Umgangskreise; ein landsmannschaftliches

Gefühl, dem des ‚in der Fremde Lebens' entspringend, ließ uns aneinanderhalten, vielleicht auch eine unbewußte Vorahnung auf uns heranrückender, uns gemeinschaftlich betreffender sonderbarer Tage und Ereignisse. Wir befanden uns durchaus wohl im Verkehr mit manchen liebenswürdigen, feingebildeten Leuten, ‚Collegen' und andren Berufen Angehörigen, wurden von ihnen als ‚ebenbürtig' angesehen und behandelt, dennoch lag zwischen ihnen und uns etwas Unsichtbares — die Bezeichnung ‚Schranke' wäre zu stark gewesen — nur dann und wann von einer Empfindung Aufgefaßtes. Sie waren Schwaben, hafteten mit ihren Wurzeln in einem anderen Boden als wir, faßten den unsrigen unter den Sammelbegriff des ‚preußischen', der wohl im einzelnen manches Achtungswerte hervorbringen konnte, doch im großen und ganzen genommen das deutsche Bundestagsgebiet unliebsam um eine Wucherstätte ungenießbarer und verderblicher Kräuter, richtiger Giftkräuter, vermehrte. Daran trugen wir beide allerdings nicht Schuld, und man war zu gerecht, uns unsere Heimatabkunft zum Vorwurf zu machen, zu artig, in unsrer Gegenwart jener Anschauung — einem Axiom, das keines Beweises bedurfte — offenen Ausdruck zu geben. So herrschte scheinbar volle Eintracht und Übereinstimmung zwischen uns, wenn wir mit jenen zusammenkamen.

Ich entsinne mich nur eines Falles, in dem ein Gegensatz ihrer und unserer Meinung und Überzeugung zu Tage trat. Es geschah in Anwesenheit eines uns besuchenden Norddeutschen, Herrn K.; die Rede verfiel aus irgend einem Anlaß auf Preußen, dessen Politik und vermessener Größenwahn mit Österreich zu rivalisieren, von den schwäbischen Teilnehmern an der Wirtschafts-Tischrunde als das schlimmste, unheilvollst drohende Übel Deutschlands gekennzeichnet wurde. Ein Wort rief das andere hervor. Das Gespräch ereiferte sich, führte dahin, daß Raabe und ich kein Hehl aus unserer Ansicht machten, die einzige Möglichkeit eines Heils für Deutschland beruhe auf Preußen, dem allein die vom großen Friedrich gesammelte Kraft innewohne, es aus seiner ohnmächtigen, kleinstaatlichen Zersplitterung zu einer einheitlichen Macht gegen das katholische und undeutsche Österreich aufzuraffen; nur die preußische Armee sei imstande, das zu vollbringen, wovon freilich die preußische Politik nichts erhoffen lasse. Ich glaube, es fiel schließlich eine Äußerung, alle übrigen deutschen Bundestags-Kontingente würden zu nichts anderem als zu einer Erneuerung des Tages von Roßbach brauchbar sein; die Tischgenossenschaft schied danach bald auseinander, und Herr K. belobte auf dem Heimweg freudig unser Eintreten für die preußische Tüchtigkeit. Dann folgte der Sache noch ein komisches Nachspiel; wir gingen zusammen nach der Wohnung Raabes, und auf seinem Zimmer kehrte das Gespräch zu dem in der Wirtschaft besprochenen Gegenstande zurück, doch hier zu dem Ergebnis führend, daß Raabe und ich gemeinsam über die Jämmerlichkeit Preußens herfielen und kein gutes Haar an ihr ließen. Mund und Ohren aufsperrend saß Herr K., wie an der Glaubwürdigkeit seines Gehörsinns zweifelnd, brachte nur heraus: „Aber, meine Herren, vorhin haben Sie ja gerade das Gegenteil

davon gesagt." Da lachte Wilhelm Raabe auf — und kein humorvolles, sondern ein ziemlich ingrimmiges Lachen war's: „Ja, lieber Freund, jetzt sind wir in der Familie, da dreht sich der Spieß um und kann man die schmutzige Hauswäsche waschen!"

Mir ist's nicht in der Erinnerung, daß sonst damals — im Frühling des Jahres 1866 — zwischen ihm und mir von Politik die Rede gewesen; ich glaube, wir wußten nicht einmal, daß wir beide „Kleindeutsche" und unsere schwäbischen Freunde „Großdeutsche" seien. Es gab für uns sehr viel interessantere und bedeutsamere Dinge ernsthafter und spaßhafter Art, die er im wörtlichen und übertragenen Sinne durch sein Lorgnon betrachtete und über die wir, hin und her wechselnd, am Abendtisch in unseren benachbarten Wohnungen unsere Meinung austauschten. Er schrieb zu der Zeit seine nachdenkliche Geschichte Abu Telfans, der aus dem Tumurkieland am Mondgebirge nach Nippenburg heimgekommen, der er als Motto das Wort Mohammeds vorgesetzt: „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, würdet ihr viel weinen und wenig lachen." Aber nur selten einmal kam ihm ein kurzer Aufklang von dieser bösen Historie über die Lippen; sein Gesicht und Wesen ließen nicht ahnen, mit welch' bitterlichen Gedanken sein Inneres beschäftigt sei. Er lachte gern, hörte gern mit vergnüglichen Interjektionen dem Gesange meiner Frau zu, blies nach seiner stetigen Gewohnheit erst einmal mit einer eigentümlichen Lippenbewegung über den Schaum seines Bierglases hin, eh' er draus trank. Eine fröhliche Zeit war's unter dem südlich schönen, wolkenlosen Frühlingshimmel des Jahres, fröhlich auch sangen die Vögel droben im Wald und Busch des „Hasenbergs" und „Bopsers", und auf gemeinsamen Gängen hörten wir ihnen mit den Ohren unbekümmert sich der Gegenwart erfreuender Jugend zu.[1]

Vielleicht hätten wir bei etwas schärferer Anspannung unseres Gehörs vernommen, daß ab und zu auch absonderlich noch andere Töne aus der Luft herabklangen, ein seltsames Pfeifen, wie das eines sich zum Losbruch bereitenden Sturmwindes, ein dumpfes Murren und Grollen, wie eine heraufziehende schwere Wetterwolke ankündigend. Doch wir achteten nicht darauf und so auch nicht auf andere Anzeichen um uns her, daß die Zeit sich wunderlich verändere. Von Norden her stellten sich merkwürdige Wandervögel in Menschengestalt in der schwäbischen Hauptstadt ein; hin und wieder scholl uns an's Ohr, sie seien, vom Beil des Scharfrichters bedroht, aus Preußen entronnen, um am Nesenbach das bittere Brot — einige auch die bitteren Austern — der Verbannung zu essen; hochgehobenen Hauptes, im verhängnisvoll düsterleuchtenden Blick die herannahende Gewalt rächender Schicksalsstürme verkündend, schritten sie in den Straßen Stuttgarts über da und dort pentagrammartig geheimnisvoll von den Pflastersteinen zu ihnen aufgrüßende Ammoniten hin. Andere kamen aus Frankfurt a. M., der großen Heimatstätte unbeugsam freier demokratischer Gesinnung, dem vormaligen Sitz des deutschen Reichsparlaments, das leider zur Durchsetzung

seiner souveränen Beschlüsse keinen Soldaten und keine Kanone besessen hatte. Doch in ihren frohlockenden Zügen stand zu lesen, jetzt bedurften sie für ihren hohen Zweck keiner solchen nebensächlichen Hülfsmittel, sondern befanden sich im Vollbesitz derselben, und wo sie glückverheißend dem Bahnzug entstiegen, streckten ihnen dankbar jubelnd und ernstbewegt die Bewohner der schwäbischen Metropole tausend Hände entgegen.

Über die Hälfte des Juni's wohl war es, ehe Raabe und ich zu der Erkenntnis gelangten, daß ein Krieg zwischen Preußen und Österreich bevorstehe. Wie uns dies aufging, glaube ich, haben wir beide gelacht; ich wohl, als Schleswigholsteiner, mit besonderer Berechtigung.

Denn die Neuaufführung einer trübselig-lächerlichen Komödie verhieß es, die uns zu unserer Lebenszeit schon mehrmals so vorgespielt worden. Jedenfalls trafen darauf die Worte Macbeths bei der Botschaft vom Tode seiner Frau zu:

„Aus, kurzes Licht! Das Leben ist
Ein wandelnder Schatten nur, ein armer Spieler,
Der auf der Bühn' sein Stündchen prahlt und tobt
Und dann nicht mehr gehört wird."

So trat zweifellos auch ‚der arme Spieler Preußen' nach einer flüchtigen Paradeszene hurtig und reumütig wieder von der theaterblitz-umfunkelten Bühne ab, und das Pathos seiner angemaßten Heldenrolle klang unter dem ironischen Beifallsklatschen des schadenfroh zuschauenden Europas in einen jämmerlichen Schwank aus.

Es waren seltsame Tage, in denen Raabe und ich durch die veränderten Straßen Stuttgarts gingen. Wir sahen uns manchmal an, als erlebten wir sie in einem narrenhaften Traum, dessen gespenstische Stille jählings das schrille Gelächter der Welt über den unglücklichen, hirntoll prahlenden Komödianten durchgellen müsse.

Da donnerten plötzlich die Geschütze auf den alten böhmischen Schlachtfeldern des großen Friedrich.

Himmel und Erde, was war das? Waren wir die Narren, die Blinden und Tauben gewesen? In der Brust stockte uns der Herzschlag, um danach mit rasender Hast gegen ihre Wandung zu hämmern. Das war kein Theaterdonnerknall, keine possenhafte Spiegelfechterei! Die böhmische Donnerstimme sprach, blutig-furchtbarer, ungeheurer, auf dem Kothurn der Weltgeschichte daherschreitender Ernst sei's.

Als ein Nacht in grellen Tag verwandelnder Blitz fuhr's vor unsern blindgewesenen Augen herunter, die Binde, die wir uns drüber geknüpft, von ihnen abschleudernd. Geblendet, betäubt standen wir noch, doch mit dem Erzschall von Drommeten umschmetterte es uns: Diesmal wollte Preußen Schleswig-Holstein nicht wieder in die dänische Knechtschaft zurückliefern — diesmal wollte Preußen keinen neuen Tag von Olmütz begehen, nicht über die Leiche eines neuen Schimmels von Bronzell demütig eine um Verzeihung

bittende Hand ausstrecken' — diesmal riß es das Schwert aus der Scheide, sich selbst und das deutsche Volk aus dem Joch des slavisch-katholischen Österreich zu befreien oder ins Nichts des ‚Markgrafentums Brandenburg' zurückzustürzen. Das Preußen des großen Friedrich war wieder in ihm erwacht, das sieben Jahre lang allein gegen die Waffen ganz Europas die Wahlstatt behauptet.

Einen Tag, dem dieser Erkenntnis gleich, haben wir nicht wieder erlebt, selbst im Jahre 1870 nicht. Keinen Tag solchen Hochgefühls, solcher Hoffnung und solchen Bangens.

Denn rasch versetzten furchtbare Meldungen die gesamte Bevölkerung Stuttgarts außer uns beiden in einen Taumel der Begeisterung. Jede Stunde fast brachte — zumeist aus Frankfurt — telegraphische Botschaften von den Niederlagen preußischer Truppen, überall, in Böhmen wie auf deutschen Gefilden jenseits des Mains, wo die wiedererstandene ‚eilende Reichsarmee' die ‚Potsdamer Wachtparade' zu Paaren trieb. Es gab kaum einen unaussprechbaren böhmischen Ortsnamen, bei dem die preußische Heeresmacht nicht einzig durch ein Wunder noch der völligen Vernichtung entronnen war; an den Straßenecken angeschlagene Riesenplakate verkündigten es so täglich ein halbdutzendmal, von jauchzenden Volksmassen umlagert. Zwischen diesen gingen Wilhelm Raabe und ich, scheu die Augen nach den fetten Lettern der neuesten Siegesnachrichten aufschlagend, inmitten des Brausens allein wie in tiefstverlassener Einsamkeit.

Ganz allein, denn unsere schwäbischen Freunde und Bekannten schienen wie durch einen Sturmwirbel vom Erdboden weggerafft. Zwar hie und da nahmen wir einen von ihnen gewahr, aber er kam uns höchstens auf hundert Schritte weit zu Gesicht; in dieser Entfernung bog er sicherlich von dem Weg, den wir innehielten, seitwärts ab. Es dauerte ein wenig, eh' sich's uns erhellte, warum das so geschah. Dann jedoch verstanden wir's: Ein deutscher Patriot mußte vermeiden, mit uns in Berührung zu kommen, durfte nicht offenbaren, daß er uns kenne. Das hätten sie durch einen Gruß getan, und ohne ein Hutablüften an uns vorbeizugehen, widerstritt doch ihrer angeborenen Höflichkeit.

Sehr drollig war's, aber uns war nicht danach zu Mut, darüber zu lachen. Von Tag zu Tag ward's unzweifelhafter, daß sich das eiserne Würfelspiel zu vollständigem Verlust gegen Preußen entscheide, und ich bin überzeugt, in jenen Tagen hat Raabe auch mit keinem Gedanken an seinen Abu Telfan und Nippenburg gedacht. Sie schienen für immer das Todesurteil über jede Regung des Humors zu fällen.

Oft standen wir in der Königsstraße vor einer großen Buchhandlung, deren Schaufenster eine Spezialkarte von Böhmen ausbreitete, auf der die Stellungen der preußischen und österreichischen Armee durch Stecknadeln mit schwarz-weißen und schwarz-gelben Köpfen bezeichnet waren. Darauf starrten wir trübsinnig hin, und nur eines verschloß sich unserm Verständnis: daß die

letzteren sich täglich etwas weiter nach Süden, die ersteren in gleichem Maße ein wenig weiter von Norden her verschoben. Umsonst grübelten wir, uns diesen Vorgang zu erklären, dann indeß verhalf uns einmal eine günstige Fügung dazu. Denn wir trafen vor dem Fenster mit einem unserer vormaligen schwäbischen Freunde zusammen, der sich in so gehobener Stimmung befand, daß er sich herbeiließ, nicht nur uns zu kennen, sondern auch über unsere Verständnislosigkeit zu belehren: „Das ist eben das Teuflische an dem Feldzeugmeister Benedek, daß er die Preußen zwingt, weiter südwärts vorzurücken, die Stellung einzunehmen, in der er sie haben will. Dann schließt er von allen Seiten seine eisernen Arme um sie zusammen und zerdrückt sie rettungslos, daß keiner von ihnen über die böhmische Grenze zurückkommt."

Am Frühmorgen des nächsten Tages traf eine Depesche — selbstverständlich aus Frankfurt — ein, es sei so geschehen, die gesamte preußische Armee bei Königgrätz vernichtet. Raabe und ich faßten uns stumm an der Hand. Also der König Wilhelm war zum Markgrafen von Brandenburg geworden.

Ungefähr um 7 Uhr mag die Nachricht in Stuttgart angeschlagen worden sein. Eine Stunde später meldete ein Privattelegramm, von woher weiß ich nicht mehr, nicht die ganze Armee sei vernichtet, ein Teil habe sich zu retten vermocht. Und von Stunde zu Stunde weiter verwandelten sich die Berichte. Um Mittag wußten wir, was sich in Wirklichkeit bei Königgrätz zugetragen habe. Welchem Zweck fünf Tage lang die gefälschten Telegramme dienen gesollt, ob Börsenspekulationen und -Operationen, ist niemals deutlich zu Tage getreten. Doch so lange hatte Stuttgart sich in einem Wonnemeer gebadet.

Jetzt ließ sich auch nicht mehr verhehlen, welchen Ausgang die Gefechte bei Langensalza und auf den übrigen deutschen Kampffeldern genommen. Allerorten hatte die dreifache Überzahl der bundestäglichen Verbündeten Österreichs nicht gegen die preußischen Truppen standhalten können, deren Geschütze nun wider die Marienbergveste über Würzburg donnerten, während am unteren Main ihr Vortrupp als Sieger in Frankfurt einzog.

Da schnaubte von diesem her in atemloser Hast ein Bahnzug heran, der die großen Volksheroen der freien Reichsstadt zu uns nach Stuttgart brachte. Nur für ein paar Stunden, dann trug der brausende Zug sie gen Süden weiter, anhaltlos über die Schweizergrenze davon. Doch zum Gedenken hinterließen sie uns titanenhafte Maueranschläge, von denen auf rotem Grund mit schwarzen Buchstaben flammende Worte jedem patriotischen Gemüt als höchstes Pflichtgebot entgegenschleuderten: „Nun werden die Preußen bei Euch einrücken und in Euren Häusern Quartier beziehen. — Da ergreifet alle die nächtliche Axt und rottet im Schlaf die Drachenbrut aus, daß keiner von ihnen die Sonne wieder gewahrt!"

Ein hoher Humor sprach aus den roten Plakaten und der eilfertigst ins Werk gesetzten Rettung ihrer Urheber, aber so schnell vermochten Raabe

und ich doch den Übergang zum Lachen noch nicht wieder zu finden. Und jetzt erfuhren wir, lasen in jedem auf uns gerichteten Blick, wovon uns in verblendetem Mangel an Selbsterkenntnis keine Ahnung angerührt hatte, daß wir mit zu den ‚Henkersknechten der Tyrannei' gehörten, den ‚nichtswürdigen Verrätern deutscher Volkshoheit, den teuflischen Vergießern deutschen Bruderblutes'. Daß droben auf dem Hasenberg gerädert und danach als weit in die Lande flammendes Wahr- und Warnungszeichen verbrannt zu werden, der einzig gerechte Lohn für solchen Auswurf der deutschen Menschheit sein würde.

Man hat uns damals nicht in Asche verwandelt und ‚die nächtliche Axt' ist in Stuttgart nicht ergriffen worden. Allerdings aus dem logisch voll zureichenden Grunde nicht, weil sich ihr keine Drachenungeheuer zur Wegtilgung aus der Sonne darboten. Doch ich bin überzeugt, auch wenn dies sich ereignet hätte, würde die schwäbische Vernunft in geschwisterlichem Bunde mit der schwäbischen Gutherzigkeit die Stuttgarter Beile nicht ihrem friedlichen Beruf entfremdet, sondern sie angehalten haben, ihre Tätigkeit auch bei preußischer Einquartierung nur auf das nützliche Kleinmachen von Küchenholz zu beschränken.

Raabe und mir dagegen kam diese Enthaltsamkeit vorderhand nicht zu Nutze. Zwar enthielt man sich, das gerechte Urteil an uns durch die Tat zu vollstrecken, aber der Richtspruch hatte uns getroffen, wie der mittelalterliche Bannfluch uns, von aller menschlichen Gemeinschaft, allem Lebendigen, Laub und Gras, Steg und Weg' ausschließend. Geächtet schritten wir gleich Leprosen einher, mit denen jeder die gleiche Luft einzuatmen vermied, jetzt freilich wieder heimlich von Lachlust angewandelt, indeß ein wenig vermischte sie sich doch allmählich in unserm Innern mit einer andern Gemütsstimmung, die uns beim Durchwandern der Neckarstraße die fromme Bitte von den Lippen kommen ließ: Himmlische Providenz, laß uns den Tag noch erleben, an dem die erste Pickelhaube dort über der Uhlandshöhe auftaucht!

Doch der Tag kam nicht. Dicht, fast greifbar, rückte er wohl heran, aber vierundzwanzig Stunden zuvor, ehe unser Wunsch in Erfüllung gehen konnte, ward vor den Toren Wiens zwischen Preußen und Österreich der Waffenstillstand abgeschlossen, dem beizutreten alle Staaten der „Reichsarmee" sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit beeiferten. So wurden die Straßen Stuttgarts zu ihrer erhebenden Genugtuung nicht durch den Tritt preußischer Kommißstiefel entweiht. Diesmal aber hatte die „Auseinandersetzung" zwischen Preußen und Österreich mit seinen Bundesgenossen nicht sieben Jahre in Anspruch genommen, sondern eigentlich nur sieben Tage, in denen das ein Jahrhundert lang unterbrochen gewesene Werk des großen Friedrich vollendet worden. Die „kleindeutsche" Sache, wie ihre sonderbar gefälschte Bezeichnung lautete, hatte den Sieg errungen, und die ebenso merkwürdig-irrtümlich „großdeutsch" benannte war für immer stumm zu den Schatten weggeschwunden.

Gleicherweise aber waren unsere großdeutschen Freunde am Nesenbach merkwürdig verstummt. Ich weiß nicht, ob ihnen eine Kenntnis von etwas uns beiden Unbekanntem zu teil geworden, daß bei dem raschen Friedensschluß das Königreich Württemberg cum adjacentibus ein geheimgehaltenes Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen eingegangen, jedenfalls empfanden wir zu unserer Verwunderung beinah plötzlich, wir hätten unsere Ansprüche auf die Titel von Henkersknechten, Volksverrätern und Vergießern deutschen Bruderblutes eingebüßt, würden wieder als Menschen, sogar als achtungswürdige angesehen. Man begrüßte uns wieder, man reichte uns die Hand; es war eigentlich gar nichts vorgefallen, als daß einige Wochen lang Sporen eines Taumellolchs, des ‚Schwindelhafers' in der Luft am Neckar herumgeflogen, auf die Sinne schwindelerregend und die richtige Sehkraft etwas beeinträchtigend gewirkt hatten. Nun saßen wir in wieder rein gewordener Atmosphäre wie vordem als gute Freunde in schwäbischer Gemütlichkeit am Tische zusammen; auch die treffliche schwäbische Vernunft hatte bei unsern alten Genossen ebenso vollständigen Sieg errungen wie die preußischen Waffen. Man erkannte, wenn das Gespräch solche Wendung nahm, einmütig an, daß in Berlin auf vielen Gebieten Tüchtiges und Ausgezeichnetes geleistet werde, wovon man früher nicht so unterrichtet gewesen sei; eine neubegründete ‚Deutsche Partei' machte sich zur Aufgabe, diese Erkenntnis möglichst unter dem Volke zu verbreiten. Drei gute Jahre fröhlicher Gemeinsamkeit haben Raabe und ich noch zusammen in jenem Kreise verbracht, in ihnen ‚wenig geweint und oft gelacht', obwohl er während dieser Zeit nicht nur den Abu Telfan vollendet, sondern auch das tiefsterschütternde, schaurig-gewaltigste aller seiner Bücher, den ‚Schüdderump' geschrieben.

* * *

Während ich dies niedergeschrieben, haben sie Dich in Braunschweig dem Grabe übergeben, Wilhelm Raabe. Ich bin nicht mit bei dem Trauergeleite zugegen gewesen, habe an Deiner Seite eine stille Lebensfeier begangen, noch einmal Tage mit Dir durchlebt, von denen niemand mehr zu sprechen vermocht, als ich allein. In ihnen hat Dich keiner unter allen denen gekannt, die Dir heut die letzte Ehre erwiesen, nur ich konnte auf den alten Wegen am Neckar mit Dir gehen, wieder dort mit Dir, wie manch hundert Mal am Tische sitzen, Dich mit Augen neben mir sehen, Deine Stimme hören. Ich habe noch einmal mit Dir gelebt, das Herz drängte mich dazu, mein alter Freund, für mein Gefühl Dir damit am besten die letzte Ehre zu erweisen. Doch benennt dies Wort sie fälschlich so, denn meine Liebe wird Dich ehren, Deiner als eines Lebenden fortgedenken, so lang mir noch — oder so kurz — die Frist bis dahin bemessen sein wird, auch auf den dunklen Seitenweg abzubiegen, der Dich von uns geführt hat.

Im nächsten Jahre gedachten wir die achtzigste Wiederkehr Deines Geburtstages festlich zu begehen, und eine hohe, aus tiefinnerster Dankbarkeit der

Herzen aller Besten des deutschen Volkes geborene Feier würde es geworden sein. Nun wird sie am 8. September 1911 sich zu einer nur still in jenen Herzen vorgehenden gestalten, wie sie Deinem Lebenswerk, Deinem Angedenken und Deiner eigenen Wertbemessung solcher Feier am würdigsten entspricht.

Ich aber hätte an Deinem achtzigsten Ehrentage nur wiederholen können, was ich dir zu Deinem siebzigsten gesprochen:

Was fremd heraufgetrieben
Um uns die Zeit, Du bist dir treu geblieben,

um danach gleicherweise fortzufahren:

So standest Du und lauschtest der Camöne,
Als Morgenrot der Jugend um Dich lag,
So hütetest Du ihre echten Töne
Durch Deiner Dichtung reichen Schöpfungstag;
Dir blieb des Lebens Innerstes, das Schöne,
Geboren aus des Herzens Wechselschlag,
Du fandest es im Großen und im Kleinen,
Im Ernst und Scherz, im Lachen und im Weinen.

Und so, wo noch der Dichtung heiliger Schauer
In des Gemütes Tiefe Wellen regt,
Wie Wenige, mit Frohsinn und mit Trauer
Hast lächelnd Du das Menschenherz bewegt.
Du schufst ein Leben Dir von langer Dauer,
Das ferne Zeit noch als ihr Erbteil hegt –
Uns aber laß, uns abendlichen Alten
Ein Weilchen noch des Morgens Freundschaft halten!

Nun halte ich sie Dir noch ein Weilchen über das Grab hinaus. Habe Dank, Wilhelm Raabe, für das, was Du meinem Leben gewesen und ihm bis zu dem Tage bleibst, an dem auch mich der Kahn des alten Fährmanns über das schweigende Gewässer davonträgt.

München, November 1910.

Wilhelm Jensen.

Raabes Jugendzeit.

Von Herm. Anders Krüger.

1. Vorfahren, Kindheit und Schule. (Holzminden, Stadtoldendorf und Wolfenbüttel) 1831–1849.

Die Raabes sind ein altes Braunschweiger Geschlecht, das wohl seit Jahrhunderten im Lande der mittleren Weser ansässig gewesen ist. Auch die hessischen Glieder der Familie Raabe stammen ursprünglich aus dieser Gegend. Seit dem 18. Jahrhundert sind verschiedene Raabes im braunschweigischen Staatsdienst bestätigt, ein Johann Christian, ein Wolfgang und

ein Christian Raabe. Der Urgroßvater des Dichters, Rudolf Christian Raabe, geboren 1728, gestorben am 12. März 1786, war Lehrer im Kirchdorf Engelade bei Gandersheim und wird uns als „ein treufleißiger Schulmeister" bezeugt. Ihm ward daselbst am 29. Dezember 1759 ein Sohn August geboren, der für sein Land wie für seinen berühmten Enkel von Bedeutung werden sollte. August Heinrich Raabe besuchte, wie später auch sein Sohn und sein Enkel, die lateinische Schule zu Holzminden (Michaelis 1776–1779), studierte dann zu Helmstedt Theologie (ward hier von Richter beeinflußt) und erregte früh durch seine tüchtige praktische Art wie seine gediegenen Kenntnisse das Interesse des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Da ihm dieser keine Pfarre geben konnte, redete er ihm zu, er solle in seinen Postdienst treten. „Es sei doch gleich," meinte er launig, „ob er dem Vaterlande im schwarzen oder blauen Rocke diene." In der Tat wurde August Raabe bald darauf Hofpostsekretär und später ein sehr verdienter Postmeister, der nicht nur in diesem besonderen Fache (Postgeheimnisse 1802), sondern auf den verschiedensten Gebieten literarisch tätig war und viel für die Bildung seiner Mitbürger geleistet hat.*) Einige seiner im besten Sinne populären Schriften (wie sein „Handbuch der notwendigsten Kenntnisse für junge Leute und Ungelehrte", dasselbe auch für „Kinder aller Stände", „Leitfaden zur Weltgeschichte", „historisch-genealog. Stammtafeln des Herzogl. Braunschw.-Lüneb. Hauses", „Briefe für Kinder", „Neuester und gemeinnütziger Briefsteller", meist bei Gebr. Hahn in Hannover erschienen) erlebten mehrere Auflagen, und auch einige huldvolle Dankschreiben von fürstlichen Persönlichkeiten haben sich erhalten. Die Frau dieses schriftstellernden Postmeisters, der hochbetagt am 4. Oktober 1841 als Postrat starb, stammte ebenfalls aus einer literarisch interessierten Familie. Raabes Großmutter Charlotte war eine geborene Schottelius und stammte in gerader Linie von dem berühmten ersten deutschen Grammatiker Justus Georg Schottelius ab (weiland Konsistorialrat zu Wolfenbüttel, geboren 1612, gestorben 1674), der als „Suchender" seit 1642 der „fruchtbringenden Gesellschaft", seit 1646 als „Fontano" auch dem Pegnitzorden angehörte.

Am 14. Mai 1800 wurde dem damaligen Hofpostsekretär August Raabe zu Braunschweig ein Sohn geboren, der die Namen Gustav Karl Maximilian erhielt. Auch Gustav Raabe, der Vater des Dichters, war ein sehr begabter Mensch. Mit kaum 17 Jahren absolvierte er das Gymnasium zu Holzminden, und da er für die Universität noch reichlich jung war, besuchte er zunächst das damals ausgezeichnete Braunschweiger Collegium Carolinum (hörte hier neben juristischen Vorlesungen auch die

*) Vergl. auch die allerdings nicht ganz richtigen Angaben im Nekrolog der Deutschen 9. Jahrg., Weimar 1841. 2. Teil S. 935 und ein Verzeichnis der Schriften von Aug. Heinr. Raabe im Band 616 der Neueren Handschriften auf der Stadtbibliothek zu Braunschweig.

Geschichte der deutschen Sprache vom Geheimen Justizrat Eschenburg), bezog dann 1818 die Universität Göttingen, um seine begonnenen juristischen Studien zu vollenden. Seine ungemein exakt geführten, von fleißigem und eindringendem Studium zeugenden Kollegheften sind noch erhalten, außerdem ein ziemlich umfangreiches, völlig druckreifes Manuskript, behandelnd „die Geschichte der Guelphischen Lande Braunschweig und Hannover und ihrer Fürsten im Zusammenhang mit der allgemeinen deutschen Geschichte, von Karl dem Großen an.“ Der junge Gustav Raabe zeigt sich hierin als ein sehr gebildeter Historiker und gewandter Stilist.

Als Aktuar des Amtsgerichts zu Eschershausen vermählte sich Gustav Raabe im Jahre 1829 mit der am 10. Mai 1807 zu Holzminden geborenen Tochter des dortigen Stadtkämmerers Jeep, namens Auguste Johanna Friederike. Die Familie Jeep stammt höchstwahrscheinlich aus der Gegend von Dransfeld, unweit Göttingen, woselbst ein zu seiner Zeit berühmter Organist und Komponist Johannes Jeep Dransfeldensis durch einen mit Wappen geschmückten Kupferstich von 1618 bestätigt ist.

Nachdem dem jungen Aktuarsehepaar Raabe ein erstes Kindchen, Ida, bald nach seiner Geburt verstorben war, war die Freude doppelt groß, als ihnen zu Eschershausen am 8. September des Jahres 1831, abends 6 Uhr, ein Sohn geschenkt wurde, der am 26. September in der Taufe die Namen Wilhelm Karl erhielt. Als Taufzeugen nennt das Eschershausener Kirchenbuch Herrn Subkonrektor Justus Wilhelm Jeep zu Holzminden, Herrn Postschreiber Karl Raabe zu Braunschweig und Jungfer Minna Leiste zu Wolfenbüttel. Schon hier sind also die drei für den Dichter später so bedeutsamen Städte des Herzogtums vertreten, Holzminden durch den Bruder seiner Mutter, der eine so wichtige Rolle im Jugendleben seines Patchens spielen sollte, Wolfenbüttel durch ein Mitglied der alten, schon Lessing nahestehenden Philologen- und Juristenfamilie, aus der Wilhelm Raabe sich nach 30 Jahren seine treue Ehegenossin warb.

Eschershausen ist eines der kleinsten Landstädtchen Braunschweigs und liegt im Kreise Holzminden (ungefähr 50 km südlich von Hannover und 60 km nördlich von Cassel) an einem kleinen Nebenfluß der Weser, der Lenne, die zumeist recht harmlos, doch nach Art der Gebirgsbäche bei Gewitterregen oder plötzlichem Tauwetter mitunter verherend anschwellen kann. Bald hinter dem malerisch hingelagerten Städtchen erheben sich sanft ansteigend die waldigen Höhen eines kleinen lieblichen Gebirges, des Ith, von dem aus man leichtlich die unfern dahinziehende Weser sehen kann. Auch der Hils, der Vogler, der große Sohl, die Homburg und andere landschaftlich schöne Punkte liegen in der Nähe.

Wilhelm Raabe hat in Eschershausen nicht lange geweilt. Schon 8 Wochen nach seiner Geburt kam sein Vater als Assessor nach der Kreishauptstadt Holzminden, die schon damals 3200 Einwohner zählte (namentlich seit der 1831 erfolgten Gründung einer Baugewerkschule rasch

emporblühte) und blieb hier über ein Jahrzehnt. 1833 wurde den Assessorseheleuten abermals eine Tochter, Emilie (starb am 24. Januar 1910 zu Braunschweig), 1835 noch ein zweiter Sohn namens Heinrich, (lebt ebenda als Oberamtsrichter) geschenkt. In fröhlicher Jugendlust wuchsen die drei Kinder zur Freude der Eltern und Großeltern in dem stillen Städtchen heran, das weniger malerisch als Eschershausen, doch bedeutsamer, unmittelbar am rechten Ufer des hier schon schiffbaren Weserstroms, („der ehrliche gelbe Fluß, der durch unsere Jugendwelt rauschte", Alte Nester I. p. 186) am Fuße des waldreichen Solling gelegen ist. Gegenüber auf der westfälischen Seite liegen das Dorf Stahle, dann die historisch berühmte Stätte Hörter, südlich davon stromauf die alte Abtei Corvey, und es ist kein Wunder, daß mancherlei Anregungen aus der heimatlichen Umgebung für das spätere Schaffen des Dichters erwuchsen.

Vor allem finden sich solche im „Heiligen Born", „Hämelschen Kinder", „Alte Nester" und in „Hörter und Corvey". Aber auch schon in der „Chronik der Sperlingsgasse" stößt man unter den Strobeliana (S. 192) auf diese Landschaft: „es war an einem Sonntagmorgen im Juli, als ich auf braunschweigischem Grund und Boden am Uferrand der Weser lag und hinüberblickte nach dem jenseitigen Westfalen." Das rechte Ufer war zumeist evangelisch, das linke katholisch, und das gab der Jugend mannigfache Gelegenheit zu allerlei Reibereien, aber trotzdem nahmen die protestantischen Kinder die bunten Bildchen, die ihnen gelegentlich einer der Patres von „drüben" schenkte, ganz gern an.

Raabes Vater war ein gerader, energischer und zuverlässiger Charakter, ein scharfer Geist, ein ungemein exakter und ernster Jurist und doch ein Mann voll froher Lebenslust und von einer gern humoristischen Lebensauffassung. Seine anregenden Tischgespräche, seine witzigen Unterhaltungen und launigen, geistreichen Toaste bei Festen und Ausflügen waren im Städtchen berühmt, und man schätzte den vielbelesenen, welterfahrenen Assessor allgemein in gleicher Weise, als vorzüglichen Beamten wie als liebenswürdigen Gesellschafter. Und doch meinte Raabe von seinem Vater: er wäre mit der Zeit sicherlich in mancherlei innere Konflikte geraten, wenn er nicht so früh gestorben wäre. Die wissenschaftlichen, historischen und literarischen Interessen teilte der hochgebildete Gustav Raabe mit seinem vielseitigen Vater. Vor allem hielt er wie jener auf eine gewählte, für jene Zeit sogar auffallend reiche Bibliothek, die für seine Kinder bedeutsam werden sollte. Nicht nur Klassiker, wie Shakespeare, Cervantes, Goethe, Schiller, waren gut vertreten, auch Bürger, Claudius und andere Dichter zweiten Ranges. Von Jean Paul freilich nur „Dr. Katzenbergers Badereise", Musäus' Volksmärchen standen neben dem Buch von Till Eulenspiegel, Johannes von Müllers 24 Bücher allgemeiner Geschichte neben den sämtlichen Bänden von Meyers Universum, der Völkergalerie, Spruners großem Geschichtsatlas und teuren Bildwerken, die Gustav Raabe gern seinen

Kindern zeigte und erklärte. Jedoch auch seltene Bücher fehlten nicht, darunter zwei, die auf seinen Sohn Wilhelm späterhin stark wirkten; Jakob Böhmes „Aurora" (sie stammte aus des Großvaters August Bücherei, und eine Biographie [vielleicht die von Wullen] gesellte sich hinzu) und die Erstausgabe vom „Froschmäuseler" des Magdeburger Rektors Georg Rollenhagen, des Helden von Wilhelm Raabes erster Novelle „Der Student von Wittenberg". Eine besondere Vorliebe hatte Gustav Raabe für Reisewerke, denn er selbst reiste für sein Leben gern; so besuchte er z. B. mit seiner Frau die Schweiz und Holland, was damals noch mit ziemlichen Unkosten verknüpft war. Dabei hatte er eine allzeit offene Hand für Bedürftige und Notleidende, half manchem im stillen und hielt auf einen gemütlichen und geselligen Verkehr in seinem gastlichen Hause. Zu seinen Kindern war Assessor Raabe sehr liebevoll, doch haßte er jede Weichlichkeit und Schwäche. Eines seiner Lieblingsworte soll gewesen sein: der Mensch kann alles lernen, was er will! Und diesen Willen suchte der pflichttreue Jurist auch bei seinen Kindern zu pflegen und zu stärken.

Sanfteren, zarteren, aber nicht weniger tapferen und heiteren Gemüts war Raabes Mutter, die der Dichter mir als „eines der lichtgeborenen Joviskinder" liebevoll charakterisiert hat*). Sie nahm sich auch frühzeitig der Schulbildung ihrer Kinder an, zumal der Vater vielbeschäftigt war. So schreibt Raabe in seiner kurzen Selbstbiographie („Heidjer") 1907: „Meine Mutter ist es gewesen, die mir das Lesen aus dem Robinson Crusoe unseres alten Landsmanns aus Deensen, Joachim Heinrich Campe, beigebracht hat. Was ich nachher auf Volks- und Bürgerschulen, Gymnasien und auf der Universität an Wissenschaften zuerworben habe, heftet sich alles an den lieben feinen Finger, der mir ums Jahr 1836 herum den Punkt über dem i wies." Mutter und Sohn, durch spätere Lebensschicksale doppelt aufeinander angewiesen, sind einander stets in innigster Liebe verbunden gewesen und noch auf dem Totenbette war das letzte Wort dieser seltenen Frau an ihren Sohn: „Wir haben unsere Lust aneinander gehabt." Wenn auch später die Mutter, (die erst am 1. November 1874 einem langwierigen Leberleiden erlag), zu dem heranwachsenden Sohne in ganz anders wichtige Beziehungen treten sollte, als der früh verstorbene Vater, so darf man dessen Bedeutung

---

*) Was Fritz Langreuter in den „Alten Nestern" S. 22 von seiner Mutter sagt, dürfte auch für sie gelten: „Schlank, zart, scheu-mutig steht sie mir vor der Erinnerung und ein Licht geht von ihr aus, das von keiner Dunkelheit und noch viel weniger von einem andern Licht in der Welt überwältigt werden kann. Sie trägt ihre Freuden wie ihre bittersten, schwersten Schmerzen still und so, dem Schein nach, leicht. Ihr wurde Alles zu einem Kranze, und woher sie ihre Bildung hatte, das bleibt ein Rätsel . . . In der Mädchenschule einer kleinen Provinzialstadt hatte sie im 2. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen gelernt, das war Alles! — — Sie ist dagewesen wie das große Kunstwerk von Gottes Gnaden, sie ist vorübergegangen."

für die charakterliche Entwicklung des Dichters ja nicht unterschätzen. Auch betonte Raabe selbst, die Veranlagung für eine humoristische Lebensanschauung von beiden Eltern geerbt zu haben.

Auch des Einflusses und der mannigfachen Anregungen des hochgebildeten und bis in sein hohes Alter ungemein rüstigen Großvaters erinnerte sich Wilhelm Raabe noch in seinen letzten Jahren gern. Endlich gewannen von der Jeepschen Verwandtschaft zwei Brüder der Mutter mit der Zeit einen immer nachhaltigeren Einfluß auf den jungen Wilhelm Raabe, nämlich Justus Jeep, der spätere Professor und Direktor des Wolfenbütteler Gymnasiums, eine starke, imponierende Persönlichkeit, und sein stillerer, doch vielleicht feinerer Bruder, Dr. Christian Jeep, später der Lehrer der Sekunda dieser Schule.

1836 trat der kleine Wilhelm Raabe als ABC-Schütze auf der Bürgerschule von Holzminden ein, 1840 übersiedelte er in das berühmte Gymnasium derselben Stadt, das der 1760 hierher verlegten Klosterschule von Amelungsborn seine Entstehung verdankt. Die Lehrer beider Schulen sind dem Dichter nur in guter Erinnerung geblieben, aber mehr deshalb, weil sie sich um den kleinen Wilhelm und seine Kameraden nicht allzuviel bekümmerten als weil sie sich seiner sonderlich angenommen hätten. Nur des wackeren, manchmal etwas komischen Holzmindener Rektors Billerbeck, der übrigens durch eine Verwechselung mit dem berühmten klassischen Philologen gleichen Namens nach Holzminden berufen worden war, ist besonders zu gedenken. Raabe hat seinem Rektor ja im „Horacker" ein Denkmal gesetzt, auch am Anfang des „Odfeldes" (S. 13) der Klosterschüler und ihres Direktors, des Schulrats Koken, launig gedacht*). Beide Werke bergen überdies einen reichen Schatz Holzmindener Heimat- und Jugendpoesie.

In ziemlich ungestörtem Behagen und leidlicher Ellbogenfreiheit wuchs der kleine Holzmindener Gymnasiast heran und gelangte schon 1842 zu der nicht belanglosen Würde eines Quartaners. Früh faßte der Knabe eine Vorliebe für Tiere, so für einen Raben (vergl. Kinder von Finkenrode und Odfeld) und einen stattlichen Kater. Einen besonders starken Eindruck hinterließ ihm ein alter Nachbar, der noch einen veritablen Zopf trug.

Mancherlei aus diesen herrlichen, lustigen Jugendtagen liegt sicherlich, nur ein wenig versteckt und ein wenig verklärt, in den verschiedenen herrlichen Jugendepisoden seiner späteren Erzählungshelden von dem ersten lieblichen Ulfelder Kinder-Dreigestirn (Marie Volkmann, Franz Ralff und Hans Wachholder) der „Chronik" an, bis zu dem letzten Kinder-Dreigestirn der „Akten des Vogelsangs", des Karl Krumhardt, Velten Andres und der

*) „Der Schreiber dieses hat da, so um's Jahr 1840 unterm alten wackern Schulrat Kokenius auch einmal eine Schulbank abgerieben. Er läßt es seine erlauchten Vorfahren in der Gelehrsamkeit, die Cisterzienser, durchaus nicht entgelten, wenn er wenig gelernt hat. Zur Tugend der Wahrhaftigkeit ist er jedenfalls dort angehalten worden."

Helene Trotzendorff. Aber der Dichter hielt es hier insonderheit mit der alten Mönchsregel „sub rosa", die er seinem Erstlingsroman „Ein Frühling" voransetzte und bedeutsam hinzufügte (I. Ausg. S. 1): „Wer läßt sich gern von unberufenen, gleichgültigen Personen in die Heiligkeit und Heimlichkeit seines Kindheitslebens schauen!"

Im Jahre 1842 ward Raabes Vater als Justizamtmann an das herzogliche Amtsgericht nach Stadtoldendorf, einer kleineren, vom Verkehr ziemlich abgelegenen Landstadt von damals kaum 2000 Einwohnern versetzt. Rein äußerlich betrachtet, mußte die Beförderung für den strebsamen Juristen gewiß als ein Fortschritt angesehen werden — erhielt er doch hier nun ein Gehalt von 700 Talern — aber tatsächlich lagen die Verhältnisse anders. Vor allem befand sich das Kreisamt in der größten Verwahrlosung, sogar die Grundbuch- und Hypothekensachen waren verlobbert, und viel Aufregung und Ärger erwuchs dem allerdings energisch durchgreifenden Amtmann Raabe. Auch sonst war die Versetzung mit mancherlei Nachteilen verbunden, insonderheit für die Familie. Man kam von einer lieben Verwandtschaft fort, kam in eine Gegend, die zwar — abgesehen von der etwas düsteren Stadt, deren Häuser zumeist mit Sollinger Platten gedeckt waren — neue Landschaftsreize bot und dem Dichter später wieder mancherlei austrug (wie z. B. „Odfeld" und „Alte Nester" zeigen), aber auch wieder größere Abgeschiedenheit und geringere Bildungsverhältnisse mit sich brachte. So wurde vor allem der Schulgang der Raabeschen Kinder aufs empfindlichste gestört, denn es gab in Stadtoldendorf nur eine recht einfache Schule, die zumal für den Quartaner Wilhelm einen argen Rückschritt bedeuten mußte, obwohl er in die „Rektorklasse" kam. Denn laut Venturini (Herzogtum Braunschweig 1829) „unterrichteten in der Stadtschule, vom Superintendenten und Magistrat bestellt, der Rektor die größeren Knaben, der Kantor die größeren Mädchen, der Opfermann aber lehrte die Kleinen beider Geschlechter die Anfangsgründe." Raabe, der auch besondere Privatstunden vom Rektor erhielt, hatte diese Schule nicht im besten Gedenken. Bibel und Gesangbuch bildeten das Hauptbildungsmaterial dieser stark ländlichen „Stadtschule", und der gestrenge Rektor Pape betonte allzusehr die Erziehung des äußeren Menschen; so hielt er vornehmlich auf peinlichste Reinlichkeit, was vielleicht bei einigen Schülern recht angebracht war, aber viele verletzte. In besonderer Erinnerung blieben bei seinen Schülern die großen Krätzeparaden, die er jeden Sonnabend veranstaltete.

Mit ihren Schulkameraden sprachen die Raabeschen Kinder hier gelegentlich plattdeutsch, zu Hause durfte jedoch nur hochdeutsch gesprochen werden, Niederdeutsch blieb ihnen also ziemlich fremd. Plattdeutsche Spuren finden sich auch in Raabes Werken nur vereinzelt, z. B. Strobeliana, Chronik der Sperlingsgasse S. 194ff., Lorenz Scheibenhardt, Halb Mähr S. 147, 152, auch Odfeld S. 259). Auf Anordnung seines Vaters mußte der kleine Wilhelm ferner Klavierunterricht nehmen, freundete sich jedoch mit

der Musik nicht sonderlich an, so gern er sie hörte, so wenig sie ihn später (auch während seiner literarischen Arbeit) störte. Im Singen leistete er als Knabe so wenig, daß ihm sein Lehrer einmal erklärte, er brauche überhaupt nicht wiederzukommen. Dagegen verriet sich früh bei dem scharfbeobachtenden Knaben ein auffallendes Zeichentalent und ein gesunder Farbensinn. Beide entwickelten und betätigten sich rasch und ohne jeden Unterricht. Hier deutete sich wohl zuerst der Künstler und der Humorist an, später auch der Romantiker wie der Realist. Gleich seinem Vater Gustav Raabe (von dem sich auch ein solcher gereimter und gemalter Glückwunsch vom Jahre 1806 an Großvater Schottelius erhalten hat) fertigte der kleine Wilhelm zu den elterlichen Geburtstagen kunstvolle Glückwunschschreiben mit Englein usw. Als die Mutter dabei einmal bemerkte, die Engel sollten aber etwas an haben, kostümierte sie Wilhelm höchst wirkungsvoll mit bunten Röcken und Fracks, ließ sie lange Pfeifen rauchen, gab ihnen Regenschirme in die Hand und was dergleichen witzige Einfälle mehr waren. Einige dieser ergötzlichen Bogen sind noch vorhanden, desgl. Engel mit Guirlanden oder auf einer Jakobsleiter, rufend „Vivat die gute Mutter". Aber auch eine recht anmutende Landschaft mit einem Schäfer, 1843 der „lieben Mutter" bestimmt. Später trat die Romantik in den Vordergrund, besonders Landsknechtsszenen, so eine packende Verhaftung mit der Unterschrift: „Meine Herren, Ihr seid meine Gefangenen." Vom 21. Mai 1848 datiert ein interessanter, gut komponierter Zeichenbuchumschlag, der neben der humoristischen auch die patriotische Note (ein Schleswig-Holsteinkrieger) anklingen läßt. Der Dichter selbst hat seine schöne zeichnerische Begabung nie sonderlich hoch bewertet, sie nur zur Unterhaltung oder zum Vergnügen weiter gepflegt, später z. B. in Randzeichnungen seiner Manuskripte, auch als launiger Festkarikaturist der Kleiderseller. Die dichterische Gestaltungskraft drängte sich eben bei Raabe nach und nach so in den Vordergrund, daß ihm „die ganze Zeichnerei und Malerei als angeflogen" erscheinen wollte. Es ist vor allem das Verdienst von Raabes späterer Frau, die auch dieses Talent an ihrem Manne liebevoll umhegte (so schnitt sie z. B. seine witzigen Randzeichnungen von seinen Manuskripten und hob sie auf), wenn wir noch heute einige interessante Zeugnisse Raabescher Griffelkunst bewundern können. (Vergl. Brandes 2. Aufl. und W. Börschel in Westermanns Monatsheften 1908). Übrigens ist auch Raabes Bruder Heinrich ähnlich talentiert und übt noch immer die Kunst der Landschaftsmalerei zu seiner Erholung und zur Freude anderer aus.

Die Stadtoldendorfer Umgebung war besonders reich an landschaftlichen Schönheiten, und manchen fröhlichen Ausflug z. B. nach Bodenwerder, Münchhausens Heimat, nach dem nahen Ith, nach dem Odfeld, Kloster Amelungsborn usw. durfte der Knabe damals mit Bekannten und Freunden seiner Eltern machen. Einen besonders tiefen Eindruck hinterließ ihm ein Besuch der Homburg bei Stadtoldendorf, da er hier 1843 zum ersten Male

die Wacht am Rhein singen hörte, allerdings noch nicht in der uns vertrauten Komposition von Karl Wilhelm.

Mit Beginn des Jahres 1845 traf ein schwerer Schicksalsschlag die Familie Raabe. Gegen Ende Januar kam der Justizamtmann eines Abends mit heftigen Schmerzen aus seinem Klub nach Hause und mußte sich legen. Die Schmerzen im Unterleib wurden an den folgenden Tagen immer unerträglicher. Kein Arzt vermochte zu helfen, und das Schreien des Unglücklichen erfüllte das Haus, entsetzte die Nachbarschaft und erschütterte Frau und Kinder aufs furchtbarste. Am 31. Januar 1845 endete der Tod die Qualen des Amtmanns, der nach seiner Söhne Meinung wohl einer schweren, damals noch nicht erkannten Blinddarmentzündung zum Opfer gefallen sein dürfte. Auf die Bevölkerung Stadtoldendorfs machte der plötzliche Tod des allgemein verehrten Amtmannes einen tiefen Eindruck, wie aus der am 2. Februar gehaltenen Grabrede und einer am nächsten Sonntag gehaltenen Gedenkpredigt hervorgeht. Auf den Charakter Gustav Raabes werfen diese Dokumente ein helles Licht. Wenn auch die Beurteilung des Geistlichen, des späteren Konsistorialrats Biesterfeld, ein wenig kirchenpolitisch zugeschnitten war und dem Dahingegangenen ein „starres Festhalten am Besonderen" und einen gewissen Mangel an „öffentlicher Beurkundung seines christlichen Sinns vor der Welt" (der „andern wegen") vorwarf, so darf der Nichtkleriker auch darin hohe Vorzüge vermuten. Im übrigen verschweigt Biesterfeld solche keineswegs, rühmt die Gewissenhaftigkeit, ja „peinliche Bedenklichkeit" des Beamten, der nie sein Amt mißbrauchte, die in „Scherz und Ernst" immer gleichmäßige, still gemütliche „Art und die allzeit offene Hand". In den schönen Worten gipfelte Biesterfelds Charakteristik des Vaters: „Ein entschiedener Feind jener berechnenden Klugheit, die immer nur die glatte Seite nach außen kehrt, hat er sich mit seinem schlichten, graden Wesen oft einer falschen Beurteilung ausgesetzt. Aber mit jedem Schritte zu seiner näheren Bekanntschaft mußte die Achtung vor seiner Bravheit wachsen, jedes Mißtrauen in die Redlichkeit und Reinheit seiner Gesinnungen schwinden und sich in aufrichtige Zuneigung verwandeln. Für Liebe und Freundschaft hatte er stets ein warmes Herz in seiner Brust getragen und sicher kein Vertrauen je getäuscht." Man sieht, wie viel Wilhelm Raabe von der Art und dem Charakter seines Vaters geerbt haben muß, denn fast die nämlichen Worte könnten zur Charakterisierung des nun auch ins Grab gesunkenen Sohnes dienen.

Das frühzeitige, so plötzliche Hinscheiden des Ernährers hatte für die Familie Raabe einen völligen Umschwung der Lebensverhältnisse zur Folge, den die Mutter schwerer empfinden mußte als die Kinder, die sich wohl anfangs vom ersten Faustschlag des Todes wie niedergeschmettert fühlten, (ähnlich wie Fritz Langreuter zu Beginn der „Alten Nester"), dann aber durch die Elastizität des Jugendgemüts, durch den nun folgenden Wechsel und das mancherlei Neue einer völlig anderen Umgebung

rasch über einen Verlust hinwegkamen, dessen letzte und so tief bedeutsame Wirkungen sie eben noch gar nicht ermessen konnten. Raabes Mutter, der nunmehr für sich und ihre drei Kinder außer den nicht reichlichen Zinsen eines mäßigen, hauptsächlich in Holzmindener Grundstücken angelegten Vermögens nur noch eine Pension von 107 Talern zustand, mußte ihr bisher so geselliges und gastfreies Haus auf einen völlig anderen und oft recht schmalen Zuschnitt einrichten. Das geht an einem anderen Orte stets leichter, und so entschloß sie sich, vor allem allerdings wegen des besseren Unterrichts ihrer Kinder, in eine etwas größere Stadt zu ziehen; sie wählte Wolfenbüttel, wo überdies ihre nächsten Verwandten lebten und die Familie auch sonst Beziehungen hatte.

Zu Ostern des Jahres 1845 siedelte die Witwe Raabe mit ihren Kindern nach dem historisch-interessanten, ehemaligen Residenzstädtchen Wolfenbüttel bei Braunschweig über. Die Knaben sollten hier die große herzogliche Schule, die sich damals noch im alten Kommißhause befand, besuchen. Wilhelm kehrte hier also wieder zum Gymnasialunterricht zurück, kam jedoch nur in dieselbe Klasse, die er vor 3 Jahren in Holzminden verlassen hatte, in die Quarta. Bald darauf brachen allerlei Kinderkrankheiten aus (Masern, Scharlach usw.), von denen namentlich Wilhelms Geschwister heftig mitgenommen wurden. So kam es, daß Wilhelm längere Zeit hindurch die Schule nicht besuchen durfte und so erst recht viel Zeit fand, seinen Liebhabereien (Zeichnen, Lesen, Sammeln und in der Natur umherschweifen) nachzuhängen. Damit begann die eigentümliche Wendung in Raabes Bildungsgang sich anzubahnen, die ihn frühzeitig dazu brachte, eigene Wege zu suchen, der Schablone auszuweichen und den allerdings dornigen, aber für den heranreifenden Künstler so oft unentbehrlichen Pfad des Autodidakten einzuschlagen.

Raabe hat später nie bedauert, daß die Unregelmäßigkeiten seines Schulganges ihm frühzeitig das Einschlagen einer geordneten Laufbahn, einer sogenannten sicheren Karriere erschwerten, im Gegenteil, er sah stets eine besondere, glückliche Führung in dem allen. Was andere wohl leicht verbittert hätte, trug er mit gutem Humor und sagte später gern schmunzelnd: „Ja, so wie jetzt, stramm, stramm – alles über einen Kamm (vergl. Horacker S. 133) so bin ich nicht heraufgekommen." Ob nun freilich diese Überzeugung des gereiften, sein Leben völlig überschauenden Mannes auch die des 15jährigen Knaben war, dürfte immerhin zu bezweifeln sein. Jedenfalls waren die treumeinende Mutter und Verwandten damals wesentlich anderer Anschauung und ihnen war das Tun und Treiben des immer selbständiger sich bildenden und immer schwerer zu behandelnden Knaben ein Anlaß zu großer und sicherlich berechtigter Sorge; ja an mancherlei kleinen und größeren Konflikten innerer und äußerer Art dürfte es nicht gefehlt haben, auch wenn das Verhältnis zwischen Sohn und Mutter ganz besonders vertraut und innig war.

Der Mutter hilfreich zur Seite standen ihre beiden schon kurz erwähnten Brüder Justus und Christian Jeep. Besonders letzterer, obwohl selbst Vater einer größeren Kinderschaar, nahm sich des Knaben in seinen kritischen Reifejahren herzlich und väterlich an und hat sicherlich einen ziemlich tiefgehenden Einfluß auf den heranwachsenden Dichter und seine geistige wie künstlerische Entwicklung gewonnen. Bis in die ersten Jahre seines Schaffens blieb er Wilhelm Raabes besonderer Vertrauensohm, mit dem er — gern bei einem guten Tropfen — vieles besprach. Dieser Christian Jeep, damals der Sekundalehrer des Wolfenbütteler Gymnasiums, war nicht nur ein liebenswürdiger, sondern auch ein vielseitiger und gereister Mann. Er hatte Theologie, klassische Sprachen und Geschichte studiert, hatte viel gelesen und so sich eine gute literarische, etwas schöngeistig zugeschnittene Bildung angeeignet, hatte ferner ein Stück Welt gesehen, da er einige Jahre in Kurland Hauslehrer gewesen war. Über das Gymnasium von Holzminden war er nach Wolfenbüttel gekommen und kannte seinen Neffen Wilhelm daher von früh auf besonders gut. Ein Mann von ganz anderer Art war der in der ganzen Stadt hochangesehene Gymnasiumsdirektor und spätere Schulrat Justus Jeep, der in allen Familien- und insonderheit Erziehungsangelegenheiten als erste Autorität galt und wohl nicht zu Unrecht. Rat Justus war eine bedeutende, kraftvolle, großzügige Persönlichkeit, die nur für Kinder bisweilen gar zu mächtig und unnahbar war. Mit großer Treue und Gerechtigkeit, mitunter auch mit durchgreifender Energie nahm er sich seiner Neffen an; als z. B. Wilhelm, (der, wie oft angehende Künstler, als Schüler recht ungleich war) durch die offenbare Ungerechtigkeit eines ihm übelwollenden Lehrers bei einer Versetzung zu kurz gekommen war, wurde die Angelegenheit von ihm unerschrocken geprüft und — weil in der Tat eine persönliche Rankune vorlag — in Ordnung gebracht.

Die Fortschritte Wilhelms im Griechischen und Lateinischen wurden natürlich immer langsamer je mehr die Lust und die Liebe des jungen Gymnasiasten zu den formalistisch-humanistischen Studien seiner Schule abnahm. Und doch hat sich Wilhelm Raabe später gerade für humanistische Bildung, insonderheit auch für ihren gelehrt antiquarischen Teil, ein besonders feines, freilich gern humoristisch überlegenes Verständnis bewahrt.

Wirklich hervorragende Leistungen hatte Wilhelm nur im deutschen Aufsatz aufzuweisen. Schon in der Tertia hatte sein Lehrer unter einen solchen, verblüfft, wenngleich auch etwas mißtrauisch, geschrieben: „Wenn dieser Aufsatz vom Schüler selbst verfaßt ist, so berechtigt dieser zu den größten Erwartungen". Natürlich war der Aufsatz völlig von Wilhelm Raabe selbst, der von nun an (wie übrigens dann auch sein jüngerer Bruder) mit Erfolg seinen Ehrgeiz darin suchte, auch weiterhin, zumal in Sekunda, die besten Aufsätze zu schreiben. Sein Lehrer August Scholz, wie Onkel Christian, sollen ihm schon damals ein günstiges Horoskop gestellt haben, und es ist kein Wunder, wenn bisweilen in dem Sekundaner Wunsch

und Hoffnung sich regte, ein Schriftsteller zu werden. Als Schüler fehlte es Wilhelm vor allem an der Konzentration auf die ihm weniger sympathischen Hauptfächer. Um das Maß der Zerstreuung voll zu machen, begannen schließlich auch noch die Zeitverhältnisse ablenkend, aufregend und verwirrend auf die Schüler zu wirken Die Revolution von 1848 ging auch an dem kleinen Wolfenbüttel nicht ganz spurlos vorüber. Die Gemüter erhitzten sich selbst hier ganz beträchtlich. Eine Bürgergarde wurde gegründet, und die freudige Überraschung der Herren Sekundaner kann man sich vorstellen, als ihnen eines Tages ihr Oberlehrer kurzerhand erklärte: einige von ihnen seien auch kräftig genug ein Gewehr zur Hand zu nehmen und sollten sich nur welche holen. Wilhelm Raabe ward allerdings zu seinem großen Leidwesen nicht unter diese kräftigen Retter des Vaterlandes aufgenommen. Unter all diesen obwaltenden Umständen war an ein Einschlagen der wohl ursprünglich auch für Wilhelm beabsichtigten juristischen Laufbahn vor der Hand nicht zu denken. Da der Knabe eine große Lust zu Büchern hatte, so kam man auf den Gedanken, ihn Buchhändler werden zu lassen, ein Beruf, von dem sich Wilhelm wie sein Onkel Justus, der sich zunächst um Rat an die von altersher der Familie bekannte Firma der Gebrüder Hahn zu Hannover wandte, eine recht falsche, jedenfalls zu ideale Vorstellung machten. (Schluß folgt)

Die „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes“.

Von Wilhelm Brandes (Wolfenbüttel).

Ein Vierteljahr haben wir nun Zeit gehabt, uns daran zu gewöhnen, daß er nicht mehr unter uns ist, der Mann, der uns eine Welt für sich war und unsere Welt verkörperte, ohne den wir uns, solange wir ihn hatten, den Rest gar nicht denken mochten. Da war nichts in Vaterland und Heimat, in Haus und Schicksal, Schaffen und Leiden des Einzelnen, zu dem er nicht sein scharfes und gutes Wort und wenn nicht das, doch seine Hand und seinen Blick gegeben hätte. Was man auch erlebte, ein nächster Gedanke war immer: Was wird Raabe dazu sagen? Wie wird er es aufnehmen und für sich und uns deuten und in die Reihe der Lebenserscheinungen stellen? Nun müssen wir uns in der Welt ohne ihn einrichten, so viel kühler und ärmer und dunkler sie geworden ist. Noch führt derselbe Weg in seine stille Stube mit den tiefen, dichtgefüllten Büchergestellen, den Bildern, die schon für ihn Erinnerungen bedeuteten, den alten Möbeln, Schreibtisch, Sessel und Sopha, dem Stehpult seiner Jugend, aus dem er wohl Briefe und allerhand Denkwürdigkeiten hervorholte, wenn er ins Mitteilen kam; da sind auch die guten und getreuen Frauen, die ihn hegten und mit sorglicher Liebe umgaben, Gattin und Tochter — aber er selber, die hohe Gestalt im langen Schlafrock, das schwarze Mützchen auf dem greisen Kopfe, steht nicht mehr in der Tür, zieht uns nicht mehr herein: „Das ist schön! Sie haben doch Zeit?“ oder bereitet sich, mit zu den Freunden zu gehen. Ein ehrfürchtiger Schauer hält

uns in diesem Raume, den ein großer und guter Mensch geweiht hat; wir sprechen leiser, als könnten wir sonst seine Ruhe stören, wir möchten den Stuhl nicht verrücken, die Feder nicht berühren, geschweige denn mit seinen Schlüsseln seine Kasten und Schubladen öffnen und was er noch hineingelegt hat, durch unsere Hände gehen lassen . . .

Und doch muß es sein. Denn die Pflicht liegt uns ob, den literarischen Nachlaß zu heben, und was daraus von ihm selber zur Veröffentlichung bestimmt ist oder in seinem Sinne dazu geeignet scheint, soll und darf dem deutschen Volke und vor allem seinen „Freunden" darin nicht vorenthalten werden.

Da ist zunächst das fast legendar gewordene „Altershausen", das wundersam aus Greisenweisheit und Heimweh nach der Jugend zusammengewobene letzte Werk des hohen Alters, wenn auch Fragment, doch zur guten Hälfte vollendet, in sicherem Aufbau ohne Sprung und Lücke; es wird zuerst und bald erscheinen, mit einem Nachwort seines Schwiegersohns, Oberstabsarzt Dr. Wasserfall in Rendsburg, der seinem Geist wie seinem Herzen nahe war. Demnächst folgt die Sammlung der Gedichte, meist aus den Büchern, wie er sie größtenteils noch selber im letzten Sommer zusammengestellt und eigenhändig abgeschrieben hatte, vermehrt um einige noch unveröffentlichte, die auch fast alle seiner Frühzeit angehören. Weiter wird beabsichtigt, was er selber noch gutgeheißen, die erste Fassung des „Frühlings", wie sie 1857 erschienen, aber kaum in zweihundert Exemplaren in die Welt gegangen war, neuzudrucken neben der jetzt gängigen Umarbeitung von 1870, die er selber „verbessert durch Johann Balhorn" genannt hat, und damit ein köstlich frisches Stück des jungen Raabe seinen Verehrern wiederzuschenken. Einiges andere ist noch nicht mit völliger Sicherheit zu übersehen. Ob aus den Tage- und Notizbüchern, die für die von mir übernommene ausführliche Biographie durchgearbeitet werden müssen, noch eine Nachlese von Sprüchen und Gedankenspänen zusammenwächst, steht dahin. Aber jedenfalls werden sich zu seiner Zeit Veröffentlichungen aus dem reichen brieflichen Nachlaß daranschließen. Raabe war ein fleißiger Briefschreiber alten Stils, und fast jedes Blatt von ihm, und wären es wenige Zeilen, zeigt irgendwo die Klaue des Löwen.

Es ist wohl anzunehmen, daß alle diese Publikationen die Teilnahme nicht bloß literarischer Kreise im engeren Sinne, sondern durch sie auch der weiteren Lesewelt noch ferner rege erhalten werden, und es steht zu hoffen, daß diese Teilnahme dann über die jeweilige Neuigkeit hinaus doch auch und vor allem dem längst vorliegenden vierzigbändigen Lebenswerke des großen Dichters und Menschen zu gute kommt und sein Volk endlich einmal diesen unvergleichlichen Schatz, den es aus warmer Hand noch nicht hat nehmen wollen, als Vermächtnis zu wirklichem Besitz erwirbt. Aber wir Deutschen sind darin eine wunderliche Nation: das kleinste bisher unbekannte Abschnitzel, ein paar ungedruckte Verse auf einem Stammbuchblatte Goethes oder ein Gedicht aus Schillers Kinderzeit setzt viele Federn in Bewegung und wird, durch die Blätter laufend, als Gewinn gepriesen, während die

vollendeten ewigen Werke der Meister für das große Publikum je länger je mehr auf den Bücherbrettern verstäuben, soweit nicht Schule und Theater sie im Gedächtnis einprägen und erhalten. Können wir also auf jene Hoffnung hin uns begnügen, Raabes Dichtung durch sich selber weiter wirken und sich verbreiten zu lassen, und höchstens ab und an, wie wir bisher getan, je nachdem Gelegenheit und Neigung es an die Hand gab, als Einzelne für ihn oder eins seiner Bücher mit Wort oder Feder einzutreten?

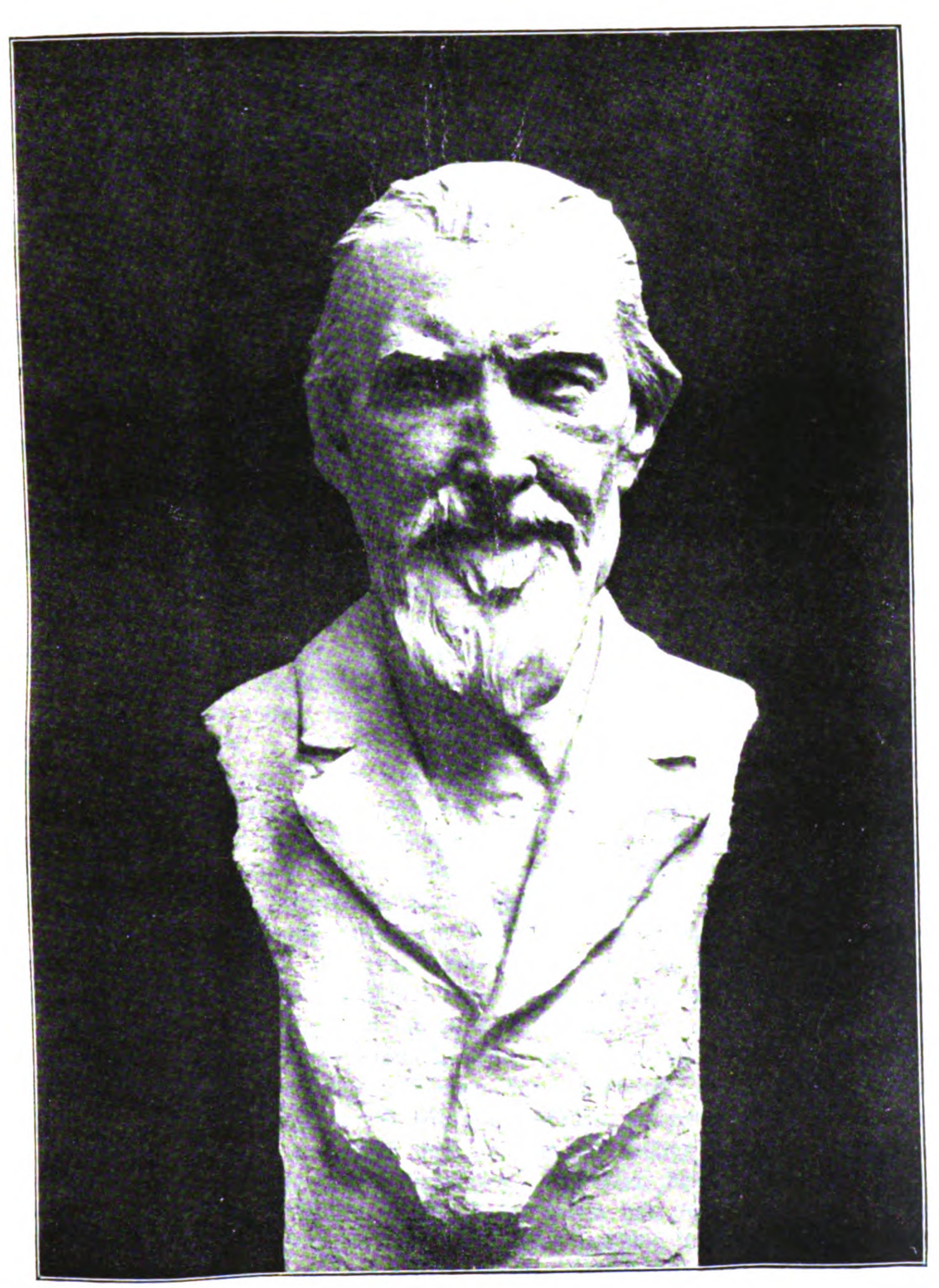
Wäre Raabe ein Schriftsteller wie andere und seine Gemeinde ein Leserkreis wie andere, so möchte das sein. Aber ich dächte, wir alle, die wir uns zu ihm bekennen, sehen und verehren mehr in ihm als den noch so meisterlichen Künstler oder gar nur einen originellen Erzähler, den auch andere ersetzen können. Uns ist doch wohl dieser unser „größter Humorist" zugleich ein ethischer Führer und ein nationaler Prophet, ein Erzieher seines Volkes nach Willen und Kraft, ja wohl der beste und vorbildlichste praeceptor Germaniae, den uns das letzte Jahrhundert geschenkt hat – ein strenger und doch so liebevoller „Auferbauer" against the future times zu Kraft und Güte, zu freier Menschlichkeit und echtem Deutschtum, wie ihn unser Volk in diesen Zeitläuften vielleicht nötiger haben wird als je. Es ist hier nicht der Platz, das wieder einmal im Einzelnen auszuführen und zu begründen, und es bedarf dessen auch nicht für den Kreis, an den sich die folgenden Blätter wenden. Wie die, die ihm angehören, sich des Glückes bewußt sind, den Meister so für sich zu besitzen, so haben sie sicherlich auch den Wunsch und empfinden die Verpflichtung, um seinet- und unseres Volkes willen mehr zu tun als bisher, um diesen Segen, – den größeren Nachlaß Wilhelm Raabes, sein Werk in Kunst, Lehre und Leben, – in deutschen Landen auszubreiten. Wohl wissen wir und brauchens nicht zu verhehlen, daß gerade seine Welt- und Lebensanschauung, ungerechnet die Eigenart, mit der er sie vorträgt, nichts für die eigentliche Masse – unten und oben – ist, noch jemals sein wird, ja daß auch viele Hochgebildete für seinen „Humor" kein Organ haben. Aber wir wissen auch, daß unter den Millionen viele Tausende sind, die ihn mit ganzer Seele ergreifen würden, wenn sie ihn kennten. Auf die kommt es an: an diese künftigen Jünger den Meister heranzubringen, das kann vielmal besser als der Einzelne, der daneben immer noch hunderterlei anderes auszurichten hat, eine Vereinigung, wills Gott eine Gesamtheit, die als solche nur ihm und seinem Werke dient.

Schon bei Raabes Lebzeiten ist der Gedanke unter uns und an anderen Orten, wo man ihn lieb hatte, aufgesprungen und erörtert worden, eben zu diesem Zwecke eine Raabegesellschaft durch Deutschland zu begründen. Als im vorigen Sommer wieder einmal eine Anregung dazu aus Köln kam und ich dem schon leidenden Dichter davon erzählte und ihn um seine Meinung fragte, ging ein wehmütiges Lächeln über seine Züge: „Eine Raabegesellschaft", sagte er, „wie die Goethe- und die Wagnergesellschaft? Das ist eine Gedanke. Nur keine gelehrte! – Mögen meine Freunde sich denn einmal zusammenschließen! Das wäre schön . . ." Dann ging er auf anderes über und kam

seinerseits nicht wieder auf die Sache zurück. Rascher als man fürchten und ahnen konnte — denn er selber und wir, auch die Ärzte, rechneten damals bei seiner langbewährten zähen Widerstandskraft noch auf Jahre — folgte der körperliche Verfall und die Katastrophe. Als am Tage des Begräbnisses sich ein Teil der Trauergäste von auswärts noch einmal mit uns Heimischen auf eine kurze Stunde zusammengefunden hatte, drängte sich Anderes, Nächstliegendes vor, und der Gedanke an die Gesellschaft kam nicht zu seinem Rechte. Aber die zahlreichen herzlichen Bekenntnisse zu dem „Freunde", dem „Vater", dem „Seelsorger", die die folgenden Wochen und Monate gedruckt und brieflich an uns brachten, und die freudige, ja drängende Aufnahme, die eine Vorfrage unsererseits bei jedem, an den wir sie richteten, fand, zeigten, wie tiefgehend und weitverbreitet überall in Deutschlaud Stimmung dazu und Verlangen danach sich regten. Da mußten wir den Mut und den Entschluß fassen, von der Heimat der Raabeschen Dichtung aus den Anstoß dazu zu geben und die Verantwortung für den Erfolg auf uns zu nehmen.

In längeren Beratungen wurde nun erwogen, in welcher Gestalt die Gesellschaft ins Leben treten könnte. Von vornherein sagte man sich, daß sie von unten auf- und zusammengebaut werden müsse auf breitester Grundlage und in ihrer Organisation bei aller Einheit im Ziel so frei und zugleich so einfach wie möglich. So will es die Persönlichkeit des Mannes, der Geist seines Werkes und die Eigenart seiner Gemeinde. Umfaßt sie doch Angehörige aller Stände, aller Parteien, aller Bekenntnisse ohne Unterschied, und hießen sie ihm doch alle, der Fürst und die Fürstin, der Jude, der katholische Kaplan und der evangelische Pastor, der Arbeiter, der Offizier, der Volksschullehrer, die alte Jungfer und der alte Geheimrat — alle „meine Freunde". So müssen sie denn auch alle nebeneinander hier gleichwertig, wie sie es vor ihm waren, ihren Platz in der Gesellschaft finden können. Jeder hierarchische Aufbau, auch der große Apparat von mehrzahlenden Ehrenförderern und Patronen, so einträglich er zu sein pflegt, verbietet sich hier von selber, weil er den Gegensatz von Stellung und Besitz hineintragen, fremde Elemente anlocken, Hunderte und Tausende von wirklichen Raabefreunden aber von der Beteiligung abschrecken würde. Es ist ein erlesenes Deutschland, aber das ganze Deutschland, soweit es ihm gehört, was sich hier auf gemeinsamem Boden mit Gottesfrieden gern und treulich die Hände reichen soll. Viel solchen Bodens gibt es nicht mehr, wo das unter Deutschen geschehen kann, aber gerade in Raabe ist es möglich, muß versucht und kann ein doppelter Segen werden.

Wir waren uns aber ferner einig, daß es bei der Verschiedenartigkeit der örtlichen Verhältnisse zweckmäßig sein würde, zunächst die Bildung von größeren und kleineren Ortsgemeinden anzuregen und zwar als selbständigen und selbsttätigen Gliedern der ganzen geplanten Körperschaft. Natürlich muß es auch den vereinzelten Raabefreunden, die „in der Diaspora" sitzend sich vorerst keiner Gemeinde anschließen, noch auch selber eine bilden können,



Wilhelm Raabe.

Büste von Prof. Ernst Müller-Braunschweig.



möglich sein, unmittelbar dem Ganzen anzugehören; wir dachten dabei an manchen einsamen Förster, Geistlichen, Lehrer, Landwirt innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen, der, seinen Raabe auf dem Bücherbrett und im Herzen, sich seine Feiern selber im eignen Hause schaffen muß. Immerhin ist es wünschenswert, daß auch diese Einzelnen möglichst einer örtlichen oder landschaftlichen Gruppe beitreten, nicht bloß aus dem äußerlichen Grunde, weil dadurch die Arbeit der Mittelstelle sehr erleichtert und vereinfacht wird, sondern auch, weil sie selber durch solchen Zusammenschluß der gemeinsamen Arbeit, die von den Gemeinden geschieht, näher gerückt und wenigstens mit ihrem Interesse daran beteiligt werden.

Die Bildung einer Ortsgemeinde hat da keine Schwierigkeit, wo sich wie z. B. in München, Stuttgart, Hannover, Kiel, Braunschweig, Magdeburg, Hamm, Groß Lichterfelde bereits ein engerer Kreis von Raabefreunden zu einer Gedenkfeier zusammengefunden hat. Aber auch an Orten, wo dergleichen bisher nicht geschehen ist, dürfte eine Aufforderung in den Lokalblättern, wenn nur eifrige Herzen und Hände sich der Sache annehmen wollen, sicherlich wenigstens zu einem Anfange führen, der guten Fortgang verheißt. Anmeldungen von Gemeinden (mit Verzeichnis der Mitglieder), sowie von einstweilen Einzelnstehenden, bitten wir an die Zentralstelle, von der gleich die Rede sein wird, einzusenden.

Wie jede einzelne Ortsgemeinde sich innerlich einrichtet — sie wird natürlich ihren Leiter und ihre Vormänner brauchen, die ihre besonderen Veranstaltungen je nach Ort und Kräften planen und ins Werk setzen — das ist ihre Sache. Weder uns Braunschweigern kann es zustehen und in den Sinn kommen, als „maßgebende Spitze" den Münchnern oder Berlinern oder Weimarern darin Direktiven geben zu wollen, noch künftig einer andern Ortsgemeinde. Unser aller Haupt ist und bleibt Wilhelm Raabe, niemand sonst. Nur eine Zentralstelle oder sagen wir es deutsch eine Mittelstelle im eigentlichsten Sinn muß dasein, um die Verbindung zwischen allen herzustellen und zu unterhalten und dem Bewußtsein der Einheit einen sichtlichen Ausdruck zu geben, und als Mittel dazu ein Korrespondenzblatt, einige Bogen „Mitteilungen" im Laufe des Jahres; das ist wenig, aber es genügt vorerst und läßt sich samt den anhängenden Unkosten der Mittelstelle mit einem geringen Jahresbeitrage, den jeder aufbringen kann, bestreiten. Die Aufgabe, diese Stelle zu schaffen und vorerst selber auszufüllen, mußten wir freilich übernehmen. Denn es ging nicht wohl an, nur diese billige Anregung zu geben und andern die erste Arbeit zuzumuten. Schließlich waren wir ja auch hier am Orte, wo der Meister vierzig Jahre gelebt hat und alle Erinnerungen an seine Person beisammen und am stärksten lebendig sind, die nächsten dazu.

Auch sprach noch ein anderes dafür. Gleichzeitig mit diesem Entwurf einer deutschen Raabegesellschaft wird Braunschweig mit einer Bitte vor die Freunde und Verehrer unseres Dichters im weiten Vaterlande treten. Es gilt, ein Denkmal für ihn in unserer Stadt zu schaffen, das seiner nationalen

Bedeutung würdig ist. Nicht auf dem Friedhofe weit dadraußen, wo er ruht und einst an seiner Seite und in der Nähe die Seinen ruhen werden; dort will die Stadt ihrem Ehrenbürger den schlichten Stein erheben, dessen Schmuck sein Name sein wird. Aber auf dem schönsten Teile des Walles, da wo die Wege vom „Krähenfelde" her und von seiner letzten Wohnstätte am Leonhardsplatz zusammenführen, nahe dem klassischen Rondel mit den mächtigen Kastanien, auf dem der Obelisk zum Gedächtnis der beiden für Deutschland gefallenen Herzöge sich erhebt, ist ihm der Standort ersehen. Wie er noch vor Jahresfrist jedem wohlbekannt, im Schlapphut und langen Rock, leicht gebückt, auf den Stock gestemmt, hier seinen Abendweg in die Stadt zu nehmen pflegte, so könnte, hoffen wir, dereinst Künstlerhand ihn uns und der Nachwelt wiedergeben, durch die Gassen schreitend, den innern Blick zu den Sternen gewandt. Wir fangen früh an dafür zu sammeln, nicht bloß weil schon in den ersten Tagen nach seinem Tode eine hiesige Zeitung voll Eifer aber unserm Empfinden etwas vorauf auf eigene Hand einen Aufruf dazu erlassen und an die deutschen Blätter verschickt hatte und nun fortwährende Nachfragen von außerhalb kommen, wie es denn mit dem Denkmal sei und ob man Beiträge schicken könne, sondern auch weil wir damit rechnen müssen, daß wir die für ein solches größeres Standbild nötige Summe nicht in ein oder zwei Jahren zusammenbringen. Das schadet auch gar nicht: bei Rietschls Lessing hat es einst über ein Jahrzehnt gedauert; dafür ist es aber zugleich ein Denkmal der Kunst geworden. Es ist also ein Ortsausschuß in der Bildung begriffen, und zu einem weiteren deutschen Komite werden die Unterschriften erbeten werden. Das Denkmal aus Erz steht unter dem Zeichen der braunschweigischen Heimat, das lebendige aus deutschen Herzen unter dem des Vaterlandes. Wir haben es daher vorgezogen, die beiden Sachen nicht miteinander so zu verquicken, daß eine von der andern abhängig oder ihr dienstbar gemacht würde. Aber wir fühlten nun erst recht die Verpflichtung, für das, was Deutschland uns helfen soll in unserer Stadt zu schaffen, unsererseits mit einem Dienste zu zahlen, der wiederum dem Ganzen gleichwertig zu Gute kommt.

Kehren wir noch einmal zu den Ortsgemeinden zurück, so denken wir uns ihre Arbeit so, daß sie erstens fortsetzen, was bisher ohne solchen Zusammenhang von Einzelnen hier und da geschehen ist, aber nunmehr — ich bitte die Ausdrücke nicht zu eng zu verstehen — regelmäßiger, geordneter, ja systematischer zu geschehen hätte: also Vorträge aus und über Raabe einem größeren Publikum am Ort und in der Nachbarschaft zu bieten, auch mit Musik umrahmt, wie die Münchner Trauerfeier, im Eindruck erhöht durch Wilhelm Jensens Teilnahme und tiefergreifenden Epilog, ein mustergültiges Beispiel war; ferner einschlägige Aufsätze in alle dafür zugänglichen Zeitschriften und Zeitungen zu bringen, nicht gehäuft und dann wieder auf Jahre verstummend, wie es bisher war und ohne Organisation bleiben würde, sondern fort und fort in Zwischenräumen wohlverteilt, damit sie

immer ein frisches Interesse bei den Lesern finden; dazu öfter kleinere Hinweise und Notizen, den Dichter und seine Werke, das Erscheinen neuer Auflagen und Ausgaben, auch die Gesellschaft selber betreffend, Urteile namhafter Persönlichkeiten, die nicht zur zünftigen literarischen Kritik gehören, und dergleichen mehr. Damit ließen sich dienlich anleitende Bemerkungen verbinden, auf welchem Wege man sich in Raabe hineinfinden und einlesen kann. Denn gewiß – auch sein Haus hat hundert Türen, aber es ist doch schon mancher vom „Stopfkuchen“ oder vom „Wilden Mann“ abgeschreckt und nicht wiedergekommen, der, wenn er als erstes Werk des Dichters etwa „Horacker“ oder auch den zweiten Band der „Erzählungen“ in die Hand bekommen hätte, weiter mitgegangen und dauernd gewonnen wäre. Zu demselben Zwecke könnten die Ortsgemeinden sich mit den Volks- und Jugendbibliotheken in Stadt und Land in Verbindung halten und ihnen mit guten Ratschlägen an die Hand gehen, was von Raabes Werken vor allem und nicht bloß in einem Exemplare dort vorhanden sein muß und in welcher Folge die Beamten es den Lesern empfehlen sollen. Sind Mittel da oder findet sich ein freundlicher Geber, der solche Bücher dahin stiften will, um so besser. Es sind nachgerade doch eine ganze Anzahl kleinerer Raabescher Dichtungen in billigen Einzelausgaben erschienen bei Reclam, bei Hesse, bei den Wiesbadenern, in der Hamburger Dichtergedächtnisstiftung, in Ziehens Sammlung deutscher Schulausgaben, unter den Publikationen des Braunschweiger Jugendschriftenausschusses, auch bei Janke und Grote selber, so daß da auch für wenig Geld schon viel Gutes zu stiften ist. Wie gern sähen wir mehr, auch von den großen Werken und gerade diese, dem Volke zu den Preisen geboten, für die man heute die Klassiker und geringere Geister, die eben schon dreißig Jahre tot sind, in geschmackvollen Neudrucken kaufen kann! Es wäre das noch nötiger als eine Gesamtausgabe, die bisher immer noch durch den Gegensatz der beiden Hauptverleger hintangehalten wird, und es steht zu hoffen, daß wir solcher Volksausgaben in Zukunft mehr erhalten werden, zumal ein wirklich schön ausgestatteter teurerer Druck daneben heutzutage immer und erst recht sein Liebhaber-Publikum finden würde. Auch dafür kann vielleicht zu seiner Zeit die Raabegesellschaft, wenn ihr Einfluß auf den Absatz der Werke sich erst dauernd bemerkbar macht, ein schwerwiegendes Wort der Vorstellung, das dann wohl auch seine Stätte fände, an die Verlagsstelle richten, die ja das Recht in Händen hat.

Vielleicht wird mancher hier den Plan eines „Raabe-Jahrbuchs“ vermissen, das von der Gesellschaft herausgegeben werden könnte. Uns schien es besser, davon in unsern Vorschlägen abzusehen, schon um nicht zu groß zu beginnen und dann klein zu enden. Aber auch andere Bedenken sollen nicht verschwiegen werden. Ein Jahrbuch, doch zunächst für den engeren Kreis der Mitglieder selber, die ohnehin dem Meister gehören, würde wertvolle allgemein interessante und werbende Aufsätze absorbieren, die sonst einen andern Platz fänden und von da aus auf Fernstehende wirken könnten.

Vor allem aber gehen dergleichen Unternehmungen erfahrungsmäßig früher oder später ins Philologische, auch ins Kleinphilologische, das wir, großenteils selber Philologen, gewiß nicht gering schätzen wollen, das aber einem geistig wahrhaft lebendigen, auf den Menschen als solchen wirkenden Dichter, der dies erst recht noch immer mehr tun soll, gerade in dieser Richtung keinen Dienst leistet: da ist es für die Raabefreunde doch immer die Hauptaufgabe, den Dichter selber in seinen Werken an die Leute heranzubringen, nicht aber gerade vor diesen das Spinneweb der Forschung mit seinen tausend Fäden darüber zu ziehen. Indessen bleiben ja auch dergleichen Unternehmungen, wie ein solches Jahrbuch, jedermann und jeder Gemeinde unbenommen; wird doch von diesem Jahre ab auch ein „Raabe-Kalender", der allerhand Wünschen Rechnung tragen kann, herausgegeben von Otto Elster, im Groteschen Verlage erschienen. Und über alledem haben wir in unserm „Eckart", der seit Jahren in steter Treue gerade Wilhelm Raabe zu seinem Hauspatron gemacht und eine lange Reihe von Aufsätzen, die ihm geweiht waren, seinen Lesern geboten hat, eine Stelle, wo alles, was unsere Raabekenntnis und das Verständnis für seine Werke im Einzelnen vermehren kann, nach wie vor Aufnahme finden wird. So ersetzt diese Monatsschrift, deren Geist und Absichten sich mit den Anschauungen unseres Meisters vielfach berühren und die von ihm dementsprechend immer geschätzt ist, zugleich jenes Jahrbuch in dem, was es uns leisten könnte, und wirkt auf einen weiteren Leserkreis, der noch nicht auf ihn eingeschworen, aber durchgehends für ihn zu gewinnen ist. Ebendeshalb haben wir auch gedacht, für Druck und Ausgabe der „Mitteilungen" den Verlag dieses Blattes ins Auge fassen zu sollen, der dazu in geschäftlicher Hinsicht hervorragend geeignet ist, werden auch, bis die „Mitteilungen" erscheinen können, im Eckart selbst über die Entwicklung und die Fortschritte der Gesellschaft Nachrichten geben. Schriftleitung und Verlag sind uns auf das Bereitwilligste und Freundlichste entgegengekommen. Ihnen verdanken wir es und danken es herzlich, daß der Jahresbeitrag auf nur 2 Mark hat bemessen werden können und daß solchen Raabefreunden, denen auch diesen aufzubringen etwa noch schwer fiele — wir denken an Arbeiter, an Seminaristen und andere gleich wenig Bemittelte — ausnahmsweise auch für die Hälfte des Betrages Mitgliedschaft und Empfang der „Mitteilungen" in Aussicht gestellt werden kann. Die Bestellungen auf die „Mitteilungen" (mit oder ohne den „Eckart") bitten wir — gleichzeitig mit der Anmeldung zur Mitgliedschaft bei der Zentralstelle — direkt an den Verlag zu richten. Möchte der „Eckart" selber durch dieses opferfreudige Eintreten für die Sache der Gesellschaft in ihren Kreisen und darüber hinaus immer mehr die Verbreitung gewinnen, die das treffliche, deutsche Blatt ohnehin verdient!

Dem literarischen Interesse der Mitglieder glauben wir aber ferner dadurch am besten zu dienen, daß die „Mitteilungen" zurückgreifend und fortlaufend die neueren Erscheinungen der Raabeliteratur im weitesten Umfange

und nach Möglichkeit vollständig verzeichnen — auch Zeitungsartikel, die Kenntnisnahme und Verbreitung verdienen — und eine knappe Notiz über Inhalt und Charakter hinzufügen. Die städtische Bibliothek in Braunschweig sammelt seit längerer Zeit alles Erreichbare, um daraus ein Raabearchiv zu bilden, und ich darf wohl die Gelegenheit benutzen, um sowohl für dieses, wie im Interesse unserer Zusammenstellungen freundliche Mitteilungen, von schwerer zu erlangenden Sachen auch Abdrucke zu erbitten.

Weiter ist für die „Mitteilungen" ein Abschnitt in Aussicht genommen, der über die von den Ortsgemeinden getroffenen Veranstaltungen, namentlich auch über Feiern und Vortragsabende das Tatsächliche kurz berichtet; was an einem Orte wohl gelungen ist, kann anderswo Nachfolge finden. Wie oft habe ich seither Anfragen zu beantworten gehabt, welche Stellen aus Raabes Dichtungen sich am ehesten zu eindrucksvoller Vorlesung eigneten, welche Gedichte, welche Kompositionen seiner Lieder, und habe dann, weil die Erfahrungen fehlten, selber suchen und auch wohl vorbeiraten müssen!

Endlich aber und vor allem andern werden die „Mitteilungen", sobald neue Ortsgemeinden sich zusammengefunden oder wieder eine größere Anzahl Einzelstehender sich angemeldet haben, die Namen dieser Mitglieder bringen müssen. Wie Leute, die sich nie zuvor gesehen hatten, sofort mit dem Schiboleth „Raabe", weil man damit schon weiß, weß Geistes Kind der Fremde gegenüber ist, einander naherücken, wie Lippen und Herzen sich frei auftun, wie man nach rasch verflogenen Stunden wie von einem Freunde scheidet und vielleicht auch eine Freundschaft fürs Leben mitnimmt — das hat wohl jeder von uns allen schon mehr als einmal selber erlebt. Wir alle sind uns ja bewußt, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das uns in diesem Namen verbindet, keiner Übereinstimmung bloß ästhetischen Wohlgefallens entspringt, sondern aus der Tiefe des ethischen und des deutschen Menschen heraufwächst in einer Stärke ähnlich dem, das Glaubensgenossen oder Landsleute in der Fremde zusammenschließt. Darum ist es hier so, wie bei keiner anderen Gesellschaft naturnotwendig — denn es erfüllt ein Herzensbedürfnis —, daß wir alle von einander wissen und einander kennen, soweit das unter den Tausenden, auf die wir dereinst hoffen, möglich ist.

Und das führt mich zu dem Letzten, das einer kurzen Begründung bedarf, zu dem Namen der Vereinigung. „Raabegesellschaft" schien am nächsten zu liegen, da soviel andere so gebildete Bezeichnungen schon im Gebrauch sind; ich selber habe diese Bezeichnung wiederholt hier der Kürze halber gebraucht und es steht zu erwarten, daß auch andere uns der Kürze halber so nennen werden. Aber Kürze ist nicht immer das Beste. Jene anderen Gesellschaften unterscheiden sich bei aller äußeren Ähnlichkeit doch insofern sehr von der unsrigen, als sie ein persönliches, sittliches Verhältnis zu dem Menschen, nach dem sie sich nennen, und ein solches Verhältnis ihrer Angehörigen unter einander weder voraussetzen, noch in dem Namen zum Ausdruck bringen wollen. Es klingt ein kälterer Ton aus der bloßen Zu-

sammensetzung hervor, als der durch unsere Gemeinschaft gehen sollte. Ein Hauch von Raabes Gemüt, so dachten wir, müßte schon den Namen durchwehen. Und da bot sich nichts Eigneres und Redenderes, als das schöne Wort, das er selber mit Vorliebe auf die anwandte, die nicht bloß seine Leser, sondern seine „Liebhaber" im besten Sinne waren: „Meine Freunde". Das haben wir denn aufgenommen und wollten lieber, daß von der Bezeichnung „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes" das erste äußerliche als das zweite vielsagende innerliche Wort der beliebten Verkürzung zum Opfer fiele.

Ich komme zum Schluß. Es sind nur Umrisse eines großen und weitläufigen Baues, die ich habe verzeichnen und empfehlend vorlegen können. Mancher wird den Kopf dazu schütteln und meinen, das Ganze sei eine idealistische Phantasie, die sich nicht werde verwirklichen lassen. Wir haben einen besseren Glauben zu der weiten, bisher verstreuten Gemeinde Wilhelm Raabes und zu der Kraft seines Namens und seines Geistes. Gewiß ist aller Anfang schwer, und manche praktische Schwierigkeit, die hier übersehen oder unterschätzt ist, wird sich erst noch zeigen und viel Mühe machen. Sollte sich im weiteren Lauf der Vorarbeiten oder bei der Arbeit selber herausstellen, daß der Plan in Einzelheiten verfehlt, daß eine Abänderung, ja vielleicht eine tiefgreifende Umgestaltung nötig wäre, um das Werk dauerhaft aufzurichten, so werden wir gern auch dazu mit die Hand anlegen. Wir haben nichts bieten können und wollen, als einen erstmaligen elementaren Entwurf als Unterlage eines praktischen Versuchs, zusammenzukommen und zusammen zu wirken. Zum 8. September d. J. aber, den Braunschweig als den achtzigsten Geburtstag eines Lebenden zu feiern hoffte und der nun der Tag einer Gedenkfeier werden wird, laden wir die Freunde Wilhelm Raabes, insbesondere Vertreter der Ortsgemeinden ein, hier mit uns zu tagen, Gedanken und Erfahrungen auszutauschen und, wenn nötig, am Bau zu bessern, was gebessert werden kann. Bis dahin aber versuchen wir es in Gottes Namen und greifen wir die Sache an mit demselben freudigen Optimismus, der den Meister selber, obwohl er der Welt und den Menschen bis auf den tiefsten, oft so dunkeln Grund sah, immer wieder werben und rufen und weisen und immer hoffen ließ, daß er sie doch noch gewinnen und in seine Bahnen ziehen könne!

Damit bin ich am Ziele und stelle nun noch einmal übersichtlich die Hauptpunkte des Plans, die im Vorstehenden erörtert sind, so formuliert zusammen, wie wir sie im engeren Kreise der „Kleiderseller" beraten und vorzulegen beschlossen haben:

Entwurf einer Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes.

1. Die „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes" erstrebt den Zusammenschluß aller Deutschen, die in dem Dichter und Menschen den Gestalter und Lehrer deutschen Lebens und Denkens, wie es sein soll, erkennen und es danach als ihre Aufgabe ansehen, ihm nachzuleben und seinen vorbildlichen künstlerischen und sittlichen Einfluß auf unsere Nation zu stärken und auszubreiten.

2. Sie setzt sich zusammen aus örtlichen und landschaftlichen Raabegemeinden, die ihrerseits in aller Freiheit nach eigenem Ermessen im Dienste dieser Aufgabe arbeiten, insbesondere durch Vorträge über den Meister und seine Werke, Vorlesungen daraus, Aufsätze und Hinweise in den ihnen zugänglichen Zeitschriften und Zeitungen, Verbreitung seiner volkstümlichsten Dichtungen in Volks- und Jugendbibliotheken und dergleichen Veranstaltungen mehr.

3. Raabefreunde, die nicht am Orte oder in der Nähe einer Gemeinde wohnen, können auch als Einzelne Mitglieder der Gesellschaft werden, doch ist der Anschluß an eine Gemeinde wünschenswert.

4. Eine Zentralstelle, die bis auf weiteres in Raabes Heimatstadt Braunschweig ihren Sitz hat und von dem mitunterzeichneten Justizrat Louis Engelbrecht daselbst, Wolfenbüttler Straße 56, verwaltet wird, nimmt die Anmeldung der Gemeinden und einzelnen Mitglieder entgegen und vermittelt den Zusammenhang der Gesellschaft.

5. Zu diesem Zwecke wird sie, wenn der Bestand der Gesellschaft durch eine genügende Anzahl von Anmeldungen gesichert und demnächst die feste Verbindung hergestellt ist, regelmäßige „Mitteilungen" herausgeben, die insbesondere Verzeichnisse der Ortsgemeinden und sämtlicher Mitglieder, kurze Nachrichten über deren Veranstaltungen und eine fortlaufende möglichst vollständige Zusammenstellung der Raabeliteratur im weitesten Umfange bringen werden. Die „Mitteilungen" können als Beilage des deutschen Literaturblattes „Eckart", aber auch für sich allein von dessen Verlage und zwar zu 2 Mk. im Jahre bezogen werden. Darin ist der Mitgliedsbeitrag für die Gesellschaft einbegriffen. Es steht den einzelnen Gemeinden zu, ihre besonderen Kosten durch eine entsprechende Umlage zu decken.

6. Von den Eingängen werden Druck- und Zustellungskosten der „Mitteilungen", ferner die Auslagen der Zentralstelle für Schreib- und Drucksachen, die die Gesamtheit angehen, bestritten; der etwaige Überschuß kommt bis auf weiteres der Sammlung für die Errichtung eines Raabedenkmals in Braunschweig zugute.

7. Bildung und Ausbau der einzelnen Gemeinden bleibt diesen selber überlassen, die endgültige Begründung und Gestaltung der Gesellschaft in ihrer Gesamtheit aber einer Versammlung ihrer Angehörigen und Vertreter vorbehalten, die zum 8. September d. J., dem 80. Geburtstage Wilhelm Raabes, nach Braunschweig einberufen wird.

Braunschweig im Februar 1911.

Namens der „Kleiderseller":

Justizrat Louis Engelbrecht.

Prof. Ernst Bergmann. Prof. Dr. Konrad Koch.

Regierungsrat Hans Reidemeister. Dr. Hans Martin Schultz.

Oberschulrat Dr. Wilhelm Brandes (Wolfenbüttel).

Stätten Braunschweigs, die ihn kannten.

Von Louis Engelbrecht.

Zuerst fast allen, dann den meisten und zuletzt noch vielen unbekannt hat Wilhelm Raabe die Jahre von 1870 bis 1910 in Braunschweig verbracht. Wahrlich eine lange Zeit, die wohl dazu hätte führen müssen, daß jedes Kind auf der Straße nach dem großen hageren Manne, dessen Gang so unverkennbar war, mit den Fingern gewiesen und gesagt hätte, „das ist unser Raabe", – die aber nicht dazu geführt hat, denn in bescheidenster, fast ängstlicher Zurückhaltung ging dieser eigenartigste und deutscheste der deutschen Dichter unserer Zeit seines Weges, obwohl er sich im Innern seines Wertes für das deutsche Volk doch voll bewußt war. – Und die meisten Braunschweiger ahnten gar nicht, wen sie tagtäglich sehen durften. – Still ging er seines Weges, und nur einmal in seinem Leben ist es mit großer Mühe gelungen, ihn aus dieser Stille herauszureißen und gewissermaßen in der Öffentlichkeit zur Schau zu stellen. Das war am 8. September 1901, als er sein siebenzigstes Lebensjahr vollendete, und zum ersten Male die Dankbarkeit aus dem Herzen des plötzlich erwachenden deutschen Volkes in hellen Flammen ihm entgegenschlug. Nur einmal, und leider erst am Ende seiner Lebensarbeit, als er schon mit unerschütterlicher Entschlossenheit erklärt hatte, daß er genug geschrieben habe, und daß die Menschen von ihm nicht sagen sollten, „der alte Kerl hätte auch früher mit Schreiben aufhören sollen." – Dieses eine Mal wurde er gewissermaßen öffentlich zur Schau gestellt in dem eben so herrlich neu hergerichteten Saale des Altstadtrathauses zu Braunschweig, dieses altehrwürdigen, von aller Welt bewunderten Bauwerkes, das wie kein anderes zu dieser Geburtstagsfeier geschaffen war. Da erhob sich in begeisterter Verehrung die den Raum bis in die letzten Winkel enggedrängt anfüllende Menschenmenge, als der greise Dichter den Saal betrat, und es war doch eine wunderbare tiefergreifende Stille, bis der erste Festgesang den weiten Raum durchzitterte, und Tränen standen so manchem in den Augen. Jubelnde Begeisterung aber geleitete ihn wieder hinaus zu dem Wagen, der ihn heimwärts brachte, und auf dem Altstadtmarkte staute sich die Menge, alle Fenster waren dicht besetzt, die Häupter entblößten sich, die Taschentücher wehten in den Lüften, und durch eine enge Gasse begeisterter Menschen trug der Wagen den Dichter hinweg, ihn, einen Fürsten im Reiche der Geister.

Dieses eine Mal wurde Wilhelm Raabe gewissermaßen öffentlich zur Schau gestellt, sonst ist er die vierzig Jahre, die er in Braunschweig verbrachte, still und wenig beachtet seines Weges gegangen, wenn auch Fürsten und sonst so viele der besten des deutschen Volkes und des Auslandes ihn besuchten. – Zuerst wohnte er in einem zweistöckigen unscheinbaren Hause an der Salzdahlumerstraße, das aus rotem Backstein erbaut war. Sein Arbeitszimmer lag zu ebener Erde nach vorn heraus, und über die

Straße hinweg sah er in eine große Gärtnerei, die sich bis nach der Wolfenbüttlerstraße hindurch erstreckte. Da gab es noch trauliche Gespräche über den Gartenzaun, da hatte er noch Nachbarschaft und das Gefühl des nachbarschaftlichen Zusammenwohnens und Anteilnehmens, wie es so anheimelnd aus den Akten des Vogelsangs herausklingt, und wie er es später so gern mit den ersten Freunden und Bekannten aus der Braunschweiger Zeit besprach. Damals hatte Braunschweig das erste Hunderttausend seiner Einwohnerschaft noch nicht erreicht, und die Leute nahmen noch Anteil an des Nachbars und der Nachbarin Wohl und Wehe. – Das rote Haus steht noch, aber statt des großen Gartens, der nur allzubald verschwand, führt gerade vor dem alten Hause eine Straße nach der Wolfenbüttelerstraße hin, eine breite, neuartige, nette, aber furchtbar langweilige Straße statt der blumenumrankten duftigen Wege des Gartens. Braunschweig hat das erste Hunderttausend seiner Einwohnerschaft längst überschritten, und die traulichen Hecken und die Blumenbeete, Büsche und Bäume haben meist Bordsteinen und Straßenlaternen weichen müssen. Große Häuser stehen dort und viele einander fremde Menschen wohnen dort dicht beieinander. – Damals aber zwischen 1870 und 1880 kannten die Nachbarn sich noch an der Salzdahlumer- und Wolfenbüttlerstraße, und sie nannten sich die Krähenfelder Bauern, nach dem Namen, welchen jener Teil der Altewiek von Braunschweig trägt. Es waren tüchtige, kernfeste Leute, doch auch seltsame Käuze und knorrige Sonderlinge, wie sie da zusammen gewürfelt saßen an der Grenze des städtischen Lebens, und sie besprachen ihre Interessen und auch alles andere, was die Welt ihnen oder dem einen oder anderen von ihnen in den Weg warf. Abends aber trafen sie sich oft in einem alten Wirtshause an der Wolfenbüttlerstraße. Das war noch auf Pfeilern zum Teil über die Straße gebaut, und hatte aus einer jämmerlichen Zeit den Namen „Bellevue" mitbekommen. Nach hinten hinaus aber hatte es auch eine wirklich schöne Aussicht über den dazu gehörenden Garten und die Okerwiesen hinweg weit in das Land hinaus bis nach den fernen Lichtenbergen. Vor dem Hause aber rauschten die alten Linden, die noch heute an der Wolfenbüttlerstraße stehen und so viel erzählen können von den Tagen der alten Krähenfelder Bauern. Die selbst aber sind fast alle längst dahingegangen, Wilhelm Raabe war einer der letzten. Und das seltsame Bauwerk mit seinen Holzpfeilern und seinen weit zur Erde hinabreichenden Fenstern ist auch längst gefallen, um einem Neubau Platz zu machen, der nichts mehr an sich hat von der alten anheimelnden Eigenart, doch, Gott sei Dank, auch den alten Namen glücklich abgeschüttelt hat. –

Doch nicht nur zu den Krähenfelder Bauern wanderte Raabe von seiner ersten Wohnung an der Salzdahlumerstraße aus, sondern auch zu dem altehrwürdigen „großen Klub" an der Breitenstraße und zu den Kleiderseller, die damals meist im Gieseler nahe dem Bahnhofe und auch wohl bei „Wurste-Bartels" hinter Ägidien sich zusammenfanden. Und was er tat,

das tat er gründlich, und wo er Fuß gefaßt hatte, da hielt er aus. Im großen Klub hat Wilhelm Raabe die langen Jahre hindurch tagtäglich, wenn er nicht mit den Kleiderseллern in die Ferne zog, oder ganz besondere Ereignisse ihn fernhielten, in den Abendstunden Zeitungen und Zeitschriften gelesen. Einen regelmäßigeren Besucher hat es dort wohl nie gegeben, und als das alte große Haus des Klubs an der Breitenstraße verkauft wurde und die Gesellschaft in Mieträume am Steinwege einrückte, da ist der greise Dichter doch seiner Gewohnheit treu geblieben, bis es ihm im letzten Lebensjahre durch Krankheit oder, nennen wir es bei dem rechten Namen, durch Altersschwäche, unmöglich gemacht wurde. Unendlich vieles hat er dort gelesen und alles mit dem ihm eigenen tiefen Verständnis. Auch das scheinbar geringste ist ihm stets wichtig und bedeutungsvoll erschienen, und mit einem fast beispiellosen Erinnerungsvermögen hat er alles festgehalten, und jeder, der ihm im Leben entgegentreten durfte, hat es bewundert, wie sehr er in allen Sätteln gerecht war. Nach der Breitenstraße führte ihn sein Weg durch die Stadt, nach dem Steinwege über den Wall. Viele, viele Menschen, die früher nur allzu wenig Arg daraus hatten, denken jetzt mit Wehmut der Zeiten, wo sie den Entschlafenen so regelmäßig täglich seines Weges gehen sehen konnten. Wie gern würden sie jetzt Zeit und Mühe daran setzen, ihn öfter zu sehen und das Versäumte nachzuholen, doch zu spät, – vorüber, – vorüber! –

Auch über den Kleiderseллern jener ersten Braunschweiger Zeit haben sich meist die Gräber geschlossen und nur noch wenige leben, überhaupt die den Dichter in seiner ersten braunschweigischen Behausung kennen lernten. So manches mal hat der Alte mit hinauswandern müssen, um einem der Freunde das letzte Geleit zu geben, bis er eines Tages bei der Heimkehr erklärte, „ich bin den toten Freunden doch schon näher als Euch hier.“ Und dann ist er nicht mehr mitgegangen, auf dem Heimwege aber gingen die Freunde dann zu ihm in seinem letzten Arbeitszimmer an der Leonhardstraße und gedachten der Toten.

In den achtziger Jahren zog Raabe nach der Wolfenbüttlerstraße in ein neueres Haus neben dem Holstschen Grundstücke, einem großen Konzert- und Vergnügungsgarten mit Kegelbahnen, auf dem sich auch das braunschweigische Sommertheater befand. Hier rauschten auch vor seinen Fenstern die alten Linden, und dahinter die mannigfaltigen Bäume des großen Gartens. In dieses Rauschen aber mischte sich oft das Rollen der Kegelkugeln, Konzertmusik und Operettengesang in reichlich unbescheidener Weise. Mancher hätte es kaum ertragen, ihn aber haben diese Zugaben nie gestört. Raabe wohnte hier eine Treppe hoch und sein Arbeitszimmer lag an der Nordostecke des Hauses, aus einem Fenster sah er über die breite Wolfenbüttlerstraße hinweg und die Leisewitzstraße entlang, jene neue Straße, die gerade durch den versunkenen Garten hindurch auf seine erste Wohnung an der Salzdahlumerstraße zuführt, aus dem anderen Fenster aber,

soweit es das Haus im Nachbargarten gestattete, nach der Stadt zu. Schwere Zeiten hat der Dichter in diesem Hause verlebt, denn die Krankheiten wollten dort aus seiner Familie nicht weichen und verleideten ihm den Aufenthalt. Darum kehrte er bald in die nächste Nähe seiner ersten Behausung in Braunschweig zurück und zwar in das nördlich gelegene Eckhaus der Leisewitzstraße und Salzdahlumerstraße, gerade jener ersten Wohnung gegenüber. Hier hatte er sein Arbeitszimmer wieder eine Treppe hoch an der Südwestecke des Hauses mit zwei Fenstern nach Süden hinaus, in welche die Sonnenstrahlen, die er so sehr liebte, in reicher Fülle hineinfluten konnten, die Sonnenstrahlen, nach denen er sich so oft in kurzen trüben Herbst- und Wintertagen sehnte, um derentwillen er auch so gern auf seinen Wanderungen durch die Stadt die Sonnenseite der Straßen aufsuchte. Hier aber traf ihn auch der große Schmerz seines Lebens, der Verlust seiner jüngsten Tochter, die er so sehr geliebt, — und deren plötzlicher Tod nicht nur in sein eigenes, sondern auch in das Leben der Kleiderseller eine wesentliche Änderung brachte. Seit dem Jahre 1882 waren die Kleiderseller jeden Donnerstag Abend hinausgewandert nach dem Grünen Jäger, einer einsamen Waldschenke nahezu eine Stunde von Braunschweig entfernt an der Buchhorst, einem stattlichen Walde, belegen und von einer Fülle gewaltiger Eichen und großer Kastanienbäume umrahmt. In einem vierfenstrigen Zimmer nach dem Walde zu, nur durch die Landstraße von ihm getrennt, fand sich hier der Kreis der Getreuen zusammen, von denen einige stets Wilhelm Raabe abzuholen pflegten. Köstlich war der Weg, namentlich der gemeinschaftliche Heimweg an lauen Sommerabenden und in kalter Winternacht. Von Braunschweig aus gings hinter den Häusern der Stadt über den weiten, sandigen Exerzierplatz, der jetzt als Prinzenpark ein neues herrliches Kleid trägt, oder auf der mit kanadischen Pappeln und Obstbäumen umrahmten Heerstraße, dann südwestlich um das Dorf Riddagshausen herum an der alten Klostermauer entlang, rechts der Teich, in dem nachts so wunderbar der Mond sich spiegelte, dann auf dem Damme zwischen dem Wabebache und den alten Klosterteichen, wo altersgraue Weiden ihre schwankenden Arme gespenstig in die Luft strecken, bis zur Kleiderseller-Herberge unter den stolzen Eichen, in denen in den Sommertagen die Nachtigallen so wundervoll singen, wenn Wilhelm Raabe auch meinte, daß die Nachtigall doch nur ein affektierter Vogel sei, und daß die Frösche, an denen es dort zur Sommerszeit wahrlich nicht fehlte, viel schöner sängen. Auf dem Heimwege aber, den Raabe selbst in einer vortrefflichen Zeichnung verewigt hat, begleiteten die späte Schar der Kleiderseller oft schreiende Eulen, bis die Wanderer hinter der Klostermauer in das freie Feld gelangten. So manche, manche unvergeßliche Nacht bei Frühlingswehen und Gewittersturm, bei Sternschnuppenfall und Schneewehen ist der entschlafene Dichter diesen Weg gewandert. Wie oft hat er mit den Freunden bewundernd emporgeschaut zu der unsagbaren Pracht des Sternenhimmels, und milde gelächelt über alle,

die sich groß dünken auf dieser kleinen Erde gegenüber der gewaltigen Sprache dieser Unendlichkeit. Wie viel gab er auf solchen Wegen, wenn er auch wenig sagte, immer der gleiche, unermüdliche, unverwüstliche, immer zur Stelle, immer getreu, bis das Schicksal in diese wunderbare Zeit hineingriff mit rauher Hand. — Rechts von der Straße zum Grünen Jäger über ein schmales Feld und die Eisenbahn hinweg den sanften Hang hinauf liegen im Dämmerschein dunkle Schatten, das sind die Bäume des neuen großen braunschweigischen Friedhofes, die mit tiefen ernsten Augen den nächtlichen Zug der Kleiderseller heimkehren sahen, regelmäßig, Woche für Woche, und unter ihnen immer die hohe leichtgebeückte hagere Gestalt des braunschweigischen Dichters. Da oben mußten sie nun seine jüngste Tochter allzufrüh auch zur ewigen Ruhe betten. Er selbst hat den Platz damals ausgewählt, der an dunklen Tannen vorbei hinüberschaut nach dem Wege zum Grünen Jäger, nach der Buchhorst und weit und weiter über Wälder und Felder bis zu den Bergen des Elmes. Ein herrlicher Platz; — Raabe aber mochte jenen Weg nun nicht mehr wandern nach stürmischer Kleiderseller-Nacht, nach dem Klange begeisternder Gesänge und mancher Schelmenlieder, die er so gern gehört, nach oft erregtem Redekampf und jubelndem Becherschwingen. Nach solchen Stunden mochte er in stiller Nacht den Weg nicht mehr wandern unter dem Grabe seines Kindes vorbei, das die Schatten der Nacht nur noch näher heranziehen mußten an die schweigende Straße. Für ihn war es ein neuer Abschluß des Daseins, wie einst die Rückkehr aus Stuttgart nach dem Norden Deutschlands. Mit seinem Kinde hat er einen ganzen Abschnitt seines Lebens eingesargt, und es blieb nur die Erinnerung daran, diese aber hellleuchtend schön und klar bis in seine letzen Lebenstage. Der Wunsch und das Empfinden Wilhelm Raabes entschieden auch das Schicksal des Grünen Jägers in der Geschichte der Kleiderseller. Zweimal nur sind sie noch mit ihm hinausgezogen nach der Waldschenke, lange, lange nach jenen eigenartigen Tagen und ihrem traurigen Abschluß. Am 8. September 1906 feierten dort eine Gesellschaft von etwa fünfzig um den Dichter versammelten Verehrern den Tag, an welchem Wilhelm Raabe sein 75 Lebensjahr vollendete. Ein neugebauter runder Saal, eine Treppe hoch, hatte die Festteilnehmer aufgenommen, und hier erklangen, wenn auch Raabe nicht in seiner alten Sofaecke sitzen konnte, doch noch einmal wieder um ihn die alten begeisterten Reden und die alten Lieder. Und unermüdlich wie vor zwanzig Jahren ging der Gefeierte durch die Nacht den alten trauten Weg, den nun keine Schatten mehr umlagerten, zur Stadt zurück. Und nicht lange nachher lud der getreue Herbergsvater des Grünen Jägers, der stets mit Wehmut der entschwundenen Tage gedachte, die Kleiderseller ein, um den Tag zu feiern, an dem er 25 Jahre auf dem Grünen Jäger hauste, und auch zu dieser Feier erschien Wilhelm Raabe, immer noch der alte im alten Kreise und saß wieder an seinem alten Platz in dem alten Zimmer der Kleiderseller, dessen Wände im Tannengrün prangten, und dessen Tafel mit Maiblumen geschmückt war.

Inzwischen hatte der Dichter die Leisewitzstraße verlassen und seine Wohnung in eine kleine neu gebaute Straße nahe am Augusttore innerhalb des äußeren Umflutgrabens der Stadt zwischen Windmühlenberg und der Oker verlegt. Hier lag sein Arbeitszimmer zwei Treppen hoch nach der Straße zu, und aus seinen zwei Fenstern konnte Raabe den auf den geschleiften Festungswerken hoch aufgeschütteten Windmühlenberg übersehen, während auf der Rückseite des Hauses der Blick sich an der Oker und über diese hinweg an den herrlichen Wegen und Bäumen eines großen Parkes erquicken durfte. Die Lage der Wohnung war herrlich. Raabe beobachtete dort in jedem Frühjahr mit gleichem Interesse am Windmühlenberge einen Strauch, der stets zuerst grün wurde, dem aber auch jedes Mal seine ersten grünen Triebe zur Strafe für ihre Voreiligkeit erbärmlich erfroren. Hier war es auch, wo Wilhelm Raabe während einer Erkrankung an der Influenza in einer Woche fünfzehn moderne Dramen las, und hinterher erklärte: „Von den Kerls spricht in zwanzig Jahren kein Mensch mehr." Hier hat er auch sein letztes großes vollendetes Werk Hastenbeck geschrieben.

Seit den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts verbrachte Raabe auch regelmäßig noch einen weiteren Wochenabend im Kreise der Kleiderseller, nämlich den Sonnabend in dem an den Gewandhauskeller grenzenden und zu diesem gehörenden Klipphause, der alten Ratsweinstube der Braunschweiger Altstadt. An anderen Wochenabenden saß er häufig im Gewandhauskeller selbst, in dem seiner Zeit auch von einer Anzahl Freunden die Vollendung seines sechzigsten Lebensjahres gefeiert wurde. Auch das Klipphaus kann von manchen fröhlichen und stürmischen Abenden erzählen, die besonders lebhaft waren nach erquickenden Nachmittagsspaziergängen in der Umgegend Braunschweigs. Der seltsame Zauber aber, der über den Zusammenkünften auf dem Grünen Jäger lag, ist hier doch nicht eingekehrt. Und als der Wirt des Gewandhauses von dort fortging und an der Friedrich Wilhelmstraße eine neue Weinstube eröffnete, ging Wilhelm Raabe mit, und so entstand dann die bekannte Raabe-Ecke in den Herbstschen Weinstuben, in der jetzt noch das Bild des Dichters auf dessen leeren Stammplatz herabblickt. In dieser Ecke hat Wilhelm Raabe lange Jahre hindurch fast jeden Abend gesessen, umgeben von einigen älteren Freunden, die immer treu bei ihm aushielten, wenn der Schwarm der oft viel beschäftigten Kleiderseller sich aus des Alltags Last nicht herauszureißen vermochte. Den Freitag Abend aber verbrachte er alle 14 Tage in dem „Feuchten Pinsel", einer Gesellschaft von Herren, die meist aus Architekten und Malern bestand, in der er außerordentlich gern weilte, und in der er die köstlichste Anregung und vortreffliche Freunde fand. Diese Gesellschaft kam zeitweilig in dem Veltenschen Restaurant vor dem Steintor an der Helmstedterstraße zusammen, zeitweilig auch im Cafe Lück, dem Hoftheater gegenüber, und längere Jahre endlich in einem Hinterzimmer der Herbst-

schen Weinstuben. Überall war Raabe ein regelmäßiger Gast, und es mußten schon ganz besondere Vorfälle sein, die ihn den „Feuchten Pinsel“ versäumen ließen.

Noch vor der Vollendung seines siebenzigsten Lebensjahres bezog Wilhelm Raabe in Braunschweig eine andere Wohnung, die nun auch seine letzte sein sollte. Sie ist an der Ecke des Altewiekringes und der Leonhardstraße am Leonhardsplatze belegen. Sein Arbeitszimmer lag wieder eine Treppe hoch an der Südwestecke des Hauses dem weiten sonnigen Platze gegenüber, auf dem er so oft die Turnspiele der Jugend und sonstiges Leben, was sich dort zeitweise bot, mit großem Interesse beobachtet hat. Unendlich viel Menschen aus dem ganzen deutschen Vaterlande und aus allen Gegenden der Welt sind dort die Treppe zu ihm hinaufgewandert, und die Post kann von unzählbaren Sendungen berichten, die dort abgeliefert werden mußten. Die Fülle dieser Sendungen schlug endlich auch dem gewissenhaftesten Beantworter von Briefen, der Raabe wahrlich war, über dem Kopfe zusammen, und häufte sich in beängstigender Weise. Was haben aber auch die Menschen in Anmaßung, Selbstsucht und Unbescheidenheit alles von dem greisen Dichter gewollt! Mancher würde staunen oder die Hände ringen, wenn ihm das vor Augen käme. Viele treue Seelen aber haben Blumen und Kränze in das Haus am Leonhardplatze getragen und echte Liebe und Begeisterung mitgebracht zu ihm, dem verehrten Meister, weit, weit mehr aber haben sie aus seinen freundlichen, herzlichen Worten mit hinausgenommen für ihr ganzes Leben, aus dem unvergeßlichen, wenn auch oft nur kurzen Zusammensein mit dem greisen Dichter. –

Nun ist das alles vorüber, sein Arbeitszimmer ist leer. Dort oben aber auf dem Friedhofe nahe der so früh geschiedenen Tochter liegt der Dichter in dem Ehrengrabe, das die dankbare Stadt Braunschweig ihrem Ehrenbürger widmete. An den dunklen Tannen vorbei schweift von dort auch jetzt noch der Blick in die Ferne und nach dem Wege zum Grünen Jäger, den er so oft wanderte im Kreise der Freunde, von denen so mancher ihm voraufgegangen ist. Herrliche, tief empfundene Worte und Gesänge aber sind dort erklungen an seinem Grabe, an dem Grabe des Mannes, dessen Name und Werke niemals verklingen werden im deutschen Volke.

Wilhelm Raabe und der deutsche Realismus.

Von Heinrich Spiero.

Mit dem großen Dichter, dessen Sterbliches wir am 15. November haben hingeben müssen, ist eine ganze Zeit zu Grabe gegangen. Wohl leben noch Dichter unter uns, die seines Alters sind. Aber Paul Heyse und Adolf Wilbrandt stehen auf einem andern Blatt, und Marie von Ebner-Eschenbach ist, wenn sie auch der Epoche Raabes ihrem Stil nach näher steht, erst in wesentlich späterer Zeit hervorgetreten. In Raabe allein ver-

körperte sich in unsern Tagen noch die große Periode des deutschen Realismus.

Uns erscheint heute diese zusammenfassende Benennung einer dichterisch und literarisch ungemein fruchtbaren Zeit fast selbstverständlich, und jeder Literarhistoriker, der das so gegebene Bild des Jahrhunderts nicht anerkennt, scheitert mit seinem ganzen Gebäude; aber es ist doch noch nicht lange her, daß wir die Zeit vom Ende der vierziger bis zum Ende der sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts so klar überschauen gelernt haben. Was Adolf Stern zeitlebens festgehalten hatte: die überragende Bedeutung des damals wirksamen Geschlechts, das hat Adolf Bartels dann in seiner Art guter Gruppierung literarhistorisch ein für alle Mal festgelegt. Die Literarhistoriker, die jene Tage noch erlebten, sind fast alle nicht voll zum Bewußtsein dessen gelangt, was damals vor sich ging, wie die Dichter übrigens zum großen Teil auch nicht, Stern, der beides war, immer ausgenommen. Das lag vielleicht daran, daß, wie Friedrich Kummer in seiner Literaturgeschichte richtig feststellt, die 1850 auftauchende Generation ohne literarische Kämpfe zur Herrschaft durchdrang. Während die Romantik, das Junge Deutschland und dann wiederum die mit dem Naturalismus emporsteigende letzte Bewegung des Jahrhunderts in deutlicher Kampfstellung ins Gemenge traten, begannen die Begabungen jener Zeit ihr Werk fast überall in Vereinzelung, und erst der Rückschau unserer Tage eröffnete sich ein zusammenhängendes Bild. Noch Heinrich von Treitschke hat wohl geahnt, was jene Jahre bedeuten, aber er hat nicht erkannt, wie sehr die von ihm geliebten und charakterisierten Dichter Hebbel und Ludwig dem neuen Realismus zugehörten, und diesen wesentlich an Gustav Freytags Erscheinen angeknüpft. Und Julian Schmidt hat zwar Keller und Ludwig, aber, seiner ganzen Anlage gemäß, wiederum nicht Hebbel in den Rahmen gezogen, dessen hervorragendstes Bild auch ihm Gustav Freytag zu sein schien.

Wir heute sehen eine stolze Entwicklung, die in jeder Hinsicht das ganze deutsche Leben und das ganze menschliche Leben, alle Formen der Poesie umfaßt und mit dem Ideal der Lebenstreue durchdringt. Als Vorläufer erscheinen uns Jeremias Gotthelf, Berthold Auerbach, Adalbert Stifter, Charles Sealsfield, die einen schon rein zeitlich — sie erleben die Höhe der Epoche nicht mehr mit — die andern, wie Auerbach, stilistisch, weil sie das Ideal noch nicht erreichen. Wilibald Alexis aber erfüllt es schon in der historischen Romanerzählung; nachdem er 1823 den „Cabanis" geschrieben hat, tritt er nun, in den vierziger und fünfziger Jahren, in die große Zeit seiner historischen Romane, deren Abschluß 1856 mit der „Dorothee" erfolgt. Neben ihm wäre wohl in Süddeutschland Hermann Kurz zu voller Höhe emporgewachsen (seine „Schillers Heimatjahre" und sein „Sonnenwirt" sind 1843 und 1854 erschienen), wenn ihn nicht stärker als den Preußen die politische Tagesarbeit abgezogen hätte. Und während Friedrich Hebbel und Otto Ludwig das große realistische Drama schufen und der zweite zugleich

ganz großen Realismus der Erzählung in mitteldeutscher Prägung gab, kommen nun die Erzählertalente eines nach dem andern empor, Luise von François, die weit unterschätzte, bringt das Beste der preußischen Aristokratie, Gustav Freytag bestes bürgerliches Empfinden und Leben, Fritz Reuter wird der erste große Erzähler im Dialekt, Theodor Storm schafft einen lyrisch abgetönten Novellenrealismus und eine ganz lebendige Lyrik, wie sie seit den Meisterstücken der Romantik nicht wieder erklungen ist und mit den Gaben Mörikes und den Dialektlauten Klaus Groths hart neben Goethe tritt. Gottfried Keller ringt sich durch und vereint, wie keiner der andern, in Roman und Novelle eine erstaunliche Lebensfülle mit der Goldklarheit einer künstlerisch gebändigten Form. Und welche Fülle erzählender Charakterköpfe zweiten und dritten Ranges neben diesen großen! Joseph Viktor Scheffel und Wilhelm Heinrich Riehl stehn noch dicht bei jenen selbst; Heinrich Smidt, Friedrich Gerstäcker, Klara Bauer (Carl Detlef), alle schon mehr Unterhaltungstalente, streben hinaus in die Ferne, geben Exotisches und Fremdländisches, Theodor Mügge, Georg Hesekiel, Otto Müller, Leopold Kompert bringen historische und Kulturbilder, Carl von Holtei, Friedrich Wilhelm Hackländer, Levin Schücking, Philipp Galen, Edmund Höfer schaffen einen reichen deutschen Unterhaltungsroman, selbst die Kriminalgeschichte, der ja doch auch Alexis einmal diente, bringt es zu einem anständigen Niveau, die Jugenderzählung hebt sich, und auch die ganz aparten Talente der Zeit wie Bogumil Goltz, Wilhelm Jordan oder Friedrich Theodor Vischer unterscheiden sich durch ihre eigentümliche Schwere von dem nur geistreichen Roman, der Reisenovelle der vorangegangenen Jahrzehnte. Selbst Talente, die noch nicht zu Worte kommen und erst später reifen, wie Ferdinand von Saar, Rudolf Lindau, Marie von Ebner-Eschenbach oder der jüngere Ludwig Anzengruber, verleugnen in keinem Ton die realistische Erziehung dieser Zeit und wirken in ihren Erzählungen, die alle zugleich Dichtung sind, noch wie späte Söhne dieses fast unerschöpflich wohlhabenden Zeitalters.

Das Ideal der Lebenstreue war erreicht, das Ideal der Tendenz, das die dreißiger und vierziger Jahre beherrscht hatte, überwunden. Was sich in den wenigen Prosastücken von Annette von Droste-Hülshoff und in Carl Immermanns „Oberhof" andeutete, der bezeichnend genug aus dem „Münchhausen" hervorragt – das war nun in einem Vierteljahrhundert etwa Wirklichkeit geworden. Ein Längsschnitt war gemacht, wenn man das Bild gebrauchen darf, durch das deutsche Leben von seinen geschichtlichen Wurzeln bis in die damalige Gegenwart hinein, vielfach zugleich hinauf bis in die Wipfel der Zukunft, und ein Querschnitt zugleich durch das Leben der ganzen bekannten Welt, der engsten Heimat wie der romantisch erscheinenden, aber nun doch schon sicher gesehenen Ferne. Als ob aber diese Entwicklung nun noch einer Kraft bedürfe, die, zum Erzählen geboren und ganz und gar Dichter, das ganze Werk noch einmal für sich allein vollbringen sollte, erschien als einer

der Jüngern des Geschlechtes Wilhelm Raabe mit seinen ersten Werken eben noch innerhalb der Bewegung und führte sie dann unbeirrt durch alles, was kam, fast auf den Tag bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts weiter. Seine „Chronik der Sperlingsgasse" ward von 1854 bis 1855 geschrieben — sein „Hastenbeck" erschien 1899.

Da wächst deutsche Geschichte empor von den Hämelschen Kindern des Jahres 1284 über die Geschichte von des Reiches Krone aus dem fünfzehnten Jahrhundert und verweilt dann liebevoll bei den Wirren des siebzehnten. „Else von der Tanne oder das Glück Domini Friedemann Leutenbachers, armen Dieners am Wort Gottes zu Wallrode im Elend" ist so eins dieser Bilder aus dem dreißigjährigen Kriege und seinen Schrecken, wie der „Junker von Denow" ein Bild von der deutschen Furie hart am Beginne dieses blutigen Jahrhunderts. Und weiter geht es über „Höxter und Corvey" und den mit allen Humoren gesegneten „Marsch nach Hause" des Jahres 1674, weiter ins Säkulum des alten Fritzen, hinauf auf das unvergeßliche, von einfallenden Vogelschwärmen bedeckte Odfeld und in die Schlacht bei Hastenbeck und was ihr folgt. Weiter zum neunzehnten Jahrhundert zu Hoffnung und Sehnsucht, Romantik und Freundschaft der Freiheitskämpfer „Nach dem großen Kriege", zu Restauration und Revolution in der „Chronik der Sperlingsgasse", zu den Schicksalen geknickter Jugend, die aus „Eulenpfingsten" noch einmal emportauchen. In jenen Jahren von 1820 an hat Raabe dann am liebsten geweilt. Alle Bitterkeit einer bedrückten Zeit tut sich in der „Chronik der Sperlingsgasse" deutlich genug auf, historisch eingestellt ist der „Hungerpastor", der „Dräumling" bringt den Klang des großen Schillerfestes von 1859, „Gutmanns Reisen" führen zum Nationalverein nach Gotha, „Deutscher Adel", „Kloster Lugau", „Villa Schönow" werden durchklungen vom Hall und Nachhall der großen Kriege und Kämpfe um die Einigung des Reichs.

Zum Längsschnitt aber gesellt sich auch hier der Querschnitt. Gewiß kehrt Raabe gern immer wieder in seine engere Heimat zwischen Harz und Solling, in das Land zwischen Weser und Elbe zurück. Aber, wie der Österreicher J. J. David mit Recht von ihm gesagt hat, seine Schattenrisse im „Alten Eisen" und im „Schüdderump" wären echt wienerisch, so hat Raabe auch echtes Berlin gegeben in der „Chronik der Sperlingsgasse", in der „Villa Schönow", im „Hungerpastor"; er hat in diesem Buch an den Ostseestrand geführt, im „Christoph Pechlin" nach Schwaben, wo er ja auch lange gelebt hat, und nach Dresden, in „Eulenpfingsten" nach Frankfurt, im „Marsch nach Hause" an den Bodensee, in den „Gänsen von Bützow" nach Mecklenburg — und immer wieder mit derselben völligen Echtheit. Aber damit nicht genug, ging er auf den Pfaden einer lebendigen und lebenweckenden Phantasie weit aus Deutschland hinaus in den Meerbusen von Guinea („St. Thomas"), nach den Niederlanden („Die schwarze Galeere"), in das Frankreich Ludwigs XIV. („Ein Geheimnis"), nach Kalifornien

(„Die Leute aus dem Walde"), ja, er hat schon im Jahre 1863 mit der sicheren Prophetie des geborenen Volksdichters die künftige Bedeutung des Stillen Ozeans und Japans für die Verteilung der Macht auf dieser Erde erkannt und hervorgehoben.

Ein Volksdichter — das meine ich natürlich nicht in dem Sinne, den man dem Wort üblicherweise gibt; aber ich nenne Raabe einen Volksdichter, weil er, der nie Tendenzschriftsteller, sondern seit seiner Reife immer ganz Dichter war, stets mit dem Herzschlag seines Volkes gleich empfand. Freilich erscheint das dem nicht so, der an der Oberfläche bleibt und die Entwicklung der Nation danach mißt, was sich nach außen am lautesten kundgibt. Dann freilich erscheint Raabe dem deutschen Leben gelegentlich fern. Er hat keiner neuen „Errungenschaft" zugejubelt, und der alte Kämpfer des Nationalvereins hat selbst in den lautesten Siegestagen des neuen Reichs still gesessen. Wenn wir aber jetzt seine Werke lesen, so empfinden wir, daß die Mächte, die durch ihr Beharren und ihre Kraft zu allen jenen Siegen, den blutigen und den friedlichen, führten, bei keinem lebendiger waren und sind als bei ihm. Auch er fühlte die Bewegungen der Welt um sich her — aber wer weiß, ob er nicht einmal, wie Hebbel, in einer verschwiegenen Stunde in sein Tagebuch geschrieben hat, daß er sie doch nicht so empfände wie die dummen Jungen, die beständig davon sprechen. Er hat in einer Zeit des Feuilletonismus und der Oberflächenkunst und dann wieder in Tagen eines neuen Artistentums unbeirrt seinen Realismus festgehalten und nur still, vielleicht auch einmal ingrimmig, gelächelt, als er sah, daß die größten Erfolge zu ernten waren, wenn man von dem Boden, wo seine Eichen wuchsen, ein wenig Unterholz gesammelt in die Romanscheuer brachte.

Ich darf an dieser Stelle heute nicht Tiefe und Sinn dieses noch immer nicht ganz ermessenen Lebenswerkes darstellen — das bleibt hier berufenerer Feder vorbehalten. Aber es muß mit aller Kraft darauf hingewiesen werden, daß die große Bewegung des deutschen Realismus ihre Vollendung in Wilhelm Raabe gefunden hat. Der Blick in weiteste Ferne, den seine Meisterwerke auftun, — „Abu Telfan", „Schüdderump", „Die Akten des Vogelsangs" vor allen — dieser Blick von der treuen Darstellung der Wirklichkeit in eine jenseits der kleinen Wirklichkeiten liegende Wahrheit wird seinen Dichtungen zu immer neuem Leben verhelfen. Er erscheint oft als ein Pessimist, weil äußeres Glück und Wohlbehagen immer wieder in Scherben gehen, weil Gemeinheit und skrupellose Gier den Schlichten und Einfachen des letzten irdischen Erbteils berauben. Aber wie die Beraubten das tragen, wie die Bettelarmen im „Schüdderump" und die Ausgestoßenen in „Abu Telfan" das Licht anzünden in ihren Herzen — das sichert dieser Kunst das Zeichen eines Positivismus, der fern dem leichtfertigen Optimismus glaubensloser Tage diese großen Kunstwerke auf unabsehbare Zeiten tragen wird. Wir haben nie in Deutschland einen

Romandichter gehabt, der ein Werk aufgebaut hätte wie Wilhelm Raabe, keinen, in dessen schwächster Geschichte noch so viel Leben wäre, keinen, dessen Humor so in tragische Tiefen hinabzuleuchten verstände. Und wenn etwas angetan ist, den Lebenswert des deutschen Realismus für alle Zeiten kristallhell zu dokumentieren, so ist es die Tatsache, daß sich neben die Gestalt Friedrich Hebbels in voller Ebenbürtigkeit auf ihrem Felde die Gestalt Wilhelm Raabes stellt. Es ist symbolisch, daß der eine eben nur noch Zeit fand, das beginnende Werk des andern mit Worten zu begrüßen, die wohl verraten, daß er den tiefern Glockenklang bereits vernahm. Und wir fühlen uns jener reichen Zeit schöpferischer Kunst noch einmal fast persönlich verbunden, da wir in unauslöschlicher Dankbarkeit von Raabes geliebter Menschlichkeit Abschied nehmen und versprechen, seine Kunst, was an uns liegt, zu immer neuer Wirkung zu führen.



Lesefrüchte.

Die Regennacht.

Von Wilhelm Raabe.

[Nachdruck verboten.]

Ein armer Mann lag er auf seinem Lager
Und horchte, wie der Regen niederrauschte.
Ein altes Weiblein, giftig, gelb und hager,
Krankeit genannt, hielt Wacht,
Und es war Nacht,
War lange, schaurig kalte Regennacht.

Dem Manne weh, der einsam und verlassen
In solcher Nacht sich quält mit seinem Leben,
Der horchen muß dem Regen in den Gassen
Und zählen muß den Glockenschlag
Bis zu dem Tag,
Dem langen, grauen, öden Wintertag!

Nur matten Schein verhüllt die Lampe wirft,
Das Auge fängt sich in des Vorhangs Falten,
Schatten und Nacht! und in der Nacht Gestalten
Und Tongewirr! der Regen niederrauscht,
Die Seele lauscht
Und ängstet sich, verliert sich in sich selber!

Ein fröstelnd Feuer! Bei dem Rauschen, Rauschen
Geseufz des Winds vor dem verhangnen Fenster.
O unerträglich qualvoll schmerzhaft Lauschen,
Das an den Nerven zerrt und zuckt!
Der Tod, der guckt
Sich überbeugend ins Gesicht dem Opfer.

Und wie die Tropfen unaufhörlich fallen,
Und wie es klingt und klopft und gießt und plätschert,
Da hört er leise Geistertritte hallen,
Und todte Jahre, Tage längst entschwunden,
Vergeß'ne Stunden
Ziehen lebendig durch die bange Seele.

Denke daran, in Sonne lag die Welt,
Wacht hielt die Mutter über Dich im Schatten,
Ein Kind warst Du auf einem Blumenfeld,
Denke der Kindheit, armer kranker Mann,
Denke daran,
Wie sich die Blüten schaukelten im Weste!

Denke daran, Du standst auf Bergesgipfel,
Es hielt Dein starker Arm die Braut umschlungen;
Tief unter Dir der Tannen dunkle Wipfel
Und weit der Thäler, Höhen grüner Kranz
Im sonnigen Glanz,
Denke der duft'gen, hoffnungsreichen Ferne!

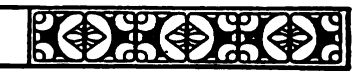
Denke daran, die Lerche sang im Blauen,
Als in dein Haus du führtest die Geliebte,
Denk, wie im Segen prangten reich die Auen!
Denk, wie die Häupter neigeten die Ähren,
Die hoffnungsschweren,
Denk, wie die Sichel blitzte in der Sonne!

Weh, welche Nacht! Will nie der Regen enden?
Zu glühndem Feuer wird ein jeder Tropfen!
Was hilfts die bange Seele abzuwenden?
Ein Leichenduft kalt in's Gesicht ihm schlägt,
Vorüber trägt
Vor dem geschloss'nen Aug' man seine Särge!

Ein armer Mann lag er auf seinem Lager
Und horchte, wie der Regen niederrauschte,
Ein altes Weiblein, giftig, gelb und hager,
Krankheit genannt, hielt Wacht,
Und es war Nacht,
War lange, schaurig kalte Regennacht.

22. Oktober 1861.

Kritik.



Jean Jaques Rousseau. Kulturideale. Eine Zusammenstellung aus seinen Werken mit Einführung von Eduard Spranger. Übersetzt von Hedwig Jahn. Verlegt von Eugen Diederichs, Jena. 334 S. Brosch. 4,50 Mk.

Gibt es noch Leute, die Jean Jaques Rousseau nicht nur zitieren, sondern auch lesen? Ich weiß es nicht. Aber ich

weiß, daß eine Generation heranwächst, heranwachsen muß, die Rousseau nicht nur lesen, sondern in ihm sich selber wieder entdecken wird. Voltaire ist beinahe restlos Geschichte geworden: der Denker redet höchstens noch zum Politiker unserer Tage, für den Fortschritt der Erkenntnis bedeutet er nichts mehr; der Historiker hat seinen Ehrenplatz in der Entwicklung der Geschichtsschreibung; der Dichter spricht nur noch durch seine glanzvollen philosophisch-satirischen Erzählungen zur Geistreichigkeit aller Zeiten. Aber Rousseau ist lebendig. Rousseau der Denker, der Erzieher, der Herzenskündiger ist nicht historisch zu galvanisieren. Seine Wirkung hat sich mit der auf Kant und Fichte, auf Herder, Goethe und Schiller nicht erschöpft. Sie wird in immer neuen Geschlechtern neue Apostel und neue Jünger finden.

Eine Weisheit, die nur aus dem Herzen kommt, kann tief und edel sein; aber ihre Naivetät neigt zur Mystik und zur Formlosigkeit.

Eine Weisheit, die nur aus der Schärfe des Kopfes hervorgeht, kann glänzend, klar, ehrlich sein; aber sie neigt zur Seichtigkeit und zum Formalismus.

Die Weisheit jedoch, in der Herz und Kopf sich durchdringen, ist Totalität. Sie verbindet mit der Schönheit der Form die Wärme und Begeisterung des Vortrags, mit dem Reichtum der Gedanken ihre Größe und Tiefe. Eine solche Totalität, eine Ganzheit in ihrer Harmonie und in ihren Widersprüchen ist Rousseau. Nicht die menschliche, sondern die geistige Erscheinung. Diese Totalität verbürgt seine Unsterblichkeit.

Das von Eduard Spranger eingeführte, von Hedwig Jahn flüssig übersetzte Buch „Kulturideale“ bietet eine neue gute Zusammenstellung aus Rousseaus Werken. Mit Recht bemerkt Spranger in seiner vorzüglichen Einleitung: „Rousseaus Verhängnis war es, daß sein Friedensevangelium in Frankreich zu dem Kampfevangelium umgedeutet wurde, das die blutigen Scenen der Revolution durchhallte“. Er stellt Frankreich Deutschland gegenüber, das das glücklichere Schicksal gehabt „seine Gedanken in einem inneren Bildungsprozeß dem Leben aufzuprägen.“ Dieser Vorzug Deutschlands ist leider nur bedingt richtig. Wohl hat Rousseau die ersten Geister unserer klassischen Literaturperiode entscheidend befruchtet. Vielleicht hat ihn keiner so wie Schiller in seiner Totalität besessen. Das hat aber nicht verhindert, daß das Urteil des neunzehnten Jahrhunderts auch in Deutschland Rousseau immer wieder vorzugsweise durch die Brille der Revolution und damit der Politik gesehen und gewertet hat. Dadurch ist er einseitig und mit Gewalt unfruchtbar gemacht worden. Voltaire ist in ganz anderem Sinne politisch als Rousseau. In Voltaire gipfelt die Aufklärung: er bringt ihre Ideen zur höchsten Vollendung und führt sie mit unerreichter Schlagfertigkeit gegen das Bestehende ins Feld. Rousseau dagegen hat in mehr als einer Hinsicht die Aufklärung schon überwunden; ja er steht zu ihrem kühlen und dürren Kultus der Vernunft in lebendigem Gegensatz. Seine Großtat ist es, daß er die Selbständigkeit des Gefühls neben der Vernunft proklamiert hat. Seine unbändige Freiheitslust mußte in einer verrotteten und geknechteten Zeit, wie es die seine war, die politische Freiheit glühend erstreben und verkündigen; aber sie zielte weit darüber hinaus als ein begeisterter Wille zur Persönlichkeit überhaupt. Er ist mehr als ein Prophet des Sozialismus; er ist der Stammvater des modernen Individualismus. Sein „Rendez l'homme un“ — machet den Menschen zur Einheit! ist heute mehr denn je ein Losungswort nicht der Vergangenheit, sondern der Zukunft. Das achtzehnte und neunzehnte

Jahrhundert haben im Namen der Vernunft revolutioniert. Vielleicht revolutioniert das zwanzigste im Namen des Gefühls gegen die Überkultur der Vernunft. Diese Revolution wird den Namen Rousseau als einen der vornehmsten auf ihrer Fahne haben. Wahrhaftig nicht um die Vernunft zu verdunkeln oder gar zu töten. Sondern um sie mit dem gleichberechtigten Gefühl zu durchleuchten und die Einheit zu schaffen, die Totalität. Rendez l'homme un!

Heinrich Lilienfein.

Henrik Steffens. Lebenserinnerungen aus dem Kreis der Romantik. In Auswahl herausgegeben von Friedrich Gundelfinger. Jena, Eugen Diederichs. Brosch. 6 Mk., geb. 7,50 Mk.

Dieses in einem klassisch schönen, klar hinfließenden Stil geschriebene Buch des geistvollen Nordländers, der in Deutschland seine zweite Heimat fand, öffnet uns tiefe Einblicke in das reiche geistige Leben, das in der Zeit nach des großen Königs Tode bis in die vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts hinein in jenen Kreisen gelebt wurde, die damals für die Welt „Deutschland" bedeuteten und in denen sich schließlich die politische Wiedergeburt vorbereiten sollte. „Steffens' Buch," schreibt der Herausgeber, „ist erfüllt von dem Trieb, alles Erlebte in ein Gedachtes hinaus zu projizieren, die Leidenschaften in Streben, die Zufälle in Notwendigkeiten, die Bedürfnisse in Ideale umzudeuten. In dieser historischen Luft atmet es und ist eines ihrer bezeichnendsten Zeugnisse." Und dann fährt er fort: „Anziehender ist an der Biographie dem heutigen Geschlecht mit seinem regeren Farben- und Formensinn, seinem dichteren Tatsachengefühl gerade das Individuelle, Einmalige, was dem Verfasser nur Unterlage für Spekulation oder Traum bot. Durch Steffens' Gedächtnis schreiten alle wichtigen Gestalten jener an Sinn für das Individuelle so armen, an großen Individualitäten so reichen Welt wie in einem silbrig-dünnen Äther, ein bleicher aber deutlicher Geisterzug." Dementsprechend dürfte er die Auswahl getroffen haben, wenn er für sich die Pflicht betont, „auszuscheiden, was nicht auf uns wirkt".

Was uns vorliegt, ist vortrefflich geeignet, in uns ein Bild jener Zeit in der feinen blassen Farbengebung und der peinlich sauberen, keineswegs genialen, man möchte fast sagen: bürgerlichen Linienführung, die für ihren Stil so charakteristisch ist, erstehen zu lassen. Es ist trotzdem nicht das Bild, das wir uns wohl vom Damals zu machen pflegen. Es ist die Zeit, bespiegelt in einem ihrer aufnahmefähigsten, doch nicht eben anders als stilgebend an ihr formenden Geister. Mit regem Eifer sucht er die Individualitäten, denen er in so bevorzugter Weise nahe treten durfte, zu erfassen und ihre sorglich umrissenen Gestalten bedeutsam in sein Weltbild hineinzusetzen. Und ebenso nähert er sich allen den geistigen Strömungen, die seine Tage durchrauschten, um sie durch sich hindurchzuleiten oder doch sich von ihnen bespülen zu lassen, und erzählt uns von dem, was sie in ihm weckten und anrichteten. Hier interessiert uns sein innerstes Werden; und die Art seiner Entwicklung über Spinoza zu Schelling bietet in der Tat viel des Anziehenden, so viel, daß wir bei einem Vergleich der chronologischen Übersicht im Anfang mit den in das Buch aufgenommenen Partien, bedauern möchten, daß uns so vieles aus dem äußeren Leben des Verfassers vorenthalten wurde. Man fragt sich einerseits, vermochte denn der Alltag und das persönlichste Schicksal so wenig über das geistige Werden jener Menschen? und andererseits: mußte nicht gerade ein so gebildeter Geist uns bei der Beleuchtung

persönlichster Verhältnisse viel Reizvolles von den intimen Eigentümlichkeiten seiner Zeit enthüllen und uns deren kulturellen Stimmungsgehalt, aus dem so manche Tat und ihre Wirkung, so manche Persönlichkeit und ihre Bedeutung erst recht verständlich wird, übermitteln? Doch vielleicht war ihm selber, der „von einer silbernen Ferne aus mit der sanften Würde des Gerechten" die Dinge betrachtete, das Kleine längst ins Wesenlose verblichen. Obgleich mit allen bedeutenderen Dichtern der romantischen Schule befreundet, oder doch von ihnen irgendwie einmal angeregt, hat Steffens selbst doch nichts von einem Romantiker in sich. Der Sohn eines verstandesklaren, von einer ganz anderen Heimlichkeit durchdämmerten Nordens studiert das Traumleben der Dichter von der blauen Blume mehr, als daß er es eigentlich mitträumte. Er preist zwar Tieck und überschätzt ihn stark, aber Brentano gegenüber bewahrt er sich doch seine gesunde Kritik, und von Arnim oder Novalis redet er mehr das Landläufige — mag er auch den Menschen mit warmer Begeisterung entgegeneilen — als daß er uns von dem, was sie etwa in ihm gezeugt hätten, mitteilen könnte. Es ist gewiß echt, wenn er erzählt, als einmal Märchen vorgelesen wurden seien sie alle „als Kinder von dem wunderbaren Grauen des Lebens ergriffen" worden, „so daß die Märchen uns fast wie das Natürlichste, die gewöhnliche Reflexion aber als etwas Unwahres und Nichtiges erschien". Aber dies Grauen hat nicht nur ein Andersen, es hat es auch der Verfasser der „Frau vom Meere" in sich verspürt. Das ist Heimaterbe. Sehr bezeichnende und feine Züge übermittelt er uns von den Klassikern. Von Schiller, obgleich er ihn stets mit Ehrfurcht nennt, scheint er doch, der Zeit zum Trotz, nicht im Tiefsten bewegt worden zu sein, aber es ist möglich, daß ihm eben diese kühlere Art, zu betrachten, den Blick geschärft hat. Vor Goethes Größe hinwiederum ahnt er wohl als feinempfindender Mensch die noch unbehobenen Werte, ohne sich jedoch über seine Zeit und sich genügend bis zu gerechter positiver Würdigung erheben zu können. Vor dem „Faust" versagt er ganz. Doch geben die kleinen mitgeteilten Anekdoten — wie etwa die, in der Zacharias Werner eine so klägliche Rolle spielt — immerhin einen lebendigen Begriff von der ungeheuren Autorität, die der große Mann unter den Geistern genoß. Die Ansichten, die Steffens über bildende Kunst vorträgt, vermögen uns wenig zu imponieren. Sie sind einseitig und verstandesmäßig. Dafür ist das Porträt, das er uns von dem Maler Ph. O. Runge liefert, vortrefflich in seiner feinen Lebendigkeit und es verschlägt uns demgegenüber wenig, daß er des Künstlers Gestalten durchaus den „reinsten Ausdruck für Worte" sein lassen will und davon ein Rühmens macht.

Am bedeutsamsten ist die Darstellung, die Steffens von seinem Verhältnis zu dem politischen Neuwerden seines zweiten Vaterlandes gibt. Die Schlacht von Jena — so will er schon in jenen Tagen behauptet haben — sei „der erste Sieg über Napoleon, denn er hatte die mit ihm im Bunde stehende Schwäche vernichtet". Doch geriet er zunächst nach der Aufhebung der Universität Halle, wo er eine Professur bekleidet hatte, in große Dürftigkeit und mußte es erfahren, „daß eine hilfsbedürftige Lage zu gleicher Zeit den unfreundlichen Tadel und die Neigung, unsere Entschlüsse zu beherrschen, um über uns zu gebieten, hervorruft." „In einer Stumpfheit nationaler Gesinnung", die Steffens unfaßbar ist, benahmen sich sowohl Fichte, als vor allem Voß sehr schulmeisterlich gegen ihn. Nur Schelling tritt für ihn ein,

nachdem auch Tieck ihm nichts als treffliche Ratschläge zu geben gewußt hatte, wo man wohlfeiler leben könne. Der Hilflose bemerkt hierzu: „Wenn man nichts hat, ist freilich eine solche halbe Einnahme — wie die Wohlfeilheit — nicht sonderlich lockend.“ Doch bleibt er in diesen Tagen aufrecht und Manns genug, den unseligen Staatsrat im Gefolge Jeromes, Johannes von Müller, zu dessen Uniform er nur noch den Portierstab vermißt, von Herzen zu bedauern. Als endlich das Schicksal über die große Armee hereingebrochen ist, als die Morgenröte der Freiheit aufleuchtet, als die Jugend in Breslau, wohin der König und der Hof sich zurückgezogen haben, zusammenströmt, da ist er einer der Ersten, die offen zu den Waffen rufen. Später folgt er als Freiwilliger den Heeren. — Leider wird uns diese ganze Teilnahme am Feldzuge von dem Herausgeber vorenthalten. Nur die Porträts, die er von den York, Blücher, Gneisenau und Scharnhorst und von Stein entwirft, dem gegenüber er sich als den „unpraktischen Grübler“ mit launiger Energie verteidigt, sind aufgenommen worden. Die Übersicht sagt uns, daß er in der Schlacht bei Leipzig am Sturm auf Dorf Schönfeld teilnahm, daß er bei La Fère Champenoise an Gneisenaus Seite ins feindliche Karree ritt und endlich mit in Paris einziehen konnte. Ich vermute, daß diese Erlebnisse für Steffens nicht zu unwichtig gewesen sind, um sie eingehend zu berichten. So würde es denn freilich auf den Herausgeber ein eigenes Licht werfen, daß er sie hat unterdrücken mögen, wenn es auch seiner besonderen Ansicht von der „Trockenheit und inneren Armut der durchschnittlichen Freiheitssängerei, die nur an dem Druck und der Erregung des Augenblicks stark ward und ihre Träger (wie die Arndt und Jahn) nachher zu so kümmerlichen oder barbarischen Gesellen einschrumpfen ließ“, einigermaßen entsprechen würde. Ich will hier keine Lanze für den Polterer Jahn brechen und für Arndt brauche ich in diesem Blatte nicht erst einzutreten, aber ich würde bedauern, wenn das schöne Werk durch solche Einseitigkeit oder schöngeistige Blasiertheit des Redigierenden eine Einbuße an Werten erlitten haben sollte.

Gegen den Schluß des Werkes werden schon ganz moderne Fragen und Töne angeschlagen, die uns kund tun, wie wenig neu so manches vielgepriesene „Moderne“ ist. Es erwächst sogar aus den Kreisen jener kraftgenialen Frauen, denen „eine rein platonische Ehe neben der physischen als ein Zeichen höherer Bildung erschien,“ schon die Frauenfrage der vornehmeren Gesellschaft, „inwiefern die höchste geistige Entwicklung des Geschlechts dem weiblichen Teil desselben zugänglich sein solle oder nicht“. Mit vielem Interesse dürfte mancher auch die klare und objektive Schilderung und Würdigung des vormärzlichen Berlin lesen. Steffens erwartete das Höchste von dem deutschen Volk, und es geht etwas Prophetisches durch die letzten Seiten des Buches, zumal bei der Betrachtung des unvollendeten Kölner Doms, als ahne er, was dreißig Jahre nach seinem Tode in Erfüllung gehen sollte.

Die Ausstattung des Buches ist eine in ihrer soliden und vornehmen Einfachheit geradezu mustergültige. Gelblich getöntes, festes Papier und ein klarer schöner Druck, als sei auch hiermit auf die besseren Gepflogenheiten einer Zeit zurückgegriffen worden, der der Verfasser angehörte und auf deren Ton uns zu stimmen auch solche Äußerlichkeiten in nicht zu unterschätzender Weise beitragen.

Julius Havemann.

Max Lenz: Geschichte der Universität Berlin. Halle a. S. Verlag

der Buchhandlung des Waisenhauses. 1910.*)

Wir sind im allgemeinen gewöhnt, das innere Leben Preußens vor 1806 als wenig erfreulich und stagnierend anzusehen. Doch kann dies nicht ganz der Wirklichkeit entsprechen, wenn wir aus dem Urteil der Zeitgenossen erfahren, wie schon in den Jahren vor der großen Erhebung das Leben besonders in Berlin als frei und wenig von oben her bedrückt erschien, und daß schon damals der Gedanke an eine Berliner Hochschule erörtert wurde. Hatte doch auch der neue König unter anderem durch die Erklärung des bisher zum Privatbesitz des Kgl. Hauses gehörigen nicht unbedeutenden Schatzes an Kunstdenkmälern zum Staatseigentum gezeigt, wie er die geistigen Interessen des Staates zu fördern suchte. Freilich verrät der Universitätsgedanke eines J. v. Massow, der in den Gymnasien und Universitäten als zusammengewachsenen Fachschulen nur die Vorbereitung zum Staatsdienst erkennen wollte, deutlich den engen Gesichtskreis. Dem aber standen Ideen des seit 1798 zum Kabinettschef erhobenen K. F. Beyme gegenüber. Schon bald nach seinem Amtsantritt hat dieser vielfach allzu einseitig beurteilte und erst in dem vorliegenden Werke richtig und objektiv gewürdigte Mann nach seinen eigenen Mitteilungen den Plan einer neuen Universität lebhaft bei sich erwogen. Aber von diesen Erwägungen bis zur Tat war es noch ein großer Schritt, um so größer unter einem Monarchen wie Friedrich Wilhelm III., dem jede Entscheidung abgerungen werden mußte. Es bedurfte erst der großen Katastrophe von 1806, erst der Abtrennung der bedeutendsten preußischen Universität, Halle, um den König zu dem bekannten Ausspruch zu veranlassen: „Die Nation müsse an geistigen Kräften ersetzen, was sie an physischen verloren habe." Am 4. September 1806 erfolgte die Kabinettsordre, und Beyme ging unmittelbar ans Werk. Aber nicht die einfache Verpflanzung der Hallenser Universität, wie es die dortigen Professoren gewünscht hatten, nach Berlin sollte erfolgen, eine völlige Neugründung war beabsichtigt. Ein Institut, das zwar die übrigen Landesuniversitäten nicht überflüssig mache, ihnen gegenüber aber dennoch eine Vorrangstellung einnehme, in Beziehung zur Akademie stehe und die mannigfachen, besonders naturwissenschaftlichen und medizinischen Anstalten, die Berlin schon besaß, in sich aufnehme. Die bedeutendsten wissenschaftlichen Autoritäten werden zu Gutachten aufgefordert und senden Pläne, unter denen derjenige Fichtes immer der imponierendste, zugleich aber auch der unausführbarste bleibt. Für ihn, den Mann der konsequenten, aber auch starren Idee, steht der unbedingte Vorrang der Philosophie nicht als einer Vielheit von Systemen, sondern als des einheitlichen Urquells und positiven Lebensgedankens an der Spitze des neuen Instituts. Ja, die Philosophie umschließt und durchdringt alle anderen Wissenszweige, die nur im Hinblick auf diese „höchste Kunst" Bedeutung haben und hier eine Stätte finden können. Dieser hochstrebenden und die größten Ziele verwirklichenden Anstalt sollen die besten Lehrkräfte zur Verfügung stehen, sollen die Studenten aus Deutschland, Österreich, Frankreich und Rußland zuströmen, und eine ideale Gemeinschaft soll Lehrer und Schüler verbinden, letzteren die Möglichkeit des

*) Das Werk ist in zwei Ausgaben erschienen: A. In vier Bänden, wovon zwei der Darstellung, zwei den Urkunden der Geschichte der Institute gewidmet sind (geheftet 40.— Mk., geb. in 5 Bde 52,50 Mk.); Ausgabe B., lediglich die Darstellungsbände enthaltend (geheftet 30,— Mk., geb. in 3 Bde 37,50 Mk.). Die nachfolgende Besprechung behandelt die Ausgabe B., wovon bisher Bd. 1 und die erste Hälfte von Bd. 2 erschienen sind.

Meistertums gewährend. Aus den Meistern aber wähle der Staat seine vorzüglichsten und damit zugleich bedeutendsten Ratgeber. Wohl nie ist die Überzeugung von der siegreichen und zugleich sittlichenden Kraft der Idee reiner zum Ausdruck gekommen, selten aber auch hat sich die Kluft zwischen ihr und der zwingenden Realität klaffender gezeigt als in diesen Gedanken des kühnen Philosophen, der allerdings auch an sich selbst die höchsten Forderungen stellte und einer der allzuwenigen war, die lebten, was sie lehrten. Die durchführbare Wirklichkeit mußte andere Wege gehen, aber auch Fichte war unter den Männern, die zuerst an die zu gründende Universität berufen wurden. Schon glaubte man die Angelegenheit so weit gefördert, daß im Jahre 1807 das neue Institut eröffnet werden könnte, da ergaben sich politische Schwierigkeiten aus der Unmöglichkeit der Rückkehr des Königs nach dem noch von den Feinden besetzten Berlin. Und es vergingen noch Jahre bis zur wirklichen Eröffnung. Inzwischen aber war Beyme, dessen Gedanken und Pläne so eng mit der Neugründung verbunden waren, durch die Persönlichkeit ersetzt worden, die der geplanten Universität nach Möglichkeit den Stempel ihres Wesens aufzudrücken versuchte: durch Wilhelm von Humboldt. Nur ungern hatte dieser geniale Mann die „ewige Stadt" verlassen und nur widerstrebend das schwere Amt des Sektionschefs für Kultus und Unterricht auf sich genommen. Dann aber erfaßt er mit rastlosem Eifer die Geschäfte und sucht er gerade in der Berliner Universität die attische Freiheit des Geiste und der Persönlichkeit mit den Ideen und der Autorität des modernen Staates zu verbinden und sie durch Berufungen bedeutender Kräfte, durch ihre innere Gliederung zu der Musteranstalt des Landes zu machen, einer Anstalt, die über den preußischen Staat hinaus der ganzen deutschen Nation zugute kommen sollte. Wie tief er sich aber in die Materie eingearbeitet hatte und wie ernst er auch die praktische Seite seiner Aufgabe erfaßte, zeigt nicht zuletzt der Umstand, daß der Mann, der nur in Kunst und Schönheit zu leben schien, für die Finanzierung der neuen Universität durch festgelegte Domäneneinkünfte Vorschläge gemacht hat, deren Nichtbefolgung die ganze Einrichtung später wenn nicht gefährden, so doch in der Auslese der besten Kräfte vorübergehend beschränken sollte. Aber freilich, wer so große und bedeutende Anschauungen vertrat, eine so unabhängige und freie geistige Stellung einnahm wie W. von Humboldt, konnte sich auf die Dauer in der engherzigen Atmosphäre des Berliner Hofes nicht halten. Waren doch damals schon die Dunkelmänner erfolgreich an der Arbeit, und war doch einer der genialsten Gedanken Steins, der geheime Staatsrat als die das Ministerium ergänzende und erweiternde und zugleich dessen Arbeit vertiefende Körperschaft, überhaupt nicht ins Leben getreten.

Den neuen nun durch Wittgenstein heraufgeführten Bemühungen mußte auch Humboldt im Sommer 1810 weichen. Die Universität aber, der seine Haupttätigkeit gewidmet war, konnte, doch im wesentlichen auf seine Gedanken gestützt, im gleichen Jahre ihre Eröffnung feiern. Genug bedeutende Namen waren vorhanden, um ihr einen würdigen Glanz zu verleihen: Fichte, F. A. Wolf, Schleiermacher, Savigny, Reil, Niebuhr und Boeckh, die zum Teil schon im Winter 1807 auf 1808 allein ihre Vorlesungen begonnen hatten.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier auch nur annähernd eine Übersicht über die Gesamtentwickelung der Universität und ihres glänzenden Lehrkörpers an der Hand der ausführ-

lichen Darlegungen des Buches wiederzugeben versuchen. Vielleicht wäre dies auch nur eine interne Gelehrtengeschichte, aus der uns allerdings eine Fülle interessant und lebendig charakterisierter Persönlichkeiten und deren wissenschaftliche Lehren entgegentreten. Aber sicherlich würden wir mit der ausschließlichen Betonung dieser Seite des Werkes einem zweiten Hauptvorzug nicht gerecht werden. Denn als fruchtbarster Gedanke zieht sich durch die Darstellung der gewaltige Zusammenhang, die stete Wechselwirkung, in der die Berliner Universität mit den großen Ereignissen im staatlichen und geistigen Leben der Zeit steht. So erweitert sich das Buch zu einer inneren Geschichte Preußens, die, soweit es bisher vorliegt, die Regierungszeit Friedrich Wilhelm III. umfaßt. Wie die Gründung, von schon vorher vorhandenen Ansätzen abgesehen, auf den Zusammenbruch des Staates und das Bestreben, dessen geistige Kräfte neu zu sammeln, zurückzuführen ist, so bildet die Universität, gleich einem fein reagierenden Instrument, in ihren weiteren Schicksalen den empfindlichen Gradmesser für die widerspruchsvolle Geschichte jener Jahre. Wir sehen aus der „universitas litterarum" die Jugend begeistert zu den Freiheitskriegen hinausziehen, während die daheim gebliebenen Professoren vom Katheder weg zu den Übungsplätzen der Landwehrbataillone eilen, um in ungewohnter Tätigkeit, wenn auch vielleicht nicht mit Dolch und Spieß bewaffnet, wie die leicht übertreibende Bettina schrieb, so doch mit Gewehr und Säbel in die Reihen einzutreten, um dem Vaterland ihre Kräfte zu weihen. Aber mit geteilter Freude sah man von oben diese Begeisterung, der man wohl die Rettung des Staates verdankte, die aber doch zugleich die Regung eines selbstständigeren Volksbewußtseins bedeutete. Oft sind ja die Wirkungen der Reaktion geschildert worden. Selten vermögen sie einen tiefer gehenden, ergreifenderen Eindruck zu machen, als in dieser von strengster Wissenschaftlichkeit und Objektivität getragenen Darstellung. Denn indem der hochherzige Stifter in seiner falschen Ängstlichkeit eine an sich glänzende und für das Geistesleben des Volkes höchst bedeutende Anstalt ihres notwendigsten und sie zugleich stets verjüngenden Mittels, der Lehrfreiheit und Möglichkeit objektiven Meinungsaustausches, beraubte, brachte er selbst — ein fast tragisches Schicksal — seine eigene Schöpfung in größte Gefahr. Gerade in unseren Tagen, in denen eine allzu große Schönfärberei und höfische Geschichtsschreibung oder eine von allzuliberaler Parteistellung diktierte Einseitigkeit weite Kreise zieht, ist eine derartige unparteiische Schilderung nicht dankbar genug zu begrüßen. Von dem harmlosen Treiben und Kokardentragen der Studenten, die schon bald nach Gründung der Universität des Königs Zorn erregten, bis zu dem Burschenschaftswesen und den damit verbundenen Ausschreitungen, von dem Zusammenstoß des ersten Rektors mit Schuckmann bis zu den ständigen Reibereien zwischen Senat und dem neu ernannten Universitätsbevollmächtigten, bis zur Maßregelung de Wettes und den verschiedentlichen Belästigungen des tapferen und wahrhaft königstreu gesinnten Schleiermacher erleben wir greifbar jene ganze Zeit. Wir sehen die Arbeit der besten Männer, wie sie vom Katheder herunter ihr Lehramt verrichten und unermüdlich die Jugend zum Staatsdienste wie zur geistigen Selbständigkeit erziehen, und wie sie an dem zwar schwankenden aber doch gut gesinnten und selber oft in Gefahr schwebenden Minister Altenstein solange es angeht Schutz und Stütze finden. Bis sich die Wogen legen und die Regierung selber mildere Formen findet, die geistige Freiheit wieder mehr in ihr Recht tritt.

Gerade in der Hervorhebung dieser Beziehungen zwischen Staat und Universität scheint mir die tiefere Bedeutung dieses Buches zu liegen. Man hat es künftig als die wertvollste Ergänzung zur Geschichte der inneren Entwickelung Preußens unter Friedrich Wilhelm III. zu betrachten. Und um so lieber wird man zu seiner Lektüre schreiten, als eine überaus flüssige Sprache, eine lebendige Charakterisierungskunst den Wert dieser unter den großen Gesichtspunkten völkerbewegender Ideen betrachteten Entwicklungsgeschichte eines einzelnen wissenschaftlichen Staatsinstituts noch erhöht.

Dr. Val. Scherer.

Kurze Anzeigen.

Ertl, Emil: Gesprengte Ketten. Novellen. Umschlagzeichnung von Josef M. Auchentaller. 2. Tausend. Leipzig, L. Staackmann. (355 S.) Gebunden 5 Mk.

Fünf Novellen, die alle das Motiv der gesprengten Ketten zeigen; Herzen finden einander und verlieren einander; Leidenschaft bindet, aber die Pflicht trennt; Neigung fesselt, aber ruhige Erkenntnis hilft überwinden; heiße Liebe brannte, aber das Leben zwang zum Verzicht. Von dem Grundmotiv abgesehen, ist alles verschieden: der Schauplatz, die Charaktere, Zeitumstände. Jede Novelle steht für sich, als ein fein gemeißeltes Kunstwerk; jede ist ein Zeugnis einer starken Technik, einer vorzüglichen Fähigkeit, besondere Momente von Reiz zu erfassen und künstlerisch zu verarbeiten. Sie alle zusammen beweisen außerdem bedeutende Anpassungskraft, großen Reichtum der Anschauung in Geschichte und Gegenwart, ungewöhnliche Sprachbeherrschung. Welcher der fünf der Preis gebührt? „Dio lo vuole“: glänzend pointiert und äußerst geschickt erzählt; aber die Frivolität der Pointe ist nicht nach jedermanns Sinn. „Der Handschuh“: modern, naturwahr, herb. „Die weiße Königin“: ein etwas breit gesponnenes Produkt venezianischer Träume. „Sternschnuppen“: innerlich sehr warm und sehr ernst. „Walpurga“: eine Erinnerung, aber fein abgetönt und wirksam geschlossen; wie mir scheint, am besten gelungen. – Ertl versteht Novellen zu schreiben, die wirklich welche sind, nicht bloß Skizzen und Szenen. An seine Romane denke ich trotzdem noch lieber.

M. Schian.

Hartmann, Fritz: Wilhelm Raabe. Wie er war und wie er dachte. Gedanken und Erinnerungen. Hannover, A. Sponholtz 1910. (71 S.) 1,20 Mk., geb. 1,80 Mk.

Das Büchlein enthält fünf in den Tagen nach Raabes Heimgang im „Hannoverschen Courier“ erschienene Aufsätze. Der Verfasser hat sich des Umgangs mit dem Dichter erfreuen dürfen. So erfahren wir viele kleine Dinge, die uns den großen Alten noch lieber machen. Von den unzähligen, oft so wunderlichen oder auch unverschämten Briefen an den endlich berühmt Gewordenen und von ihrer gewissenhaften Erledigung; von der Verehrung, die Fürsten ihm zollten, und von den Lebensgewohnheiten im Alltag; von Raabes umfangreicher Lektüre und von den Abenden in Herbsts Weinstube; von den Kleiderstellern und von allerhand Begegnungen auf dem Lebensweg. Zwei Augenblicksbildchen mögen auch hier ihre Stelle finden:

Eines Wintersonnabends kamen einmal etwa 30 junge Leute im Gänsemarsch zur Straßentür (in die Herbst'sche Weinstube) herein, machten vor dem Dichter jeder einen ehrfurchtsvollen Bückling und marschierten sachte wieder zur Hinterpforte hinaus. Es waren Wolfenbütteler Gymnasiasten auf der Heimkehr von einer Braunschweiger Schülervorstellung. So etwas bereitete Raabe immer viel Vergnügen. Nur wenn die verehrende Neugier sich in Zudringlichkeit wandelte, wenn Hinz oder Kunz einfach an den Tisch rücken zu können meinte, dann konnte der gute Alte genau ebenso grob werden, wie dies von Adolf Menzel oder Gottfried Keller in gleicher Lage berichtet wird.

Pünktlich stellte sich allabendlich eine kolportierende Heilssoldatin ein. Da war Raabe jedesmal der erste, der den Nickel zückte, und wer's nicht verderben wollte, mußte desgleichen tun. Ich scherzte über das strahlende Gesicht, mit der die

Josephine ihn immer grüßte. „Ja, die hat auch allen Grund. Sehen Sie — er schlug den „Kriegsruf" auf — hier steht's: 150 Exemplare hat verkauft in letzter Woche: Sergeantin Ahrens in Braunschweig. Diese lobende Erwähnung, die verdankt sie mir." —

Im ersten Aufsatz „Was er uns war" steht manche feine Bemerkung zu Raabes dichterischer Art. Im Ganzen sei das Heft denen empfohlen, die zur Raabegemeinde gehören und die außer Raabes Werken auch die Einführung in des Dichters Werk von Wilhelm Brandes schon ihr eigen nennen.

Emil Müller.

Hirschfeld, Georg: Hans aus einer anderen Welt. Roman. S. Fischer, Verlag. Berlin. 453 S. Geb. 6 Mk.

Das Buch zeigt, wie ein tausendmal variiertes Thema nicht nur zum tausendundersten Male variiert werden kann, sondern wie es sogar bei solcher tausendund ersten Behandlung wieder jung und frisch werden kann. Es geht um Ehe und Ehebruch; die Katastrophe tritt in der üblichen Weise ein; Duell und Selbstmord bilden die Knalleffekte. Aber auf die Art, wie die Katastrophe vorbereitet wird, kommt es an. Hans von Raule ist erstens ein Dichter von Natur, von Talent und Ruf, zweitens ein Stotterer, drittens ein unverbesserlicher Idealist. Er, der Prachtmensch, kann gerade um dieser seiner Eigenschaften willen der jungen lebensfreudigen Gattin nicht geben, wonach sie verlangt; so sucht sie Befriedigung zunächst im eigenen Beruf, und als das scheitert, in der Liebe zum Freund ihres Mannes. Man wird zugeben, daß diese Nüance neu ist. Aber viel wichtiger ist, daß Hirschfeld das entstehende Problem so fein und so tief angefaßt hat, wie es nur möglich war. Er hat Menschen gebildet und sich bilden lassen, Menschen mit Fleisch und Blut und — Seele. Er läßt ernste Gedanken von diesen Menschen erörtern und durch sie lebendig werden. Er kann Nebenfiguren mit knappen Strichen zeichnen: das Försterehepaar im Gebirge, die Maler und Dichter in München, den Maler-Major und seine skrupellos-lustige Frau; aber er konzentriert das Interesse auf einige Wenige, die es in hohem Maße verdienen. Mir ist trotz alledem diese Anneliese nicht ganz verständlich geworden; wie das vom Elternhaus ererbte Starke und Reine ihres Wesens so ganz zurücktreten kann gegen den Taumel des Genusses, ist nicht voll zum Verständnis gebracht; der Übergang ist immer noch zu rasch. Daß ihr Vaterhaus so ausführlich beschrieben ist, erhöht, weil von dorther sich gar keine Anknüpfungspunkte für die spätere Entgleisung ergeben, noch die Schwierigkeiten, welche die Entwicklung von Annelieses Charakter ohnedies bietet. Und ist das mütterliche Gefühl nicht gar zu wenig beachtet? Aber auf alle Fälle haben wir ein reifes und ernstes Werk vor uns, mit dem man gern in sinnende Verhandlung tritt. Einzelne Schönheiten der Schilderung und Zartheiten der Seelenbeschreibung will ich nicht erst verzeichnen; sie finden sich reichlich. Andere Themata mögen erwünschter sein; wenn aber schon dies Thema im Mittelpunkt stehen sollte, dann hat Hirschfeld daraus gemacht, was nur zu machen war.

M. Schian.

Schüler, Gustav: Balladen. Leipzig, Fritz Eckardt-Verlag. Geb. 4 Mk.

Gustav Schüler, der durch seine kraftvolle religiöse Lyrik den Meisten bekannt geworden ist, offenbart sich in diesem Buch von einer neuen überraschenden Seite. Seine Balladen weisen nichts von der lyrischen Subjektivität, die so oft der Balladendichtung gefährlich geworden ist. Sie sind mit wuchtigem Meißelschlag hingehauen, glänzende, kantige, schroffe Blöcke. Darum leuchtet über ihnen der Goldglanz der reinen Epik. Der Dichter liebt in der Verwendung der darstellerischen Mittel äußerste Knappheit. Es ist, als sähe man ihn mit Gewalt die übermächtig sich andrängende Bilderflut eindämmen. Aber die Umrisse der einzelnen Bilder sind dafür mit solcher Sicherheit gezeichnet, daß das beschauende Auge mühelos den Raum mit all der Pracht füllt, die jene Umrisse einschließen. Schüler ist in seinem Dichten nordisch-herb. Das Weiche, Gewinnende, Versöhnende des Südens ist nicht seine Sache. Seine dichterischen Gesichte gleichen den schroffen Klippen an der norwegischen Küste, von der Märchenpracht des grünfunkelnden Meeres umspielt und von den weißen Flügeln der Möwen umsilbert. Sie sind voll düsterer Schönheit, voll schwerer Ahnungen, sie bergen grauenvolle Tiefen. Von König Helge und Königin

Oluf raunt ein Sang, in dem der Riesentrotz in Mannes- und Frauenseele mit blutiger Wucht ringt, von holstenschen Bauern weiß er zu sagen, die in wortloser Liebe zum schmerzgequälten Weib das Letzte und Teuerste, das „Notholz“ hingeben. Einer Novelle von Allan Poe entstammt die Vision des „roten Kavaliers“, und am Sterbebett Napoleons I. drängen sich dräuende Geister in flüsterndem Grauen. Die deutsche Geschichte gibt die leuchtenden Gestalten Ludwigs des Bayern und Friedrichs des Schönen, die einst Uhlands Auge beglückten, und die Innigkeit deutschen Gemütslebens feiert die stille poetische Erzählung „Mutters Heimkehr“, die meine Jungens im Jugendverein so begeistert hat, daß sie an Weihnachten sie in melodramatischer Form dargestellt haben. So steht nebeneinander Lebensfluch und Lebensüberwindung, alles in der gleichen inneren Kraft erlebt und in dem reinen Ebenmaß der Form durchgebildet. Mich hat das Buch aufs tiefste gepackt Ich stelle diese Balladen getrost zusammen mit Börries v. Münchhausen, L. v. Strauß und Torney und Detlev v. Liliencron. Ein prächtiges Geschenk für Menschen, die deutsche Urkraft lieben!

K. Hesselbacher.

Neues aus dem Verlag von Max Hesse.

Um die Neuherausgabe von klassischen Dichterwerken haben sich in neuester Zeit die verschiedensten Verlage bemüht. Wir haben daher heute eine fast überreiche Auswahl von Ausgaben aller möglichen Art, von den teuersten, luxuriösesten bis hin zu ganz billigen, von solchen, die auf kritische und gelehrte Anmerkungen und Einleitungen verzichten, und anderen, die einen ganzen Apparat von Erläuterungen in Bewegung setzen usw. — Einen eigenen Weg hat von Anfang an Max Hesse eingeschlagen. Er suchte allen Möglichkeiten, die sich boten, nach Kräften gerecht zu werden und eine Verbindung der Prinzipien der Vollständigkeit, sach- und fachgemäßer Bearbeitung durch die besten jeweils in Betracht kommenden Kenner des Dichters, guter solider Ausstattung und Billigkeit anzustreben. Daß dieser Versuch auf richtiger und gesunder Grundlage fußte, ist durch den seitherigen Erfolg der Hesse'schen Klassiker-Ausgaben dargetan. Auch die letzten Bände beweisen das. Da liegen zuerst August Graf von Platens sämtliche Werke*) in 12 Bänden vor mir, eine Monumentalausgabe, die von gründlichstem Gelehrtenfleiß zeugt, denn sie gibt mit den früheren Arbeiten des Grafen Fugger, von Redlich, von G. von Laubmann und L. von Scheffler und unter gewissenhafter Prüfung und Verwendung aller bisherigen Fassungen und Lesarten der Werke ein Bild von dem Leben und Schaffen Platens, das von dem herkömmlichen wesentlich abweicht und ganz neue Gesichtspunkte aufdeckt, die zur Beurteilung des viel verkannten Dichters wichtig sind. Die ausgezeichnete und nun wohl erschöpfende und abschließende Biographie ist von Max Koch geschrieben; ebenso sind die Gedichte, abgesehen von der Jugendlyrik, die Dramen und der dramatische Nachlaß von Koch eingeleitet, glossiert und mit einem sorgfältigen, kritischen Lesartenapparat versehen. Die Jugendlyrik, die Übersetzungen, die epischen und prosaischen Dichtungen hat Erich Petzet, jener Forscher, der schon 1902 den dramatischen Nachlaß Platens zum erstenmal systematisch erschlossen hat, herausgegeben und mit vielen zum Verständnis der Platenschen Kunst erforderlichen und wichtigen Anmerkungen versehen. Sehr dankenswert ist auch das von Petzet besorgte chronologische Verzeichnis der sämtlichen Werke Platens. Ganz besonders wertvoll aber ist die Tatsache, daß hier zum ersten Male der gesamte handschriftliche Nachlaß des Dichters lückenlos veröffentlicht ist. —

Sehr empfehlenswert ist auch die neue Hessesche Milton-Ausgabe,**) die von Prof. Dr. Hermann Ullrich besorgt ist. Sie ist als eine Art Seitenstück zu der Dante-Ausgabe von Zoozmann gedacht. Mit großem Fleiß ist alles Wichtige über den Lebenslauf des Dichters in einer eingehenden Biographie zusammengefaßt, die zugleich auch auf die bewegten Zeitverhältnisse, auf die politischen, religiösen und literarischen Strömungen Rücksicht nimmt und so den Dichter in seine Zeit

*) August Graf von Platens sämtliche Werke in zwölf Bänden. Historisch-kritische Ausgabe mit Einschluß des handschriftlichen Nachlasses. Herausgegeben von Max Koch und Erich Petzet. Broch. Mk. 6,— in 4 Leinenbänden Mk. 8,—. Leipzig, Max Hesses Verlag.

**) John Miltons poetische Werke. Herausgegeben mit biographisch-literarischen Einleitungen und vollständigem Kommentar von Prof. Dr. Hermann Ullrich. Brosch. Mk. 1,50, in Leinenband Mk. 2,—. Leipzig, Max Hesses Verlag.

stellt und ihn aus seiner Zeit heraus verstehen lehrt. Die Übersetzungen von Bernhard Schuhmann, Alexander Schmidt und Immanuel Schmidt, die zum Teil nur mit großen Schwierigkeiten zu beschaffen gewesen sind, sind geschickt und gut gewählt, und der Herausgeber hat wohl daran getan, auch seinen eigenen Übertragungen, die vor allem in absoluter Treue dem Original angepaßt sind, ergibigen Raum zu gönnen. Die jeweiligen Einleitungen sind mit Verständnis und Liebe zur Sache geschrieben. Die Anmerkungen und Erläuterungen, die hier immer als eine Art Anhang hinzugefügt sind, geben erschöpfend Aufschluß über alles Wissenswerte. Chronologische Daten und eine dankenswerte Bibliographie der englischen Ausgaben von Miltons Werken, sowie der deutschen Übersetzungen vervollständigen die Ausgabe. — Angeschlossen seien hier die von Ladislaus von Neugebauer übersetzten Gedichte von Alexander Petöfi*), die als Ausgabe der „Petöfi Gesellschaft" in dritter Auflage herausgekommen sind und uns den großen Lyriker Ungarns in seiner ganzen Eigenart vor Augen führen.

Ein großes Verdienst hat sich Hesse erworben, daß er uns die „Menschliche Tragödie" von Johannes Scherr**) in einer wohlfeilen Ausgabe beschert hat. Es steckt zweifellos ein bedeutender kultureller Wert in diesen Studien, Skizzen und Bildern Scherrs, dieses überaus feinen Stilisten und zugleich scharf urteilenden kritischen Kopfes. Auf Einzelheiten kann hier natürlich nicht eingegangen werden. Man muß Scherr in seiner ganzen Art selber genießen und wird immer aufs neue gefesselt werden von der werbenden Kraft seiner Sprache, von der Großzügigkeit seiner Anschauungen, von seiner erstaunlichen Kunst, in prägnanter Weise zu charakterisieren und ohne Winkelzüge auch den schwierigsten und kniffliсhsten Problemen freimütig zu Leibe zu gehen. All das spricht sich am glänzendsten eben in seinem großangelegten Hauptwerk, der „Menschlichen Tragödie", aus, zu dem dann in der Hesseschen Ausgabe noch andere, z. T. schon früher erschienene Schriften, kommen, so daß jetzt eine Gesamtausgabe der zehn wesentlichsten kulturgeschichtlichen und erzählenden Werke Scherrs vorliegt.

Daß Max Hesses Verlag aber nicht nur den klassischen Dichtern durch gute und billige Neuausgaben gerecht wird, sondern seine Aufmerksamkeit auch den bedeutendsten neueren Dichtern zuwendet und für sie wirbt, verdient besondere Anerkennung. Viel Gute hat in dieser Hinsicht schon die „Volksbücherei" des Verlages gewirkt, deren Aufgabe es ist, neben älteren Dichtern auch „anerkannte dichterische Größen der Gegenwart" zu Wort kommen zu lassen. Als neues Bändchen liegt mir eine Auswahl aus den Erzählungen Konrad Telmanns*) vor unter dem Titel „Sein Nebenbuhler u. and. Erzählungen", die dem Bedürfnis nach guter Unterhaltungslektüre nachkommt. — Weiter ist in der Sammlung „Moderne Lyriker" Gustav Falke**) neu aufgenommen worden und zwar in einer verständnis- und liebevollen Studie von Friedrich Castelle. Zuerst ist das Leben und der künstlerische Werdegang dieses feinen und und reifen Lyrikers, dieses Lebenskünstlers im besten Sinne des Wortes, geschildert in lebendiger, gleichsam plaudernder Darstellung. Es folgt dann in gleich fesselnder und zugleich anschaulicher und instruktiver Weise, immer durch eingestreute Proben die Kunst Falkes erläuternd, eine kurze Charakteristik seines lyrischen Schaffens, seiner Liebeslyrik, seiner Naturbilder, seiner humorvollen Lieder, seiner köstlichen, schalkhaften Kindergedichte, ein lyrisches Sondergebiet, auf dem Falke heute als Meister dasteht und endlich seiner balladenartigen Dichtung. So kann das sehr empfehlenswerte Büchlein als ein ausgezeichneter Wegweiser zur Kunst Gustav Falkes gelten. — In der gleichen Sammlung ist jüngst auch ein Bild Ferdinand von Saars***) erschienen, das Max Morold in kurzen, bezeichnenden Strichen entworfen hat und das, gleichfalls mit reichlichen lyrischen Proben versehen, ein guter Führer zu Saar ist. —

*) Alexander Petöfi, Gedichte. Aus dem Ungarischen von Ladislaus von Neugebauer. 3. Aufl. Brosch. Mk. 1,50. In Leinenband Mk. 2,—.

**) Menschliche Tragödie. Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder von Johannes Scherr. 12 Bände. Volksausgabe. 1.—5. Tausend. In 4 Leinenbänden Mk. 10,—. Leipzig, Max Hesses Verlag.

*) Konrad Telmann, Sein Nebenbuhler u. and. Erz. Geb. 80 Pf. Leipzig, Max Hesses Verlag.

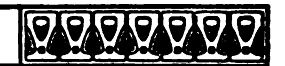
**) Gustav Falke, von Friedrich Castelle. Geb. 80 Pf. Leipzig, Max Hesses Verlag.

***) Ferdinand von Saar. Von Max Morold. Geb. 80 Pf. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Auch die von Jakob Minor mit ganz kurzen einleitenden Sätzen herausgegebenen drei Novellen Saars*) dienen dem Zweck, nachdrücklich auf diesen viel zu wenig gekannten und gelesenen österreichischen Dichter hinzuweisen. Vor allem aber bereiten beide Bücher prächtig vor auf den Genuß der ersten großen Gesamtausgabe**) der Werke Ferd. von Saars, die im Auftrage des Wiener Zweigvereins der Deutschen Schillerstiftung von Anton Bettelheim und Jakob Minor in 12 Bänden veröffentlicht sind. Bettelheim war der berufene Biograph Saars. Er hat alle Handschriften, Urkunden und Drucke sorgfältig benutzt, so daß hier zum ersten Male ein quellenmäßiger, trotzdem jedoch warmherzig geschriebener Bericht über das tragische Leben Saars und über sein reiches Schaffen gegeben ist. Die Werke des Dichters sind jeweils kurz von Minor eingeleitet, der auch als Anhang noch eine sorgfältige Bibliographie angefügt hat. So stellt diese Ausgabe Saars, die der Dichter leider nicht mehr erleben sollte, eine pietätvolle Erinnerungsgabe dar. Sie legt ein ruhmvolles Zeugnis ab von dem reichen und reifen Schaffen eines Dichters, der durch diese vollständige und wohlfeile Ausgabe nun hoffentlich nach seinem Tode die Verbreitung finden wird, die ihm im Leben nicht beschieden war.

Dr. Richard Dohse.

Zeitschriftenschau.



Wie Wilhelm Raabe ihm ein Freund fürs Leben geworden ist, erzählt in einer nach vielen Richtungen hin interessanten Zuschrift an die Dortmunder „Arbeiter-Zeitung“ (Jahrg. 19, Nr. 289) ein Arbeiter aus dem Münsterland:

„Raabe wollte dem kleinen Mann, dem Bedrückten und Leidenden, ein Zufriedenmacher sein, damit ist er eine Gefahr für die Leidenden und Unterdrückten; denn nicht bescheiden dürfen sie sein, wenn es besser werden soll, sondern erheben müssen sie sich.“ So steht in einem auch von der „Arbeiter-Zeitung“ vor ein paar Tagen gebrachten Artikel des Braunschweiger „Volksfreund“. So richtig der Satz an sich ist, seine Bezugnahme auf Raabe trifft wohl nicht ganz zu, denn Raabe ist nicht so sehr „Zufriedenmacher“ für die uns umgebenden Verhältnisse (dann wäre er allerdings eine Gefahr), als „Zufriedenmacher“ (wenn ich den schiefen, nicht alles sagenden Ausdruck beibehalten will) in Bezug auf uns selbst. Raabe kann einem an sich verzweifelnden Menschenherzen wieder Mut einflößen, einem gesunkenen Menschen wieder Achtung vor sich selbst geben, einen mit der ganzen Welt Verfallenen wieder durch einen erwärmenden, belebenden Sonnenstrahl aufrichten. Das hat auch mancher Proletarier nötig. Auch ich habs erfahren in der schwersten, trübsten Zeit meines Lebens, während einer schweren Berufskrise als blutjunger Mensch mit einem Fuße im Lumpenproletariat stehend. Da wurde mir Wilhelm Raabe ein Tröster, da richtete er mich wieder auf, und der „ewig alte Mann“, der das kann, ist doch sicher keine unbedingte Gefahr für die Leidenden und Unterdrückten.

Bekannt wurde ich mit Raabe durch einen bankerotten, ebenfalls arbeitslosen Kaufmann, der, wenns möglich war, auf der sozialen Stufenleiter noch eine Sprosse tiefer als ich stand. Aber trotz seines äußeren Elends war dieser prächtige Mensch innerlich reicher als mancher Millionär. Sein Reichtum bestand in seinen Büchern. Hatte sie auch schon vor Jahren der Gerichtsvollzieher geholt, er besaß sie noch in seinem Kopf und in seinem Herzen. Nicht müde wurde er, von seinen Büchern zu erzählen, und der Gipfelpunkt seiner Begeisterung war immer eine ihm einst gehörende, selten gewordene Ausgabe von Scheffels „Ekkehard“ (oder wars „Der Trompeter von Säckingen“?) und Wilhelm Raabe. Nicht genug konnte er mir einprägen, wie Raabe gelesen werden müsse: Sonntagsnachmittags, auf dem Sofa liegend und eine gute Zigarette rauchend. Wie ich

*) Ferdinand von Saar, Doktor Trojan — Conte Gasparo — Sündenfall. Drei Novellen. Gebd. 80 Pf. Leipzig, Max Hesses Verlag.

**) Ferdinand von Saars sämtliche Werke in 12 Bänden. Im Auftrage des Wiener Zweigvereins der Deutschen Schillerstiftung mit einer Biographie des Dichters von Anton Bettelheim, herausgegeben von Jakob Minor. Brosch. Mk. 8,—, in 4 Leinenbänden Mk. 10. Leipzig Max Hesses Verlag.

später ausprobieren konnte, war der Rat sehr gut. Hoffentlich hat auch er wieder einmal so seinen geliebten Raabe lesen können.

Es glückte mir auch, „Alte Nester" zu erwischen. Doch ich war enttäuscht, vollständig enttäuscht, nach ein paar Seiten wurde das Buch wieder zur Seite geworfen. Ich war das erste Mal bei Raabe zu Gast gewesen, doch sein Mahl hatte mir nicht gemundet. Und dabei war ich doch in der „Literatur" schon etwas bewandert, galt ich doch während meiner Schulzeit als berufenster Kritiker unserer Lektüre, der Indianer„kneller" zu 10 und 25 Pfennig, konnte ich doch „Jack, der Bauchaufschlitzer", „Schinderhannes", „Das Geheimnis der Prinzessin" und ähnliche „Perlen" der Schundliteratur bald auswendig. Doch, daß ich diese rohen Totschläger des Geschmacks kannte, war schließlich nicht so schlimm, aber daß ich auch die „Romane der literarischen Giftmischer vom Schlage der Marlitt, Heimburg und Konsorten gelesen hatte, das war sehr schlimm. Diese „Literatur" ist die gefährlichste für den guten Geschmack und für den ganzen Menschen, weil in ihrer Effekthascherei durchaus unkünstlerisch und wegen ihrer inneren Verlogenheit durch und durch unsittlich (wobei ich natürlich den Begriff Sittlichkeit nicht der Lex Heinze entnehme). Doch die Begeisterung meines Freundes ermunterte mich immer wieder und bald erschloß sich mir der ganze Raabe, da hatte ich das erste Mal in meinem Leben aus einem klaren Born einen wahrhaft herzerquickenden Trunk geschöpft. Raabe, diese „Gefahr für die Leidenden", richtete mich wieder auf, gab mir frischen Lebensmut, der innere Mensch war umgewandelt, neu geboren. Bessere Zeiten verwandelten auch den äußeren, aber Wilhelm Raabe ist mir ein Freund geblieben, und wenn ich seine Bücher lese, so habe ich noch heute einen Feiertag.

Der innere Mensch wurde umgewandelt, sagte ich, und diese Umwandlung war für mich notwendig. „Der Mensch ist, was er ißt", ein sehr wahres Wort. Und so hatte ich, der ich sehr wenig zu essen hatte, mir eine gar magere Philosophie ausgesonnen, deren einzigste Lehre lautete: Mir ist alles Wurst! Meine Lieblingslektüre war damals ein Reclambändchen „Nirwana", das Nichts, dessen Motto ungefähr war:

> Hast einer Welt Besitz du dir gewonnen,
> Sei nicht erfreut darüber: Es ist Nichts!
> Und ist dir einer Welt Besitz zerronnen,
> Sei nicht im Leid darüber: Es ist Nichts!
> Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen,
> Geh an der Welt vorüber: Es ist Nichts!

Das war damals meine Lebensanschauung. Traurig, was unsere wirtschaftlichen Verhältnisse aus dem Menschenherzen machen können, wie wüst und trostlos es im Kopfe manches Proletariers durch diese elenden heutigen Zustände aussieht. Mit Grausen denke ich an diese düstere Zeit meiner Jugend zurück, mit Entsetzen denke ich daran, daß auch in meinen Kindern dereinst durch äußere Not der innere Mensch fast getötet werden könnte, daß einst auch solche elenden Gedanken hinter den Schläfen meiner Kinder wohnen könnten.

Doch außer Wilhelm Raabe hatte ich noch einen Lichtblick in dieser schweren Zeit. In der Dresdener Bildergalerie wars. Mit einem Auge betrachtete ich die herrlichen Gemälde, mit dem andern suchte ich auf dem glatten Parkettboden nach einem Fünfzigpfennigstück (oder sei es auch nur ein Fünfpfennigstück), um meinen rebellischen Magen zu besänftigen, Verhungernde geraten ja leicht auf solche und ähnliche an Wahnsinn erinnernde Gedanken. Da kam ich vor die Sixtinische Madonna, die sah ich schon mit beiden Augen an, und vor der Holbeinschen Madonna da ging mir auch das Herz auf. Da fiel wieder einmal ein warmer Sonnenstrahl in ein kaltes Herz. Religiöses Gefühl spielte bei mir, der ich nie an einen Gott glaubte, sicher nicht mit, aber diese Größe und Reinheit des Künstlers ergriff mich. Diesen Augenblick vergesse ich nie.

Die sozialistischen Ideen waren mir damals vollständig fremd und ich glaube, ich wäre ihnen auch nicht zugänglich gewesen. Sozialismus ist für die Menschen mit Mark in den Knochen, er erfordert Trotz, Energie und Selbstbewußtsein, ich ergab mich geduldig und tatenlos. Im Elend, welches so groß ist, daß der Mensch darin untergeht, kann der Sozialismus nicht gedeihen. Diesen Armen

wird der Sozialismus einst ein Erlöser sein, aber diese zerknickten, zerschmetterten Menschen werden keine Mitkämpfer sein. — —

Viele Verlorene gibts, sie bevölkern die Zucht- und Arbeitshäuser, sind die ständigen Gäste der Landstraße, sie sind dem Einfluß des Elends auch moralisch erlegen, sie gehören nach der Sprache des satten Mannes mit dem vollen Magen zum „Abschaum der Menschheit". Jeder hohe Gedanke, jedes edle Gefühl ist in ihnen getötet, denn Hunger ist ein furchtbares Gift; was er einmal zerstört hat, ist schwer wieder zu beleben. Wehmütig sehe ich diese Unglücklichen, denn wie nahe führte mein Schicksal mich ihrer Bahn. Der feste Halt vor diesem Elend war meine Freundschaft mit dem Guten, Schönen, Reinen. Und dies Gute, Schöne, Reine verkörperte sich damals mir in zwei Namen: Holbein und Raabe.

Doch wenn die Krise und damit die Arbeitslosigkeit noch länger angehalten hätte? Mich schauderts. — —

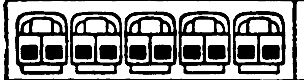
„Raabes Werke wären Bromkali für die Arbeiterschaft, ein Niederschlagungsmittel und kein Befeuerungsmittel, wenn die Arbeiterschaft noch Lust hätte, sich mit Niederschlagungsmitteln trösten zu lassen," heißt es dann weiter im „Volksfreund". Ganz recht, wenn Raabe der Schriftsteller der Arbeiter wäre, wenn sie nur seine Bücher lesen würden. Die uns notwendige Begeisterung, die erbarmungslose Schilderung der heutigen Gesellschaft finden wir bei Raabe nicht, aber es braucht doch nicht alles über einen Leisten geschlagen zu sein. Der „Volksfreund" fährt dann fort: „Deshalb hat Raabe, der Philosoph Raabe, der klassenbewußten Arbeiterschaft nichts zu sagen, deshalb ist er für die fortschreitenden Generationen schon lange ein toter Mann." Gewiß, die Philosophie Raabes, „das Bescheiden im Kleinen, das Überwinden des Leides, indem man es gelassen trägt und sich an seinem eigenen inneren Werte erbaut und erhebt," ist für einen klassenbewußten Arbeiter unverdaulich, aber absolut ungefährlich, diese Philosophie findet im Kopfe eines modernen Arbeiters kein Plätzchen. Aber seine prächtigen Personen und sein goldener Humor lassen doch in uns eine festesfrohe Stimmung aufkommen, ist er uns kein Schriftsteller für den Kopf, so ein Poet fürs Gemüt, und der Proletarier hat nicht nur einen Kopf, der ihn kämpfen heißt, sondern auch ein Herz, das ihn am Heiligen Abend den Weihnachtsbaum schmücken läßt.

Schildert Raabe auch nicht die Massennot und das Massenelend unserer Zeit gleich einem Zola, so ist er doch sicher ein ganz großer Künstler. Von seinen Werken geht ein reiner Hauch von innerer Wahrheit aus, und die Wahrheit erhebt immer. Gibt der Philosoph uns nichts, der Erzähler gibt uns desto mehr. Ich glaube, viele Arbeiter hätten Genuß beim Lesen Raabescher Erzählungen. Aber leider kann nicht jeder Arbeiter Raabe lesen. Wer von Eschstruth, Marlitt, Heimburg oder von den Romanen in den bürgerlichen Zeitungen (einige rühmliche Ausnahmen gibts) kommt, der steht vor Raabescher Erzählungskunst ratlos, der findet schwer einen Weg zu Raabe. Sein an zuckersüße Speisen gewöhnter Magen kann die derbe Hausmannskost Raabes nicht vertragen. Aber wer erst Raabe lesen kann, der wird niemals wieder seine Hand nach irgend einer „Novelle" oder einem „Roman" der „beliebten" Schriftsteller und Schriftstellerinnen, wie sie uns so oft als Unterhaltungsliteratur angepriesen werden, ausstrecken, er hat die ewige Liebesabbelei und die Unwahrhaftigkeit der geschilderten Menschen und Verhältnisse satt. Er hat dann kennen gelernt, was Kunst ist, was Stil ist, was Charakterschilderung heißt, was Echtheit des Milieus bedeutet. Raabes Erzählungen bilden den Geschmack; wenn die Arbeiterschaft fähig ist, Raabe zu lesen, der Kampf gegen die Schund- und Schmutzliteratur brauchte nur noch gegen die höheren Klassen geführt zu werden. Weil aber Raabe der große Künstler ist, weil seine Bücher den Geschmack der Leser bilden, und weil absolut keine Gefahr vorliegt, daß durch das Lesen seiner Schriften ein Sehnen nach der „guten, alten Zeit" die Arbeiter erfaßte, deshalb gehört eine Auswahl seiner Schriften in jede größere Arbeiterbibliothek. Seine Bücher werden auch Leser finden, wie es der Bericht unserer Leipziger Bibliothek deutlich ausweist.

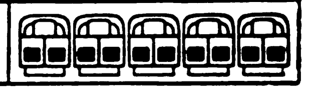
Mir hat bisher sehr wenig wahrhaft imponiert: Die Holbeinsche Madonna, der Kölner Dom, die „Nachtwache" des Malers Rembrandt, der Volksmann Bebel, die vormärzlichen Schriften von Karl Marx, der Dichter Grabbe und der

Erzähler Raabe. Marx hab ich für Verstand und Willen, Grabbe für tolle Phantasie und Schaudern, Raabe für Gemüt und Fröhlichsein.

Ein wunderliches, systemloses Gemengsel. Na, vielleicht gehöre ich auch zu den kuriosen Menschenkindern, wie sie oft in Raabes Schriften geschildert sind.



Mitteilungen.



Wilhelm Raabe und Süddeutschland. Es war die Zeit seiner jungen Ehe, die Raabe in Süddeutschland verlebt hat. Von 1862 bis 1870 dauerte sein Aufenthalt in Stuttgart. Er hat also die böse Zeit um 66 bei den Schwaben verbracht An heiklen Situationen wird es da nicht gefehlt haben, denn daß das gemütliche Völkchen am Nesenbach und andern Nebenflüssen des Neckarstroms unter Umständen sehr ungemütlich werden kann, wissen die Leute dort selber am besten und tun sich sogar nicht wenig darauf zu gut. Sie nennen das niedlich „saugrob werden." Um jene Zeit aber glaubten sie einige Gründe zur Ungemütlichkeit zu haben, was auch ein Nichtschwabe begreifen wird. Gerade in Stuttgart ging die Ungemütlichkeit bis zur Rabiatheit. Bedeutende und aufgeklärte Männer teilten vollauf den zornigen Haß der Massen. Da hat gewiß von Seiten des nordischen „Ausländers" viel feiner Takt dazu gehört, um häßliche Ausbrüche zu vermeiden; denn wenn Raabe auch nach seinen standesamtlichen Akten kein Preuße war, den Stuttgartern galt er sicher für einen, auch weiß sein Freund Wilhelm Jensen, der die Lage mit Raabe teilte, von einigen recht peinlichen Auftritten zu berichten, die aber doch mehr ins Schnurrige als ins Tragische ausliefen.

Wilhelm Raabe aber scheint — es war ja die Zeit seiner jungen Ehe nur Liebes und Freundliches in der Erinnerung behalten zu haben. In einem Curriculum vitae aus seinen letzten Jahren schreibt er: „Mit Freude, aber auch mit Wehmut gedenken zwei Greise heute noch an jene junge, gute, sonnige Zeit unter den Reben und den Freunden und Freundinnen des Neckartals."

Und glückliche Tage in jedem Sinn müssen es gewesen sein, denn Raabes bedeutendste Bücher, „Die Leute aus dem Walde" „Der Hungerpastor" „Abu Telfan" und der „Schüdderump" sind in den acht Stuttgarter Jahren entstanden und ans Licht getreten. Es sind freilich sehr ernste, zum Teil düstere Dichtungen, voll Schwermut und Resignation, von einem stellenweise geradezu niederdrückenden Gefühlspessimismus; um so mehr Veranlassung ist, zu betonen, daß diese Bücher Raabes glücklichster Lebensepoche angehören, woraus denn hervorgeht, wie wenig des Dichters Weltanschauung in dem Sinn subjektiv bedingt war, daß sie in der Not und Bedrängtheit des eigenen Ichs wurzelte, wie sie vielmehr, über die persönliche Sphäre weit hinausgreifend, in der religiösen Empfindung des Alls ihren tiefen Grund hatte.

Nicht in Stuttgart geschrieben ist der „Christoph Pechlin." Um so mehr ist er's in der Erinnerung daran. Raabe hat darin seinem Stuttgarter Aufenthalt ein Denkmal gesetzt. Und dem man es wahrlich nicht anmerkt, daß das Buch aus einem tiefen Zwiespalt der Gefühle entstanden ist, dem Zwiespalt von freudiger Genugtuung über die großartige politische Neugestaltung des Vaterlands einerseits und einer unüberwindlichen Verstimmung über die moralischen und kulturellen Begleiterscheinungen dieser nationalen Errungenschaft; also daß der Dichter später dieses Buch selber als die Narrenkappe bezeichnen möchte, die er sich aufgestülpt hat, um über einen gewissen Jammer — Jammer für ihn und seinesgleichen, Rausch und toller Jubel für die „andern" — mit heimlich blutendem Herzen hinweg zu kommen; siehe das Vorwort zur zweiten Auflage.

Er nennt nichts desto weniger in diesem Vorwort mit seinem Schluß von dem „Lump unter Lumpen" den Pechlin ein „liebes Buch", und seine „Rechtfertigung" desselben gegenüber den empfindsamen Seelen klingt deutlich genug als Ironie. Überdies weiß der Schreiber dieses aus Privatbriefen und Gesprächen noch ganz besonders, wie Raabe sich zu dem Schwabenbüchlein, dem lustigsten, das er je geschrieben, in der Tat gestellt hat. Es braucht eben ein Künstler nur selber halbwegs übel von seinem Werk zu sprechen, sofort sind Leute da, die ihn beim Wort und seine Ironie für blutigen

Ernst nehmen. Und also meint, um nur einen zu nennen, auch Alfred Biese, den Pechlin als Unterhaltungslektüre abtun zu müssen. „Ei, daß dich das Mäusle beiß," würde der Pechle sagen. Und, so frage ich, ist Lustigkeit denn keine Tugend? Ist sie gar ein Laster? Sehr große ernste Philosophen und sogar große Heilige haben immer das Gegenteil behauptet. Und Unterhaltungslektüre? Dieses Wort sollte wahrlich kein Schimpfwort sein. Daß eine Sache unterhaltend ist, ein Gespräch z. B., kann unmöglich als ein Fehler gebrandmarkt werden. Ausschlaggebend ist das Subjekt, das unterhalten wird. Ich kenne Leute, und zwar ganz unliterarische, denen die Odyssee die liebste Unterhaltungslektüre ist. Andere dürften sogar ähnliches von Plutarch sagen, andere von Plato, wieder andere von Schopenhauer. Abermals andere sind bei sich überzeugt, daß die unterhaltendste Unterhaltungslektüre des 19. Jahrhunderts von einem gewissen Friedrich Nietzsche geschrieben worden ist. Man liest in verschiedener Absicht und zu verschiedenen Zwecken. Das beste Lesen aber bleibt — dem Kantschen Imperativ zum Trotz — wenn wir zu unserem Vergnügen lesen. Was uns Vergnügen macht (oder Mißvergnügen), darauf allein kommt's an. Der Kauz Pechlin aber hat bei Gott nicht den Vielen und Allzuvielen Vergnügen gemacht. Nach einem Vierteljahrhundert seines Erscheinens war noch nicht die erste Auflage verkauft.

Zu den bedeutungsvollsten Büchern Raabes gehört der Pechlin gewiß nicht, aber daß die lustige Dichtung aus einer tiefen Verstimmung, ja aus einem moralischen Ekel herausgeschrieben sein soll, kann man doch kaum glauben in anbetracht der herrlichen Laune, die der schnurrige Roman auf jeder Seite atmet und die uns das Urteil abnötigt: das ist ein glückliches Buch. Es verfällt kurz vor dem Schluß etwas allzu grotesk ins Abenteuerliche; diese Ausschweifung jedoch ausgenommen, wo Raabe seinen englischen Vorbildern nicht ihr Vortrefflichstes nachmacht, ist die Erzählung im besten Sinn ernst, beruhen darin Charaktere und Handlung auf sicherster allgemeiner wie lokaler Psychologie innerhalb einer in den wahrsten Farben und den bestimmtesten Umrissen gegebenen Lokalität und Umwelt. Das Tempo der Erzählung ist, einige stockende Seiten weggedacht, ganz meisterhaft und die dargestellten Menschen sind von einer sinnlichen Fülle und körperlichen Rundung, wie sie Raabe nur je erreicht hat. Dieser Dichter hat sonst bedeutendere Menschen dargestellt, lebendigere kaum. Der Pechlin vor allen ist ja keine große, aber eine echte Natur, und, wie der sächsische Baron zu ihm kontrastiert, gehört schon in die Komik höchster Gattung. Eben so sicher und scharf sind die Frauen individualisiert, die Dienstmädchen mit inbegriffen. Wohl wird fortwährend an die Karikatur gestreift; aber so, wie es geschieht, mit klarstem Wissen und Wollen, ist es kein Fehler, sondern ist bedingt im Stil des Ganzen, in Sinn und Absicht der komischen Erzählung.

Dabei ist außerdem alles in hohem Grad typisch. In erster Linie wieder der Pechlin. Nicht das Schwabentum im ganzen natürlich, aber einzelne markante Züge desselben repräsentiert er vorzüglich. Die Vereinigung von formlosem Naturburschenwesen und gründlicher klassischer Schulbildung, von Philisterei und Idealismus, von Grobheit und Lyrik, von sozusagen Aristophanes und Plato, von fauler Bummelei und industrieller Schreibfertigkeit, von Waldluft und Pfeifenrauch und Kneipe; dieses Urschwäbische des Deutschtums, oder Urdeutsche des Schwabentums, wo wäre es je mit so göttlicher Laune, mit so wohlwollender Ironie erfaßt und dargestellt worden, komisch bis zur Karikatur, ja, und doch so wahr im innersten Kern.

Das gilt auch von Raabes Behandlung des schwäbischen Dialekts, ein Boden, den noch kein norddeutscher Schriftsteller ohne arge Entgleisungen betreten hat. Raabe hat den schwäbischen Tonfall gut im Ohr. In die Feder läßt er ihn nur mäßig fließen, aber doch genügend, daß wir ihn voll heraushören, was für die Kunst innerlich mehr bedeutet, als wenn er ihn peinlich genau abschriebe. Offenbar hat Raabe gerade die Schwierigkeit gereizt; denn er, der sonst sich wenig bemüht, die Leute in ihrer Sprache reden zu lassen, an deren Stelle er lieber die eigene setzt, so lange es sich nicht um komische Verzwicktheiten handelt, schwelgt im Pechlin nur so in Dialektklängen, auch das Frankfurtersche kommt vortrefflich heraus. Was unserem Raabe so gut geglückt ist, andern ist es gründlich mißraten. Denn die Aufgabe hat ihre verdammte Schwierigkeit. In dem Lustspiel „I a" von Fr. Th. Vischer sind die schwäbischen Menschen ganz köstlich, der

Herr aus Norddeutschland aber ganz unleidlich, ganz unverantwortlich karikiert. Und so ist in den Buddenbrooks von Thomas Mann, der dem norddeutschen Wesen so gerecht wird, die Münchner Episode voll geradezu schreienden Verzeichnungen neben wenigen richtigen Zügen. Solcher Beispiele ließen sich eine Menge anführen. Raabe aber hat es vermocht, die schwäbischen Seelen und Körper mit großer Richtigkeit zu portraitieren; sein Christoph Pechlin ist bis zum Verwundern echt.

Erfolg hatte das Buch freilich nicht in Schwaben. Schon im Allgemeinen lieben es die Leute nicht, sich von einem Außenstehenden zur lustigen Person machen zu lassen, und die Schwaben ganz besonders verstehen nicht leicht einen Spaß. Bei ihnen gehört wenig dazu, daß ihnen eine Sache über den Spaß geht. Pechle nimmt sich gegen die andern alles mögliche heraus, er selber ist schnell empfindlich.

Wer kann überhaupt vertragen, daß man ihn lustig nimmt? Kein Philister je. Sogar Literaturgeschichtschreiber können da hineinfallen, wie wir gesehen haben. Nur freie Geister vertragen die Komödie auch dann noch, wenn sie sich selber darin begegnen. Ich weiß nicht, ob Raabe in der eingangs zitierten Stelle unter den Freunden und Freundinnen vom Neckar etwa nur Stammverwandte oder ob er wirklich Schwaben oder Schwäbinnen damit gemeint hat, aber so viel weiß ich, daß unter den Dichtern der jungen Generation, die dem alten Raabe eine besonders innige Verehrung entgegen brachten, die aus Schwaben stammenden vielleicht an allererster Stelle zu nennen wären. Zu einer Zeit, wo in Deutschland ganz andere Götter galten, war es ihnen ein Bedürfnis, von Zeit zu Zeit nach Braunschweig zu wallfahrten, und ihre huldigende Einkehr bei dem Einsiedler dort gehörte, wie ich ganz persönlich weiß, zu dem Willkommensten, was dem Dichter lange Zeit von außen her widerfahren ist. Leute wie Emil Strauß, Robert Jacques und Dr. Owlglaß waren darunter.

Doktor Owlglaß vom „Simplizissimus" — wie merkwürdig nicht wahr? Durch seine Veranlassung bekamen wir auch hier in München, am 6. Januar, eine zahlreich besuchte Raabefeier, bei der Wilhelm Jensen, der Freund, einen schönen Prolog sprach und Dr. Owlglaß Stellen aus Raabes Büchern las. War diese Feier — ich weiß es nicht — gar die erste und bis jetzt einzige in Deutschland?!

Benno Rüttenauer.

Ein Raabebüchlein aus der Feder unsres verehrten Mitarbeiters Heinrich Spiero wird in den nächsten Tagen in der neuen Volksbüchersammlung von Velhagen und Klasing erscheinen: ein reich illustriertes Bändchen für 60 Pfennig. Wir machen schon jetzt mit Freude darauf aufmerksam und hoffen, es eingehend besprechen zu können.

Prolog zur Münchner Raabefeier*).

Von Wilhelm Jensen.

An Deiner Gruftstatt hab' ich nicht gestanden.
Mir ist's, als trät' ich hier zu ihr hinan.
Die das Geleit Dir gaben, sie verschwanden,
Ihr Tagwerk rief die Lebenden vondann.
Was laut sie sprachen, was sie stumm empfanden,
Vorüber ging's. Noch einmal überspann
Ihr Nachruf Dich wie letztes Abendglänzen,
Nun liegst Du einsam da — bedeckt mit Kränzen.

Nur ich allein blieb bei Dir, Wilhelm Raabe.
Mein Blick ruht auf dem Lorbeer, der Dich deckt:
Sein bitteres Laub, was will's an Deinem Grabe?
Hat es ein bitteres Sinnbild dran bezweckt?

*) Den Prolog zur Münchner Raabefeier, den Wilhelm Jensen verfaßt und (am 6. Januar) gesprochen hat, können wir durch die Güte des Dichters an dieser Stelle mitteilen. In die Schlußstrophen sind Worte des Grußes hineingewoben, den Jensen an Raabe zum 70. Geburtstage gesandt hatte.

Räumt fort den Trug, die Schmach der Ehrengabe!
Denn Ihn, der hier zum Ruh'n sich hingestreckt,
Der Größten Einen unter Deutschlands Söhnen,
Ihn soll kein spöttischer Leichenprunk verhöhnen.

Die Wahrheit sprach er, und die Wahrheit werde
Ihm nachgesprochen in die Grabesnacht:
Die sich die Großen nennen auf der Erde,
Nicht haben dankbar seiner sie gedacht.
Kein „Edler der Nation" war's; schlichtem Herde
Entnahm die Kraft er, eine Wundermacht,
Dem deutschen Volke Herrlichstes zu geben. —
Das deutsche Volk — weiß nichts von seinem Leben.

Es kennt ihn nicht. Ein Wort von herber Strenge,
Mit dem kein lindernd mildrer Hauch versöhnt.
Ein Fremdling schritt er hin durch taube Menge,
Die nur dem Gassenruf des Alltags fröhnt.
Ein Hoherpriester, dessen Weiheklänge
Aus tiefster Seele seinem Volk ertönt,
So stand zu dieses Volkes tiefster Schande
Ein Hungerpastor er im deutschen Lande.

Er wußt's und schweigend hat er's so ertragen,
Wie stumm-gelassen jedes Leid er trug.
Doch wußt' er auch und durft' es stolz sich sagen:
Er tat den Besten seiner Zeit genug.
Nicht feierten bei prunkenden Gelagen
Sie reichgewandet ihn; es lud sein Buch
In schlichtem Kleid zu höchsten Andachtsfesten
Beim stillen Lampenscheine sie — die Besten.

Und heut' mit dem Gedenken dran umfasse
Ein halb Jahrhundert ich, das uns entschwand,
Seit jenes Frühlicht Deiner Sperlingsgasse
Uns jung zur langen Freundschaft einst verband.
Und wo den Blick ich auf Dir ruhen lasse
Im Zeitenwandel, seh ich unverwandt,
Was fremd um uns die Welt heraufgetrieben,
Dich wandellos Dir selbst getreu verblieben.

So standest Du und lauschtest der Camöne,
Als Morgenrot der Jugend um Dich lag,
So hütetest Du ihre echten Töne
Durch Deiner Dichtung reichen Schöpfungstag.
Dir blieb des Lebens Innerstes das Schöne,
Geboren aus des Herzens Wechselschlag,
Du fandest es im Großen und im Kleinen,
Im Ernst und Scherz, im Lachen und im Weinen.

Und so, wo noch der Dichtung heiliger Schauer
In des Gemütes Tiefe Wellen regt,
Wie Wenige nur, mit Frohsinn und mit Trauer
Hast lächelnd Du das Menschenherz bewegt.
Du schufst ein Leben Dir von langer Dauer,
Das ferne Zeit noch als ihr Erbteil hegt,
Denn unverwelklich wird auf Deinem Grabe
Der Besten Dank Dir fortblühn, Wilhelm Raabe.

Verantwortl. Schriftleiter: Wilhelm Fahrenhorst, Berlin. — Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H. (Abt.: Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken), Berlin SW 68.



Jahrgang 1910/11. Nr. 7. April

Ein Novellenbuch von Julius Havemann.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Zum Dichter und zum Historiker gehören entgegengesetzte Begabungen (oder richtiger Gewöhnungen, die ja für jene in der Regel eintreten müssen). Des einen Methode vernichtet die des anderen, und was hier ein Grundmangel ist, ist dort die Vorbedingung. Deshalb halte ich eine befriedigende Formel des historischen Romans für aussichtslos. Geschrieben können darum doch welche werden, sogar gute; es existieren gar vielerlei Dinge zwischen Himmel und Erde auf irrationeller Basis. Scheffel stellte in sich eine Ehe vom Dichter und Historiker dar, worin in den glücklichsten Momenten beide wirklich das wurden, „was mehr ist als die Zwei", unter geringerem Manometerdruck jedoch beide auch wieder auseinandergerieten, wo dann der eine den andern korrigierte oder kommentierte. Hier steht immerhin eine reiche und eigenwüchsige literaturgeschichtliche Persönlichkeit da, die auch der grüne Neid, welcher immer den Erfolg hinterher verunglimpft, nicht wieder herabsetzen kann. Oder denken wir an Willibald Alexis, an C. F. Meyer. Aber von dem Allermeisten, was seither in einem kuriosen, konventionellen, niemals geschichtlich gewesenen Stil als historisierte Phantasie aufgetreten ist, ist unmöglich zu sagen, aus welchem geistig oder ästhetisch ernsthaften Zweck es eigentlich gelesen wird.

Nun tritt Havemann, der ein wirklicher Dichter ist, mit drei Novellen aus der Zeit von 1698 bis 1796 hervor.*) Wer sich je näher mit ihm beschäftigt hat, mußte ihn mit etwas bänglichen Vorgefühlen den Kampf mit der ihm fernstehenden Dame Historie unternehmen sehen. Wird sie ihn, seinen guten

*) „Perücke und Zopf". (Inhalt: Nickel List. Nippes. Auf die Trommel.) Berlin, Meyer & Jessen, 1911. 420 S. Geb. 5 Mk.

Geschmack unterkriegen? Nun, er sie. Es lassen sich Versehen am Rande anstreichen, oder Punkte für Meinungsverschiedenheit, und ich werde dies mit der Aufmerksamkeit tun, auf die ein Schriftsteller von Havemanns Qualität ein Anrecht hat. Aber es ödet uns kein unnatürlicher Stil, das Buch will diese aufgekünstelte Patinierung nicht, die die guten Leute für das Echtmachende halten und die eben das Schreckliche ist. Es erzählt in einer vollkommen modernen Sprache, hat den blanken Ton des natürlichen Metalls und gibt ihm die vollendende Ziselierung, die etwas von den guten Erreichungen der modernen Erzählungskunst ist. Es stören — bis auf die erwähnten Glossen, die der peinliche Historiker machen kann — keine Verhältnisse, Psychologien und Menschen, die es nie gegeben hat, alle diese Dinge haben richtig geschautes, selbstblütiges, unfabriziertes Leben. Der Verfasser hat seine scharfe Beobachtung aus der unmittelbarsten, lebendigen Wirklichkeit gewonnen, auf dieser sicheren Grundlage aber das künstlerische Problem durchgeführt, sich zu vergegenwärtigen, wie nun dieselbe Sorte von Menschen erst vor hundert, hundertvierzig und zweihundert Jahren gedacht und gehandelt habe und sich hat ausnehmen müssen. Die historische Linse wird zu der Lupe, die seine gründliche Anatomie verdeutlicht. Die Sorte ist eben das so vielmals Stärkere gegenüber den kleinen Abschattierungen und Abschwächungen durch ein bischen Zeitunterschied, und der Autor holt hier durch seine historische Reagenzmethode das Wesen der Dinge lediglich in ihrer kräftigeren, unbefangeneren, selbstgewisseren Erscheinung heraus. So schränkt die Projektion ins (unsern) Historische nicht im mindesten die moderne psychologische Spannung und das ironische Vergnügen des Lesens ein. Ein Gericht für Anspruchsvolle, um nicht zu sagen für Feinschmecker, die einschätzen, was sie zu kosten bekommen, bleiben zwar diese Novellen immer.

Die Durchführung des Gesagten hat sich Havemann nicht leicht gemacht, und sie ist ihm auch nicht leicht geworden. Die Fee der historischen Begabung wollte an seiner Wiege, nicht den Vortritt vor der phantasievollen haben. Es fehlt ihm manchmal auffallend die leichte Witterung für den Anachronismus im Einzelnen, Kleinen; gerade so, wie anderen Poeten, älteren und neueren, auch. Er hat das wohl durch einen außerordentlichen Studienfleiß ausgeglichen und gut überwunden. Aber manches entzieht sich dem noch so umsichtigen Studium, zumal das ganz Unwesentliche, wovon eben selten das Quellenmaterial oder der Kulturhistoriker ein Wörtlein sagen. 1796 kletterte ein dreister Galgenvogel auch schon ins Zimmer einer schönen Frau und stahl ihre Schmucksachen, aber es gab keine mit Dachpappe gedeckten Veranden, worauf man seine Schritte schlurfen hörte. Dachpappe kam ungefähr nach 1840 auf und gehört zu den Surrogaterrungenschaften eines industriellen Jahrhunderts. Oder man lud sich 1796 auf 7 Uhr abends noch nicht zum „Mittagessen" ein. Dahin hat es die größere Vornehmheit erst seitdem stufenweise gebracht. Ferner gab es dann auch nicht Petits patés à la purée de faisans — Pasteten ist sowieso ganz unniederdeutsch — oder Soufflé aux confitures. Und man ließ nicht Deidesheimer an der Stelle einschenken, wohin vielmehr weißer Pontac damals gehörte. Schade, daß der Verfasser nicht auf Joh. Heinr. Voß' angeblich satirische, tatsächlich lüstern mitgefräßige Schilderung einer damaligen Hamburger „ganz einfachen" Bewirtung

gestoßen ist. Ich meine die in der Voßschen Hexameteridylle „der Abendschmaus", die unserem Dichter auch sonst als historischer Zimmermannsmaßstab hilfreich gewesen wäre.

Wichtiger zu nehmen ist nur ein Anstoß, nämlich daß Herr Krebs in der ersten Novelle in zwar kostbarer Weise die spezifisch moderne Kunstbeflissenheit, sagen wir es ruhig: den Kunstquatsch vertritt — aber anno 1698. Hierüber ist vielleicht eine Verständigung nicht überflüssig. Die Generationen von damals liebten und hatten, wenn sie sie bezahlen konnten, schöne, gut und sauber gearbeitete Gemälde in der gleichen Weise, wie sie schöne, gut gearbeitete Möbel hatten. Beides gehörte in dieselbe Kategorie. Nur ward der Maler etwas persönlicher genommen, als der noch lange anonym bleibende Kunsttischler; er war seit etlichen Jahrhunderten schon erwähnungsfähig geworden, während jener erst ganz neuestens die Professorensphäre erreicht hat, in unserer Ära der „künstlerischen Werkstätten", der Riemerschmied oder Bruno Paul, durch die nun so verspätet wieder die Parallelität des Kunstgewerbes mit den bildenden Künsten der einstigen Lukasgilde hergestellt worden ist. Also es kam um 1700 bei Bildern darauf an, daß man sie „hatte". Sie trugen bei zur Bezeichnung einer gesellschaftlichen Stellung. Außerdem ließ man sich bis ins kleine Bürgertum hinunter einmal im Leben, unter Umständen auch öfter, porträtieren, um den Familienzugehörigen ein Bildnis zu erhalten, von der Hand jener zahllosen, gutenteils fahrenden Maler, die niemandem in den Sinn kam für nennenswerte Künstler anzusehen und die ihre Werke auch gar nicht signierten. Das war das Verhältnis jener Generationen zur Kunst. Aber damit auch gut. Von unserer heutigen, durch den leichten Verkehr und das Ausstellungswesen, durch Feuilletonistik, Zeitschriften, Lichtbilder, Vorträge bedingten Kunstmeierei, die alle Welt beleckt, konnte nicht die Rede sein. Es gab allerdings vereinzelte Liebhaber. Aber die waren Sammler, redeten nicht in Stereotypen wie Herr Krebs und warfen nicht ihren Bekannten den Mangel eines höheren, das Leben beglückenden und läuternden Kunstsinns vor. Im Gegenteil, sie ärgerten sich über andere, die auch zahlungsfähiges Verständnis hatten.

Einigemale vergreift sich der Dialog in seinen Ausdrücken oder Wendungen. Das ist mehr als begreiflich, indem er sich die doppelte Aufgabe gestellt hat, gleichzeitig so, wie man wirklich spricht, und zwar wie man dann lübeckisch gefärbt spricht, und außerdem auch noch historisch zutreffend zu sein, z. B. mit dem französischen Getue.

Man sieht, wie anspruchsvoll sich selbst gegenüber der Verfasser gearbeitet hat, dem man so wenige Dinge aufmutzen kann. Umfassende Quellenarbeit und bestrebtes Anschauungsstudium liegen der ununterbrochenen Anschaulichkeit, Lebendigkeit, Kostümtreue der Bilder, der Handlungen, der Gespräche zugrunde. Ich greife zum charakteristischen Beleg nur die soldatische Stelle heraus: „Abteilungen schwenkten und setzten exerziermäßig in Reihen. Weil darin sehr nahe aufgeschlossen wurde, bewegten sich die Beine seitwärts heraus, wie die zahlreichen Ruder einer Galeere". Da erinnert man sich sofort an die Kupferstiche aus den alten Militärhandbüchern, wonach dies gesehen ist. Aber man braucht es nicht. Die für die unzähligen Einzelheiten gemachte Arbeit verschwindet immer restlos in das vollkommene,

im natürlichen Licht lebendig werdende Bild. Bei der erwähnten Stelle kommt es scharf darauf an, daß man die Silhouette vom Zuschauer aus zu sehen bekommt. Es wird aber auch nie vergessen, an das zu denken, was nicht aus den Kupferstichen zu entnehmen ist. Also hier an dieser Stelle das Hin- und Herrühren in den Soldatenreihen zwischen dem Stillgestanden, der Ausdruck in den Physiognomien, hinter denen die steifen Zöpfe baumeln. Es kommt auf die Physiognomien an, denn diese Soldaten sollen ein paar Kameraden erschießen und ein Dutzend spießrutenlaufen lassen.

Die Plastik, durch die eine Erzählung die Stärke des Eindrucks und auch das innere Blut bekommt, gehört zu den glänzendsten Vorzügen der Havemannschen Kunst. Er wendet sie hier auf ein Buch an, das nicht aus dem Herzen, sondern aus dem Können seines Urhebers entsprungen ist, das nicht eine positive dichterische Wirkung sein kann oder will, sondern nur eine selbstgestellte Aufgabe oder Selbstbefreiung durchführt. Die mit kritischer Kühle individualisierten Menschen dieser Novellen stehen mit einer runden Natürlichkeit vor uns, die prachtvoll ist und sie dauernd werden läßt. Es treten, in Übereinstimmung mit allen Vorbehalten der Sympathie, so berückend deutliche Persönlichkeiten heraus, wie in der dritten Novelle die lebenswarme, die Augen entzückende Gestalt Maga Ladenbergs, die reife, eigenwillig bewußte, biegsam üppige, graziöse Frau in der entkleidenden Directoiretracht, mit der energischen, gescheiten Nase und den warmen, behexenden oder lachenden goldbraunen Augen.

Eine gleiche plastische Lebendigkeit zwingt im Dialog und in der Handlung das anteilvermittelnde Sehen ununterbrochen auf die Szene hin. Bewegung und Verhalten der Personen, die unbewußten Begleitzeichen ihrer Stimmung, ihrer Gleichgültigkeit, Nervosität, ihrer Absichten lassen keinen Augenblick das Auge müßig werden. Höchst überlegt wird an bestimmten Stellen nicht im Geschehen gesprochen, sondern das Geschehende in ein optisches Gesichtsfeld gerückt. Auf solche Weise werden z. B. die — vorhin schon gestreiften — personenreichen Vorbereitungen zur standrechtlichen Erschießung zweier widersetzlicher Soldaten vortrefflich zusammengehalten und in Übersicht gebracht. Hineingestellt in die luchsäugige Spannung der Menge, verfolgen wir mit deren Augen alles im Nacheinander der Erwartung und Erfüllung und nehmen noch die Nebenvorgänge mit auf, die schwierig in die Handlung hineinzuflechten wären; das Benehmen des frechen halbwüchsigen Zuschauergesindels, oder die Äußerung des alten Schiffers, der schon vor der Exekution genug hat und abschiebt — „so 'ne Schinnerei" —, ehe die wichtigen Herren vom Rat und die vom Kommando mit ihren amtsmäßigen Zeremonien und Protokollaustäuschen am Ende sind.

Diese Exekution, deren Wirklichkeitsmalerei ihre ausdauernde untheatralische Kraft gipfeln läßt in der Beobachtung der beiden Delinquenten — der verurteilten Opfer des Regierungsentschlusses, ein ungewöhnliches Exempel zu statuieren — und in dem Darankommen des zum Schauspiel gemachten wehrlosen Menschen an die letzte Sekunde, das alles ist nicht der Inhalt der Novelle, sondern nur für diesen und für die Weiterentwicklung da. Der Inhalt sind die Vorgänge vor- und nachher in der verheirateten Tochter des regierenden Bürgermeisters, in deren Hand momentan das Schicksal des einen

Verurteilten steht, der im Grunde ein gefügiger armer Teufel ist, und seiner bejammernswerten Familie, Frau und kleine Kinder. Eine, wenigstens nicht unnormale, Dame von heute hätte sich natürlich die Herzensfreude oder den Triumph ihrer Intervention gegönnt. Dazu kommt es hier nicht, oder vielmehr auf eine grausame Weise nur zum Vielleicht. Diese Szene der Begnadigungsbitte ist, auf dem Hintergrunde von 1796 gesehen, unheimlich psychologisch gut, diese qualvolle Kette von Bagatellmomenten, an denen das Schicksal hängt. Die Soldatenfrau mit den Kindern vor Frau Konsul Hellmuthe Rabener, die gerade ihr erstes Tauffest als Hausfrau durchzudenken hat und auch sonst aus dem Negligee und der Angegriffenheit nicht herauskommt, worin sie sich nach ihrer Meinung körperlich befindet. Der darüber hinzukommende väterliche Bürgermeister, der mit der Soldatenfrau in ihrer Todesangst, wo es der Seele auf Minuten ankommt, eine Inquisition anfängt, wie sie sich hat unterstehen können, hierher zu kommen, und durch wessen Schuld sie hereingekommen sei, und der ihr als zärtlicher Vater seiner schonungsbedürftigen Frau Tochter Belehrungen erteilt über Rücksichten und Benehmen, wenn ein ungewollt lauter gepreßter Klang in der Antwort der armen, sich verteidigenden Frau der Konsulin auf die Nerven fällt. Das Spiel von Galanterie und Ironie endlich zwischen dem Bürgermeister und Hellmuthe, die sich schmeichelhaft in eine politisch-juristische Entscheidung geschoben und gleichzeitig auf deren Gewicht aufmerksam gemacht sieht und der das Durchfinden nun vollends in die Brüche geht. Das alles in der nachlässig geistreichen und überlegenen Manier des Bürgermeisters und dem müden Hin- und Herraten Hellmuthes, was sie nun eigentlich soll, schonungslos vor der Frau und den Kindern, in denen zuweilen die zitternde unzeitige Hoffnung aufzuckt . . . . Aber das muß gelesen werden, und ebenso die weitere Entwicklung nach diesen Erregungen des Lesers. Der Ausblick auf das soziale Gewissen, der noch herbeigeführt wird, so daß der Parallelismus zu den größeren Zeitinhalten dieses Überganges zwischen wankendem ancien régime und neuen Menschenrechten innegehalten wird, lokalisiert auf dem Boden der reichsstädtischen Patrizierherrlichkeit. Diese dritte Novelle mit ihren wechselvollen reichen und starken Szenerien, ist die vollendetste des Buches. Und sie ist auch insofern seine Vollendung, als so nun nicht bloß der gleiche örtliche Raum, sondern auch eine innere zeitlich-geschichtliche Stufenfolge des Menschlichen die drei Erzählungen zusammenhält.

Ich bedaure eigentlich, daß ich an Inhalte gestreift habe. Das Stoffliche ist hier nicht das Entscheidende, ist nur ein für das künstlerische Können gestelltes und schwierig ausgesuchtes Problem. Das Nacherzählen des Was hat so wenig Zweck und schadet eher, wie ähnlich etwa bei Jean Paul. Indessen ist dieser nicht das Vorbild. Von anderem abgesehen, was den Vergleich aufhöbe, unterscheidet sich die Intensität Havemanns von der Jean Paulschen wuchernden geistvollen Fülle sehr bestimmt durch das moderne Schriftstellergewissen, die Erzählung weiterzubringen, und durch die künstlerische Strenge, die sich keine sonstigen Einfälle in das Gußmetall und die Form hineinzutun erlaubt. Die Scheu vor dem Zuviel, dem Entbehrlichen, vollends vor dem Unterstreichen, Verdeutlichen, geht eher bei Havemann zu weit.

Der gesamte Inhalt des Buches spielt in Lübeck und hat zur Voraussetzung, daß dies der Leser baldigst merkt. Gesagt wird es aber nicht und müßte nötigenfalls erst bewiesen werden, dadurch, daß einmal die Waknitz und ein andermal die Hüxstraße vorkommen. Der Verfasser wird aber der Meinung sein, damit für jedermann schon reichlich verdeutlicht zu haben, daß diese Novellen eine Auseinandersetzung mit seiner lieben Vaterstadt sind. Man könnte auf den Gedanken kommen, er habe sie aus der Gegenwart deshalb in die Vergangenheit verlegt, um ihren inwendigsten Sarkasmus aus Regungen der Pietät zu mildern. Das träfe aber doch nicht zu. Dazu ist die Bemühung um das historische Bild und eine historische Entwicklung zu redlich, zu umfassend und, trotz der obigen kleinen Anmerkungen, auch zu erfolgreich im Ergebnis.

Es ist nicht notwendig für den ironischen Genuß des Buches, erhöht ihn aber, wenn der Leser selber menschlich und kulturell einigermaßen in der Peripherie zwischen Hamburg, Kiel und Neustrelitz Bescheid weiß. Denn es hieße diesem größeren Sprengel Unrecht tun, wollte man nur Lübeck nennen. Auf die kleinsten Lokaltöne von dort kommt es nicht so an. In jener merkwürdigen Vaterlandsgegend findet man unzweifelhaft mit die rechtschaffensten, trefflichsten Menschen der deutschen Bevölkerungskarte, und wohlverträglich damit gedeihen wiederum die ganz spezifischen Kollerknopfs, Klüsterkopps und Tante Linsegarten der Havemannschen Nomenklatur. Havemann ist ja nicht der erste, der diese Sorte entdeckt hat und einer sonst gerne mit distanzierender Ehrfurcht betrachteten kleinhansischen Inzuchtsherrlichkeit die Laterne ins Gesicht hebt. Klüsterkopp stammt übrigens unparteiischer Weise aus Wismar. Es war unvermeidlich, daß auf Fritz Reuters optimistische Auswahl von Typen jener Gegend, sowie auf den novellistischen Nimbus Lübecks, der „hochgiebligen Hansestadt mit der stillen historischen Luft", ein Rückschlag kommen mußte zu ergänzenden menschlichen und photographischen Korrekturen, für die auch durch die Figuren Slusuhr und Pomuchelskopp inklusive Häuning und Frau Jeanette Groterjahn immer noch recht viel lebendiger Raum gelassen war.

Die originale Beobachtung, die sich in Havemanns Buche verdichtet, erstreckt sich aber ebenso auf das menschlich Gemeingültige, wie auf das örtlich Nuanzierende. Ein Beispiel dieser gemeingültigen Psychologie bieten gleich am Anfang der Dr. Pepersack und sein Freund Krebs. Wie der eine längst weiß, daß der andere (Krebs) ein Schwätzer ist und wie Krebs selber auch speziell Pepersack gegenüber das jedesmal akut empfindet. Und wie nun Krebs unwiderstehlich erst recht den schweigenden Andern immer wieder anorakeln muß, aus einem Muß der Beharrung, des Nichtloskommens vom Imponierenwollen, mit einer auf den sprechenden Lippen bebenden, unerträglichen Spannung, erlöst zu werden durch eine Gegenäußerung von Pepersack, zu der es ihm diesen zu reizen gelingt. — Dieses beiderseitige Verhältnis ohne Ende ist, richtig besehen, die ganze Freundschaft. Als mehr sieht sie auch offenbar Pepersack nicht an.

Alle diese guten Freundschaften beruhen eben darauf, daß man entweder nahe verwandt ist oder sonst auf dem engen Stadtraum in dieselbe Lebens- und Stammtischsphäre gehört. Sie sind der alleinige Ausweg. Der sichere Verlaß auf lebenslängliche Zusammenschmiedung gibt die schöne

Grundlage, daß bei dem viel zu guten gegenseitigen Kennen in diesen engen Sippschaften und guten Freundschaften eine Zumengung von innerer Malice zutage tritt, die ihr Recht verlangt und eine in ihrer Art großartige Unbefangenheit erreicht, in dem gegenseitigen Ärgern und teilnahmsvoll peinigenden Fragen, in dem offenen Insgesichtsagen von Schadenfreude, ausgesuchter Bosheit, Vergällung, Abwehr zugemuteter Beneidung. Natürlich tut da die angejahrte Übung viel zur bewußten Kunst der sicheren Zuspitzung. Aber auch schon das angeborene naive Erbgut in diesen Talenten ist ganz nett. Als die reizende und relativ erfreuliche Lisette, in der zweiten Novelle, im Augenblick ihrer verkündeten Verlobung von Tante Malchen liebevoll an eine nicht gut dahinpassende anderweitige Miederbandaffäre erinnert wird, zögert ihre unverlegene Antwort keine Sekunde: „Komm Kaspar. Tante erzählt Romane aus ihrer Jugendzeit." Aber das ist nur eine Kleinigkeit gegen die Pillen in der Gratulation beim Schwiegervater. Und dabei gibt es gerührtes Augenwischen, und die ehrliche Aufregung durch die Neuigkeit treibt ihr Spiel. Die psychische Wirklichkeit ist ja immer unendlich komplizierter, als es für die Bequemlichkeit des Romanlesers brauchbar ist; da wird also meistens übersichtlich auseinandergeschichtet, gut und böse erkennbar herausgeputzt. Hier hat einmal einer die zusammengesetzteste Wirklichkeit kinematographiert. Ich wüßte keinen, der Havemann darin überbieten könnte, — und der in noch Einem vor ihm zu nennen wäre, nämlich in der Sauberkeit der Grundgesinnung. Sie eigentlich gibt ihm, durch ihre rezeptive Empfindlichkeit, diese gestaltungsstarke Kraft.

In dieser zweiten Novelle, die nicht ganz glücklich „Nippes" betitelt ist, steckt ein Kompositionsfehler. Der Leser müßte es früher ahnen können, daß Klüsterkopp, — der nicht vom schließlichen Erfolg gekrönte Bewerber um Lisette, — bei seiner sonstigen, geckisch verlebten Widerwärtigkeit auch noch ein Halunke ist. Während die Schamlosigkeit der Esprit-Zeit gegenüber dem Weiblichen und ihre leichte Gewöhnung, selbst bei einer Phyllis im halben Backfisch-Alter auf Gegenliebe zu rechnen, kulturhistorisch sehr gut gezeichnet sind, wird versäumt, schon auf das gewagte freche Spiel hinzudeuten, das Klüsterkopp als geschäftlicher Ehrenmann und Retter spielt. So verplatzt, nachdem die gesunden und mutigen Instinkte des gefährdeten Mädchens ihre Schuldigkeit getan haben, diese Bombe am Schluß nahezu überflüssig. Man legt sich infolge von ihr nur hinterher das Gespräch der beiden alten Herren, das der Lösung sekundär zur Hilfe kommt, noch etwas klarer zurecht. Solches hinterher soll aber nicht sein.

Die Möglichkeit solcher Unterlassungssünde entsteht hier nicht durch Nachlässigkeit, sondern hängt eben wieder zusammen mit Havemanns stetiger Sorge, zu deutlich, zu merklich zu werden. Und ferner mit der minutiös feinen Art seines Arbeitens. Sie zwingt zum nahen und wiederholten Draufsehen auf die einzelne Stelle, und es ist bekannt, daß dabei die Sicherheit im Gesamteindruck leiden kann. Man darf sich bei ihm an beliebiger Stelle festlegen und studieren, wie sie mit Grundierung, Pinselführung und Lasur bis zur Zufriedenstellung des Autors durchgearbeitet ist. Es

gewährt ein Vergnügen, diese Stilistik derartig untersuchend durchzugehen und ihre Fertigkeit auch im Werden zu erkennen. Insbesondere aber ist direkt notwendig, daß man das Buch nicht bloß einmal liest. Sonst kennt man es noch gar nicht recht. Jedes neue Lesen und Blättern, Aufsuchen holt noch Überlesenes heraus.

Das soll nun nicht bedeuten, daß die Hauptsache dieser Erzählerkunst in der spitzpinseligen Technik liegt. Wir stehen hier keinem schriftstellerischen Franz Mieris oder Kaspar Netscher gegenüber. Gefälliger wäre das ja wahrscheinlich für den Erfolg des Buches, und manch einer im Publikum wird vielleicht nicht alles Gegenständliche darin erfreulich finden. Man sieht ja immer so viel leichter ein, daß eines Netschers kostbar behaglich sich präsentierende Interieurs und Seidenkleider holländischer Damen sehr schön gemalt sind, als daß man aufrichtig einsieht, weshalb ein so viel könnender Mann wie Rembrandt so malte, wie er mußte. Am meisten in der besonderen Umwelt, aus der diese Erzählungen mit ihrem zerberstenden Beobachtungsfond herstammen, wird wohl manches „Gidd" als ungewollte Bestätigung ausgesprochen werden.

Sie sind aber meisterhaft, als Lösung von Aufgaben, die den Dichter und Lübecker Havemann antithetisch herausforderten. Nicht für seine Eigenart in ihrer freieren, schöneren, seiner positiven Richtung sind sie beweisend, sondern für seine experimentelle Kraft und seine Kunst. Deshalb habe ich bei den Hinweisen auf diese verweilt. Der eigentliche, bisher gedruckte Havemann ist, wenigstens für mich, — abgesehen von seiner Lyrik, die namentlich in den „Monatsheften" von Velhagen u. Klasing ihre Stätte findet, sie leider aber noch nicht in einer Sammlung gefunden hat — der Schöpfer von seelisch und malerisch unvergleichlich zarten Dichterwerken, deren Reichtum an Schwingungen noch gewinnt durch die Vornehmheit des zurückhaltenden, nur eben andeutenden Ausdrucks. Eine von den Erzählungen dieser Art, „Weiden", erschien vor Jahren in einer kleinen Zeitschrift, der ich nahe stand, und noch immer kommt gelegentlich eine briefliche Anfrage nach ihrem Verfasser und seinen Büchern, nach diesem unauffindbaren, geheimnisvoll entrückten Poeten Julius Havemann.

Das Geheimnis ist sehr einfach. Seine Bücher und Dramen stehen als reisemüde Manuskripte in der Kiste im Mietskämmerlein unter seinem Bett. Vielleicht, wenn er einmal tot ist und durch die Zeitungen eine Notiz darüber läuft und ein paar Blätter, die gerne die Kulturfackel schwingen, dann die Anklage erheben, ist mit ihnen ein Geschäft zu machen. Die Logik der Literaturgeschichte wählt hier und da zur Erhaltung dessen, was ihr zukommt, diesen Weg der Posthumität.

Ich habe oft genug bei diesem Lebenslaufe — denn man darf schon so sagen — an den von Anselm Feuerbach, dem Maler, gedacht. Der Vergleich liegt nicht ganz allein im Biographischen (auch in der Scheu vor dem Zuviel und in Sonstigem). Bei beiden das einsame Ringen um die äußere Möglichkeit, endlich auch ihr Größeres der Mitwelt sagen zu können. Der Maler kann seine Schöpfungen aber wenigstens zur vorhandenen Existenz bringen, und Feuerbach konnte sie dann der Mutter schicken, daß sie sie im stillen Hause aufhing, wie z. B. die „Iphigenie". Der Schriftsteller aber steht

noch vor der Bedingung des Verlegers, der vermittelnden Buchdruckerkunst, ehe sein Werk existent wird. — Und dann noch eine Klippe für ihn, die schlimmere sogar. Dem Künstler kann man sein Werk nicht rauben, und vom Kunsthändler erhält er es auf Verlangen zurück. Der Buchhandel aber kann dem wehrlosen Schriftsteller sein Werk auf die Weise richtig vernichten, daß er es zwar druckt, aber dann die Pflichten versäumt, die er damit auf sich nimmt, ja daß er womöglich es tatlos magaziniert. Es gibt solche auserlesenen Ungünstlinge des Schicksals, denen auch das passiert. Es wäre fast Scheffel so ergangen, von dem ich am Anfang sprach; sein „Ekkehard" lag wie Blei bei zwei Verlegern nacheinander, von denen ihn der zweite vom ersten übernahm; dann kam der dritte und setzte das Buch in Verbindung mit dem Publikum. Es ist unwahr, die Schuld immer bequem auf das Publikum und seine angebliche Befangenheit in der momentanen Mode abzuschieben.

Man sollte es endlich erleben, daß eine Persönlichkeit wie Julius Havemann mit ihrem Besten zur Öffentlichkeit und zum berechtigten Erfolg gelangt. Es muß das schönste Talent unsicher machen, oder von innen her aufreiben, Jahrzehnte lang über die Nutzlosigkeit eines hochstrebenden Wollens sich belehrt zu sehen.

Die Meininger.

Von Willy Rath, Berlin.

Mehr als zwanzig Jahre sind vergangen, seit die „Meininger", nämlich die Schauspieler des Herzogs von Sachsen-Meiningen und Hildburghausen, auf den Wunsch ihres obersten Leiters die Gastspielfahrten einstellten, die seit sechzehn Jahren den Namen der kleinen thüringischen Residenz in aller Welt berühmt gemacht hatten. Herzog Georg, der Theatermann im Ruhestand, ist einer der ältesten deutschen Fürsten, nach dem bayerischen Prinzregenten wohl der älteste geworden; am 2. April vollendete er das fünfundachtzigste Lebensjahr. Sein Wirken für das deutsche Theater gehört längst der Theatergeschichte an.

Wer diesem Wirken gerecht werden will, der findet der Zeugnisse und auch der Zeugen noch genug. Doch läßt eine seltene, eine ehrenvolle Hauptschwierigkeit im allgemeinen kaum eine rechte Vorstellung davon aufkommen, was das Hervortreten der herzoglichen Mustertruppe für die deutsche Bühne bedeutete. Der alte Frenzel (einer von den nicht wenigen, die durch die Bekanntschaft mit den Leistungen der Meininger von einer vorgefaßten Abneigung rasch geheilt wurden), hat die Schwierigkeit schon vor Jahren rückblickend geschildert: „. . . Alles, was mich damals hinriß, die Lebenswahrheit, die Bewegung und Wuchtigkeit der Volksszenen, das Anschwellen der revolutionären Hochflut, die Pracht der Aufzüge, die historische Treue der Ausstattung und Gewandung, ist jetzt auch auf den mittleren Bühnen Gemeingut geworden, niemand kann sich eine Theateraufführung anders als in diesem Rahmen denken. Vor dem Triumphzug der Meininger aber war von dem allen auf den deutschen Bühnen wenig zu finden . . ."

Offenbar überschätzt Frenzel die Leistungen der mittleren Bühnen. Max Martersteig, der gleich ausgezeichnete Theoretiker und Praktiker der Bühne, nennt (in seiner kulturgeschichtlichen Darstellung „Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert") sogar den Stil, den Barnay in seinem Berliner Theater pflegte, mit einigem Recht: „auf Effekt berechnet und auf Talmi-Meiningerei". Wieviel unzulänglicher, talmihafter blieb erst die Nachfolge des Meininger Stils an vielen Mittel- und Kleinbühnen! Die Erfindung und häufig notwendige Anwendung des Zeitworts „meiningern" sagt genug. Es ging, wie es bei jeder bloßen Nachahmung, bei jedem Nacheifern mit unzulänglichen geistigen oder materiellen Mitteln geht: das Vorbild wurde oft veräußerlicht, hauptsächlich in seinen Schwächen nachgeahmt, unverantwortlich entstellt. Auch stimmt es heute nicht mehr, daß wir uns keinen andern guten Darstellungstil als den der Meininger denken könnten. Der moderne Stil der dekorativen Vereinfachung unterscheidet sich in der Ausstattung wesentlich von ihm und gewinnt doch mehr und mehr Boden.

Trotzdem bleibt es wahr, daß der Eindruck der Meininger Vorstellungen gewaltig und ihr Einfluß auf die Regie der Zeit sowohl fruchtbringend als nachhaltig war. Es wäre eben ohne Herzog Georgs anspornende Taten so ähnlich, wie es zuvor war, geblieben oder noch weit schlimmer geworden. Das Schauspiel war das Stiefkind des Theaters. Nicht einmal die materiellen Mittel für eine anständige Ausstattung wurden ihm bewilligt, während für Oper, Ballet und Operette nichts kostspielig genug sein konnte. Künstlerisch stand all der Ausstattungprunk freilich zumeist auf sehr niedriger Stufe. Wenn es nicht ungerecht wäre, die Errungenschaften späterer Zeit gegen die frühere auszuspielen, wenn man z. B. die modernen Grundsätze der Materialechtheit, der Vermeidung aufgemalter oder überflüssigerweise herumstehender Möbel, der peinlich sorgsamen Farbenzusammensetzung auf jene Väter-Epoche anwenden wollte, so wäre wohl ihrer gesamten Opern- und Operetten-Herrlichkeit das kurze grobe Wort „Kitsch" nicht zu ersparen. Immerhin aber, die Bühnenleitungen hatten doch Interesse für das musikalische Spiel, taten nach Maßgabe ihres Verständnisses viel für dessen Gewand und sorgten mit allem Eifer für ein technisch sicheres, oft glänzendes Zusammenspiel. Das Wortdrama mußte diese Liebe büßen.

Es kann bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen werden, zu bekennen, daß an vielen Orten leider auch heute noch oder heute wieder eine verhängnisvolle Vorliebe für Oper und Operette besteht. Theaterkunst und erst recht Theaterunkunst, die mit wertloser „optimistischer" Musik die Zeit vertreibt oder in besseren Fällen mit Musik das Gemüt bewegt, ohne geistige Ansprüche zu erheben, wird sich wohl immer einer großen Gunst bei den Massen erfreuen, zumal in unserer Zeit der angestrengtesten Berufstätigkeit. Bliebe es bei Mozart und Wagner (der in großen Städten auch viel modemäßigen Zulauf von Nichtverstehenden hat), bei Weber, Lortzing, anderen guten deutschen Meistern und einigen wenigen auserlesenen Mustern der italienischen Oper, so wäre gewiß nichts dagegen einzuwenden — vorausgesetzt, daß das reine gesprochene Drama, das Gefäß der höchsten geistig-seelischen Menschenkunst, darüber nicht zu kurz komme. Aber es bleibt halt, wie die Erfahrung stets aufs neue lehrt, nicht bei den guten

Meistern, und das Wortdrama läuft an manchen Orten immer wieder Gefahr, an die Wand gedrängt zu werden. Unter diesen Umständen erscheint es noch als ein Glück für das Schauspiel, daß die Oper (namentlich die „große") schon wegen des Orchesters und der hohen Sängergagen für kleinere Städte zu teuer ist. Die Unkunst beherrscht dafür in Gestalt der gegenwärtigen heruntergekommenen Operette wieder frecher als je den „Markt".

Es heißt wirklich nicht zu viel behaupten, wenn man sagt, es stünde noch viel ärger um das deutsche Schauspielwesen, wenn die Meininger nicht gewesen wären. Wie es vor deren Auftreten aussah, schildert u. a. der alte L'Arronge (in seinem Buch der Rückschau „Deutsches Theater und deutsche Schauspielkunst") recht anschaulich: „Eine künstlerische Inszenierung, eine würdige Ausgestaltung des äußeren Schauplatzes der klassischen Dramen war längst nicht mehr üblich. Die Werke unserer großen Dichter dienten nur als Lückenbüßer, als Einschiebsel für die den Abonnenten zu gewährenden Vorstellungen, vielleicht auch als Aushängeschild für den „ernsten Kunstsinn" des Bühnenleiters, zumeist aber als Gelegenheitstücke, in denen sich dieser oder jener gastierende Virtuose in einer Hauptrolle präsentieren konnte." Noch immer nicht verschwunden, aber doch von den größten Bühnen verdrängt, an den mittelgroßen gemildert, ist heute neben dem Reisevirtuosentum diese Erscheinung: „Mit wenigen, ungenügenden Proben, kaum daß die Rollen notdürftig memoriert waren, ohne dem Geist der Dichtung irgendwie Rechnung zu tragen, wurden diese Werke abgehaspelt — auch in den durch Privilegien bis dahin geschützten größeren Theatern." L'Arronge spricht nur zu treffend aus, was durch alle kundigen Schilderer des deutschen Theaters zwischen etwa 1850 und 1875 festgestellt und durch unsere Jugendeindrücke noch bestätigt wird: „Das klassische Drama war das Aschenbrödel der dramatischen Literatur geworden."

Und gerade L'Arronges Urteil ist hier von größter Bedeutung. Dieser geborene Theatermann war nicht gerade mit überempfindlichem literarischen Gefühl belastet, auch dachte er noch nicht daran, sich mit einem Stab von Malern, Innenarchitekten und Dramaturgen zu umgeben. Aber mit der klassischen Dichtung und mit der deutschen Bühne meinte er es redlich und er verstand etwas von beidem, vom Zusammengehen beider. Daß er zu diesem Verständnis gelangte und ein Meister namentlich in der Pflege der eigentlichen Schauspielkunst und des Zusammenspiels wurde, das dankt er selbst, (gleich wie Barnay), den Meiningern. Über die tatsächliche Wirkung ihres Beispiels auf die Menge der deutschen Bühnen denkt auch Adolf L'Arronge skeptisch genug; das hindert ihn aber nicht, unumwunden anzuerkennen, daß die Meininger sich in der Theatergeschichte ein Denkmal gesetzt haben, das sobald nicht verwittern werde.

Von wesentlicher Bedeutung für das Verstehen der modernen Theatergeschichte ist sein freimütiges Bekenntnis: „Der Eindruck.., den die Darstellungen der Meininger auf mich gemacht haben, ist ein bleibender geworden und der Wunsch, das, was sie mich gelehrt, weiter auszubauen, an solchem Werk meine eigene Kraft zu erproben, hat mir später den Mut gegeben, im Verein mit verschiedenen bedeutenden Bühnenkünstlern die Begründung des „Deutschen Theaters zu Berlin" zu wagen."

Was dieses Theater für unser Schauspiel wurde, braucht nicht ausführlich beschrieben zu werden. Nachdem die berühmten Darsteller Ludwig Barnay, Friedrich Haase, Ernst Possart, Siegwart Friedmann und (durch seine Berufung zum Leiter des Wiener Burgtheaters) auch der als Schauspieler und Lehrer des Nachwuchses gleich wertvolle August Förster aus der „Sozietät" des Deutschen Theaters ausgeschieden waren, führte L'Arronge die neue Bühne in dem bis dahin „Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater" geheißenen und als Operettenheim benützten Haus zum Rang der ersten reichsdeutschen Schauspielbühne empor und zwang durch seine stetige, besonnene künstlerische Arbeit unter andern auch das Königliche Schauspielhaus zu Berlin, seinem alten Schlendrian mindestens auf etliche Zeit ein Ende zu machen. Als L'Arronge sich zu alt fühlte, die Wendung des Zeitgeschmackes zum Naturalismus mitzumachen, verpachtete er sein Theater dem Dr. Otto Brahm, dem Förderer Hauptmanns und Ibsens. Diesem folgte dann Max Reinhardt, der im besonderen die höchsten Leistungen auf dem Gebiete der malerischen Kultur und der modernen Stimmungkunst anstrebte und dabei in manchem auch wieder unmittelbare Berührung mit der Meininger Art erreichte. So blieb diese Berliner Bühne, die mittelbar dem aneifernden Vorbild der herzoglichen Schauspielkunst ihr Entstehen verdankte, bis heute durch den Wechsel der Kunstmode hindurch (neben dem durch Einseitigkeit starken Lessingtheater Otto Brahms) die führende Bühne der Reichshauptstadt und damit die führende deutsche Bühne neben oder vor dem Wiener Burgtheater und etwa neuerdings dem aus der Münchener „Shakespearbühne" und der modernen Bildkunst erwachsenen „Münchener Künstlertheater", (das wesentlich in der Idee besteht und keinen ständigen Schauspielkörper besitzt).

Das Verdienst der Meininger ergab sich zunächst schon aus einer Förderung des S p i e l p l a n s. Es mag zu weit gehen, wenn begeisterte Anhänger ihrem Leiter die eigentliche Entdeckung Kleists oder die Wiederentdeckung Grillparzers zuschreiben. Sicherlich aber haben die Meininger Gastspielfahrten vornehmlich mit ihren Aufführungen von Kleists Werken „Hermannsschlacht", „Prinz von Homburg", „Kätchen von Heilbronn" und „Der zerbrochene Krug" außerordentlich viel für den großen preußischen Dramatiker getan. Bei ihrer Pflege Grillparzers mutet uns die Vorliebe für die „Ahnfrau" heute befremdlich an. Die Aufnahme der biedern „Preciosa" fand gleich den Widerspruch der Kritik, ließ sich aber durch den Hinweis auf Webers Musik einigermaßen rechtfertigen. Eine Stilwidrigkeit wie die Berücksichtigung des „Herrgottsschnitzers von Ammergau" blieb ganz vereinzelt. Durchweg stand das klassische Drama Shakespeares, Schillers, Kleists im Vordergrund.

Shakespeares „Julius Cäsar" eröffnete am 1. Mai 1874 das erste Berliner Gastspiel der Meininger und brachte den entscheidenden, von niemand dort geahnten Sieg. Auch „Hamlet" und die Komödien Shakespeares, „Der Kaufmann von Venedig", „Ein Wintermärchen", „Der Widerspänstigen Zähmung" und „Was ihr wollt" wurden von ihnen in neuer Gestalt gebracht und ernteten reichsten Beifall. Schillers „Räuber", „Fiesko", „Maria Stuart", „Wallenstein", „Wilhelm Tell", „Braut von

Messina", Goethes „Iphigenie", Lessings „Miß Sarah Sampson", Molières „Eingebildeter Kranker" und „Gelehrte Frauen" erhielten durch die Meininger verjüngtes Leben. Von neueren Dramen wurden u. a. Lindners antirömische „Bluthochzeit", Echegarays „Galeotto", Artur Fitgers „Hexe", Richard Vossens „Alexandra" vorgeführt. Das neue Skandinavien kam in Meiningen schon 1870 mit Björnsons „Hulda", bei den Gastspielen auch mit Ibsen zum Wort, und zwar nicht bloß durch seine „Kronprätendenten", sondern auch — was heute die wenigsten vermuten werden — durch die „Gespenster", die anfangs allgemein als ein äußerst gefährliches Stück angesehen wurden.

In einer künstlerisch flauen und dem Wortdrama abholden Zeit einen solchen Spielplan durchzuführen, das könnte allein schon den Unternehmungen Herzog Georgs ein rühmliches Andenken sichern. Er hat ihn jedoch nicht bloß durchgeführt, er hat ihn auch aller Welt vorführen lassen. In sechsunddreißig (oder gar in 38) Städten, die sich je zur Hälfte aufs Inland und aufs Ausland verteilen, wurden während der sechzehnjährigen Kunstreisen Meininger-Vorstellungen gegeben; insgesamt ihrer 2591! Ein Dritteltausend kam dabei auf „Julius Cäsar", je ein Vierteltausend auf das „Wintermärchen" und den „Tell".

Solche Taten, solche Erfolge wären aber nicht möglich gewesen, wenn in diesen Aufführungen nicht ein Neues, Lebendiges zu Tag getreten wäre. Die Inszenierungweise der Meininger, genauer: die Regie des Herzogs war die Grundlage des Ganzen. Ohne jede äußere Anregung konnte diese Regie in einem Lande nicht wohl entstehen, das gegen die Angelegenheiten der Schaubühne sich so gleichgiltig wie das damalige Deutschland verhielt. Das Vorbild Herzog Georgs war offenbar das Londoner Theater, das namentlich seit 1850 durch den jüngeren Kean, den Leiter des Prinzeß Theatre, Shakespeare-Aufführungen von unerhörter Pracht und streng geschichtlichem Stil der Gewänder und Dekorationen erlebte. Der Herzog von Meiningen verfiel aber nicht in unselbständige Nachahmung der englischen Leistungen. Das malerische Sehen war auch seiner Natur eigen; daraus mußten außer den denkwürdigen Vorzügen seiner Bühnen-Einrichtungen gelegentlich kleine Schwächen hervorgehen. Die dramaturgischen Interessen mußten dann wohl hinter die bildkünstlerischen zurücktreten, das Theater mit kulturgeschichtlicher Schaustellung überladen, die „Echtheit" des Bildes und sogar der Gewandstoffe in einer Weise überschätzt werden, die beim besten Willen nicht allemal ohne Beeinträchtigung des dramatischen Grundzweckes ablaufen konnte. Doch entartete die Meininger Inszenierung nie, so wie es damals und später in London oft geschah, in leeres Schaugepränge. Das Schauspiel wurde nicht über den Schaustücken aus dem Auge verloren, die Ausstattung wurde trotz aller Sorgfalt, die man ihr widmete, nicht zum Selbstzweck.

Damit hing es zusammen, daß brutale Kürzungen und ähnliche Vergewaltigungen klassischer Dichtwerte durch rücksichtlose Dekorateure, diese Vandalismen, die auf dem englischen Theater an der Tagesordnung waren (und anscheinend noch immer ein wenig an der Tagesordnung sind), in der sächsischen Residenz nicht aufkamen. Daß Kleists „Hermannsschlacht" durch

Rudolf Genée „bearbeitet" oder im Schlußakt des „Fiesko" ein übel vermerkter „Strich" gemacht wurde, gehört entschieden zu den Ausnahmen. Die Meininger gingen in der Regel mit einer Entschiedenheit, die erzieherisch wirkte, auf den dichterischen Urtext zurück. Sie überraschten die damalige deutsche Theaterwelt geradezu durch den Beweis, daß (wie Martersteig sagt) „ein guter Teil des dramaturgischen Bemühens des Jahrhunderts, das sich auf Verbesserung formlos scheinender Originale richtete, ganz überflüssige Arbeit gewesen war, — daß die hypertrophische Fülle gar vieler dichterischer Gebilde lediglich durch eine sorgsame bühnentechnische und schauspielerische Behandlung zur klaren und erfreulichen Wirkung zu bringen ist."

Herzog Georgs grundlegende Absicht (die aufs Schönste erfüllt ward) ging, volkstümlich gesagt, dahin, die Klassikervorstellungen von der Langweiligkeit zu befreien, die in ihnen üblich geworden war. Es fehlte an einsichtigen Spielleitern, überhaupt an Verständnis für die Unentbehrlichkeit einer sachverständigen, liebevollen, durchgreifenden Regie. Auf das unverwüstliche Ansehen der klassischen Dichtung hin wurde in der wüstesten Manier gesündigt; häufig ohne Bewußtsein der Versündigung — was die Sache nur noch schlimmer erscheinen läßt. Man, d. h. der Durchschnitts-Direktor, -Intendant oder -Regisseur, redete sich ein, die Klassiker, deren Hauptrollen ja jeder Schauspielnovize in seinem „Engagements-Repertoire" aufgeschrieben hat, brauchten nicht viel Proben; man erdreistete sich (ach! und erdreistet sich dessen noch heut in manchem „Musentempel"), keine Zeit für eine Durcharbeitung dieser allbekannten Werke zu haben. Man hatte (hat) sie auch tatsächlich nicht in den mittleren und kleinen Städten, weil dort, wo nicht Oper und Operette alle Liebe und die schönste Zeit verschlangen (verschlingen), allzuoft Neues herausgebracht werden mußte (muß). Die Regisseure waren auch noch (heute sind sie's ein bißchen seltener) gleichzeitig Hauptdarsteller. Kurz, es blieb für die größten Dichter — grade für sie! — nur ein ganz mechanisches Betreiben übrig.

Die blanke Routine, ein versteinertes System von bequemen Angewöhnungen, Blaustift und Souffleur mußten es ermöglichen, die unvermeidlichen Klassiker-Vorstellungen mit je einer bis zwei Proben durchzuführen, oder auch nur mit einer flüchtigen „Verständigungprobe", wenn gerade ein reisender Virtuos sich in einer seiner abgespielten Glanzrollen zeigen wollte. Mit der Ausstattung der Stildramen quälte man sich ebenso wenig. Die Anekdote von dem Direktor, der da entscheidet: „Vor Christus nackte Füß, nach Christus Stulpenstiefel" — diese gute alte Schmieren-Anekdote könnte als nur leise übertriebene Charakteristik für viele damalige Theaterlenker gelten. Für Gewänder und Dekorationen mußte in der Regel der Abhub der Opernausstattung gut genug sein. Es konnte bei solcher Behandlung unmöglich ausbleiben, daß das kostbarste Gut der dramatischen Dichtung schmählich entwertet wurde, daß der selbstzufriedene „alte Theatermann" schließlich ohne Lüge versichern konnte: „Die Klassiker machen nichts."

Voraussetzung für den äußerst kräftigen Anstoß, dessen es bedurfte, um die Klassikerregie aus dem tiefen Winterschlafe wachzurütteln, war, daß Liebe und Fähigkeit zum Bessermachen sich mit Unabhängigkeit und

sehr viel verfügbarer Zeit zusammenfanden. In Meiningen war diese Voraussetzung verwirklicht. Der Herzog gab seine Oper auf und setzte sein reiches künstlerisches Wissen und Können an die Heranbildung eines reifen Schauspielkörpers, an die Ausgestaltung einer vornehmen, stilechten und fesselnd belebten Szenerie. Er wandte an jedes Stück so viele Proben, daß die unreiferen Elemente unter seinen Mimen heimlich murrten — namentlich vor den großen Erfolgen; eine Erscheinung, die auch heutzutage, beispielsweise in Max Reinhardts Bereich, noch vorkommen soll.

Er entwarf eigenhändig die Figurenbilder, bestimmte Form, Farbe und Stoff jedes Kleides, jeder Waffe, jedes „Requisits". Den „Wallenstein" beispielsweise ließ er sich 100 000 Mark kosten; dreihundert unterschiedliche Kostüme wurden für die Trilogie eigens hergestellt. Noch wichtiger aber als all dieses bildkünstlerisch-geschichtkundige Tun war, zumal für unser heutiges Empfinden, die prächtige Beseelung des Zusammenspiels. Alle Darsteller mußten sich in den Dienst der Gesamtwirkung stellen lassen. Statt ungebildeter, arbeitmüder, verdrossener Statisten und Choristen wurden streng geschulte junge und alte Schauspieler für das „Volk" der Bühne verwendet. Waren große Massen für die Mitwirkung erforderlich, so wurden ausgebildete Schauspieler wenigstens an die Spitze jeder Gruppe gestellt. Nur so konnte es gelingen, diese Gruppen und möglichst auch einzelne Vertreter der Menge charakteristisch sich von einander abheben zu lassen.

Die Gefahr, daß die Unwesentlichen zu laut schreien oder zu eifrig agieren und dadurch den Sinn der Schauend-Hörenden von wichtigeren, unwiederbringlich vorübergehenden Worten oder Gesten ablenken, diese naheliegende Gefahr der eindringlichen Massenregie konnte nicht immer völlig vermieden werden. Sie konnte aber noch weniger zum verderblich bestimmenden Einfluß auf die Kunst der Meininger gelangen, weil in der Hauptsache ein feines Empfinden stets die Zwecke der Dichtung im Auge behielt und bemüht blieb, diesen Zwecken nur durch volle, mitbewegende Stimmungen zu dienen. In der Kunst, durch szenisch-psychologische Stimmungen die eingerissene Nüchternheit der Klassiker-Vorstellungen zu überwinden und für lange Zeit als kunstwidrig bloßzustellen, erkennen wir einen sonderlich fruchtbaren, vorbildlichen Zug der Meininger Regie. Er zeigte sich übrigens nicht bloß in Massenszenen der großen Tragödien, sondern ebenso wirksam in den alten Lustspielen und den modernen Konversationsstücken. Wo es sein mußte, zeigte man sich denn auch nicht hoftheatermäßig prüde. Wenn etwa das Käthchen von Heilbronn wirklich nach Vorschrift die Strümpfe auszog, so hieß das für die Zeit vor dem Naturalismus schon etwas wagen. Überall wurde so das mechanisch-theatralische Verfahren abgestellt und der Geist der Dichtung als leitende Macht anerkannt.

Des Herzogs wertvollster Mitarbeiter war seine Gattin, die Freifrau von Heldburg, die als Ellen Franz eine ausgezeichnete Darstellerin gewesen war. Sie nahm das Wort- und Sinnstudium der Darsteller unter ihre Obhut und ließ sichs nicht verdrießen, im allgemeinen mit dem künstlerischen Nachwuchs jede Rolle sorglichst durchzugehen. Als Hilfskraft bei der Spielleitung und als Leiter aller Gastspielreisen war der zuverlässige Ludwig Chronegk die nächstwichtige Stütze der „Meininger".

Daß die Truppe nicht in jeder Aufführung mit lauter Darstellern ersten Ranges glänzte, lag an den Grundsätzen der Regie. Die Virtuosen (für die damals noch eine ergiebige Zeit war) ließen sich begreiflicherweise nicht in einem Ensemble halten, wo die Zucht des Zusammenspiels den selbstgefälligen Einzelnen nicht im mindesten über die Grenze seiner künstlerischen Aufgabe hinausschweifen ließ. Ein damals schon namhafter Darsteller wie Barnay nahm an mehreren Fahrten der Meininger teil, auch an der berühmt gewordenen ersten nach Berlin, die ihn selbst berühmt machte, und an der ehrenvollen nach London (1881). Josef Kainz gehörte drei Jahre zu den Meiningern. Und unter den mehr oder minder bekannt gewordenen Mitgliedern vieler größerer Bühnen sind „alte Meininger". Der begabte Emil Drach, der Begründer des Münchener Schauspielhauses, und Alexander Barthel, der schöne Barthel, nach der Gastspielzeit der Liebling der Frankfurter a. M., nahmen ein allzu frühes Ende. Joseph Nesper, Arthur Kraußneck, Amanda Lindner kamen ans Berliner Königliche Schauspielhaus. An tüchtigen Darstellern hat es den „Meiningern" zu keiner Zeit gefehlt. Und mehr als anderswo ersetzte ja dort der Geist des Zusammenarbeitens, was in vereinzelten Fällen an Genialität des Einzelnen allenfalls zu vermissen war. . .

Beim Theater ist jegliches Arbeiten früh vergänglich. Aber „ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück". So steht es auch mit dem reformatorischen Schaffen des Meininger Herzogs. Doch leuchtet es nicht nur. Es hat befruchtend auf die deutsche Bühne gewirkt. Ob der Illusionismus oder der bloß andeutende Stil regieren, ob die wünschenswerte Verbindung beider Richtungen bald klar hervortreten werde oder nicht: so liebevolle, so berufene organische Künstlertat erschöpft sich nicht im Zeitlichen, sondern setzt sich um in weiter und weiter befruchtendes Leben.

Raabes Jugendzeit.

Von Herm. Anders Krüger.

(Schluß.)

2. Buchhandlung und Lektüre. (Magdeburg) 1849—1853.

Im Jahre 1849 verließ Wilhelm Raabe die Sekunda des Wolfenbütteler Gymnasiums und trat als Lehrling in die altrenommierte Creutzsche Buchhandlung zu Magdeburg ein, die sich in dem ehrwürdigen Hause „Zum goldenen Weinfaß" (das dann in den „Kindern von Finkenrode" und besonders in „Unseres Herrgotts Kanzlei" als Schauplatz zu Ehren kommen sollte) befand. Hier war auch die Wohnung des Chefs der Handlung, namens Kretzschmann, bei dem der junge Lehrling nach altem, gutem Herkommen wohnte und wie ein Mitglied der Familie behandelt und gehalten wurde. Das Kretzschmannsche Haus war künstlerisch interessiert, insonderheit ward die Musik fleißig und verständnisvoll gepflegt, und dem Lehrling und seinen Kollegen ward manche wertvolle Anregung zu teil. Erst der Selbstmord des jungen Kretzschmann, der Raabe tief erschütterte, unterbrach jäh die Idylle.

Für die Wahl des Buchhändlerberufs war, wie schon angedeutet, der Hang des Knaben zu den Büchern, namentlich denen schönwissenschaftlichen Inhalts, maßgebend. In der Tat konnte er diesem, damals wohl elementarsten Drang seines Innern, auch weiter ausgiebig fröhnen, denn der Arbeit war nicht allzuviel. Auch diese Zeit bezeichnete Raabe später humorvoll als „ein Faulenzen mit Hindernissen". Aber die nun folgenden Jahre förderten doch den Menschen und Dichter in Raabe ganz gewaltig.

Es war ja eine politisch bewegte und interessante Zeit, in der viel und vielerlei gelesen wurde. Raabe weiß sich z. B. noch sehr gut der gewaltigen Aufregung zu erinnern, die Heines „Romanzero" 1852 hervorrief. Er wurde sofort massenhaft bestellt, aber beinahe ebenso schnell polizeilich verboten. Die Polizei war dazumal überhaupt literarisch ungemein interessiert. Aller Augenblicke mußten die Buchhandelsbeflissenen gewärtig sein, ihren hohen Besuch zu empfangen, und sich all ihre Bücherschätze, unter denen die zahlreichen Exemplare des einer hohen Polizei wohlgefälligen „Amaranth" von Redwitz dominierten und vorsichtig stets zu oberst lagen, nach plötzlich verbotenen Büchern durchstöbern zu lassen. Überdies war ja Magdeburg Festung, und es wimmelte damals von politischen Gefangenen in der Stadt, die zum Teil wie die berühmten „Steuerverweigerer" (z. B. der Abgeordnete Schulze-Wanzleben) nur in Begleitung eines Unteroffiziers spazierengehen durften und in dieser standesgemäßen Begleitung auch bei der Creutzschen Buchhandlung ihre Lektüre zu kaufen pflegten. Raabes Kollegen waren wie er literarisch interessiert, und der Verkehr mit ihnen war freundschaftlich und anregend zugleich. Raabes Stube ward oft zum Schauplatz interessanter Dispute politischer, literarischer und besonders philosophischer Erörterungen. So lasen hier die jungen Leute mit tiefgehender Bewegung die damals so viel Aufsehen erregenden glutvollen Schriften des bayrischen Philosophen und Einsiedlers Ludwig Andreas Feuerbach, der ja auch andere junge Dichter der Zeit, z. B. Keller, lebhaft fesselte und zur inneren Auseinandersetzung zwang. Die träumerisch stille Versenkung in die Tiefen des menschlichen Gemüts, sein starker Altruismus, ferner das Interesse für den ihm schon vertrauten Jacob Böhme dürften Raabe bei Feuerbach besonders angezogen haben; in ein näheres Verhältnis zu diesem anthropologistischen Theosophen ist Raabe jedoch nicht getreten.

Es ist hier wohl an der Zeit, ein weniges über die Lektüre des jungen Raabe zu sagen, da sie doch natürlich für die Entwickelung des angehenden Poeten von allergrößter Bedeutung gewesen sein dürfte. Von vorn herein gilt es da zu betonen, daß diese Lektüre sehr vielseitig gewesen ist (stand ihm doch Vaters reiche Bibliothek nach dessen Tode völlig frei zur Verfügung) und daß vielleicht gerade aus dieser Vielseitigkeit die merkwürdige Selbständigkeit Raabes gegenüber besonderen literarischen Einflüssen mit zu erklären ist. In erster Linie ist das freilich in seiner Charakteranlage begründet; schon als Schulbub suchte sein elementares

Bildungsbedürfnis, dem die allzu formale Schulbildung nicht genügen konnte, nach allen Seiten auszugreifen. Unwillkürlich erinnert man sich der köstlichen Stelle in seinen „Alten Nestern" S. 184 f.: „Der hat noch nie gelesen, der nie das wieder las, was ihm in seiner seligen Jugend, wenn es in seinen Händen ertappt wurde, als „das dümmste Zeug auf Gottes Erdboden" um die Ohren geschlagen wurde. Gottes Segen über das Lesefutter der großen Menge und der Jugend". Der Knabe las alles, was er erreichen konnte, mit 13 Jahren geriet er über Sue's „Geheimnisse von Paris", später über seinen „ewigen Juden" und verschlang diese Bücher geradezu. Auch der „Graf von Monte Christo" und „Die drei Musketiere" von Dumas père beschäftigten seine früh geweckte Phantasie. Den weitaus stärksten Eindruck unter den damals berühmten französischen Autoren machte, allerdings erst einige Jahre später, Balzac auf den jungen Raabe und zwar mit seinem letzten großen Werk, der „menschlichen Komödie". Die Sittenstudien des großen Franzosen, namentlich die glänzend und doch unbarmherzig geschilderten Szenen aus dem privaten Leben, aus dem Leben der Provinz und dem von Paris, imponierten dem Buchhandlungslehrling Raabe nicht nur gewaltig, sondern übten sicherlich auch einen künstlerisch bedeutsamen und erziehlichen Einfluß auf den angehenden Dichter aus, lehrten ihn früh scharf und schleierlos zu sehen, lockten ihn zu realistischer Darstellung des Beobachteten und hielten beizeiten jugendlich romantischem Überschwang die Wage. Verwandte Anregungen empfing Raabe in diesen entscheidenden Jünglingsjahren aus der englischen Literatur. Anfangs geriet er, wie wohl die meisten seiner Zeitgenossen, in den Bann des großen romantischen Romanschriftstellers Scott; aber das dauerte nicht allzu lang, wenngleich die virtuose, ja oft geniale Erzähltechnik des großen Schotten nie ihre Reize für Raabe einbüßen sollte. Als künstlerische Persönlichkeit stach bei ihm jedoch bald der Realist Thakeray den Romantiker Scott aus und schlug wohl nicht zufällig dieselbe Saite in der Seele des heranwachsenden Erzählers an wie Balzac. Dazu kam der Humor dieses großen Briten, der freilich oft zur schärfsten Ironie und bittersten Satire umschlägt. Immerhin trat diese herbe Seite Thakerays in der „Geschichte von Pendennis", seinem wohl liebenswürdigsten, sicherlich nicht unbedeutendsten, vielleicht persönlichsten Buche, einigermaßen zurück. Und gerade dieses gehaltvolle, achtbändige Werk las der junge Buchhandlungslehrling in Magdeburg mit heißem Herzen und fliegendem Atem. Es spricht für den angeborenen künstlerischen Instinkt des jungen Raabe, wenn er von vornherein an Thakeray, der in seiner feinlinigen, aristokratischen Kunst nie ein Gott der Massen werden konnte noch wollte, eine größere Befriedigung und vielleicht auch ein sympathischeres Vorbild fand, als an dem damals schon viel populäreren Dickens, dem Raabe erst als Student zu Berlin und später näher kam. Im Raabeschen Hause wurde ja viel gelesen, und die Mutter las Dickens mit besonderer Vorliebe. Wilhelm sandte

Geschwistern und Mutter auch manch ein Buch als Geschenk; besondere Freude erregten z. B. Auerbachs „Schwarzwälder Dorfgeschichten". Mit der Lektüre verband der junge Raabe energisch ein Sprachstudium (so las er nicht nur Thakeray, Goldsmith und Dickens, sondern auch später Seneca, Spinoza und manche Lateinchronik im Urtext und holte aus eigener Kraft reichlich nach, was ihm die Schule nicht sympathisch hatte machen können). In deutscher Sprache las Raabe schon früh mit besonderer Vorliebe einige Werke des dänischen Dichters Andersen, dessen liebenswürdig weicher, oft sentimentaler Humor wohl nicht ohne nachhaltigen Anklang im Gemüt des Knaben und Jünglings geblieben sein dürfte und dann in den ersten Werken des jungen Autors noch nachhallt.

Unter der zeitgenössischen deutschen Literatur galt das besondere Interesse der damaligen Generation und so auch Raabes der Lyrik. Vornehmlich waren es Freiligraths und Heines Lieder, die Raabe früh und tief ergriffen. Für beide Poeten hat er stets eine Vorliebe behalten und, so sonderbar es vielleicht manchem erscheinen will, noch der gereifte Dichter erklärte Heine für einen seiner „besonderen Lieblinge". Von der bedeutenderen deutschen Erzählungsliteratur hat Raabe merkwürdig wenig Notiz genommen. Auerbach ist schon genannt. Von Alexis las er erst als junger Autor zu Wolfenbüttel ein weniges, Immermann lernte er erst in Stuttgart näher kennen und auch nur den „Münchhausen" (nicht „Papierfenster" und „Epigonen", wie manche annehmen); die Romantiker blieben Raabe merkwürdig fremd, abgesehen von einigen Liedern in Anthologien erinnerte er sich nur der Geschichte vom braven „Kasperl und dem schönen Annerl" damals Geschmack abgewonnen zu haben. Von E. Th. Amadeus Hoffmann, dessen Erzählungen zum Teil in der väterlichen Bibliothek standen, las er einzelne mit großem Vergnügen, so das „Fräulein von Scuderi", das „Majorat", „Signor Formica" und „Des Vetters Eckfenster". Dagegen machte er sich aus den phantastischen Glanzstücken des großen Gespenster-Hoffmanns auffallend wenig. Noch überraschender dürfte es für manche Kritiker Raabes, die oberflächlich genug Hebbels flüchtiges Urteil (in einer sechszeiligen Kritik der „Chronik der Sperlingsgasse" sprach er von den „Tönen Jean Pauls und Hoffmanns") nachgebetet haben, sein, wenn die Lektüre des jungen Raabe nur ganz geringe Beziehungen zu Jean Paul aufweist. Nur „Dr. Katzenbergers Badreise" stand ja in der Bibliothek des Justizamtmanns von Stadtoldendorf, und dieses Werk hat sein Sohn natürlich frühzeitig und mit Ergötzen gelesen, auch wohl nicht ohne künstlerische Anregung (einige sonderbare Käuze Raabes von Strobel an bis zum Wunnigel hinauf zeigen unverkennbare Spuren Katzenbergerscher Familienähnlichkeit). Die Hauptwerke Jean Pauls jedoch, seine sentimental-humoristischen Idyllen und seine anspruchsvolleren Romane mit ihrer geistreich verworrenen Handlung, ihrer maniermäßig übertriebenen Technik haben sicherlich keine Rolle für den Entwickelungsgang des jungen Raabe

gespielt, seine Art der Menschenbetrachtung wenig berührt, seine Darstellungsweise und seinen Stil schwerlich besonders beeinflußt. In späteren Jahren hat Raabe wohl mehrfach versucht, Jean Paul zu lesen, aber er ist weder durch „Titan", den er Ende der fünfziger Jahre in Wolfenbüttel einmal zu lesen anfing, noch durch den „Hesperus", noch durch den „Siebenkäs", von dem er bei seinem zweiten kürzeren Berliner Aufenthalt zwei Bände antiquarisch erstand, hindurchgekommen. Die „Flegeljahre" hat er sehr viel später gelesen, nicht ohne Vergnügen, wie er mir versicherte.

Es wird also von dem Einfluß Jean Pauls auf Wilhelm Raabe doch mit einiger Vorsicht zu reden sein, trotz der Erwähnung dieses Humoristen unter den Dachstubenpoeten am Eingang der Chronik der Sperlingsgasse. Die gleiche Vorsicht wird gegenüber zwei andern kritischen Gereden zu beobachten sein, die auch jetzt wieder durch die meisten Nekrologe gingen, gegenüber Raabes angeblichem Abhängigkeits- oder Verwandtschaftsverhältnis zu Dickens und gegenüber dem sogenannten Raabeschen Pessimismus, der bekanntlich auf Schopenhauers Einfluß zurückzuführen sein soll. Das Nähere schon hier bei Wilhelm Raabes Jugendzeit zu erörtern ist nicht nötig. Aber soviel sei doch schon hier angedeutet: diese eigentümliche Stimmung der Raabeschen Weltanschauung, wie sie dann später im Abu Telfan und Schüdderump klar und scharf zu Tage tritt, ist sicherlich schon frühzeitig durch allerlei Lebenserfahrungen bedingt, vielleicht auch von Balzac und Thakeray leise verstärkt worden. In der Produktion des Dichters bereitet sich diese ernste, bisweilen düstere Lebensauffassung jedoch ganz allmählich vor (vergl. „Ein Frühling", „Einer aus der Menge", „Nach dem großen Kriege", „Drei Federn", „Leute aus dem Walde", „Hungerpastor", „Hollunderblüte" usw.) Sie schwillt gleichsam an und ebbt auch wieder allmählich ab; sie kulminiert höchst merkwürdiger Weise gerade in den Jahren seines Lebens, die der Dichter mir ausdrücklich als die glücklichsten seines Lebens gekennzeichnet hat, und ist mit der Lektüre Schopenhauers (dessen Werke Raabe sich erst 1868 kaufte, nachdem der „Abu Telfan" seit dem 30. März 1867 vollendet und der „Schüdderump" [begonnen den 22. Oktober 1867] zur größeren Hälfte schon geschrieben war) ganz und gar nicht zu erklären. Wer in solcher rein äußerlichen Weise mit der Entwickelung einer so unendlich komplizierten Dichterpersönlichkeit wie Raabe umspringen will, wie das z. B. R. M. Meyer in seiner Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts und auch kürzlich wieder in seinem Nekrolog im Berliner Tageblatt tut, der dürfte schwerlich zu einer gerechten Beurteilung und zu einem richtigen Verständnis Raabes gelangen.

Auch dieser kurze Überblick über die wenigen Bücher, die auf den jungen Raabe nach seinen eigenen Angaben eine besonders starke Wirkung ausübten, darf nicht etwa zu einseitigen Schlußfolgerungen betreffs literarischer Einflüsse (einer unseligen Philologensucht unserer Tage, an der

auch Marie Speyers und Hermann Junges sonst wertvolle Dissertationen*) kranken) führen. Die genannten Autoren und Werke sind sicherlich nur ein sehr kleiner Bruchteil dessen, was der nicht allzu beschäftigte, bildungshungrige Buchhandlungslehrling oder der spätere Student las. Wilhelm Brandes (S. 4) hebt mit Recht hervor, daß „ein besonderer Glücksfall im Lager (der Creutzschen Buchhandlung) die ganzen Sortimentsreste seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in albis erhalten hatte, die man eben jetzt zu makulieren sich entschloß. Aus diesem Raritätenlager, dessen Untergang heute jeder Antiquar und Sammler beklagen muß, stammt ein guter Teil von Raabes Literaturkenntnis auch auf abgelegenen Gebieten“. Natürlich ist auch hier nicht nur der Zufall maßgebend gewesen, sondern in Raabes innerster Natur, in seinem Zug zu dem, was abseits vom gewöhnlichen Alltagsgetriebe und der großen Heerstraße lag, in seinem früh erwachten Trieb, Eigenheiten und Seltsamkeiten nachzuspüren und in das Kleine, oft auch Unscheinbare liebe- und verständnisvoll sich zu versenken, lag der letzte Grund zu dem später so staunenswerten Reichtum literarischen, historischen und spezifisch antiquarischen Materials, zu der so verblüffenden Beherrschung der allerverschiedensten Lebens-, Lokal- und Kulturmilieus.

In den Unterhaltungen der Familie Kretzschmann und ihrer verschiedenen Magdeburger Bekannten und Kunden, bei den traulichen Zusammenkünften der Kollegen und Freunde auf der „Bude“ des jungen Raabe, war fast selbstverständlich des öfteren die Rede von den zwei berühmten Belagerungen Magdeburgs durch Kurfürst Moritz von Sachsen und durch Tilly. Raabe ärgerte sich damals, daß man so wenig Genaues von diesen bedeutendsten Vorgängen wußte, und so begann er sich nach und nach genauer zu orientieren, brachte auch allerlei Stoff zusammen. Den historisch wohl beglaubigten, übrigens sehr ernsten Ratmann Lotther (den Raabe dann freilich humoristisch ummodelte), den Pastor Sprenger, den Hauptmann Kindelbrück und Alemann fand Raabe schon damals in den Chroniken, aber erst spätere genaue Studien in der reichen Wolfenbütteler Bibliothek verhalfen ihm zu einem wirklich anschaulichen Bild der Vorgänge, aus denen er dann (1861) mit poetischer Freiheit, Ergänzung und Vertiefung seine historische Erzählung „Unseres Herrgotts Kanzlei“ gestaltete und so seinen Magdeburger Lehrjahren ein schönes Denkmal setzte.

Alles in allem waren die vier Magdeburger Jahre für den jungen Raabe überaus wichtig, ja vielleicht entscheidend für den werdenden Dichter, denn sie zeitigten die erste innere Krisis. Nach und nach ward ihm in dieser, trotz einer gewissen Kränklichkeit, äußerlich leidlich glücklichen und anregenden Buchhändlerlehrzeit doch klar, daß dieser gewiß ehrenwerte Beruf mit seinem zu geschäftsmäßigen Betrieb für ihn nicht das

---

*) Raabes Hollunderblüte, Regensburg 1908 und W. Raabes Composition und Technik, Dortmund 1910.

bot, was er seiner Zeit von ihm erwartet hatte, daß seinem immer weiter und tiefer drängenden Geiste im Buchhandel keine rechte Befriedigung zu teil werden könne. So reifte der schwere Entschluß, es nochmals zu versuchen, auf dem Wege schulmäßiger Bildung vorwärts zu kommen.

Die Entstehung meiner Märchensammlung.

Von Professor Dr. Wilhelm Wisser.

(Schluß.)

Nachdem ich mich bis dahin immer auf die Nordostecke Holsteins beschränkt hatte, beschloß ich im Sommer 1909, es mal mit einer weiter nach Westen gelegenen Gegend zu versuchen und von Plön aus in weitem Bogen um den Selenter See zu gehn. Diesem Plan gemäß wanderte ich am ersten Tage in Zickzacklinien von Plön nordwärts bis Selent. Ich durchsuchte auf dieser Tour sieben Dörfer, fand aber nichts. Der einzige, der mir vielleicht hätte erzählen können, ein alter Mann in Kossau, – he heet Barg, sagte der Gewährsmann, awer he weet uk 'n Barg –, war kurz vorher nach Kiel ins Krankenhaus gebracht, um operiert zu werden. Die ersten Geschichten fand ich in Selent selbst, wo mir abends in der Gaststube ein Maurergesell Schlünß erzählte, und am andern Morgen der Müller und Mehlhändler Glindemann in seinem Kontor. Unter den 5 Geschichten dieser beiden Erzähler waren 3 Lügenmärchen.

In Selent hörte ich von einem Dachdecker Rohrberg in Bauersdorf. Ich änderte deshalb, um erst diesen aufzusuchen, meinen Kurs und wanderte in östlicher Richtung an dem Südufer des Sees entlang zunächst bis Bellin und von da südwärts nach Bauersdorf. Rohrberg war aber nicht zu Hause, er arbeitete in dem nahen Friedeburg. Nachdem ich ihn hier aufgefunden und das Versprechen von ihm erhalten hatte, daß er mir nach Feierabend in seinem Dorf erzählen wolle, ging ich nach Bauersdorf zurück. Hier brachte ich die Wartezeit auf einer nahen, buchenbestandenen Anhöhe zu, von der aus man eine herrliche Aussicht hat auf den schönen Selenter See. Nachdem ich mich dann abends der Verabredung gemäß ins Wirtshaus begeben hatte, wurden mir hier von Rohrberg 19 Geschichten erzählt und von drei andern Tagelöhnern noch 8 dazu. Sie waren aber alle nur kurz.

Da ich erst ziemlich spät in Selent wieder ankam, und hier der leere Magen erst sein Recht verlangte, so war es fast Mitternacht geworden, als ich mein Zimmer, meine Kammer, wollt' ich sagen – denn mehr war es nicht –, aufsuchte. Man hatte mir den Raum – es standen zwei Betten darin – vorher gezeigt, ob er mir gut genug sei, die übrigen Zimmer seien leider besetzt. Und anspruchslos, wie ich bin, hatte ich ja gesagt. Es fanden sich zwar noch allerhand Spuren eines früheren Bewohners, ich hielt es aber für elbstverständlich, daß die am nächsten Abend entfernt sein würden. Weiter hatte man mir nichts gesagt. Wie ich nun aber die

Kammertür öffne, da sehe ich in dem andern Bett einen fremden Onkel liegen. Ich suche den Wirt auf oder die Frau: was das zu bedeuten habe. Ja, das sei ein Tapeziergehilfe, der im Hause arbeite; dessen Logis sei es. Die Nacht vorher sei er anderswo gewesen, aber jetzt sei er wieder gekommen. Was wollte ich anfangen? Ein anderes Zimmer konnte man mir nicht geben, das andere Wirtshaus im Dorf war auch überfüllt, kurz, ich mußte in den sauren Apfel beißen. Glücklicherweise lag mein Kammergenosse in tiefem Schlaf. Und als er morgens in aller Frühe aufstand, stellte i ch mich fest schlafend. So brauchten wir uns wenigstens nicht erst vorzustellen.

Am andern Morgen wanderte ich dann westwärts, bog an der Südwestspitze des Sees um nach Norden und ging dann über Fargau und drei andere Dörfer in nordöstlicher Richtung bis Hohenfelde, von wo man zu seinen Füßen die Ostsee vor sich sieht, und von da weiter, nach Südosten umbiegend, bis zu dem malerisch gelegenen Gadendorf. Auf der ganzen Tour fand ich wieder nichts. Erst in Gadendorf wurde mir von dem 77jährigen Korbflechter L. abends erst mal zur Probe eine Geschichte erzählt und am andern Morgen, einem Sonntag, noch 12 dazu. Eine Geschichte wußte auch die Frau. Der Erzähler, dessen Geschichten vielfach verworren und entstellt, teilweise bis zur Unkenntlichkeit verwildert waren, war ein alter greulicher Kerl. Wenn er verkehrt erzählte und seine Frau ihn dann in sanfter und bescheidener Weise mal verbesserte, ranzte er sie wütend an: sie wisse nichts davon; wie er erzähle, so sei es richtig; er wisse es ganz genau. Ich nahm sie dann jedesmal kräftig in Schutz: seine Frau habe ganz recht; er wisse nichts davon. Auch wenn ich ihn verbesserte, beteuerte er erst jedesmal, er wisse es ganz genau. Wenn ich ihn dann aber energisch zurückbrachte, gab er seinen Irrtum zu.

Nachmittags ging ich wieder zurück nach Hohenfelde, wo, wie ich mittlerweile gehört hatte, ein Schuster was wissen sollte. Das Gerücht erwies sich als unbegründet. Dafür hörte ich jetzt, der Hufner Kruse solle Geschichten wissen. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß dem wirklich so sei, bat ich den Lehrer des Orts, Möller, die Geschichten gelegentlich aufzuschreiben und mir zuzuschicken. Das hat er denn auch bald darauf getan. Es waren 3 Geschichten, 2 von Kruse und eine von seiner Frau, zusammen an 20 Seiten.

Nachdem ich den Abend nach Gadendorf zurückgegangen war, wanderte ich den nächsten Tag über Panker nach Lütjenburg und von da über Engelau bis Dannau, und den Tag darauf über Sasel und vier andere Dörfer — die beiden letzten hatte ich schon auf dem Hinweg berührt — nach Plön zurück. Gefunden hatte ich an diesen beiden Tagen wieder so gut wie nichts. Ein paar Brocken wurden mir vor Lütjenburg von einem alten Steinhauer erzählt, der da am Wege saß bei seinen Steinen, ferner in Engelau von einem älteren Mann, der allein, ohne Frau, wirt-

schaftete, und bei dem es deshalb grausig aussah, ein paar kleine Preestergeschichten, und endlich im „Uhlenkrog", einem Wirtshaus vor Plön, von einem alten Tagelöhner 2 entstellte Geschichten. Der Engelauer war ein origineller Kauz. Um seinen Garten gründlich auszunutzen, hatte er jedes Beet doppelt und dreifach besät und bepflanzt, mit allen möglichen Arten von Gemüse bunt durcheinander. Der Uhlenkröger, der in einer Kate dem Wirtshaus gegenüber wohnte, tat erst gewaltig groß, was er mir alles erzählen könne. Als ich ihn dann aber, über den vermeintlichen Fund erfreut, mit ins Wirtshaus nahm, wußte er so gut wie nichts.

Die ganze fünftägige Tour hatte nicht mehr gebracht als 37 Seiten. Und was darauf stand, war zum großen Teil minderwertig: ein ganz trauriges Ergebnis.

Um nach diesem kümmerlichen Poggenfang endlich mal wieder einen tüchtigen Fischzug zu tun, beschloß ich nach einer Unterbrechung von einigen Tagen, die ich in meiner Heimat zubrachte, wieder nach Fehmarn zu gehn. Den westlichen Teil der Insel hatte ich so ziemlich abgesucht. Von den Dörfern des östlichen Teils dagegen hatte ich nur Puttgarden durchforscht.

Unterwegs, von Neustadt aus, machte ich erst einen kurzen Besuch bei der gräflichen Familie in Sierhagen. Hier benutzte ich die Gelegenheit, eine alte Frau aufzusuchen, die ich bei meinem ersten Aufenthalt in Sierhagen (1904) immer verfehlt hatte. Sie wohnte im sogenannten ‚Voßberg', einer Kate, die mit zum Sierhagener Gut gehört. Ehe ich in die Kate eintrat, mußte ich mich erst von einem wütenden Köter, den man versäumt hatte wieder an die Kette zu legen, ins Bein beißen lassen. Diesmal fand ich die alte Grage, eine Frau von 82 Jahren, zu Hause. Sie erzählte mir 6 Geschichten, darunter einige, die als Muster dienen könnten, was an Entstellung geleistet wird. Ein Beispiel. Sin Fru, de geiht (geht schwanger) mit 'n lütt Dochter, de schall he Dornröschen heeten. De hett sik naß (nachher) verheirat, uk mit 'n Grafen. Un wil se Dornröschen heeten hett, is se ümmer dörch de Doornhecken krapen üm den Sloß, bet se ganz toreten weß is. Se hett dar ehr'n Dod vun nam'n.

Von Sierhagen fuhr ich dann den andern Tag weiter nach Fehmarn. Mein Standquartier hatte ich diesmal in Burg, in Wissers Hotel, das wegen seiner Verpflegung berühmt ist. Eine Verwandtschaft ist nicht mehr nachzuweisen, wird aber früher wohl bestanden haben. Denn der Name „Wisser" — ohne Zweifel aus „Fischer" entstanden und wohl aus Norderney, wo in jedem zweiten Haus ein „Visser" wohnt, oder einer andern Gegend Frieslands stammend — kommt außer in und bei Eutin sonst in Holstein selten vor.

Nachmittags in Burg angekommen, spielte ich des Abends mit den Honoratioren des Orts Kegel und erneuerte dabei allerhand Bekanntschaften,

die ich bereits im Jahre 1900 gemacht hatte. Damals nämlich tagte in Burg der schleswig-holsteinische Verein für Natur- und Landeskunde. Und ich hielt in dieser Versammlung einen Vortrag, in dem ich über meine Märchenfunde die ersten Mitteilungen machte.

Am nächsten Morgen trat ich meine Wanderung an. Die Hoffnung, den weißen Wolf noch zu finden, hatte ich endgültig aufgegeben.

Das erste Dorf war Niendorf, Neendörp, wie die Fehmaraner sagen. Das erste Haus am Wege war das Armenhaus. Ich ging natürlich hinein. Denn hier mußte ich ja, wie ich mir dachte, am ersten alte Leute treffen, die Geschichten wüßten. Alte Leute waren aber nicht da. Dafür erbot sich die Frau des Ökonomen, mir zu erzählen. Und ihre erste Geschichte war die — vom weißen Wolf.

Eigentlich handelte die Geschichte nicht von einem Wolf, sondern von einem Bären, vom Weißbär (Witbar). Denn Frau Bendt geb. Jonsson war eine aus Götaborg gebürtige Schwedin, die als junges Mädchen nach Holstein ausgewandert war. Es war aber ganz dasselbe Märchen, nur eine andere Fassung, und zwar eine Fassung, die die meinigen an Schönheit, Ursprünglichkeit und Vollständigkeit weit übertraf. Leider sprach die Erzählerin eine Sprache, die weder schwedisch noch plattdeutsch war. An vielen Stellen wußte sie übrigens noch den schwedischen Wortlaut, in dem ihr die Geschichte von ihrer Mutter erzählt worden war. Außer dieser Geschichte erzählte Frau Bendt mir noch 8 andere. Ihre Geschichten waren zum großen Teil sehr lang, so daß sie anderthalb Tage in Anspruch nahmen und gegen 50 Seiten füllten.

Nachdem der Niendorfer Fund erschöpft war, durchsuchte ich das nördlich davon gelegene Kirchdorf Bannesdorf. Die Leute aber, die mir hier genannt waren, versagten. Und alle, bei denen ich mich erkundigte, u. a. auch der junge Pastor des Orts, ein früherer Schüler von mir, mit dem ich in einem Bauernhaus zusammentraf, meinten, daß wohl niemand da sei im Dorf, der Geschichten wisse.

An einem der nächsten Tage, einem Regentage, wo ich überall einregnete, durchwanderte ich fünf Dörfer östlich von Burg, von Klausdorf im Norden bis Sahrensdorf im Süden. Was ich auf dieser Tour an Geschichten traf, war herzlich unbedeutend: 2 Geschichten, die mir in Gahlendorf von einer Ostpreußin erzählt wurden, und 4 kleine Geschichten, die ein altes Ehepaar in Meeschendorf wußte. Dafür wurde mir aber in Klausdorf in einem Bauernhaus, in das ich mich vor einem prasselnden Regenguß flüchtete, von der Frau mitgeteilt, daß der alte Höft in Bannesdorf Geschichten wisse. Er sei gerade zu Besuch im Dorf bei seinen Kindern. Von diesem Höft hatte mir in Bannesdorf selbst kein Mensch etwas gesagt.

Am nächsten Tage, einem Sonn- und Sonnentag, durchwanderte ich in einer langgezogenen Schleife sieben Dörfer nordwestlich von Burg. Auf dieser Tour wurden mir des Nachmittags in Bisdorf von dem Müller Töpfer, einem jungen Mann von etwa 30 Jahren, 10 Geschichten erzählt und von seinen beiden Freunden — der eine stammte von der Insel Rügen — noch 5 dazu. Außerdem teilte mir Töpfer mit, daß er in seinem Heimatdorf Petersdorf bei Lensahn einen alten Tagelöhner Evers kenne, der eine Menge von Geschichten wisse.

So hatte ich also schon zwei Erzähler wieder in Aussicht.

Den nächsten Tag fuhr ich von Burg zunächst nach Petersdorf (auf Fehmarn), um mir hier von meinem alten Rossau wieder erzählen zu lassen. Ich ließ ihn erzählen, was er wollte. War es eine Geschichte, die ich schon hatte, so ließ ich ihn in der Regel eine neue anfangen. Unter Umständen nahm ich sie auch noch zum zweiten Mal, besonders wenn er sie das erste Mal konfus oder verkehrt erzählt hatte.

Nachmittags fuhr ich weiter nach der westlichen Endstation Orth, um hier einen alten Fischer Grapengeter zu besuchen. Er war mir schon bei meinem ersten Aufenthalt auf der Insel genannt worden. Ich hatte ihn aber damals vergessen, so daß ich mir bei dem Gerücht, er sei mittlerweile gestorben, vorwarf, ich hätte vielleicht einen wichtigen Fund versäumt. Nun hörte ich in Petersdorf, er sei noch am Leben. Ich hätte aber nicht viel verloren gehabt. Es waren nur 6, 7 kleinere Geschichten, die er wußte, und meist nur solche, die mir auch sonst schon vielfach erzählt waren. Die Zeit, die mir bis zur Abfahrt des Zuges noch übrig blieb, benutzte ich zu einem Abstecher nach Sulsdorf, wo ich mir ein paar Geschichten holte von einem Tagelöhner, der aus Pommern stammte.

Von Orth fuhr ich dann zurück bis Landkirchen, um von da wieder nach Bisdorf zu gehn. Hier war mir zwei Tage vorher noch ein jüngerer Tagelöhner genannt, der damals nicht zu Hause war. Er war jetzt aber krank, so daß ich so wieder nach Petersdorf zurückkehrte.

Am folgenden Tage hatte ich des Morgens erst wieder eine Sitzung mit Rossau, der mir 4 Geschichten zum zweiten Mal erzählen mußte. Dann ging ich nach Dänschendorf, um mir auch von Klatt wieder erzählen zu lassen. Es kommt bei einem zweiten Besuch immer noch allerhand zum Vorschein, was das erste Mal vergessen ist. Während unserer Sitzung kam ein alter „Stutenkeerl", der mit Weißbrot hausieren ging. Von seinen „Stuten" konnte ich keinen Gebrauch machen. Seine 4 Geschichten dagegen nahm ich ihm ab. Und er war seelenvergnügt, dat he Geld bört (eingenommen) hadd', ohne daß seine Kipen leerer geworden waren.

Nachmittags ging ich weiter nach Jellingsdorf, zu einem Besuch bei Bansee's. Nachdem ich mir hier von Schuster Rießen noch 5 Geschichten abgeholt hatte, fuhr ich mit Bansee, der mittlerweile anspannen ließ, nach Burg zurück.

Von hier ging ich dann abends noch nach Bannesdorf, um mich erst mal zu überzeugen, ob der alte Höft was wisse. Die Sache stimmte. So ging ich denn am nächsten Morgen wieder hin. Und da hat mir denn der alte „Meister Höft", der früher Tischler gewesen, jetzt, halb erblindet, „Klockenlüder" war, nicht weniger als 31 Geschichten erzählt. Bei dieser Gelegenheit hörte ich, daß auch ein Lübke Geschichten wissen solle. Auch dies Gerücht erwies sich als begründet. Lübke, ein schrecklich verwachsener, geistig aber sehr begabter junger Mensch von 23 Jahren, wußte 12 Geschichten. So waren die Schätze, die in Bannesdorf verborgen lagen, doch noch ans Licht gekommen.

Während des Erzählens hatte ich mich um das Wetter – es goß in Strömen – nicht gekümmert. Jetzt aber, als ich fertig war, wie sollte ich wieder nach Burg zurückkommen? Da war ein Bauernsohn, in dessen Haus ich bei meinem ersten Besuch freundliche Aufnahme gefunden hatte, so gefällig, mich hinzufahren.

Mit fremden Schätzen reich beladen – die Fehmarsche Ausbeute füllte etwa 150 Quartseiten –, kehrte ich dann den folgenden Tag aufs Festland zurück.

Mein nächstes Ziel war natürlich Petersdorf, wo der alte Evers wohnte. Unterwegs aber, auf der Station Göhl, stieg ich aus, um bis zum nächsten Zug noch drei Dörfer abzusuchen, die das Jahr vorher, als ich diese Gegend durchforschte, übrig geblieben waren. Die Mühe wäre unnötig gewesen: ich fand nichts.

In Lensahn ausgestiegen, ging ich dann gleich abends noch nach Petersdorf. Der Inspektor führte mich erst zu einem verkehrten Evers. Als dieser anfing, war ich ganz entsetzt: es war lauter dummes Zeug. Da stellte sich denn heraus, daß offenbar ein anderer Evers gemeint sei. Ich ging zu dem: ja, hier war ich vor der rechten Schmiede. Und hocherfreut über den neuen Fund, kehrte ich nach Lensahn in mein Quartier zurück.

Am andern Morgen ging ich dann in den Gummischuhen des Pastors wieder nach Petersdorf. Der Weg dahin war gerade in Arbeit und infolge dessen grundlos, so daß mir bei meinem ersten Ausgang die Gummischuhe in dem tiefen Sand stecken blieben und erst wieder ausgebuddelt werden mußten.

Bei dem alten Evers sah es traurig aus. Es herrschte Armut, so daß das Mittagsessen aus Kaffee und Schwarzbrot bestand, und die Frau lag krank zu Bett. Unsere Sitzung dauerte den ganzen Tag – mein überpfeffertes Mittags-Butterbrot nahm ich in der Kantine für die Wegarbeiter ein – und den Vormittag des nächsten Tages dazu. Und mit 33 Geschichten, die über 50 Seiten füllten, kehrte ich nach Lensahn zurück.

In den letzten Tagen war mir das Glück überaus günstig gewesen. Diese Gunst mußte ausgenutzt werden. Ich beschloß also, statt – wie es

meine Absicht gewesen war — nach Hause zu reisen, erst nach Lenste zu gehn, zu dem alten Muhs, der mir ja vom Sommer 1907 her (S. 260) seine Geschichten noch schuldig war.

So telephonierte ich denn ab und trat gleich nach Mittag meine Wanderung an.

In Kabelhorst, das mir schon früher (Ostern 1900, s. S. 180) seinen Tribut gezollt hatte, bog ich von der Chaussee ab, durchwanderte dann in einer vielfach gewundenen Schlangenlinie noch fünf andere Dörfer und langte des Abends in dem Kirchdorf Grube (s. S. 260) an. Gefunden hatte ich unterwegs nichts. Dafür wurde ich aber in Grube gleich bei meiner Ankunft in dem Hause des Organisten Ebsen mit Erdbeeren und Milch erquickt und dann von der netten und sorglichen Frau des Wirts, mit der ich mich in die Erdbeeren geteilt hatte, mitgenommen in mein molliges Quartier.

Am andern Morgen suchte ich erst einen jungen Schäfer auf, der mir genannt war. Es dauerte lange, bis ich ihn fand. Denn er war mit seinen Schafen weiter ins Feld getrieben, bis nahe an die Ostsee. Und als ich ihn endlich gefunden hatte, wußte er natürlich nichts. Auf die Landstraße zurückgekehrt, bog ich dann um nach Süden, auf Cismar zu. Von einem Mann, der mir unterwegs begegnete, wurde mir ein Tagelöhner Brede in Gröhnwohldshorst (s. S. 260) genannt. Das Dorf lag vor mir. Ich ging also bei Brede vor und nahm ihm seine drei Geschichten ab. Von Cismar aus suchte ich dann meinen alten Muhs auf. Er war aber, wie ich unterwegs erfuhr, nicht mehr in Lenste, sondern diente als Kuhknecht und Milchwagenfuhrmann bei dem Hofbesitzer in Niehof.

Als ich hier ankam — es war an einem Sonntag —, lag er in seiner kleinen Kammer neben dem Kuhstall und hielt seinen Mittagsschlaf. Der Mann dauerte mich, aber ich konnte ihm nicht helfen: er mußte aus seinem süßen Schlummer heraus. Er erhob sich denn auch, ohne zu knurren, wir erneuerten unsere Bekanntschaft und gingen dann zusammen in die Leutestube, um gleich unsere Sitzung zu beginnen. Das Vertrauen auf mein Glück hatte mich nicht betrogen. Muhs, dem der Schelm aus den kleinen lebendigen Augen blitzte, saß nicht bloß voll von schönen Geschichten: er erzählte auch so vorzüglich, daß er dem alten Hünike den Rang streitig macht. Aber Blut geschwitzt habe ich beim Nachschreiben: er war immer nicht zu halten, und nicht anders als mit der Kandare. Klatt, der blinde Fehmaraner, der nicht sowohl schnell als mit nervöser Hast erzählte, war auch immer nicht zu halten. Aber bei dem konnte man getrost was untern Tisch fallen lassen. Bei Muhs dagegen war kein Wort überflüssig. Und was man ausließ, das fehlte dann einfach. Auf der andern Seite aber war es auch mißlich, ihn mit Gewalt zurück zu halten. Er verwirrte sich dann leicht oder vergaß etwas; jedenfalls erzählte er dann nicht mehr so gut.

Unsere Sitzung währte den ganzen Nachmittag bis abends hin, und dann noch wieder von morgens bis mittags. Und seine 28 Geschichten füllten etwa 50 ganz eng beschriebene Seiten.

Nach diesem Erfolg wollte ich das Glück nicht weiter versuchen. Ich schnürte mein Bündel und reiste in die Heimat zurück.

Mit Muhs schließt die Reihe meiner Erzähler ab. Er ist nicht bloß im Jahr 1909 der letzte gewesen, sondern der letzte überhaupt.

Somit wäre ich mit dem Bericht über meine eigentliche Sammeltätigkeit d. h. über meine Märchenwanderungen und die auf diesen von mir nachgeschriebenen Geschichten zu Ende. Ich muß aber noch ein paar Worte hinzufügen.

Außer den von mir selbst nachgeschriebenen Geschichten nämlich enthält meine Sammlung noch eine Anzahl anderer, die auf meine Veranlassung oder aus freien Stücken von andern auf- oder nachgeschrieben sind. Ein Teil dieser Geschichten ist bereits im vorigen gelegentlich erwähnt: so die von Traulsen nachgeschriebenen Flensburger Geschichten (S. 248), dann die in Heiligenhafen von den Schulkindern (S. 258 f), von Frau Heesch und dem Hotelwirt Schmidt aufgeschriebenen, ferner die von Möller in Hohenfelde mir zugeschickten und endlich die von meinem Sohn E. stenographierten Geschichten der alten Frau Block (S. 179).

Zu diesen kommen nun aber noch andere hinzu. Zwei Geschichten, ein Lügenmärchen*) und der Schwank von der dümmsten Frau, stammen von dem alten Schneider K l ü v e r in Eutin, der zu seinen Kunden ins Haus geht, um defekt gewordene Jungsbüxen auszubessern oder wohl auch mal eine neue zu machen, und der dann den Kindern immer diese beiden Geschichten erzählt, und zwar auch die zweite immer in der ersten Person, als ob er selbst der Held der Geschichte wäre. M i r wollte er nicht erzählen. Ich stiftete deshalb zwei Eutiner Tertianer an, Karl Dencker und meinen Sohn W., ihm die Geschichten nachzuschreiben. Vier Geschichten**) stammen von dem alten Kuhknecht P r i l l in Seekamp, den mein Sohn K., damals cand. med., bei Gelegenheit dort entdeckte, und dem er dann seine Geschichten abnahm. Drei stammen von dem alten Rosin in Bujendorf. Mir selbst gab er, als ich ihn besuchte, einen Korb: er habe alles vergessen. Später hat er dann aber dem ihm bekannteren Lehrer Reimers in Klenzau seine Geschichten erzählt, und so habe ich sie doch noch bekommen. Eine Geschichte***) wurde der hochbejahrten Altenteilerin T e w s in Neudorf bei Eutin auf meine Bitte nachgeschrieben von meinem Freund Hinrich Behrens, einem gewesenen Landmann. Daß sie diese Geschichte als 16 jähriges Mädchen auf einer Hochzeit in Eutin gehört habe und noch wisse, erfuhr ich

*) „Lögenhafti to vertell'n" (3,93).

**) Darunter „de dree Balsam'n" (3,82).

***) „De Prinzessin mit de lang' Nes'" (3,55).

von ihrem Sohn, dem Landtagsabgeordneten T., einem Schulfreund von mir, als er mich in Oldenburg besuchte. Vier Geschichten brachte mir der Landwirtschaftslehrer Dr. Matthiessen in Lensahn, ein Verwandter von mir, im Herbst 1900 von Fehmarn mit, wo er sie dem Landmann Haltermann in Bojendorf nachgeschrieben hatte. Eine Geschichte aus Zarnekau wurde mir von dem Primaner Sach geliefert, drei aus Dannau von dem Sekundaner Köster und mehrere Geschichten aus Süsel und Stawedder von dem Sekundaner Behrens. Mehrere wurden mir aus dem holsteinischen Oldenburg von dem Lehrer Nissen zugeschickt, der auf meine Bitte die Schulkinder ihre Geschichten hatte aufschreiben lassen. Die meisten Stücke (22), nicht bloß Geschichten, erhielt ich von dem Tischler Plöger in Lensahn. Er hatte mir schon vorher, als ich in den Weihnachtstagen 1899 mit dem alten Marß Hinnerk zu tun hatte (S. 180), fünf andere erzählt. Die 22 schickte er mir später nach. Einzelne Geschichten erhielt ich von Verwandten oder von befreundeten Personen, einzelne wurden mir auch von Fremden zugeschickt, besonders, wenn ich etwa mal in der „Heimat" eine Geschichte veröffentlicht hatte, Varianten dazu. Der einzige Fremde, der mir in verschiedenen Sendungen eine größere Anzahl von Geschichten (10) zugeschickt hat, war der junge Landmannssohn Jöhnk in Schinkel bei Gettorf. Leider gehen aber diese zum großen Teil auf Bücher zurück.

Wenn seit dem Jahre 1909 meine Sammlung keinen Zuwachs mehr erfahren hat, so liegt das nicht etwa daran, daß der Vorrat jetzt erschöpft wäre. Der Grund ist einfach der, daß ich seitdem nicht mehr gesucht habe. Wohl bin ich im vorigen Sommer noch zum dritten Mal wieder auf Fehmarn gewesen, aber nicht, um Märchen zu suchen, sondern um die eigenartige Mundart zu studieren.

Ich werde wahrscheinlich auch in Zukunft keine Märchen mehr suchen. Das Material, das ich während meiner zwölfjährigen Sammeltätigkeit zusammengebracht habe, ist so umfangreich,*) daß es auf ein paar hundert Geschichten mehr oder weniger nicht ankommt. Weit wichtiger ist, daß ich dies Material sobald wie möglich – nach dem Inhalt geordnet – auf der Maschine abschreibe. Denn sollte ich vorher plötzlich sterben, so wäre, da meine Aufzeichnungen für fremde Augen unleserlich sind, die Sammlung wertlos. Alles glücklich Gefundene wäre mit einem Schlage wieder verloren.

Einen großen Teil meiner Sammlung übrigens habe ich schon in Sicherheit gebracht: es sind bereits 92 Nummern (aus 812 Fassungen bestehend) abgeschrieben. Und sowie dieser Bericht, der ja auch mal gemacht werden mußte und ja auch nur von mir selbst gemacht werden konnte, fertig ist, setze ich mich wieder an die Maschine und tippe weiter. Ich mache

*) Die Gesamtzahl der Geschichten d. h. Fassungen beträgt etwa 1770, die der Personen, von denen sie erzählt sind, an 240. Die oben (S. 181 f.) angegebene Zahl galt für einen früheren Zeitpunkt.

jedesmal drei Abschriften zugleich, von denen ich der Sicherheit halber eine immer an die kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin schicke.

Wenn die lästige, aber unumgänglich nötige Arbeit des Abschreibens beendet sein wird, werde ich auf den Rat der Herren von der kgl. Akademie das Rohmaterial*) so, wie es da ist, also unverändert, in der Weise herausgeben, daß ich von jedem Märchen eine oder zwei, höchstens drei Fassungen vollständig abdrucken lasse und von den übrigen nur das Abweichende gebe. Von einer Stilisierung der Märchen, wie sie z. B. in den drei Bändchen für die Jugend vorgenommen ist, werde ich in dieser wissenschaftlichen Ausgabe absehn. Ebenso wird keine Geschichte ihres anstößigen Inhalts wegen ausgeschlossen werden. Es wird alles aufgenommen werden, was mir erzählt worden ist, ohne Schminke, ohne Feigenblatt. „Der Volkskundler will endlich einmal erfahren, was und wie das Volk dichtet. Märchensammlungen anderer Völker hatten schon den Mut, das Echte zu geben. Warum sollen wir Deutsche zurückstehen? . . weckt den Wunsch, Ihre ganzen Schätze in dieser unbeschnittenen Gestalt vorgelegt zu bekommen".

Durch diese wissenschaftliche Ausgabe wird natürlich eine Ausgabe für das größere Publikum, eine Ausgabe, die, wie die Grimmsche Sammlung, die Märchen in künstlerisch-populärer Darstellung gibt, nicht ausgeschlossen. Eine solche Ausgabe bildet aber – worauf auch die Herren von der Akademie hinweisen – eine Arbeit für sich.

Ich wollte, daß es mir beschieden wäre, auch diese Arbeit noch zu Ende zu bringen.**) Aber man muß nicht zu weit in die Zukunft hinein wünschen. –

---

*) Proben aus diesem Rohmaterial habe ich in dem diesjährigen Januarheft des „Quickborn" (Hamburg 11, patriotisches Gebäude) gegeben, in einem Aufsatz „Wie das Volk erzählt". Und zwar habe ich dazu teils charakteristische Stücke aus „Wat Grotmoder vertell't", d. h. aus dem zu Grunde liegenden Rohstoff, teils ein noch nicht bearbeitetes, vollständiges Märchen, das seltene Märchen von der ungetreuen Schwester, ausgewählt. An den erstgenannten Stücken habe ich zu veranschaulichen gesucht, in welcher Weise ich den Rohstoff verarbeitet habe, welchen Anteil an den Grotmodermärchen meine Erzähler haben und welchen ich selbst. Auf dem Titelblatt bringt das Heft das leibhaftige Conterfey des Eutiner Klennermanns, von vier seiner alten Erzähler (Frau Schlör, Hünike, Rump, Rossau) umgeben.

**) Eine beträchtliche Anzahl von Geschichten ist übrigens bereits ausgearbeitet, die zahlreichen Preestergeschichten schon alle.





Lesefrüchte.

Am Brunnen.

Novelle von Julius Havemann.

Es sind fünfundzwanzig Jahre her, daß ich, aus dem Norden des Reiches nach dem Süden reisend, mich spät Abends gezwungen sah, einige Stunden an der bayrischen Grenze Rast zu machen. Meine Schicksalsgefährten versuchten zu schlafen. Die Lampen wurden bis auf wenige am Buffet ausgelöscht. Nach dorthin schleppte ein Piccolo klirrende Gläser zusammen. Die Buffetdame, die soeben mit der Miene einer Regentin mit dem Kellner abgerechnet hatte, begann den jungen Mann auszuzanken. Durch den allzuweiten Raum kollerten die von übelster Laune geschärften und umhergeschleuderten Worte wie einzelne Regentropfen in einer geschüttelten Tonne. Von draußen kam das Getöse aneinanderstoßender rangierender Wagen, dazwischen Pfiffe, Beamtenrufe und das Puffen einer hastig weglaufenden Lokomotive. Gerüche von Kohlenstaub und Öl wehten durch die zugige Halle.

Solche unerfreulichen Sinneseindrücke machen unternehmend. Zudem — wenn das Leben verebbt war, mußte man da nicht trockenen Fußes zu den versunkenen Inseln, von denen uns die Dichter erzählen, wandeln können? Und voll Verlangen nach diesem Traumlande machte ich mich auf, um doch noch ins Städtchen zu gehen, verzichtete auf den Frühzug und gedachte meinen Kopf, in dem noch immer Räder fortstampften, auf irgend einem Gasthofkissen zur Ruhe zu betten.

Draußen wehte kaum ein kühles Windchen über die nächtige, spärlich erleuchtete Terrasse. Zwei Beamte verluden Postsachen von einem Wagen in einen andern, und allerlei von dem, was der Dienst in ihnen aufgespeichert hatte, von Herz zu Herzen. Ich passierte eine dunkle, ziemlich enge Allee. Erste Häuser, Fabrikanlagen mit Schuppen und Verschlägen warfen ihre Schatten über den Weg. Dahinter — dazwischen schliefen Bauernhäuser mit Gärten voll Erbsen und Kürbisgerank und schattenhaften Blumen. Wo der Mond voller hineinschien, badete er lila Iris und ihre scharfen Blätter. Der Himmel war von hellen Wölkchen überflockt. Es war nicht weit mehr von Mitternacht. Endlich rückten die Häuser zu einer geschlossenen Kette zusammen. Nur hier und da ein breites überdachtes Hoftor dazwischen. Es war eine lange, schnurgerade Straße, durch deren Mitte der Saum der Häuserschatten hinlief. Aber nicht eine Menschenseele ließ sich darin blicken. Nichts hörte ich als meine Schritte auf dem Klinkerpflaster. Einmal meinte ich zu sehen, wie ein großer Hund in einiger Entfernung von mir schnuppernd über die Straße hinlief und irgendwohin in den Schatten verschwand.

Die Fronten der meist zweistöckigen Häuser, die diesseits im hellen Mondlicht lagen, waren von einer niederdrückenden Nüchternheit und Gleichförmigkeit in der Bauweise, glatt und platt, als wären sie aus jenen dürftigen Spielzeugschachteln unserer Kinderzeit herangewachsen, deren Häuschen aus bläulich oder rosafarben bemalten Klötzen bestanden. Nur selten war eines behäbig breit und trug dann wohl unter dem Giebel oder über der Tür eine

zopfartig gedrehte Stuckguirlande. Vor jeder Tür lagen einige granitene Stufen in die Straße hinaus, und aufdringlich vorgerückte Schuhkratzer schienen den unbefugt in diese tote Stadt Eindringenden zum Stolpern bringen zu sollen.

Als ich gute zehn Minuten gewandert war, mündete die Straße auf einen Platz. Es war der Marktplatz. Auf diesem sollte der Gasthof, dem ich zustrebte, liegen. Es war ein recht umfangreicher Platz. Die jenseitigen Häuser verdämmerten in unsicheren Umrissen. Dort erhoben sich hoch, schwarz und ganz unbeweglich Bäume einer Allee, die unter einem spitzen Winkel dem Platz zustrebte. Einige stattliche alte Gebäude beschien der Mond, Häuser mit geschweiften Giebellinien und übereinander vorgebauten Stockwerken, unter denen tiefe Schlagschatten nisteten. Dazwischen gab es welche mit Ballustraden und Vasen vor den steil und hoch aufsteigenden Dächern und andere mit Fachwerk und Gewerkschaftsschildern an langer Eisenstange. Hinter einem Gartengitter, in dem eine hohe schmiedeeiserne, mit Rokokoschnörkeln gezierte Tür sich breit machte, leuchtete etwas wie dunkelrote Blumen, und über eine niedrige mit Pfannen gedeckte Mauer bauschten sich die vollen blühenden Büsche des Junianfangs. Auch hier zeigte sich kein Mensch. Nur ein paar erleuchtete Fenster zwinkerten nahe der Allee durch Blattwerk müde, wie über Wangen, die gähnen möchten. Mitten auf dem Markte aber im bläulichen Lichte des Mondes stand ein Brunnen — ein einfacher Brunnen mit einem großen viereckigen Steintrog, in den aus einer Röhre Wasser lief.

Ich schellte — und schellte wieder am Gasthof — und wartete. In den lila Blütentrauben der Glycinien, die aus dem die Tür umspinnenden Rankennetz tropften, wachte ein feiner vornehmer Duft auf, zart wie von vorüberstreifenden schönen Frauen, und verwehte.

Endlich näherten sich schlurrende Schritte, und ein alter, dürrer, wohl in Eile in seine Kleider gefahrener Hausknecht öffnete. Das Männlein sah gründlich verhutzelt und verknittert aus, trug eine Nachtmütze, Schürze und Filzschuhe und starrte mich aus [illegible]nen wässernden Augen schlaftrunken an, indem es die Kerzenflamme [illegible] mit der Hand gegen den Luftzug schützte. Ich wurde in ein saalart[illegible]mmer im ersten Stock hinaufgeführt, das auf den Markt hinaussah. [illegible] Hausknechtlein wünschte mir eine gute Nacht und ging. Also entkleidete ich mich, legte mich ins Bett und schlief sogleich ein.

Nicht allzulange mochte ich geschlafen haben, als ich erwachte. Vielleicht war es die ungeheure Stille, die mich in meinem Körper nicht hatte Ruhe halten lassen. Kaum daß ich begriff, wo ich war, so empfand ich auch mit Staunen diese Stille und lauschte angestrengt.

Keine Uhr tickte. Kein Baum rauschte. Kein Menschenschritt erscholl. Mir war, ich sei ganz allein auf der Welt.

Doch da hörte ich einen Ton — gedämpft noch, aber wohl vernehmbar — einen einsamen Ton — bald ein wenig näher heranstreifend — dann sich weit entfernend, gleichsam in einer dunklen Tiefe versinkend — aber immerfort — eintönig immerfort — ein Summen — Erzählen — Singen — das Lautwerden eines mit sich selbst Redenden. Das ist der Brunnen! dachte ich, stand auf und öffnete das Fenster.

Plörrrr.

Ja — es war der Brunnen. Über den weiten mondhellen Marktplatz kam der Ton jetzt ganz deutlich. Die Tropfen mußten gerade auf das Wasser im Becken niederfallen. Dann aber faßte ein Lüftchen hinein, bog den fallende Strahl, daß er zur Seite versprühte.

Ssssl! — Ssssl! — Pscht! — Ssst!

Es raschelte, wie ein seidener Kleidersaum, der im Tanze fliegt. Leise stob der süße Duft der Glycinien herein.

Drüben die hohen schwarzen, von Silberschleiern umsponnenen Alleebäume regten sich mit keinem Blatt. Sie lauschten beklemmt. Die paar Fensterlichter waren erloschen. Verdrossen schliefen die Häuser. Verdrossen oder glatt wie unempfindliche Larven. Jetzt plätscherte der Brunnen mit einem Male fast verschüchtert, als bemerke er den Lauscher, schwoll dann wieder an wie in einem nur umso aufdringlicheren Hinausschreien — und hatte das störende Neue verwunden. Resigniert platterte das Wasser wieder in den Trog. Und es sprach zu den Häusern, den Blumen, der Stille; da aber diese nichts erwidern mochten, wurde es lauter, wiederholte sich zänkisch, trotzte und ergab sich leise und traurig darein, mit sich selbst zu reden.

Der Mond war einen Augenblick von Gazewölkchen überschleiert gewesen. Nun schwand es wie ein Rauch über die Dächer hin. In voller Klarheit beleuchtete er silbrig den Brunnenrand und das der Röhre entfließende Wasser.

Da waren Zweie am Brunnen.

Ein Mann saß auf dem Rand des Steintroges, sodaß der linke Unterschenkel am Bassin herabhing, während er das rechte Bein gegen das Pflaster stemmte. Er kehrte mir den Rücken zu. Seine Haare trug er in einen Zopf geflochten, der unter einem zweispitzigen Hut hervorhing. Der Frack mit umgeschlagenen Schößen verdeckte zum Teil glatt anliegende weiße Beinkleider über hohen Gamaschen. Ihm gegenüber aber stand eine Frauensperson in der Tracht einer ebenfalls längst vergangenen Zeit. Sie war sichtlich noch jung, von zierlichem, schlankem Wuchs. Ihr Gewand aus weißer Seide war von scharf geknickten gleißenden Linien um- und überrissen, bauschte sich um die Hüften und floß dann flimmernd bis nicht ganz zu den Schuhen nieder. Und ihr Haar, das nur ein winziges Häubchen trug, war blond, von einem hellen, weichen Blond, umsäumt von einer feinen Lichtkontur. Mit leicht gebogenem Nacken und herabhängenden Armen, deren Hände sie vor sich hinfaltete, stand sie vor ihm. Ihre Augen waren unentwegt in die seinen gerichtet. Er schien eindringlich zu ihr zu sprechen, denn sein Kopf neigte sich gegen sie vor, und seine Rechte vollführte kleine Bewegungen der Bedenklichkeit und des Verurteilens. Nur einmal schüttelte sie den Kopf wie verzweifelnd. Verrieten ihr seine Worte, wie wenig sie in dem, worauf es ihr ankommen mußte, verstanden werde? Jetzt hob sie die gefalteten Hände vor den Mund, trat noch einen kurzen Schritt näher an ihn heran und schien zu bitten. er möge es nicht mehr aufs Verstehen anlegen, sondern sehen und glauben.

Eine Wolke zog über den Mond. Wieder versank der Marktplatz in Schatten, aus denen der Brunnen laut aufklagte. Von einer fernen Kirche löste sich ein verschlafener klappriger Stundenschlag, der irgendwo zwischen

die Dächer hinabfiel, wie eine taube Nuß. Als der Mond wieder hervortrat, sah ich nichts Lebendes mehr am Brunnen. Nur das aus der Röhre laufende Wasser blinkte weiß und schwatzte durch die Stille:

Blörrr!

* * *

Als ich am Morgen in der Wirtsstube frühstückte, schien die hellste Sommersonne über den Platz. Man sah einzelne Menschen an den Häusern entlang gehen. Sogar ein Milchwagen fuhr drüben und erweckte auf dem holprigen Pflaster einen fröhlichen Lärm und ein verheißungsvolles Geklapper von Blechkannen. Obgleich eines der Fenster offen stand, konnte ich das Plätschern des Brunnens doch nur mit Mühe durch die verschiedenen neuerwachten Töne zu mir herüber unterscheiden. Es klang dünn, leer, recht eigentlich nichtsnutzig und schien sich selbst als so zu empfinden, denn mir kam es vor, als werbe der Brunnen um die Gunst einiger Kinder, die sich in seiner Nähe beschäftigten, indem er zu ihren Späßen kicherte oder ihnen mit den seinen beizukommen versuchte, ja als schmeichle er einem hochnasigen, kleinen Seidenpintscher, der da kläffend umherfuhr, und mache sich zugleich doch mit einigen Spatzen gemein, die sich, den Kläffenden auszankend, auf den Rand seines Troges setzten, ganz als wäre er ein verkommener alter Bettler, ein Armenhäusler, ein Stadttrottel, der jedem Wesen für die Gnade dankte, nur in der Sonne weiterexistieren zu dürfen.

Die Wirtin des Gasthofes war eine alte fürsorgliche Frau. Da ich mich in der sonnigen Ecke bei dem unseligen Tageblättchen des Ortes, das mich über eine letzte Feuerwehrprobe und das Meisterjubiläum „unseres in Turnerkreisen sehr beliebten Schneidermeisters Zwirnhuber" unterrichtete, sichtlich langweilte, hielt sie es für geboten, mir einige nach Alter riechende Bücher heranzutragen. Vielleicht unterhielte mich das Vergangene mehr als das Gegenwärtige, meinte sie und ließ mich in dieser zwar von Staub fürsorglich gereinigten, aber etwas moderduftenden Gesellschaft allein. Was sollte ich darin zu meiner geistigen Erquickung finden? Vorsichtig öffnete ich das erste, ein wenig zierlicher als die andern aussehende Buch. Das mit gelben Flecken überdeckte Papier war mit sorgfältigen verblaßten Schriftreihen angefüllt. Ich las, und fing an, mich für die Dinge zu interessieren.

Die Blätter trugen vorn einen Vermerk, nach dem der Bericht bald nach den Befreiungskriegen niedergeschrieben war. Was darin mitgeteilt wurde, spielte aber in einer weit früheren Zeit. Es war eine Jugenderinnerung und führte zurück in die Tage des siebenjährigen Krieges, den die Schreiberin als Kind und eben erblühende Jungfrau miterlebt hatte.

* * *

In meinem dreizehnten Lebensjahre, so las ich, trat das Schicksal zum ersten Mal mit harter Gebärde in meinen stillen Garten und schreckte mich auf vom Spielen und Träumen. Der Vorgang war an und für sich unbedeutend genug. Was sollte in einer so kleinen Stadt aber für die Welt Bedeutendes geschehen? Und mich selbst traf er nur mittelbar. Für ein anderes

teures Wesen jedoch, von dem ich hier einiges aufzeichnen möchte, wurde er enscheidend.

Meine Mutter war früh gestorben. Meines Vaters kann ich mich nicht erinnern. Er soll sich bald nach meiner Geburt von der Mutter getrennt haben, ist in die Welt gezogen und verschollen. Das war in jener Zeit der Abenteurer im Reiche des Geistes, auf den Schlachtfeldern und in der immer sieghafter lockenden Welt jenseits des Ozeans nichts besonderes. Ich wuchs heran bei meinem Großvater mütterlicherseits, der Schoeneck hieß und in jenem Hause am Markt wohnte, das dann mir als Erbe zufiel und in dem ich diese Aufzeichnungen niederschreibe.

Ehrenfried Schoeneck war ehedem Baumwollenfabrikant gewesen und hatte in der Stadt, die in der Fabrikation von allerlei Tuch einen nicht geringen Ruf besaß, eine erste Rolle gespielt. Er soll sehr begütert gewesen sein, aber das schien er damals nur noch zu sein. Die Kriegsnöte und mancherlei Unglück seiner begabten, aber unsteten Kinder hatten den Wohlstand untergraben. Die Fabrik war in andere Hände übergegangen. Seine Söhne waren in einer Fremde, in die keine Verbindung mehr führte. Er lebte ziemlich zurückgezogen und zeigte nach außen eine starre und stolze Miene, hinter der er die kleinlichen Sorgen und das peinliche Berechnen der Wochen- und Tagesausgaben, mit denen er immer beschäftigt zu sein schien, verbarg. Gegen mich ist er immer wortkarg, wenn auch nicht ungütig gewesen. Über meine Jugend wachten vorzüglich die beiden alten Dienstboten. Es waren das die Brigitte und der Barthel mit dem von uns Kindern allgemein verwendeten Zunamen „Seidenzopf“. Diese Benennung rührte von einer gestrickten Mütze mit langer seidener Quaste her, die nie von seinem sonst, wie man sagte, gänzlich kahlen Schädel herunterkam. Ob die beiden Alten auch einen Vaternamen führten, weiß ich nicht zu sagen. Den Großvater verehrten beide mit dem allertiefsten Respekt wohlwollend behandelter Leibeigener. Und da sie aus jahrzehntelangem Miteinanderleben alle seine Gewohnheiten und Bedürfnisse aufs genaueste kannten, so vermochten sie das Hauswesen in Schweigsamkeit und devoter Anpassung ganz so zu leiten, daß des Hausherrn Glaube, er leite alles durchaus, nie einen Stoß erlitt. Er brauchte aus seiner Reserve kaum je anders, als durch eine allgemeine ernste Mahnung zur Sparsamkeit und Einschränkung herauszutreten, und ich konnte mich denn auch eines Zweifels schon damals nicht entschlagen, ob denn seine steten Sorgen und Rechnereien nützlich oder gar durchaus notwendig seien. Die Art, wie er Barthel Seidenzopf und die Brigitte behandelte, war die verhaltender Kürze und murrender Güte. Darin pflegte er anzuordnen, was schon geschehen war oder was doch ohne Zweifel auch ohne seine Anordnung geschehen sein würde, wenn ihm die Getreuen auch die Genugtuung ihrer überrascht scheinenden Bewunderung zuweilen nicht vorenthalten mochten.

Wenn ich in jene Tage zurückschaue, so ist mir, es sei der Geist dieser drei Menschen, der dies feierliche Schweigen in das Haus trug, das noch heute darin liegt, wenn es jetzt auch nur noch ein Nachfeiern der Tage bedeutet, da in ihm die Poesie lebendig werden mußte. Ich sehe durch die offene Hoftür die Büsche und Gartenbäume in der spielenden Sonne der Sonntagsfrühe. Weißer Sand leuchtet auf den Dielen, über die das Fenster-

kreuz seine Schattenlinien zieht. Die weiße Katze putzt sich auf der Steinstufe, durch die Stille tackt das blinkende Pendel der großen Uhr, und Tante Juliane kommt in weißer Seide durch die Buchsbaumeinfassungen der Beete und die Johannisbeerbüsche herauf.

Von drei Töchtern war diese jüngste noch im Hause. Sie war damals kaum neunzehn Jahre alt, ein sanftes hübsches Fräulein mit auffallend schönem hellem Blondhaar und von zierlichem Wuchs. Doch war sie nicht klein, es war nur alles klein und wohl geformt an ihr. Wenn ihre schmalen Hände, die so fein waren, daß die blauen Adern überall durch die Haut schimmerten, mit flinker Sicherheit die Nadel führten, konnte ich mich nicht satt sehen. Mir kam es vor, es offenbare sich in ihren so selbstverständlichen Bewegungen das Wesen alles Vornehmen. Da blickte sie wohl mit einem prüfenden Blick nach mir zur Seite. Fragte sie aber gar so lässig hin, was es denn wieder gäbe, so griff ich verliebtes Ding nach einer dieser Hände und küßte sie inbrünstig, ohne etwas antworten zu können. Tante Juliane aber lächelte kaum, als fände sie das so in der Ordnung. Ich bewunderte alles an der Tante, ihre Frisur wie ihr Verhalten gegen die Dienstboten und die Nachbarn. Aber am meisten tat sie es mir an durch ihre Art sich zu kleiden. Sie schien aus der Märchenwelt zu stammen, wo das Einfachste überrascht, und das Überraschendste das Natürlichste von der Welt wird. Niemand konnte es ihr gleich tun oder wagte auch nur einen Versuch. Die Hübschesten blieben nüchtern und etwas allzu oft Gesehenes neben ihr. So hatte sie auch kein Muster und schien sich kaum an die Mode zu kehren, wenn sie ihr ihre Erscheinung lieh und sie zur Bedeutung und zur Schönheit zurückführte. Alle ihre Gewänder verfertigte sie sich selbst, und es ließ sich nicht sagen, was wohlbedacht war, was die Laune geschaffen hatte, so neu und so gefällig erschien alles. Auch hat sie manches nur hergestellt, um es an sich zu erproben, worauf sie es dann, so kleidsam es sein mochte, auf eine Wirkung auf andere nicht erpicht, sogleich wieder zerstörte, um einen neuen Einfall zu verwirklichen. Heute fällt es mir auf, daß wir junge Mädchen nie daran gedacht haben, sie könnte auch uns herausputzen. So ganz sahen und dachten wir in ihrer Nähe nur sie.

Sie bevorzugte die lichten Farben und die zarten und duftigen Stoffe wie Seide, Musselin und ähnliche, und auch im Winter erinnere ich sie nicht anders als in mattgefärbten Gewändern in hellem Pelzwerk gesehen zu haben. Einen nahezu verschwenderischen Aufwand aber trieb sie mit ihren Schuhen. Freilich war daran auch der alte Schuster mitschuldig, der Bestellungen gar nicht mehr abwartete, sondern, was er in Feierstunden Geschmackvolles und Zierliches hergestellt hatte, dem Fräulein Juliane Schoeneck glaubte bringen zu müssen. Da, wo ihr kleiner Fuß noch mühelos glatt hineinschlüpfte, eine Andere sich der Künste von Schneewittchens Schwestern hätte bedienen müssen, um zum Ziele zu kommen, so gehe ich wohl mit meiner Annahme nicht fehl, der Alte habe sich diese späten Feierabendfreuden nur gönnen dürfen, weil eben Tante Juliane da war, und sie nun auch wie ein langentbehrtes kurzes Künstlerglück recht ausgiebig genossen. Er hat ihr oft schmunzelnd versichert, auf das Zierliche käme es in der Kunst nur einmal an und für keine Königin würde er lieber einen Schuh machen. Ihn könne schon

ihre Art, wie sie über das harte, schmutzige Pflaster wie ein Weihnachtsliedchen über sein Schusterleben dahinschwebe, belohnen. In der Tat weiß ich nicht, ob die Tante es für nötig befunden hat, ihm seine Kunstwerke allemal auch noch anders zu bezahlen, als indem sie ihm Gelegenheit gab, sie darin einmal über den Marktplatz spazieren oder gar im Tanze im großen Saal der „Sonne“ dahinhüpfen zu sehen.

Daß Tante Juliane viele Bewunderer und auch manchen ernstlichen Bewerber in unserer kleinen Stadt gehabt hat, ist nur natürlich. Doch schien sie wenig darauf zu geben. Sie war gegen jedermann gleich freundlich, ohne je herzlich zu werden, und pflegte über das, was ihr nicht genehm war, ohne Unruhe hinwegzuhören oder hinwegzusehen, als habe sie anderes zu tun, als sich mit den Hoffnungen und Wünschen verliebter Herren abzugeben. Da es sich in der Regel um leicht zu verschüchternde oder noch leichter verletzte Kleinstädter handelte, die sich durch Tante Julianes sonniges Äußere hatten verlocken lassen, ungewöhnliche Gunst zu erwarten, oder zu glauben, selbst solche mit der Gönnermiene dessen, der begehrenswert ist, gerade an sie verschenken zu sollen, so hieß es bald, das hübsche Fräulein Schoeneck sei kalt und kapriziös, liebe nur sich selbst und warte wohl gar auf einen Prinzen. Ich weiß es heute anders. Später, als sie mich ins Vertrauen zu ziehen anfing, hat sie mich in die Heimlichkeiten selbst ihrer Kinderjahre manchen Einblick tun lassen, der mich verstehen lehrte, was bis dahin auch mir in meinem stillen und vergeblichen Hoffen auf kleine Zärtlichkeiten befremdlich an ihr erschienen war — wenn auch nur in bezug auf mich.

In dem schmalen Gäßchen, das sich nicht weit von unserm Hause entfernt in den Markt öffnet, besaß seit vielen Jahren eine alte Frau einen Kramladen, mit dessen Erträgnissen sie auch einen Knaben groß gezogen hatte. Gottlieb war nicht ihr Sohn, sondern ein Findling. Ein ungarisches Soldatenweib, eine von jenen Heimatlosen, wie sie den Heeren folgen, sollte das Kind einst auf der Türschwelle ihres ärmlichen Hauses in Böhmen zurückgelassen haben. Doch ist mir das Nähere darüber entfallen. Der so mit einer Gottesgabe Bedachte stammte aus Südtirol, war aber ins Böhmische verschlagen und dort ansässig geworden. Die Frau war dort geboren, doch ihre Eltern waren fränkische Handelsleute gewesen. Die beiden alternden Leute hatten sich des verlassenen Knaben angenommen, und nach ihres Mannes Tode war die Frau Minutoli mit ihrem Pflegesohn in unsere Stadt gezogen und hatte jenen Kramladen eröffnet. Es mag dort oft karg genug hergegangen sein; doch was durfte Gottlieb vom Leben erwarten? Er wuchs aber zu einem kraftvollen und schönen Burschen mit dunklen Augen, schwarzem Lockenhaar und einer ernsten und verschlossenen Art heran, die ihn bald von seinen Altersgenossen absonderte und ihn einsame Wege gehen hieß. Vor dem kleinen Anwesen der Frau Minutoli führte ein enger und winkeliger Durchgang zwischen den Mauern und Plankenzäunen der Gärten hindurch nach einer entfernteren Gasse. Er trennte das kleine Gärtchen der Krämersfrau von dem unseren, der ihn zwang, einige Ellen weit seine Richtung zu verlassen, um sie erst hinter der abschließenden Mauer entlang wieder aufzunehmen. Da, wo der Durchgang auf die Mauer zulief, soll sich eine Pforte in dieser befunden haben, die aber in meiner Kinderzeit schon vermauert war. Wie es hieß, weil sich da hin-

durch des öfteren Gesindel in den Garten gestohlen und diesen geplündert hatte. Aber den alten Apfelbaum, der von drüben her, den Durchgang überwölbend, seine Äste breit in die Pfannen unserer Mauer legte, erinnere ich noch sehr wohl. In dem Geäst dieses Baumes saß an einem Spätsommerabend Gottlieb Minutoli, pflückte Äpfel in einen Korb und spähte dabei neugierig in den Nachbargarten hinunter, in dem eine zarte kleine helle Mädchengestalt zwischen buntbeblühten Beeten und umsummt von Insekten umherging, um sich das lilablütene Heliotrop herauszupflücken und verträumt immer wieder seinen Duft in das feine Näschen zu ziehen. Da hat er vor staunendem Anschauen das Pflücken vergessen, und vielleicht war es auch mehr das Staunen, als das Verlangen, sich bemerkbar zu machen, das ihn den schönsten rotbackigsten Apfel aus den Händen verlieren ließ, so daß er dem Nachbarstöchterlein gerade vor die Füße rollen mußte. Juliane, deren spätere Vorliebe für das Heliotrop sich auch mit von diesem Tage herschreiben dürfte, hat aufgeschaut, und dann hat sich in Frage und Antwort und Gegenfrage eine Bekanntschaft angeknüpft, deren Pflege das bequeme Pförtchen förderlich war, und die bald alle die stillen Stunden des jungen Burschen und seine einsamen Wege mit jenen lieblichen frommen Blumen geschmückt haben mag, die um ihrer selbst willen da sind, nicht aber daß man ihre Früchte genieße.

Aber auch die Tante Juliane faßte Zuneigung zum Gottlieb. Wie oft ist eine solche nicht aus dem Gefühl der Sicherheit erwachsen, das uns dem Manne am natürlichsten verbindet. Und Gottlieb hielt sowohl alle anderen Jungen der Stadt in Respekt, wie auch sich selbst so gut in Obacht, daß er neben dem Vornehmen nur vornehmer, neben dem Zarten und Schwachen nur ritterlicher werden konnte. Sie konnte nun ferne Wiesen und Wäldchen besuchen, nach denen sie bislang nur mit leiser Neugierde aus hohen Fenstern hinübergeblickt hatte. Und sie fühlte es auf jede Weise, daß es für Takt und Geschmack gut ist, mit einem zusammenzuhalten, der, mag er auch erst im Werden sein, doch seine feste Richtung verfolgt. Denn jene wollen von den rauheren Mächten des Lebens in Ruhe gelassen werden, und da säuberte und ebnete er ihr von selbst und unmerklich den Weg mit, lenkte Gefahren ab und führte sie zu schönen Ausblicken empor. An mehr dachten sie damals nicht, und der Himmel dachte auch nicht an mehr für sie.

Was nun Gottlieb anlangt, so hat er ihr gewiß auch gern und mit Eifer gedient. Alles suchte er ihr mitzuteilen, was ihm der Tag Beachtenswertes entgegenbrachte, oder was er aus ihm herausholen konnte. Er stöberte seltene Tiere für sie auf, er zimmerte ihr Kähne und Schlitten, er fuhr sie den Bach hinunter und baute ihr Brücken und Höhlen, dazu machte er ihr Garten- und Hausgeräte. Sie nahm solche Huldigungen hin, wie etwas Natürliches, das ihr zukam; aber es tat ihr auch wohl. Und wenn sie ihn zuweilen ein wenig tyrannisieren, seine Ergebenheit auf die Probe stellen konnte, um zu empfinden, was ihretwegen möglich sei, ja wenn sie ab und zu launisch erschienen sein mag, so glaube ich es ihr doch, daß sie oft genug nachträglich mit bangem Herzen auf das zurückgeblickt hat, was er bei einem Nestraub, einem Seerosenpflücken herausgefordert hatte, während es ihr doch weder um die Vogeleier, noch um die Blumen so sehr zu tun gewesen

war. Über das freilich machte sie sich keine Gedanken, daß er, um ein beifälliges Nicken, ein freudiges Lächeln von ihr zu ernten, Wochen hindurch jede freie Stunde arbeiten und sich mühen mochte. Aber wer mag sie darum tadeln? Ist doch gewiß keine Stunde süßer angewandt, als die, in der man der Liebe dient.

So wurde aus dieser Kinderfreundschaft mit ihren ersten unschuldigen Ritterdiensten auf moorigen Wiesenwegen und an schroffen Abhängen nach und nach die feste Kameradschaft zweier, die durch einander wurden und einander unentbehrlich geworden sind. Und eines Tages, als sie herangewachsen waren und die übrigen Menschen und die Beziehungen zu ihnen als so alltäglich kennen gelernt hatten, werden sie sich dessen wohl bewußt geworden sein. Doch weiß ich Näheres darüber nicht zu sagen. Auch hat die Tante sich über diese zarten Dinge nicht weiter ausgelassen. In der Erinnerung mag ihr eine solche Wandlung als unvermerkt vor sich gegangen oder auch gar nicht vorhanden vorgekommen sein. Sie besprachen es also nun in Heimlichkeit, ob sie und wie sie einander fürs Leben angehören könnten, und waren dessen gewiß, daß kein Dritter jemals zwischen ihnen stehen dürfe. An eine Verbindung auch vor der Welt war aber nicht zu denken, und schon gar nicht, so lange der Großvater lebte. Denn dieser hegte und pflegte eine immerwährende Bängnis, er möchte sein Ansehen einbüßen, das, wie er annahm, bedeutender war, als seine Verhältnisse es rechtfertigten. Es ist gewiß nicht von der Hand zu weisen, daß er schon damals eigensinnig mit den Vorzügen seiner jüngsten Tochter gerechnet habe. Der Großvater zeigte in jenen Tagen noch keinerlei Neigung, sich ins Altern zu ergeben, das heißt: das Plänemachen der Jugend zu überlassen. Wenn er so, wie ich ihn noch vor mir sehe, hochaufgerichtet in Kniehose und Schnallenschuhen, mit saubergebürstetem blauem Rock und gepudertem Haar gravitätisch langsam über die Straße schritt, um sein Schöpplein Wein, wie allabendlich, im Honoratiorenstübchen der „Sonne" zu trinken, machte er den Eindruck eines Mannes, der zwar sein Tagewerk getan hat, sich aber der Hoffnung hingeben darf, einen ausgiebigen Feierabend zu genießen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß es sich mit den Jahren wie ein Hauch von Resignation über beider stille Wünsche zu legen begann. Mit Rechnen war nicht viel zu machen, denn es fehlte ganz an Zahlen. Was läßt sich mit eins und eins viel anfangen, als sie zusammenzulegen. So gab es auch nichts zu sparen. Und warten macht nur alt. Aber der Gottlieb Minutoli taugte auch garnicht für das Warten und Hoffen. Wie so mancher, kam auch er auf den Gedanken, in den Krieg zu ziehen, Rang und Ehren zu erlangen und so vielleicht dem alten Herrn annehmbarer zu werden.

Aus jener Zeit erinnere ich mich eines Vorfalls, der diese beiden Menschen und die Art ihrer Zuneigung in sonderlicher Weise kennzeichnet. Er zeigte sie mir in ihrer Bedürfnislosigkeit, für die das Wenigste schon ein Alles geworden war. Vor den Leuten bot ihr Verkehr durchaus keinen Anlaß, daß irgend jemand sich hätte Gedanken über sie machen können. Die Pforte war längst vermauert. Selten einmal schloß sich Gottlieb auf einem Spaziergange Juliane und mir an, und seine Unterhaltung war dann die unverfänglichste und ehrerbietigste von der Welt, sodaß ich nie einen Arg-

wohn gehegt habe. Es mag sein, daß sie sich hin und wieder bei einem Tanze getroffen haben, denn Gottlieb wußte die Fiedel zu streichen, und schon damals tanzte Tante Juliane gern, und es ist möglich, daß sie da in einem andern Tone miteinander zu sprechen Gelegenheit fanden, aber solcher Feste oder Gelegenheiten, wo eine allgemeine Ausgelassenheit das Aufmerken auf den lieben Nächsten derartig abschwächen konnte, gab es wenige. Es ist auch möglich, daß die Tante reichlich oft Einkäufe in dem Kramladen gemacht hat, aber was konnte dort viel gesprochen werden in Gegenwart der alten Frau, die man nicht ins Vertrauen ziehen durfte? Dazu reiste Gottlieb, dem das Handwerk seiner Geburt wegen verschlossen war, während eines Teils des Jahres mit allerhand von ihm selbst angefertigten, oft kunstvoll geschnitzten Holzwaren auf die benachbarten Märkte. Sie hingegen ging immer weniger unter die Leute. Sie lebte so für sich in ihrer Welt, wie der Großvater in der seinen.

Bei den gemeinschaftlich eingenommenen Mahlzeiten ging es bei uns nicht ohne Förmlichkeiten her. Man machte sich wohlüberlegte Mitteilungen und Eröffnungen und nahm Anfragen und Vorschläge zum Überdenken mit in seine Einsamkeit hinüber. Aber es war kein Aussichherausgehen, sodaß dem Einen alles blieb, so selten er auch davon mochte entgegennehmen können. Auch ich schaute ja damals noch hilflos und mit Sehnsucht aus einer Ferne nach der reizenden jungen Schwester einer zu früh verlorenen Mutter. An schönen Nachmittagen aber durfte ich mit Tante Juliane einen Spaziergang durch die Felder machen. Das waren Stunden, die ich nie vergessen habe. Sie sprach dann von dem, was sie gelesen und gedacht hatte. Und jedes Wort von ihr bewegte ich in mir wie eines aus den Evangelien. Sie las viel und gern und dachte über ihre kunstvollen Arbeiten weg über alles mögliche nach. Auch machte sie mich auf Dinge in der Natur aufmerksam, daß ich mich oft laut über ihr vielerlei Wissen gewundert habe, dessen Quelle sie mir freilich nicht verriet.

Einmal sagte sie, alles Schöne sei Dichtung, und ohne Dichtung böte das Leben nichts Erträgliches. Dies Wort blieb in mir haften, denn es betrübte mich sehr, obgleich ein freundlich verklärendes Lächeln, mit dem sie dabei gegen die Abendwolken blickte, es ebenso zu widerlegen, wie zu bestätigen schien. Es hat sich darin aber wohl etwas aus der Tiefe ihres Wesens, eine schon damals einsetzende Resignation ausgesprochen, aus der heraus sich das Folgende fast wie etwas Notwendiges ergibt.

Von jedem solchen Spaziergange nun pflegten wir stattliche Sträuße bunter Wiesenblumen mit heimzubringen. Tante Juliane liebte sie alle und lehrte mich ihre Namen. Selbst in den vielartigen Wiesengräsern oder im Sauerampfer, durch den die Sonne wie durch Granaten scheint, erkannte sie das Gotteswunder. In solchen Sträußen wurden der Mohn und die blaue Kornblume erst schön, die allein weder ihr noch mir recht gefallen wollten. Auf dem Heimwege richtete sie es stets so ein, daß wir durch das Gäßchen kamen, in dem die Frau Minutoli wohnte. Wenn wir dort auch weder die Mutter noch den Sohn jemals zu Gesichte bekamen, so stand doch jedesmal am Fenster eine Vase mit einem Strauß ganz ähnlich jenem der Tante, und als ich einstmals glaubte, sie darauf aufmerksam machen zu müssen, bemerkte

ich, daß sie eben dahin schaute, lächelte und etwas vor sich hin flüsterte, während sie das Gesicht in ihre Blumen grub. Ihre Augen aber waren ganz verdunkelt. Das hielt mich ab, die Worte laut werden zu lassen. Fortan aber achtete ich auf die Art, wie sich dies wiederholte, denn ich hoffte eine Erklärung zu finden, knüpfte auch bald allerlei kindische Gedanken über die Gepflogenheiten schweigsamer Verehrer daran an. Daß ich meine Frage zurückhielt, hatte aber seine Ursache darin, daß ich eine bebende Scheu vor einer Abweisung durch die Tante empfand. Sie konnte eine solche einzig und allein mit den Augen, und noch dazu ohne einen dabei anzusehen, zuteil werden lassen. Gewissermaßen offener wurden diese Augen, daß sie aussahen wie der Unwille oder der Vorwurf selbst. Die Oberlippe zuckte ein wenig, wie auch die Brauen, und sie rückte den Kopf um ein kleines zurück, als schüttele sie das aufdringliche Wort ab. Und gleich darauf sprach sie mit mir von Kindersachen. Freilich war ich noch ein Kind.

Da die Tante behauptete, daß sie mit anderen Menschen zusammen nicht schlafen könne, auch ihrerseits es liebe, in der Nacht die Gartenbäume rauschen zu hören, so schlief ich schon früh allein für mich in der kleinen Eckstube vorn gegen den Markt hinaus. Aber einmal waren dort Reparaturen nötig geworden, und ich durfte mich auf einige Nächte im Zimmer bei der Tante drüben jenseits des Flurs hinter einem Bettschirm einquartieren. Es nahm mich nicht weiter Wunder, daß Tante Juliane abends vor dem Schlafengehen sorgfältig Toilette machte. Ich dachte, sie probte irgend ein neues Gewand an. Aber eben darum blickte ich durch ein kleines Loch des Bettschirms und sah die Tante im matten Schimmer einer Kerze in einem mit rosa Blüten bestreuten weißen Gewande vor dem Spiegel sorgsam die letzte Hand an ihre Frisur legen. Bald darauf kam sie um den Schirm herum, sah aufmerksam nach mir und fragte: „Schläfst du immer so spät ein?“ So verhielt ich mich fortan mäuschenstill, und als ich nach einer Weile wieder ihren leichten Schritt vernahm, tat ich, als schliefe ich. Sie muß aber doch einigen Argwohn gehegt haben, denn sie trat nahe an mein Bett heran, betrachtete mich anscheinend sekundenlang und beugte sich auch wohl lauschend auf mich herab. Ich merkte es am Knistern der Seide und dem Duft des Heliotrop. Dann erlosch drüben die Kerze. Als ich, mich lautlos aufrichtend, das Auge wieder an das Loch drückte, sah ich ihren Schattenriß regungslos vor dem Fenster dunkeln. Sie hatte ein Seidentüchelchen lose um ihre Haare geknüpft, das ein Mondstrahl streifte, und hielt das Gesicht in einen Strauß der schönsten an diesem Nachmittag gepflückten Feldblumen gedrückt. Dabei spähte sie, leicht vorgebeugt, nach dem Garten, als sähe sie dort etwas, das ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Sobald sie sich umwandte, sank ich in die Kissen zurück. Doch vielleicht kam ein Ton davon zu ihr. Ich hörte das flüchtige Klappen der hohen Absätze ihrer Seidenschuhe, und als ich gegen die dunkle Tür blinzelte, gegen die der Bettschirm mich nicht abschloß, lehnte da ihre helle Gestalt, und es schien, als wende sie den achtsamen Blick nach mir herein, bevor sie mit Behutsamkeit öffnete und hinausglitt.

Kaum war Tante Juliane draußen, so schlüpfte ich aus dem Bett und eilte hinüber ans Fenster. Eine kleine Weile später hörte ich die Hoftür vorsichtig öffnen und schließen, und die lichte Gestalt glitt über den kleinen

Hinterhof und durch die Pforte ins Gärtchen hinein. Der Mond silberte durch die Apfelbäume. Er gab genug Licht, daß ich ihr mit den Blicken folgen und sehen konnte, wie sie hinten an der alten von Clematisreben dick überpolsterten Mauer anhielt, da, wo der alte Apfelbaum von drüben her die Äste auf die Pfannen legte. Deutlich nahm ich wahr, wie das Seidentüchlein ihr vom Haar herab auf die Schultern geglitten war und wie aus ihren blonden Haarwellen ein seidenfeiner Lichtschimmer stob, daß ich mir einen Augenblick einbildete, sie sei eine Fee und übe soeben irgend einen segenbringenden Zauber über die ihr dienstbaren Seelen der Gartenblumen aus. Währenddem streckte sie den einen Arm mit dem Strauß gerade in die Höhe und erhob sich auch wohl ein wenig auf die Zehen dem Apfelbaum zu. Aus dessen Geäst aber löste sich ein dunkler Schatten. Ein Arm kam ihr entgegen und empfing den Strauß, der nun emporschwankte zwischen die schwarzen Blätterbüschel des Apfelbaums und dort ohne Zweifel in Sicherheit gebracht worden ist. Die helle Gestalt Tante Julianes aber wiegte sich im Mondlicht auf den Zehen leise auf und nieder, und auch der Arm blieb emporgereckt, an dem die zarte Hand leicht und lose schwankte wie ein Blumenblatt im Windhauch, gleichsam als winke sie einen Gruß oder erwarte nun auch ihre Gabe. Und nun senkte sich der dunkle Körper wirklich noch einmal auf die Mauer, kam tiefer aus den Zweigen heraus — so tief, daß er sich der schwankenden kleinen weißen Hand da unten näherte. Die Tante schien ihm absichtlich nicht gar zu weit entgegenzukommen. Aber zuletzt mag es dem Recken doch geglückt sein, einen schnellen Kuß darauf zu drücken, denn gleich darauf glitt er von der Mauer wie eine Katze zurück in die Äste, während sie flink — und mir war, mit einem kleinen Gelächter — zwischen die Beete hineinflüchtete und die Hand jetzt wirklich zum Abschied schüttelte. Sie zog das Seidentüchlein über die Haare, als dürften die Hofschatten diese nicht wie das Mondlicht betasten, winkte nochmals und eilte schon wieder unter den Bäumen weg.

Sie können nicht allzu viele Worte ausgetauscht haben. Ich meine, es ist ihnen damals genug gewesen, sich in einem solchen poesievollen und zwecklosen Spiel heimlich ihrer Liebe zu versichern, in dem das eine die Blumen zur Pflege empfing, die das andere ihm gepflückt hatte.

Als die Tante durch die Pforte trat, bemerkte ich, daß sie den Blick prüfend nach dem Fenster ihres Zimmers emporrichtete. Mit pochendem Herzen und bösem Gewissen huschte ich ins Bett. Ich lag unbeweglich, als Tante Juliane leise eintrat und sogleich auf mein Bett zukam. Eine kleine Weile stand sie am Fußende. Ich hielt die Augen geschlossen, hörte aber selbst das allzu Ungestüme meines Atmens. Plötzlich raschelte es ganz nahe, und sie saß auf dem Bettrand und sagte: „Warum tust du das, Christel? Du schläfst ja gar nicht." Da öffnete ich die Augen und sah sie an. Als sie sich aber nun gegen mein Gesicht vorbeugte, legte ich meine Wange auf ihre Hand, und ich weiß nicht, warum — aber ich begann zu weinen und die zärtlichsten Liebesworte zu flüstern. Es war gewiß nicht die Bitte, zu verzeihen, darin. Ich antwortete ihr auch nicht damit. Endlich bedeckte ich ihre Hände mit Küssen. Sie liebkoste mich nicht. Sie entzog mir auch die Hände nicht gleich. Sie fragte aber auch nichts weiter. Es schien ihr das nun so in der Ordnung zu sein.

Dann verließ sie mich schweigend, um sich im Dunkeln auszukleiden.

Ich habe in der nächsten Nacht eine Wiederholung des Vorgangs nicht beobachten mögen, bemühte mich, früh einzuschlafen, und schlief auch ein. Den Tag darauf bezog ich wieder mein eigenes Zimmer. Sie sprach zu mir nichts über das Vorgefallene.

Es war aber seltsam: seitdem erst merkte ich, daß etwas auf meiner Seele gelastet hatte. Ein Gefühl der Befreiung machte mich freudig und offen, wie einen, der aus dumpfer Zimmerluft in einen frischen Maimorgen hinaustrat. Ich glaube, daß es vor allem das Glück war, das ich hatte sehen dürfen, die Genugtuung, daß der Tante Juliane zu teil wurde, was ihr meinem Herzen nach zukam. Doch war es auch darum, weil ich ein solches Geheimnis mit der so schwärmerisch Geliebten teilen durfte und weil sie mich eingeweiht wußte; wenn ein so heiterer Himmel über meinen Tagen lag, daß ich nichts im Leben zu sehen meinte, als eitel Harmonie. Tante Juliane merkte wohl die Wandlung in meiner Stimmung, doch sagte sie auch darüber nichts. Ich kann es sogar nicht wegreden, daß sie mit einem recht gleichgültigen Blick über meine lauernden Augen hinwegzustreichen wußte, und daß jener Blick zuweilen den schwarzen Glanz bekam, von dem ich bereits sprach. Die Augen der Tante waren gewöhnlich blau wie tiefe Wasser an sonnigen Frühlingstagen, doch habe ich keine wiedergesehen, die sich so wie die ihren mit den Seelenregungen veränderten. Wenn sie ganz schwarz waren, weil die Pupille die Iris völlig weggezehrt hatte, und sich so in die meinen richteten, schien sie alles in mir zu erforschen und lockte das Tiefste aus mir hervor, ohne daß ich hätte mit Worten zu beichten brauchen. Ich hatte ein Empfinden, als träte sie selbst durch diese Augen aus sich heraus und öffne sich unbedenklich die Türen und Vorhänge zu meinen verborgensten Tempelgemächern, in denen ich mich selbst nicht einmal auskannte. Ich hielt aber mäuschenstill, als geschähe mir ein Liebes, denn es war ja nicht Herrschsucht oder gar armselige Neugierde, was sie trieb, sondern eine Fassungslosigkeit, die mich rührte, eine Angst, als wolle etwas an sie Ansprüche machen, daß sie sehen mußte, wie dieses dazu käme. So duldete ich und hielt auf mich, weil ich so offen vor ihr dalag, und nichts vor ihr verstecken konnte und mochte. Selbst darin, daß sie selbst mein Werben um Vertrauen schroff ablehnen konnte, mochte ich nur einen mangelhaften Grad meiner eigenen Würdigkeit sehen. So geschah es einmal, daß ich eben in ein Zimmer trat, als sie in Träumen am Fenster stand und über den Markt blickte. Sie sah so lieblich aus in ihrem feinen Gewand und den blonden Haaren, daß ich unwillkürlich ihre Hand faßte und fragte: „Wovon träumst du, Tante Juliane?" Und ich mag denn auch wohl ein wenig bedeutungsvoll gelächelt haben. Da stieg es aber wie ein Widerhauch von Rosenblättern in ihre Wangen; sie wich zurück, schob mich von sich und wandte den Blick kühl auf eine gleichgültige Nähe. Erst als ich fortfuhr, schweigend zu forschen, tauchte er sekundenlang in den meinen mit dieser schwarzen, zurückhaltenden Kälte, die weh tat, und endlich fragte sie: „Was willst du?" Sie betonte das „willst" in einer Weise, daß ich wie geschlagen zusammenfuhr und, sobald es anging, das Zimmer verließ. Nach solchen kleinen Auftritten war sie jedesmal besonders sanft und liebreich gegen mich: ja alsdann versuchte sie mir auch

wohl ungebeten dies und jenes mit schwesterlichem Ernst anzuvertrauen, wenn es auch nie viel damit wurde. Nach dem nächtlichen Besucher auf der Mauer jedoch durfte ich nur mit Vorsicht, ohne daß sie es merkte, neugierige Ausschau halten.

Vielleicht kam es auch mit daher, daß meine Liebe ungeschwächt die Jahre überdauerte, während doch sonst in diesem Lebensalter das Herz so flatterhaft ist wie ein Schmetterling, der von Blume zu Blume gaukelt, und heute anschwärmt, was er morgen vernachlässigt oder gar verachtet. Freilich diente dem, daß das Zusammensein etwas Feiertägiges blieb, und das Allzunahe die Illusionen nicht zerstörte, auch noch manches Andere. Mich nahmen meine Lehrer genugsam in Anspruch, denn der Großvater hielt auf eine vielseitige Bildung und ließ mich im Hause mit einem aufgeweckten Nachbarstöchterchen zusammen in allem unterrichten, was eine junge Dame macht. Erst kurz vor dem Ereignisse, das ich sogleich berichten will, unternahm es die Tante, uns selbst im Tanzen, und zwar vorzüglich im Menuett, da das Walzen erst eben Mode zu werden anfing, einzuüben. Da begriffen wir, wie närrisch der Tanzmeister, der uns bisher seine Sprünge vorgemacht hatte, war, denn was ist die Bewegung, wenn nichts da ist, was durch sie in ein vorteilhaftes Licht gesetzt werden kann? Es war aber eigentlich meine Freundin Carla, die die Tante vermochte, sich unser anzunehmen. Dies hübsche, lebhafte Kind, das, ohne irgendwie kokett zu sein, doch um seiner selbst willen weit mehr auf das Wie dessen, was es erzählte, als auf das Was acht zu geben schien und sich eine eigentümliche Gewandtheit im gesellschaftlichen Plaudern, die sich an sich selbst begeisterte und alle andern mit fortriß, schon in diesen jungen Jahren angeeignet hatte; diese meine so glücklich veranlagte Altersgenossin weckte etwas wie mütterliche Regungen in ihr. Lange konnte sie Carla mit ernsthaftem Interesse und frohen Augen in der Unterhaltung mit mir sehen, die stets mit dem ganzen Körper, mit Händen, Schultern, Augen aufs temperamentvollste und doch in einer so gehaltenen Weise geführt wurde, daß jede Bewegung als das Natürlichste und Notwendigste von der Welt erschien. Bis sie sich mit einem Lächeln voll von Genugtuung wegwandte. Noch an der Tür hörte ich sie dann wohl kurz und wie beglückt auflachen. Ich war nicht eifersüchtig; ich profitierte selbst zuviel dabei. Aber ich glaubte nun zu wissen, was ihr gefiel, und ließ mich, wenn auch unter Berücksichtigung meines anders gearteten Temperaments, in einen regen und gewiß lustig anzusehenden Wetteifer mit der Freundin ein. Und schließlich mußte mir denn doch ein Dienliches auch hieraus entstehen, wenn ich dabei auch nur gelernt haben sollte, mich selbst und die Wesensverschiedenheit Anderer zu erkennen. Es ging mir wie einst Gottlieb, der durch ihren Umgang und den Wunsch, sich ihr anzupassen, schlummernde Fähigkeiten in sich entdeckte und ausbildete, wie er gewiß auch neben ihr klar erkannt haben wird, was ihm fehlte und auf anderen Gebieten einen Ausgleich nötig machte, so daß er ihr zu Liebe über seinen Stand hinauswuchs.

Eines Tages ist es mir aufgefallen, daß Tante Juliane nicht wie sonst kam, um mit uns zu tanzen, während eine Abhaltung nicht vorzuliegen schien. Die nächsten Male saß sie stumm und wie in Gedanken verloren zur Seite und nickte zu allem: es sei gut! während sie doch sonst nicht so leicht

zufrieden zu stellen gewesen war. Ich sorgte mich um sie und wagte nicht zu reden. Einige Zeit nachher aber fing sie an, sich nur um so eifriger mit uns zu beschäftigen. Wir merkten bald, daß das Tanzen ihr eine Lust und ein Bedürfnis wurde. Sie konnte es vergessen, daß sie eigentlich uns belehren wollte.

Viel später erfuhr ich, daß in jener Woche Gottlieb Minutoli die Stadt verlassen hatte.

Sie hat auch das in der Ordnung gefunden. Es widerstand ja doch auch ihr, daß Gottlieb in den Gepflogenheiten eines vagabundierenden Händlers und in der häuslichen Enge bei einer schon stumpf gewordenen alten Mutter verkümmern sollte. Dennoch muß sich hierbei etwas wie ein Hauch von Enttäuschung über ihr Gemüt gelegt haben, wenn sie es sich auch nicht klar gemacht haben sollte, daß es so war. Ich meine, was immer schon in ihr lag, ist damals aufgegangen: diese sie beherrschende Gewißheit, die Poesie habe nur ihre kurze Zeit. Erblühe sie voller in der Enge, so geschähe es nur, daß um so sicherer der gefräßige Alltag sie verzehre. Es ist auch nicht zu leugnen, daß sie, die selber dazu neigte, wenn auch bedachtsam zu wählen, doch durch eine bei Frauen seltene Stetigkeit ihrer Gefühle zu beglücken, Stetigkeit bei anderen nie hat voraussetzen mögen. Sie wagte darum Gottliebs weitausgreifende, mannhafte Pläne, die er mit entsagungsvoller Unermüdlichkeit verfolgt hat, nicht einmal ihm nachzudenken. Da ergriff und entzückte sie ganz anders die schnelle Tat mit dem verblüffenden Erfolg, mochte die Blüte davon auch noch so schnell welken. Ich habe es oft beobachten und aus ihren Hinweisen in der Unterhaltung entnehmen können.

Allerdings — sie war so gewöhnt an seine Hingebung, und nun fühlte sie, wie er aufatmete, als er fand, daß sie nichts einzuwenden hatte. Er war glücklich — so sagte sie mir — hinauszukommen aus ihrer gemeinsamen Jugend, die nichts Entwicklungsfähiges gezeitigt zu haben schien, in die Welt, unter die Soldaten. Dagegen mag sie es wohl wie eine Liebkosung ihrer Neigung zu allem Poetischen und Ungewöhnlichen empfunden haben, daß er ihr vorschlug, sie wollten sich in der ersten Mitternacht nach seiner Heimkehr am Brunnen auf dem Markte treffen. Durch einen Brief wollte er sie verständigen, wenn er auf dem Wege sei. Da möge sie, die vor Mitternacht nicht zu schlafen pflege, denn einige Nächte lang zum Fenster hinausschauen. Und mitten in der Stadt wollten sie, die so heimlich von einander hatten scheiden müssen, sich den Willkomm- und Verlobungskuß geben. Gewiß hat Tante Juliane auf einen solchen naiven Vorschlag mit schneller Lustigkeit zugestimmt: „Ja — das wollen wir machen!"

So kam es, daß sie darauf drang, mit mir das Zimmer zu tauschen, und das, obgleich sie nachts so gern die Gartenbäume rauschen hörte. Die Bedürfnisse ändern sich. Nun lauschte sie auf das Plätschern und Schwatzen des Brunnens, auf diese eintönige Musik von den verfließenden Tagen — von einem entschwindenden künftigen Leben. (Fortsetzung folgt.)

* * *

Kritik.



Karl Domanig.

(Zu seinem 60. Geburtstage: 3. April 1911).

Ein Bergmensch, ein Höhenmensch: das ist Karl Domanig, der tyrolische Dramatiker und Epiker. Tyroler „vom Wirbel bis zum Zeh". Und zwar einer, der den Namen seines Landes im Bewußtsein kraftvoller Zugehörigkeit noch mit dem „y" der Jahre 1220 und 1271 schreibt, da zum erstenmal ein Graf von Tyrol, dann die Grafschaft selbst urkundlich genannt wurde. „Mir erscheint Tyrol gegen Tirol", sagte er mir, „wie unser altes eigenartiges Volkstum gegen das neumodische, verblaßte". Dieser Mann echten Fortschrittes gestattet sich nämlich, den Blick seines Volkes für den anzustrebenden Excelsior-Weg auch zurückzulenken: auf die historische und kulturelle Vergangenheit, auf die „Errungenschaften eines christlichen Jahrtausends, eines Jahrtausends der Arbeit und, zwar nicht ununterbrochenen, doch im ganzen stetigen Fortschrittes; alle Verhältnisse naturgemäß entwickelt; Haus und Hausrat angepaßt an Zeit und Örtlichkeit, Zeugnis gebend von der Tüchtigkeit und Gesittung des Volkes." Und kühn stellt er seinen Landsleuten von heute die alte Heimatkultur als eine die Kultur der modernen Großstädte „turmhoch" überragende vor Augen.

An Mut hat es ihm nie gefehlt. Das Heroische steckt ihm im Blut. Als Zwölfjähriger stieg er in die Berge zum Meisterschuß auf einen Riesengeier, und keinen Augenblick seines Lebens hat er vergessen, daß die Bildnisse seiner Ahnen väterlicher- und mütterlicherseits die Heldengalerie am Berg Isel schmücken. Das tyrolische Volk nennt heute noch beide Männer in freudiger, ehrfürchtiger Dankbarkeit: Elias Domanig, den bekannten Schönberger Postmeister und Vertrauten Hofers, und Anton Obrist, den Stanser Stögerbauern, dessen Sohn Hans sich als markig-patriotischer Bauerndichter in der lyrischen Sammlung „Zither und Pflug" ausprägte. Zur Sippe gehörten auch die berühmten Kronenwirtsleute von Hall: Josef Ignaz Straub und „die Straubin".[1])

Der Name Domanig (sprich Dománig) deutet aufs Slawische. Die weithin zurückverfolgbare Familie aber bewohnte, durchaus deutsch, jahrhundertelang das schon seit Karl d. Gr. germanisierte kärntnerische Mölltal. 1740 zog der Urgroßvater ins nahe Tyrol und gründete dort einen bald zu Wohlstand und hohem Ansehen gelangenden, auch sich stetig darin erhaltenden Stamm, der sich aus dem Pustertal ins Unterinntal und Stubaital verzweigte. Unser Dichter, dessen Vater als Junge auf Andre Hofers Knieen ritt, wurde so recht eigentlich, wie er selber sagt, im Herzen Tyrols geboren: zu Sterzing am Eisak, einem Städtchen von mittelalterlichem und gebirgsherrlichem Reiz, wo jeder Schritt das Echo stolzen Vaterlandsgefühles wecken konnte, wo jeder Ausflug in die Umgebung den klugen Knaben, den merkwürdig scharfsichtigen Jüngling tiefer in die Kenntnis und Freundschaft des „homerischen Bauernvolkes" führte. Dazu daheim, seitens des gütigen Vaters und der hochgesinnten Mutter, die pietätvolle Pflege des tyrolischen Stammes- und Familiengefühls, der glühenden Heimat- und Heimliebe.

---

[1]) Karl Domanig hat 1909 eine interessante Jubiläumsgabe veröffentlicht in „Anno Neun. Geschichtliche Bilder aus der Ruhmeszeit Tirols." XXI. und XXII. Bändchen: „A. Anton Obrist, Stögerbauer in Stans. B. Elias Domanig, Postmeister in Schönberg. C. Die Kronenwirtsleute von Hall (Ein Briefwechsel). Innsbruck, Verlag der Vereinsbuchhandlung.

Glühend, aber nicht blind. Je mehr er in die Sprech-, Denk- und Empfindungsweise des Volkes eindrang, je fester er sich auf den Boden der geschichtlichen wie der sozialen Tatsachen stellte, desto klarer, in Ursache wie in Wirkung, wurde ihm jener Zug zur Zwiespältigkeit, der bis auf den gegewärtigen Tag das Tyrolertum kennzeichnet. Domanig hat schwer daran gelitten, aber sich auch unter diesem Druck desto bewußter zu selbständigem Urteil aufgerungen, zu jener ehrlichen, offenen Unabhängigkeit, die seine ganze Persönlichkeit, sein Gesamtschaffen, nicht zuletzt seine Zeichnung historischer Helden trägt und durchleuchtet. Kraft dieser Objektivität eignet er sich in hervorragender Weise für jene Vermittlungsmission, an der er seit den 20 Jahren tyrolischen Bruderzwistes arbeitet. Wie ich dies schreibe, erreicht mich ein Brief von ihm, in dem es heißt: „Heute laufen die ersten Korrekturen meines Flugblattes ein: ‚Zum Frieden‘, welches den „Grobianus“[2]) in neuer Bearbeitung, den verbesserten „Niklas v. d. Flüe“[3]) und den Zweikampf“[4]) enthalten wird. Es ist m e i n e Aktion in der nun ernstlich betriebenen Friedensbewegung in Tyrol.“ Ob diese nun zum Ziele gelange oder nicht: unbeirrt wird Domanig bleiben in seiner aufopfernden, tatsächlich heldenhaften Hingegebenheit an sein Land und sein Volk, von dem ihn seine Lebensstellung lange Jahre hindurch fern hält. Seit 1889 gilt seine Haupttätigkeit dem Wiener k. k. Münz- und Antikenkabinett, an dem er jetzt als Wirkl. Regierungsrat den Posten eines Directors bekleidet. Er ist ein erstklassiger Beamter und Fachmann. Seine numismatischen Schriften, darunter die Prachtwerke „Portraitmedaillen des Erzhauses Österreich“ und „Die deutsche Medaille in kunst- und kulturgeschichtlicher Hinsicht“ sowie die bahnbrechende Peter Flötner-Studie, stehen mit an erster Stelle. Auch als Germanist hat er in seinen Walter-, Wolfram- und Gral-Studien, denen nächstens noch eine wesensähnliche folgen wird, Bemerkenswertes geleistet. Aber das erste Wort in ihm spricht der Dichter, so wenig Zeit diesem der Berufsarbeiter läßt. Nur in seinem überaus glücklichen „Tyroler Heim“, das er sich und den Seinen zu Klosterneuburg eingerichtet hat, findet er die spärlichen Stunden für das ihm liebste, das ihm heiligste Schaffen. Denn als Priestertum gilt ihm diese seine Berufung, die er in erster Linie als T y r o l e r erfaßt. Ihm ist nicht um Ehren[5]): ihm ist um Wahrung und Hebung seiner Heimat. „Wenn ich überhaupt,“ bekennt er, „meine Stellung als Poet recht verstehe, so bin ich als solcher wohl zu allererst Tyroler und tyrolischer Volksmann.“

Also ein ausgesprochener Dichter der Scholle, aber ein solcher, dessen Werbekraft hinausgeht über die Grenzen der engeren und der weiteren Heimat, denn auch dieser gehört er vollbewußt an. Ihr auch läßt er sein Bestes, das er jener bietet, wenngleich zunächst mittelbar zufließen: seinem geliebten Österreich und allen Landen deutscher Zunge. Denn seine Heimatkunst ist von echter Art; das Tiefste, das Bleibende in uns berührt sie, weil sie selbst aus dem Tiefsten, dem Bleibenden schöpft: der inneren Wahrhaftigkeit, die auf Ewiges zielt; weil ein ganzer Mann hinter ihr steht, ein Vollmensch, in dem sich der Künstler, der Patriot und der Christ organisch einen.

Damit streife ich das was er in hartem Kampfe errang und was seinen Erfolg als Dichter just in Österreich vielfach hindert: seine katholisch-christliche Überzeugung. Die hat ihn makellos duldsam gelassen.

[2]) Grobianus Nostramus Tyrolensis, eine szenische Satire.

[3]) Erzählendes Gedicht. [4]) Desgl.

[5]) Er hat solche zu verzeichnen: so den ersten Dichterpreis des niederösterreichischen Landtages, den Preis der Schwestern Fröhlich-Stiftung, einen Ehrenpreis des Unterrichtsministeriums.

„Ich bin von Hause aus,“ sagt er selbst, „wahrlich eine tolerante Natur. In meinem ganzen Leben ist es mir nicht eingefallen, irgend jemanden, er sei Jude, Türke oder Nihilist, wegen seiner Gesinnung zu behelligen, wogegen ich selbst in meinen früheren Jahren unzählige Male deshalb angeflegelt wurde und heute noch, wenigstens als Literat, meine Gesinnung teuer genug bezahlen muß“. Aber wenn er sieht, wie der Unglaube ein „kindlich-gläubiges und eigentlich wehrloses Volk um seinen besten Besitz, um den Trost und Inhalt seines armen Lebens durch die Gegengabe eines Nichts oder höchstens eines unbrauchbaren Surrogats betrügen will“: dann wallt es auch ihm als „Freund des Volkes“ heiß auf; dann empfindet er es als „nationale Pflicht, dem Tyroler den Wert seines religiösen Besitzstandes zum Bewußtsein zu bringen.“ — Den faulen Frieden sucht und schützt er nicht, aber ein adeliger Friedensucher und -schützer ist er durch und durch, in seiner ganzen Wesenheit, die absolut auf Einheitlichkeit gründet und zielt. Eben darum kann und muß jeder, der ihm einigermaßen gerecht wird, seine Freude an ihm haben. Wie sagt Enrica von Handel-Mazzetti? „Mein Herz lacht jedesmal, wenn ich etwas von Domanig in die Hand nehme. Seine kernige und doch gemütsweiche Männlichkeit, sein echtes Tyrolertum, das nicht Gebärde ist, sondern Fleisch und Blut, — das macht ein jedes Wort aus seiner Feder oder vielmehr aus seinem warmen Herzen zu einem Hochgenuß. Das ist ein Ganzer, ein Rechter; Mensch und Dichter sind nicht zwei.“

Dies alles mußte gesagt sein, um den Weg zu seinem Verständnisse zu bahnen. Denn es war unumgänglich, ihn in seinem persönlichen Woher und Wohin, Was und Wie, in „Nam' und Art“ zu zeigen, weil das alles aufs engste zusammenhängt mit seiner künstlerischen Individualität. Wenn irgendwo, galt es hier, in „Dichters Lande“ zu gehen, ehe man Dichters Werke aufdeckte. Nun sollte ich an diesen alles oben Gesagte beweisen. Aber dazu bedürfte es weiten Raumes, und der konnte mir, wenigstens jetzt, nicht gewährt werden. So muß ich mich mit wenigen Grundstrichen begnügen und kann nur dringend raten, selbst zu diesen Werken zu greifen. Ein halbwegs Kongenialer wird's nicht bereuen.

Da ist zunächst sein monumentales Lebenswerk, das er als Student begann, als reifer Mann zusammenschloß, vor zwei Jahren völlig überarbeitete: die dramatische Trilogie Der Tyroler Freiheitskampf mit dem Vorspiel „Braut des Vaterlandes“, den Fünfaktern „Speckbacher, der Mann vom Rinn“, „Josef Straub, der Kronenwirt von Hall“, „Andreas Hofer, der Sandwirt“, und dem Nachspiel „Andreas Hofers Denkmal“.[6]) Das Vorspiel veranschaulicht die Motive, das erste Drama, die Entstehung, das zweite den Höhepunkt, das dritte das Ende, das Nachspiel die bleibende welthistorische Bedeutung der großen Bewegung. „Für Gott, Kaiser und Vaterland“ lautet das alles zusammenfassende Leitmotiv.

Wie in Domanig selbst, so spiegelt sich in seinem Schaffen „ganz Tyrol“. Da versteht es sich, daß jedes Wort an seinem Platz, daß hinter jedem Satz ein Reichtum steht. Markige Konzentration überall: so straff, daß man beim ersten Blick auf Nüchternheit schließen könnte. Und keusche, nun von Ergriffenheit, nun von Humor getragene Zurückhaltung. Kern und Mittelpunkt Wahrhaftigkeit, Ge-

[6]) Die Einzelteile wurden wiederholt aufgelegt. Eine „neue, durchaus verbesserte G samtauflage“, mit Bildnissen von A. Egger Lienz und Altmutter, mit Einbandentwurf von Prof. A. Delug, erschien 1909 als Festgabe des Landes Tyrol bei Kösel, Kempten.

schichts- und Lebenswirklichkeit, in dichterische Intuition, in künstlerische Gewissenhaftigkeit eingetaucht. Nichts beschönigt, weder Volks- noch Einzelcharakter idealisiert. Alles Menschliche, auch das Irren und Sündigen bei Freund wie Feind, ins Licht gestellt. Und dennoch für den objektiven Leser oder Zuschauer das derartigen Bühnendichtungen gegenüber eine Notwendige gerettet: die innerste Anteilnahme, die staunende, erschütternde, flammende Bewunderung. Schon früher urteilte Alfred Frhr. v. Berger: „Dieser Dramenzyklus hat sich bei mir glänzend bewährt. Ich habe im Laufe der Jahre mehrere Male alle Dramen gelesen, mit Erhebung und Erschütterung. Namentlich den Sandwirt. Wenn diese Werke die scharfe Theaterwirkung nicht haben, ohne welche auf unserer todkranken Bühne keine Erfolge zu erzwingen sind, so ist dies ein Zeichen ihrer vollen seelischen Gesundheit." Er verwies auf die Zukunft als die Zeit Domanigs; in der Tat ist diese bis jetzt noch nicht so recht eigentlich gekommen. Exl-Innsbruck übernahm für den Jubiläumssommer 1909 die Trilogie. Aber die nötige, von der Regierung auch gewährte Subvention kam viel zu spät, so daß die Vorstellungen erst in der zweiten Hälfte des August beginnen, die Stücke nicht in ihrer Reihenfolge, also nicht in ihrer wesentlichen Kunsteinheit, vorgeführt werden konnten. Dennoch war der ausgelöste Beifall ein so mächtiger, daß Exl den „Tyroler Freiheitskampf" auf allen deutschen Hauptbühnen zu verlebendigen gedachte; eigene Erkrankung hinderte ihn an der Ausführung dieses bereits verkündeten Entschlusses. — Domanig ist ganz der Mann, sich selbst und sein Schicksal heroisch abzuwarten. Von seiner „Verlassenheit" hat er einmal gesagt: „Die Enkel, mein' ich, loben den Ertrag". Aber ein Morgenrot der Erfüllung scheint dennoch endlich für ihn aufzuglühen.

Neben der Trilogie stehen seine übrigen, ebenfalls durchaus bühnenmäßigen Schauspiele, Volksdramen im gehobenen Sinne, alle drei der aktuellsten Gegenwart angehörig: Der Gutsverkauf (Preßvereinsbuchhandlung, Brixen), eine Dichtung von der Heimat der Scholle und des Herzens, Der Idealist (ebenda), eine Dichtung von der Heimat der Kunst und des Herzens, Die liebe Not (mit dem Ton auf „liebe"), eine Dichtung von der Heimat des Künstlers und des Herzens. „Der Idealist", der die falsche moderne Bühnenkunst mit der echten glänzend humorvoll, auch satirisch kontrastiert, ist in etwa Domanigs Lieblingsstück geblieben; „Die liebe Not" (Kösel-Kempten) umschließt wohl das meiste Autobiographische von ihm.

„Tyrols Klassiker" hat sich auch auf den anderen Gebieten der Dichtkunst bewährt. Als Epiker der gebundenen Rede schuf er den psychologisch zarten, darstellerisch kraftvollen, technisch fein geschliffenen Abt von Fiecht (Wagner-Innsbruck, 5. Aufl.), stofflich geschickt verschmolzen aus Historie und Klostertradition, und das kleine Prachtstück Um Pulver und Blei (Kösel), eine historisch-psychologisch orientierende Einführung zum großen Dramenzyklus, mit der Widerspiegelung tyrolischen Heldentums in seinen Urgründen.

Als Prosaiker danken wir Domanig die Kleinen Erzählungen, Kabinettstücke eines tiefgründigen Idealismus, der sich in das Gewand vollendeter künstlerischer Knappheit und Schlichtheit hüllt. — Einen gewollten Tendenzroman stellte der Dichter in den vielgenannten, auch derzeit vielberufenen Fremden mit dem ethisch festgegründeten Motiv der gemäßigten Bekämpfung eines übermäßigen Fremdenverkehrs. Das Buch wiegt als patriotische Tat schwerer denn als literarische Leistung, welch letztere übrigens durch

die einschneidende Neubearbeitung, deren Veröffentlichung unmittelbar bevorsteht, merklich gewonnen hat. — Ein Volksbuch im eigentlichen Sinne, mit liebevollster Sorgfalt in seinen vielen Einzelheiten ersonnen und aufgebaut, ist das zu Hunderttausenden verbreitete „Hausgärtlein" (Preßvereinsbuchhandlung, Brixen), tyrolisch-typisch bis in die kleinste Silbe, und gesättigt von Dauergehalt.

Den hat auch das lyrische Lebens- und Bekenntnisbuch Domanigs: Wanderbüchlein (Kösel), in seinen wenigen Blättern; dem nicht tiefer Dringenden allzu bescheiden, ja armselig erscheinend, in Wirklichkeit ein Griff in die Fülle der Tiefe und Kraft echter Selbstbescheidung.

Man wird im Vorstehenden wahrscheinlich die Sonde der Kritik vermissen. Ich wußte, was ich tat, warum ich unterließ. Jedes zu seiner Zeit. Heute und hier galt es, auf einen vielfach nicht Gekannten und Verkannten zunächst nur hinzuweisen, der von Nord und Süd erkannt zu werden verdient als der Berufene, der er ist und als der er einst allgemeiner anerkannt werden wird.

Scheinfeld / Mittelfranken.

E. M. Hamann.

Von den Berliner Bühnen VIII. Von den jungen Dramatikern, deren Werke ich im vorletzten Eckartheft anzeigte, sind inzwischen zwei erstmalig auf die Bühne gelangt: Hermann Essig und Carl Sternheim. Jener mit einer Komödie „Die Glückskuh", die ein konsequentes Festhalten und Ausbauen des Bisherigen zu einer ebenso eigenartigen wie eigenwilligen Leistung stempelt, dieser mit einem bürgerlichen Lustspiel „Die Hose", das eine frappierende Wegänderung zeigt, die den Spott herausfordern würde, wenn sich heute schon absehen ließe, ob sie sich hinterher nur als ein gelegentlicher Abstecher oder als der erste Schritt auf ein neues bequemer erreichbares Ziel ausweist. Denn alles andere war von dem Verfasser der prätentiösen Faustiade „Don Juan", der es sich einen monumentalen Drugulindruck unbedenklich kosten lassen konnte, von dem ästhetelnden Mitarbeiter der eingegangenen Snob-Zeitschrift „Hyperion" zu erwarten als eine Sexualkomödie, die sich bedenklich den Gefilden der Erfolggewohnten von jenseits des Rheines, der Capus, Bataille, Bernstein et tutti quanti näherte. Wäre das Stück, wie der Titel „Die Hose" und das anfängliche Verbot des Zensors vermuten läßt, der die Aufführung nur unter dem Zugeständnis der Änderung des Titels in „Der Riese" gestattete (davon, daß Otto Erlers prächtige Komödie „Die Hose des hl. Bartolus" durch alleinige Verwendung seines Obertitels „Die Reliquie" freigegeben wäre, hat man noch nichts gehört), ich sagte: wäre dies bürgerliche Lustspiel in der Tat nur um eine Pikanterie herumgeschrieben, so wäre an dieser Stelle kein Wort darüber zu verlieren. Aber das kleine Mißgeschick der Frau Luise Maske bedeutet nichts als die Eingangsanekdote, durch die die Handlung in Fluß kommt. Es lockt die beiden Männer, die es gewahrten, als Mieter ins Haus, und der eigentliche Inhalt der Komödie (verlegt bei Paul Cassierer, Berlin) besteht, da sich noch eine kupplerische Nachbarin hinzugesellt, in der Charakterentwickelung von fünf, alle mehr oder minder das Komische streifenden Menschen. Eine festumrissene Handlung besitzt das Stück nicht, da Carl Sternheim es verschmäht, sie aus dem Umstand, daß sich zwei Liebhaber um die kleine Frau Luise bemühen und sich gegenseitig unschädlich machen, zu entwickeln. Die fünf Charaktere aber stehen. Da ist zunächst Theobald Maske: ein kleiner Beamter, Phi-

lister in Reinkultur, der in alles, selbst in seine Beziehungen zum andern Geschlecht, Regelmäßigkeit hineinbringt, Haustyrann, Polterer, Vielfraß, Muskelprotz, Arbeitsmaschine; und dieser Riese, der alles, was ihn umgibt, an die Wand drückt, hat ein kleines, molliges, verträumtes, ein ganz klein wenig schlampiges Weibchen, das, da der gestrenge Gatte sie aus rechnerischen Rücksichten in dem ersten Jahr der Ehe ums Mutterwerden gebracht hat, gar zu gern ein Abenteuer hätte, aber doch unversehrt wieder bei dem eigenen Mann landet. Denn von den beiden Mietern ist der Dichterling Scarron, der sich fortwährend an seinen eigenen Worten berauscht, nur gekommen, um Studien für eine neue dichterische Arbeit an der kleinen Frau Luise zu machen; er rennt, als er ihre Sinnenglut entfacht hat, ins Schlafzimmer, schließt sich ein, schreibt alles, ehe es ihm aus dem Gedächtnis entschwindet, bis ins Einzelste auf und verläßt spornstreichs das Haus Theobald Maskes, als er an eine Dirne geraten ist, die ihm einen ergibigeren Studienstoff verspricht. Der Friseur Mandelstam aber, ein brustkrankes, lebensscheues Männchen, kommt über ein bloßes Anschwärmen der Angebeteten nicht hinaus, und da Frau Maske nicht die Resolutheit der kupplerischen Nachbarin besitzt, die ihr den eignen Mann wegfängt, so bleibt sie trotz des Mißgeschicks auf der Straße. was sie war: ein kleines, von ihrem Gatten mißhandeltes, schlampiges Weibchen mit verlangenden Träumen, aber ohne den Mut zur Tat. Der durchweg gelungenen Charakterisierung kommt ein bei uns nicht oft anzutreffendes wirksames Lustspieltempo zu Hilfe. Wenigstens zum Beginn und zum Schluß des Stückes. Mittwegs schieben sich mancherlei, mit der Komödie kaum in Zusammenhang stehende, Redereien dazwischen, wie denn überhaupt die „Hose“, gleich dem Don Juan, sehr ungleichmäßig ist. Neben wirksamen Szenen, die knapp im Wort, schlagfertig in der Charakterisierung sind, die derb und unbekümmert zupacken und das Ding beim rechten Namen nennen, stehen andere, in denen sich ein Besonderheit anstrebender, unechte, verstimmende Mittel nützender Literat offenbart. So hinterläßt auch dies zweite Werk den Eindruck, daß Karl Sternheim sich selbst noch nicht gefunden hat, daß sein eigenes Talent durch eine Reihe von Zeiteinflüssen geradezu verschüttet ist und noch nicht die Kraft aufgebracht hat, sich von dem ihm Wesensfremden frei zu machen; ob es überhaupt die Kraft beweisen wird, das, was er jetzt noch niederzwingt, ganz von sich abzuwerfen, um so bei einem künftigen Werke nicht an einem rein Negativen von seinem Besten verschwenden zu müssen, läßt sich zur Stunde nicht sagen. Daß aber das Lustspiel „Die Hose“ die Gefahr bezeichnet, dies von Eklektizismus außerordentlich gefährdete Talent könne sich, um zum Erfolg zu gelangen, des Wenigen, was an Eigenem in ihm ist, begeben, liegt für den Kundigen auf der Hand.

Im Gegensatz zu Carl Sternheim besitzt Hermann Essig eine durchaus eigene, gleich bei Beginn angeschlagene und seitdem krampfhaft festgehaltene Note. Und so lassen sich über ihn, obwohl er eben erst das dritte Drama „Die Glückskuh*)“ (Paul Cassierer, Berlin) vorlegt, bereits zusammenfassende Worte sagen. Essig hängt mit dem frühesten Naturalismus, mit dem Hauptmann, der „Vor Sonnenaufgang“ und „Das Friedensfest“ schrieb, zusammen. Die Lebensniedrigkeiten, Vertiertheiten und Brutalitäten, die dort gezeigt wurden, kehren

*) Die beiden voraufgegangenen Dramen sind von mir an dieser Stelle besprochen nnd zwar „Mariä Heimsuchung“ Eckart IV, 5, „Die Weiber von Weinsberg“ Eckart V, 5.

bei Essig in einem Maß gesteigert wieder, daß ihre Entsetzlichkeiten uns dagegen zahm und familienblattmäßig erscheinen. Was seine Anschauungswelt so oft zur Unerträglichkeit werden läßt, ist einmal, daß Essig daraus Komödien zu entwickeln bestrebt ist, Komödien, die nicht bewußt karikieren, sondern durch die Übersteigerung des Grauenvollen Grotesken erstreben, die mit ihren wahnsinnigen Verzerrungen in uns haften bleiben sollen; zum andern aber der Umstand, daß der Autor nicht etwa einzelne Familien, bei denen die Verkommenheiten allenfalls erklärbar waren, sondern größere Gemeinschaften darzustellen unternimmt. In den Weibern von Weinsberg zeichnet er gleich eine ganze Stadt von gierigen, feigen, lüsternen Menschen, in der Glückskuh ein Dorf, dessen Bewohner ausnahmslos von brutalster Habsucht und Niedertracht in ihrem Tun bestimmt werden. Kein Wunder, daß dieser Hermann Essig von der einen Seite, durch Julius Hart, mit sittlicher Entrüstung bekämpft, von der anderen, durch den Hyperionherausgeber Franz Blei, mit ästhetischer Vernarrtheit als der dramatische Messias, dessen Werke noch nach hunderten von Jahren leben würden, ausgerufen ist. Zwei Urteile, eins so einseitig und falsch wie das andere. Denn Julius Hart ist über die Abneigung gegen das Stoffliche nicht hinweggekommen. Er hat verkannt, daß Essig ohne allen Zweifel ein eigenartiges dramatisches Talent ist. Ohne verschönende Lyrismen, ohne epische Ruhepunkte jagt sein Dialog dahin. Schlag folgt auf Schlag. Selten kommt mehr als ein Satz aus dem Munde einer Person. Auf lange Strecken fliegen nur einzelne Worte hinüber und herüber. Aber mit diesen einzelnen Worten reißen Menschen ihr Innerstes vor uns auf. Hinzu kommt, daß sie in ihrem Ausdruck, unbeschadet mancher Entgleisungen und verstimmender Gequältheiten, von einer Lebensechtheit sind, wie wir sie seit Hauptmanns naturalistischen Frühdramen noch nicht wieder angetroffen haben. Julius Hart hätte also zum mindesten die Möglichkeit einer Aufwärts-Entwickelung dieses Talentes erkennen und seinen Ton mäßigen müssen. Anderseits hat Franz Blei nicht gesehen, daß sich die Enge und Gequältheit der Stoffe auch ästhetisch manifestieren muß. Was an den bisherigen Stücken Hermann Essigs einzig standhält, ist nur die Schaubarmachung des Einzelnen. Als Ganzes aber sind sie — mit einem Wort — schülerhaft. Man sehe sich doch nur das jüngste Werk „Die Glückskuh" daraufhin an. Eine arme Magd, die um ihrem Kind einen Vater zu gewinnen, hingeht und eine Kuh stiehlt, ist die fragwürdige Heldin. In dem Augenblick, wo sie begütert erscheint, hat sie plötzlich zwei Bewerber, den tatsächlichen Vater ihres Kindes und den Sohn eines habgierigen Bauern, der Vaterrechte heuchelt. Das Komödienhafte besteht in dem Auf und Ab, dem Hin und Her, das sich aus dem Kampf um das Mädchen, der von einem bübischen, parteiischen Schulzen geleitet wird, ergibt. Dabei werden eine Reihe dörflicher Charakteure in ihrer ganzen Gemeinheit und Roheit enthüllt. Das alles mag, obwohl es schwer wird, an die Dummheit des ganzen Dorfes zu glauben, das den Kauf der Kuh für möglich hält, hingehen, aber in demselben Augenblick, wo es gilt, den Knoten zu lösen, ist Essig von geradezu rührender Hilflosigkeit. Da er sich die einzig folgerichtige Entwickelung, die einem tragischen Schlusse zugeführt hätte, längst durch Verzerrung und Überzeichnungen verdorben hat, so läßt er einen trottelhaften Oberamtmann als deus ex machina kommen, diesen Verständnis für das Tun der Magd finden und alles, was geschah, einfach mit einer Handbewegung auswischen. Wenn dann doch noch zusammen-

kommt, was zusammengehört, so ist das allerdings eine Komödie, aber eine sehr unfreiwillige und ungewollte. Nein, Hermann Essig ist bis heute weder ein Künstler, der sich durchgerungen hat, noch ein Tempelschänder, der die Geißel ethischer Entrüstung verdient: er ist ein ringendes Talent, dem die Distanz zu den Dingen fehlt, die ein rechtes Maß erst möglich machen, eines, dem vor allem das Gefühl für die Diskrepanz zwischen der Tendenz seiner Empfindung und der seiner Gestalten abgeht. Er erstrebt eine groteske Komödie und wählt dazu Alltagsstoffe mit tragischer Bestimmung; er will das Triebhafte des Menschen darstellen und sieht nicht, daß er untermenschliche, vertierte Wesen formt; er möchte uns lachen machen und weckt Grauen, Abscheu und Herzensbeklemmung. Denn er besitzt nicht die Überlegenheit und Freiheit, die die künstlerische Bezwingung gerade solcher Stoffe erfordert. Er ist selber der Dumpfheit, Seelenleere, Geistverlassenheit und Willenlosigkeit, die die armselige Welt seiner Gestalten charakterisieren, innerlich noch nicht entwachsen. Und so konnte sein unzweifelbares Können sich bisher wohl im Einzelnen bewähren, mußte aber dem Ganzen gegenüber stets wieder versagen.

Wie Gerhart Hauptmann das Leben Jesu, so hat nun K a r l V o l l m o e l l e r das Geschick W i e l a n d d e s S c h m i e d e s in die Gegenwart versetzt und an einer realen Gestalt unserer Tage den Ewigkeitsmythos zu entwickeln versucht. Mit dem in allem Wesentlichen gleichen Ergebnis, daß sich zwar aus dem Umstand, daß der Träger der Handlung um sein Vorbild weiß und Gleichheit seines Geschickes bis in alle Äußerlichkeiten anstreben, also die Ursprünglichkeit einer inneren Mission zu der kläglichen Abhängigkeit einer Imitation abschwächen muß, allerlei reizvolle Berührungen, Überschneidungen und Verkürzungen ergeben, daß aber in weit höherem Maße das Übernehmen des Stoffes und seines Ablaufes der neuzeitlichen Tragödie ihre Kraft, Wucht und mitreißende Besonderheit nimmt und sie, statt sie zu beflügeln, auf Schritt und Tritt hemmt. Was trotz dieser Wesensgleichheit die Sache sehr zu den Ungunsten Vollmoellers verschiebt, ist ein Doppeltes: einmal die geringere Ergibigkeit seines Talentes und damit die Abhängigkeit von vielerlei Einflüssen; zum andern das Vergreifen in der Form. Während Hauptmann nämlich, außer der Abhängigkeit von dem Jesugeschick und dem Bibelton keine bestimmenden Einflüsse zeigt, vielmehr mit einer seltenen Herzenshingabe und einer ans Visionäre grenzenden Einfühlungskraft nur den Gestalten seiner Dichtung lebt und deren Geschicke von innen her zu formen sucht, schielt Vollmoeller, in Ermangelung dieser Innenkraft, mit seinem dramatischen Märchen „Wieland" (Inselverlag 1911) nach literarischen Vorbildern. Er, der Übersetzer von d'Annunzios in den Auf- und Schlußakten grandiosem, in allem übrigen qualvollem Aviatikerroman, „Vielleicht — vielleicht auch nicht", übernimmt nicht nur das Fliegermilieu, sondern auch die perverse, männermordende Nymphomanie in sein Drama. Er entlehnt Ibsen die Hilde Wangel und den Baumeister Solneß, und wenn Ethels und Wielands Geschick auch darin nicht aufgeht, sondern von der Wölundsage her noch mitbestimmt ist, so ist doch auf ganze Strecken beider Verhältnis nichts als eine Kopie des der kleinen historischen Norwegerin zu ihrem Baumeister, dem es in Traumhöhen schwindelt. Bernhard Shaw hat bei der bissigen Gesellschaftssatire, der Karikierung des sensationshungrigen und profitwütigen Pressetums Pate gestanden, und Oscar Wildes Durchschnittslustspielen sind die billigen Theatermätzchen und Possenelemente entnommen. Ein wenig viel, ein wenig gar zu viel, als

daß sich der Dichter Carl Vollmoeller selber zeigen, selber bewähren könnte. Hinzukommt, daß der gewandte Eklektiker sich in der Form vergriffen, ein Geschick, das nur in der Weite eines Romans glaubhaft zu machen war, in das engabgesteckte Gebiet des Dramas zu verpflanzen gesucht hat. Es sei ganz davon abgesehen, daß Vollmoeller trotz der äußerlichen Wahrung der Form tatsächlich die Schranken, die dem Drama gesetzt sind, immer wieder durchbricht, aber das Geschick dieses sächsischen Klavierlehrers Wieland, der mit der Idee, die den menschlichen Flieger ermöglicht, begnadet wird, der seinen in Aviatik dilettierenden reichen Brotherrn bestiehlt, um zur Verwirklichung seiner Pläne zu kommen, der ins Gefängnis geworfen wird und, mit Wahnvorstellungen heimkehrend, den Sohn seines Herrn tötet, der dann mit dem gestohlenen Material seinen Apparat baut, wider seinen Willen mit ihm in die Lüfte und über das Meer gerissen wird, nichts als Angst dabei spürt, der seinen Herrn vernichtet, dessen Tochter schändet, und, als er den Flug wiederholen soll, sich aus Feigheit erschießt, dieses halb tragische, halb groteske, halb dämonische, halb lächerliche Leben einer Dienerseele, die der Begnadung nicht gewachsen war, könnte uns durch die Mittel einer Erzählung glaubhaft gemacht werden; in demselben Augenblick, wo Vollmoeller es mit denen des Dramas zu bewältigen suchte, mußten ihm nicht nur die Verkürzungen, die diese Form benötigt, gefährlich werden, mußte vielmehr vor allem das Hineinzerren in das Gesichtsfeld des äußeren Auges aus dem Märchen unserer Tage eine unfreiwillige Groteske, eine unbeabsichtigte Farce machen.

Und doch steckt in diesem Wieland der Kern zu einer ungeschriebenen erschütternden Tragödie. Der Mann der Idee, hier des Erfinders, verliert auf dem Wege bis zum Erschauen seines Lebensziels so viel von der Kraft seines Seins, insonderheit des Körpers, daß er in dem Augenblick, wo es das Werk zu tun gilt, versagt. Ein anderer, der nichts vom Wesen und Werden des Großen, Neuen begriffen hat, als seinen äußeren Mechanismus, der aber ein scharfes Auge und eine sichere Hand besitzt, der mit einem Wort die unverbrauchte Kraft darstellt, übernimmt in dem Augenblick das Werk, wo der, der es ersann, zusammenbricht; er stellt sich ans Steuer und führt, über den kaum erkalteten Körper des Schöpfers hinweg, das Erscheinung Gewordene, das seinen Ersinner verzehrt hat, zum Ziel und zum Sieg. Daß von dieser Tragödie immerhin unter einem Wust von Übernommenem, Konstruiertem, Verzerrtem etwas in diesem Wieland lebt, daß in der Gestaltung der Charaktere sich trotz allem die Hand einers Könners verrät (wie reizvoll ist der frühreife Eric, der in der Arbeiterbluse ohne Wissen des Vaters fliegt und den Tod dabei nimmt) und daß die Bewegung, die den Gesellschaftsszenen und dem Tumult der Massen inne wohnt, nicht alltäglich anzutreffen ist, das zu verkennen kann zwar dem Theaterpublikum, das unter den Mängeln eines Stückes stets empfindlicher als der Leser zu leiden hat, nicht gar zu sehr verübelt werden, wohl aber einem, dem Gelegenheit geboten ist, sich mit dem Buch in der Einsamkeit und Stille seines Stübchens auseinanderzusetzen.

Hans Franck.

Kurze Anzeigen.

Bothmer, Heinz: Das deutsche Dorf. Lieder zum Preise von Dorf und Flur. Mit Abbildungen deutscher Bauernhäuser. Leipzig. Fr. W. Grunow. 240 S. Geschmackvoll kart. 2,75 Mk.

Der Verfasser hat hier eine Auswahl gegeben aus der großen Fülle der Ge-

dichte, die das Dorf und seine Bewohner sowie die ländliche Flur besingen. Und wahrlich, das deutsche Dorf und seine Bewohner verdienen es, daß man auch ihr Lob einmal in einem besonderen Buche singt. Neben manchem Bekannten hat der Verfasser viel wenig Bekanntes aus allen Zeiten zusammengetragen, alte und neue Dichter hat er beigezogen, um eine möglichste Vielseitigkeit zu erreichen. So ist das Buch denn auch recht abwechslungsreich geworden. Im ersten Abschnitt wird uns der deutsche Bauer gezeigt, insbesondere der Bauer bei der Arbeit; dann folgt Dorf und dörfliches Leben, Natur- und Menschenbilder (darunter „Des alten Pfarrers Woche" von der Droste-Hülshoff). Der dritte und vierte Teil heißt „Auf weiter Flur" und „Im Wechsel des Jahres". Auch hier hat der Verfasser gesucht, solche Gedichte auszuwählen, die im besonderen Sinne Bezug auf das Dorf und das dörfliche Leben haben. Es ist ihm freilich nur bei wenigen gelungen; die allermeisten sind eben Lieder zum Preise der Natur, die ja freilich eigentlich erst außerhalb der Mauern der Stadt anhebt. Da war nun natürlich die Auswahl eben deshalb schwer, weil es solcher Gedichte zu tausenden gibt, und man könnte die hundert Seiten, die diese Auswahl einnimmt, ebenso gut mit anderen Gedichten füllen über Morgen und Nacht, Heide und Wald, Frühling und Herbst usw. Hier begegnet sich diese Anthologie mit den betreffenden Rubriken von dutzend anderen, während die ersten zwei Teile wenigstens überwiegend das Besondere des Dorfes besingen. Doch werden auch diese Teile, der Absicht des Herausgebers entsprechend, Freude an Dorf und Flur wecken. Ob das Buch, wie der Verfasser hofft, das dörfliche Leben durchgeistigen und veredeln wird, ist dagegen eine Frage. Erst müßten unsere Bauern solche Bücher lesen. Zunächst wird das aber nur der Fall sein bei allen Freunden des deutschen Dorfes, denen das schöne und trotz der Beschränkung vielseitige Buch gewidmet ist. Richard Weitbrecht.

Liliencron, A. v.: Getreu bis in den Tod. Drei Erzählungen aus den glorreichen Tagen des deutsch-französischen Krieges 1870/71. 2. Aufl. Basel, Ernst Finckh, o. J.

Da das Büchlein die 2. Auflage erlebt, muß es wohl seine Freunde gefunden haben. Freilich, ein Erfolg der Kunst ist das nicht: die Sprache ist qualvoll konventionell, die Tendenzen sind dick aufgetragen, die Gestalten leblos, der „Humor" ist gekünstelt, und vieles trieft von Sentimentalität. Wenn man dennoch einfachsten Leserkreisen das Buch nicht vorenthalten möchte, so geschieht es, weil immerhin die Persönlichkeit der Verfasserin auch in diesem Bändchen hie und da menschlich liebenswürdig und wertvoll erkennbar wird: eine Frau, die die große Zeit mit glühendem Herzen erlebt hat, die den gemeinen Mann im Feld und im Frieden versteht, die den Dienst in des Königs Rock zu verklären und vaterländische Gefühle zu wecken weiß. So seien die Erzählungen dort empfohlen, wo man gewiß ist, daß die künstlerische Schwäche nicht Ärger, die überdeutliche Tendenz nicht das Gegenteil des Gewollten erregt. —l.

Hausbuch schwäbischer Erzähler. Hrsg. von Otto Güntter. Mit den Bildnissen der Verfasser. Verlag des schwäbischen Schillervereins, Stuttgart und Marbach 1911. (VI., 504 S.) Geb. 1 Mk.

Am 8. April d. J. feierte das Württembergische Königspaar seine silberne Hochzeit. Alle größeren, festlichen Veranstaltungen und Huldigungen sollten, so war der Königliche Wunsch, unterbleiben. Da hat der schwäbische Schillerverein diesen feinen Weg gewählt, seine Liebe zu bekunden und seine Glückwünsche darzubringen, indem er dem Volke in des Königs Namen einen Hausschatz schenkte, nach dem Alt und Jung immer wieder gern greifen werden. Wenn doch solche Schwabenstreiche Nachahmung fänden! Fünfundzwanzig Dichter von Schiller bis Lilienfein sind mit glänzenden novellistischen Gaben vertreten. Verleger und Autoren haben durch Opferwilligkeit ihre Freude an dem Werke gezeigt. Nun soll es in die deutschen Häuser hinein, gleich der Ausgabe von Schillers Gedichten und Dramen, die 1905—1909 in 160 000 Exemplaren abgegeben worden ist. Eine Mark für 500 Seiten guten Drucks auf bestem Papier in geschmackvollem Einband mit wohlgelungenen Dichterbild-

nissen! Kerners „Goldener“ darin und Mörikes „Hutzelmännlein“, Novellen von Hesse und Finckh, Flaischlen und Schussen usw.! Bestellungen sind an das Schatzmeisteramt des Schwäbischen Schillervereins, Stuttgart, Herdweg 19, zu richten. Verpackungs- und Versendungskosten (1 bis 4 Exemplare gehen auf ein gewöhnliches Postpaket) sind vom Besteller zu tragen; der Betrag wird durch Nachnahme erhoben. So greife jeder zu, nicht so sehr, um selbst billig seinen Bücherschrank zu bereichern, sondern um das, was so großherzig erdacht ist, nun auch in die weiten Kreise zu leiten, denen dies Hausbuch Freude in ein oft enges Leben bringen will. m.

Schalk, Gustav: Stacheldrahtzäune. Roman. Stuttgart, M. Kielmann. Geb. 5,60 M.

Der Roman ist in einem klarflüssigen, poetischer Reize nicht entbehrenden Stil geschrieben. Die Handlung ist spannend, nicht nur im äußeren Sinn, sondern auch die tieferen Interessen des Lesers erregend. Die Personen sind Wesen von Fleisch und Blut; unter ihnen eine Fülle von Menschen, die wir gern als liebe Freunde haben wollen und die wir nimmer vergessen. wenn wir mit der Lektüre zu Ende gekommen sind. Nicht ein Tendenzbuch ist's, das gute Lehren um Drahtpuppen herumhängt, aber ein Werk voll tiefer Einblicke und weiter Ausblicke, voll großer Gedanken und sittlicher Ideen, die nicht abstrakt bleiben, sondern poetisch gestaltet sind. So fesselt es auch den anspruchsvollen Leser, es erhebt und befreit und lockt zu wiederholter Versenkung in seine Schönheiten und Wahrheiten. Es mag sein, daß die Erzähltechnik nicht ganz die moderne ist, man könnte wohl diese und jene Wendung im Geschehen oder in der Charakterführung beanstanden; doch das würde nur heißen, daß wir ihm keine Unsterblichkeit prophezeien. Aber wie wenig Dichtungen sind ewig! Ein Werk, das soviel Poesie und soviel feinstes Menschtum enthält, darf nicht snobistisch übersehen werden. In die Volksbibliotheken gehört es als unentbehrlicher Bestand. Und auch in alle Häuser, in denen man einen feinen, unterhaltsamen Freund, der allen Hausgenossen etwas gibt, zu schätzen weiß.

Emil Müller.

Jugendschriften.

Brendel, C. A.: Kleine Menschen in der großen Stadt. Ein Bilderbuch. Buchverlag der „Hilfe“. Berlin-Schöneberg. Literarische Vereinigung des Berliner Lehrer-Vereins.

Ein Bilderbuch ganz schlichter, schier altväterlich anmutender Art, trotzdem modern im guten Sinn und nicht ohne künstlerischen Wert. Zwar, auf malerische, oder gar stimmungsvolle Wirkung, wie man sie erfreulicherweise jetzt fast ausnahmslos den Bilderbüchern nachrühmen kann, ist hier keine Rücksicht genommen; der Künstler will lediglich durch den Gegenstand wirken und bringt diesen, sich lebhaft bunter Farben bedienend, in frischer Anschaulichkeit zur Geltung. Daß er ihn dem reichen, buntbewegten Berliner Großstadtleben entlehnt und durch die Darstellung kleiner, zumeist humorvoller Episoden in seiner Beziehung zum Kinde schildert, gibt dem hübschen, reichhaltigen Büchlein seine Eigenart, dient ihm als besonderer Vorzug. Es wird unsern kleinen Berlinern, die in ihm das zärtlich angestaunte Auto, den lustigen Sprengwagen, Feuerwehr und Hochbahn, das freundliche Bollemädchen, Droschkenkutscher, Leiermann, Schornsteinfeger und andere wohlbekannte Gestalten beglückt wiederfinden, gar schnell ein vertrauter Freund und ihren Erziehern ein willkommener, liebenswürdiger Helfer beim Anschauungsunterricht sein. E.

Zeitschriftenschau.

Bei Gelegenheit von Spielhagens Tod schreibt der „Kunstwart“ (2. Märzheft 1911):

„Kein Geschlecht ist, nach altanerkanntem Satz, gegen ein vorangegangenes minder gerecht, als das, welches

ihm auf den Fersen folgt — Spielhagen ist so alt geworden, daß man fast sagen kann: es kommt nun schon das zweite Geschlecht nach ihm zum Urteil. Die ihm unmittelbar folgten, waren die Leute vom jüngsten Deutschland, und die griffen ihn bekanntlich gar böse an. „Durch Didaxis, Moral-Reflexion und Tendenz in jeder Weise zersetzt“ seien diese Schriften, und seicht und phantastisch obendrein. Gar zu tragisch brauchte der Angegriffene solche Urteile nicht zu nehmen, wenn er etwa bemerkte, daß dieselben Stürmer den Grafen Schack für einen gewaltigen Sänger und Gottfried Keller für einen unbeträchtlichen Philister erklärten, während sie von Raabe überhaupt kaum wußten.

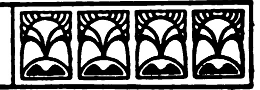
Wenn wir Heutigen nach den großen deutschen Prosadichtungen der Spielhagenschen Zeit zurückblicken, haften unsre Augen vor allen andern ja gerade auf Gottfried Kellers und auf Wilhelm Raabes Werken. Seltsam aber: zwischen den Büchern, die man im „jüngsten Deutschland“ damals als Vorbilder gegen Spielhagen hielt, zwischen den Romanen Emile Zolas und den Spielhagenschen erkennen wir Heutigen kaum noch einen Wesensunterschied. Absicht hier, Absicht dort, Tendenz und künstliche Komposition, plädierendes Reden statt Gestalten und sogar Romantik beim einen wie beim andern. Nun wollen wir jedoch mit solcher Bemerkung Zola und Spielhagen nicht etwa entwerten. Es scheint vielmehr, wir sollten uns daran gewöhnen, auch solchen Werken ein gutes, achtenswertes Recht zuzugestehen, die gleich den Zolaschen und den Spielhagenschen Tendenzwerke s i n d. Irrige Meßkunst ist es, die eine reine Dichtung und einen Zeitroman mit denselben Fragen prüfen will. Kein Denkender kann sich verhehlen, daß der Dichter h ö h e r e Werte gibt. Der läßt uns in Herz und Hirn der Dinge schauen, daß wir das Leben bis in hier ursprünglich ergründete Tiefen mitfühlen, verzeihend, weil begreifend, begreifend, weil miterlebend, miterlebend, weil mit der eigenen Phantasie mitgestaltend, wie die des Dichters leitet. Das ist d i e Kunst, an der das Fühlen der Menschheit sich entwickelt, wie an der echten Wissenschaft das Denken. Tendenzkunst ist ja ganz andrer Art. Ihr Trieb: das unmittelbare Wirken ins Leben hinaus, und danach ihr Wählen und ihr Gestalten: nicht auf das tiefste Hineinleuchten ins Menschenherz, sondern auf das Erregen des Willens zu bestimmten Zielen hin. Bleibt das ehrlich, fälscht es nicht, so dient es aber der Zeit, die Zeit b r a u c h t es, und nach dieser seiner besonderen Art haben wir's zu beurteilen. Oder wir handeln wie einer, der um den Weg zum Reichstagsbau gefragt, antwortet: wie gehst du irr, die Küste des unendlichen Meeres liegt ja ganz wo anders!

Freilich, die äußeren Kunstmittel sind dieselben dort wie hier, auch Eifer und Feuer bei der Arbeit werden dieselben sein, und Mischwerte gibt's auch so viel mehr als reine, wie sich im Menschenkopf die Arbeitsweisen leichter mischen als trennen. Aus all diesen Gründen versteht sich's, daß der Tendenzschriftsteller sich selber fast immer für einen Poeten hält. Tut er's nicht, dann macht er sich wohl auch weis, das reine Dichten sei „nur“ Poesie, während er außerdem noch Praktiker sei, also mehr. Spielhagen war zu solchem Trugschluß zu klug, aber in eigenen Sachen doch zu befangen, und so trennte sich seine Romantheorie von seiner Romanpraxis nicht unwesentlich. Übrigens wirkten doch auch dichterische Kräfte in ihm. Sie hätten vielleicht genügt, um seine Schriften länger zu halten, wenn sie für sich allein gewirkt hätten. Aber sie waren nicht stark genug, um so eng mit den Tendenzen der Zeit verbundene Bücher vor dem Welken mit dem Zeitlichen zu schützen.

Nur: wenn man auch keinen einzigen Roman von Spielhagen mehr läse, tot wäre er doch nicht. Was er, der sich selbst als Agitator fühlte, von Freiheitlichem in den Seelen genährt hat — wer will sagen: in wie vielen Menschen und in wie vielen Formen es dort noch lebt? Sei es so, wie es Spielhagen gestaltet hat oder wie es sich selber gewandelt hat oder in anderen Gedanken, die es gezeugt hat? Wer Spielhagens Zeit noch miterlebt, der weiß, für wieviel Tausende er Quelle lauterer Begeisterung war. Der deutsche Liberalismus verdankt ihm so viel, daß man mit Sicherheit sagen kann: es stünde besser um ihn, wenn er heut einen solchen Agitator hätte. Er war ein ehrlicher und ein männlicher Mann, dem auch der politische Gegner den Kranz mit Ehrfurcht aufs Grab legen darf.“



Bibliotheksnachrichten.



Kinderlesehallen in Berlin.

[Nachdruck verboten.]

Der Gedanke, die Kinder der Großstadt vor den Gefahren und den schlechten Einflüssen der Straße zu bewahren, ohne ihre Freiheit des Herumtollens in frischer Luft zu beschränken, hat die schon seit einigen Jahren wirkende Bewegung zur Errichtung von Spiel- und Sportplätzen für die Jugend ins Leben gerufen. Demselben Gedanken dienen in den Wintermonaten seit einiger Zeit **Kinderlesehallen**, wie sie bisher ganz vereinzelt (in Hamburg, in Straßburg i. E.) im Reiche errichtet worden sind. Seitdem der „Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild" (Berlin NW 87, Beußelbrücke) im Oktober 1910 die erste **Berliner** Kinderlesehalle in Moabit, und bald darauf, im Januar 1911, eine zweite in der Schönhauser Allee eröffnet hat, scheint vom Reichszentrum her der Bewegung frische Lebenskraft einzuströmen und das Interesse für diese volkserzieherisch bedeutsame Institution an vielen Orten sich zu beleben. In Kürze wird eine kleine Schrift über die ersten Erfahrungen des Volksbundes in seinen Kinderlesehallen von Generalsekretär Pastor Lic. Bohn-Plötzensee erscheinen, die über alles Wissenswerte genau orientiert. Aufgabe dieser Zeilen soll es sein, in gedrängter Kürze das Wesentliche und Grundsätzliche an der Hand der praktischen Erfahrungen darzustellen und als Anregung den Lesern dieser Zeitschrift zu vermitteln.

Mit Bedacht hat der Volksbund es vermieden, als Räumlichkeiten Schulzimmer oder kirchliche Gebäude zu wählen. Die Lesestunden sollen schon äußerlich ihre von jedem Zwange freie, dem Schulstundencharakter entgegengesetzte Artung bekunden. Und unsere politisch und religiös verhetzte Zeit legt es, namentlich mit Rücksicht auf den hauptsächlich in Betracht kommenden Besucherkreis der Kinderlesehallen, nahe, jeden Verdacht kirchlich-religiöser Beeinflussung oder Vormundschaft von vornherein auszuschließen. So dient in Moabit ein Vereinszimmer, ein Nebenraum der dort befindlichen Markthalle, in der Schönhauser Allee ein kleiner Saal als Kinderlesezimmer. 100 bequeme Sitzplätze an kleinen Tischen dort, 150 Plätze an längeren Tafeln hier stehen zur Verfügung; dazu werden einige Dutzend Feldstühle für größeren Andrang bereitgehalten. Es hat sich gezeigt, daß diese immerhin bescheidenen Raumverhältnisse im Interesse der Stimmung und einer freundlichen Intimität möglichst eingehalten werden müssen.

Mit einem größeren Betriebe würde man auch deswegen kaum sehr glücklich sein, weil die Zuziehung von mehr als zwei Aufsichtführenden die Kinder unruhig macht, ablenkend und störend wirkt. Bei der anerkennenswerten Selbstdisziplin, die die Kinder ganz offenbar von der Schule her mitbringen, sind der Leiterin und der helfenden Dame nennenswerte Schwierigkeiten selbst bei häufiger Überfüllung nicht erwachsen. Die Leiterin ist fest angestellt und erfüllt neben der Aufsicht die hier ziemlich einfach liegenden Aufgaben einer Bibliothekarin. Die ihr zur Seite stehende Dame gehört einem freiwilligen Helferinnenkreise an, dessen Zustandekommen dem lebhaften, tatkräftigen Interesse der Berliner Volksschullehrerinnen zu danken ist. Etwa 20 Damen teilen sich in diese Unterstützungstätigkeit in der Weise, daß jede allmonatlich einen Nachmittag der Kinderlesehalle widmet.

Zur Erhaltung des dauernden Interesses der Kinder scheint nämlich nicht unwesentlich der Umstand beizutragen, daß die Kinderlesehallen nicht täglich, sondern nur an vier Wochentagsnachmittagen von 4 bis 7 Uhr geöffnet sind. Die tägliche Frequenz schwankt zwischen 200 und 300 Kindern, da ein ständiges Aus- und Eingehen stattfindet. Häusliche oder Schulpflichten, oder auch der unruhige Kindersinn, sind die Ursache dieses Wechselns, das ja in keiner Lesehalle zu vermeiden ist. Die gleichzeitige Zulassung von Knaben und Mädchen ist gänzlich unbedenklich. Bei großem Andrang wird bei der Aufstellung vor der Eröffnung darauf gehalten, daß Knabenpaare und Mädchenpaare abwechselnd antreten, da die unentwickelte Ritterlichkeit der Knaben sonst rücksichtslos das Recht des Stärkeren üben würde.

Für das Alter der jugendlichen Besucher ergibt sich als Grenze nach oben das vierzehnte Lebensjahr, als Endjahr

der Schulzeit. Das Fehlen einer Altersgrenze nach unten hat zur Folge, daß kleinere Kinder, die noch nicht die Schule besuchen, in Begleitung ihrer zur Obhut bestellten älteren Schwestern und Brüder kommen. Sie werden mit Rücksicht auf die sozialen Verhältnisse der Bevölkerung geduldet und verhalten sich bei einem schönen Bilderbuch ganz hübsch still und artig.

Je nach dem Alter der Kinder und nach den sozialen Umständen der Eltern sind die Ansprüche an den Lesestoff verschieden. Auch das Vorhandensein von Schülerbibliotheken ist in Rücksicht zu ziehen, wenngleich im allgemeinen nur wenige Kinder von diesen Gebrauch machen, weil sie die kleinen damit verknüpften Mühen und Umstände scheuen. Das Schönhauser Viertel mit seinen sich langsam zum Wohlstand emporarbeitenden Handwerkerfamilien stellt schon erheblich höhere Ansprüche an das Büchermaterial als die Moabiter Arbeiterbevölkerung. In der Auswahl eines allgemein Anklang findenden Grundstocks der Lektüre ist der Volksbund recht glücklich gewesen. Es hat sich die erfreuliche Tatsache ergeben, daß das erprobte Gut unserer Kindertage noch immer am leichtesten den Weg auch in das Gemüt der Jugend von heute findet. „Ein Märchenbuch“, „ach, ein Märchenbuch“, „mir auch ein Märchenbuch“, so tönt es immer wieder von den Lippen der die Leiterin umdrängenden Kinderschar. Die an schönen Bildern reichen Märchenbücher von Andersen, Bechstein, Grimm, — auch Reinick ist hier zu nennen — sind in verschiedenen Ausgaben mehrfach, bis zu 10 Exemplaren, vorhanden. „Robinson“, „Sigismund Rüstig“, „Onkel Toms Hütte“, Volks- und Heldensagen von Schwab, Richter, Grimm sind gleichermaßen gesucht. Dreizehn- und Vierzehnjährige erfreuen sich an feinerer Unterhaltungslektüre; „Heidi“, „Der kleine Lord“, Zeitz' „Kriegserinnerungen“, „Luftfahrten“, Nansens Nordpolfahrt und einige belehrende Bücher, namentlich Naturwissenschaftliches, finden dauerndes Interesse. Auch diese Bücher sind nach Bedarf in je zwei bis zehn Exemplaren vorrätig. Zahlreiche Bilderbücher von Pletsch, Hey-Speckter u. a. sorgen für Anschauungsmaterial und Lesestoff für die Generation der Abc-Schützen. Neben diesen als „dicke“ Bücher meistbegehrten Werken dienen die guten, billigen Volks- und Jugendbücher in Auswahl (Wiesbadener Volksbücher — Schatzgräber-Bibliothek — Deutsche Jugendbücherei — Bunte Bücher und Bunte Jugendbücher) mit gebundenen Exemplaren als Versuchs- und Aushilfslesestoff. — Da der Volksbund es sich aus vielen guten Gründen zum Prinzip gemacht hat, nur neue, selbst gekaufte Bücher einzustellen, so erfordert die Bücherbeschaffung eine ziemlich hohe Summe. 300 Mk. für die Anschaffung im ersten Jahre und je 100 Mk. für Reparaturen und Ergänzungen in den folgenden Jahren wird man in den Etat einstellen müssen.

Die Ausgabe der Bücher an die Kinder wird vermittelt durch ein einfaches Zettelsystem, das zugleich über Geschmack und Wünsche der Kinder Auskunft gibt. Jedes Kind schreibt seinen Namen und das gewünschte Buch auf einen Zettel. Kurz vor Eröffnung werden die Zettel eingesammelt und in die entsprechenden Bücher gelegt, deren Verteilung alsdann schnell vor sich gehen kann. Mit dem übrigbleibenden Büchermaterial werden die Kinder versorgt, die ohne besondere Wünsche kommen und zumeist sehr tauschlustig sind. Die Kinder haben volle Freiheit in der Wahl ihrer Lektüre. Auch ihrem Tauschbedürfnis sind keine anderen Grenzen gesetzt als solche, die zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung unvermeidlich sind. Das Fehlen jeder Tendenz im Bücherbestande, sie sei politisch oder religiös, und die ganze Freiheit der Leseordnung hat sogar dem „Vorwärts“ in einem Lokalfeuilleton vom 17. 12. 1910 lebhafteste Anerkennung abgenötigt. Und in der Tat wollen die Kinderlesehallen nichts anderes, als durch Darbietung guter Lesekost positiv die Schundliteratur bekämpfen.

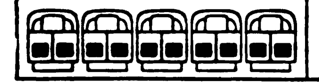
Da von den Besuchern — abgesehen von der — Sauberkeit der Hände — keinerlei Gegenleistung gefordert wird, müssen die gesamten Einrichtungs- und Betriebskosten aus Vereinsmitteln bestritten werden. Jede Kinderlesehalle erfordert für die fünf bis sechs in Betracht kommenden Wintermonate im ersten Jahre etwa 800 bis 900 Mk., in den folgenden Jahren 500 bis 700 Mk.

Der große Erfolg der Kinderlesehallen des Volksbundes beweist klar den sozialen und erzieherischen Wert der Einrichtung. Es ist zu wünschen, daß der Vorgang des Volksbundes der Kinderlesehallenbewegung allerorten Freunde und Gönner erwecke, damit immer mehr diese erfolgreichste

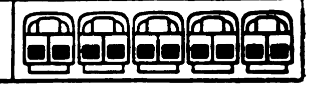
Kampfesart gegen den Jugend und Volk verderbenden Schund in Wort und Bild geübt werden kann. Denn die Kinderlesehallen haben mit den Spielplätzen das eine gemeinsam, daß sie Stätten der Gesundheit Leibes und der Seele sind.

Charlottenburg.

Walter Boelicke.



Mitteilungen.



Gletscherfahrt.

„Wo bist du gewandert, Falkenschluchtklausner?
Lange entbehrten dein die Genossen,
Die Zelle stund schweigend und sorgsam verschlossen,
Dem Dache entschwebte kein Rauch mehr.“
Des Torsteins Geheimnisse hab ich begangen,
Die Wunder der Eiswelt sah ich erprangen,
Vernehmet, was ich erschaute.
Die Sohlen mit eisernen Spitzen bespickt,
Den Alpspeer fest in die Rechte gedrückt,
So hab ich den Höchsten des Hochlands erklommen.
Mir war, als würd ich der Erde entnommen;
In Abgrundtiefe schwand Wiese und Wald,
Trotz blauenden Himmels umwehte mich kalt
Des Winters frostglitzernde Wildnis.

Erdsprengende Urkraft, die tobend einst
Sich Durchbruch schuf,
Hat Joch um Joch dort und Grat um Grat
Durcheinander gestürmt, aufeinander getürmt;
Pflanzenverlassen, eintönig und grau
Starren zerklüftet die kahlnackten Wände,
Selten von flüchtiger Gemse besprungen.
Spärlich umwohnt
Vom höhlenbenistenden Murmelbär.
Drüber wie lichtester Mondenglanz
Firnschneeumfangen, silbern erblitzend,
Ragen des Hochgebirgs Hörner empor.
Nimmer hat wärmende Sonne Gewalt,
Sie zu befreien von der frierkalten Decke,
Rückgeschossen prallt Strahl um Strahl
Ermattend dort ab,
Leise nur rührt er die Schneeumhüllung,
Leise erheben sich duftfeine Wölklein,
Wallend und webend,
Gaukelnd und schwebend,
Als des ewigen Schnees von der Sonne geweckte
Luftige Träume zum Äther empor.
Und als ein feinster durchsichtigster Schleier
Umzittern sie, flatternd im himmlischen Blau,
Des Bergesuralten weißehrwürdig Haupt.

Tiefer im Raum,
Wo von selten erstiegenen Gipfeln herab
Schluchten sich weiten zu Tale,
Siehe, da tritt in fremdneuer Gestalt
Der Schnee, der ewige, zutage:
Von Wasser durchträuft,
Von der Sonne mit schmelzendem Hauche beleckt
Und wieder von Nachtkälte frierend gestreckt,
Wandelt er ganz sich zu Eise.

Pruntvoll und fest, einem Harnisch gleich,
Einem glänzenden Harnisch von edlem Metall,
Spreitet des Ferners kristallener Schwall
Um des Bergriesen Brust sich und Rücken.
Er gemahnte mich an ein verzaubertes Meer,
Das im Sturmgewog
Von eines Gewalt'gen gewaltigem Anhauch
Wie mit magischem Schlage erstarrt ward:
Statt schäumend sich bäumenden Wechsels der Wogen
Kommt's mit Blöcken und Riffen zu Tale gezogen,
Ein abenteuerlich krauses Geflirr
Von Spitzen und Nadeln und Zackengewirr.
Statt Flutenhebung und Senkung erklafft's
Mit Schrunden und Tiefen und grimmigem Spalt.
Weh dem steigenden Mann, der hinabsinkt!

Dort galt's. Der Alpspeer half waglichem Sprung.
Über Risse und Spalten bin ich gedrungen,
Dem Bergmann gleich, den forschender Trieb
Hinunter treibt in die Schachte.
Fürwahr, die Wandrung war schlüpfrig und glatt.
Der Bergwasser milchweißen Abstrom verfolgend,
Fand ich bald einen Ort,
Wo das Eis, geborsten in gähnender Kluft,
Zutritt gewährte der Neugier.
Eintrat ich und stund in kristallenem Dom.
Hoch wölbte sich drin, dem Erstaunten zu Haupt,
Ein Kuppelgewölb
Von reinster durchsichtigster Klarheit;
Wie Regenbogen und schimmernder Tau
In wechselnden Farben erspielend, vom Blau
Des lichten Azurs bis zu rötlichem Schein:
So hoben sich leuchtend durchleuchtet die Wände.

„Steh, Falkenschluchtklausner, und falte die Hände,"
Sprach ich leise zu mir,
„Ein wundersamer gefeyter Gebild
Hast du, soweit du des Erdballs Rätseln
Bespähend nachgingst,
Erwandert nicht, noch erritten."

Und ich stand, nicht erstarrt, nur kühlfrisch behaucht,
In des Widerstrahls bläulichen Flimmer getaucht,
Wie ein Längstverstorbener einsam im Eis.
Tiefunten entströmten die Bäche mit Rauschen
Und fernem Getös,
Doch um mich klang plätschernd einsilbiger Auffall
Der deckeenttträufenden Tropfen.
Mählich, bei tropfendem Rauschen und Rinnen
In der Eisspalte innen,
Beflog mir die Seele ein seltsames Sinnen,
Das Auge verlor sich in bläulichem Glanz.
Mir ward, als schwebten in wallendem Tanz
Gestalten, kaum sichtbar, spaltauf und spaltnieder,
Eis=ungfrauen. Ich vernahm ihre Lieder:

„Wir sind die alten, die kalten, die bleichen,
Hausen in stummen, kristallenen Reichen,
Komm und erlös uns, Muspilli.
Urzeitnotwendigkeit hat's einst geordnet,
Daß wir mit des Eises erhaltender Kraft

Am Wachstum der werdenden Erde geschafft,
Auf daß für der Zukunft kampfliche Werke
Im Harnisch schlummernd die Kräfte sie stärke.
Gebrochen ist längst unsre Macht, unser Recht;
Ein entthrontes, nicht mehr gekanntes Geschlecht
Sind wir, die einst auch die Flächen beherrscht,
Herauf in die Wildnis geflüchtet.
Hier wirken und spielen die letzten von uns
In schwer zugänglicher Höhen Asyl
Ihr uralt eisbildend Tagwerk und Spiel,
Auf daß ein weniges bleibe als Mal,
Als Zeugnis und Gleichnis entschmolzener Zeit.

Erkenne, o Mensch,
Der du, verflognem Schrathuhn gleich,
Zu uns dich verirrt:
Daß e u e r Geschlecht gedeihe heran,
Hat das u n s e r e einst seine Arbeit getan,
Und nicht ohne Neid
Sehn wir euch schalten, bald wild, bald mild,
Sehen euch lachen und weinen und lieben
Im eisbefreiten umgrünten Gefild.

Nun hebe dich weiter, sterblicher Mann,
Verweile nicht staunig in unserem Bann,
Beseelter Odem ist Gluthauch für uns.
Mehr denn w i r giltst d u in der Welt,
Solange dein Herz sich zu Gott gekehrt hält."

. . . . So aus erblauender Schründe Geheimnis
Summte die leise, fremdseltene Weise.
Frierend fror Frost durch das Loden der Kutte,
Des Rückzugs dacht' ich, unheilbesorgt.
Fürwahr, es tat not, zu sputen den Schritt,
Denn auf den Kanten der schneeigen Wächte,
Wo sie die Bergwand schief überragen,
Einem Schildrand vergleichbar, silberbeschlagen,
Hatte mit streifendem Anschlag der Flügel
Glatthingewehten, feinkörnigen Firnstaub
Ein Adler zerwirbelt und abgelöst.
An den sinkenden Abrutsch drängte sich pfeilschnell
Flocke um Flocke, Körnlein um Korn;
Schwellend erwuchsen die Massen zu Stäubchen,
Rollten und rauschten, brachen sich Bahn,
Wälzten in Kluft sich und Spalten voran
Und tosten. ein stiebender Gießbachfall,
In trockenem, windsbrautgetragenem Schwall,
Durchschimmert von sonnigem Strahle
Als Staublawinen zu Tale.
Polternd umkrachte ihr Absturz das Hochland,
Krachte und lachte, die Schluchten durchschütternd,
Siebenfältig im Wiederhall —
Grollte und rollte
Dumpf und dumpfer —
Sprang — und verklang.

Mich aber hüteten schirmende Heil'ge,
Unzerdrückt entkam ich. Und siehe,
Eh' ich den fliegenden Rücken gekehrt
Der farbenschimmernden Feyenpracht
Und all den Gefahren des Eismeers,

Trat durch geheime Gedankenverkettung
Ein ander Bild aus anderer Heimat
Erinnerungsfrisch vor die Seele:

Eines Kindes Antlitz winkte mir wieder,
Das ich einst auf dem Arm der säugenden Mutter
Zu Regensburg schaute im Münster.
Verklungen war damals der Antiphon
Sonntäglicher Vesper, Orgel und Schall;
Psalterzuklappend hob sich im Chor
Der Domherrn Schar und bewegte sich heimwärts;
Ich aber als Bischof und Oberhirt
Schritt weihbrunnsprengend und segnend den Hauptgang
Des Langschiffs hinab zum Portale.
Dort im Schatten vielgliedriger Säulen
Kniete ein schmucklos Weib aus dem Volk,
Ihr Kind auf dem Arm.
Und siehe! Das Kind, die Händlein gefaltet,
Schaute mich an, zweimal und dreimal,
Und lächelte mild . . . es schwang sich sein Blick
Aus grundklarer Tiefe der jungen Seele
Schweigend beredt in die meine.

Jenes Auges mußt' ich gedenken
Und seiner herzwärmend unschuldigen Kraft,
Da ich, von fernen Lawinen umdonnert,
Durch Trümmerhalden bergabwärts mich schwang.
Und noch dacht' ich des lächelnden Kindes,
Des Angesichtleins voll Menschengüte,
Als schon des Hochtals Schneeurgroßvater
(Wie das Bergvolk scherzend den Gletscher getauft),
Gleich einem Toten steinwandumsargt,
Weit hinter mir lag, samt dem Bahrtuch von Schnee.

Vor mir, ein Gruß aus den Reichen des Lichtes,
Hub sich zu Füßen, wo kaum erst das Eis schmolz,
Pflanzenwuchs, der spärlich erste
An der Grenzmark ewiger Starrheit.
Moose und Flechten begannen zu gilben,
Zwergfichten lüpften ihr krüppliges Astwerk
Mühsam vom Boden, den sie umkriechen,
Und rings erblühten, mit denen den Hut
Gern die Sennerin schmückt und das Mieder der Brust,
Myrtillen, zierliches Heidekraut,
Jochrauten, Steinbrech und blaulicher Speik
Und die schmuckste von allen, die blätterrauhe
Dornlose Rose der Alpen.
Schmetterlingsvolk schwärmte und Bienen,
Grillen selbst hatten so hoch sich verstiegen
Und zirpten ein sonnebegrüßendes Lied.

Und ich spürte der Schöpfung wärmeren Odem,
Und wie mit Stimme des lächelnden Kindes
Sprach es in mir nach der Eisfeldbefahrung:
Gott ist das Leben,
Gott ist die Liebe!

J. V. von Scheffel*) († 9. April 1886).

*) Aus „Bergpsalmen". (Scheffels Gesammelte Werke, Bd. 5. Stuttgart, A. Bonz & Comp.)

Verantwortl. Schriftleiter: Wilhelm Fahrenhorst, Berlin. — Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H. (Abt.: Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken), Berlin SW 68.


Eckart
Ein deutsches Literaturblatt
Herausgegeben vom Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken
Zugleich Organ der Deutschen Zentralstelle zur Förderung der Volks- und Jugendlektüre

Jahrgang 1910/11. Nr. 8. Mai

Martin Greif zum Gedächtnis.

Von Alfred Biese-Neuwied.

Es ist Karfreitag, über dem Rhein wallen die Nebel; dunstgraue Stimmung liegt auch über der grauen Straße, auf die mein Blick fällt, und unwillkürlich wandern die Gedanken zu den Gestalten der Weggenossen, die erst jüngst wieder die nimmer ruhende Sichel des Todes niedergelegt hat wie reife Ähren. Ja, wer in die fünfziger seiner Lebensjahre vorgedrungen ist und einst früh angefangen hat, mit führenden Männern der Zeit- und der Geistesbewegung in Beziehung zu treten und Freundschaft zu schließen, der erlebt es immer häufiger und schmerzlicher, daß der Tod neben ihm einschlägt, und in wehmütiger Erinnerung schnürt er wieder ein Briefbündel zusammen, schreibt das „Verstorben den und den Tag" darauf und sargt damit viel Liebe und Güte ein — doch nicht in dem Sinne, daß sie tot bleibe — nein, er kann sie immer wieder zum Leben erwecken, und er wird es in gar mancher stillen Stunde tun, denn nichts macht die Vergangenheit lebendiger als Briefe, diese Kinder des Augenblicks, diese Spiegelbilder von Erregungen und Stimmungen der Stunde. — Und wieder waren reich die letzten Monate an Erschütterungen durch plötzlichen Verlust von Männern edelster Art. Auf Raabes Hinscheiden waren seine Freunde vorbereitet, aber wer konnte das schreckliche Ende unseres ausgezeichneten Germanisten, des feinen Walther-Interpreten Wilhelm Wilmanns in Bonn[1]), und den jähen Tod des feinsinnigen Ästhetikers homerischer Dichtung, Eduard Kammer in Berlin,[2]) vorausahnen? Und nun schloß sich ihnen in ebenso unvermuteter

[1]) Er ward am 29. Januar von der Dampfbahn zwischen Bonn und Godesberg erfaßt und zermalmt.

[2]) Er brach auf der Straße plötzlich tot zusammen.

Weise Christian Muff,[3]) der begeisterte Altertumsforscher und Verfasser des prächtigen Buches „Idealismus", an — auch ein Mann tief deutscher Art, mit jener feinen Witterung für das Echte, auch wenn es seiner religiösen oder ästhetischen Anschauungsweise nicht ganz entsprach, und ein Freund von goldener Treue. — Am Geburtstage Bismarcks, dem er manch kräftig Lied der Huldigung geweiht hatte, starb Martin Greif in Kufstein. Schon seit langen Jahren mußte, wer ihn näher kannte, auf sein Ende gefaßt sich machen; doch immer behauptete sich noch wieder die echt bajovarische Kernnatur. — Die Schriftleitung dieses Blattes bat mich, von ihm zu erzählen; was ich von ihm als Lyriker und Dramatiker halte, möge man im 3. Bande meiner Literaturgeschichte nachlesen; hier kann ich es nur streifen, denn hier soll das Sachliche sich nur im Persönlichen widerspiegeln.

Wenn ich das Bündel Briefe und Karten durchblättere, das die Jahre angehäuft haben, so ist der Eindruck immer der gleiche — wie bei seiner Dichtung und seiner persönlichen Wesenheit im Leben: schlicht, warm und echt. Die Schrift ist derb, knorrig, mit breiten, unschönen Strichen; er liebte ihnen einen besonderen Schwung zu geben, der jedoch nicht die Rundung der Linien darbietet, wie die wundervollen Arabesken Fontanes, aber doch den innerlich gerichteten, seelisch erregbaren Menschen verrät.

Es war im Jahre 1888, als ich die ersten Zeilen von ihm erhielt, in denen er sich auf unseren gemeinsamen Freund Max Koch berief, und zugleich übersandte er die 4. Auflage seiner Gedichte. Schon durch Bayersdorfer („Ein elementarer Lyriker 1872), vor allem aber durch Carl du Prel („Psychologie der Lyrik" 1882) war ich auf Martin Greif aufmerksam geworden und widmete seinem lyrischen Schaffen daher mit Freuden einen eingehenden Artikel in der „Kieler Zeitung"; er lohnte ihn mit herzlichster Dankbarkeit und mit dem Wunsche dauernder Verbindung in geistigem und womöglich persönlichem Verkehr. Gerade der Umstand, daß ich damals meine „Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit" (zu Storms 70. Geburtstage) hatte erscheinen lassen und daß Greifs lyrische Begabung eben im Naturbilde das Höchste erreicht hat, gab zu mannigfachem Gedankenaustausch Anlaß; „vielleicht" — schrieb er — „spielt das Naturgefühl bei mir eine zu große Rolle, aber als moderner Mensch war mir dieser Hang angeboren, und er wurde mir durch die Schicksale, die ich erlebt, nur noch mehr erhöht." — Meiner Würdigung Storms (in der kleinen Schrift „Th. St. u. der mod. Realismus") stimmte er gerne zu und „labte und erbaute sich" an den „Betrachtungen und tröstlichen Folgerungen": „Wie sollte ich auch nicht Ihr aufmerksamer Leser gewesen sein! Werde ich doch zumal hierzulande vielfach jener Klasse von Lyrikern selbst beigezählt, welche man in Norddeutschland mit Storm für abgeschlossen hält und der Sie in richtiger Schätzung nicht einmal den Liebling des heutigen Geschlechtes, Geibel, beizählen." Freilich setzte Greif meinen Ausführungen den — zunächst überraschenden — Satz entgegen: „Die Reflexion als modernes Element der Poesie durchzieht auch seine (Storms) Lieder mit

---

[3]) Er erlag am 6. April einem Schlagfluß in Naumburg.

wenigen Ausnahmen und keineswegs zu deren Nachteil, was Gehalt und charakteristischen Ausdruck betrifft; aber den reinen, unmittelbaren Liederton beeinträchtigt sie doch, und ich glaube daher, daß sein wahrer Ruhm durch andere und nicht minder seltene Vorzüge gebildet und behauptet wird." Es leuchtet jedoch ein, daß Greif hier „Reflexion" nicht in tadelndem Sinne meint, sondern als Gedankenelement, dessen der Lyriker, sobald er nicht bloß „singt" und Gefühle wiedergibt, nicht entraten kann, und so lenkt auch Greif sogleich wieder ein mit dem Hinweise auf „einzelne unerreichbare Lieder" Storms, die mich veranlaßten, ihn so hoch zu stellen. „Sie sehen also, unsere Schätzung weicht nicht so weit von einander ab, daß wir einen Grund, uns auch nur mit einem Wort zu befehden, hätten, und dazu bin ich als Produzierender wegen der einem solchen natürlichen Befangenheit wohl auch im vornherein entschuldigt." Auch bekennt er sich zu „geringer Neigung und Anlage zu ästhetischen Untersuchungen." Eine lebhafte Erörterung schloß sich — noch im Jahre 1888 — an das dramatische Schaffen Greifs an, dem ich — wie noch heute — die echte bühnengemäße Wucht und tragische Kraft absprechen mußte. Noch ehe ich den „Konradin" in der „K.-Ztg." besprochen hatte, suchte er ihn gleichsam zu retten, in einer für seine edle und milde, bescheiden stolze Denkart höchst bezeichnenden Weise: „Was die Natur meines Helden anlangt, so glaube ich denselben nicht mit größerer Schuld — Verhärtung gegenüber den Ratschlägen seiner wohlmeinenden Mutter und damit auch gegenüber der Stimme der deutschen Heimat, welcher er sich zunächst zu erhalten und zu weihen hätte — belastet zu haben, als es mit seinem liebenswerten und uns so sympathischen Charakter sowie mit seiner unbefleckten Jugend vereinbar ist. Denken wir an Antigone, so haben wir eine Art von Parallelfigur; auch bei ihr ist die Schuld vorhanden, und doch fast incommensurabel.[4]) Mich dünkt, daß es übrigens nicht viele zu solcher Behandlung sich eignende Stoffe gibt, und ich bin froh, einen solchen noch gefunden zu haben, dank der Fahrlässigkeit meiner Vorgänger, welche, soweit ich die Berichte über deren Arbeit kenne, den Charakter nicht tragisch zu gestalten wußten. In wie hohem Grade mir dieses gelungen, haben freilich andere zu beurteilen. Was mich aber veranlaßte, Konradin mehr geliebt als liebend, sogar im 1. Akte, darzustellen, entsprang der Befolgung der uns von den großen Tragikern, zumal von Shakespeare gegebenen Regel, stets nur eine Leidenschaft in der Brust des Helden zu zeigen und zur Entfaltung zu bringen, die ihn in seinem Handeln und Tun treiben. Ehrgeiz verträgt sich aber mit Liebe wohl im Leben, nicht aber in der Kunst, welche konzentriertes

[4]) Vielmehr sollte man endlich, wie kein Geringerer als Goethe gelehrt hat, nicht mehr von einer Schuld der Antigone sprechen — wie Hegel und Boeckh sie zurechtgezimmert haben — sondern einfach sagen: Kreon gibt in Tyrannen-Wahn und Überhebung ein Gebot, das dem Götterglauben und der Familienpflicht Hohn spricht. Wenn sich dem Antigone widersetzt, so tut sie nur ihre Pflicht. Der Ausgang zeigt es: ihre Größe an Mut und Frömmigkeit triumphiert trotz ihres Todes, und Kreon steht gerichtet und vernichtet da und bekennt, daß er wider Götter und Menschen gefrevelt hat.

Empfinden verlangt. Daß aber Konradin, wenn er erst einmal den Hauptzweck seines Lebens ausgeführt, auch ein glühender Liebhaber geworden wäre und dem Frauendienst gehuldigt hätte, dieses glaube ich deutlich genug durch sein Verhältnis zu Barbara angezeigt zu haben." — Als darauf meine Besprechung erschienen war, die Greif „ausführlich und wohlgeneigt und nachsichtig nennt," schreibt er in rührender Selbsterkenntnis: „Wenn es mir nach Ihrem Urteil auch nicht gelungen ist, meinen Helden tragisch zu gestalten, so weiß ich doch, daß ich mir gerade dieses Problem gestellt habe und daß also nicht mein Wille, sondern meine Kräfte an diesem Scheitern die Schuld tragen."

Gar hübsch wußte Greif bei meinem Aufsatz über „Naturerkennen und Naturgefühl", den ich ihm übersandt hatte, auf die dort angeregten Gedanken einzugehen (März 1889): „Es ist so . ., unsere Zeit, welche sich wieder dem Gipfel einer Kultur zubewegt, sehnt sich in ihren Kindern aus dem Zustand bedürfnisvoller Überfeinerung in den eines reineren und treueren Verhältnisses zur Natur zurück, und der sehnsüchtige Preis dieser ertönt auch unablässig und um so inbrünstiger, je älter die Menschheit wird, im Gesang und Saitenspiel ihrer Sänger. Würde nur auch mir das Glück noch zu teil, die einsame Erhabenheit des Meeres so anhaltend zu betrachten, wie mir dieser Genuß hinsichtlich unserer majestätischen Alpen vergönnt war". Greif hoffte im selben Briefe, am Ostseestrand einmal mit mir zu wandern, und bat mich, bis dahin Klaus Groth seine Verehrung auszusprechen; und ich hatte gar oft die Gelegenheit, in dessen „Kajüte" (wie Groth das kellerhafte Erdgeschoß seines Hauses am „Schwanenwege" zu nennen pflegte), über den süddeutschen, an Schlichtheit und Innigkeit ihm so nahe verwandten Lyriker zu sprechen. —

Gar mancher Brief der folgenden Jahre berichtete von erfolgreichen Aufführungen der Greifschen Dramen (des „Konradin" in Nürnberg, u. „Ludwigs des Bayern" auf der Volksbühne in Kraiburg); besonders die Beliebtheit, die dieses Schauspiel gewann, in zahlreichen Aufführungen, zu denen er mich immer wieder einlud, erfreute ihn, und er wußte, daß ich (trotz abweichenden kritischen Urteils) ihm „die gewordene Teilnahme und Aufmunterung aus vollstem Herzen gönnte", wie ich auch die fleißige Arbeit Prems über M. Gr. mit aufrichtigem Anteil begrüßte. Mein Buch über „Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker" (1893 Hertz, jetzt Cotta) war ihm wie ein „Wegweiser" durch Gestrüpp; er hoffte die beste Wirkung davon gegenüber „der verhängnisvollen Verwechslung der Phrase mit dem Dichterworte" und „der gemeinschädlichen Reklame", und er wünschte nur, ich möchte „dieselben Maximen auch auf die dramatische Poesie übertragen", „da würde noch mehr hohles Pathos zu treffen und zu vernichten sein, das sich, um die Leerheit seines Sinnes zu verbergen, als sogenannte Sprache der Leidenschaft ausgibt und auch von den meisten als solche gläubig aufgenommen wird; ja, viele können sich gar keine Dichtung auf der Bühne wirksam denken, in welcher sich ‚diese hinreißende Sprache' nicht in höchstem Schwunge offenbart, d. h. in welcher die Legierung der Gedanken mit Gallimathias und überspanntem Gefühl nicht aller Orten anzutreffen ist. Das Drama dieser Unnatur zu entreißen, welche Aufgabe

für einen ästhetischen Pfadfinder und Gesetzgeber! Gelöst, würde sie aber unserem ganzen Volke zustatten kommen, dem auch in der Presse und in den Parlamenten diese aufdringliche Art der Überredung fortwährend begegnet und das weit weniger oft betrogen und überlistet würde, wenn es wieder zur einfachen Sprache seiner biederen Vorfahren zurückkehren wollte." In diesem Bekenntnis haben wir die tiefste Überzeugung eines edlen Dichters, der inmitten einer vielfach verschrobenen und verstiegenen Richtung seiner Zeit wieder der Einfalt und Ehrlichkeit Raum schaffen wollte und durch die Tat, d. h. durch seine volkstümlich schlichten Schauspiele (wie Hans Sachs, General York u. a.) einer solchen verdienstlichen Aufgabe sich mit allen seinen Kräften widmete. So erfreulich ihm jede Ermutigung — besonders in seinem dramatischen Schaffen — war, so offen blieb doch auch sein Ohr der Kritik, wenn sie von ehrlicher Seite kam, und was ich in jenem obengenannten Buche über die Ungleichheit seiner lyrischen Gedichte geschrieben, nahm er sich ernstlich zu Herzen, wenn er auch entgegnete, daß so manches Gedicht von den einen verhöhnt und von den anderen gepriesen werde; „so bin ich dazu gelangt, überhaupt meiner Eigenart als Lyriker dieses Verhältnis zuzuschreiben, welche nicht für alle Genießenden gleich ergiebig ist und gleich faßlich. Wollte das Glück, daß wir einmal persönlich miteinander . . alle diese Dinge durchgehen könnten." — Doch erst sechs Jahre später (1900) kam es dazu, und der Schalk Humor hatte auch sein Spiel dabei. Auf einer Reise durch das Salzkammergut hatte ich ihm von Reichenhall meine Ankunft angekündigt und ihn gebeten, Nachricht über die Stunde für meinen Besuch in die Villa meines Neffen, Baron v. d. L., bei dem ich wohnte, zu senden. Als wir nach einem fröhlichen Familienessen beim Kaffee saßen, wurde der Dichter Martin Greif gemeldet. Der Diener führte ihn in das mit Waffen geschmückte Schreibzimmer des Hausherrn — und in dieser kriegerischen Umgebung begrüßte ich zum ersten Mal den auch äußerlich gar schlichten, ja etwas junggesellenhaft nachlässigen, so gar nichts von dem früheren Offizier verratenden Poeten. Mit großer Innigkeit trat er mir entgegen; da ich von Reichenhall geschrieben, glaubte er schon fürchten zu müssen, ich sei dort zur Kur gewesen. Es waren herzenswarme, prächtige Stunden, die wir teils in der Wohnung, teils im Englischen Garten, teils in einem Restaurant verplauderten. Er schüttete mir sein ganzes Herz über seine Enttäuschungen und Entbehrungen, über seine Widersacher in Berlin und München aus, und ich konnte nur warnen und bitten, in die Lebenserinnerungen, die er plante, nicht zu viel Galle fließen zu lassen. Natürlich bot die Lyrik das wichtigste Gesprächsthema; Uhland liebte er vor allen, und dessen Werk hat er in seinen Mären und in den zarten Naturliedern wohl am meisten fortgesetzt; hinsichtlich der Dramen berief er sich auf Bühnenkenner, die ihre Wirkung bestätigten. — Auf das herzlichste verabschiedeten wir uns von einander auf dem Marienplatze — ja, er umarmte und küßte mich. — So gingen auch in den nächsten Jahren zahlreiche Briefe und Bücher und Karten hin und her. Sie grüßen mich jetzt als stumme Zeugen eines liebevoll vertrauenden geistigen Verkehrs.

So hatten mich die „Münch. Neuesten Nachrichten" um Aphorismen gebeten. Ich wurde ihrer nur ansichtig durch Postkarten Greifs, der unter

die aufgeklebten seine Betrachtungen setzte. So lautete der eine: „Die bittersten Enttäuschungen erlebt der vertrauensvolle und edle Mensch darum, weil er das für ihn Selbstverständliche auch bei anderen voraussetzt." Das Wort mochte ihm besonders aus dem Herzen gesprochen sein — dieser „traurige, aber wahre Spruch". Ein anderer war dieser: „Das Leben des bedeutenden Menschen entbehrt nimmer der Tragik: Kampf mit sich, mit der Welt und am Schluß Entsagung oder gar die Katastrophe der Verzweiflung." Darunter schrieb er: „Der Glaube muß uns aufrichten. So denken Sie auch wohl selbst, hochschätzbarer Freund." — Fünf Jahre später (1905) fand ich ihn recht gealtert, an Gicht und Augen und Nieren leidend, aber geistig sehr regsam und frisch; er betonte besonders voll Hoffnung, der Tag für seine Geltung als Dramatiker werde noch kommen; er las mir ein tief empfundenes Gedicht „Die Uhr", das Märchen „Das Hellerlein" und eine isländische Sage vor; er war voll Herzlichkeit und Offenheit, ein Mann, der Schicht macht, aber doch gerne noch Erfolg erleben möchte; sehr hübsch sprach er über die „Idee" im Gegensatz zum Gedanken; jedes Gedicht müsse eine „Idee" haben (vergl. oben „Reflexion"), aber keinen Gedanken aussprechen; Stimmung sei etwas sehr Vages. — Schweren Herzens trennte ich mich nach ein paar höchst lebensvollen Stunden von dem lieben und edlen Manne. Wie er verheißen, traf zu Ostern mit herzlicher Widmung die „Auswahl für die Jugend" aus Greifs Gedichten ein, die Julius Sahr mit feinsinnigem Geschmacke besorgte.[5]) — Und so nahm ich auch heute das kleine Bändchen mit auf den Weg und saß im vollen Frühlingssonnenschein auf einem Stein am Rhein, von jungen Weiden umnickt, und las „Das klagende Lied" und andere durch ihre Schlichtheit so ergreifende Mären und so manches tiefe und echte Naturgedicht, während der Strom seine blinkenden Wellen dahinführte, und der Geist des Dichters und des herzlieben Freundes war um mich.

Gerhart Hauptmann.

Von Karl Strecker.

Der letzte Winter war für Gerhart Hauptmanns Lebenswerk von größerer Bedeutung, als irgend einer der letzten drei Lustren: er brachte uns neben dem pünktlich zur „Saison" erscheinenden Bühnenwerk, an das wir bei ihm gewöhnt waren, seinen ersten großen Roman „Der Narr in Christo Emanuel Quint". Wenn ein Dichter, der wohl nach dem Gewicht seiner bedeutendsten Werke noch immer als der erste in der gegenwärtigen Literatur der Deutschen gelten darf, nach einer fast ausschließlichen dramatischen Wirksamkeit plötzlich, dieweil das fünfzigste Lebensjahr bedrohlich an ihn heranrückt, zur Erzählung großen Stils übergeht, so ist das gewiß ein bedeutsamer Schritt; seine Entwicklung macht,

[5]) Im Juni 1909 ließ er mir die 2. Auflage der gesamten Werke (4 Bde., C. F. Amelangs Verlag) überreichen und sein Bedauern darüber kundgeben, daß er infolge eines schweren Unfalles, der ihn z. Z. an das Krankenzimmer fessle, nicht in der Lage sei, die beabsichtigte Widmung einzutragen.

wie man vermuten darf, eine Atempause zu neuem Anlauf, und es ist wohl ein geeigneter Augenblick zur Rückschau auf sein bisheriges Lebenswerk.

Dieser ganz subjektiv beginnende, immer seiner Zeit und seiner Heimat getreue, und gerade hierin ebenso eigentümliche wie bedeutende Dichter ist einer der fruchtbarsten, die wir haben. Er beginnt freilich erst mit 23 Jahren nach langem Schwanken zwischen bildender Kunst und Dichtung; sein erstes Werk, noch in Byrons Spuren wandelnd, aber schon, diesem Vorbilde getreu, mit entschiedener Vorneigung zum Subjektivismus, erscheint: das „Promethidenlos". Von da an folgt Werk auf Werk, ohne Rast und Pause:

1885 Promethidenlos.
1887 Bahnwärter Thiel.
1889 Vor Sonnenaufgang.
1890 Der Apostel. Das Friedensfest.
1891 Einsame Menschen.
1892 Kollege Crampton. Die Weber.
1893 Der Biberpelz. Hanneles Himmelfahrt.
1896 Die versunkene Glocke. Helios (Bruchstück). Florian Geyer.
1898 Fuhrmann Henschel. Das Hirtenlied (Bruchstück).
1900 Michael Kramer. Schluck und Jau.
1901 Der rote Hahn.
1902 Der arme Heinrich.
1903 Rose Bernd.
1905 Elga.
1906 Und Pippa tanzt.
1907 Die Jungfern vom Bischofsberg.
1908 Kaiser Karls Geisel. Griechischer Frühling.
1909 Griselda.
1910 Emanuel Quint. Die Ratten.

Man sieht: ein reichliches Pensum! Und man ist versucht hinzuzufügen: vielleicht wäre weniger mehr gewesen. Ich selber habe seit vielen Jahren in meinen Kritiken die Forderung an Hauptmann gestellt und wiederholt: sich Ruhe zu gönnen, die Kräfte zu sammeln zu einem großen Wurf, anstatt sie in jährlichen Saisonlieferungen zu zersplittern und zu erschöpfen. Aber seit seinem Emanuel Quint bin ich in dieser Forderung wankend geworden. Fast scheint es, als handle Hauptmann in richtiger Erkenntnis seines Könnens und Wollens, wenn er für den Jahresbedarf, anstatt für die Nachwelt schafft, als habe er nichts mehr auf dem Herzen, das ihn einer langen Arbeit wert dünkt. Er hat den fröhlichen Glauben verloren, ein Verkünder zu sein. Denn wenn jemals, so war ihm in seinem „Emanuel Quint" Stoff und Gelegenheit gegeben, ein großes Werk mit künstlerischem Herzblut zu füllen, aber nach einem frischen kräftigen Auftakt, der an des Dichters beste Zeit erinnert und auch wohl aus ihr stammt, wird er unsicher, er wiederholt sich und variiert sein Thema, wechselt seine Ansichten über den Helden, den er anfangs wie einen Heiligen zu verehren, dann als Narren zu verspotten scheint, so daß schließlich, als er die Absicht erkennen läßt, zur epischen Objektivität sich durchzuringen, ihm auch dies nicht mehr gelingt und das Ganze einen planlosen verworrenen Eindruck hinterläßt.

Fast gleichzeitig mit Emanuel Quint erschien sein letztes Drama: „Die Ratten". Auch dies in allen Farben schillernde Werk mit dem gesuchten und unbegründeten Titel verrät die unsichere Hand des nicht mehr von seinen Gestalten erfüllten Berufsliteraten. Tatsächlich scheint es

ihm aufs „liefern", auf die Pünktlichkeit, mit der das zur Winterspielzeit fertige Bühnenstück abgeliefert wird, mehr anzukommen, als auf ein künstlerisches Schaffen und Bilden. Wir kommen auf das Werk wie auf den Quint zum Schluß zurück.

Man sieht also: welche Form Gerhart Hauptmann heute auch wählen mag, ob die epische, ob die dramatische, selbst bei dem für seine ursprüngliche Wesensart dankbarsten Stoff (Quint) versagt er. Vielleicht, daß wir den Schlüssel zu dieser Erscheinung finden, wenn wir sein Wirken von Anfang an, wenigstens in den Haupterscheinungen betrachten.

Seines Erstlings, „Promethidenlos" (richtiger hieße es Prometheidenlos), sei nur flüchtig gedacht, es ist eine unzulängliche Nachahmung des „Childe Harold", aber wo wir in Byrons Jugendwerk schon die Löwentatze spüren, ist bei Hauptmann nur ein unsicheres Fühlen, Verlangen und Tasten. Es ist kennzeichnend für sein ganzes Schaffen, daß er seinen Helden auf die Suche nach einem festen Land aussendet; Portugal, Spanien, Italien vermögen ihn nicht zu halten, steuerlos treibt er auf idealen Gewässern und schließlich zerschlägt er die Leier an einer Felsenwand, sein Ideal: „Ein Dichter sein mit Strahlenkranz und Krone, bei dessen Tönen lauscht die ganze Welt," scheint ihm unerreichbar.

Ihren Ursprung hat diese poetisch ausgedeutete und erweiterte Reise in Hauptmanns eigener Südlandfahrt, die er im Jahre 1883 antrat. Er reiste zur See von Hamburg über Malaga nach Genua und Rom, wo er sich ein Bildhaueratelier einrichtete. Aber auf dieser Reise fand er schließlich doch seine Eigenart, seine Hinneigung zum poetischen Beruf trat stärker hervor — freilich vergingen vier Jahre bis zu seinem ersten großen Drama „Vor Sonnenaufgang". Um dies sonderbare Werk zu verstehen, ist es notwendig, Hauptmanns Entwicklung zu verfolgen.

1862 zu Salzbrunn als Sohn eines wohlhabenden Gastwirts geboren, besuchte Gerhart, der jüngste von drei Brüdern (deren ältester, Karl, bekanntlich auch ein bedeutender Poet ist), die Schule in Salzbrunn und später in Breslau bis zur Quarta. Es war für seine Entwicklung von schwerwiegender Bedeutung, daß seine Schullaufbahn hier schon unterbrochen wurde und er als Landwirtschaftslehrling auf Güter bei Jauer zu Verwandten kam. In seinem „Emanuel Quint", wo er sich als Kurt Simon einführt (vielleicht mit beabsichtigtem Anklang an Saint-Simon), gibt der Dichter mancherlei Aufschlüsse über diese bisher ziemlich dunkel gebliebene Zeitspanne seiner Jugend. Er nennt sich dort einen „armen jungen Menschen", der bei Verwandten wenig Gelegenheit hatte, sich vertraulich und natürlich auszusprechen. Offenbar war man in der Familie sehr religiös: „Hier wurde ihm nämlich gleichsam täglich die Pistole auf die Brust gesetzt und ewiger Fluch oder ewiger Segen, ewiger Tod oder ewiges Leben, ewige Seligkeit oder Verdammnis in alle Ewigkeit" (wörtlich so, eine Tautologie, die wohl mehr Nachlässigkeit des Stils als künstlerische Absicht ist) „zur Wahl gestellt. Die Verwirrung des Jungen war grenzenlos. Dabei hatte die unzulängliche Nachtruhe, die ihm beruflich gegönnt wurde, die Nerven des Jünglings überreizt." Böse Träume plagen ihn. „Aus diesen schwülen Gewittergärungen zuckte der befreiende und erlösende Blitz des Gedankens noch nicht.

Es war alles ein dumpfes Schwälen und Hingären. Die schreckliche Mitgift der Todesfurcht, verstärkt durch die Angst vor Höllenstrafen hatte Kurt Simon noch nicht aus dem Blute geschwitzt. Dazu war ihm das Leben verbarrikadiert worden." . . . . .

Während Gerhart in dem landwirtschaftlichen Beruf so nur eine Barrikade sah, bewegten ihn unbestimmte Künstlerträume, er war verschlossen, zog sich in sich selbst zurück und sah doch keinen Weg zur Selbstbefreiung. Mit treuer Geschwisterliebe nahm sich sein ältester Bruder Karl des Ungewissen an, ward ihm Führer und Berater auf Jahre hinaus, vor allem aber half er in dieser Krisis sein Lebensschiff wieder flott machen. Gerhart bezog die Kunstschule in Breslau, und nun begann jenes jahrelange Schwanken zwischen Meißel und Feder, von dem wir schon sprachen. Schmerzlich empfand Gerhart während dieser Zeit die Lücken seiner Bildung; es gelang einem seiner Kunstlehrer, Professor Härtel, durch Fürsprache beim Großherzog von Weimar, Hauptmann Zulassung als Hörer auf der Universität Jena zu erwirken. Er besuchte namentlich die naturwissenschaftlichen Vorlesungen von Haeckel. So fielen in diesen durch keinen regelmäßigen Bildungsgang gefestigten und sicher gemachten Geist die modernsten naturwissenschaftlichen und philosophischen Lehren, die, teilweise auf Hypothesen gebaut, den romantischen Sinn des Zwanzigjährigen verwirrten. Gerhart Hauptmann hatte das, was die andere literarische Hochschuljugend jener Zeit in der Mehrheit besaß, einen normalen Bildungsgang, übersprungen, ihn hielten keine Bande der Ehrfurcht und Kenntnis an der Überlieferung wie jene, darum warf er sich unbedenklicher als irgend ein anderer Dichter unserer Zeit mit ausgebreiteten Armen in die wildschäumenden Wogen jener neusten, kühnsten und gewagtesten Anschauungen auf naturwissenschaftlichem, dann auf sozialem und dichterischem Gebiet.

Allen voran sah man so diesen jungen Schwimmer von den Wellenkämmen eines stürmischen Zeitgeistes emporgetragen. Keiner hatte das feste Land der bisherigen Kultur so weit hinter sich gelassen wie er, keiner war darum so weit draußen, keiner wurde so hoch geworfen von diesen Wogen, und er konnte mit Nietzsches „Zarathustra" — der damals gerade geschrieben wurde — sprechen: „Die Küste schwand — nun fiel mir die letzte Kette ab. Das Grenzenlose braust um mich, weit hinaus glänzt mir Raum und Zeit" . . .

So weit hinaus richtete sich Hauptmanns Blick freilich nicht, die künstlerische Folgerung seiner damaligen Welt- und Lebensauffassung lenkte ihn vielmehr gerade zur peinlichen Erfassung des realen Alltagsdaseins hin. Zola war 1886 in seinen Gesichtskreis getreten, Tolstois „Macht der Finsternis" (1887) hatte ihn mächtig ergriffen und die fanatische Unbeirrbarkeit, mit der Holz-Schlaf damals die konsequente naturalistische Kunstbehandlung als neue Offenbarung verkündeten, riß diesen immer weichen und fremden Eindrücken nachgebenden Pfadsucher fort; sein Drama „Vor Sonnenaufgang" war die künstlerische Frucht und Folgerung dieser Lehrjahre. Das Stück ist heute ungenießbar, nicht so sehr wegen seiner Bühnenfremdheit und naturalistischen Übertreibung, als vielmehr wegen der unkünstlerischen Vergewaltigung des Stoffes, der Einseitigkeit, dumpfen Befangenheit und Trostlosigkeit seiner Vorgänge und „handelnden Menschen", wie Haupt-

mann etwas gesucht statt „Personen" sagte. Diese Frucht des entschiedenen Naturalismus ist nichts weniger als naturwahr, nur in der Liebesszene spüren wir etwas wie blutwarmen Pulsschlag, die übrigen Szenen wirken krampfhaft und erzwungen.

Und doch: schon hier erkennen wir in vollem Umfang einen der Hauptvorzüge dieses Dichters, die ihn vor allen anderen unserer Zeit liebenswert machen, seine Heimattreue und sein durchaus wahres, echtes Mitgefühl mit den Bedrückten und Beiseitegestoßenen des Lebens, in diesem Falle mit Helene, der Hauptgestalt des Stückes. Dieser tiefinnerliche Zug eines reinen Gefühls begegnet uns in allen folgenden Werken des aufstrebenden Gestalters wieder, so in dem „Friedensfest" und „Einsame Menschen". In beiden ist ein psychologischer wie technischer Fortschritt ersichtlich; Hauptmann hat inzwischen Ibsen kennen gelernt, dessen szenisches Entwicklungsverfahren neben der Vererbungstheorie im „Friedensfest" die Bekanntschaft Hauptmanns mit den „Gespenstern" verrät, während „Einsame Menschen" von fern an „Rosmersholm" anklingt, dessen nachdenklicher, leicht bestimmbarer Held in der europäischen Literatur damals Bürgerrecht gewann. Wir ahnen schon im „Friedensfest" und wissen es in den „Einsamen Menschen" genau, daß Hauptmann immer in der Stimmung am bedeutendsten ist; jenes Unwägbare fühlen wir aus diesen Stimmungen heraus, das zu definieren von Aristoteles bis auf den heutigen Tag nicht gelungen ist, das in seinen Wirkungen den Unterschied zwischen Hauptmann und Holz-Schlaf ausmacht, ihn sofort über sie erhebt, mit einem Wort, das was der alte Kramer den „Funken" nennt. Das tragische Schicksal Johannes Vockeraths ist menschlich und mit festen Linien gezeichnet, psychologisch feiner als dieser molluskenhafte Typ moderner Blasiertheit und Überbildung aber ist seine Frau Käthe vom Dichter empfunden. Der Hauptwert des Dramas scheint mir indessen in der künstlerischen Sicherheit zu liegen, mit der Hauptmann hier eine seelische Atmosphäre immer tiefer schraubt wie eine Lampe, die Umwelt mehr und mehr verdüsternd.

Die „Einsamen Menschen" behalten ihre Bedeutung dadurch, daß Hauptmann in ihnen seine besondere Art und sein bestes Können naiv, ohne die kalte Berechnung, die in seinen späteren Werken so oft abstößt, gegeben hat. Er bekundet und bekennt sich mit diesem Werk als das poetische Organ seiner Zeit, zugleich fein und treu. Hier war er hoch genug gestiegen, um den letzten Gipfel seiner dichterischen Tätigkeit bald erreichen zu können: Die Weber. Sie sind und bleiben sein „Eisenwalzwerk", sein einziges Menschheitsdrama. Nicht nur in Hauptmanns Schaffen, auch im entschiedenen Naturalismus der gesamten Literatur bedeuten „Die Weber" den Gipfelpunkt; sie führen die Entwicklungslinien, die von den Goncourts, Zola, Strindberg, Tolstoi ausgehen (und von „konsequenten" Bühnenleitern wie Antoine und Brahm zusammengefaßt wurden), auf ihren Zenit, vielleicht für immer, denn es ist schwerlich anzunehmen, daß diese Kunstgattung so kräftig wieder aufblühen werde, es fehlt dazu die Vorbereitung des Bodens, es fehlt der Samen, selbst wenn der Säemann sich fände. Es geht nicht an, dies Drama, wie es ein neuer Literarhistoriker, Josef Hofmiller, versucht, als eine „Serie kinematographischer Bilder", Hauptmann selber als den

„Regisseur, nicht als den Dichter" des Weberaufstandes abzutun. Denn das ist gerade der Vorzug der „Weber", daß in ihnen eine große Volksmasse scharf in Individuen auseinandercharakterisiert und doch wieder mit symphonischer Kraft zusammengehalten wird, daß die Heimatliebe, die warme Menschenliebe des Dichters das Ganze beseelt und befeuert. Der Führer dieses Dramas ist der Hunger, der Held die Masse. Der Hunger stachelt eine große Volksschicht mit stärksten Trieben zum Verzweiflungskampf, in dem sie erliegt. Fest auf d?m Boden der Heimat stehend und den Verfall, das Elend, letzten Kampf und Niederlage der schlesischen Hausindustrie mit breitester Zuständlichkeit schildernd, bekommt es Hauptmann fertig, das Spezielle zum Allgemein-Menschlichen zu erweitern und durch starkglühendes soziales Mitleid sowohl wie durch Sprache, Stil, Technik und besondere szenische Bildkraft das neue Zeitdrama zu schaffen.

Es ist gleichgültig für diese hohe Bedeutung des Weberdramas, daß die pfeilschnelle Entwicklung unserer Zeit bald darüber hinweggeführt und die Gattung erstickt hat; die Literaturgeschichte muß, wie ein Flutmesser, den dichterischen Höchststand dieser sozialen Wellenbewegung mit dem Merkzeichen: „Hauptmanns Weber" festlegen. Es ist auch keine Frage, daß sie als Drama das Wesentliche ihres Wertes behalten werden. Es ist wahr: wir Heutigen sind seiner müde, wir kennen jede einzelne Szene zu genau, und der soziale Lärm, der in den letzten Jahrzehnten von den Sozialdemokraten gemacht wird, stumpft feinere Ohren ein wenig gegen die Grundmelodie ab und weckt Sehnsucht nach anderen Klängen. Daß aber die „Weber" damit nicht totgemacht sind, verbürgt ihr allgemein menschlicher Kern, verbürgt die dichterische Fähigkeit, mit der hier ein natürlicher Massenwille beschworen und entwickelt wird, verbürgt die außerordentliche Plastik einzelner Szenen, in denen der Sinn der ganzen Dichtung ausgedrückt und (wie immer bei großer Kunst) über den besonderen Einzelfall hinaus erweitert wird. Man denke an die Eingangsszene, wo die Weber am Lohntag im kahlen Ablieferungsraum des Fabrikanten der Prüfung ihrer Arbeit harren, gleich Menschen, die vor die Schranken des Gerichts gestellt sind, wo sie in peinigender Gespanntheit eine Entscheidung über Tod und Leben zu erwarten haben. „Allen haftet — so beschreibt sie Hauptmann selber — etwas Gedrücktes, dem Almosenempfänger Eigentümliches an, der, von Demütigung zu Demütigung schreitend, im Bewußtsein, nur geduldet zu sein, sich so klein als möglich zu machen gewohnt ist. Dazu kommt ein starrer Zug resultatlosen, bohrenden Grübelns in allen Mienen. Die Männer, einander ähnelnd, halb zwerghaft, halb schulmeisterlich, sind in der Mehrzahl flachbrüstige, hüstelnde, ärmliche Menschen mit schmutzigblasser Gesichtsfarbe: Geschöpfe des Webstuhls, deren Kniee infolge vielen Sitzens gekrümmt sind. Ihre Weiber zeigen weniger Typisches auf den ersten Blick; sie sind aufgelöst, gehetzt, abgetrieben, während die Männer eine gewisse klägliche Gravität noch zur Schau tragen — und zerlumpt, wo die Männer geflickt sind. Die jungen Mädchen sind mitunter nicht ohne Reiz; wächserne Blässe, zarte Formen, große hervorstehende, melancholische Augen sind ihnen dann eigen."

Diese Regieanweisung Hauptmanns ist bezeichnend nicht nur für seine naturalistische Kunstform, sondern auch für eine ganze Gattung seiner Ausdrucksmittel, die mehr episch als dramatisch erscheint, zugleich für seine Art zu schauen, die mehr die eines Malers oder Bildhauers ist, als eines Dichters.

Dieser Zug bleibt Hauptmann sein ganzes Schaffen hindurch treu, ja sein nächstes Werk, die Komödie „Kollege Crampton", ist nichts als eine dramatische Porträtstudie, sie verpufft, wenn sie keinen bedeutenden Darsteller der Titelrolle findet (wie seinerzeit Georg Engels, später Bassermann), da alle Nebengestalten mit absichtlicher Flüchtigkeit umrissen sind und die lockere Szenenfolge so wenig einen Abschluß findet, daß Hartleben in satirischer Laune einen sechsten Akt zu der Komödie schreiben konnte, der sich glatt anfügt und sehr humoristisch wirkt. Hauptmann ist mehr als irgend ein anderer unserer Zeit ein Erlebnis-Dichter. Alle seine bisherigen Werke waren aus der Wurzel eigener Erfahrungen oder, wie die Weber, aus Familienüberlieferungen hervorgewachsen, sein Kollege Crampton eine bildgetreue Erinnerung an die Breslauer Kunststudienzeit und sein nächstes Werk, der Biberpelz, eine satirische Szenenfolge aus seinen Erlebnissen in dem Berliner Vorort Erkner, wohin sich Hauptmann 1888 zurückgezogen hatte, um „den Schmutz Berlins von der Seele zu spülen".

Der Biberpelz gehört für mich zu Hauptmanns bedeutendsten Werken. Nicht nur die ergötzlichste Spitzbübin der deutschen Bühne ist ihm in dieser Mutter Wolffen gelungen—: hier erleben wir wirklich das, was Lessing einmal in seinem Faustfragment als das Schnellste auf der Welt hinstellt: den Übergang vom Guten zum Bösen. Diese Mutter Wolffen (man muß sie von Else Lehmann dargestellt sehen), die im Lebenskampf so unbedenklich mit allen Finten ficht, bewegt sich mit der Selbstverständlichkeit eines Marders im großen Haushalt der Natur. Wenn sie für ihre Kinder sich den Schlaf der Nächte, anderen das Knüppelholz und die Rehböcke stiehlt, so tut sie es ohne Falsch, mit einem immer guten bösen Gewissen und scherzt dazu; in ihrer gescheiten Nichtswürdigkeit sind Gut und Böse gar keine Gegensätze, sind Geschwister in dem gemeinsamen Wohnhause des närrischen Menschenherzens. Nur ein Dichter, der sein Volk bis in die geheimsten Fasern des Herzens hinein belauscht hat, konnte diese Mutter Wolffen schaffen.

Nur ein solcher auch Klein Hanneles Lebens- und Fieberträume. Die Wunderwelt im Innern eines Kindes ist hier mit einer Wirklichkeitstreue erfaßt und gedeutet, wie nur selten in der Lyrik und Epik, niemals in der Dramatik der Weltliteratur; alles unter der Bewußtseinschwelle Ruhende der Kindesseele, alle Wundermächte des Glaubens, der über menschliches Elend sich erhebenden Phantasie, der heimlichen Träume und des innigsten Vertrauens auf Erlösung durchwalten diese Dichtung. Freilich ist eine Verschmelzung dieser wundersamen Poesie mit einem herben Naturalismus zu geschlossenem Kunstwerk nicht gelungen, es klafft ein Riß durch das Werk und die Stilungleichheit wird durch keine noch so vollkommene Darstellung aufgehoben.

Aber „Hanneles Himmelfahrt“ ist ein Zeichen dafür, daß der Dichter in den nüchternen Schranken des naturalistischen Arbeitsfeldes kein Genügen mehr fand, die andere Seele Fausts in ihm erwachte, die „gewaltsam sich vom Dust hebt“. So kreisen die Phantasien seines sterbenden Kindes höher und höher, empor vom Jammer des Alltags, wie Goethes selige Knaben, in einer großen Erlösungsspirale, die schließlich zur Gestalt des Heilandes und zum Gottesthron hinaufführt. Wir sehen hier eine gewaltsame Anstrengung des Dichters, sich vom Naturalismus zu lösen, ohne ihm doch untreu zu werden, ein künstlerisch höchst merkwürdiges Unternehmen, das sein ebenso seltsames Gegenstück in dem folgenden Werk, im „Florian Geyer“, findet. Auch hier sucht Hauptmann aus den engen Schranken der Wirklichkeit und Gegenwart sich herauszuarbeiten, in die nur durch Phantasie völlig erschließbare Historie, die Vergangenheit sich einzuleben. Und wiederum versucht er hierbei dem Naturalismus treu zu bleiben, diesmal aber erleidet sein Werk mehr dadurch als eine Stilungleichheit, es erleidet künstlerisch Schiffbruch.

Hauptmann macht den Versuch, den Bauernkrieg von 1525 in einer Heldentragödie modernen Stils darzustellen, aber geschichtlich wie dramatisch versagt sein Können diesmal völlig. Sein Held ist kein Held, sondern ein echt Hauptmannscher Doktrinär vom Schlage Loths und Vockeraths, ein schwankender Nervenmensch, der ohnehin durch die Fülle der einundsechzig Nebenpersonen in den Hintergrund gedrängt und verdeckt wird. Es fehlt ihm durchaus an Wichtigkeit und Größe. Er klagt, er schilt und kritisiert — im Notfall wehrt er sich, aber von seinem Innenleben erfahren wir nichts und den dunklen Mächten des Instinkts bleibt er fern, sein Wollen wurzelt in keinem Vertrauen zu einem Dämon, der allen Großen heimlich verbündet ist, er bleibt ein Alltagsmensch wie die anderen auch und ist darum völlig ungeeignet, im Mittelpunkt einer Tragödie zu stehen. Bei der Wiederaufnahme dieses mißglückten Versuchs im Lessingtheater 1904 hatte man den Helden vom Rankenwerk möglichst befreit, hatte, unter des Dichters Zustimmung, in blutiger Rotstiftarbeit das Vorspiel, die ganze Bauernprügelszene des letzten Aktes nebst vielen Längen der übrigen Akte gestrichen, aber dadurch gerade erreichte man, daß man die Kläglichkeit dieses „Helden“ erst ganz unverhüllt und deutlich sah. Mit der Bauernszene war auch der letzte Wert des Dramas gefallen, Florian Geyer war nicht nur ein Heldenstück ohne Helden, es war nicht einmal ein Bauernstück. Außerdem hat Hauptmann die damalige Bauernbewegung arg mißverstanden. Er hat analog seinem Weberdrama die sozialagrarischen Motive in den Vordergrund geschoben, während die religiös-reformatorischen die Gärungserreger waren, (vergl. Karl Lamprecht, Erster Ergänzungsband S. 332 f.) Historisch treu könnte man das Drama nur insofern nennen, als es selbst zerklüftet und zerfahren ist, wie jene Zeit, ohne festen Willen und Fortschritt. Was zu geschehen hätte, wird dialektisch erörtert, lyrisch durchgefühlt, episch erzählt, die aufgebotenen Massen sind durch keine innere Einheit gebunden, es ist ein wirres unausgetragenes Werk, (von den Gegenspielern, den Fürsten, bekommen wir nun schon gar nichts zu sehen), eine Tragödie ohne tragische Notwendigkeit,

ein Kriegsdrama, das unausgesetzt in engen Stuben spielt, schließlich nichts als Worte, Worte, Worte.

Bis hierher, bis zum Scheitern seines Versuchs: das naturalistische Kollektivdrama in die Historie zu verpflanzen, reicht der erste und wichtigste Abschnitt in Hauptmanns Schaffen. Bei ihm mußte länger verweilt werden, denn in ihm sind seine stärksten dichterischen Fähigkeiten am Werk: dem Drama neue Ziele und neue Wege zu weisen. Seit dem starken Mißerfolg seines „Florian Geyer", dem wüsten Spott und Hohn, den bei der Uraufführung die Berliner Premierentiger mit ihren pöbelhaften Racheinstinkten über das ehrliche Wollen Hauptmanns ausschütteten, kommt ein müder Zug in des Dichters Wirken, dem die fieberhafte Hast, mit der er fortan Stück auf Stück zur Weihnachtszeit auf den Markt wirft, nur scheinbar widerspricht. Gerade dies krampfartige Fertigmachen und Hinausschleudern seiner Werke ist ein Zeichen dafür, daß Zweifel und Unruhe die Stelle künstlerischer Sicherheit und Befriedigung eingenommen haben, nicht mehr das Schaffen ist ihm, wie jedem echten Künstler, oberster Lebenswert, sondern das Fertighaben, das Liefern.

Tiefverstimmt durch das Niederschreien seines Geyer und das mißtönige Echo in den Blättern, verläßt Hauptmann gänzlich das Arbeitsfeld des Naturalismus, auf dem er sein bestes Können gezeigt, schwenkt in das Lager der Romantik ein und sucht Selbstbefreiung durch die Tragödie des Schaffenden: „Die versunkene Glocke". Ein Köder für die Masse, die auch darauf anbiß. Das überschätzteste Stück Hauptmanns. Zum erstenmal jagt er hier Symbolen und Allegorien nach. Damit verliert er den Boden unter den Füßen, der ihm bisher Halt gab, und die Selbstverständlichkeit, die ihn in allen Wirklichkeitsfragen auszeichnete. Wie immer, gelingt ihm auch hier der erste Anlauf noch, aber die Anschaulichkeit und Lebendigkeit ist nicht mehr Hauptmanns Element, in dem er sich wohl fühlt, er beginnt, uns mit tiefsinnigen Deutungen zu kommen. Von jeher aber war sein schauendes Auge stärker als sein grübelnder Geist, was er uns symbolisch sagen will, dringt nicht bis an unser Herz, und die Klingklangsprache dieses blumigen Märchenstücks kommt uns heute so abgestanden vor, wie sein szenischer Flitter und Aufputz. Es ist etwas Opernhaftes in diesen Bühnenbildern — tote Kinderlein in Leichenhemdchen — und in der musikalischen Versbegleitung, nur selten klingt einmal echt und schlicht etwas vom Zauber des alten Volksliedes hinein, so in der ersten Szene, wo Rautendelein klagt, sie wisse nicht „woher sie kommen, nicht wohin sie geh, ob sie ein Waldvöglein, oder eine Fee.

> Die Blumen, die da quillen,
> den Wald mit Ruch erfüllen,
> hat einer je vernommen,
> woher die sind kommen?"

. . . Jäh wie die Wetterlaunen im April folgen bei Hauptmann die Vorwürfe und Stilarten seiner Werke und nur das Bleibende seiner künstlerischen Besonderheiten gibt ihnen eine gewisse Verbindung: seine naturechten Zustandsschilderungen, seine leidenden, biegsamen Helden, deren Charakterentwicklung uns meist verborgen bleibt, der epische Verlauf der Ge-

schehnisse, die Neigung zu gewaltsamen Schlüssen. Auf das geheimnisvolle Klingen der versunkenen Glocke folgt unvermittelt das klappernde Waschfaß der Frau Henschel, auf die erhabene Symbolik und Mystik eine Umkehr in die roheste Alltäglichkeit. „Fuhrmann Henschel" ist der vielleicht augenfälligste Beweis für Hauptmanns Fähigkeit, das Leben getreu zu kopieren. Der naturalistische Antäus hat wieder seine schlesische Heimaterde berührt! An der Lebensechtheit dieser Personen, von dem führenden Ehepaar bis zu den unbedeutendsten Nebengestalten herab, ist kein Zweifel möglich und es bleibt nur die Frage offen, ob und wieweit eine solche Kopie noch Kunst genannt werden kann.

Zum erstenmal macht Hauptmann in dieser Fuhrmannsmisere den Versuch einer Charakterentwicklung — ein Zeichen dafür, wie langsam ihm die elementarsten Bedingungen dichterischen Gestaltens eingehen, sofern sie nicht zu den Besonderheiten des naturalistischen Kunstdogmas gehören. Aber er wendet dies für ihn neue Prinzip falsch an. Es wird immer ein Irrtum bleiben, dem Zuschauer von der Bühne her mit epischen oder lyrischen Mitteln beikommen zu wollen, ein wenig Plakatkunst mit saftigen Farben und großen Linien gehört zur Dramatik; vor allem aber: die tragischen Probleme sind groß und ewig, sie lassen sich selten in den engen Rahmen des alltäglichen Erlebens spannen. Das Drama hat kein Blut, wenn es nicht Leidenschaften hat, die sich bekämpfen, nicht Kraft, die sich durchsetzen will. Die Charakterentwicklung eines Fuhrmann Henschel, eines Michael Kramer, eines armen Heinrich hat keinen dramatischen Wert, denn sie führt durch Resignation und Müdigkeit, anstatt den Willen zu stählen an Widerständen und zu entfalten. Es sieht wie Eigensinn aus, wenn Hauptmann wieder und wieder Stoffe aufgreift, die der besonderen Optik und Akustik der Bühne nichts geben und daher im Rampenlicht unmöglich Bestand haben können. So sehen wir, daß von dem dichterisch viele Stufen tiefer stehenden Sudermann ältere Dramen immer wieder einmal die Bühne beschreiten, sogar seine jämmerliche „Ehre"; von Hauptmann ist alles, was er in den letzten drei Lustren geschaffen hat, wie von der Bühne verbannt, und nur seine frühsten Werke, besonders die Weber, Hannele, der Biberpelz finden noch hin und wieder einmal den Weg zu den Brettern. Die versunkene Glocke aber, Florian Geyer, Michael Kramer, Schluck und Jau, der arme Heinrich, Elga, der rote Hahn, Und Pippa tanzt, Griselda, selbst das bedeutendere König Karls Geisel werden nicht mehr gegeben, schon pfeifen auch die „Ratten" auf dem letzten Loch. Die Schwindsucht aller dieser Dramen ist ein Erb- und Familienübel, dramatische Blutarmut und Lungenschwäche bedingen ihr frühes Ende, und es liegt keine Veranlassung vor, ihnen heute noch lange Leichenreden zu halten.

Was ist Michael Kramer? Ein Stück Wirtshausleben in jener Anschaulichkeit der Schilderung, die Hauptmann immer auszeichnet, und ein philosophierender Nekrolog. Der Held eine jener Binsen im Winde, die so lange schwanken, bis sie zerbrechen — Hauptmanns Spezialität in der Gestaltung männlicher Charaktere. „Schluck und Jau"? Ein belangloser Versuch, das klassische Lustspiel Englands mit den Mitteln moderner Kodaktreue zu erweitern. Schon in dem gesuchten Untertitel „Ein Spiel

zu Scherz und Schimpf mit 5 Unterbrechungen" gibt sich des Dichters Verlegenheit kund. „Der arme Heinrich"? Verkennung der notwendigen Form eines Legendenstoffes, der verkümmern muß, wenn man ihn aus dem epischen Boden, in den er mit hundert Wurzelfäserchen festgewachsen ist, herausreißt und ins dramatische Treibbeet verpflanzt.

Gesammelter als bei diesen flüchtigen, zum Spätherbst verlangten und pünktlich gelieferten Jahresdramen ist Hauptmann bei „Rose Bernd" zu Werke gegangen. Es zeigt des Dichters Meisterhand im novellistischen Filigran wie wenige Werke seiner späteren Zeit, es blüht von Szenen feinster Innerlichkeit (so das leise Sich-verstehen zwischen Rose und Frau Flamm im II. Akt), und das Schicksal der armen Rose ergreift jedes fühlende Herz. Und dennoch ist es kein gutes Drama geworden, nur die außerordentliche Kunst der Frau Else Lehmann, derartige Volksweiber Hauptmanns mit strotzendem Leben und verblüffender Natürlichkeit bis ins letzte Äderchen hinein zu erfüllen, hat das Stück einen Winter hindurch auf der Bühne Brahms gehalten. Verfehlt vollends ist der Versuch Hauptmanns, Grillparzers feinmotivierte Novelle: „Das Kloster bei Sendomir" zu dramatisieren, die daraus entstandene „Elga" ist eine grobkantige Bühnenskizze, die niemals auf die Bühne kommen durfte und nur dem Namen Hauptmann oder vielmehr nur der Betulichkeit und ästhetischen Unbedenklichkeit seiner Manager diese unverdiente Ehre verdankt. Ein weiteres Zeichen dafür, wie Hauptmann auf den Erfolg hin arbeitet und weder fremden noch eigenen Kunstbesitz mit seinem Raubbau verschont, ist der Versuch, seinem „Biberpelz" eine Fortsetzung, einen „zweiten Teil" zu geben. Die Mutter Wolffen hatte bei der Kritik wie beim Publikum Beachtung gefunden, es war eine gelungene Gestalt, ließ sich die nicht noch besser ausnutzen? Und unverzagt nimmt er die ausgepreßte Zitrone noch einmal vor und drückt und knetet an ihr herum, bis es zu einer armseligen Limonade ausreicht, die unter dem Etikett „Der rote Hahn" an die Hauptmanngemeinde verzapft wird. „Und Pippa tanzt" verrät schon im Titel, wie unbedenklich Hauptmann im Entlehnen fremden Dichterguts geworden ist, nicht einmal das Etikett kann er noch für seine Jahrgänge selber anfertigen. Nachgerade wird ihm seine Belesenheit zum Verhängnis. Wäre er bei „Pippa" in Stil und Rahmen seines Glashüttenmärchens geblieben, mit dem das Werk meisterhaft einsetzt, es hätte ein köstlich Ding werden können. Aber da summten ihm nun ein paar Verse von Goethe („Verdehnt die Hälft' in Ruh" usw.) im Kopf herum, und in seiner kunstfeindlichen Sucht, alles zu verarbeiten, was ihm durch den Kopf oder auf den Tisch fliegt, macht er einen dramatischen Akt aus diesen Versen; natürlich gibt's ein Unglück: das ganze Drama ist verdorben. Dieser greuliche Schwätzer, der alte Wann, verdirbt mit seiner abgestandenen Weisheit die ganze Arbeit, die mit einem ersten Akt voll sachlicher Spannkraft und farbiger Sinnlichkeit, mit einem zweiten voll holder Poesie und klingender Romantik vielversprechend einsetzt.

Und wieder macht Hauptmann bei seinem alten Stofflieferanten Grillparzer eine Anleihe, indem er dessen „Jüdin von Toledo" umschmilzt zu einem großen Monolog, den er „Kaiser Karls Geisel" nennt.

Vortrefflich ist die Charakteristik des alten Kaisers, der das Selbstgespräch hält, gelungen, wenn es ihm auch an weltgeschichtlicher Größe mangelt. Und auch auf die Seelengestaltung der Gersuind hat der Dichter viel Sorgfalt verwendet, beinahe zuviel, denn bei näherer Betrachtung erkennen wir Wesenszüge alter Bekannter wieder, aus denen er diesen lockeren Vogel zusammengesetzt hat: Hannele, Rautendelein, Franziska Wermelskirch, Ottegebe und Pippa haben ihre Federn zu dem Balg lassen müssen. „Ein Legendenspiel" nennt Hauptmann, der so oft mit seinen Untertiteln gleichsam um Verzeihung für seine Werke bittet, dies Werk, und es ist ihm auch gelungen, einen stillen gleichmäßigen fernen Ton zu finden und beizubehalten, wir hören das leise Fließen der Legende, der gedämpften, geheimnisvollen Erzählung im Versmaß Miltons. Ein Drama ist es nicht.

Gleichwohl steht „Kaiser Karls Geißel" noch immer hoch über Hauptmanns sämtlichen übrigen Werken der letzten sieben Jahre. „Griselda" und der unsäglich flache Versuch einer Reisebeschreibung im „Griechischen Frühling" sind nicht wert, daß man sich ernsthaft mit ihnen beschäftigt. Wichtiger ist der erste Roman unseres Dichters „Emanuel Quint, ein Narr in Christo". Viele Jahre, vielleicht Jahrzehnte hat Hauptmann diesen Stoff, der in seine frühsten Jugenderlebnisse zurückgreift, in Kopf und Pult gehabt, leider nicht ebensolange im Herzen, sonst wäre es ein großes Werk, würdig des Weberdichters geworden. Der erste Teil dieses Romans ist wahrhaft erquickend. In klarem durchsichtigem Stil, der silbernem Quellenrieseln gleicht, erzählt Hauptmann in diesen ersten Kapiteln so schlicht und innig von seinem Helden, daß man ihm, völlig gefangen, zuhört, wie einst in seinen besten Anfängen. Die tiefe Liebe dieses wahren Heimatdichters zu seinem Volk erkennt man freudig wieder, sein reiches und weiches Herz, das künstlerisch spähende und schauende Auge, die innere Aufrichtigkeit, die Empfindung für seelische Feinheiten, sein Mitleiden und Mitleben, der ganze Zauber seiner träumerischen Stimmungen — das alles blüht in den ersten Abschnitten dieses Buches. Aber diese feinsten Wurzeln der Erzählung werden nicht lange mit frischem Quellwasser der Empfindung gespeist. Man merkt plötzlich, wie der Dichter seinem Helden gegenüber, für den er anfangs sichtlich von Herzen eingenommen ist, kühler und gar skeptisch wird. Offenbar liegen viele Jahre und mit ihnen ein Wandel der Weltanschauung zwischen dem Anfang und der Fortsetzung des Romans. Mit dieser veränderten Stellung des Dichters kommt sogleich ein Zwiespalt in das Werk, der den Leser verstimmt, und den Hauptmann vergebens durch ermüdende Umständlichkeit zu behäufeln und zu verdecken sucht.

Drei Wege standen dem Epiker bei Erfassung dieses sicherlich großen und interessanten Stoffes frei. Entweder er konnte uns das Schicksal eines wirklichen Heilandes redivivus in unserer Gegenwart zeigen — wie das Max Kretzer unterhaltend aber ohne künstlerische Größe getan hat — das hätte Gelegenheit zu einem mächtigen, von feiner Satire durchwobenen Zeitbild gegeben. Oder er konnte das Schicksal eines von religiösem Wahnsinn und fanatischen Anhängern ins Unglück hinabgezogenen Kranken schildern, oder endlich er konnte seinem Helden gegenüber den mitfühlenden und doch objektiv abwägenden Standpunkt einnehmen, wie etwa Kleist seinem

Michael Kohlhaas gegenüber. Kleist läßt in der Begegnung seines Rechtsfanatikers mit Luther keinen Zweifel über die Gefährlichkeit und Ungeheuerlichkeit seines Unternehmens, aber er weiß doch Licht und Schatten so zu verteilen, daß unser Interesse und unsere Sympathie bei Michael Kohlhaas bleiben und wir weniger ihm die Schuld geben als den Zeitverhältnissen, dem junkerlichen Übermut der Tronkas und der mangelhaften Rechtsprechung. Hauptmann wählt keinen dieser drei Wege, sondern läuft planlos von einem zum andern. Mehr als einmal scheint er selber im Zweifel, ob Quint nicht der Heiland sei, dann wieder gibt er vorsichtige Bezichtigungen seines „Narren", die oft mit ihrer aus dem Fluß der Epik springenden direkten Charakteristik höchst unkünstlerisch wirken, überdies fehlt ihm die Kraft einer großen Zeit- und Kulturschilderung, von der sich die Leidensgestalt klar und wirksam abhöbe. Einen so mächtigen Stoff wie den der Heilanderscheinung kann man nicht mit unsicher tastender Hand erfassen. Wir sind ja bescheiden genug geworden: wir fordern nicht unbedingt von einem „modernen" Dichter, daß er Fragen des Christentums mit der ungeheuren Schwere und Wucht eines Dante oder Klopstock anpacke, das wäre — leider — in unserer flüchtig lebenden Zeit ein unbilliges Verlangen; nicht unbillig aber erscheint es uns, wenigstens Farbe erkennen zu wollen. Lieber noch den Satiriker als den Schwankenden und Ungewissen.

So ist Hauptmann sein Werk trotz der epischen Vorzüge, die es hat, nicht gelungen. Einer der größten Würfe, den er noch unter seinen Entwürfen hatte, ist durch seine künstlerische Unsicherheit, die das Kennzeichen seiner ganzen letzten Periode ausmacht, ruiniert worden. Unsere Hoffnungen auf ihn sind nach diesem Fehlschlag nicht mehr groß. Denn sein gleichzeitig fast mit Quint erscheinendes letztes Drama „Ratten" weist alle Merkmale des Niedergangs auf, an die wir uns nun schon bei ihm gewöhnen mußten. Es ist ein stilloses zusammengeklaubtes Drama, das trotz der vortrefflichen Darstellung, die es wieder am Berliner Lessingtheater fand (mit Else Lehmann, dieser altbewährten Hauptmann-Retterin in der führenden Frauen-Rolle), sich nicht ein Vierteljahr auf dem Spielplan gehalten hat. Hauptmann versuchte hier alle seine bis dahin von der Kritik gerühmten Vorzüge zu sammeln. Er nahm die so überaus echten und plastischen Volksschilderungen, die seine „Weber" berühmt gemacht hatten, und suchte sie mit der Tragikomik sowie mit dem Spitzbubenmilieu des „Biberpelzes", einzelnen Zügen aus „Crampton" und „Fuhrmann Henschel" zu vereinen, dazu nahm er eine aus Mutter Wolffen und Rose Bernd zusammengesetzte Heldin, die er aus dem Schlesierland in die Berliner Ackerstraße und gleichzeitig ins Mutterfach verpflanzte. So schienen ihm die Wirkungen gut gemischt, so mußte es etwas werden nach seiner Berechnung.

Es ist nichts geworden. Denn es fehlt leider nur das geistige Band, die innere Beziehung. Nichts in dem Stück ist notwendig, wenig wahrscheinlich, noch weniger wahr. Die Menschen, meist Karikaturen, flattern auf den Brettern zusammen und wieder auseinander, wie welke Blätter, mit denen der Herbst spielt. Der frühzeitige Herbst Hauptmanns ist aus der überheißen Temperatur zu erklären, mit der er seine Früchte immerfort zu eiliger Reife bringen will. Das rächt sich auf die Dauer. So sieht es welk in seinem Garten

aus. Er hat uns nichts mehr zu sagen, und wenn er wirklich noch einen Stoff findet, aus dem er etwas Großes gestalten könnte, wie den „Quint“, so verdirbt ihm seine vorsichtige Berechnung der Wirkung auf Publikum und Kritik das Konzept. Hauptmann bestätigt so das Wort des 23 jährigen Goethe in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“: „Der beste Dichter artet aus, wenn er bei seiner Komposition ans Publikum denkt und mehr von der Begierde nach Ruhm, zumal Journalisten-Ruhm, als von seinem Gegenstand erfüllt wird.“

Eine Erneuerung und Verjüngung des Dichters Hauptmann wäre erst von dem Zeitpunkt an zu erhoffen, da er sein Talent eine Weile als Brache ruhen ließe und im Übrigen jene aus Resignation und Mut zusammengeschweißte Sicherheit gewänne, mit der Gottfried Kellers „Fahrende Schüler“ singen:

Treten jetzo fest einher,
fühlen unter uns die Erde,
nicht von eitlem Hoffen schwer,
Noch verzagend vor Gefährde.

Hoffen wir, daß diese Stunde einem unserer besten, edelsten und ehemals hoffnungsvollsten Dichter noch schlagen möge. Oder ist es schon zu spät dazu?

Raabes Jugendzeit.

Von Herm. Anders Krüger.

3. Student und Schriftsteller. Berlin. Wolfenbüttel. Erstlingswerke, die Bildungsreise, Verlobung und Heirat. 1853—62.

Zu Ostern 1853 kehrte Wilhelm Raabe nach Wolfenbüttel zurück, um sich still bei seiner Mutter für den Besuch einer Universität vorzubereiten. Ganz leicht mag ihm wie seiner Mutter, die wohl heimlich schon hoffte, ihr Sohn würde sich nun selbst seinen Unterhalt verdienen können, dieser Entschluß nicht gefallen sein; aber beide hielten tapfer durch in Liebe und Vertrauen. Der Mutter, die damals noch nichts von dem schriftstellerischen Talent ihres Sohnes ahnte, war das Ungewisse seiner Zukunft bei der Vermögenslage der Familie ein Gegenstand stiller Sorge. Dem Sohne, der mit seinen wohl kühnen, aber vor der Hand durch nichts gerechtfertigten Hoffnungen keusch und schamhaft zurückhielt, war der Gedanke, der geliebten Mutter keine Stütze sein zu können, nicht minder drückend. Auch sonst war dieses Wolfenbütteler Jahr nicht sonderlich angenehm für Raabe. In Magdeburg war er in den letzten 4 Jahren durch viel Anregung und freundschaftlichen Verkehr reich verwöhnt worden; in Wolfenbüttel war er zunächst einsam, fast ohne jeden gleichalterigen Verkehr. Er ward damals aus innerer wie äußerer Notwendigkeit ein Einspänner, der seinen vielen Gedanken und Plänen mit Vorliebe auf weiten Spaziergängen nachhing. Aus dem früheren Kameradenkreise war Wilhelm völlig heraus; die ehemaligen Schulfreunde waren teils auch in die Fremde gezogen, teils waren sie aussichtsvolle Studenten oder gar schon Referendare und Kandidaten, die den scheinbar entgleisten Buch-

händler mit der knappen Sekundareife nicht recht für ebenbürtig gelten lassen wollten. Das Martyrium so vieler angehender Künstler, von der Welt der Philister als ein Mensch, der nichts ist und nichts kann, betrachtet, unterschätzt oder mißachtet zu werden, blieb auch Wilhelm Raabe nicht erspart. Es erzog auch ihn wie so manchen andern frühzeitig zur Vorsicht in der Menschenbeurteilung oder zur stillen Verachtung des äußeren Scheins und ließ zugleich in ihm die Sehnsucht nach einer befreienden Tat, nach einer seiner Selbstachtung entsprechenden künstlerischen Leistung immer stärker emporlodern.

So stand der Entschluß, von der Konzeption sobald wie irgend möglich zur Produktion überzugehen, in dem jungen Raabe innerlich schon fest, als er zu Ostern 1854 endlich nach Berlin übersiedelte, um sich dort als Hörer (voll immatrikulierter Student konnte Raabe nicht werden, da ihm das Maturum nicht gelungen war) bei der philosophischen Fakultät der Universität einschreiben zu lassen. Die preußische Hauptstadt bot dem jungen Kleinstädter und angehenden Schriftsteller vielerlei Anregung, zumal im kurzen vergnüglichen Sommersemester; der Studierende dagegen kam weniger auf seine Rechnung. Die Theater, namentlich die billigen Volkstheater Berlins, besuchte Wilhelm Raabe mit Vorliebe, und das Leben des Volkes, gerade auch das der unteren Schichten, interessierte ihn lebhaft. Im großen und ganzen war freilich Berlin damals noch eine kleine und stille Stadt und imponierte auch dem jungen Wolfenbütteler in der Tat nicht allzu sehr. Aber den Künstler regte die charakteristische Art dieses Lebens in der preußischen Residenz stark an. Dem studentischen Leben und Treiben blieb der junge Raabe fern, trat keiner Verbindung bei und hatte fast gar keinen studentischen Verkehr. Dagegen befreundete er sich bald mit einem jungen Buchhändler, namens Stülpnagel, den er in dessen Leihbibliothek kennen gelernt hatte, und der ihm dann bei seinem ersten Werk so wichtige Dienste leistete. Kollegs hörte Raabe ebenfalls nur wenig. Die Literaturgeschichte, die der grämliche kleine Köpke vortrug, erschien ihm nicht sonderlich erbaulich; eher wußte den angehenden Poeten der Ägyptologe Lepsius und vorübergehend auch der alte jüdische Naturrechtslehrer Michelet zu fesseln. Aber zu einem gedeihlichen oder gar systematischen Studium gelangte der junge Braunschweiger gar nicht recht, da der elementare Drang, der Welt zu beweisen, was in ihm stecke, damals schon viel stärker war, als der früher so heiße Bildungshunger, den Magdeburg doch einigermaßen gestillt hatte. Wilhelm Raabe kam es damals vor allem darauf an, in all das, was er in Magdeburg fast sonder Wahl in sich aufgenommen hatte, Ordnung und Ruhe zu bringen und sich über das, was er wollte und konnte, endlich klar zu werden. Er ward es wie jeder kraftvolle Künstler nach und nach im Schaffen. Vor der „Chronik der Sperlingsgasse" hat Raabe nach seiner ausdrücklichen Angabe nichts gedichtet. Nur begann er in jenen Jahren ein Tagebuch zu führen, freilich nicht das eines jugendlichen Romantikers, sondern das eines nüchternen Realisten; äußerst knapp, ohne jede Meditationen, meist nur Wetter, Daten, Namen und dergl. enthaltend, später Briefe, Besuche und Eingänge, gelegentlich auch eine historische Erinnerung. Mit großer Genauigkeit hielt Raabe diese täglichen Aufzeichnungen inne bis

zum 2. November 1910 und hat damit der Forschung ein allerdings nicht sehr ausgiebiges, aber völlig exaktes, vor allem chronologisch wichtiges Material hinterlassen, das im Verein mit der reichen Korrespondenz eine sehr eingehende Biographie des Dichters ermöglichen dürfte.

In Berlin hatte Raabe zuerst bei einem Schneider Wuttke, der zugleich königlicher Tafeldecker war, Wohnung genommen, Spreegasse 11, in der ersten Etage. Hier begann der junge Poet Mitte November des Jahres 1854 sein erstes Werk, „die Chronik der Sperlingsgasse“, dessen genaue Entstehungsgeschichte ich an anderer Stelle eingehend behandelt habe (Eckart III, 12). Im Frühling des folgenden Jahres brachte Wilhelm Raabe die Dichtung, die z. T. — schon um Heizung zu sparen — im Kolleg geschrieben wurde, zum guten Ende. Bald verließ Raabe übrigens auch seine erste herrschaftliche Wohnung und zog wirklich in eine der typischen Dichter-Dachstuben, nämlich in der Oberwallstraße. Wieder war sein Mietherr ein Schneider. Später hat Raabe, als er von Wolfenbüttel aus nochmals für kürzere Zeit Berlin besuchte, in der Dorotheenstraße gewohnt. Von besonderen Anregungen aus der Nachbarschaft des ersten, nunmehr historischen Hauses in der Spreegasse vermochte der alte Raabe mir nur noch einen Kesselschmied, Namens Marquart, zu nennen, der im Keller wohnte und ein Mann vom Schlage des braven Tischlers Gottfried Karsten war (s. Chronik, 25. Jan.) Im großen und ganzen schuf jedoch schon der junge Raabe meist ohne besonderes Modell in freier Phantasietätigkeit, blieb allerdings stets auf dem sicheren Boden einer scharfen Umwelts- und Menschenbeobachtung. In beiden Beziehungen blieb ihm der Berliner Aufenthalt in fruchtbarer und dankbarer Erinnerung, und von den ersten bis zu den letzten Werken lassen sich seine Spuren bei Raabe mehr oder weniger deutlich wahrnehmen.

Zu Ostern 1856 verließ Wilhelm Raabe Berlin und kehrte nach dem stillen Wolfenbüttel zurück. Scheinbar kam er wieder als ein geschlagener Feldherr; wieder hatte er äußerlich nichts erreicht. In den 4 Semestern (W. Brandes spricht S. 5 irrigerweise von einem „beendeten Triennium“) hatte er allerdings keinen vorschriftsmäßigen Abschluß der Studien erreicht, kein Examen abgelegt, keine staatliche Berechtigung erlangt, nicht einmal das Doktordiplom, den beliebten und herkömmlichen Schmuck des deutschen Durchschnittsliteraten, brachte er nach Hause. Aber das Äußerliche, der Schein, war diesem echten und tapferen Menschen sein ganzes Leben hindurch von sehr geringer Bedeutung. Das Innere, das wahre Sein, stand ihm allzeit im Mittelpunkt seines Lebens und Schaffens. Und so war es schon bei dem jungen Studenten und nunmehrigen Literaten von 1856, der sich daran genügen ließ, daß er für sich in Berlin erreicht hatte, was er dort gesucht hatte, nämlich Klarheit über sich selbst, Gewißheit über seinen inneren Beruf. Das Werk, dessen erste Korrekturbogen er in der Tasche trug, war auch eine Art von Doktordissertation, und zwar unendlich wertvoller und erbaulicher als Hunderte und Tausende gelehrter Notprodukte. Und so ließ Wilhelm Raabe die Wolfenbütteler Philister ruhig die Nasen rümpfen und denken, daß aus dem verpfuschten Buchhändler doch nur wieder ein verpfuschter

Student geworden sei. Er genoß den herrlichen Frühling und Sommer von 1856 in behaglicher Zufriedenheit, genoß das stolze Glück des ersten Korrekturlesens voll aus und erwartete halb bangend, halb zuversichtlich, das Erscheinen seines ersten Werks.

Dank der aufopfernden Mühe Stülpnagels hatte Wilhelm Raabe für sein Erstlingswerk nicht nur das Wohlwollen einiger literarischer Zeitgenossen (so Wilibald Alexis), sondern auch einen Verleger (Franz Stage) gefunden; überraschend schnell fand es auch den Beifall der zünftigen Kritik. Zum 1. Oktober 1856 (wahrscheinlich einige Tage vorher) erschien die Chronik der Sperlingsgasse, und bereits am 29. Oktober 1856 veröffentlichte der damals maßgebende Berliner Kritiker, Ludwig Rellstab, folgende warmherzige und anerkennende Besprechung in der „Vossischen Zeitung“:

„Wir verlassen das Theater und ziehen in die Sperlingsgasse, eine Wohnung, die ich dem Leser von ganzem Herzen und von ganzer Seele empfehlen will. Chronik der Sperlingsgasse nennt sich ein gleichfalls in obiger Verlagshandlung (Stage) herausgegebenes Büchlein von Jakob Corvinus. Ein reizendes Buch, warm wie die Märzensonne, die uns über die Blumenbretter ins Fenster schaut, heiter wie der Frühlingshimmel, doch zugleich sinnvoll ernst, mild melancholisch wie ein Herbstsonnenuntergang. Der Dichter hat eine angesehene Verwandtschaft, z. B. mit dem dänischen Andersen, ja in einem entfernten Grade mit einem der höchsten Verwandten, den es in der Literaturfamilie giebt, mit Jean Paul. Bei alledem hat er vollständig sein eigenes Haus und Hof und lebt nicht von seinen Verwandten. Zieht denn, ihr Leser, in die Sperlingsgasse! Mein Wohnungsanzeiger kennt sie nicht und doch glaube ich sie zu kennen in unserer eigenen Vaterstadt. Ihr werdet die beste Nachbarschaft finden, lustige, tolle, zarte, schöne, kernhafte, gesunde, sehr kranke. Ihr werdet lächeln, lachen, vielleicht auch eine Thräne vergießen! Immer aber innerlich erwärmt, oft erhoben sein. — Ob Jakob Corvinus, der Autor, von Matthias stammt, ich weiß es nicht; aber er ist mir lieber. Ich wollte nur, sein Name stände im Wohnungsanzeiger, daß ich ihn besuchen könnte, doch ich habe ihn so vergeblich gesucht wie die Sperlingsgasse.“

Rellstabs Lob erregte nicht nur in Wolfenbüttel Aufsehen und gab hier dem jungen Autor plötzlich ein gewisses Relief, sondern begründete ganz eigentlich Raabes literarisches Ansehen. Rasch folgte eine Reihe ähnlich zustimmender Besprechungen in Berliner und Provinz-Blättern, später auch vonseiten Marggrafs und Hebbels, nur Kühne ließ das liebenswürdige Werkchen Raabes nicht gelten.

Weit weniger günstig war lange Jahre hindurch der buchhändlerische Absatz der Chronik der Sperlingsgasse, die besonderen Gründe dafür habe ich a. a. O. (Eckart III, 12) ausführlich dargelegt. Erst 1877 mit der Übernahme des Buchs in den G. Groteschen Verlag fand es den verdienten Erfolg und erlebte nach und nach gegen 60 Auflagen.

Von solchen Erfolgen träumte im Herbst 1856 der junge Wolfenbütteler Schriftsteller noch nicht. Aber mit frohem Mute ging er bereits am 1. Oktober 1856 an eine neue Erzählung, die ihn den ganzen Winter

und noch das nächste Frühjahr hindurch beschäftigte: „Ein Frühling.“ Am 27. Mai 1857 ward dieser erste umfangreiche Roman Wilhelm Raabes in seiner ersten Fassung vollendet. (vergl. Eckart IV 3 u. 4.)

Zwischen hinein schrieb der fleißige Autor eine kurze Erzählung „Der Weg zum Lachen“, die er am 23. März 1857 beendete. Nunmehr war Wilhelm Raabe mit voller Überzeugung bei seinem endlich gefundenen Beruf und gedachte auch aus seinen schriftstellerischen Arbeiten sich den nötigen Ertrag für seinen Unterhalt zu erwerben. Es fing bescheiden genug an. Im Sommer 1857 erhielt Wilhelm Raabe sein erstes Honorar von 14 Talern für den Abdruck des „Wegs zum Lachen“ im „Bazar“ von Herrn Louis Schäfer-Voit, und legte es recht nutzbringend in einer größeren Fußreise an. Mit seinem Bruder Heinrich, der bereits in Göttingen Jura studierte, und einigen anderen Studenten besuchte Raabe den Meißner und Thüringer Wald. Besonders Ruhla, der Inselsberg und die Wartburg machten einen starken Eindruck auf ihn.

Bald darauf gelang es dem jungen Wolfenbütteler Autor, auch in der Residenz seines engeren Vaterlandes literarische Beziehungen anzuknüpfen. Die Braunschweiger „Deutsche Reichszeitung“ erwarb den „Frühling“ zum ersten Abdruck, und der angesehene Braunschweiger Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn übernahm den Buchverlag dieses Romans. Auch die damals gerade gegründete Familienzeitschrift „Westermanns Monatshefte“, die in den folgenden Jahren so viele von Raabes Schöpfungen zum ersten Abdruck bringen sollte, nahm 1857 als erste Arbeit Raabes die s. Z. aus seiner „Chronik der Sperlingsgasse“ ausgeschaltete Novelle, „Der Student von Wittenberg“ auf. (Bd. III, S. 117 ff.)

Noch im Jahre 1857 erschien als Buch „Ein Frühling von Jakob Corvinus, Verfasser der Sperlingsgasse“, zu Braunschweig. Mit dem Ertrag der Arbeit stand es wieder nicht zum Besten. Die ausbedungenen 200 Taler Honorar erhielt Wilhelm Raabe nicht völlig, da am Abend vor der Ausgabe noch ein Bote Viewegs erschien, der mitzuteilen hatte, falls Raabe nicht mit 150 Talern vorlieb nehmen wolle, so würde die Ausgabe unterbleiben. Der junge Autor fügte sich schweren Herzens in diesen wenig anständigen Handel des Braunschweiger Verlegers, der übrigens mit diesem Buche ebenso wenig Glück haben sollte wie mit dem kurz zuvor von ihm verlegten „Grünen Heinrich“ des jungen Schweizers Gottfried Keller. Von beiden Romanen, zwei gewiß charakteristischen, freilich nicht voll ausgereiften Jugendwerken konnten nur wenige Exemplare abgesetzt werden, und so kauften die Verfasser sie später nolentes volentes zurück und vernichteten die erste Fassung. Beide Autoren heizten damit ihre Winteröfen (Raabe verwandte auch viele der ungebrochenen Bogen als Bodenbelag unterm Teppich zum Schutz gegen den kalten Fußboden, wie er Fritz Hartmann (s. S. 63) launig berichtet hat) und nahmen grundstürzende Veränderungen bei einer zweiten Bearbeitung vor, die Keller wohl einigermaßen, Raabe dagegen nicht gelungen ist. Er selber urteilte 1903 über diese zweite Fassung seines „Frühlings“, die er unter unglücklichen Verhältnissen vom 25. Nov. 1869 bis 23. März 1870 vornahm, etwas schroff, doch mit dem üblichen Humor: „Verbessert durch Johann Ballhorn.“ Trotz gewisser

Enttäuschungen brachte Raabes zweites Werk ihm doch den äußeren Erfolg, daß sein Name„ zumal in der engeren Heimat, bekannt und sein Ansehen in der kleinen Stadt Wolfenbüttel ganz bedeutend gesteigert wurde. Ein Schriftsteller von 26 Jahren, der in Berliner Zeitungen gelobt, in Braunschweiger Blättern gelesen und bald darauf sogar in eine fremde Sprache (Frühling und die Kinder von Finkenrode erschienen in holländischen Ausgaben) übersetzt wurde, war für das Städtchen eine Merkwürdigkeit und überdies etwas ganz anders Gewichtiges als ein aussichtsloser Buchhandlungsgehilfe oder ein verpfuschter Student. Wilhelm Raabe durfte plötzlich sein Haupt keck vor den Philistern erheben, fand Wohlwollen und, was ihm wohl weit lieber und dienlicher war, nach und nach einen recht anregenden Verkehr und einige neue, wackere Freunde, die stolz auf ihren berühmten Corvinus waren, obwohl sie z. T. in scharfer Kritik ihm Widerpart hielten. Noch heute hängt ein Raabe besonders liebes Bild über seinem Schreibtisch,*) das den jungen Autor umgeben von vier getreuen Wolfenbütteler Freunden zeigt, Männern, die später im Leben ebenfalls ihren Mann gestanden haben und z. T. in hohe Ämter aufrückten. Es sind: der damalige Oberlandesgerichtsassessor und spätere Staatsminister Wilhelm Spieß, ein besonders scharfer Geist, freilich von etwas ironischer und nicht immer liebenswürdiger Art, der zumal bei den jungen Damen der Stadt ein wenig gefürchtet war; dann sein Bruder Gustav, damals bei der Herzogl. Kreisverwaltungsdirektion, später Konsistorialpräsident, der gelegentlich auch den Musen huldigte, (so hat sich z. B. ein launiges Hochzeitskarmen auf Raabe und die Bedeutung der Kaffees — zu einem Kaffeeservice erhalten); drittens Karl von Schmidt-Phiseldeck, nachmals Landesarchivrat und auch der Vorgänger Gustav Spieß's als Konsistorialpräsident; viertens Karl Schrader, später Mitglied der braunschweigischen Eisenbahngeneraldirektion und noch heute als geschätzter Führer der fortschrittlichen Volkspartei Mitglied des Reichstags. Zu diesen vier Juristen, Raabe und seinem sowie Schraders Bruder, gesellten sich öfters noch ein Offizier, der Hauptmann Isendahl, und gelegentlich auch der Redakteur von Westermanns Monatsheften, Dr. Adolf Glaser. Man vereinigte sich zu Spaziergängen und namentlich zu allsonntaglichen Kaffees, die bei den Wolfenbütteler Klubmitgliedern reihum abgehalten wurden und bald wegen ihrer scharfen Dispute und witzigen Späße eine gewisse lokale Berühmtheit erlangten. So gestaltete sich das Leben in Wolfenbüttel immer anregender, froher und geselliger. Über den jungen Corvinus kam mehr und mehr die Sicherheit des Mannes, der seinen Willen mit Erfolg durchgesetzt, einen innerlich ihn ausfüllenden Beruf gefunden und auch sein Können bereits genügend dokumentiert hatte. Zugleich erwuchs mit alledem frohe Laune, neue Freude am Dasein, auch am Treiben der zeitweise wohl von ihm ignorierten sogenannten guten Gesellschaft. Die Honoratiorenfamilien Wolfenbüttels öffneten dem über Nacht so interessant gewordenen jungen Mitbürger bereitwillig ihre Häuser, und wenn Wilhelm Raabe auch nie ein sonderlich gewandter Salonmensch ward, sondern stets eine gewisse Reserve bewahrte, die Oberflächliche mit-

*) Jetzt bei Heinrich Spiero: Wilhelm Raabe, S. 29 abgebildet.

unter für Ungelenkheit nahmen, so galt der offene, geradezu, doch nie ohne Witz und Grazie seine Meinung vertretende junge Mann bald als ein sehr beliebter Gast in den besten Kreisen Wolfenbüttels.

Auch dem Tanz huldigte der junge Raabe, der seinerzeit schon in Berlin seinen Schiller versetzt hatte, um vom Erlös das Tanzstundenhonorar zu erlegen, damals mit Vorliebe und jenem Ernst, mit dem er alles betrieb; ein gewisser Erfolg war allerdings erst zu konstatieren, seit sich eine junge Dame des Dichters annahm, die für ihn mehr und mehr der Stern dieser schönen Wolfenbütteler Tage ward. Bertha Emilie Wilhelmine Leiste (geb. 12. Juli 1835) war eine der vier anmutigen Töchter des Oberappellationsgerichts-advokaten und Prokurators Christoph Ludwig Leiste (geb. 11. April 1786, gest. 2. April 1858) und seiner Frau Bertha Caroline Heyden (geb. 18. April 1799, gest. 30. Sept. 1886). Der Vater des Prokurators Leiste war Direktor der großen Herzogl. Schule zu Wolfenbüttel und als solcher auch Lessings Freund gewesen, der seine wertvolle Mitarbeit oft genug warm anerkannt hat. Durch seine Patin und Tante Minna Jeep geb. Leiste hatte Wilhelm Raabe wohl von früher gewisse Beziehungen zu der hochangesehenen Wolfenbüttler Juristenfamilie; aber erst seit er Fräulein Bertha, die eine Mitkonfirmandin Schmidt-Phiseldecks und eine gute Bekannte der Gebrüder Spieß war, bei einem Ausflug ins Lechlumerholz persönlich kennen gelernt hatte, interessierte er sich für das Haus Leiste und ließ sich eines Tages (ebenfalls bei einem Ausflug ins Lechlumerholz) durch Fräulein Bertha ihrem Vater vorstellen. Bald darauf, am Karfreitag des Jahres 1858, raffte der Tod den Herrn Prokurator hinweg und damit schloß sich das gastliche Haus für längere Zeit für Raabe und seine Klubfreunde. Auch die Familie Raabe geriet in bange Sorge, da Heinrich, der Göttinger Jurist, sich durch einen kalten Trunk eine schwere Krankheit zugezogen hatte und sein Leben einige Zeit hindurch ernstlich gefährdet schien. Aber gerade diese Krankheit schuf neue Gelegenheit für Raabe, seine spätere Frau öfters zu sehen, da der seinen Bruder behandelnde Arzt im Leisteschen Hause wohnte. Mit der Zeit erstarkte das gegenseitige Interesse zu inniger Neigung, zumal Bertha lebhaften Anteil an des jungen Dichters Schaffen nahm. Besonders stolz war sie auf den „heiligen Born", den ihr Raabe unmittelbar nach seinem Erscheinen schenkte. Aber erst am 14. März 1861 kam es zwischen Wilhelm Raabe und Bertha Leiste zur feierlichen Verlobung, der am 24. Juli 1862 Trauung und Hochzeit folgte.

Unterdessen ruhte das Schaffen Wilhelm Raabes nicht, im Gegenteil, kräftig angeregt durch das reiche Erleben dieser frohen Jahre, reifte, vertiefte und erweiterte es sich immer mehr. Schon die vom 15.—24. Oktober 1857 geschriebene, frische und stimmungsvolle Skizze „Die Weihnachtsgeister" sind ein Beweis dafür, wie keck der junge Dichter ausgriff. Überdies zeigen sie, daß der künstlerische Kontakt mit den Berliner Eindrücken stärker geworden war. Raabe hatte wieder einige Wochen in der preußischen Hauptstadt verbracht und nach Stages, seines Verlegers, Tod neue Beziehungen mit dessen Schwager Schotte angeknüpft, bei dem nun die nächsten Bücher Raabes erschienen.

Der übermütige, ausgelassene Geist des Wolfenbütteler Junggesellenklubs und ein gut Stückchen hauptstädtischer Bohemestimmung weht durch die phantastischen und doch fein poetischen „Weihnachtsgeister", die besonders wichtig erscheinen als Vorstudie für einen neuen größeren Roman, obwohl der Dichter später in einer Fußnote von „Halb Mär, halb mehr" das zu verheimlichen suchte und lustig heuchelte: „Diese Skizze wurde lange vor den „Kindern von Finkenrode" geschrieben." Tatsächlich waren es kaum 1½ Monate.

Schon am 3. Dezember 1857 begann nämlich Wilhelm Raabe seine dritte größere Erzählung „Die Kinder von Finkenrode", die er nach mehrfachen Unterbrechungen am 12. Juli 1858 zu gutem Ende brachte. Zwischen hinein schuf er 2 Novellen, eine längere historische Erzählung „Lorenz Scheibenhart" (4.—21. Jan. 1858)und die moderne Skizze „Einer aus der Menge" (9.—24. März 1858). Die erstere kam wieder bei den Westermannschen Monatsheften (IV, S. 115 ff.) zum ersten Abdruck, die letztere in den Stuttgarter „Hausblättern", die Friedrich Wilhelm Hackländer und Edmund Höfer kurz zuvor begründet hatten und gemeinschaftlich herausgaben. Damit spannen sich Wilhelm Raabes erste Beziehungen an zu der schönen Württembergischen Residenz, die damals im Geistesleben und besonders auch im Buchhandel eine wichtige Rolle spielte.

Raabes jugendfrische Schaffenskraft griff in der Tat damals nach allen Seiten aus, auch auf neue poetische Gebiete. So beschäftigte ihn der Plan zu einem Drama besonders lebhaft. Es sollte Michal, die fröhliche Schwester Jonathans, zur Heldin haben, und es ist sehr bezeichnend für den jungen Humoristen, daß von ihrem siegreichen Lachen aus der Konflikt gestaltet werden sollte. Das Lachen, das er ja bereits in seiner zweiten Novelle in seiner welterlösenden Wichtigkeit erfassen wollte, war eben schon für den jungen Raabe eine höchst ernsthafte Sache.

Noch stärker als zum Drama trieb es ihn um diese Zeit zu lyrischer Gestaltung. Mächtig und elementar wie ein Frühlingssturm kam es damals über den jungen Wolfenbütteler Poeten und stillen Liebhaber. Vers auf Vers, Lied auf Lied entquoll ihm, der doch bis dahin kaum jemals einen Reim geschmiedet hatte. Raabe selbst sprach später scherzhaft von seiner „lyrischen Brunftzeit"; sie dauerte bis Anfang der 60er Jahre, nach 1862 ist kein Gedicht von Belang mehr entstanden, wie Wilhelm Brandes (Wilhelm Raabes lyrische Zeit, Eckart II. 12, S. 757 ff.) mitteilt.*) In den Anfängen schritt Raabes Lyrik sehr deutlich in den Bahnen der volkstümlichen Romantik und auch sein besonderer Liebling Heinrich Heine gab manche Anregung, aber ebenso überraschend schnell wie der Epiker fand auch der Lyriker Raabe seine eigene Note, und zwar ward das rein epische Situations- oder Stimmungslied, das ja auch der Romantik entstammte, dort aber meist sehr äußerlich in die Erzählung eingeflickt wurde, seine besondere Stärke, vornehmlich die historische oder kulturhistorische Romanze,

*) Allerdings führt Brandes selbst unter den Lesefrüchten ebenda. S. 787 ff. noch eins vom 2. Juli 1870 an: Abschied von Stuttgart, S. 790 f.

wie etwa der Cyklus „Belagerte Stadt“ in „Einer aus der Menge“, das „Lebenslied“ der elenden Landfahrerin Susanne im Lorenz Scheibenhart bis zu dem mächtigen „Todeslied“ im „Heiligen Born“ und den zwei herrlichen Schill-Liedern der Susanne Reußner in „Nach dem großen Kriege“.

Im Winter 1858-59 konnte der Wolfenbütteler Schriftsteller stolz mit zwei Bänden auf den Büchermarkt treten. Im Verlag von Ernst Schotte u. Co. zu Berlin erschienen: „Die Kinder von Finkenrode von Jakob Corvinus (W. Raabe), Verf. der Chronik der Sperlingsgasse und Ein Frühling“, und „Halb Mär, halb mehr, Erzählungen, Skizzen und Reime von Jakob Corvinus (W. Raabe)“. In dem letzten Bändchen hatte Raabe seine fünf ersten Novellen, „Der Weg zum Lachen“, „Der Student von Wittenberg“, „Weihnachtsgeister“, „ Lorenz Scheibenhart“ und „Einer aus der Menge“ vereinigt und fügte am Schluß noch zwei kleine lyrische Gedichte hinzu: „Buch zu“ und „Wunsch und Vorsatz“, die im Gegensatz zu den epischen Gedichten (in Lorenz Scheibenhart und Einer aus der Menge) in künstlerischer Beziehung wenig zu bedeuten haben. Wesentlich bedeutsamer sind sie aber in biographischer Beziehung, insofern sie beide klar aussprechen, daß der junge Dichter schon damals entschlossen war, nur aus dem Leben zu schöpfen und, wenn die Großen nichts von ihm hören wollten, für die Kleinen und Einfältigen zu schaffen. (vergl. Eckart IV 9 u. 12.)

Im Jahre 1858 war Wilhelm Raabe ganz besonders fleißig. Nach Vollendung des Romans schrieb er noch zwei neue Novellen „Die alte Universität“ (28. Juli bis 16. August) 1858) und den „Junker von Denow“ (15. Nov. bis 26. Dez. 1858), die dann beide wieder in Westermanns Monatsheften (V. 1 ff. und 583 ff.) zuerst erschienen. Kein Wunder, daß sich nun bei dem jungen Dichter das Bedürfnis regte, für einige Zeit dem Banne des Schreibtischs zu entfliehen, einmal wieder in die Fremde zu wandern und in die erfrischenden Fluten neuen Lebens unterzutauchen. Wie so viele deutsche Künstler lockte auch ihn vor allem die Sehnsucht nach dem Süden, nach dem gelobten Lande Italien. Als der Frühling von 1859 ins Land zog, ließ sich der Wanderlustige („Literat, schlank, Haare und Augen braun“, so zeichnete ihn sein Paß) auch durch die drohend heraufziehenden Kriegswolken nicht abhalten und verließ Anfang April Wolfenbüttel, um seine erste große Reise anzutreten, die ganz eigentlich zu einer Bildungsreise wurde.

Zunächst ging es nach der altberühmten Buchhändlerstadt Leipzig, da die Fahrt auch dazu dienen sollte, allerlei neue persönliche und geschäftliche Beziehungen anzuknüpfen. In Leipzig suchte Raabe den bekannten Verleger und Herausgeber der damals aufblühenden Familienzeitschrift „Die Gartenlaube“, Ernst Keil, auf, der an dem jungen unternehmungslustigen Braunschweiger sein Wohlgefallen hatte und ihm launig vorschlug, für sein Blatt als Berichterstatter in den österreichisch-italienischen Krieg zu ziehen. An Keils Stammtisch im „Ritter“ lernte Wilhelm Raabe noch allerlei interessante Männer kennen, so den unterhaltsamen, stets aufgeräumten Reiseschriftsteller Friedrich Gerstäcker, der damals im Zenit seines Ruhmes stand, den berühmten Gesundheitsmann Professor Bock u. a. m.

Auch den liebenswürdigen Herausgeber der „Blätter für literarische Unterhaltung", Hermann Marggraff, der draußen in Gohlis in einem idyllischen Gartenhaus wohnte, suchte Raabe auf; endlich den damals wohl erfolgreichsten Romanschriftsteller Deutschlands, Gustav Freytag. Der vornehme Grenzbotenredakteur war ziemlich kühl und zurückhaltend. Als der junge Braunschweiger ihm berichtete, daß er nach Italien wandern wolle, riet ihm Freytag dringend ab und meinte ungefähr: „Was wollen nur die deutschen Künstler immer in Italien! Sie sollten lieber nach den Niederlanden gehen, da ist das gelobte Land germanischer Kunst, da sollten sie hingehen, wenn sie etwas Brauchbares lernen wollen." Raabe war zunächst verblüfft, auch nicht sonderlich sympathisch von Freytags aristokratischer Pose berührt; aber er gab später dem national selbstbewußten und einsichtigen Manne doch innerlich recht. Freilich übersah Freytag damals, daß gerade der Gegensatz südlichen Lebens, südlicher Kunst und Landschaft und der geheime Drang nach Ergänzung und Anregung durch romanisches Wesen die jungen Künstler des germanischen Nordens unwiderstehlich nach dem Süden zieht und ziehen muß, und daß meist erst reiferen Künstlern der Sinn für verwandtes Wesen und gleiche Stammesart aufzugehen pflegt.

Von Leipzig zog Wilhelm Raabe nach Dresden, wo er in dem alten historisch berühmten Gasthof zu den „Drei Palmen" beim japanischen Palais abstieg und herrliche Tage verbrachte. Mit Karl Gutzkow, der damals an seinem „Zauberer von Rom" schrieb und fürchtete, daß durch den Krieg die Wirkung des Romans sehr beeinträchtigt werden könne, saß der junge Autor manchen guten Abend plaudernd zusammen, auch der große Schauspielvirtuos Emil Devrient, Robert Gieseke, damals Herausgeber der Novellenzeitung, und andere kamen hinzu. Ferdinand Stolle, der leitende Redakteur des berühmten „Dorfbarbiers", war besonders herzlich, und mit dessen Familie machte Raabe manchen schönen Ausflug in die reizvolle Umgebung des schönen Elbflorenz. Gern hätte er auch den leidenden Dichter des „Erbförsters" besucht, aber es ging nicht mehr an.

Von Dresden ging die Reise weiter nach Prag, wo Raabe mit einem dazumal besonders unternehmungslustigen Buchhändler J. L. Kober in Verhandlungen trat, der seit mehreren Jahren ein „Album, Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller" herausgab, z. B. Gutzkow, Mundt, Schücking, Gerstäcker usw. waren darin vertreten. Hier erschien 1869 im XVI. Jahrgange „Der heilige Born, Blätter aus dem Bilderbuche des XVI. Jahrhunderts von Jakob Corvinus". Kober war überzeugter Tscheche und zeigte seinem literarischen Gast nicht nur alle Herrlichkeiten der schönen hunderttürmigen Stadt, sondern er führte ihn auch in das urtschechische Kasino ein, wo es sehr munter und behaglich zuging und manche lustige Brüderschaft getrunken wurde. Das Tschechentum lag damals so ziemlich am Boden, und erst durch die äußerst ungeschickten Germanisierungsversuche der österreichischen Regierung kam es nach und nach zum Erwachen einer bewußten tschechischen Opposition, von der übrigens Raabe nicht eben viel merkte. Ihm erschien Böhmen noch als ein schönes deutsches Land und gerade die Erinnerung an Prag erschien ihm jederzeit ungetrübt und stark. Vor allem eine kleine humoristische Episode blieb

ihm unvergessen. Als er den stimmungsvollen alten Judenkirchhof aufsuchen wollte, führte ihn ein schalkhaftes Judenmägdlein aus Übermut in das nahe Spital des alten Beguinenstifts, wo zwölf alte Weiber entsetzt über den unerwarteten Herrenbesuch Zeter und Mordio schrieen. Diese und andere Eindrücke verwertete der Dichter drei Jahre später in einer seiner lieblichsten und zartesten Novellen, der duftigen „Hollunderblüte".

Von Prag fuhr Raabe weiter nach Wien. Der Aufenthalt dort war sehr interessant, aber nicht gerade behaglich. Hier skizzierte er bereits die Fabel des „Heiligen Born" und entwarf einige Kapitel. Der Plan, nach Italien zu pilgern, mußte fallen gelassen werden, denn alles war bereits in Kriegsstimmung. Die österreichische Regierung und Verwaltung imponierten dem jungen Norddeutschen ganz und gar nicht, und jeder Rest von großdeutscher Sympathie für die Donaumonarchie schwand vollends in Raabes Seele. „Österreich muß heraus aus dem deutschen Staatengebilde, wenn Deutschland genesen soll", das war und ward immer mehr zur Überzeugung des reifenden Dichters, der ohne gerade besondere politische Interessen zu hegen, stets von einem starken, elementaren Nationalgefühl erfüllt war.

Von Wien aus fuhr Raabe die schöne blaue Donau hinauf gen Linz und Ulm, besah sich dort wie in Bamberg und Würzburg die alten Kirchen und zog weiter nach München. Hier suchte er Hermann Lingg auf, dessen Gedichte (1854) ihm (wie den Zeitgenossen überhaupt) einen starken Eindruck gemacht hatten. Die bayrische Hauptstadt an der Isar, deren junges Kunstleben damals noch etwas Parvenühaftes an sich hatte, gefiel dem jungen Braunschweiger nicht sonderlich; selbst die berühmten, aber recht engen, dumpfen Bierstuben behagten ihm trotz des trefflichen Getränks nur wenig.

Einen ganz anders günstigen und unvergeßlichen Eindruck machte dagegen auf Raabe das schöne Stuttgart mit seinen lieblichen grünen Hügeln, seinen Weinbergen, seinen fröhlichen Biergärten, seiner munteren und intelligenten Bevölkerung, seinem freien geselligen Treiben und damals gerade reich aufblühenden geistigen und künstlerischen Leben. Hierzu traten freilich wieder wie in Leipzig und Dresden anregende persönliche Bekanntschaften, die den Aufenthalt für Raabe so angenehm gestalteten, daß in ihm leise und heimlich der Wunsch aufstieg, hier in Stuttgart möchtest du wohl einmal leben, schaffen und einen eigenen Herd gründen. Edmund Höfer kam ihm mit wahrhaft kollegialer Freundlichkeit entgegen, der vornehmere Hackländer und Hermann Hauff ließen es an Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten nicht fehlen. Ausflüge wurden unternommen, Kunstsammlungen besucht (hierbei lernte Raabe eines Tages auch Wolfgang Menzel kennen) und mancher Abend bei gutem Schoppen und kerniger Unterhaltung verbracht. Kurz, es waren mit die fröhlichsten Tage auf dieser fröhlichen Bildungsreise des jungen norddeutschen Poeten, und der Abschied von der schönen Schwabenstadt fiel ihm nicht leicht. „Auf Wiedersehen" klang es in Wilhelm Raabe so lang und laut, bis später der Entschluß durchbrach, nach Stuttgart zurückzukehren.

Aus dem ursprünglich geplanten Römerzug war also nach und nach eine Fahrt durchs große deutsche Land geworden. Noch fehlte aber dem Landfahrer eine der schönsten und charakteristischsten Gegenden zum Gesamtbilde, die Rheinlande. Und so lenkte er seine Schritte schließlich dorthin und genoß ihre Schönheit als den letzten großen Eindruck der herrlichen Reise und zwar in vollen Zügen. In Mainz besuchte der Braunschweiger einen befreundeten Landsmann, den Opernsänger Böhlken, und ließ sich von ihm gar manches Schöne zeigen. Wiesbaden und seine berüchtigten Spielsäle wurden ebenfalls besucht, der Niederwald bestiegen und in übermütiger Laune dem Führer zu einem glücklichen Rausche verholfen, und dann ging es heimwärts den grünen Rhein hinunter.

Im Herbst des Jahres 1859 kehrte Wilhelm Raabe, überreich an schönen Erinnerungen und neugestärkt, an seine Arbeit nach Wolfenbüttel zurück. Seine erste Betätigung in der Heimat galt der großen Schillerjubelfeier am 10. November 1859, für die Raabe ein schwungvolles Gedicht schrieb. Das schönste Denkmal setzte er dem großen Tage freilich erst später im „Dräumling".

Aus dem Jüngling war ein Mann geworden, der, ruhig und seiner Kräfte nun völlig sicher, die erfolgreich eingeschlagene Bahn seines Lebens weiter zu schreiten fest entschlossen war und mutig daran ging, sich und seiner Kunst neue und höhere Ziele zu stecken.

„Der Narr in Christo".

Von Reinhold Seeberg.

Unter diesem Titel hat Gerhart Hauptmann kürzlich einen Roman erscheinen lassen.*) Der Untertitel gibt den Namen des Narren: „Emanuel Quint". Es ist nach Form und Inhalt ein gleich eigentümliches Werk. Man liest es nicht leicht und gern, aber es regt zu Gedanken an. Langsam zieht sich die Erzählung über 540 enggedruckte Seiten hin, es geschieht wenig in dem Buch und eines ist dem anderen ähnlich, lange Reden werden gehalten, die immer wieder dieselbe Mystik eines irren Geistes darbieten, aber unter der Spreu finden sich auch duftende Blumen. So versteht es sich, daß der Leser unter Anwandlungen von Langerweile und der Versuchung, manche Partien zu überschlagen, leidet. Aber wer das Buch zu Ende gelesen, ist nachdenklich gestimmt. Nicht, als wenn die Erzählung eine starke, freudige oder ärgerliche Stimmung in ihm wachgerufen hätte, aber er hat die Empfindung eines psychologischen Problems empfangen. Ein Problem ist das Resultat des Buches, keine Lösung, keine Anregung, keine Kraft.

Hauptmann redet im Ton des Chronisten (S. 540). Es ist ein eigentümlicher Ton, etwas müde und bedächtig, altertümelnd und altklug reflektierend. Dabei tritt die Gabe des Dichters zu sehen und für das Sehen zu schreiben doch immer zu Tage. Man sieht den Helden deutlich vor Augen und alle die Nebengestalten haben Fleisch und Blut und ihre eigene Seele. Dazu der Hintergrund des Riesengebirges mit seinem öden melancholischen

*) Der Narr in Christo Emanuel Quint. S. Fischer, Berlin 1910.

und doch großartigen Charakter. Da gehören die Gestalten des Romans hin, kleine Leute mit engem Horizont, verschlossen und doch hellhörig für die Geheimnisse der Seele, in harter Arbeit um das karge Brot des Tages sich abmühend und doch fähig zu schwärmen und zu träumen von dem „Geheimnis des Reiches" mit jenseitigen Sonnen und Wonnen.

Doch nun der Held und sein Problem.

Emanuel Quint ist das uneheliche Kind eines Bauernmädchens und eines katholischen Geistlichen (S. 424). Seine Mutter hat später einen Tischler geheiratet. Ungeschickt und träumerisch war der Knabe und Jüngling. So ist er auch geblieben. Er hatte nur für eines Interesse, für Jesu Gestalt. Von klein auf träumte er wachend von dem Gekreuzigten (S. 183) und dazu trat in der Seele des Verachteten und Verspotteten der Wunsch, ein Gott zu werden, der alles demütigt (S. 49). Dann hat ihn als Jüngling ein phantastischer Herrnhuter in einem Waldsee getauft und die Wildtauben fuhren dabei über sein Haupt hin. Die „Weihe einer besonderen Mission" ward dadurch in seine Brust gelegt (S. 238). In der ungeheuren Stille des Gebirges erlebt er seine Versuchung. In ihm entsteht der Glaube, des Menschen Sohn und Gottes Sohn zu sein. Er findet Anhänger, ihr fanatischer Glaube stärkt seinen Glauben an seine Mission. Seine Worte werden als Offenbarungen aufgenommen, Wunder werden ihm aufgenötigt. Eine ungeheure Glut des Fanatismus umhüllt seine Gestalt und betört seinen Sinn. Und doch verliert er sich selbst nicht. Von dem kommunistischen Treiben der Genossen will er, der von niemand auch nur einen Pfennig Geld nimmt, nichts wissen. Ihr Hangen an den sinnlichen Genüssen des tausendjährigen Reiches widert ihn an. Immer geistiger wird er demgegenüber. Die geordneten Verhältnisse eines gebildeten Familienlebens, in die er zeitweilig hineinkommt, tun das Ihrige hinzu. Emanuel wendet sich von dem Buchstaben der Bibel, von den Äußerlichkeiten der Religion immer energischer ab. Die Stimmung der Reden des Johannesevangeliums beherrscht seine Seele. Er setzt sich Jesus ganz gleich. In ihm ist Gott, und wer ihn sieht, sieht den Vater. So lebt er. Schließlich ist Breslau der Schauplatz. In einer Kneipe mit der roten Laterne bringt er seine Abende zu, den Sündern ihre Sünde vergebend, mild und entschieden von dem Gott in seiner Brust erzählend, von irdischen Zwecken und irdischer Liebe, auch dort, wo sie sich ihm fast aufdrängt (S. 355), unberührt. Er zertrümmert die Gegenstände auf einem Altar und wäscht seinen Jüngern die Füße, nicht ohne daß einer von ihnen es ihm wehrt. Dann wird er eines Lustmordes angeklagt, aber, obwohl er der Anklage gegenüber schweigt, ja sich schuldig bekennt, freigesprochen. Dann geht er in die Schweiz. Unterwegs klopft er an allen Türen an und spricht: „Ich bin Christus, gib mir ein Nachtlager". Aber die Türen werden vor ihm zugeschlagen. Oberhalb von Andermatt hat ein Hirte dann sein Brot mit ihm geteilt. Im nächsten Frühling fand man ihn oben im Gebirge erfroren. Die Hand hielt einen Zettel, darauf las man die Worte: „Das Geheimnis des Reiches?".

Das ist der Inhalt des Buches. Die bescheidenen Nebenfiguren — Weber, Schmuggler, Lehrer mit ihren Frauen und Töchtern, Kellnerinnen, ein gescheiterter Primaner usw. — interessieren wenig, wenngleich sie fast

alle ihre eigenen Gesichter haben. Auch die Gemeindebildung mit ihrem Schwärmen vom ewigen Bräutigam und den sinnlichen Verfehlungen, die daraus hervorgehen, fesselt wenig. Interessant ist nur der Held, und er ist ein Problem.

Es ist fraglos ein Fehler in der Komposition des Romans, daß Hauptmann nicht nur die Taten des Narren als Nachahmungen Christi erscheinen läßt, sondern auch die von ihm unabhängigen Ereignisse parallel mit der Geschichte Christi gestaltet. Wozu braucht der Stiefvater ein Tischler zu sein, wozu Quint Emanuel, den Messiasnamen, zu tragen, wozu die Taufe und die sich daran schließende Versuchung, wozu das Brüderpaar unter den ersten Jüngern? Die Imitatio Christi ist psychologisch verständlich, die Gleichgestaltung der äußeren Umstände mit dem Leben Jesu bringt einen fremden peinlichen Zug in das psychologische Gemälde. Der Leser fühlt sich dadurch nur mystifiziert und wird unlustig, das psychologische Problem ernst zu nehmen. Die Illusion wird durch diese künstliche Mache zerstört. Oder meinte Hauptmann etwa, daß durch diese zufälligen Ähnlichkeiten der Wahn Emanuels psychologisch begreiflicher werde? Das wäre jedenfalls ein Irrtum, denn auch ohne derartige Äußerlichkeiten hat es bekanntlich Menschen gegeben, die die Gleichheit mit Christus bis zu dem Kreuz und den Nägelmalen erstrebt haben.

Ich bemerke das, weil durch diesen ungerechtfertigten und unnatürlichen Zug das psychologische Interesse an dem Roman verdunkelt wird. Will man aber diesen Roman als literarische Leistung beurteilen, so liegt alles an dem Verständnis der psychologischen Entwicklung des Helden. Sie ist nicht ganz leicht und für den, der sich darum bemüht, wird der Roman fast mehr zu einer psychologischen Studie als zu einer wirklichen Erzählung. In einigen Zügen möchte ich nun Hauptmann die psychologische Entwicklung Emanuels nachzuzeichnen versuchen.

Wir sahen schon, daß Emanuel von Jugend auf seine Phantasie mit dem Bilde Christi erfüllt hatte, und daß im Gegensatz zu seinem eigenen niedrigen und verachteten Dasein die Phantasie sich auch auf die göttliche Hoheit Christi gerichtet hatte. Nun griff die Taufe durch den Herrnhuter umgestaltend in sein Leben ein (S. 238). Versuchende Stimmen raunen ihm zu: „ich grüße dich, Christus, Gottes Sohn" (S. 55). Aber er rettet sich vor ihnen durch das Bekenntnis, er sei nur „des Menschen Sohn" (S. 56). Damit beginnt nun seine innere Gleichsetzung mit Jesus, den er liebt und mit dem er sich eins fühlt (S. 65). Diese Gleichsetzung führt aber konsequent dazu, daß er sich auch die Gottheit Christi zuschreibt. Das geschieht auf dem Umweg, daß er den natürlichen Geist in sich für Gottes Geist ansieht (S. 76 ff). So ist denn beides in ihm vereint, was Christus war. Hinfort will er nur leben wie Jesus lebte (S. 117). Des eigenen Willens will er sich begeben und nur Werkzeug des in ihm wirkenden Gottesgeistes werden (S. 148).

Nun steht aber zunächst Christus seinem „Narren" immerhin noch als ein anderer gegenüber. Emanuel will Christus nur nachfolgen (S. 165). Da aber erlebt er die mystische Hochzeit, die ihn mit Christus eins macht. Er sieht Christus sich entgegenkommen und dann fühlt er, wie der eine in den andern hineinschreitet, so daß beide eins werden (S. 170). Jetzt erst

wird die Selbstidentificierung mit Christus völlig. „Nicht ich lebe, sondern Christus lebt, dieses apostolische Wort war ihm zur eigenen Natur geworden.“ (S. 321). Jetzt heißt es daher: „nach der Geburt im Fleisch bin ich des Menschen Sohn, nach der Geburt im Geist aber Gottes Sohn“ (S. 198).

Es ist verständlich, daß Emanuel von nun an alle Worte Jesu zu seinen Worten machen kann. Er stellt wie Jesus seine eigene Autorität über die der Bibel (S. 200. 345), er weiß sich eins mit dem Vater (S. 428), niemand kann ihn einer Sünde zeihen (S. 364), er vergibt Sünden (S. 305. 457), er ist die Auferstehung und das Leben (S. 482). In dieser messianischen Selbstschätzung wird Emanuel aber bestärkt durch den Glauben seiner Anhänger. Obgleich er ihren sinnlichen Zukunftsglauben verwirft (S. 322), will er sie doch nicht ganz enttäuschen (S. 214), und so wird er dazu genötigt, sein Heilandsbewußtsein zu „vergröbern“ (S. 321).

Was heißt das? Sehe ich recht, so läßt Hauptmann in der Seele seines Helden zwei Empfindungsstränge sich kreuzen. Der eine ist mystisch: Emanuel fühlt sich eins mit Christus, der andere ist rationalistisch pantheistisch: in wem Geist ist, in dem ist Gott und er ist daher dasselbe wie Christus. Nicht selten in der Geschichte ist die von dem Geist Gottes trunkene Mystik in diesen pantheistischen Rationalismus, der den Menschengeist als Gottes Geist ansieht, umgeschlagen. Es ist daher nichts dawider einzuwenden, daß Hauptmanns Emanuel fanatischer Mystiker und aufgeklärter Pantheist zugleich ist. Vom letzteren Standpunkt aus ist es zu verstehen, wenn er sagt „in mir ist Gott“ (S. 251), oder Jesus als seinen „Bruder“ bezeichnet (S. 251) oder das Gebet als zwecklos erklärt, weil doch Gott in ihm ist (S. 250), oder die Hölle verschließt (S. 233). „Christus? Ich kenne ihn nicht oder bin es selbst“ (S. 453). Aber neben dieser Auffassung geht die andere ruhig einher, nach der er mit Christus persönlich identisch ist, kann er doch von den Aposteln sagen: „die n a ch m i r kamen (S. 466).“

Das ist das Problem. Ein Mann, an dem die Ärzte „degenerative Zeichen“ wahrnehmen (S. 279. 440), will Christus nachfolgen. Er fühlt sich zunächst eins mit dem Menschen Jesus, dann fühlt er sich auch eins mit der Gottheit Christi und zwar einerseits, weil er mystisch mit dem ganzen Christus eins geworden ist, andrerseits auf Grund der pantheistischen Idee, daß des Menschen Geist der göttliche Geist ist. An sich würde letzteres seine schließliche Empfindung richtig wiedergeben, aber der „vergröbernde“ Einfluß seiner Umgebung, wir dürfen hinzufügen seiner eigenen Vergangenheit, halten ihn fest bei der Christusmystik. „Ein starrer unbeirrbarer Wille“ trug allmählich diese Gedanken, die „nach vielen Krisen“ gewonnen wurden, ihr Ertrag ist, „wie der Narr in Christo es nannte: die kühne Freiheit des Gotteskindes zu christlicher Tat und zu christlichem Tod“ (S. 376).

Daß dieser Mann geistig nicht normal ist, ist klar. Schon das wunderliche Reden in Worten einer anderen Person, die doch immer wieder von eigenen Gedanken durchzogen werden, beweist das. Die Hartnäckigkeit, mit der er an seinen Ideen festhält, beweist nichts dawider, wie jedem Psychiater bekannt ist. Und auch die schöne Form, in die er seine Gedanken kleidet, oder die Konsequenz seiner Entwicklung können nicht als Beweise seiner Gesundheit angeführt werden. Es ist daher m. E. nicht zu leugnen, daß

Hauptmann ein in sich geschlossenes Bild seines Helden zu zeichnen gewußt hat. Wir haben es wirklich mit einem Kranken zu tun. Das psychologische Problem, das er aufgibt, ist zugleich ein pathologisches. Er hat in der Form des Romans eine nicht uninteressante psychiatrische Studie geliefert, die fast mehr nach der Beurteilung durch den Arzt als durch den Ästhetiker verlangt.

Indessen geben wir damit Hauptmanns Absicht richtig wieder? Wir dürfen uns nicht der Mühe verdrießen lassen, die Urteile, die er als Chronist über seinen Emanuel fällt, zusammenzustellen. Nach der Taufe Emanuels sagt Hauptmann: „Es ist nicht zu billigen, ganz gewiß, daß sie sich verleiten ließen, etwas Unerhörtes zu tun, eine Blasphemie, die das Gesetz unter Strafe stellt! Aber wenn man bedenkt, wie Jesus die Armen an Geist und die Einfältigen, wenn sie nur reines Herzens waren, besonders liebte, so wird man nicht ohne Nachsicht sein“ (S. 51). „Er wußte nicht, wie viele vor ihm sich in der Imitatio Christi versucht hatten, die eine ganz besondere Falle des Teufels war“ (S. 65). „Er enttronte den persönlichen Gott und glaubte, daß Jesus ihn enttront habe und an seine Stelle den Geist gesetzt, womit sich sein Verhängnis ankündigte“ (S. 78 f.). „Der arme Quint, dessen ärgster Fehler — man weiß allerdings, daß Müßiggang aller Laster Anfang ist! — vielleicht eine gewisse Scheu vor der Arbeit war“ (S. 160). „Was sie (die Anhänger) indessen mit bebenden Schauern vor Quintens Erscheinung niederzwang, war eine tiefe Erfahrung von Geist und ward vom Geiste Quintens empfangen. Wer könnte nun mit Gewißheit behaupten, Gott, Christus wäre in diesem leiblichen Irrtum nicht als geistige Wahrheit zugegen gewesen?“ (S. 338). „In Wahrheit sah Emanuel Quint den Heiland kaum mehr im Bibelbuch, das er ja auch mißhandelt hatte (er warf es an die Wand), sondern, schrecklich zu sagen, nur noch in sich selbst und als sich selbst“ (S. 347). „Er bildete Jesus in sein Inneres, er bildete ihn und sein Schicksal tief in sein eigenes Wesen hinein“ (S. 391). „Man sieht, wie diesem neuen Messias die schriftliche Überlieferung der Worte des ersten echten Messias mit eigenen Zusätzen kaleidoskopisch durcheinander ging und wie er immer die gleichen Gedanken zu neuen Gruppierungen in sich umwälzte. Freilich schien es, so wie alle diese Worte laut wurden, daß ein Zwang, eine innere Gewalt hier wirksam war, die alles von innen, wie mit dem Hauch der ersten Schöpfung hervorbrachte“ (S. 469 f.). Und so heißt es gegen Ende: „Unwillkürlich dankte man dem Himmel, daß nur ein armer Erdennarr und nicht Christus selbst der Wanderer gewesen war: dann hätten nämlich hunderte von katholischen und protestantischen Geistlichen, Arbeitern, Beamten, Landräten, Kaufleuten aller Art, Generalsuperintendenten, Bischöfen, Adligen und Bürgern, kurz zahllose fromme Christen, den Fluch der Verdammnis auf sich geladen. Aber wie konnte man wissen — obgleich wir „führe uns nicht in Versuchung“ beten —, ob es nicht doch am Ende der wahre Heiland war, der in der Verkleidung des armen Narren nachsehen wollte, inwieweit seine Saat von Gott gesäet, die Saat des

Reiches, inzwischen gereift wäre? Dann hätte Christus seine Wanderung, wie ermittelt wurde, über Darmstadt, Karlsruhe, Heidelberg, Basel, Zürich, Luzern bis nach Göschenen und Andermatt fortgesetzt und hätte überall nur von dem gleichen Türenschlagen an seinen Vater im Himmel berichten können" (S. 539). Und endlich nach dem Bericht von seinem Tode das Schlußwort: „War er überzeugt oder zweifelnd gestorben? Wer weiß es? Der Zettel enthält eine Frage sicherlich! Aber was bedeutet es: Das Geheimnis des Reiches?" (S. 540).

Hauptmann spricht hier natürlich im Sinn seines Chronisten, wie schon die kläglichen oder überredenden Zwischenrufe beweisen. Aber nicht minder sicher ist es, daß diese Sätze einen Wegweiser bilden zum Verständnis seiner eigenen Absicht. Dann aber wandelt sich das Bild, das wir uns bisher bildeten, mit einem Schlage. Wir haben es allerdings mit einem Kranken zu tun. Aber dieser Kranke hat wirklich Jesus in sein Inneres „hineingebildet", war er doch einer jener Armen an Geist, die Jesus vor allen liebte. Daher hat Quint dann wohl auch die Probe angestellt, ob und inwieweit der Geist Christi in den Menschen noch lebe. Die Verwerfung, die ihn traf, war zugeich ein Urteil über Christus und das Christentum. Oder — anders ausgedrückt — der „Narr in Christo" war der Zeuge des Geistes Christi, der kranke Repräsentant einer kranken Frömmigkeit, oder auch: in seiner Narrheit war doch Geist aus dem Urgrund alles Geistes.

Wäre das die letzte Meinung Hautpmanns — er hätte sie jedenfalls sehr vorsichtig ausgedrückt — dann würde auch das verständlich, was wir einige Seiten zurück beanstandeten, daß nämlich die äußeren Geschicke Quints so stark dem Leben Jesu angenähert wurden. Der Leser sollte dadurch angeleitet werden, aus Quint Jesus zu verstehen, oder das Leben Quints sollte zum Kommentar des Lebens Jesu werden. Man hat Hauptmann so verstanden, und eine peinigende Empfindung, die sich in dieser Richtung bewegt, wird der Leser allerdings über dem Lesen des Buches nicht los. Indessen ist diese Deutung begründet? Es muß eins gegen sie eingewandt werden: Jesus ist das Original und Quint ist die Kopie, und eben darin, daß er so äußerlich kopiert, besteht seine Narrheit. Was in der ursprünglichen Darstellung gesund und kraftvoll war, das kann sehr wohl in der mechanischen Nachbildung unter anderen Verhältnissen und in anderen Zeiten zur Torheit werden. Wer, der die Geschichte der Imitatio Christi einigermaßen kennt, wüßte nicht hierfür Beispiele anzuführen?*) Man denke nur an die Geschichte so mancher Asketen oder an Gestalten wie Franz von Assisi und Heinrich Seuse. Kein Verständiger wird aus solchen krankhaften Nachbildungen einen Schluß auf die Krankheit des Originals ziehen. Dann aber müssen wir auch Hauptmann von diesem Vorwurf wenigstens freisprechen. An den widerwärtigen Versuchen einiger Neueren, Jesus als degeneriert, epileptisch, paranoisch usw. zu verstehen, hat dieser Roman glücklicherweise keinen Anteil. Von der Unvernunft, an der diese Versuche kranken, hat Hauptmann sich m. E. freigehalten.

*) Vergl. meine Studie „Die Nachfolge Christi" in meinem Buch „Aus Religion und Geschichte" Bd. I (1906) S. 1 ff. und daselbst S. 188 ff. die Biographie Heinrich Seuses.

Freilich damit ist das andere Bedenken nicht gehoben. Sollte ein Mann wie Hauptmann wirklich der Ansicht sein, daß eine Gedankenwelt, wie sie sein Emanuel Quint vertritt, der genuine, wenn auch in einen Nebel von pathologischer „Narrheit" eingehüllte, Ausdruck der Ideen Jesu ist? So viel ich sehe, kann diese Frage nicht verneint werden, das Material zur Beantwortung habe ich dem Leser vorgelegt. Hauptmann hat sich ja in die Evangelien, zumal in das des Johannes, wirklich hineingelesen und sein Quint trifft im Ganzen sicher den Ton der johanneischen Reden Jesu. Trotzdem scheint Hauptmann von dem, was Jesus wirklich war und wollte, kein Verständnis gewonnen zu haben. Man kann das beklagen, aber man darf doch, wenn man gerecht urteilen will, nicht übersehen, wie weit verbreitet ähnliche Mißverständnisse von Jesu Werk und Wesen in den Kreisen unserer Gebildeten sind! Wie oft kann man etwa in philosophischen Werken Sätze über die weltferne, finster asketische Moral Jesu oder über die Verstiegenheit seiner Zukunftsgedanken lesen. Und ist nicht selbst bei vielen Theologen noch immer der Jesustypus in Kraft, wie ihn Renans Phantasie gebildet hat? Statt der mannhaften, in sich geschlossenen, immer zielsicheren Gestalt Jesu, wie ihn die richtig verstandenen Evangelien kennen lehren, tritt einem hier ein schwärmerisch angehauchter, von großen Ahnungen erfüllter Jüngling entgegen. Diese Jesusbilder haben mehr Ähnlichkeit von Franz von Assisi als von Jesus, aber dieser franziskanische Jesustypus hat nicht nur die Kunst, sondern auch die Wissenschaft vielfach zu blenden vermocht. Sollen wir uns darüber wundern, daß auch Hauptmann ihm folgt? Ich meine, bemessen an dem Jesusbild, das der Theologe Frenssen gezeichnet hat, schneidet Hauptmann nicht eben schlecht ab.

Die Dichter vermögen es bisweilen, den Historiker zu lehren. Über die Berggipfel der Jahrhunderte hinweg reichen sie die Hand den Großen selbst, die ihr Gemüt ergriffen, und in den Worten, die sie finden, offenbaren sich Tiefen, die durch Jahrhunderte verschüttet waren. Doch nicht immer geschieht das. Oft wissen sie auch nur durch die Brille der zeitgenössischen Urteile und Vorurteile zu lesen, ihr Blick reicht dann nicht weiter, als der Lichtkreis der Lampe der Wissenschaft geht, und die Hand langt nur bis zu dem Tintenfaß. Ich dachte, als ich Hauptmanns Buch zur Hand nahm, es könnte etwas von diesem dichterischen Prophetenblick, der weit hinausblickt über die Erdarbeiten und Kanäle der landläufigen Historie, enthalten. Die Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen. Von der herben Hoheit und der zähen Willensenergie Jesu, des einzigen, den bis heute das ganze Menschengeschlecht „den Herrn" nennt, hat auch Hauptmann nichts zu spüren vermocht, er hat Jesus nicht anders gesehen, als ihn Hinz und Kunz auch sehen. Daher hat er denn seinen Emanuel Quint wie einen legitimen Bevollmächtigten Jesu, der sein Werk revidieren soll, ansehen können. Das ist ganz verständlich, landläufig modern, wie wir erkannten.

Der „arme Narr" hat sich nur gemüht, dem vulgären Jesusbilde möglichst ähnlich zu werden. An die wirkliche Hoheit des Herrn ist er nicht herangekommen. Das war nicht möglich, denn die ist unnachahmlich. Für den Bevollmächtigten Jesu wird ihn daher kein Christ anerkennen wollen. Dazu gehört doch etwas anderes als die bloße Nachahmung es gewähren

kann. Eine historische Gestalt allerersten Ranges ist mehr, als die Daten einer Biographie zum Ausdruck bringen können, sie ist die Verkörperung eines Prinzips, einer fortwirkenden Kraft, die sich ganz erst in einer langen Reihe wechselnder Entwicklungsstadien auswirkt und offenbart. Das gilt auch von Christus. Der ganze Christus mit seinem Wollen und Wesen wird offenbar in einer langen Geschichte, in den mannigfachen Formen sich verinnerlichender Kraft, aufsteigender geistiger Kultur, individueller wie sozialer Differenzierungen, wie sie in der Geschichte der Christenheit sich darstellen. Daher verbietet es sich aber auch, einige Züge aus dem Leben Jesu zusammenzuraffen und durch sie dann das religiöse und sittliche Leben der Christen in andern Zeiten und Kulturverhältnissen ins Unrecht setzen zu wollen. Diese Absicht leitet ja im Stillen auch Hauptmann. Aber hieran ist nichts Originelles. Mystiker und Pietisten aller Zeiten haben sie angewandt, gerade ebenso wie es in theologischen Lehrfragen beliebt ist, sich auf ein „Evangelium Jesu" zurückzuziehen, das — wie man meint — nur von Gott und der Seele handle. Alledem gegenüber muß man betonen, daß Christus mehr war, als ein vergängliches Individuum, daß sein Wille vielmehr fortwirkt und sich durchsetzt in mannigfachen Formen des geschichtlichen Lebens.

Niemand braucht also zu erschrecken, wenn er etwa erst hier an Quint erkennt, daß Jesu Leben sich vielfach in anderen Formen bewegt hat, als sie uns heute geläufig und möglich sind. Nicht auf diese Formen kommt es an. Es ist lächerlich, zu verlangen, daß das gerade, was seinem Wesen nach immer sich verwandeln muß, beharren soll. Der Versuch, das äußere Leben und die äußeren Gedankenformen Jesu nachzubilden, muß daher notwendig immer scheitern, auch wenn er in den modernisierten Formen, wie Sheldons Roman „In his steps" es anrät, unternommen wird. Dieser Versuch selbst darf als ein Zeichen sittlicher Unreife angesehen werden. Die formelle Nachahmung der Lebensäußerungen einer anderen Person ist nämlich nur auf einem Standpunkt möglich, wo man die äußere Form und Erscheinung so stark betont, daß man das eigentliche Leben der Seele darüber zurücktreten läßt. Wo eine reife Seele dagegen wirklich von der hinreißenden Gewalt Jesu ergriffen ist, da wird es sich ihr lediglich um die innere Gemeinschaft mit ihm und um die Gemeinsamkeit des Sinnes und der Ziele handeln, die äußeren Formen der Gedankenbildung oder der Kraftbetätigung wird sie dagegen ruhig und gleichgültig, je nachdem, wie der konkrete Lebenszusammenhang sie ihr ermöglicht und bietet, herstellen.

Die äußere Nachahmung Jesu ist also ein Zeichen sittlicher Unreife, und die Wirkungen Jesu reichen sehr viel weiter als die Schranken seines Erdenwirkens. Bei Hauptmanns „Narren in Christo" ist diese sittliche Unreife noch gesteigert, durch eine unverkennbare geistige Minderwertigkeit. Ist das aber der Fall, so ist der Leser in hohem Maße erstaunt, daß dieser Quint schließlich wie eine Art Christus zur Kritik der Christenheit bevollmächtigt erscheint. Hätte Hauptmann einen schlichten, einfältigen Nachahmer des Lebens Jesu geschildert, so wäre diese Kritik begreiflich, haben doch Pietisten und Methodisten sie sehr häufig geübt. Nun gab er aber seinem Helden die Merkmale des Toren. Sollte wirklich in diesem „Narren" der Geist Christi

klarer und reiner zu erkennen sein als in anderen Christen, so daß sein Bild der Christenheit zum Gericht gereicht?

Hier liegt wieder m. E. ein Mißgriff des Dichters vor. Wollte er in seinem Helden die ursprüngliche weltfremde, verträumte, übersinnliche Art des Urchristentums — so wie er es nun einmal sich denkt — zur Darstellung bringen, warum wählt er dann zu diesem Zweck nicht einen der „Armen an Geist" — das Wort meinethalben in der geläufigen vulgären Mißdeutung genommen — warum mußte es ein „Narr" sein? Was immer der Dichter als tief und wahr von den urchristlichen Gedanken, wie er sie versteht, dem Leser nahebringen will, das fliegt nun mit lahmer Schwinge. Das psychologische Interesse an dem Halbirren verschlingt alles andere. Auf seine Worte achtet der Leser immer nur unter dem Gesichtspunkte der „Narrheit", ihn interessiert nur, daß der Narr es sagt, nicht aber was er sagt. Dadurch hat der Dichter aber einen guten Teil seines Buches, und zwar einen Teil, an dem ihm selbst viel gelegen war, zur Wirkungslosigkeit verurteilt. Mit der fatalen modernen Neigung zum Kranken und Irren hat Hauptmann die Gestalt seines Helden über Gebühr kompliziert erbaut. Der Mann, der die schlichte Einfalt des Urchristentums darstellen soll, ist zugleich ein Narr, dessen Entwicklung mit fast psychiatrischer Kunst dargestellt wird. Das sind die beiden Grundmotive des Romans. Aber sie drücken und schlagen einander. Die Geschichte eines „Narren" ist überhaupt kein möglicher Gegenstand eines Romans, unwillkürlich gerät die Darstellung daher in die Formen der psychologischen Untersuchung. Ein Bild religiöser Kultur kann sehr wohl in einem Roman entworfen werden, wir besitzen ja Meisterwerke dieser Art. Aber dies Bild, für das Hauptmann durch seine Begabung fraglos besonders disponiert war — im einzelnen hat er auch diesmal reizvolle Situations- und Stimmungsbilder aus dem Innenleben des Volkes zu geben vermocht —, ich sage: dies Bild mußte als ganzes mißraten. Erstens weil der „Narr" das ganze Interesse absorbiert; zweitens weil der „Narr" verhindert, daß man seine Welt einfach als das, was sie ist, auf sich wirken läßt. Sie bleibt eben die Welt „des Narren", wer mag sie ernst nehmen?

Die Seelengeschichte eines religiös Wahnsinnigen kann für den Psychologen, Historiker, Mediziner, Theologen fraglos interessant sein. Indessen wer sich fachmäßig hierum bekümmert, hält sich natürlich lieber an wirkliches — historisches oder klinisches — Beobachtungsmaterial. Das große lesende Publikum dürfte erst recht wenig Interesse für die romanhafte Darstellung der verschlungenen psychologischen Gänge haben, die Hauptmann es führt. Ganz anregende Verstandesprobleme ergeben sich ja auf diesem Wege, aber eine Erhebung des Gemüts oder eine Bewegung des Gefühls bleibt aus. Der „Narr" kann uns bis zu einem gewissen Grade interessieren, aber man wird nicht warm für ihn, dazu ist er zu kompliziert und dann eben ein „Narr". Er hält lange Reden und mischt seine Weisheit mit Jesusworten, aber auch sie fesseln nicht, sie werden dem Leser nur zu „Material" zum Verständnis des Narren. Um ihn bildet sich eine Gemeinde, es sind zum Teil prächtige Köpfe, die Hauptmann hier zu zeichnen weiß, Situationen kommen vor, wie sie nur ein wirklicher Dichter zu schaffen vermag. Aber es geht einem dann wohl wie im Riesengebirge oben auf

der Schneekoppe so oft: eben leuchtete und strahlte es um uns und in wenigen Augenblicken schlagen die Nebel uns wie nasse Tücher in das Gesicht und die schöne weite Welt, die man sah, ist versunken. Wie können uns die Schicksale dieser Leute interessieren, wissen wir doch, daß alles nur auf „Narrheit" beruht, sie ist der Nebel, der alles verhüllt! Es will sich kein tieferes Interesse regen. Fast tut es einem leid, daß so flott komponierte Figuren wie der böhmische Joseph auch in die Bahn des Narren geraten, auch über sie fällt dadurch der Mehltau der kühlen objektiv psychologischen Betrachtung, zu der das Buch den Leser nun einmal nötigt.

Ich kann diesen Roman eines unserer besten Dichter daher leider nur als verunglückt bezeichnen. Ich habe mich gegen diese Einsicht gesträubt, so lange ich konnte. Aber der Eindruck, der sich mir über der Lektüre, auf die ich mich Wochen lang gefreut hatte, ergab, wurde leider ziemlich bald wenig erfreulich. Ich dachte dann über die Gründe hiervon nach, und ich glaube sie jetzt verstanden zu haben. Es war tief in dem großen Grundfehler bei der Komposition des Romans begründet, daß der Leser zu keinem fortreißenden einheitlichen ästhetischen Empfinden zu kommen vermag. Wenn man aber durch 540 Seiten zu keinem Genuß und keiner Freude gelangen kann, wird man nervös, drängt unruhig weiter und legt schließlich das Werk unbefriedigt bei Seite. Der naive Mensch drückt sein Empfinden dann wohl in dem Urteil, das Buch sei „langweilig", aus. Genau genommen will er etwas anderes sagen. Er ist nicht befriedigt worden, und daher empfindet er unzufrieden, eine wie lange Weile ihn das Buch festgehalten hat. Es ist in Wirklichkeit kein langweiliges, sondern nur ein unerfreuliches und unbefriedigendes Buch. Darüber werden die Lobeserhebungen der Hauptmanngemeinde nicht lange hinwegzutäuschen vermögen, eher noch könnten es die nicht selten unbilligen und entstellenden Urteile der Gegner tun. Das Buch bietet der breiten Lesermasse ebenso wenig eine „spannende" und „interessante" Lektüre, als den nachdenklichen Literaturfreunden neue Tiefen des Verständnisses der Menschenseele oder der Geschichte in ihm erschlossen werden. Ich glaube, daß es bald vergessen sein wird. Saubere Inhaltsangaben mit kunstvoller Klassifizierung wird man in den Herbarien der Literaturgeschichte finden, eine tragende Welle im Strom unseres geistigen Lebens wird es nicht werden.

Man spricht viel vom Jesusinteresse unserer Tage. Es ist nicht zu leugnen, daß es da ist. Auch diejenigen, die die Frage: „Hat Jesus gelebt?" aufwerfen, um sie zu verneinen, bezeugen das in ihrer Weise. Es ist interessant, daß auch ein Dichter, wie Hauptmann es ist, auf den Wegen seiner Seele an dies Jesusinteresse herangekommen ist. Aber schließlich ist er über das Gewöhnliche und Landläufige dabei nicht hinausgekommen. Das ist zu bedauern, denn auch für die Literatur kann dies Jesusinteresse eine anregende Kraft werden, in Max Kretzers „Das Bild Jesu" spürte man etwas davon. Nicht psychologische Analysen, man wende sie nun auf Jesu eigene Gestalt oder auf die seiner vernünftigen oder unvernünftigen Nachfolger an, scheinen mir der Weg hierzu zu sein. Nein, es wird dort einzusetzen sein, wo der Quellpunkt des Interesses aller Zeiten an Jesus liegt. Ich denke es mir nach dem Wort, das einer der ältesten Bekenner Jesu, der in aller

Freiheit eines starken persönlichen Lebens die innere Gemeinschaft mit Jesus auf das Tiefste erlebt hat, schrieb: „Ich schäme mich des Evangeliums Christi nicht, denn Kraft Gottes ist es, selig zu machen alle, die daran glauben".*)

Die „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes",

dazu der „Wilhelm-Raabe-Bund".

Unser Braunschweiger Aufruf zur Begründung einer „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes", der im Märzheft dieser Zeitschrift an die Verehrer des Dichters in ganz Deutschland ergangen und durch gefällige Hilfe der Tagesblätter weiter verbreitet war, hat allenthalben in Volk und Land freudige Zustimmung gefunden, und die Beitrittserklärungen sind so zahlreich eingegangen und gehen noch fortgesetzt ein, daß die erste Nummer der „Mitteilungen" bereits für Ende Juni vorbereitet werden kann. Unter den sympathischen Äußerungen der ernsten Presse steht uns die im ersten Maiheft des „Kunstwarts" aus der Feder des Herausgebers obenan. „Der Aufruf," heißt es darin u. a., „ist gleichzeitig warmherzig und klug, und wie ungewöhnliches er fordert, er fordert's aus guten Gründen. Raabe ist auch für uns nicht nur ein Schriftsteller und Poet, auch nicht nur ein großer Poet, so viel das ist. Raabe steht vor uns nicht nur als eine Persönlichkeit, die wir mehr und immer mehr noch kennen lernen wollen, sei's, um von ihr zu lernen, sei's, um uns ihrer zu erfreuen — er steht so vor uns, aber außerden auch noch als Verkörperung unseres besten Volkstums, wie wir's lieben, und, weil wir's lieben, erhalten und gepflegt sehen wollen. Der „deutsche Mensch" Raabeschen Geistes, er darf im neuen Deutschland nicht vergehen, wenn wir in Liebe zum Vaterlande glückstark bleiben sollen, und unser Gestorbener lebt noch auf lange hinaus genug, um ihn in seinem Besten zu kräftigen. Deshalb wollen wir mit unsersgleichen zu Raabe gehn und mit denen, die fühlen und denken wie wir, unserm Volkstum in Raabeschem Geiste getreu sein. Die „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes" ist so gedacht, daß sich wie beim Dürerbunde Ortsgruppen zusammenfinden, um je nach den besonderen Verhältnissen und Personen auf diese oder jene Weise zu wirken. Für einen kleinen

---

*) Einige Kleinigkeiten mögen hier noch Erwähnung finden. S. 35: nicht Jesus, sondern Paulus hat gesagt: Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig. — S. 220 wird dem „bedauernswerten Schneider Schwabe" der Arm zertrümmert, nach S. 253—254 ist ihm aber das Bein zerbrochen. — Ein ehemaliges Mitglied der Heilsarmee ist nach S. 263 „Kapitän" in ihr gewesen, nach S. 326 war es nur „Leutnant" und nach S. 437 gar blos „Soldat". — S. 296 begegnen uns zwei Schwestern Hedwig und Marie, aber S. 297 heißt letztere Martha. — Ob ein protestantischer Pfarrer von „Todsünde" reden wird S. 197, ist mir zweifelhaft. — S. 258 ist „angefunden" statt des gewöhnlichen eingefunden wohl nicht Druckfehler. — Dasselbe gilt vom „Balkentreten" S. 301—302 für „Balgentreten"; was übrigens kaum richtig ist, zwar tritt der Balgentreter Balken, aber es sind die Balgbalken der Orgel.

Bundesbeitrag, etwa 2 Mark, soll man regelmäßige „Mitteilungen“ erhalten. Die „Mittelstelle“ ist Braunschweig, und zwar, wie ich versichern kann, in den besten Händen.“

Dürfen wir uns dieser und ähnlicher gewichtiger Zustimmungen in Druck und Schrift ehrlich freuen, so muß uns ein anderes Echo, das der Aufruf geweckt hat, um so verwunderlicher und schmerzlicher berühren. Wir hatten geglaubt, die gute Sache, die ihre Weile haben wollte, sich zunächst einmal ruhig aus sich selber an den einzelnen Orten entwickeln lassen zu sollen. Dabei hatten wir leider nicht mit dem industriellen Zug und Sinn des großstädtischen Literaturbetriebes unserer Zeit gerechnet, von dessen Wegen und Mitteln die „tumbe“ Arglosigkeit der Raabefreundschaft sich eben nichts träumen ließ. Etwa vier Wochen nach dem Erscheinen unseres Aufrufs versandten plötzlich zwei Berliner Schriftsteller, Otto Elster und Hanns Fechner, die Einladung zu einem „Wilhelm-Raabe-Bunde,“ der ebenfalls alle Raabeverehrer in Deutschland umfassen will und, soweit es Raabes Werke selber angeht, sich die gleichen Ziele gesteckt hat wie wir, auch erklärt, daß er mit „einer in Braunschweig, der Heimatstadt des verstorbenen Dichters, in Bildung begriffenen Raabegesellschaft“ „in Verbindung arbeiten“ werde. Diese Veröffentlichung kam uns doppelt überraschend: wir waren in den Glauben versetzt und darin erhalten worden, es handle sich nur um die Gründung einer zur „Gesellschaft“ gehörenden „Gemeinde in Berlin und Umgegend“. Von der wahren Natur der Sache wurde uns erst durch die Zusendung des Bundesaufrufs selber als offene Drucksache Kenntnis gegeben. Inzwischen hatten, wie sich bald ergab, die Gründer des Bundes ihre Zeit wahrgenommen, um allenthalben in Deutschland Teilnehmer und Helfer für ihre Sache zu werben, und es war ihnen auch nicht schwer gefallen, manchen guten Namen — obenan den ehrwürdigen eines Hans Thoma — zu gewinnen, da ja der Boden schon durch unsern Aufruf vorbereitet war und ihre Werbebriefe vielfach dahin mißverstanden werden mußten, als handle es sich um einunddieselbe Sache. Auf diese Vorgeschichten noch näher einzugehen, ersparen wir für jetzt uns und den Lesern. Genug, daß wir schon um deswillen mit den Schöpfern des Bundes wirklich keine Gemeinschaft haben können und die Zumutung, mit ihnen „in Verbindung zu arbeiten“, ablehnen müssen.

Aber auch aus den allersachlichsten Gründen ist ein Zusammengehen für uns unmöglich. Der „Bund“ ist keine Unterstützung unserer Bestrebungen, wie er sich gibt, sondern eine unsern Plan in seinem Grundwesen störende, ja nach Möglichkeit zerstörende Konkurrenz; denn er spaltet von vornherein die rein und groß gedachte Einheit aller Raabefreunde Deutschlands, die eben für den Meister und den Geist seiner Lebensarbeit zeugen sollte, und die Spaltung ist dazu angetan, den hohen Namen und die gute Sache vor der deutschen Welt herunterzuziehen und zu einem Gespött der Gegner und der Gleichgültigen zu machen, wie dies in der Tagespresse schon beginnt. Mag das den Berliner Herren, obgleich sie dabei „Raabesche Art und Raabeschen Sinn auf ihre Fahnen schreiben, wo es gilt, Herzensehrlichkeit, echten Idealismus, sonnigen Humor dem Volke der Zukunft zu erhalten“, nicht soviel ausmachen, wenn sie nur ihre besonderen literarischen

Zwecke erreichen, so empfinden wir eben diese Entadlung des eigentlichen Planes als das Schmerzlichste. Aber wir hoffen und vertrauen zugleich, daß das deutsche Volk, soweit es wirklich Raabe gehört oder gehören will, die richtige Antwort darauf finden wird. Von der Familie des Dichters ist sie bereits klar und unumwunden erteilt worden.

Noch gehört es zur Kennzeichnung des Unternehmens als eines Wettbewerbs, daß der „Bund“ als sein Organ — vom „Eckart“ und unsern „Mitteilungen“ ist selbstverständlich bei ihm nicht die Rede — den im Laufe des Sommers in der Groteschen Verlagshandlung erscheinenden „Raabe-Kalender“ proklamiert. Diesen Kalender, auf den wir in unserem Aufruf noch empfehlend hingewiesen hatten, gibt eben Otto Elster heraus.

In einem Punkte geht allerdings der „Wilhelm-Raabe-Bund“ über die Ziele der „Gesellschaft“ hinaus, „erweitert ihre Bestrebungen“, und vielleicht will gerade dies nach außen hin eine Art von Rechtstitel sein, weshalb er getrennt von den „Freunden Wilhelm Raabes“ marschiert, ist auch sicherlich in Wahrheit ein Grund, ja wohl der Hauptgrund der ganzen Sonderbündelei. Er möchte nämlich „nicht nur die Persönlichkeit Raabes, sondern *alle die Erscheinungen der Literatur, Kunst und Wissenschaft, die im Raabeschen Sinne schaffen oder geschaffen haben*, zu fördern und dem Volke näher zu bringen versuchen“ und zu diesem Zwecke nicht bloß die Raabeschen Werke, sondern auch „*all solche Schriften, die im Raabeschen Sinne den bedrohten*“ (von wem bedrohten?) „*deutschen Humor pflegen*, durch Überweisung an öffentliche (Volks-, Schul-, Soldaten- usw.) Bibliotheken und andere Mittel den weitesten Schichten unseres Volkes zugänglich zu machen“ suchen, Vorträge und Veröffentlichungen nicht bloß über Raabe, sondern auch über *seine Gesinnungsgenossen* veranstalten und fördern“ und schließlich „die Bestrebungen der Vereine, Gesellschaften u. dergl., die *ähnliche* Ziele verfolgen, unterstützen“. Jeder Raabefreund merke und verstehe den Unterschied wohl: *wir* wollten und wollen eben Wilhelm Raabe, seine Lebensanschauung, seinen tiefen und einzig befreienden Welthumor unter dem deutschen Volke als einen Segen ausbreiten; denn wir kennen schlechterdings keinen Geist seiner Art unter den Deutschen, der mit ihm in einem Atem genannt werden könnte. Die Verfasser des Bundesaufrufs gehen aufs Ganze des deutschen „Humors“. Die Auslegung, wer „im Raabeschen Sinne schafft oder geschaffen hat“, bleibt dabei natürlich von Fall zu Fall vorbehalten, und wer sich dem Bunde anschließt, kann unter der Raabeschen Deckflagge je nachdem der für ihn persönlich erfreulichsten oder auch der verblüffendsten Erfahrungen gewärtig sein. Haben wir es doch erlebt, daß der größte deutsche Name Goethe, auch „in dem Sinne“, von unverantwortlicher Seite für den Ferrer-Rummel und andere Zeittendenzen eingesetzt worden ist, für die der Alte von Weimar nur den schärfsten Ton der Abweisung gehabt hätte.

Übrigens — in der Begründung unseres Entwurfes stand au[illegible]
gesprochen: „Sollte sich im weiteren Verlauf der Vorarbeiten oder b[illegible]
Arbeit selber herausstellen, daß der Plan in Einzelheiten verfehlt, [illegible]

Abänderung, ja vielleicht eine tiefgreifende Umgestaltung nötig wäre, um das Werk dauerhaft aufzurichten, so werden wir gern auch dazu mit Hand anlegen", und weiter war dann auf die Versammlung zum 8. September d. Js. hingewiesen, wo man „Gedanken und Erfahrungen austauschen und, wenn nötig, am Bau bessern könne". Wäre es also den Berliner Herren um die Sache zu tun, so hätten sie sich für jetzt einfach als Glied an das Ganze angeschlossen und ihre besonderen Wünsche und Absichten — die zudem nach unserm Plane jeder Ortsgemeinde für ihren Teil durchzuführen unbenommen ist — am 8. September auch der Gesamtvertretung plausibel zu machen versucht. Sie haben es vorgezogen, statt dieses gemeinsamen geraden Weges den ihrigen zu gehen.

Genug. Wir können es getrost den wirklichen Freunden Wilhelm Raabes — und nur auf die kommt es uns an — überlassen, auf welche Seite sie sich schlagen wollen. Diese Abwehr aber waren wir ihm, der Sache und uns selber schuldig, um vor allen Dingen einmal Klarheit zu schaffen.

Im Übrigen werden wir uns der positiven Arbeit, die Gesellschaft in den einzelnen Gemeinden aufbauen zu helfen — Hamburg (dank Heinrich Spiero) und Braunschweig sind vorangegangen — nun erst recht mit Eifer annehmen und bitten alle, die für das Werk ein Herz haben, dabei ferner hilfreiche Hand zu leihen. In Berlin selbst haben sich unter vielen andern die Herren Geheimrat Roethe, Prof. Ernst Müller-Charlottenburg, Geheimrat Wilhelm Schulze, Prof. Wentzel, Pastor Stock-Groß-Lichterfelde zu uns gestellt und werden dort zur Gründung der Ortsgemeinde wirken; Hannover, München, Stuttgart, Weimar und andere Orte werden demnächst folgen. Aber auch jede Einzelanmeldung von Raabefreunden (zu richten an den Leiter der Mittelstelle Justizrat Engelbrecht, Braunschweig, Wolffenbüttlerstr. 56) ist immerfort herzlich willkommen; wir bitten nur alle, die da teilnehmen wollen, ihre Anmeldung zu beschleunigen, damit wir für die Auflageziffer der ersten Nummer der „Mitteilungen" einen sicheren Anhalt haben und diese Nummer rechtzeitig jedem zugestellt werden kann.

Wolfenbüttel. Wilhelm Brandes.



Lesefrüchte.

Am Brunnen.

Novelle von Julius Havemann.

(Fortsetzung.)

In meiner Erinnerung schieben sich vielerlei Bilder durcheinander, wenn ich an die Eroberung der Stadt durch das Freibataillon des Königs von Preußen denke. Aber klar und hell steht auf diesem wirren Hintergrunde alles das, was die Tante Juliane betrifft. Es kommt mir auch so vor, als habe ein festliches Wetter dem kriegerischen Tag viel von seinen Schrecken genommen, indem es die Sieger menschlicher, uns aber leichtfertiger gemacht hat. Ganz in der Frühe hatte es ein entferntes Schießen und Schreien gegeben. Ein Tambour lief trommelnd durch die Straßen, und

vor der Hauptwache entstand ein Umherrennen bestürzter Soldaten der Stadtmiliz. Dann sah ich die Anwohner aus den Häusern laufen und sich in eifrig gestikulierenden Gruppen sammeln. Ich meine, es hat keine halbe Stunde gedauert, so marschierte unter mitlaufendem Volk und mit Scharen unserer Kinder an der Spitze das Bataillon drüben um die Straßenecke herum und überschwemmte den sonst so stillen Marktplatz mit seinen von Wetter und Entbehrungen abenteuerlich hergerichteten Soldatengestalten und bald darauf auch mit allen jenen Geschöpfen, die sich an sie zu hängen pflegen, um an Orten der Rast von ihnen zu profitieren.

Man bezog Biwak, und wohin man blickte, gab es Getümmel. Reiter ritten vorm Rathaus vor und saßen ab. Man tränkte Pferde am Brunnen. Allerlei beladene Wagen mit johlenden Händlern und kreischenden Frauenzimmern in bunten Lumpen fuhren auf. Um sie drängten sich Soldaten zusammen. Aber andere begaben sich auch ohne weiteres in die benachbarten Häuser und verübten mancherlei Ungebühr. Die Zucht in einem solchen Bataillon mochte denn wohl nicht groß sein, und manch einer sah fremde Soldaten ohne Umstände in Besitz nehmen, was er bisher für sein Eigentum gehalten hatte.

Das Bataillon wurde geführt von einem tollen Wiener Abenteurer, namens Johann Eck von Mayr, der schon viel von sich reden gemacht hatte. Denn er soll Nürnberg und Bamberg erstürmt und nach der Schlacht bei Roßbach die Franzosen bis nach Erfurt gehetzt haben, ohne müde zu werden oder dem Feinde Ermüdung zu gönnen. Seine Scharen waren bei ihren Feinden gefürchteter, freilich auch bei den Bürgern verrufener, als selbst die Panduren. Doch davon wußte ich damals noch nichts.

Auch bei uns unten im Flur klirrten die Säbel, und in dem nur selten benutzten Besuchszimmer zur ebenen Erde saßen bestaubte Soldaten und würfelten, und einer lag der Länge lang auf dem geblümten Sofa. Barthel Seidenzopf mußte ihnen zu essen und zu trinken bringen, und wenn er auch seine Ruhe bei ihren sich hetzenden Aufträgen nicht verlor, so wurde er doch einem so gänzlich aus der Ordnung Herausfallenden gegenüber allmählich störrisch, gab nichts mehr auf Klugheit, sondern erklärte, er wolle nichts mehr besorgen, es sei denn, sein Herr gäbe ihm jedesmal den gemessenen Befehl. So hat er sich auf einen Küchenstuhl gesetzt und ist da auch stocksteif sitzen geblieben, so daß Brigitte wegen einer solchen starrköpfigen Widersetzlichkeit Barthels viel mehr in Angst geriet, als wegen der Zudringlichkeit der Soldaten. Brigitte selbst war mit genügend diplomatischer Anpassungsfähigkeit begabt und fröhnte vor allem dem Erkenntnissatze, daß billigende Worte noch lange keine Beihilfe zu bedeuten brauchen. Sie hat mit vielem Geschick die Interessen des Hauses auf dem Kriegsschauplatze vertreten und vor allem diesen durch solche lobenden Zustimmungen so ziemlich auf das eine Zimmer zu beschränken gewußt.

Inzwischen war nämlich der Großvater so wie alle wohlhabenden und angesehenen Bürger aufs Rathaus beschieden worden und hatte uns in den oberen Räumen eingeschlossen. Ich befand mich bei der Tante Juliane in meinem ehemaligen Zimmer und blickte mit mehr Ergötzen als Besorgnis auf das bunte Treiben auf dem Markte hinab. Von dem, was um die Zeit

auf dem Rathause vorgegangen ist, vermag ich Näheres nicht zu berichten. Doch hat der Kommandeur verlangt, daß alle Waffen der Stadtsoldaten wie der Bürger ausgeliefert und die beiden Kanonen an den Stadttoren zerstört werden sollten. Außerdem aber mußte sogleich von den vorbeschiedenen Bürgern nach Maßgabe ihres Vermögens eine sehr hohe Summe Geldes als Brandschatzung herbeigeschaft werden, wollte man nicht gewärtigen, daß die Stadt, die gegen bewaffneten Widerstand unserer ehrlichen Miliz von diesem Feindeshaufen genommen sein soll, an vier Ecken angezündet würde. Der Großvater hat damals sein lange gewahrtes Ansehen mit einer hohen Einschätzung bezahlen müssen, der er nicht widerstrebt hat, obgleich sein jahrelanges Rechnen dadurch mit einem Schlage, wie er später behauptete, um den Ertrag gebracht worden sein soll. Doch war die Art, in der man ihn heranzog, vielleicht der auffallendste Erfolg seiner Bemühungen und mußte ihn darum auch in gewisser Hinsicht befriedigen. Fortan nannte er sich vor uns einen Bettler, und Barthel Seidenzopf wie Brigitte machten verzagte und wehleidige Gesichter dazu. Es ist mir jedoch nicht aufgefallen, daß sie von ihren Gewohnheiten beim Wirtschaften künftig auch nur in irgend etwas abgewichen wären. Trotz der Herbeischaffung der Geldsumme ist in verschiedenen Teilen der Stadt der Plünderung kein Einhalt getan worden, wenn auch die Trommel die Verstreuten nun zum Sammeln rief.

Es war einige Stunden später, als wir draußen Schritte und die Stimme des Großvaters zu vernehmen glaubten, der nach seiner Tochter rief. Tante Juliane ging hinaus, und der Großvater eröffnete ihr, daß eine Anzahl Offiziere sich bei ihm zur Tafel geladen hätten und nach Verlauf einer Stunde da sein würden. Sie möge die große Stube und das Mahl für die Gäste herrichten lassen.

Er sah bleich aus, hatte einen matten Blick und sprach leise wie einer, der sich alle Mühe gibt, Unverdientes mit Würde zu ertragen. Doch bin ich dessen gewiß, daß ihn nach dem Schlimmeren diese Forderung auch dann nicht gar so arg getroffen haben würde, wenn sie ihm keine Gelegenheit gegeben hätte, sie sogleich mit seinem rechnenden Verstande für sich auszunutzen. Er sagte sich, daß die Gegenwart der Offiziere die gefährlicheren Soldaten aus seinem Hause verjagen würde, die er mit Unzufriedenheit unten ihr Wesen hatte treiben sehen, und hat denn später auch in der Tat die Herren vermocht, den Ausschreitungen der Mutwilligsten einigen Einhalt zu tun, wenn man auch im allgemeinen der Ansicht geblieben ist, es müsse dem Soldaten zu Zeiten eine kleine Bequemlichkeit gegönnt werden. Indem man sich solche kleine Bequemlichkeiten zu Gemüte führte, wurde in wenigen Stunden ein vornehm ausgestattetes und sorglich geschontes Zimmer in einen wüsten Stall umgewandelt.

Der Großvater nun ordnete an, daß die Tafel für die Gäste mit guten Weinen besetzt werden sollte, vorzüglich aber, daß durch feines Gedeck, gutes Service und schöne Gläser, dazu Blumen auf dem Tisch dem Ganzen ein festlicher und vornehmer Anstrich gegeben werden möge, da er annahm, daß die zum Teil doch nur durch den Krieg verwilderten Offiziere auf eine solche Weise unwiderstehlich zu den feineren Sitten ihrer Herkunft

zurückgeführt werden würden. Mag das für die Offiziere denn seine Berechtigung gehabt haben, so gab es unter ihren Ordonnanzen und Dienern, deren etliche ab- und zugingen, gewiß doch Abenteurer genug, die nie mit einem Löffel gegessen hatten, den sie nicht nach dem Gebrauch in die Tasche hatten gleiten lassen, und der Kriegskamerad hätte kein Kamerad sein müssen, wenn er da einen Einfluß hätte geltend machen wollen. Kurz und gut: vom Leinen wie vom Silber ist redlich eingesäckelt worden, so daß mehr gefördert wurde, was verhindert werden sollte, und die Rosen auf dem Tisch haben niemanden geniert.

Auf jeden Fall befolgte Tante Juliane, die für solche Arrangements ein natürliches Geschick besaß, unbedenklich ihres Vaters Anordnungen, gab aus ihren sauber in Ordnung gehaltenen Wäsche- und Silberschränken das Ansprechendste heraus und setzte in die Mitte der Tafel den eigenhändig im Garten geschnittenen Strauß Rosen. Es waren lauter weiße Rosen mit einem rosa Schimmer in der Tiefe der Kelchblätter. Die schönste konnte sie nicht umhin, sich selber an die Brust zu heften.

Kaum hatten wir uns zurückgezogen, als die Offiziere — etwa ein halbes Dutzend — mit Lärm und rücksichtslosem Hunger und Durst die Stiege emporpolterten. Der Großvater mußte die Honneurs machen und dem Mahle beiwohnen. Die Bedienung wurde Barthel Seidenzopf bald von den militärischen Aufwärtern entzogen. Während wir so das Gläserklirren und -klinken, das Schwatzen und Lachen von nebenan zu uns herüber hörten, und das Getöse, das die Leute vollführten, kundzutun anfing, daß ein jeder dieser Söhne des Bacchus sich in einen Löwen verwandelt hatte, der den Nachbarn durch Gebrüll glaubte überbieten zu müssen, überfiel die Tante Juliane eine bei ihr ungwöhnliche und eigentlich unbegreifliche Lustigkeit. Vielleicht, daß der Gedanke, eine Soldatenbraut zu sein, von ihr in dieser Stunde nur durch solchen Übermut beantwortet werden konnte. Kurz, weil eben Carla, von den Geschehnissen des Tages zu stürmischer Beredsamkeit angeregt, sich herübergestohlen hatte, zu sehen, wie es denn bei uns herginge, so gab sie an, wir wollten sogleich eine Tanzstunde abhalten, denn ungenierter wüchse man nirgends aus seinen Fehlern heraus, als unter Tosenden. Demosthenes sei nur zum Redner geworden, weil er nicht die Stille, sondern die Meeresbrandung andeklamiert habe. Nun wurde zwar das Klavier nicht mit herangezogen, um Takt in unsere Körper zu bringen, denn Tante Julianes leises Singen zu ihren Pas, die Art, wie sie nach dem achten Takt in die Hände klatschte, ersetzten uns genügend die Musik und erhielten unseren Bewegungen den Rhythmus; doch während ihr Übermut in uns Jüngere überging, mußte er sich notwendig durch zeitweiliges Gekicher, Plappern und Scherzen äußern. Freilich war selbst Carla zu sehr bei der Sache, als daß sie während des Tanzens selbst die Anmut der Bewegungen durch ein ihr sonst gutstehendes Lautsein hätte verderben mögen. Wenn die Tante, in reizender Laune ihr duftiges Gewand zu beiden Seiten mit den Fingerspitzen hebend, sie mit ihren Komplimenten herausforderte, erwiderte auch sie beredt nur durch Zierlichkeit, und wir haben überhaupt nie hingebender und sorgloser dem Schönen im Andern und miteinander gehuldigt, als damals, da die feindlichen Herrschaften, nur durch eine Wand von uns ge-

trennt, des Großvaters Keller und Küche brandschatzten; aber entstand dann eine Pause, da wollten Eifer und Fröhlichkeit auch ihre Laute haben, und Carla sprudelte vor Lust, gelebt zu haben, geradezu über. Was ihr alles einfiel — es konnte nur mitreißen. Es war ein Gezwitscher und Geplapper, als hätten wir es darauf angelegt, hinter den Herren der Schöpfung nicht zurückzubleiben, und es war gewiß nicht weniger ein Rausch, was aus unseren Augen leuchtete, was von unseren Wangen glühte.

Wie wir aber einmal wieder im glückseligsten Drehen und Röckeschwenken sind, springt die Tür jäh auf wie vor einem Luftdruck. Doch war es nicht die Luft, die hereindrang. Wir Mädchen stoben hinter die Tante. Denn auf der Schwelle drängten sich mit lachenden roten Gesichtern eine Anzahl Soldaten. Vor allen andern stand breitbeinig, doch so, daß die Kniee stark gegeneinander gedreht waren, ein riesengroßer, hagerer Mensch mit zinnoberroter Hautfarbe, sehnig wie aus Haut und Knochen, mit grauen Lockenröhren über den Ohren, buschigen grauen Augenbrauen, starker Habichtsnase, einer verwulsteten Narbe über der Stirn und, wie ich bei einer Wendung seines Kopfes sah, einem kleinen, steif abstehenden und zuweilen schwippenden Zöpfchen im Nacken. Sein unordentlicher Anzug war stark vom Wetter mitgenommen.

„Daß dich das Mäuschen! Gibt's hier Frauenzimmer? Und so appetitliche? — Allons! was geht hier vor?" rief er mit einer Stimme, die barsch war vor Behagen und das ganze Zimmer durchrollte. Und dazu zeigte er seine starken weißen Hauer vor Leutseligkeit und ließ tausend sarkastische Fältchen um die Augen spielen. Ich dachte, der soll im Sattel sitzen und den Tod mit seinem Sarkasmus über den Haufen jagen. Was will der hier? Und vielleicht dachte er's auch. Denn er schob, als übermanne ihn jäh ein Gefühl, auf ungewohntes Pflaster geraten zu sein, verlegen die Finger einer Hand zwischen die Knöpfe der Schoßweste, wippte mit den Knieen und zwinkerte die Tante unsicher an. Endlich trat er einen Schritt weiter vor, daß die anden sich hereinschieben konnten — wie als Succurs. Rechts und links. Wie wir Halbwüchsigen schnell abgetan waren! Alle Blicke sammelten sich auf Tante Juliane, und unwillkürlich rückte ein jeder sich in eine gefälligere Haltung. Man schien sich auf seine ritterlichen Pflichten zu besinnen und ließ das weinselig unternehmende Lächeln in dem ernsten Bemühen, sich in ein leidliches Licht zu setzen, erlöschen.

Und Tante Juliane? Im Nu war alle ihre Ausgelassenheit verschwunden. Ganz ruhig, hochaufgerichtet, aber in einem forschenden Ton, der es ausschloß, daß ihr jene Bemühungen imponieren, ja sie nur williger machen könnten, die ungebetenen Störer nachsichtiger zu wägen, fragte sie auf französisch, was die Herren wünschten.

Der verwegene alte Reiter wußte, verdutzt über diese maßregelnde Art, nicht gleich, wie er erwidern sollte. Er verwickelte sich in hervorgestoßene Worte, ärgerte sich darüber, suchte sich Geringschätzung heranzuschmunzeln und sah nach den jüngeren Offizieren um Hilfe um. Aber dann siegte sein Selbstbewußtsein über jeden Mangel an geistiger Schlagfertigkeit und gesellschaftlicher Routine. Er wetterte los: „Haben die Frauenzimmer hier nicht getanzt? Aber — das Wetter! — so tanzen Sie doch weiter!"

Ohne darauf einzugehen, erkundigte Tante Juliane sich jetzt, ob es Sitte bei den Offizieren seines Königs sei, unaufgefordert in die Zimmer von Damen einzudringen und diese anzupoltern, und der Hagere, dem etwas auf der Brust lag, das er ab und zu durch kleine Ansätze zum Hohnlachen wegzustoßen bemüht war, erklärte — denn eine Erklärung sollte es wohl sein —, seine Erfahrungen mit der Reichsarmee hätten in diesen Ländern seinen Humor etwas zu lebhaft herausgefordert, so daß er in einer derben Komödie zu agieren glaube, in deren Verlauf es schon einiges Besinnen nötig mache, solle man, plötzlich vor die Schönheit versetzt, einem Recht auf Galanterie Genüge tun. Er gebe zu, man habe es am Bräuchlichen fehlen lassen, doch möchte man darum nicht unehrerbietig erscheinen. Vielmehr wiederhole er seine Bitte, sich nicht stören zu lassen. Er und seine Offiziere wären durchaus geneigt, ja begierig, der Grazie und weiblichen Munterkeit huldigend Beifall zu rufen.

Es läßt sich denken, daß diese eigentümliche Art von „Ehrerbietung" auf Tante Juliane nicht den mindesten Eindruck machte. Mit der gleichmütigen Versicherung, daß wir Vorstellungen nicht gäben, wandte sie sich weg.

Da wiederholte der Kommandeur ihre Worte, als könnten sie sich nur auf das Eindringen der Vielen beziehen, gegen seine Offiziere, und zwar tat er dies mit der komischen Barschheit dessen, der sich gratuliert, ein Jagdgebiet von aussichtsreicheren Schützen gesäubert zu sehen. Ohne Umstände kehrte er alle die Jüngeren hinaus und versuchte die Tür zuzudrücken. Ein stattlicher Leutnant verhinderte dies, indem er den Fuß in den Spalt hineinschob, um sogleich wieder mit der ganzen Figur hinter dem Vorgesetzten hereinzulauschen. Der Hagere aber bat nun in einigen in Eile gedrechselten Worten, die halb an Stallkommandos, halb an Diplomatendeutsch in der Komödie erinnerten und im Tone also jener komischen Barschheit ziemlich entsprachen, um die Rose, die Tante Juliane an der Brust trug. Er gebe zu, der Soldat habe zunächst nach Geld und nochmals Geld auszuschauen. Aber wenn er sich in dieser Hinsicht leidlich versorgt habe — dabei schlug er auf seine Brusttasche, als trüge er es dort verborgen — da erwachten auch die zarteren Neigungen. Er wünsche sich weder Dauns Seelenruhe, noch eine Locke der Kaiserin heißer als diese Rose, die ihm dartun solle, daß die Damen nirgends die Feinde der Soldaten seien.

So komisch das alles war, Tante Juliane wurde doch unwillig. Jene leise Röte, die ihr so lieblich stand, stieg ihr in die Wangen, während sie ihn bedeutete, auf der Tafel ständen Rosen genug, worauf sie, uns winkend, den Herrn aber nicht weiter würdigend, durch eine Seitentür hinausging. Er murmelte einen gar nicht feinen französischen Fluch, starrte ihr bitterböse nach, besann sich auf eine kleine Selbstironie und verließ dann ebenfalls das Zimmer. Dabei prallte er auf den jungen Offizier, den er ein wenig anfuhr. Ich aber will gern annehmen, es sei diese ihrem Kommandeur erteilte Abweisung gewesen, die die Herrschaften durch die Finger sehen ließ, wenn ihre Getreuen sich bei der Befriedigung ihres Verlangens nach Silberzeug keinen Zwang antaten. Die sämtlichen Rosen aber nahmen sie selber mit, und dazu wenigstens hatten sie ja nun Erlaubnis.

Man behelligte uns übrigens fortan nicht weiter. Der Großvater sah drüben, schweigend in seiner Ohnmacht, dem unverfrorenen Treiben seiner Gäste zu und rechnete. Wir aber fanden bald unsere Laune wieder.

Gegen Abend marschierten die Truppen unter Trommelschlag ab. Ich stand unten auf der Freitreppe, als ich ganz zuletzt den jungen Offizier, der sich in die Türspalte geschoben hatte, zwischen zwei anderen Offizieren heranreiten sah. An den zur Schau getragenen weißen Rosen hatte ich nachträglich diejenigen erkannt, die unsere Gäste gewesen waren. Dieser trug keine Rose. Ihn erkannte ich aber an einem Zuge im Gesicht, der sich mir schon damals unverwischbar eingeprägt hat. Noch heute sehe ich diese selbstherrliche Miene, und es wird mir schwer zu sagen, was es gewesen ist, das mich sogleich mit Empörung und dem aufdringlichen Verlangen erfüllte, ihm einmal zu widersprechen, ja ihm eine Verachtung zu bezeigen, die ich heiß zu empfinden wünschte, ob es wohl eigentlich mehr Angst und dunkle Besorgnis gewesen ist, was er mir einflößte. Zwar hat seine unbekümmerte Art, Fremdes mit Beschlag zu belegen, mich selbst durchaus nicht betroffen, denn uns Kindern schenkte er nicht die mindeste Beachtung; aber junge Herzen pflegen so zu schlagen, als ströme durch sie hin das Blut derer, die sie lieben.

Vor unserem Hause hielt er sein schönes Pferd zurück, dirigierte es an den Zügeln hin und her, so daß die Hufe auf dem Pflaster klapperten, und blickte angelegentlich nach den Fenstern im ersten Stock. Er muß auch gefunden haben, was er suchte, denn er machte wiederholt Zeichen gegen seine Brust, zeigte dann bedeutsam nach etwas, das er dort oben sah, und schien durch solche Gebärden zu verlangen, daß man ihm einen Gegenstand hinabwürfe. Ich vermute, daß die Tante Juliane — denn nur um sie hat es sich gehandelt — ihn, als sie gleich nach dem Vorüberziehen der letzten Truppen aus der Tiefe des Zimmers vorgetreten ist, um freier auf das nachfolgende Getümmel zu blicken, nicht sogleich bemerkte, und daß er nur so Anlaß fand, sich mit einer solchen ungeduldigen Lebhaftigkeit zu wiederholen. Sobald sie seiner gewahr wurde, ist sie verletzt ins Zimmer zurückgewichen. Denn nachdem er sein Pferd unwillig einige Schritt weit auf den Platz hinaus mitten in eine Gruppe auseinanderstiebender Marketender gerissen hatte, trieb er es bis unmittelbar an die Freitreppe vor und fuhr mich, die lohenden Augen an mir vorbeigerichtet, an, ob ich die Dame am Fenster kenne. Ich erwiderte, es sei wahrscheinlich meine Tante Schoeneck. „Tante her — Tante hin!" rief er. Ich möge hinaufspringen. Er entböte der Dame seinen Gruß und bäte um die Rose, die sie dem Kommandeur mit vollem Recht verweigert habe. Auf dem Tisch seien es der Rosen zu wenige oder der ungenügsamen Hände zu viel gewesen. Er sei leer ausgegangen, aber aus Genügsamkeit mache er sich nichts. Im Gegenteil: er habe verzichtet, weil er gewußt habe, daß *seine* Rose anderswo blühte. Auf jedem Schlachtfelde solle ihr für die eine ein Garten roter Rosen erblühen, die er ihr einst präsentieren werde als Ehrenschmuck seines Kapitänsdegens. So ungefähr redete er.

Ich lief verwirrt und trotz meiner Antipathie nur zu gehorsam hinauf. Aber als ich der Tante sein Begehren und seine Worte übermittelt hatte, errötete sie wieder vor Unzufriedenheit, ließ kaum einen flüchtigen Seiten-

blick durchs Fenster gehen, trat diesem auch wie in Zweifeln ein wenig näher und schalt mich, wie ich so töricht sein möge, solche Aufträge auszurichten. Sie hatte wieder ihre tiefschwarzen, verängstigten Augen, und zwischen ihren feinen Brauen zuckte eine kleine Falte. Plötzlich aber wurde alles an ihr Lauschen. Die Augen richteten sich ungläubig gegen die Flurtür. Da hörte auch ich den hastigen, klirrenden Schritt die Treppe herauf.

Sie machte keine Miene zu entfliehen.

Im nächsten Augenblick betrat der Offizier, von Eile gerötet, das Zimmer und rief gegen Tante Juliane hin, erst mit einer Handbewegung auf mich, dann mit Blick und Gebärde auf die Rose deutend: „Mein Fräulein, man hat Ihnen meinen Wunsch übermittelt?" Und als habe er hier ein Herrenrecht, streckte er die Hand aus, um zu empfangen.

Tante Juliane war sehr blaß, sagte kein Wort und starrte den Unverschämten nur aus weit offenen Augen wie entgeistert, doch, wie es mir vorkam, nicht eben verweisend an. Unwillkürlich hatte ihre Linke nach der Blume gegriffen, als könnte man sie ohne ihre Erlaubnis von ihrer Brust rauben. Kam es nun, daß ihre erregten Finger dabei an der eben erst aus der Knospe entrollten Rose gedreht hatten, oder war diese beim Anheften geknickt worden; kurz, gerade in diesem Augenblick löste sich der Kelch dicht unter dem Stengel ab und fiel zu Boden vor ihren Fuß hin. Blitzschnell beugte der Offizier ein Knie und hatte seine Beute erfaßt. Dabei rührte seine Hand an die Spitze ihres kleinen Schuhs. Er sah darauf, küßte die Rose andächtig, erhob sich langsam und streifte noch einmal mit einem Blick von dem Fuß hinauf bis zu den Augen die Erscheinung Tante Julianes, in deren Wangen sich jetzt eine heiße Blutwelle ergoß. Das nötigte ihm ein zufriedenes Lächeln ab. Er sprach einen höflichen Dank, doch, wie mir schien, so wie man ihn wohl einem hübschen, noch unerfahrenen Kinde vor der Gesellschaft zu teil werden läßt, um es an derlei zu gewöhnen. Auch verkniff er die Augen ein wenig beim Prüfen, als wehre er einem Leuchten des Triumphes, zu deutlich hervorzutreten. Wenn sie nun auch die Wimpern senkte und darin gewiß viel Abweisendes lag, so trat das Hilflose in dieser Stummheit doch in der Tat nur um so rührender hervor.

Auf ihn wirkte das jedoch nur soviel, daß er jetzt die freche Hand nochmals erhob und nach der ihren ausstreckte, die noch den Stengel an der Brust berührte. Sie wollte sie fortziehen. Aber die seine machte eine herrische Bewegung, in der ich geradezu erstarrend vor Empörung etwas Zurechtweisendes empfand, faßte fest die kleine, sich seltsamer Weise nicht mehr mucksende weiße und zog sie sich, ohne den Blick von ihren gesenkten Augen zu lassen, mit Ruck und Druck näher. Einen Moment versuchte Tante Juliane scheu, ihn anzusehen. Dann führte er ihre Hand langsam, zufriedengestellt und recht auskostend an die Lippen, sprach etwas von tiefster Verehrung und ein „Wir sehen uns wieder!", verbeugte sich mit allem Anstand, grüßte uns légère und ein bischen spöttisch und klirrte hinaus.

Tante Juliane stand noch immer mit gesenktem Kinn und Augen in dieser gehorsamen, ja demütigen Stellung da, als wisse sie nicht, was ihr geschehen sei. Sie war bleich wie der Tod, und die Blicke gingen fassungslos in den Boden.

Verlegen schlich ich ans Fenster. Der Offizier bestieg sein Pferd und sprengte fort. Ich sah noch, wie er gegen die fernen Kameraden hin die Rose wie eine Trophäe emporhob, und ich hörte — oder bildete mir ein, ich hörte hinten in den Soldatenhaufen, die im Staub ihre Straße zogen, beifälliges Gelächter. Mit allen zehn Fingern hätte ich dem Schändlichen seinen Triumph gesegnen mögen.

Die Tante war inzwischen still aus dem Zimmer gegangen. Carla selbst sah peinlich berührt aus, saß irgendwo, benagte ihre Unterlippe und empfahl sich bald. Dann verlangte der Großvater nach Tante Juliane, und da sie nicht zu finden war, mußte ich sein Ausforschen und seine Anklagen über mich ergehen lassen, als hätten wir mit feindlichen Offizieren, die ihn zum Bettler gemacht haben sollten, schön getan.

An diesem Tage hat die alte Frau Minutoli infolge aller der Aufregungen einen Schwächeanfall erlitten. Sie konnte sich auch nicht wieder recht erholen und vermochte bald ihrem kleinen Handel nicht mehr vorzustehen. Tante Juliane besuchte sie häufig und linderte ihre Not. Der Himmel machte es gnädig und nahm sie einige Monate später hinweg. Tante Juliane war in ihrer letzten Stunde bei ihr. Sie wird ihr wohl in dieser Zeit anvertraut haben, wie es zwischen ihr und Gottlieb stand. Ob diese Mitteilung aber die alte Frau mit Zuversicht hat erfüllen können, darüber weiß ich nichts zu melden.

Die gemeinsamen Spaziergänge mit der Tante hatten schon seit längerer Zeit aufgehört. Tante Juliane ging allein ihre einsamen Wege. Auch sonst erschien sie nachdenklich und oft geistesabwesend. Ein paar Mal fand ich sie regungslos mitten im Zimmer stehen und gerade vor sich nieder in den Fußboden starren — wie damals, als der Offizier ihr die Rose geraubt hatte. Kam sie zu sich, so strich und zog sie langsam mit der Hand eine Locke an der Schläfe zurecht, wurde darüber rot und auch wohl unruhig, und erschien, wenn ich, einer schlimmen Gewohnheit nachgebend, sie fortdauernd beobachtete, recht ablehnend. Am Tanzen schien sie alle Lust verloren zu haben. Sie überließ uns uns selbst. Sogar die Tanzmusik mißfiel ihr und konnte sie verstimmen.

Einmal betrat ich ihr Zimmer, in dem sie in einem losen Gewande müßig am Fenster saß. Die Füße auf einen zu hohen Schemel stützend, hatte sie die Kniee angezogen und beide Hände daherum gefaltet. So starrte sie mit klaren, ich möchte sagen: ernüchterten Augen gegen die Scheiben, wandte auch kaum den Kopf nach mir, und als ich etwas zu ihr sagte, beantwortete sie es erst nach einer kleinen Weile mit geringschätziger Sachlichkeit, um sogleich auf das zurückzugleiten, was sie gedacht haben mochte, und nun dieses mitzuteilen. Und zwar sprach sie unvermittelt und zu mir zum ersten Male von Gottlieb Minutoli. Nun habe er nicht einmal sein Nest mehr. Wir hätten es ja alle erfahren, daß der Krieg Geld koste. Sie sei neugierig, ob sie je hören werde, daß er auch einen reich gemacht habe. Sie sagte das recht eigentlich heiter, daß es fast leichtfertig anmutete. Heute weiß ich, was für eine trostlose Stimmung sich in solche Töne zu kleiden oder zu verhüllen liebt. Das sind die Tränen, die über die Lippen quellen. Damals schon fing Tante Juliane — wie mir vorkommt, ohne äußeren Anlaß — an, den

poetischen Vorschlag Gottliebs, sie am Brunnen in der Mitternachtsstunde wiederzubegrüßen, als Zeichen dafür anzusehen, daß er nicht ernstlich an einen glücklichen Ausgang ihrer beiderseitigen Angelegenheit geglaubt habe. Sie arbeitete sich in ihre Zweifel hinein, und so fand sie später nur noch Bestätigungen für die traurige — freilich erst dann, als sie überwunden war, zugestandene — Vermutung, er könne sie wohl gar damit nur verspottet haben.

* * *

Ich muß hier nun von einem Manne erzählen, der um diese Zeit anfing, in unserem Hause häufiger aus und ein zu gehen, und ihm für Jahre viel von seiner Heimlichkeit genommen hat, daß ich es oft nicht mehr für die Stätte anzusehen vermochte, wo das Feiertägige wohlgeborgen war, sondern meinte, es täte besser, sich in die Welt zu flüchten. Dieser Mann hieß Fortunatus Dieffenbacher. Es ist nicht meine Erfindung; sein Name w a r Fortunatus. Man erzählte sich, Herr Fortunatus sei ehedem Sklavenhändler zwischen Afrika und Amerika gewesen. Auch sollte er als Heereslieferant und Pferdehändler seinen Vorteil skrupellos wahrzunehmen gewußt haben. Er gab sich das Ansehen eines engköpfigen, nicht recht lebensgewandten Biedermanns, doch glaube ich nur an die Engköpfigkeit. Gewiß war er ungebildet und von niedriger Gesinnung. Schon bei seinem äußeren Aufputz, durch den er seine Erscheinung zu verbessern glaubte, trat sein Barbarentum zu tage. Er besaß viele Häuser in der Stadt und manchen Hof draußen im Land. Für mehr als einen Strauchelnden haben erst seine Eingriffe das Schicksal besiegelt. Er selbst bewohnte ein kleines baufälliges Haus in einer armseligen Gasse, von dem er bei uns so zu sprechen pflegte, als lasse er sich nur widerwillig auf kurze Zeit daran genügen, da die ihm wirklich zusagenden Wohnungen gerade nicht zu haben seien. Er hauste dort mit einem schmutzigen Weibe, das, völlig willenlos, tagaus-tagein für ihn schuftete und den Bau nur auf kleinen Gängen verließ. Wenn man ihm in jener Gegend begegnete, sah auch er wie ein blöder, verlumpter Bettler aus. Kam er zu uns ins Haus, so trug er einen geschmacklos geschnittenen blauen Tuchrock, Kniehosen und blanke Schuhe mit Steinschnallen. Auch ein eingetalgtes Zöpfchen baumelte ihm auf den Rockkragen hinab, und seine Hand schleifte, ungeschickt damit hantierend, als habe ihm dergleichen irgendwo einmal imponiert, einen Stock mit silberner Krücke hinterdrein. Dann blickte er aus kugelnden Äuglein stolz in die Welt, als dächte er, er habe es selbst nicht geglaubt, was für ein Liebling der Götter er sei. Und stets versuchte er von Tante Juliane gesehen zu werden. Gelang es ihm, so lächelte er auf seine „verbindliche" Art und machte Kratzfüße, die er für elegant gehalten haben mag und die einem Nilpferde auch wohl Ehre gemacht haben würden. Die Tante beachtete ihn lange gar nicht und wußte in der Tat während eines Monates, in dem er wöchentlich zwei bis drei Mal beim Großvater vorsprach, nicht zu sagen, ob sie den widrigen Menschen schon zuvor einmal seine Komplimente vor ihr hatte üben sehen.

Dieser Dieffenbacher hatte seit geraumer Zeit ein Auge auf Tante Juliane geworfen. Vielleicht wünschte er durch das, was er in ihr zu be-

sitzen gedachte, seine eigenen Mängel auszugleichen. Schon vor Jahren hatte er versucht, sich dem Großvater mit der unzweideutig kundgegebenen Absicht zu nähern. Er wollte das Haus für einen hohen Preis kaufen, es aber dem Großvater bis an sein Lebensende zur weiteren Benutzung überlassen. Mit seiner Frau wollte er in großem Stile leben. Damals war er mit kühler Verachtung abgewiesen worden. Es charakterisiert die Dummdreistigkeit dieses „Sklavenhändlers“, daß er noch einmal anklopfte, und verrät mir, was denn der Großvater damals dem Freischaarenführer vorzüglich zum Opfer gebracht hat, daß er sich den wiederholten Versuchen jetzt zugänglicher zeigte, ja ihnen bald mit vollem Interesse entgegenkam, das Herzensrechte bei seinen Berechnungen so wenig mehr wie die vornehmen auf Reinlichkeit des Anhangs gegründeten behaglichen Empfindungen eines Überschau haltenden Patriarchen berücksichtigte. Nur noch, wie das Geld zu ersetzen sei, dachte er. Geld schien ihm die Grundlage aller Würde zu sein. Und er war nach der Anschauung manchen Familienvaters jener Zeit der Herr seiner Tochter, konnte über sie verfügen nach seinem Ermessen. So offenbarte sich uns, was uns bislang immer wie ein Tröstliches erschienen war, das Hängen des Großvaters an dem Hause, plötzlich als eine Gefahr.

Seit der alte Mann sich mit dem Dieffenbacher gemein zu machen begann, wurde er gegen uns unumgänglich, unfein und ungerecht. Durch barsches Anfahren suchte er im voraus einzuschüchtern und den Boden zu bereiten, auf dem er unbedenklich bauen konnte. Selbst die beiden alten Dienstboten brachte der neue Geist aus den alten Geleisen. Barthel Seidenzopf saß öfter stocksteif auf dem Küchenschemel und ergriff einmal sogar das Wort, um Brigitte einen Vortrag zu halten, in dem davon die Rede war, daß er wissen müsse, wie es immer gewesen sei, und daß man früher nur Männer von einem Auftreten empfangen habe, daß sich der Bischof zu Bamberg ihrer nicht hätte zu schämen brauchen. Brigitte verstand nichts. Vielleicht fügten sich die Worte dem Barthel nach einem so langem Schweigen nicht mehr verständlich genug; vielleicht hatte das Entsetzen darüber, daß Barthel überhaupt zu so langen, noch dazu revolutionär tönenden Reden ausholte, ihr wie ein Vorzeichen des jüngsten Tages den Verstand gelähmt. Sie gab ihm aber unbedingt Recht und wagte gegen mich die Bemerkung, es werde alles anders in der Welt. Sie werde bald einer jüngeren Kraft zur Seite bedürfen. Barthel Seidenzopf wisse, daß die Sachen nicht gingen, wie sie gehen sollten. Aber sie beide könnten das nicht mehr ändern. Sie wären zu alt.

Im Übrigen enthielt sich Brigitte, obwohl sie bald bemerkt haben mag, daß der Dieffenbacher um des Fräuleins willen kam, allerdings eines Urteils durchaus. Sie knickste vor ihm und nannte ihn fortan „gnädiger Herr“, wenn auch ihre dummen Augen sich dabei jedesmal vor Fassungslosigkeit kugelrund auf ihn gerichtet haben.

Als Tante Juliane selber bemerkt hatte, was werden sollte, war sie diejenige, die dem gegenüber die gleichgültigste Miene bewahrte. Freilich schien ihr das Haus durch diese Geschichte ein wenig verleidet zu werden. Aber hatte sie denn je am Hause sehr gehangen? Sie hätte jeden Ort mit Poesie beseelen können. Und sie konnte sich gewiß auch auf sich selbst zurück-

ziehen. Ihren Vater hatte sie immer auf eine besondere Art zu nehmen gewußt. Das trat nun auffälliger hervor. So sehr, daß er ihr nachblicken konnte, als argwöhne er, sie respektiere ihn nicht. Sie sagte nämlich zu allem, was er verlangte und anordnete „Ja", tat dann aber nach dem eigenen Kopf, und da er allmählich weltfremd geworden war, sie aber die Welt mit jugendlich weiblicher Sicherheit in sich fühlte, so fügte sich zumeist alles unvermerkt nach ihrem Sinn, ohne daß es das Ansehen hatte, es sei dem Großvater direkt zuwidergehandelt worden. Vorzüglich vermied sie es, den Dieffenbacher allein zu sehen, und brachte den Tropf in unserer Gegenwart mit Leichtigkeit im Gespräch dahin, wohin er nicht wollte, ließ ihn wohl auch nach wenigen Worten mit uns allein. Freilich war bei seiner Zudringlichkeit und seinem zutäppischen Wesen ein jähes Ende dieser Manöver zu erwarten. Aber sie glaubte wohl, da würden sich neue Wege eröffnen. Oder fand sie ihn überhaupt so unmöglich, daß sie es verschmähte, weitgehendere Vorkehrungen, die ein Sichklarwerden über seine Eigenheiten nötig gemacht hätten, zu treffen? Als ich einmal voll Empörung über einige üble Eigenschaften dieses lästigen Patrons schalt, fragte Tante Juliane mich mit ihren verdunkelten Augen: „Interessierst d u dich so für den Menschen? Da ennuyiere aber doch bitte uns andere nicht mit seinen Angelegenheiten!" Und den ganzen Abend hat sie mich wie eine Minderwertige übersehen und mit Carla schön getan, die ihn allerdings nie anders ansah, als nähme sie es nur gerade zur Kenntnis, daß auch so etwas vorkäme. So wurde er unter uns Dreien künftig kaum noch erwähnt, so nahe er uns auch rückte, um seine Vorstöße gegen die Tante zu machen. Und eines Tages brachte der Großvater persönlich den Fortunatus Dieffenbacher zu seiner Tochter herüber, der ich eben griechische Sagen vorlas, und sagte kurz und um so gebieterischer im Ton, als der Inhalt der Worte nachsichtiges Entgegenkommen auszudrücken schien: „Juliane, Herr Dieffenbacher hat um deine Hand bei mir angehalten; ich habe sie ihm zugesagt. Er wünscht sich jetzt auch deine endgültige Einwilligung zu holen." Zu Herrn Dieffenbacher hin rief er darauf ein kollegiales „Auf nachher also!", gegen mich gewendet aber kommandierte er unfreundlich: „Geh du auf dein Zimmer!"

„Christel darf wohl bleiben", bat die Tante mit der trügerischen Weichheit der Gehorsamen in der Stimme. „Christel und Herr Dieffenbacher vertragen sich aufs allerbeste." Er brummte etwas und ging. Ich aber überwand mich kaum, vor Unwillen nicht laut zu protestieren. Um so weniger, da der dumme Mensch ein albernes Gekicher anstellte. Ich bückte mich aber so tief über das Buch, daß ich dunkelrot geworden sein muß, biß die Unterlippe, als habe sie jene Unwahrheit gesprochen, und stieß, den Ellbogen aufs Knie stemmend, die Faust so unwirsch in die Wange, daß mir die Zähne schmerzten.

Ich meine, der Mann muß damals schon ein Fünfziger gewesen sein. Er hatte ein breites lederhäutiges Gesicht, war untersetzt und, wie gesagt, in der Sonntagskleidung erst recht ordinär. Auf zwanzig Schritte Entfernung

roch er nach Ställen und muffigen Löchern. Dazu entblößte sein „gewinnendes" Lächeln sehr schlechte schwarze Zähne oder Zahnstümpfe.

Er stand, nachdem er sein Gekicher mit der Hand aus dem Gesicht weggewischt hatte, verlegen mitten in der Stube und sammelte, von keiner von uns beiden gestört oder ermuntert, was er an Geist in seinen Gehirnkammern aufzutreiben vermochte. Tante Juliane hatte mit Aufmerksamkeit ihre feine Handarbeit wieder in Angriff genommen. Endlich hatte Dieffenbacher alles beisammen, was er schlechterdings zusammenbringen konnte, und das lautete nun so: „Ja — Fräulein, wollen wir also mal zusammen ran? Sie können gleich morgen meine Frau werden. Es ist alles da: Geld, — Haus — die Leute, die man braucht. Und für Warten bin ich nicht mehr." Tante Juliane aber antwortete — und ich hätte am liebsten hell aufgelacht — „Was wünschen Sie also, Herr Dieffenbacher? Was führt Sie her?" Woraufhin er sich dann trotz seines Verdutztseins oder seiner Wut herbeilassen mußte, seine Sache nochmals in lächerlicher Genauigkeit vorzutragen. Seine Zunge überschlug sich dabei, und die Worte fielen übereinander und wurden zum teil verschluckt. Und zuletzt machte er nur noch ein Gepolter mit roher Deutlichkeit, die aber uns zu deutlich war. Auch mein Vergnügtsein, das ja schließlich auch aus meiner Lektüre stammen konnte, in die ich eifrig blickte, und das er von der Seite belauern durfte, mag ihn wohl aufgebracht haben. Die Tante ließ sich durch alles das in ihrer Ruhe nicht im mindesten stören. Sie zählte halblaut einige Stiche nach und half ihm dann wieder in den Satz, den er hatte fallen lassen, hinein, indem sie ihm so klar machte, daß er durchaus zu Ende reden müsse, falls ihm irgendwie daran läge, daß sie begreife, was er wolle. Nun ja — diese Künste sind Frauenkünste, und es sind auch ihre besten Waffen. Er gab seine Verbindlichkeit auf und drückte sich wie ein Karrenschieber aus. Doch nun tat Tante Juliane, als gelte das nicht mehr ihr und sie habe nur über die fremde Form, nicht aber über einen sie angehenden Inhalt zu urteilen. „Pfui! Pfui! Herr Dieffenbacher!" rief sie und schüttelte sich. Als er sie schließlich grob und kurzweg fragte, ob sie ihn heiraten wolle oder nicht, erwiderte sie langsam und indem sie ihre Stickerei prüfte: „Nein. Heiraten Sie jemand anders. Ich will mich nicht verheiraten. Vor der Hand überhaupt nicht.. Und wenn ich es wollte, so besäße ich nicht die Malice, mich Ihnen anzuvertrauen." Man sah es ihm an, er verstand sie kaum halb. So einer war er. Er tat ungläubig. Dann versuchte er die Tante zu veranlassen, mich hinauszuschicken, da, was er zu sagen habe, nicht für jedermann sei Sie bat ihn, nur zu sagen, was für jedermann sei, und weigerte ihm die Erfüllung seines Wunsches. Ich erinnere, daß er noch allerlei Nachdenkliches vorgebracht hat. Was sie denn anfangen wolle, wenn der Großvater stürbe? Ob sie am Ende gar irgendwo ihr Herz an einen verloren habe, dem es da — er rieb Zeigefinger und Daumen bezeichnend gegeneinander — fehle. Ein blindes Huhn sogar findet ja ab und zu ein Korn. Er erzählte ihr von seinen Häusern, nannte ihr jedes einzelne mit seinem Wert und schwoll zusehends dabei an, und seine Augen kugelten sich, so bewunderte er sich allmählich selbst. Aber auf die Tante vermochte er seine Gefühle nicht zu übertragen. Selbst die Zusicherung verfing nichts, schöne Kleider könne sie bei ihm genug kriegen.

Und solche wie das, welches sie eben an habe — es war ein entzückendes Kostüm — möge sie dann nur getrost den Dienerinnen schenken. Bei ihm würde es ein anderer Kram. Sie solle daherkommen wie eine Fürstin.

„Die Genüsse, die Sie mir verheißen," sagte die Tante malitiös, „sind schon, wenn man nur davon hört, berauschend. Aber ich verzichte darauf aus angeborener Neigung zur Askese." Auf das hat er irgendetwas erwidert, das witzig sein sollte und nur verriet, daß er wiederum das letzte Wort nicht verstanden hatte. Er gestand ihr zu, daß sie, falls es ihr darum zu tun sei, auch wirtschaften und scheuern und waschen dürfe. Er versicherte ihr, daß er tausend für eine haben könne. Aber sie hatte genug, stand auf, machte ihm eine kleine anmutige Verbeugung — du lieber Gott! wenn sie nicht für mich bestimmt war, so war sie hier nur zu sehr verschwendet! — und verließ das Zimmer. Und nun versuchte dieser Fortunatus mich zur Fürsprecherin zu gewinnen. Plump und niedrigdenkend wie überall. Er versprach mir Schmuck und Tand, ja, er hat etwas von Sparpfennigen gesagt und gab mir, als werde auf solche Anerbietungen hin zweifellos auf seine Wünsche eingegangen werden, sogleich „schlaue" Anweisungen, wie ich der Tante beizukommen versuchen solle. Ich konnte eine Weile nicht sprechen, so kochte es in mir; dann aber bin ich dermaßen mit Worten über ihn hergefallen, daß ich mir's, wäre es vor einem andern nur schlechten Menschen geschehen, nachträglich gewiß nicht verziehen hätte. Ich Kind sagte ihm alles, was ich auf dem Herzen hatte, für was ich ihn hielt und wie ich seine anmaßende Werbung und seine gemeine Forderung an mich auffaßte. Ich nannte ihn einen „alten Kerl", „Halsabschneider" und „Schmutzfinken", und als er mit seiner breiten Tatze nach mir schlagen wollte, zeigte ich ihm so furchtlos die zehn Fingernägel, daß er es vorgezogen hat, sich zu besinnen und sich unter Drohungen davonzumachen. Ich aber fühlte mich himmlisch erleichtert und lachte und weinte in einer Tour weg.

Genützt hatte ich der geliebten Tante damit nun allerdings nur mittelbar. Der Dieffenbacher hat die Ohren des Großvaters mit seinem Lamento gefüllt und für fromme Bitten verstopft. Aber eben dadurch wurde die Entscheidung beschleunigt. Und die Entscheidung mußte ja hier Befreiung bedeuten. Auf irgend eine Weise. Und wär's nicht so geschehen, wie es dann geschah, so wäre es anders geschehen; das ist meine Zuversicht. Der Himmel konnte nicht anders, als ein Einsehen haben. Kein Gott durfte eine solche Aufopferung eines seiner Engel, der Verkörperung eines seiner reizendsten Träume, zulassen. Daß Tante Juliane durch dieses Erlebnis, wie durch die jüngsten Bedrängnisse überhaupt, im Grunde denn doch angewidert, ja bis zum Lebensüberdruß ermüdet war, kann niemanden Wunder nehmen, der je mit einer feineren Seele gefühlt hat. Und Tag um Tag sollte sie nun solche Angriffe — und bald immer unverschämtere — abwehren müssen? Als junges hilfloses Fräulein, dessen Wesen alles Rohe widerstand, das nur lebte, wenn es schön leben konnte?

Zunächst rief der Großvater, den Dieffenbachers sicher entstellter Bericht über die Unterredung aufs äußerste aufgebracht hatte, seine Tochter zu sich und setzte die Hochzeit für einen nahen Tag fest. Falls sie im Hause zu bleiben gedenke. Da aber hat ihm die in solche Not Gehetzte ruhig eröffnet,

daß ihr Verlöbnis mit Gottlieb Minutoli die Nacht vor dessen Scheiden heimlich von einem katholischen Priester eingesegnet worden sei. Sie, die Protestantin, hatte den Übertritt zum Glauben Gottliebs dafür zugesagt. Durch diese priesterliche Einsegnung war der spätere Vollzug der Ehe notwendig geworden und konnte von dem Vater nur aus triftigen Gründen noch verhindert werden. Tante Juliane war in einem Alter, in dem sie wohl noch in Vermögensangelegenheiten als minderjährig galt, aber, ohne der Einwilligung der Eltern zu bedürfen, sowohl eine Ehe eingehen, als den Glaubenswechsel vornehmen konnte. Freilich aber war sie mittellos und aus diesem Grunde blieb sie vom Vater abhängig. Er hätte einen Druck in seinem Sinne wohl auf sie auszuüben vermocht. Mir scheint auch, die Tante habe bei ihrer Eröffnung schon mit allerhand verzweifelten Entschlüssen geliebäugelt. Und der zugesagte Glaubenswechsel, mit dem sie sich gegen eine vorgeahnte Schwäche Bundesgenossen geworben haben mag, beweist mir, daß sie auch verzweifelter Taten fähig gewesen wäre. Aber der Himmel wollte es, wie gesagt, anders. Er gab nicht sie in des Vaters, sondern diesen in ihre Hand.

Durch ihre Eröffnung, die wieder einmal alle Berechnungen des alten Ehrenfried Schoeneck zwecklos machte, hatte sie diesen derartig in Erregung versetzt, daß er nicht gleich die Worte fand, die ihr seiner Ansicht nach gebühren mochten. Als sie nun aber nach einem kurzen vergeblichen Abwarten ruhevoll hinausgegangen war, stürzte er ihr nach, gewiß um ihr Fluch und Enterbung nachzuschleudern. Er kam nicht dazu. Sie war schon auf der Treppe, auf der ich sie, neugierig auf den Ausgang der Unterredung, erwartet hatte, als der Alte oben über den dämmerigen Korridor vorstolperte. Vielleicht ist er über irgend einen Gegenstand gestrauchelt, oder hat ihn ein Schwindel gepackt? Jedenfalls ist nie genau festgestellt worden, wie das Furchtbare hat geschehen können. Im nächsten Augenblick schoß er, unmittelbar an uns beiden hinstreifend, die steile Treppe hinab, drehte sich im Fallen auf den Rücken, schlug, den Kopf voran, auf den Treppenabsatz auf und blieb ohne einen Laut liegen. Als sich unsere Erstarrung löste, schrie ich auf. Dann eilten wir ihm zur Hilfe und hoben ihn auf. Auch Barthel Seidenzopf kam jammernd über den Flur, so schnell ihn seine alten Beine trugen. Der Großvater lallte nur. Er hat fortan nie wieder ein Wort deutlich sprechen, nur seine Empfindungen wie ein Kind auslallen können. Von einer Verletzung des Rückgrates blieb ihm zudem eine teilweise Lähmung. Bis an sein spätes Ende lebte er fürderhin ein gar trauriges Leben. Aber dem Hause gab das Unglück vor der Hand den Frieden wieder. Zwar seine Opposition gegen das Verlöbnis seiner Tochter, seine Erbitterung darüber, seine Versuche, sie anders zu bestimmen oder sich zu rächen, wie auch sein Verkehr mit Dieffenbacher hörten bei dem zähen Lahmen noch lange nicht auf; aber da sein Leib von uns abhängig geworden war, brauchte Juliane ihren Willen nicht dem seinen unterzuordnen. Sie blieb im Hause, weil sie ihm unentbehrlich wurde. Sie brauchte sich nur noch gegen die Unverschämtheiten des tollpatschen, ihr geistig nirgends gewachsenen „Sklavenhändlers" zu behaupten. Da halfen wir ihr. Wenn es auch oft uns armen Weibern beklemmt ums Herz und trübe zu Sinn geworden ist. Hatte dieser nur mit Plumpheiten anrückende Mensch doch die Infamie, überall öffent-

lich von Tante Julianes Verlöbnis mit ihm zu erzählen und auf seine baldige Hochzeit bereits die, welche er für sich damit glaubte einnehmen zu können, einzuladen, so daß Freundinnen und Bekannte der Tante mit Zurückhaltung gratulierten und mancher und manche ihr von da ab mit Mißtrauen wie einer, die ihr Anrecht auf gute Gesellschaft verwirkt hat, aus dem Wege gegangen ist. Er isolierte uns. Es sollte uns auch an Helfern gebrechen. So war das von ihm selbst verwertete Renommee dieses Wucherers, der seine schmutzige Hand nach der Poesie auszustrecken gewagt hatte. Was er sich etwa auf der Gasse und im Hause an vertraulichen Anrufen und Heimsuchungen erlaubte, schien so sanktioniert zu sein und verletzte uns eben darum am tiefsten. Wie sollten wir es ohne männlichen Schutz ändern? Und die Tante wollte fremden Beistand auch nicht erbitten. Teils aus Stolz, zum teil auch wohl, um ihr Geheimnis, das selbst der Dieffenbacher nicht erfahren hat, außer dem Vater niemand weiter preisgeben zu müssen oder preisgeben zu lassen. Sie hielt sich für zäher, als das Verlangen ihres Quälers.

Trotz alledem pflegte sie in aufopfernder Weise ihren so schwer heimgesuchten Vater. Nur wenn der ungebetene Gast da war, mied sie ihn. Ihre Bemühungen, seine ungeduldig geäußerten Wünsche zu verstehen, pflegte sie erst dann aufzugeben, wenn sie merkte, daß der hartnäckige Kranke das von ihr verabscheute Thema anschlug. Sie lehnte es aufs entschiedenste ab, ihn dann auch nur anzuhören.

* * *

Damals ist ein Brief von Gottlieb eingetroffen, den ich später habe lesen dürfen. Gottlieb schrieb, er habe im Platenschen Korps gegen die Russen in Polen gestanden, sei dann nach Kolberg gezogen und mit einer Abteilung von dort zur Deckung von Zufuhren, die nach Kolberg bestimmt waren, ausgesandt worden. Seine Truppe sei aber in einem Städtchen von den Russen eingeschlossen worden, und man habe kapitulieren müssen. Mit einem Kameraden sei er aus der Gefangenschaft entsprungen, und mit diesem gedenke er nach Amerika zu segeln. In Amerika bereiteten sich damals große Dinge vor, bei denen sich Unbekannte hervortun konnten. Und auch Reichtümer ließen sich dort wohl in den herrenlosen Ländern schneller als anderswo erarbeiten. England lag mit Frankreich um Kanada im Kriege, und schon befeuerte der Geist der Freiheit die Herzen manches noch für England Kämpfenden. Gottliebs Gefährte war von Beruf Seemann und gegen seinen Willen von preußischen Werbern ausgehoben worden. Jetzt mußte er vor Feind und Freund flüchten. Gottlieb aber hat sich gewiß leicht bereden lassen, mit ihm das Abenteuer in der neuen Welt zu wagen, das allen seinen Wünschen Erfüllung verhieß. Unter neutraler Danziger Flagge sind sie zunächst nach Amsterdam gefahren, um von da aus ihr gutes Glück für das weitere sorgen zu lassen.

Tante Juliane ging still und niemandem sich anvertrauend im Hause umher. Mir, die ich jeden Wechsel in der Stimmung der mir so Teuren sofort in meinem Innern durch irgend etwas beantwortet fand, mir aber fiel dennoch dies wieder zu Tage tretende lächelnde Ermüden auf, unter dem

sie ihren Träumen wie etwas Törichtem nachzuschauen schien. „Ja — was soll dann aber i ch nun machen?“ stand in dem Blick. Aber ihr Mund redete anders. „Im Nest macht der Vogel sich die Welt auf seine Weise zurecht,“ sagte sie kühl und verständig. „Aber es wäre dumm, sich davon später auf seinem Wege bestimmen zu lassen.“ Und später hat sie sich mir gegenüber so ausgelassen: das sei alles natürlich. Welch ein Mann werde um eines Mädchentraumes willen ein wagemutiges Leben hingeben? werde für eine häusliche Enge die frische freie Welt in Tausch geben. „Es war hübsch von ihm, daß er noch schrieb,“ meinte sie.

Ich habe es nie begriffen, wie ein so bevorzugtes Geschöpf so wenig selbstbewußt hat sein können. Aber in ihr hatte sich allmählich der Unglaube festgesetzt und lebte da. Es gab für sie keine Einheit zu zweien, denn — — Da ist es wieder: Wir Frauen sind kurzsichtig. Das Weitausschauende imponiert uns selten, weil unsere Jugend kurz ist.

Der Brief hatte der Tante das Gefühl der Sicherheit, hatte ihr den Boden unter den Füßen völlig fortgenommen. Auf Gottlieb hatte sie hoffen können, ohne zu denken. Nun begann sie zu denken, ohne zu hoffen. Und das gab ihr — ich kann mich nicht anders ausdrücken — eine himmlische Haltlosigkeit. Doch während sie in ihr so hintrieb, fing etwas anderes an — doch glaube ich nicht, daß es die Quelle ihres Unglaubens war — sich ungehemmter zu regen — die Jugend — die, welche am Tage und nicht an den Träumen hängt. Was sie als Ballast beschweren wollte, dessen hat sie sich damals wohl zu entledigen angefangen. Denn ich vermute, daß ihr Glaubenswechsel von ihr immer mehr als störend empfunden wurde, bis sie ihn endlich abgestoßen hat, als habe er mit ihr nie etwas zu tun gehabt. Der katholische Priester hatte ein paar Mal bei ihr vorgesprochen. Sie pflegte ihn mit einer höflichen, etwas nichtssagenden Gefügigkeit zu empfangen. Eines Abends verließ er sie mit kühlem strengem Gesicht, blickte nicht rechts, nicht links und durchschritt mit langen raschen Schritten den Flur, als durchfege er eine Pestatmosphäre. Gleich darauf fand ich die Tante vor dem Spiegel, wie sie ein Häubchen aufprobierte. Als sie mich hörte, begann sie wie eine, die in harmloser Laune ist, ein Liedchen zu trällern. Und sie w a r sogar in munterer Laune. Den geistlichen Herrn aber habe ich das Haus nicht wieder betreten sehen. Ich habe mich in diese Geheimnisse nicht eingedrängt. Sie waren Tante Juliane sichtlich nicht von der Wichtigkeit, die sie in anderer Menschen Leben zu haben pflegen; doch eben darum konnte einer Natur wie der ihren nicht daran liegen, sie von anderen berührt zu hören. Wenn sie dagegen über ihre poetischen Anwandlungen oder gar „den schönen einsamen Marktbrunnen“ sich zu spotten unterfing, da brannte mir etwas qualvoll durchs Herz, obgleich ich die ganze Bedeutung solcher Worte damals noch nicht verstehen konnte, und ich widerstrebte ihr durch Murren und Maulen und erreichte es denn auch zuweilen, daß sie mich lachend küßte, indem ihre frische Jugend zeitweilig triumphierte und sie aus den Niederungen emporriß.

Welch ein Jammer ist es, im steuerlosen Kahne in einer unwirtlichen Wasserwüste glaubenlos dahintreiben zu sehen, was so blühend schön ist! Und Tante Juliane war nie schöner gewesen, als in diesen Jahren. Ihr

Haar war eher noch weicher und schimmernder, ihr Mund noch beredter im herben Schweigen, ihre Augen glänzten voll Wundern wie ein Frühlingshimmel, und ihre Gestalt war so biegsam und in jeder Bewegung von einer so feinen natürlichen Grazie, wie Hand und Fuß rührend in jener gehaltenen Entschiedenheit, die noch aus einer Zeit der Sicherheit übrig geblieben war, daß ich, wenn sie die Stiegen herab oder im Saale an mir vorüber schritt, nur fühlen konnte, wie ich ihr in alle Ewigkeit vertrauen müsse.

Doch wie sollten die Wünsche nicht wuchern, wo der Glaube nicht Gärtner ist — der Glaube an Glück und Sieg? Mehr als je wandte Tante Juliane alle ihre Liebe und Sorgfalt an ihre Erscheinung. In den Formen, dünkt mich, ward sie einfacher und empfindlicher für den Adel der Linie, in Stoff und Farbe immer wählerischer. Zuletzt genügte ihr eigentlich nur noch die weiße Seide, um darin ihre duftigen Empfindungen zu fesseln und mitzuteilen. Ihre Tage vergingen ihr, indem sie ihre Seele sich aus einem Schmetterling in den andern verwandeln ließ. Doch habe ich nie das Gefühl gehabt, als triebe sie einen Kultus mit sich. Es geschah alles mehr aus Zeitvertreib und über etwas anderes hin. Sie war nicht kühl genug. Wenn sie sich im Spiegel besah und die Glieder sich leise zu wiegen begannen, da erwachte auch eine Glut in ihren Wangen und eine leise dunkle Trauer in ihren Augen. Wir gingen wieder öfter vor das Tor in die Felder, und zuweilen fand es sich, daß von fern herüber eine Tanzmusik zu uns verwehte; da lockte sie Carla und mich, daß wir mit ihr auf einsamer Wiese tanzten. Sie war weltvergessen in ihrer schwebenden Anmut, während ich, nicht mehr wie einst hingerissen, ängstlich in alle Büsche zur Seite lauschte, ob dort nicht ein zudringliches Augenpaar laure. Vorzüglich nahm ihr Interesse an dem Allemande, dem deutschen Walzer, stetig zu. Lachend umfaßte sie eine von uns und drehte sie und sang dazu. Ich war entzückt, wenn sie mich wählte, und es ging doch jedesmal wie ein banges Zittern durch mich, und schnell trieb es mich zu enden, ich weiß nicht ob vor Schwindel oder vor verliebter Scheu. Ein anderes Mal aber, als die Bohnenlaube im Garten rot blühte und Sonnentaler auf der Tante blonde Flechten regneten, und ein kühler Sonnenwind die großen Blätter bog, und ich nichts denken konnte, als wie süß es sein müsse, mich mit Tante Juliane jetzt im Fassen und Lösen um die Goldlackstöcke zu wiegen wie ein gaukelndes Schmetterlingspärchen, und nun in der Nachbarschaft ein lustiger Musikant ein Menuett zu geigen anhub, und Carla von ihrem Stuhle aufstand, uns mit auffordernden Lachen ansah und ihre Hüften strich, da sagte sie gleichmütig nichts als: „Tanzt ihr nur! Ja, tanzt nur, tanzt nur, ihr Kinder!" Da konnte nichts sie verlocken.

Aber schon war das Verhängnis in unserer Stadt eingezogen, und einige Tage darauf stand es wieder vor uns in dem großen Zimmer, das nach dem Markt hinaussieht, in dem die Offiziere des Freibataillons einst getafelt hatten. Er, der kecke Mensch, dem die Tante einst die Rose von ihrer Brust hatte lassen müssen. Da fand es sich denn, daß er zu unserer Stadt in nachbarlichen Beziehungen stand und nicht nur auf der Durchreise uns nochmals heimsuchen kam.

Der Preußenkönig Fritz hatte Frieden mit seinen Feinden gemacht, und mancher Offizier verließ das Heer und kehrte zur friedlichen Beschäfti-

gung zurück. Sie hatten gelebt und wollten nachdenken über ihr Leben, oder sie hatten verlebt und wollten wieder sammeln, oder sie konnten doch dies und jenes, da das Leben auf Exerzierplätzen und in Wachtstuben ihnen nicht lebenswert erschienen sein mag.

Draußen flußaufwärts, wo die Hügel sich schon behäbiger zu bewaldeten Bergen emporbuckeln, wohnte auf stattlichem Gutshofe ein liederlicher alter kinderloser Baron. Ich glaube, er hieß Kramm. Bei dem war ein Neffe, sein künftiger Erbe, eingezogen, Hans von Winterfeld, in dessen Hände er schon jetzt den größeren Teil der Geschäfte zu legen gedachte. Auch das hübsche Schlößlein an der Allee gehörte ihm, das damals noch so weiß und fröhlich aus blanken Fenstern blickte, als es heute grau und grämlich in allzu üppigem Buschwerk versunken liegt.

Hans von Winterfeld war Offizier im Freibataillon Eck von Mayrs gewesen; er war der Räuber der Rose.

Er besuchte uns, um „das Bedauerliche, in schlimmen Zeiten ein ungebetener Gast gewesen zu sein, durch unser Verstehen und Verzeihen übergolden zu lassen.“ Er sprach mit einem Lächeln von den galanten Anwandlungen seines damaligen Chefs und ganz im allgemeinen von seinen eigenen notgedrungenen Übergriffen und den mancherlei skrupelloseren Lebensauffassungen des Soldaten. Er erwähnte mit einer nachträglichen Besorgnis, die uns galt, die bei der Eroberung der Stadt vorgekommenen Unzuträglichkeiten. Kurz, er war durchaus höflich, zurückhaltend und abwartend in seinen Reden. So berührte sein Mund denn auch die Geschichte mit der Rose mit keinem Wort; doch seine Augen knüpften in einem herrischen Verweilen auf Tante Julianes bald furchtsamen, dann wieder abweisenden Augen an das Ehemals an. ‚Laß mich nur erst die Verhältnisse kennen; da werde ich schon meine weiteren Entscheidungen treffen‘ stand in den seinen. Und diese waren bei allem Feuer durchdringend, unerbittlich und das einzig Beredte an ihm, denn seine Haltung verhielt jede verräterische Bewegung, während seine Worte mir nur geeignet zu sein schienen, herauszuholen, statt zu eröffnen. Für das Schicksal des alten Herrn Schoeneck zeigte er die regste Teilnahme. Und nicht nur, weil dies der gute Ton so fordert. Ich vermute vielmehr, die Mitteilung genügte ihm, — wenn auch noch nicht sogleich jene Entscheidung zu treffen —, so doch, um eine Vormerkung zu machen.

Zunächst waren seine Besuche bei uns, soweit ich erinnere, nicht allzu häufig. Doch kam er viel in die Stadt geritten. Die Gassenjugend kannte ihn bald, denn seine Pferde waren feurig, schön, mit schmuckem Lederzeug gezäumt. Auch liebte er es, ein paar Mal mit Getöse rund um den Markt zu sprengen. Was ihn hereinzog, war eine hübsche freche Komödiantin. Die Truppe gastierte damals im großen Saal der „Sonne“. Zuweilen wohnte er den Opernaufführungen bei; öfter sahen ihn die hinteren Räume, in denen die Leute ihr Wanderlager aufgeschlagen hatten, und der Hof, wo ihre Wagen aufgefahren standen. Oft habe ich diese Komödianten, zu allerlei Possen und aufmunternder Unterhaltung mit geschwätzigen Bürgern und neugierigen Kindern aufgelegt, in der großen Toreinfahrt herumlungern sehen. Da trug denn auch die Schöne ungeniert, ja mit Stolz die Schawls

und Ohrgehenke, die man allgemein als Gunstbezeugungen des Herrn von Winterfeld bezeichnete. Einmal jedoch kam der Verständige, der wußte, daß vielerlei Brunnen trinkbar sind, mit einer eleganten Amazone in Dreispitz und Reiterstiefeln auf den Markt gesprengt geradewegs vor die „Sonne" hin. Mich führte der Weg eben da vorbei, und so blieb ich in einiger Entfernung stehen, mir die Dame zu betrachten, die eine impertinente Physiognomie und auffallend üppige blutrote Lippen hatte. Sie lachte zu einer Bemerkung ihres Begleiters aus vollem Halse, sodaß die hübsche Schauspielerin sogar nicht nur giftig, sondern verlegen von der Seite nach ihr schielte. Dann klopfte jene dem Kapitän auf die Schulter, sagte etwas anscheinend Spöttisches und begann ihr Pferd zu tummeln, was mich veranlaßte, mich in eine Haustür in Sicherheit zu bringen. Später sah ich nur noch, wie die Komödiantin dem unverfrorenen Liebhaber den Rücken wies und dabei recht heftig, als wolle sie Verachtung damit ausdrücken, mit den Schultern zuckte. Ich habe sie im Grunde meines Herzens bedauert. Man erzählte übrigens, die Amazone habe im Schlosse als eine Cousine des Barons gewohnt. Doch wußte man von zahlreichen Cousinen und Nichten, die nacheinander bei dem Herrn von Kramm Quartier genommen haben und, wenn sie auch zuweilen des männlichen Anhangs nicht entbehrten, doch in recht wandelbaren Verwandtschaftsverhältnissen zu diesem gestanden zu haben scheinen. Selbst die stumpfsten Mienen verzogen sich allmählich zu einer Grimasse, wenn sie das nachsprachen. Auch versicherte man aufs bestimmteste, daß die kühne Reiterin nur des Französischen mächtig sei, und die, welche das Gras wachsen hören, konnten Auskunft darüber geben, daß es sich um eine Abenteurerin mit verrufenem, wenn auch hochadligem Namen gehandelt habe, die so viel auf dem Kerbholz hätte, daß sie in der Tat nichts besseres tun könnte, als sich hoch zu Roß zu setzen. Mag dies nun alles mehr oder weniger Klatsch gewesen sein; den Mann, wie er sich präsentierte und wie er heute, wo ich auch das Nachfolgende mit überschaue, vor mir dasteht, kennzeichnen alle diese Erinnerungen doch. Auf dem Schloß wurden laute Feste gefeiert. Man hörte bei günstigem Wind bis zur Stadt herüber die Musik. Von den Gutsnachbarn aber hat man nur einige alte, dem Schloßherrn ähnlich gesinnte Junggesellen heranfahren sehen. Dafür sollen vollbepackte Reisewagen weither — doch selbst die verräterischsten Kammerdiener wußten nicht woher — lustige Herren und Damen, ehemalige Kriegskameraden, Künstler wohl und dergleichen — nun ja denn: mit Familie — ins Schloß gebracht haben. Es war eine goldene Zeit für Gesindel jeder Art, das sich wie sonst nie in unserem Städtchen zusammenfand, mit lustigen Augen und übermütigem Munde, wie Leute, die an der Quelle sind, umherging und ab und zu einen zuversichtlichen Blick nach dem Schlosse hinübersandte. Da kamen Seiltänzer mit Weibern und Kindern, Leierkastenmänner und braune Sängerinnen mit Lauten, Zwerge, Bärenführer, Dresseure von Hunden und Affen, Wunderkinder, Zauberer und Betrüger in den verschiedensten Aufzügen im buntesten Wechsel. Vor allem aber suchten uns fortwährend Zigeunerbanden mit Wagen, Pferdchen und Hunden heim. Sie lagen an allen Waldsäumen herum und stahlen das Federvieh aus den Ställen, das Obst von den Bäumen und die Kleider

aus den Schränken. Das Dorfvolk in der Runde hat darum die Schloßherrschaft wohl oft im Stillen verflucht, doch standen sie mit abgezogenem Hut am Wege, wenn der Baron mit seinen lustigen Gästen große Jagd über ihre Felder hin abhielt, und murmelten: Gott segne das Verderben! Damals waren die meisten ihren Herren noch untertan mit Hab und Gut, mit Leib und Leben. Auch die kleinen Bürger taten nicht viel mehr, als den jungen Winterfeld „Herr Satan" nennen, ja zuweilen konnten sie über ihn lachen, denn er hatte eine freigebige Hand, und als eine hübsche brave Handwerkerstochter aus ihrer Mitte über Nacht auf die Landstraße entwichen war, um im Elend zu werden, was so oft der Frauen süßeste Hoffnung ist, da lästerten sie wohl hinter der Verlorenen drein und meinten, ihr geschehe recht; aber nach dem Schloß hinüber hob sich kein anklagender Finger.

Von alledem hörte Tante Juliane — und entschuldigte es. Ja, sie fand es „nur natürlich". Warum sollte er nicht Leben in die Einöde bringen? Was nahm er denen, die gaben, ohne daß er sie zwingen konnte? Was kümmerte es ihn, wenn andere dachten, man wäre verpflichtet, sein Leben anders zu leben? Er war niemandem verpflichtet. Lebte man etwa bei uns im Hause erfreulicher? Das kecke Zugreifen, das machte den Mann, ja, das ging nun wieder in ihr um. Unbedenklich zu leben wagen, das imponierte ihr — zu lieben wagen! denn das war bei uns ja das Leben. Das durchschauerte sie; das vermißte sie vielleicht in sich — und da, wo es ihr Glück galt.

Ich muß gestehen, ich war manchmal geneigt, alles, was ich hörte, anders zu wägen, wenn ich der Tante Gleichmut sah und sie, die sanften, klaren Augen über den Markt gerichtet, ihre Meinung vortragen hörte; aber dann fiel mir jener Handkuß ein, und ich konnte es nicht.

Vielleicht war es das Gerücht, die Tante sei verlobt, das Herrn Hans von Winterfeld eine Zeitlang von uns fern hielt. Endlich aber mag wohl jemand ihm den Dieffenbacher gezeigt haben, der sich schon halbe Tage lang, ja einmal eine ganze für uns ängstereiche Nacht bei uns einquartierte. Denn eines Tages sprach der Kapitän wieder vor und stellte geradeheraus die Frage an die Tante, ob es wahr sei, was er gehört habe. Da hat sie ihm von der Bedrängnis gesprochen, in der sie durch den Dieffenbacher gehalten werde, und ihm gesagt, daß alles erlogen und Verleumdung sei. Zuerst hat er keinen Ton laut werden lassen, aber in seinen Augen ist es aufgegangen wie jähe Lohe. Dann ist er aufgestanden und hat die Tante Juliane gefragt, an welchen Tagen, zu welcher Stunde der Mensch sich einzustellen pflege; und als sie ihm die Auskunft gegeben hat, ist er fortgegangen, ohne sich gegen sie über seine Absichten zu äußern. Sie hat mir gleich alles in Sorge und Hoffnung anvertraut, und ziemlich unruhig haben wir beide der nächsten lästigen Besuche des Herrn Fortunatus gewartet.

Der Großvater hatte auch seinerseits versucht, die Tante zu isolieren, ndem er mich zu sich rufen ließ und mir allerlei Geschenke zuschob. Doch als er mir einst zu verstehen gab, er wünsche dafür die Schlüssel zu der Tante Zimmer, trug ich ihm die ganze Bescherung wieder hinüber, warf die Sachen auf den Tisch und lief, entsetzt wegen seiner drohenden Gebärden,

sogleich hinaus. Solches und daß der Dieffenbacher selbst die Tante immer unehrerbietiger behandelte, ließ uns das Nachdrücklichste und Härteste, das endlich allem ein Ende machte, wünschen. Es war abscheulich, wenn dieser Eindringling der Tante über das Stiegengeländer weg etwas auf den Flur hin zuschrie, wenn er ihr auf dem engen Korridor nicht aus dem Wege gehen wollte. Und einmal hat er es gewagt, ihr ein Buch, das ihn genierte, aus der Hand zu schlagen, als wäre er schon ihr Herr und Gebieter gewesen. Wir hielten uns, so weit es irgend anging, eingeschlossen, wenn er im Hause war und beim Großvater scheltend hin und herraste, ohne sich gewiß je darum bemüht zu haben, die Zeichensprache des Kranken zu verstehen, als könne sie nur eitel Zustimmung bedeuten. Oft hörte ich die Tante seufzen, dies Dasein werde ihr nachgerade unerträglich. In solcher Weise von einem Niederträchtigen belagert zu sein, den der eigene Vater begünstigte, wollte ihre helle Seele verdüstern und ihr Herz verkümmern lassen.

Und nun geschah es eines Nachmittags, während Dieffenbacher, der sich ohne Zweifel nahe am Ziel glaubte und darum nicht locker ließ, wieder beim Großvater in seinem Sklavenhändlerjargon sein Blut von Galle zu entlasten strebte, daß ich den Kapitän von Winterfeld von der „Sonne" her in hohen Stiefeln und die Reitgerte in der Hand über den Markt kommen sah. Ich schloß bei uns auf und lief außer mir auf Zehen die Treppe hinunter ihm entgegen. Aber kaum daß ich ihn sah, erkältete sich mir das Herz wieder, und ich konnte ihn nur anstarren. Er fragte sogleich, ob der Dieffenbacher da sei, und als ich es bejahte und in diesem Augenblick oben eine Tür ging und jemand über den Korridor stapfte, nickte er und stellte sich breitbeinig im Flur auf, indem er seine Gerte ein paar Mal durch die Luft pfeifen ließ. Ich drückte mich in die Hoftür zurück, und als ich von oben des Dieffenbachers Stimme hörte: wer denn da sei, und als ihm keine Antwort ward, das Knarren der höchsten Stiege verriet, daß er, wohl in der Meinung, es sei sein Opfer, herabkam; lief ich in meiner Erregung auf den Hof hinaus und drehte das Gesicht gegen den Garten und seine von so viel Friedensträumen geheiligten Blumen. Einige Atemzüge später hörte ich auf dem Flur kurz, schnell und heftig Worte wechseln. Es können kaum ein Dutzend gewesen sein. Dann geschah etwas. Es war ein Geräusch — ein röchelndes Schreien. Ich stürzte hinzu und schrie auch. Die beiden waren handgemein. Ich sah eben noch, wie die Gerte nochmals pfeifend durch dir Luft fuhr und klatschend quer über das breite Gesicht Dieffenbachers, dessen emporfuchtelnder Arm ihn nicht mehr decken konnte, niederfiel. Er strauchelte, stürzte. Herr von Winterfeld riß die Haustür auf, daß die Schelle aufgellte, als wolle sie vor Entsetzen herabstürzen, und stieß den Menschen hinaus. Der rollte über die Freitreppe hinab auf das Pflaster in die Sonne, wo sogleich ein Auflauf entstand. Im ersten Augenblick ging es durch mich wie ein Jauchzen der Befreiung.

Die rohe Gier war vertrieben — der herrische Wille setzte sich an ihre Stelle.

Als ich so durch die Tür auf die Gruppe draußen hinüberstarrte, dachte ich mit einer jäh wiederkehrenden Beklemmung, mit einer geradezu schrecklich hellsehenden Klarheit daran, wie der Tante bei dem Be-

such, den der Kapitän uns vor Wochen gemacht hatte, mitten in ihrer abweisenden Ruhe, die sie in einer kleinen Unsicherheit seiner unbefangenen, von leiser Huldigung durchwärmten Unterhaltung entgegensetzte, ganz ohne äußere Ursache das Blut in die Wangen gestiegen war, während ihr kleiner Fuß den Teppich unruhig zu schlagen begann und die Augen haltlos umherfuhren. Und ich dachte auch seines Lächelns und seines triumphierenden Blicks, während er, als habe er nichts bemerkt, fortfuhr, von gleichgültigen Dingen hübsch zu plaudern. O, sie fühlte es, daß hier zum ersten Mal einer war, der jede Regung ihrer feinen Schönheit und poesievollen Selbstverständlichkeit voll empfand und als Feinschmecker in sich aufnahm. Ich sogar fühlte — ich sogar sah es ja an ihm, und trat doch eben erst in ein Lebensalter ein, wo man derlei mit heimlichem und lustigem Erstaunen in sich zu vermerken anfängt, wenn es der eigenen Erscheinung und dem eigenen Wesen entgegengebracht wird.

Und unabweislich hatte er sich dort unten auf dem Flur zu der Tante Ritter geschlagen. Der erste Dienst hatte sogleich den zweiten im Gefolge. Er fragte nicht einmal lange an. Eingeleitetes legte er als notwendig zur Billigung vor. So setzte er es durch, daß der alte Ehrenfried Schoeneck, obgleich dieser geistig völlig klar zu sein schien und unter der Ausschaltung seines Willens in Haus und Familie schwer gelitten hat, entmündigt wurde. Etwaige mit dem Dieffenbacher schriftlich gemachte Vereinbarungen wurden für null und nichtig erklärt. Die Tante hat dem nicht widerstrebt. Unser Vormund wurde — aus plötzlich entdeckter ehemaliger Freundschaft für das Haus Schoeneck — der Herr von Kramm. Doch hat er sich außer bei einem von der Straßenjugend viel bemerkten Besuche, bei dem er jovial schmunzelnd Haus und Garten in Augenschein nahm und mir sagte, ich sei eine Mordsdirne und habe Gucker wie eine Eule, nur hellere, nicht weiter um uns bekümmert.

Geld vermag viel über die Richter, und alles Recht steht auf goldenen Füßen. Wir erfuhren, daß dies auch sein Gutes haben kann. Vergebens hat der Dieffenbacher, der am unrichtigsten Platz zu knausern liebte, versucht, den Herrn von Winterfeld, der sich fortan in Begleitung zweier riesiger Doggen im Orte zu zeigen liebte, wegen der Mißhandlung, bei der er ein Auge eingebüßt hatte, zur Rechenschaft zu ziehen. Er mußte froh sein, daß er sich noch zur rechten Zeit zurückziehen konnte, ehe man ihm selber wegen der Rolle, die er bei dem alten Schoeneck gespielt hatte, auf den Leib rückte. Er verschwand aus der Stadt.

(Schluß folgt.)

* * *

Kritik.

August von Kotzebue, (geb. 3. Mai 1761). Die literarische Persönlichkeit durchfährt die Meere zweier Schicksale: die auf- und niedersteigenden Lebensläufe und ihre Spiegelung in den wunderlich gekrümmten Gläsern derer, die später kommen. Aber wahrlich, es ist kein leichtes Ding, das Horoskop der Vergangenheit zu stellen; nicht das gleiche Gesicht zeigt ein Leben und seine Tat im Geschehen wie im Wi-

derschein des Jahrhunderts. Nimmer würde sich August von Kotzebue, der Held des bürgerlichen Rokokosalons, wiedererkennen in der fratzenhaften Gestalt eines aus den Vorgärten der Dichtung vertriebenen Thersites, der sich in schmutzigem Hinterhofwinkel verbergen muß, ein Spiel und Spott der Gasse. Sie alle eilen vorüber, gerüstet zur Bergfahrt nach den Höhen der Geschichte und werfen ihren Stein auf den gestürzten Herrscher. Aus solchem nachgebeteten Haß erwuchs Kotzebue ein Denkmal der Schande und Verachtung. Ein schlechtes Geburtstagsgeschenk wäre es, wollten wir an den Mauern dieses Gefängnisses weiterbauen. Wahre historische Erkenntnis wird das taube Gestein zersprengen und ein mikrokosmisch Bild enthüllen von der Größe und dem Verfall des Rokoko.

Die Geniestürme des jungen Goethe und seiner Weggenossen waren über die dürren Felder der Aufklärung gezogen und hatten aus der unfruchtbaren Erde mit zeugendem Frühlingshauch eine Fülle von Keimen gelockt. Der Erntesegen jener Jahre, die den Werther brachten und Faust reifen ließen, blieb uns bis heute. Und wir können sie als die Geburtszeit der Republik der Kunst feiern; sie gab sich volle Unabhängigkeit und volle Rechte. Der gewaltigen suggestiven Macht der Bewegung gelang es, ihre Sache zur Sache der Allgemeinheit zu machen, des Bürgers Sinn zum Mitleben in ihrer geistigen Gemeinschaft zu erregen. Aber immer noch hat das Gesetz der Schwere gesiegt über die mächtigste Suggestion. Wie die Wege der Führer steiler und mühsamer wurden, kam es zur Entzweiung, und die Menge kehrte um, wurde magnetisch zurückgezogen auf den festen Boden. Nur ein matter Glanz, ein Schimmer war geblieben und fiel noch zurück von den Strahlen des einsamen Lichts. Die Entstehung einer klassischen und exclusiven Kunst, die die Höhe der Zeit und ihre Physiognomie bedeutet, an der jedoch das Volk keinerlei Anteil hat und seine Heerstraße nach einer ganz anderen Seite baut, in unbewußtem Gegensatze zu ihr sich sogar eine eigne Vulgärpoesie schafft — diese Wandlung war eine der großen Imponderabilien der Geschichte. In die sinnfällige Erscheinung trat sie erst, als in einigen Köpfen mit sensiblem und offenem Temperament sich die Lust regte, die blasse Atmosphäre, den Niederschlag aus den mannigfaltigen oberen Strömungen, zu einem geschlossenen eignen Ausdruck zu verdichten und der zerstreuten und unsicheren Anschauungswelt Sammlung und Sanktion zu schaffen.

August von Kotzebue war der Mann von seltenem Talent, der das Volk führte, indem er ihm diente als geschickter Sklave. Er erkannte die Gedanken in den Augen, noch ehe sie zu Worten wurden und über die Schwelle des Bewußtseins drangen. Sie sehnten sich in dem zweifelnden Chaos ihrer Gefühle nach dem starken Einzelnen mit seiner überlegenen Klarheit und ihr inbrünstiges Verlangen forderte Heldenverehrung. Kotzebue erfüllte es, beherrschte sie und ließ sie zugleich herrschen: nun schätze man die Macht, die er in den Herzen besaß. Eine unendliche Fähigkeit, willenlos wie eine photographische Platte aufzunehmen, was sich den weiten Kreisen seiner schweifenden Sinne bot, machte seinen Geist zur Schatzkammer für die Lichtwellen, die die ungemein fruchtbare Zeit großer Entwickelungen von allen Grenzen ihm sandte.

Heimische Eindrücke von tiefer Stärke gab die Jugend am Weimarischen Hofe der siebziger Jahre, als gerade der Dichter des Götz schweigend die Verbindung mit dem gesamten literarischen Mittelstand gelöst und die poetische Sezession an der Ilm gegründet hatte. Ein symbolischer Zufall, daß der junge August, der legationsrätliche Sprößling, in diesen Jahren mit den offenen gierigen Augen

reifender Jugend im Haus des Großen aus- und einging, ein munterer gern gesehener Gast, im Garten Sprenkel stellte und die Goetheschen Vögel wegfing. Er tanzte das steife Menuett und hörte den Kling-Klang der pudergeschminkten Festdichtungen; er sah die Anfänge einer klassischen Kunstpoesie und den Boden ihrer Wurzeln: die sonderbare Mischung steifzierlicher Rokokoconvention und stürmischer Genietaten. Dem Blick der Frühreife entging der Kampf nicht, den Goethe mit höfischer Tradition und Menschlichem, Allzumenschlichem kämpfte. Kotzebue in Weimar: Der falsche Prometheus stiehlt das olympische Feuer und zündet mit ihm sein eigenes Flämmchen an, eine Leuchte immerhin für das Volk im Dunklen.

Vier Studienjahre im nachbarlichen Jena enden, und der junge Jurist muß das Vaterland verlassen, das den satirischen Propheten so wenig ehrte. In Petersburg, als Sekretär des Generals Bauer, sah er die Heimat in Distance und sammelte in der Hofluft eine stattliche Truhe erlebter Weltkenntnis. Sein Schauen, trüb verhüllt von der dickflüssigen Masse süßlicher Ideallügen, wurde hier geschliffen zu einem hellen klaren Blick, in dem sich die Dinge mit treuer Realität spiegeln. Rußland wurde ihm zum Erlebnis. Manchmal suchte er den Bann zu lösen, der ihn auf der nordischen Erde hielt, und immer zuckte die Nadel seines Kompasses zu ihr zurück. Als empfindsamer Reisender macht er allerlei europäische Ausflüge, kommt bis nach Paris und Rom, versucht sich in Wien als Theaterdirektor und sieht Leute und Länder mit Sterneschem Geiste. In Rußland schwanken seine Geschicke, und er muß die ganze Kunst der Balance brauchen, um sich zu halten. Esthländischer Gouvernementspräsident, Direktor der Petersburger Hofbühne, Verbannter in Sibirien und Generalkonsul von Preußen — so dreht ihn das Rad, aber er jongliert sich stets auf der höchsten Kurve; am Ende dieser Karriere tanzte er den russischen Gönnern den Reigen kultureller und insbesondere literarischer Begebnisse seines Vaterlandes vor. Dies harmlose Altersamt nahm das junge Deutschland seiner Art gemäß hochpolitisch und ließ den Spion Kotzebue durch einen fanatischen Theologiestudenten erdolchen. Es war in den Märztagen 1819. Die Ironie der Historie ließ den Mord zum Ausgangspunkt einer bedeutsamen Staatsbewegung werden und umwob den Toten mit einem Glorienschein, der ihn unverdient umstrahlte. Weder der große Verbrecher und Vaterlandsverräter, noch der erhabene Märtyrer, nahm August Kotzebue in allzu derbem Schicksal Abschied von einer Welt, die ihm zu einer verächtlichen Lächerlichkeit geworden war, weil er sie nicht mehr verstand, und der er als unbequemer Wächter vor den Türen so vieler Bürgerherzen stand.

Wir sahen das bunte Leben dieses Weltmannes des Rokoko, das so gar nicht das Erdenwallen eines Poeten des 18. Jahrhunderts ist. Kotzebues Geist wurde offen und vielfältig und schaute weit über enge heimische Mauern; er war modern in den Grenzen seiner Zeit. Das Produkt geschickt angeeigneter europäischer Kultur mit der eines mitteldeutschen Kleinstaates in der Epoche vor den Revolutionen brachte ein Wesen von einzigartigen psychischen Komplikationen. Und die kleinste seelische Vibration fand auch ihren realen Ausschlag in der Produktion. Kotzebues literarische Physiognomie zeigt den Januskopf des Dramatikers und Publizisten. Seine Werke sind nicht Konfessionen, die durch ein dichterisches Medium gingen, sondern einfache, völlig unkünstlerische Ausdrucksformen innerer und äußerer Erlebnisse. Der heftige Drang zur Publizität ließ ihn restlos sich preisgeben. In ihm lag das Ziel wie das Ende seines Könnens. Der Trieb zum Tage und seiner Reso-

nanz wurde das fatalistische Verhängnis, und nur ein feuilletonistisches Spieltalent, die verschiedensten Masken zu posieren und hinter den Kulissen alle zu verlachen, lieh ihm den Schein geistiger Freiheit. Und dazu noch: Dieser Proteus kennt keine Verbindung zwischen seinem allzu erdenschweren Menschtum und den Wegen seines Denkens und Glaubens. Er verteidigte mit wahrer Überzeugung ein Prinzipium der Moral, stand vom Schreibtisch auf und handelte gegen seine Worte. Das erschüttert den Charakter August Kotzebues, nicht aber die Persönlichkeit des Schriftstellers.

Solchen impressionistischen Kriterien möge der Schauritt über einige besondere Werke die Farbe geben. In den dramatischen Äußerungen waltet eine weit strengere kompositionäre Disziplin, als in den Romanen und autobiographischen Versuchen, wo Kotzebue in einem literarischen Negligé erscheint, das seine Schwäche und sein Talent unverhüllt zeigt. Der stoffliche Gehalt aber ist immer — bei der Posse so gut wie bei dem anglisierenden Moralroman — der gleiche. Die Tugend des Reifrockes und der seidenen Kniehose schwingt das beglückende Zepter. Ihre Familie ist sehr groß. Es gibt fromme Tugenden und Tugenden gegenüber dem Geliebten, den Eltern, dem Freund; enge Verwandte sind rührender Edelsinn und Großmut, selbstlose Liebe und erhabene Reue. Kein Drama floß aus Kotzebues Kiel, an dessen Eingang und Ausgang nicht der Autor im Staatsrock dieser Motive die Freunde seiner Muse begrüßt und verabschiedet hätte. Auf der offiziellen Fahne, die aus dem Kotzebueschen Kunsthause wehte, war deutlich für alle das wackere moralische Schwarzweiß zu sehen, und dieser repräsentative Aushang machte es für alle zu einer Ehre, das poetische Erbauungsdiner einzunehmen, das ein so edler Mann servierte. Das rührselige Tugendrequisit, diese Hauptwaffe beim Angriff auf die Gemüter eines tränenfrohen Publikums offenbart sich beim tieferen Schauen als die ungeheure popularphilosophische Verwässerung höchster dichterischer Urgedanken, die das Leid ertöten wollen in dem Bewußtsein einer ewigen Allgerechtigkeit und ihres steten notwendigen Wirkens. Die hellenische Kultur machte zur Göttin jener Ursehnsucht Anante, das Schicksal, „den gezwungenen Zwang". In christlicher Formung ging diese letzte Frage durch die Jahrhunderte, bis mit dem allgemeinen Niedergang auch die Problemstellung sank und die rationalistisch aufgefaßte „beste Welt" durch den Mund der Krämer gezogen wurde. Der ertappte und geziemend bestrafte Bösewicht und das glücklich vereinigte treue Paar, die theatralische Güte eines Kotzebue wird so schließlich zur letzten Etappe für ein großes Lebensrätsel von rühmlicher Tradition. Wenn aber die schablonisierenden bürgerlichen Rührpoeten, die nicht weiter gesehen haben, als bis zum Fenster des Nachbarn, ihre stofflichen Mittel mit einer verlogenen Theodicee erschöpft hatten, beginnt die eigentliche Stoffkunst Kotzebues. Er setzt in die dämmrige Verschwommenheit der „idealen" Zustände einige derbe realistische Lichter. Ein schillernder frappierender Kontrast blitzt auf, das dramatische Gebäude wankt im Kampf solcher Widersprüche — die bewegungschaffenden Energien, die „Unruhe" dringen in das Herz des Stückes und bringen es über die toten Punkte des lahmenden Interesses.

In „Menschenhaß und Reue" (das weltruhmbedeckte Jugendschauspiel darf für einige hundert weniger glückliche Zwillinge reden) wuchert das üppige Moralinkraut über das ganze zerackerte Feld von Liebesschuld und Liebesreu und doch keimen schon hie und da kecke Naturblumen, deren Samen unter der Sonne wirklichen Lebens und nicht in arkadischen Schäferwelten reifte. Ein Jahr später:

„Ein Kind der Liebe“. Die französische Revolution wirft ihren leuchtenden Schein, wenn auch durch matte Scheiben, über soziale und persönliche Sklaverei des Mittelstandes; ein scharfer Blick auf den „Moloch Heer“. Immer stärker werden die realistischen Züge. „Leontine“ der Sittenroman streift kühn an moderne Eheprobleme: das weltunkundige Mädchen und der allzuerfahrene Mann. Das sind freilich kleine Anfänge, die nur mit einer gewissen ästhetischen Sensibilität unter der Deckfarbe des Hauptmotivs gefunden werden. „Philibert oder die Verhältnisse“ leitet über zu den Satiren; Schillers Kabale und Liebe wird ins Rührselig-Volkstümliche übersetzt und mit den Erfahrungen des vielgereisten, Hofatmosphäre gewöhnten Kotzebue vermehrt. „Die deutschen Kleinstädter“ pasquillieren Weimar, der "Hyperboräische Esel“ nicht unwitzig mit einer Rolle aus Schlegelschen Zitaten die romantische Schule. Der frühere „Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn“ hat in seiner beispiellos gemeinen Persiflage die Ausnahmestellung einer jugendlichen Ausschweifung.

Leben und Lüge, um im Stile der Zeit zu reden, war das Geheimnis der dramatischen Mixtur Kotzebues, und Leben und Lüge heißt die Tragikomödie seines Daseins und seines Schaffens. Ausgerüstet mit vielen Talenten, das Schifflein durch alle Stürme und Klippen zu lenken, wollte er lieber auf idealistischem Utopienmeer segeln, und je tiefer ihn der Strudel des Tages zu sich zog, um so höher richtete er den Blick in den Fata Morgananebel einer besten Welt. Das pseudopastörliche Kleid war keine heuchlerische Pose, wenn auch die Taten dem Prediger Hohn sprachen, sondern eher eine wahre bittre Sehnsucht in süßer Hülle.

Ein chaotischer Knäuel schlingt in sich die Fäden der Stoffe und Probleme. Kristallhell baut sich um diese Wirren das Gehäuse der Form. Kotzebues Technik gleitet durch die Massen mit der ruhigen Sicherheit einer Maschine. In lässigem Geschichtenerzählen und in der dramatischen Darstellung fügt sich die Komposition einer festen regelmäßigen Ordnung, die eine unveränderliche Typik der Architektur des Dramas wie seiner Personen ist. Den primitiven, aber in seiner Wirkung unfehlbaren Stilausdruck der Geburtsjahre der Kunst läßt Kotzebue neu erstehen. Die Charaktere sind fixiert und damit ihr Tun in jeder Situation vorbestimmt. So löst das Abspielen der Geschehnisse keine Erregung und Spannung beim Zuhörer aus, sondern die außerordentliche Behaglichkeit, wie sie in der Sicherheit vor Überraschungen und im Beherrschen zukünftiger Dinge liegt: Die uralte Märchentechnik in moderner Bereitung mit der Prädestination zum Guten und Bösen und der berühmten Dreifachheit der Ereignisse.

Kotzebues Schaffen hatte schon den Zenit überschritten, da fand er, der Erwecker literarischer Traditionen, eine Äußerungsform von so modernem Geiste, daß seine Feinde, die Jungen, keine gleiche Waffe besaßen, den Hieb zu parieren. „Der Freimütige“ (wöchentlich vier Nummern) erschien um die Jahrhundertwende, geboren aus dem Bedürfnis, einen ununterbrochenen Kampf gegen die neue Zeit zu führen. Die publizistische Reife des Gründers ist erstaunlich. Was heute die große Presse des Tages als ihr Wesen erkannt, die Stetigkeit einer fortwährenden Durchdringungspolitik, die langsame Durchsetzung der Masse mit einzelnen Ideen ohne augenblicklich erkennbaren Erfolg, das hat Kotzebue vor einem Jahrhundert gefunden und zur Tat gemacht. Sein Organ trägt ganz das Gesicht einer Tageszeitung: Leitartikel politischer und literarpolitischer Art, Korrespondenzen aus dem Reich, Glossen, Anmerkungen, kritische Notizen und eine reichliche Polemik.

Doch die Zeit war nicht reif für den raschen Geist dieser Flugblätter. „Der Freimütige" verpuffte sein glänzendes Feuerwerk einige Jahre und verlöschte. „Biene", „Grille" und „Literarisches Wochenblatt", die ungleichen Nachfolger, machen nicht mehr den Versuch journalistischer Bestrebungen.

Mit dem Fall der letzten Feste fiel auch August von Kotzebue. Die großen Wirkungen, die in ihm lagen, hoben sich auf in ihrer Gegensätzlichkeit. Ein innerer Zwiespalt, der sich nie ausglich, hetzte den Rokokopoeten aus dem Schäfergarten und lockte ihn, wenn er einsam ging, neue Wege zu suchen, mit Sirenenschmeicheleien zurück. Er hätte helfen können, die heiße Glut der Romantik mit realistischen Einflüssen zu bleibenden Werten zu verdichten, er hatte die Gabe und den vielgestaltigen Geist, dem jungen Deutschland ein wohlgerüstetes Arsenal für den Tageskampf zu schaffen — und starb, die Feder an einem tändelndem Singspiel.

Eduard Glock.

Kurze Anzeigen.

Klie, Anna: Gedichte. Zweite Auflage. Braunschweig 1910. Verlag Benno Göritz. Preis geb. 2,50 M.

Ein höchst unmodernes Buch, ja heutzutage, wo unter den dichtenden Frauen diejenigen den breitesten Markt und das lauteste Echo finden, die Liebe und Brunst, Poesie und Physiologie für gleichbedeutend halten, ein geradezu unwahrscheinliches Buch. Aber auch ein recht herzerfreuendes Buch. Freilich auch hier fast nur das eine große Thema des Weibes, Liebeslust und -leid, aber empfunden mit einer tiefen Innigkeit und zarten Reinheit, die an Chamisso erinnert. Wie aus versunkenen Gärten wehen mit Fliederdüften und schimmern mit Abendröten süßes Sehnen und erstes scheues Grüßen daher, jubelt junges Glück und dämmert Weh des Scheidens auf; und langes Trauern der Treue erklingt immer wieder wie mit Äolsharfenton. Ein leises, schalkhaftes Lächeln blitzt zuweilen dazwischen auf. Und all dies Erleben findet zwar keinen schöpferisch neuen Eigenton, aber einen schlichten Wohllaut von musikalischer Schönheit, der sich oft zu volksliedartigen Weisen formt. Kein Wunder, daß Anna Klie zu den meistkomponierten Dichterinnen gehört. In den Liedern der Krankheit scheint ihre Muse, vom Hauch des Ewigen gestreift, statt der bunten Schmetterlingsflügel schwere, schwarze Schwingen zu schlagen. Am höchsten aber schätze ich in dem Buche die paar Gedichte vom umfriedeten Glück der Ehe, von jener Liebe, die nicht aus sehnenden Sinnen, sondern aus sich verstehenden Herzen erblüht. Wer hinter einem Band Gedichte sich ein Schicksal und einen Menschen aufzubauen versteht, der wird hier eine Frau finden, der man herzlich die Hand drücken und innig ins treue Auge blicken mag.

Ludwig Löser, Wolfenbüttel.

Lebensbilder aus der Tierwelt. Herausg. von H. Meerwarth. Verlag R. Voigtländer, Leipzig. Vollständig in 10 Bänden, je 12 Mk. ungebunden. Reihe I u. II, je 48 Lieferungen, Reihe III u. IV, je 32 Lieferungen, je 75 Pf.

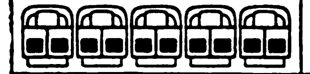
Es ist, wie der Verfasser selbst sehr richtig sagt, in diesem Werke zum ersten Male in großzügiger Weise der Versuch gemacht worden, ein Urkundenbuch der Natur zu schaffen, an dem das Auge des Menschen, das so lang nicht gewöhnt war zu schauen, angeregt werde, wieder liebevoller die Umgebung draußen in der Natur zu betrachten und daraus zu lernen.

Die meisten Werke über das Leben in der Natur, die in den letzten Jahren erschienen sind, geben mehr oder weniger eine trockene Beschreibung des Tierlebens, verbunden mit Zeichnungen, die ev. als Kunstwerke, niemals aber als Natururkunden zu betrachten sind. Hier nun sind zum ersten Male die Natururkunden in Gestalt von Momentphotographien in den Vordergrund gestellt und die Beschreibungen geben dem Bilde den Rahmen, so daß das Ganze uns als etwas Einheitliches entgegentritt.

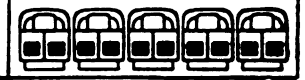
Wir werden mit den Lebensgewohnheiten der Tiere so bekannt gemacht, daß wir immer wieder die kleinen Hefte oder die Bände zur Hand nehmen. Wir lesen

manches Altbekannte, manches Neue, aber wir sehen es hier auch und können uns ein Bild machen, wie draußen in der Natur Leben und Werden vor sich geht. Unwillkürlich werden wir angeregt, selbständig solches zu beobachten. — So ist es also in den beiden Bänden „Säugetiere und Vögel" Meerwarth meisterhaft gelungen, alles zu einem künstlerischen Ganzen zu vereinen und ein Werk zu schaffen, das uns lehrt und erzieht. Hoffen wir, daß die folgenden Bände den ersten entsprechen.

Dr. Haack.



Mitteilungen.



Wilhelm Raabe zum Gedächtnis. Eine Anregung.*) Gar manches Jahr haben seine sinnenden Augen treu nachbarlich hinüberschauen können zu den alten Bäumen über Lessings Ruhestatt — nun hat ihn selbst die letzte Stille umfangen. Schon lebten wir den nahenden Tag voraus, da er auch noch sein achtes Lebensjahrzehnt unter uns Lebenden hätte vollenden dürfen, und wie hätte es ihn dann aufs Neue umklungen von Freude und Liebe und tiefem Herzensdank! Er hätte es spüren müssen, was uns von seinem Wort und Wesen ein liebes, köstliches, unverlierbares Gut geworden ist.

Ihm können wirs nicht mehr sagen, aber wir schließen uns in der Stunde, da es Abschied von ihm zu nehmen gilt, enger denn sonst zusammen und fühlen es inniger, daß wir alle Brüder sind vom gleichen Stamm und Blut. „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland" steht über den Blättern des letzten Buches, das des Greises Hand vollendete. Und zur Antwort klingt es ihm heute von überall her aus seinem deutschen Land: wir sind unseres deutschen Wesens froher gewiß, seit du ihm mit deiner klaren Augen heiterer Güte bis auf den Grund sahst, wir sehen all den vertrauten Schimmer unsres eigenen Lebens reiner und sonniger, seit deine tiefe Liebe ihn uns verklärt hat, und wir schauen mit deinem ernsten Glauben auf zu all den lieben, hellen Sternen, die aus Ewigkeiten her über unsrer Heimat leuchten.

Dem Riesen aus Sachsenland, der uns das Reich gebaut, entfachen wir durchs ganze deutsche Land in linder Sommernacht lodernde Dankesfeuer — für den stillen Bruder Dichter, der der gleichen nordischen Erde entwuchs, wird die Liebe in zarterer Flamme weiterglimmen. Aber eine Feier auf freier Bergeshöhe könnte seinem Andenken werden, die es eindringlicher denn jede andere durch alle Gaue des Vaterlandes verkünden würde, was wir an ihm verloren und was uns von seinem Werke bleiben wird zu dauerndem Leben.

Über dem Starnberger See ragt das herrlichste Gedächtnismal auf, das Otto von Bismarck in deutschen Landen errichtet ward. Wuchtig fest wurzelt es auf dem grünen Hügelrücken und frei und leicht hebt sichs in die blaue Luft. Und eine Umschau hält es von da oben wie keines seiner Geschwister, über weites, lachendes Seegeländ und dunkle Waldhöhen bis hinan zu der Wettersteinberge ragenden Zinnen. An der Stätte sollte gedenkende Liebe auch eine Stunde der Erinnerung an Wilhelm Raabe bereiten. Mag nun von den Wänden der Zugspitze das erste Winterweiß herüberblinken, oder mögen drunten in den jungbelaubten Wäldern um Ammerland die Maiglöckchen wieder blühen: von hier oben sollte es in die Lande klingen oder leuchten, daß man auch an des deutschen Landes ewigem Grenzwall um den Dahingegangenen klagt, wie in den grünen Waldbuchten und auf den dunklen Heideflächen seiner Heimat. Und hier, wo uns die Freude heiß überwallt an dem deutschen Land, das in all seiner Herrlichkeit drunten vor uns ausgebreitet liegt, sollte sich in der Erinnerung an seines Wesens Fülle und Tiefe das stolze Bewußtsein von neuem froh lebendig entfachen.: Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland.

Wertheim am Main.

Theodor Hänlein.

*) Zwei Zeitungen und eine Zeitschrift Münchens haben für diese Anregung „keine Verwendung" gehabt. Sollten die Freunde Wilhelm Raabes sie nicht doch verwirklichen, vielleicht an dem wehen Gedenktag im September? Die Red.

Dr. Wilhelm Kosch, Professor an der Universität Czernowitz, mit der Ordnung und Herausgabe von Martin

Greifs Nachlaß betraut, ersucht alle diejenigen, die mit dem Dichter in Beziehung standen, um freundliche Angabe ihrer Adresse.

Unter dem Titel „Uns' plattdütsch Heimat" beabsichtigt Dr. Richard Dohse im Herbst d. J. ein literarisches und kulturgeschichtliches Werk herauszugeben (Max Hansens Verlag in Glückstadt). Das Buch soll ganz in plattdeutscher Sprache gehalten werden und Plattdeutschland „von Pommern bet Nedderland" umfassen. Außer einer Einleitung sind folgende Abteilungen vorgesehen: „Min Modersprak, wo klingst du schön . . ."; Bi uns to Hus (Up'n Lann'n. In'e lütt Stadt. An'e Waterkant); Ick will Juch vertellen (Von Gören un Görenkram. Wenn't schummert. Spaß un Kloensnack); De Dichterslüd'. Beiträge, (Gedichte, Schilderungen von Land und Leuten, Skizzen, Sagen, Märchen, Rätsel, Sprichwörter), die mit Rücksicht auf den idealen Zweck honorarfrei erbeten werden, wolle man bis zum 10. Juni d. J. an den Herausgeber (Frankfurt a. M., Oppenheimer Straße 48) senden.

Ein Hebbel-Denkmal dessen Schlußsteinlegung am 18. März 1913, der Hundertjahrfeier von Hebbels Geburtstag, stattfindet, wird die von R. M. Werner für B. Behrs Verlag, Berlin, besorgte Säkular-Ausgabe seiner Werke in 16 Bänden (à Band geheftet ℳ 2,50, gebunden ℳ 3,50 bezüglich ℳ 4,50, Liebhaber-Ausgabe ℳ 20,—), deren erster Band als Ostergabe vorliegt. Schon die früheren Auflagen der R. M. Wernerschen Gesamtausgabe fanden bei der Kritik und dem Publikum ungeteilten Beifall, als die „klassische" oder „kanonische" Gesamtausgabe wurde sie vielfach bezeichnet. Die Säkular-Ausgabe bedeutet innerlich und äußerlich noch einen weiteren großen Fortschritt. Der Text ist nochmals aufs sorgsamste revidiert, die Einleitungen berücksichtigen die inzwischen stark angeschwollene Hebbelliteratur, die Anmerkungen sind bereichert und einheitlich ausgestaltet. Die Ausstattung des Hebbel-Denkmals ruht in Händen von P. A. Demeter, dessen Arbeiten wachsende Beachtung finden. Die gestochenen Titel werden jeden Bücherfreund entzücken. Endlich ist der Preis im Verhältnis zu dem Gebotenen ein ganz außergewöhnlich niedrig bemessener, so daß zum Jahrhunderttage ein Jeder das Hebbel-Denkmal sein Eigen nennen kann. Besser als ein Monument von Erz und Stein, an dem die Passanten achtlos vorübergehen, ist für jeden Dichter das Denkmal seiner eigenen Werke. Freuen wir uns der Aussicht, es hier in solcher Vollendung erstehen zu sehen.

Preisaufgabe. Die Kantgesellschaft (Geschäftsführer: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Vaihinger-Halle) schreibt ihre dritte Preisaufgabe noch einmal und zwar mit erhöhten Preisen aus, da keiner der auf Grund des ersten Ausschreibens eingelaufenen Arbeiten ein Preis zugesprochen werden konnte. Der 1. Preis beträgt jetzt 1500 ℳ und der 2. Preis 1000 ℳ. Das von Herrn Professor Carl Güttler an der Universität München, dem Stifter beider Preise, formulierte Thema lautet: „Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Hegels und Herbarts Zeiten in Deutschland gemacht hat?" Preisrichter sind die Professoren Edmund Husserl-Göttingen, Paul Hensel-Erlangen, August Messer-Gießen. — Die näheren Bestimmungen nebst einer Erläuterung des Themas sind unentgeltlich und portofrei zu beziehen durch den stellvertretenden Geschäftsführer der Kantgesellschaft Dr. Arthur Liebert, Berlin W 15, Fasanenstraße 48.

Verantwortl. Schriftleiter: Wilhelm Fahrenhorst, Berlin. — Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H. (Abt.: Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken), Berlin SW 68.



Jahrgang 1910/11. Nr. 9. Juni

Antonio Fogazzaro †.

Von Dr. Eduard Korrodi.

Alle Literatur ist fragmentarisch. Auf diese Bemerkung Goethes könnte ein gescheiter Kopf ein Buch aufbauen. Es würde vielleicht ein durchaus neuer Typus der Literaturgeschichte. Eine geistreiche hypothetische, erschlossene Literaturgeschichte, wenn wir nicht bloß die geschriebenen Werke, sondern auch die von Dichtern gedachten oder vergessenen Taten abwögen, wenn wir z. B. Schillers Lebensepoche drei Dutzend Jahre hinzugäben und seine Weiterentwicklung schrieben. Und vor allem, wenn wir zur Überzeugung kämen, daß selbst Goethes „Ausgabe letzter Hand“, selbst die hundertbändige Weimarer Ausgabe nur ein Fragment wäre, Ausstrahlungen eines herrlichen Geistes. Wir halten in den Werken doch nur die „Teile“ in der Hand, Wirkungen, Zinsen. Aber die große Ursache, der Schöpfer, ist eigentlich die Summe. Es kann sein, daß die Wirkungen größer werden als die Ursache, vorsichtiger, größer scheinen, also z. B. der Fall Heine, aber es kann auch sein, daß das schönste Gedicht — das Künstlerleben selber war. In diesem Sinne ist das ergreifendste Kunstwerk Antonio Fogazzaros nicht eines seiner Werke: Piccolo mondo antico, oder „Santo“ oder „Leila“, sondern — Antonio Fogazzaro selbst. Das fühlte Italien tief und ehrlich und mit angeborner „Gentilezza“ ehrte es den Meister, während es seinen Werken zwiespältige Glorie zudachte. Es fühlte, wie Fogazzaro seine Werke schrieb, um überhaupt — nicht materiell, sondern geistig — „leben“ zu können. Er liebte seine Helden fast fanatisch glühend, und als die Kirche seinen „Santo“ ächtete, war er selbst tödlich getroffen. Wie man erfuhr, hat die Kirche auch sein letztes

Werk geächtet und zwar in dem gleichen Dekret, das d'Annunzios Schriften mit dem Bann belegte. Ich suche rasch das Peripherische aus dem Lebenslauf Antonio Fogazzaros zu erzählen. Er ist am 25. März 1842 zu Vincenza, der Vaterstadt Palladios, des von Goethe Vielbewunderten, geboren. Eigentlich als österreichischer Untertan. Seine Mutter stammte aus Valsolda, am Ufer des Luganersees. Dieses landschaftliche Juwel ist eigentlich das herrlichste Ornament seiner Schöpfungen geworden. Was etwa Kant im Leben Schillers, bedeuteten die Werke Abbate Rosmini Serbatis in Fogazzaros Leben. Ja, man kann füglich behaupten, aus der ergreifenden Schrift Rosminis „Le cinque piaghe della santa chiesa" (die fünf Wunden der heiligen Kirche) baut sich der Gipfel seines Romans „der Heilige" auf, wo Benedetto im Vatikan dem Papst den Schrei der Welt in Worte faßt. — Der „Santo", Fogazzaro und Rosmini haben taube Ohren gefunden. Von Rosmini aber hat Fogazzaro gelernt, an zwei Dinge zu glauben: An die Notwendigkeit und Größe eines geeinten Italiens und an die unerschütterliche Kraft des christlichen Idealismus. Antonio Fogazzaro war Senator des Königreichs Italien. Dadurch schon setzte er sich in Gegensatz zum Vatikan, der seinen Vasallen die aktive Mitarbeit am Staate untersagte. Sein Traum war, Vatikan und Quirinal zu versöhnen. Mehr! Die neue Zeit und ihre neuen Lehren mit dem heroisch strengen Konservativismus des papalen Roms. Es dünkte ihn, durch die ewig modernen Stanzen Raffaels und die zeitlose Kunst Michelangelos wandle ein Anachronismus bedauerlichster Art: — der päpstliche Geist, der nicht mit der allgemeinen Kultur, sondern gegen sie seine grandiosen Wirkungen ausstrahle. — Und da er seine eigentliche gegensätzliche Stellung als die vieler Italiener empfand, ist in diesem ins 19. Jahrhundert transponierten Gegensatz zwischen „Glaube und Heimat" sein Dichterwerk verankert. Aber nicht um der Antithese willen schreibt er das Werk. Er ersehnt die Melodie, die harmonische Auflösung. So aber mußte er seine Werke an die Zukunft richten und seine Helden mit dem Klassiker des Zukunftsglaubens, Schiller, trösten: „Das Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif!"

Antonio Fogazzaro begann mit dem Mikrokosmus menschlicher Anliegen: der Liebe. Seine erste Versdichtung 1874 war ihr geweiht: Miranda. Es ist eine süße, weiche Sonate, die um die Liebe herum spielt. Das Accompagnement ist die Natur. Man darf im musikalischen Bilde bleiben, denn seine „Versi sciolti" sind Kammermusik, zarteste Rhythmik. Am Gardasee wird überhaupt der Dichter musikalisch, ist es doch bekannt, wie Goethe hier seine Iphigenie in die feinste Jambenmusik abtönte.

1872 hielt Fogazzaro in der Accademia Olimpica in Vicenza eine sehr beachtete Rede über „die Zukunft des Romans in Italien". Der Theorie ließ er 1881 die Tat folgen. Sein Roman „Malombra" schließt nicht etwa mit importiertem französischem Naturalismus einen Bund, sondern mit Manzoni. Es ist schon die Landschaft, die ihn mit diesem Klassiker Italiens verbindet. Merkwürdig aber ist, wie Antonio Fogazzaro seinen Romanen immer eine wissenschaftliche Plauderecke einräumt, bald ist es der Spiritismus, bald der Darwinismus. Allein es ist nicht etwa ein nüchternes Dozieren. Auf dem Katheder sitzt jedesmal einer, der die wissenschaftlichen Theorien „durch ein

Temperament hindurchsieht" — also ein Dichter. Sein nächster Roman „Daniele Cortis" ist etwa das, was den Schweizern Gottfried Kellers „Martin Salander": ein kulturpolitisches Testament. Daniele Cortis wird in das Kreuzfeuer der Liebe gestellt und dazu soll er seine politischen Jungfernreden halten. Sein Programm ist eine Mittelstellung zwischen den Klerikalen und den Ultraradikalen. Es sind Ideen, wie sie Daniele Cortis von Cavour könnte gelernt haben. Aber sie sind con fuoco, mit hinreißendem Feuer vorgetragen. Keine Gestalt wie Daniele Cortis ist so ganz italienisch. Als echter Romane zimmert er dem Helden jederzeit eine Tribüne und ein Auditorium mit Resonanz. Als einen Zufall notieren wir, daß derjenige Roman eines Deutschen, in dem die brillanteste Rhetorik knallt (aber künstlerisch gebändigt), in Italien spielt, und daß das Kapitel dasselbe Thema behandelt: ein großes, freies Italien. Ich meine C. F. Meyers „Versuchung des Pescara", wo in Morone eine Rednerfigur ersteht, wie in der deutschen Literatur keine zweite. Es ist entschieden ein Fehler, daß in Fogazzaros Romanen alle großen Augenblicke des Lebens mit einer Rede bestritten werden. Aber wenn sie so vorzüglich, so glühend, so in unvergleichlichen Bildern geprägt sind, wollen wir sie vermissen? Oder eine andere Frage! Hat nicht Theodor Fontane sein Meisterwerk „Effi Briest" sozusagen nur in Gesprächen, in Dialogen komponiert? Wünschten wir gegenüber diesem krystallhellen, blitzenden Dialog mehr epische Girlanden?

In dem Roman „Il mistero del Poeta" (das Geheimnis des Dichters) berührt Fogazzaro deutsche Lande, wie er denn dankbar aus deutscher Kultur und Literatur Anregungen einheimste. Für uns ist dieser Roman sozusagen ein geistreiches Brouillon, die Vorstudien zu einem Roman, aber noch nicht die in sich gerundete Kunstform. Mit den Gedanken aus diesem Werk aber könnte mancher Kritiker seine Tafel reich und auserwählt besetzen.

Von Fogazzaro aber wird vor allem eine Art Tetralogie bleiben. Seine vier letzten Romane, aus denen die Gestalten von einem in den andern hinüberwandeln, reifer, tiefer und abgeklärter: „Piccolo mondo antico" (ein Stück der guten alten Zeit) (1896) ist ein poetischer Querschnitt durch die Fünfzigerjahre Italiens, in welchen sich die Lombardei von Österreich losreißt. Man muß oft an „I promessi sposi" von Manzoni denken. Nur denkt Fogazzaro seine Liebesfabeln nervöser und verschlungener aus. Wie bei Manzoni sind es im Grunde dieselben Menschen, die ihre kleinen Rollen vortrefflich agieren. Die Lombarden hat er natürlich ebenso liebevoll umrissen, wie die Österreicher verzeichnet sind. —

Der Begriff der polyphonen Biographie ist uns Deutschen erst im letzten Jahrzehnt künstlerisch umschrieben worden, durch Thomas Mann und H. R. Bartsch' „Haindlkinder" und „Zwölf aus der Steyermark". Fogazzaro nun hat jedenfalls quantitativ diese Idee ins Große gesteigert; denn der nächste Roman „Piccolo mondo moderno" führt uns weiter in die Schicksale der Familie Maironi und zwar wird uns schärfer nur das Profil eines seelisch sehr differenzierten Menschen, das des Piero Maironi gezeichnet. Daneben aber hat kein anderer Italiener so tief wie Fogazzaro die Liebeskurven dargestellt. Emil Faguet hat über Fogazzaro das feine Bonmot geprägt: Dans ses romans romantiques il y a trop de dissertations

religieuses, et dans ses romans religieux il y a trop de dames. Scheint hie und da ein dürres theoretisches Problem ein paar Seiten zu langweilen, gleich gibt uns eine glühende Fieberwelle der Liebe den Ruck in gespannte Aufmerksamkeit zurück. Fogazzaro hat das ganze Raffinement der Frage, der Frage, die keine Antwort ist, ausgekostet. Nachdem er uns auf tausend Wegen lebhaft interessiert hat für den Helden Maironi, läßt er ihn verschwinden. — Und so endet das Werk. Da es ein starkes Werk ist, das in uns grübelt, uns ergreift, überläßt uns Fogazzaro das Weiterdichten. Er gibt den Helden der Weiterformung unserer arbeitenden Phantasie preis.

Aber im Jahre 1905 stellt er ihn uns plötzlich wieder vor. Er ist, er wird „Der Heilige"*) Man sieht daraus, daß alle Helden und Gestalten Fogazzaros nur eine Art der in ihm arbeitenden Zeitideen sind. Allein er ist zu sehr Künstler, um sie knochen- und charakterlos dahinpilgern zu lassen. Diese Ideen spaltet er, und gibt jeder Gestalt einen Teil davon, oft auch nur den Widerspruch der Idee. Schon, daß in allen seinen Romanen sich doch die Liebe einige Kapitel reserviert, sorgt dafür, daß sich seine Gestalten nicht im Gestaltlosen aufheben.

In „Santo" ist die Kernfrage eine eminent sittliche, so groß geplant, wie in kaum einem romanischen Dichterwerke. Die ethische Triebkraft gibt ihm den Schwergehalt. Vielleicht erkannte man darum in Fogazzaro „une âme luthérienne" — eine lutherische Seele. Und es ist eine seltsame Fügung, daß in Italien dasjenige Werk, in dem eine geheime Linie in den Wunderdom des Francesco nach Assisi führt, stärker bekämpft wurde als jene ganze Kunst d'Annunzios und Carduccis (den Pessimismus Leopardis nicht zu vergessen), jene Kunst, die glühte und strahlte vor jedem antiken Säulenknauf, die ihr Haupt verhüllte, wenn sie unter die Colonnaden Berninis in die Nähe der Roma papale kam. — Es ist jedenfalls eines jener sensationellen Werke, die ihre Sensation an mehr als ein Jahrzehnt ketten. Denn mitten in der Gegenwart den „Heiligen" unserer Tage zu zeichnen, war eine Kühnheit, in Italien eine Tat, wenn dieser „Heilige" mit den Hunderten von der Gloriole Bestrahlten konkurrieren wollte: Die moderne Psyche eines modernen Heiligen, eines Heiligen, der irrt, der strebend sich bemüht, der sehnsüchtig die eigene Form des religiösen Erlebnisses sich erkämpft. Das war vielleicht für Italien das Unerhörte! Nur etwas verbindet ihn mit allen großen Heiligen — die Kreuzigungsszene. Im Spital auf weichem Pfühl zu sterben, ist noch kein Beweis, daß man nicht gekreuzigt worden. Georg Brandes hat energisch betont, daß eigentlich Jeanne d'Arc nicht, wie die Franzosen meinen, von Engländern verbrannt worden sei, sondern von Franzosen, oder eigentlich von einer internationalen Gesellschaft: der Dummheit und dem Fanatismus. Über diesen Schluß konnte Fogazzaro nicht hinauskommen. Aber das ganze Tasten, das sehr unsichere Tasten nach Religion ist in einer Reihe von Charakteren vorgelebt, jeder hat seine Glaubens-

*) Im Deutschen bei Georg Müller in München erschienen. Ebenda „Leila", während bei Kösel in Kempten die beiden voraufgehenden Werke verdolmetscht herauskamen.

nüance, aber alle sind ergriffen und durchdrungen von ihr. Während sie aber über die Religion debattieren und Cercle halten, dämmert ihnen, daß dieser Sturm sittlicher Kräfte nur im tätigen Menschen ausgeführt werden könne. Es bedarf des Genies auch im Heiligen. Die herrliche Szene, da Benedetto sozusagen einen Sendbrief an den Pontifex spricht, verliert nichts an Wert, wenn man sie als Imitation Zolas und Corellis verdächtigt. Ihr Inhalt ist neu und mit ganz persönlichen Mitteln Fogazzaros ausgedrückt. Man muß nämlich wissen, daß Fogazzaros Stil von unerreichtem Schmelz und sanftester Tönung ist, daß an seinen Helden die Lippen das Bedeutungsvollste sind, denn sie sind so beredsam, daß wir ihnen nicht widerstehen können, sie schalten, solange sie reden, unsere Logik aus, und wir merken es nicht. Schmerzlich gedenke ich an den Meister dieser Gestalten, die alle „Senatoren einer guten Sache" sind. Er, der mit bestem Willen keine Gestalt ein schlechtes Plaidoyer sprechen lassen konnte, hat auf den Schlag der Indizierung seines Werkes, welche ein Hauptverdienst der Jesuiten ist, mit dem einen Wort des „Santo" geantwortet: Silentium!

Und das Siegel der Verschwiegenheit hat erst der nächste Roman gebrochen: sein letzter Roman „Leila", den er halb hier, halb in der andern Welt wandelnd schrieb. Hier spricht Don Aurelio am Grabe Maironis eine Rede und betont, daß „Santo" wohl irren konnte in rein theologischen Fragen, aber das sei nicht seine Berufung gewesen. Er sei gekommen, „um für den Geist des Evangeliums zu werben." Ja — und hier liegt eine feine, eine überlegene Künstlerrache gegen die Verdammer des „Santo" — der „Heilige" würde alle seine Irrtümer tief bedauert haben. Dadurch wird sein „Heiliger" durch Don Aurelio gerettet, und da man den „Santo" angeblich wegen rein „theologischer" Irrtümer verdammte, hat Fogazzaro ihn dieser entlastet, wohl wissend, daß man ihm viel weniger verzieh, daß er wühlerische Umtriebe der italienischen Geistlichkeit beim Namen nannte. Was man ihm nie verzieh, war, daß seine Priester menschlich, daß sie nicht wie „Padre Cristoforo" bei Manzoni immer brave Biedermänner waren, daß er auch in ihnen die Fülle der Nüancen sah und vielleicht eher als zu Manzonis Zeiten das Recht hatte, „grau in grau" zu zeichnen.

Aber ich unterbreche mich, ich wollte von Kunst reden, von einem Gipfel der erzählenden Kunst Italiens, und ich sprach von Politik und Religion. Aber das ist ja der Rayon seiner Kunst. Er hat in Italien den Bildungsroman geschaffen, und da die Sonne dort heißer glüht, sind die Bildungs- und Geisteselemente glühend vorgetragen und dadurch auch schwungkräftiger geworden. Sie alle haben sich im Prisma seiner Dichtung farbenprächtig gebrochen.

Italien hatte in der Gegenwart keinen größeren Idealisten, keinen reineren. Wenig größere Künstler! Entschieden keinen größeren Dichtercharakter. Er liebte die Sensationen nicht wie d'Annunzio. Er liebte eigentlich so recht tief nicht sich, sondern seine Helden. Und diese doch auch nur, weil sie in ewiger Andacht ihre Heimat liebten und für ihre Ideen das Leben opferten.

Italien muß wieder einem echten Dichter in den Marmorbrüchen von Carrara ein Denkmal hauen. Wenn es aber in die Kirche von S a n t a

Croce in Florenz käme, wo wie in einer Art Westminsterabtei Grüfte für große Geister stehen, dann setze man sein Denkmal nicht weit von dem Manzonis und Dantes! Sie könnten vielleicht Zwiesprache halten und verständen sich wohl, denn es gibt Ideen, die wie ein ideeller Blutkreislauf die Gleichgesinnten verbinden.

Persönliche Erinnerungen an Martin Greif.

Von Wilhelm Kosch.

Wenn der Literarhistoriker an der Bahre eines bedeutenden Dichters steht, so fällt es ihm schwer, sogleich die richtigen Worte zu einer Würdigung des unsterblichen Toten zu finden. Was aber soll er sagen, wenn dieser ein alter naher Freund war, sein Tröster und Erwecker seit frühen Jugendtagen, sein Herzensgefährte in Freud und Leid, sein teilnahmsvoller Genius, sein Vater?

Am 1. April ist Martin Greif dahin geschieden. Mehr als anderthalb Jahrzehnte genoß ich seinen Verkehr. Gemeinsame Aufenthalte, gemeinsame Fahrten und Wanderungen und vor allem hunderte von Briefen brachten uns immer näher und näher, so daß sich trotz mancher im Einzelnen abweichenden Anschauungen ein persönliches Verhältnis entwickelt hat, wie es zwischen einem greisen berühmten Dichter und einem jungen unbekannten Forscher wohl kaum ein zweites Mal wiederkehren dürfte.

Greifs urgemütlicher Charakter, seine bajuvarische Kraftnatur prägte sich schon im Äußern aus. Der lebhafte pfälzische Einschlag machte sich in den großen feurigen blauen Augen geltend. In einem Blick von ihm konnte seine ganze Seele ruhen. Die breitgewölbte hohe Stirn, von spärlichem Silberhaar umrahmt, krönte den mächtigen runden Kopf mit Doppelkinn, der den mittelgroßen, fast vierschrötigen Körper nicht gerade ebenmäßig abschloß. Sein Gang war schwerfällig und seine Haltung seit Jahren deutlich gebückt. Alles an ihm zeigte einen echten, natürlichen, gediegenen, eher massiven als empfindlichen Menschen. Und doch wohnte in diesem für manches Auge ungeschlachten Leib eine überaus zarte Seele, die nuancenreichste, die man sich denken kann, ein unvergleichlich tiefes und inniges Gemüt, das mit jedem Käferchen lebte und litt, ein scharfer, mitunter satirischer, aber nie sarkastischer Geist. Greifs angeborene Herzensgüte duldete keine Gesinnung des Hasses, keine bloße Spottlust, keine Frivolität. Er war und blieb im Innersten seines Wesens ein Kind.

Jeder seiner Freunde weiß die eine oder die andere Episode zu erzählen, die uns Greif in den verschiedensten, manchmal recht komischen Situationen zeigt. Denn er hatte eine ganz bestimmte Eigenart als Mensch, die sich nicht ohne weiteres beschreiben läßt. Er war launisch und wetterwendisch, dabei wieder von zähester Folgerichtigkeit in grundsätzlichen Fragen, vor allem in seiner Kunstanschauung, mißtrauisch und vertrauensselig zu gleicher Zeit. An seinen Freunden hielt er treulich fest. Und wenn ihm auch manchmal ein heftiges Kernwort entfuhr, selbst alten Verehrern gegenüber, so nannte er den also Betroffenen in einem Atem, wie wenn nichts geschehen wäre, gleich wieder seinen „lieben Freund“. Fernerstehende

Bekannte konnten sich verletzt fühlen, und viele Feindschaften und dauernde Mißverständnisse waren die Folge davon. Wer aber mit Greif vertraut war, der spürte nur den Herzschlag dieses goldenen Menschen und sah nicht die Zornesader auf der ärgerlich zusammengepreßten Stirn.

Der Hausrat in seinen beiden bescheiden eingerichteten Stuben (zuletzt in der Heßstraße 53 in München) stammte noch aus der guten alten Zeit, von den Eltern, denen er in zärtlichster Liebe anhing, von denen er noch in seiner letzten Lebenszeit stets von Neuem erzählte. Sein Plan, eine Lebensgeschichte des Vaters zu schreiben, der Berater des Königs Otto von Griechenland gewesen war, gedieh leider zu keinem Abschluß. Greif starb über den historischen Vorstudien, die er wie alles, was ihn beschäftigte, sehr gründlich nahm.

Greif war in früheren Jahren der eifrigste Spaziergänger. Seine Liebe zur Natur war eine Leidenschaft. Noch in den letzten Leidensjahren, selbst im Winter, ging er, wenn die häufigen Nierenblutungen nur irgend eine ruhige Stunde zuließen, in einen wallenden Radmantel eingehüllt, gern ins Freie. Sein Augenlicht nahm beständig ab — und so konnte Greif ohne Begleiter das Haus nicht verlassen. Gewöhnlich war es ein Besuch, ein Freund, der ihm behilflich war.

Seine Mittel, zum Teil aus bescheidenen Ehrengaben erwachsen, waren gering. Wehmütig sprach er manchmal davon, wie gern er den Winter über irgendwo im Süden bliebe, um sein von der Witterung stark beeinflußtes Leiden zu lindern. Allein er war kein Dichter der großen Bourgeoisie, er war ein Dichter des Volkes, und einen öffentlichen Bettel duldete sein Stolz nicht.

Greif lebte fast, möchte ich sagen, wie ein Student. Er hatte sich bei fremden Leuten eingemietet. Seine Braut war frühzeitig gestorben, verheiratet war er nie. Kinder machten ihm gleichwohl große Freude. Er ließ sich mit ihnen, wo er sie fand, am liebsten auf der Landstraße, in ein Gespräch ein und belohnte sie zum Schluß für die verlegenen Antworten mit einem Nickelstück oder mehr. Denn Greif war freigebig, trotzdem er eigentlich nichts zum Schenken hatte. Mit Freuden lud der einsame Junggesell Besucher zu Tisch. Es ging bei ihm höchst primitiv, aber überaus gemütlich zu. Ihm waren alle „Umstände" herzlich zuwider.

Vergangene Weihnacht begleitete ich ihn zur Münchener Erzgießerei, wo er seinen Freund und Gönner, den Akademiedirektor von Miller und dessen von ihm auch als Dichterin geschätzte Tochter Johanna besuchte. Er nahm keinen Wagen, sondern ging wie immer zu Fuß. Auf dem Weg dahin begegneten wir einem gewöhnlichen Straßenbrunnen. Da wandelte ihn nach alter Gewohnheit die Lust an, aus dem an einer Kette befestigten rohen Blechgefäß zu trinken, das sonst wohl kaum Arbeiter und Bettelleute benutzten, und nur mit Mühe konnte ich ihn zurückhalten.

Greif liebte die niederen Stände ganz besonders, wie er denn selbst demjenigen, der ihn nicht kannte, als ehrsamer Bürger etwa einer Münchener Vorstadt erschien.

Auf äußere Ehrungen legte er geringen Wert. Allein sie freuten ihn doch, vor allem an seinem 70. Geburtstag, als er Ehrendoktor der Münchener philosophischen Fakultät wurde und eine Straße in München seinen Namen

erhielt. Als ich im Spätherbst ihm vom letzten Oktoberfest berichtete und dabei die Martin-Greif-Straße, die an der Theresienwiese einmündet, die volkreichste Straße Süddeutschlands nannte, da leuchteten seine Augen hell auf.

Ärgerlich aber wurde er, wenn ich auf den Nobelpreis zu sprechen kam. Seiner demokratischen Art widersprach die Einrichtung einer Dichterpreisstiftung überhaupt. Er hoffte davon nichts weder für die Literatur noch für den wirklich hervorragenden und bedürftigen Dichter. Denn gerade bei Preisen mache sich das Koterieunwesen am stärksten geltend. Der am meisten verdiente und am wenigsten bemittelte Poet hätte die schlechtesten Aussichten. Und für seine Person hatte Greif gewiß Recht. Trotzdem zweimal von bedeutenden Gelehrten der verschiedensten Universitäten und Akademien innerhalb des deutschen Sprachgebietes, darunter von Max Koch, Karl Lamprecht und August Sauer, der Antrag gestellt worden war, Greif den Nobelpreis zu erteilen, erhielten andere in glänzenden Verhältnissen lebende Persönlichkeiten den reichen Ertrag der Stiftung.

Trotz der Übersetzungen in fremde Zungen, trotz der Vertonungen einzelner seiner Gedichte diesseits und jenseits des Ozeans blieb Greif doch ein wesentlich deutschnationaler Dichter, in seiner biederen schlichten gemütstiefen Treuherzigkeit eigentlich nur dem Deutschen verständlich.

Jede Zeitung hat in diesen Tagen seinen Tod gemeldet und wohl kein einziges großes deutsches Blatt hat sich eine spaltenlange Würdigung des Dichters entgehen lassen. Der Ton dieser Nekrologe war, so weit ichs überblicken kann, selbst auf gegnerischer Seite anerkennend und versöhnlich. Mehr als einmal wurde festgestellt, daß er der Einzige von den älteren Lyrikern sei, der den Sturm und Drang der Achtzigerjahre jugendfrisch lebendig überstanden habe. Alle lobten etwas anderes an ihm, an seinen Werken, an seiner Gesinnung, an seinem menschlichen Wesen. Auch diejenigen, denen seine Schauspiele wenig gelten, erkannten den unvergänglichen Wert vieler seiner Lieder, seiner volkstümlichen Weisen, seiner Naturgedichte. Welches Kunstwerk ist ohne Schlacken, welcher Dichter erscheint immer auf der Höhe? Und in richtiger Erkenntnis dieser Frage verstummt die nörgelnde Kritik andersgearteter und eigensinniger Ästhetiker dem Toten gegenüber eher als dem Lebenden. Nun gilt es nicht mehr, für oder wider Greif zu streiten, der Meister ist unsern Augen entrückt, nur sein Lebenswerk steht vor uns da, über jeden fördernden oder tadelnden Zuruf erhaben, beschlossen für die Ewigkeit.

„Einem Abgewiesenen," wohl sich selber, schrieb er einst ins Stammbuch:

„Was klagst Du, wenn im Vaterland
Sich keine Zuflucht für Dich fand,
Ja wenn es selbst den ärmsten Lohn
Verweigerte dem treuen Sohn?

Getrösten kann sich leicht der Mann,
Der sich im stillen sagen kann:
Ich steh im Schatten meiner Zeit
Und warte auf Unsterblichkeit."

Martin Greifs Unsterblichkeit beginnt erst jetzt nach seinem Tode.

Dmitry Sergejewitsch Mereschkowski.

Von Erwin Ackerknecht.

Es gibt eine gewisse spezifische Schwere des dichterischen Talentes, die einem raschen Erfolg widerstrebt, ihn — wenn die literarische Konjunktur nicht besonders günstig ist — geradezu ausschließt. Denken wir an Mörike oder Hebbel oder Keller. Wer sich auf die Psychologie des literarischen Erfolges versteht, der begreift, daß die Zahl ihrer Verehrer, aus einer Art Naturnotwendigkeit heraus, nur sehr langsam wachsen konnte. Ganz unbegreiflich aber bleibt uns zunächst, wie ein Autor vom Range und von der Art Mereschkowskis beinah ein Jahrzehnt in Deutschland so gut wie unbekannt bleiben konnte. Ein Hinweis auf die geistige Anspannung, die der Leser von Mereschkowskis Werken leisten muß, erklärt nichts. Es trifft — für die letzten zehn Jahre mindestens — durchaus nicht mehr zu, daß nur solche belletristische Neuheiten eine große Gemeinde gefunden haben, die an die geistige Mitarbeit des Lesers mäßige Anforderungen stellen. (Der Anfangssatz besteht trotzdem zu Recht.) Romane wie Selma Lagerlöfs „Jerusalem", wie „Das Buch vom Brüderchen" von Geijerstam oder „Der Heilige" von Fogazzaro sind durchaus nicht leicht zu lesen und doch haben sie rasch eine große Verbreitung erlangt. Es scheint vielmehr mit Mereschkowskis Werken ein ähnlicher Fall rätselhafter Zufälligkeit vorzuliegen wie einst mit Claude Tilliers köstlichem „Onkel Benjamin", den erst Ludwig Pfau in seinem Pariser Exil für uns Deutsche und zugleich auch für die undankbaren Landsleute des Dichters entdecken mußte. Ganz so schlimm steht es nun freilich in unsrem Fall nicht. Vor allem sind die Romane Mereschkowskis jeweils gleich nach ihrem Erscheinen von Karl von Gütschow vorzüglich verdeutscht und vom Verlag von Schulze u. Co. in Leipzig in würdiger Ausstattung herausgebracht worden. Auch ist — auf den „Leonardo da Vinci" wenigstens — hin und wieder von berufenen Beurteilern, so besonders von dem kürzlich verstorbenen Kunsthistoriker Muther, hingewiesen worden. Aber, wie gesagt, es fehlt diesen Werken noch durchaus an der großen Lesergemeinde, die sie nach Form und Inhalt verdienen.

Im Mittelpunkt des dichterischen Schaffens von Dmitry Sergejewitsch Mereschkowski steht die Romantrilogie „Christ und Antichrist." Sie baut sich auf aus den drei großen geschichtlichen Romanen „Julian Apostata", „Leonardo da Vinci" und „Peter der Große und sein Sohn Alexei", denen der Dichter ihren Platz im gedanklichen Zusammenhang der Trilogie anweist mit den Nebentiteln: „Der Tod der Götter", „Die Auferstehung der Götter" und „Der Antichrist".

Das erste Stück unsrer Trilogie, der Roman von Julian dem Abtrünnigen, beginnt gleich mit einem jener unvergeßlichen kulturgeschichtlichen Genrebilder, wie sie Mereschkowski in verschwenderischer Fülle seinen Romanen einstreut. Mit packendem Realismus wird die einsam an einer kappadokischen Landstraße gelegene Schenke des Armeniers Sirax geschildert, in der sich der römische Kriegstribun Marc Scudilo mit einem seiner Centurionen über seine Carrière unterhält und sich dann von einem persischen Magier wahrsagen läßt. Mit einem Schlage fühlen wir uns in den Zersetzungs-

prozeß der römisch-griechischen Kultur mitten hinein versetzt. Und nun führt uns der Dichter nach Macellum, dem alten Schoß der kappadokischen Könige, in das Schlafzimmer der beiden verbannten Prinzen Julian und Gallus. Ihren Vater, einen Stiefbruder Constantins des Großen, hat der jetzt regierende Kaiser Constantius, Constantins frommer Sohn, ermorden lassen. Auch ihr Leben scheint keinen Tag sicher und wird eben jetzt wieder aufs schwerste bedroht. Durch die Art, wie sich jeder der beiden Knaben im Augenblick der Todesgefahr benimmt, bezeichnet Mereschkowski die Verschiedenheit ihrer Charaktere sofort aufs schärfste: Gallus der weichliche, genußsüchtige, feige Materialist — Julian der zähe, asketische, leidenschaftlich-mutige Idealist. Die nächsten Kapitel zeigen, wie die natürliche Abneigung Julians gegen den düsteren, unduldsamen Geist des damaligen Christentums durch seine Erziehung ins Ungeheure gesteigert wird, wie er aber auch, von Spähern seines kaiserlichen Vetters umgeben, ein Meister in der seiner Natur so fremden Kunst der Verstellung werden mußte. Wir sehen ihn als Vorleser in der Kirche des heiligen Mauritius fungieren und gleich darauf heimlich zu dem Priester der Aphrodite eilen, dessen Familie und Heiligtum er schwärmerisch liebt. Mit feiner, symbolischer Absicht läßt der Dichter gleich hier den hochgespannten Idealismus des Knaben eine herbe Enttäuschung erleiden. Das nächste Bild zeigt den heranwachsenden, von Constantius zum Cäsar ernannten Gallus, wie er verkleidet im Hafenviertel von Seleukia galanten Abenteuern niedrigster Sorte nachgeht. Ich weiß keine Schilderung, die so konzentriert, so lebendig und farbig die Verkommenheit jener Zeit wiedergibt. Kingsleys „Hypathia", die hier wie auch sonst Mereschkowskis Julian am nächsten kommt, erscheint daneben zahm und akademisch, Sienkiewicz' „Quo vadis" unerträglich breit und tendenziös, ja unecht. Mit virtuos berechneter Kontrastwirkung läßt uns Mereschkowski in den folgenden Kapiteln Julian auf seiner leidenschaftlichen Suche nach Wahrheit, nach reiner Gotteserkenntnis begleiten. In Ephesus finden wir ihn zu Füßen des „göttlichen Jamblichus". Aber der Neuplatonismus gewährt ihm ebensowenig wie die seltsame Persönlichkeit des geliebten Lehrers volle Befriedigung. Die Sehnsucht nach einem Wunder treibt ihn weiter zu Maximus, dem großen Mystagogen, dessen geheimnisvoller Einfluß in manchen entscheidenden Augenblicken seines Lebens sich geltend machen sollte. (Auch Ibsen hat bekanntlich in seinem „Kaiser und Galiläer" dem Maximus einen entscheidenden Einfluß auf Julian zugeschrieben.) Wir sehen, wie er Julians Haß gegen das Christentum zu verklären sucht in die Erkenntnis, daß seine, Julians, weltgeschichtliche Aufgabe darin bestehen müsse, „die Wahrheit des Titanen mit der des Galiläers zu vereinigen" (vgl. Ibsens „Drittes Reich"). Mit Recht jedoch, wie mir scheint, läßt Mereschkowski diesen Gedanken von der Vereinigung hellenischer und christlicher Weltauffassung von Julian immer wieder abgleiten. Dem geschichtlichen Tatbestand entsprechend schildert er Julian durchaus als den „letzten Hellenen auf dem Throne der Cäsaren" oder, um ein Wort Harnacks zu gebrauchen, als „den getäuschten, edlen Epigonen einer versunkenen großen Epoche der Menschheit". Er, der „den Abend mehr liebte als den Morgen, den Herbst mehr als den Frühling", er, der in schmerzlich-süßer Schwermut zu allem Vergehenden sich hingezogen fühlte, er war nicht

der Mann einer neuen weltgeschichtlichen Synthese. Er sah in dem Hellenentum etwas unaussprechlich Schönes und Heiliges, ein lichtes, ideales Gegenbild des düsteren Christentums seiner Umgebung. Und dieses Hellenentum voll hoher Sittlichkeit, diesen Extrakt aus dem Pietismus der griechischen Mysterien, der nie Staatsreligion war und nie Staatsreligion werden konnte, wollte er einer Welt des Zerfalls predigen — predigen, nicht aufzwingen! Denn er war trotz seines leidenschaftlichen Herzens nichts weniger als ein Despot. Seine Weltanschauung wies nicht vorwärts in eine neue Menschheitsepoche, sondern zurück in eine „gute, alte Zeit", die es — mindestens in der von ihm geschauten Form — nie gegeben hatte (vgl. Strauß' Bezeichnung Julians als des „Romantikers auf dem Throne der Cäsaren"). Das hat Mereschkowski klar erkannt und hat — wie übrigens auch Ibsen — nicht Julian selbst, sondern Maximus als den eigentlichen Propheten des dritten Reiches dargestellt. Kehren wir zur zeitlichen Folge der Ereignisse in unserm Roman zurück! In einem Kapitel von faszinierender Brutalität wird die Hinrichtung des Cäsar Gallus berichtet. Jetzt ist nur noch Julian übrig. Aber seiner will sich Constantius auf unblutige Weise entledigen. Er soll Mönch werden. In Athen, wo er sich auf seine Einkleidung vorbereitet, lernt er die schöne Arsinoe, die Tochter des Senators Helvidius Priscus und einer deutschen Gefangenen, kennen und lieben. Sie erscheint ihm als die Verkörperung seines hellenischen Kulturideals. Doch bald entschwindet sie wieder aus seinem Gesichtskreis. Denn nun ruft Constantius auf Bitten seiner Gemahlin Eusebia seinen Vetter an den Hof nach Mailand. Die Schilderung der dort stattfindenden Synode, auf der es zu tumultuarischen Szenen zwischen den orthodoxen Athanasianern und den damals vom Hof protegierten Arianern kam, gehört wiederum zu den glänzendsten Kapiteln des Romans. Rasch steigt hinfort Julians Stern. In der Absicht, ihn unschädlich zu machen, schickt Constantius den zum Cäsar Ernannten an der Spitze eines Heeres in die Urwälder Galliens. Aber der schwächliche „kleine Grieche", wie man ihn am Hof spöttisch nannte, verwandelt sich rasch in einen abgehärteten, zähen Soldaten, der sich keine Anstrengung des harten Kriegshandwerks schenkt und darum beim Heer von Tag zu Tag größere Beliebtheit genießt. Anstatt der erwarteten Niederlagen erficht er glänzende Siege über die Gallier. Als ihm Constantius seine besten Legionen wegnehmen will, bricht unter den Soldaten, die den Zweck dieser Maßregel erraten, ein Aufruhr aus. In Lutetia (Paris) rufen sie Julian als Gegenkaiser aus. Hier hat Mereschkowski eine Szene eingeflochten, die nicht nur unhistorisch, sondern auch — eine ganz vereinzelte Ausnahme! — nicht aus dem Geiste seines Helden heraus geboren ist: die Szene, in der Julian seine Gattin mit zynischer Brutalität zwingt, ihr Nonnengelübde zu brechen. Mögen die Geschichtsschreiber jener Zeit ähnliches berichten; was haben die erbitterten Christen dem „Abtrünnigen" nicht alles angehängt! Diese Szene ist sicher unhistorisch. Daß Mereschkowski eine solche Episode in seine Darstellung aufnehmen zu müssen glaubte, erklärt sich nur aus einer Art übertriebener poetischer Gerechtigkeit. Er wollte rückhaltlos zugeben, daß Julian von seinem Haß gegen das Christentum sich auch zu Ungerechtigkeiten hinreißen ließ. Aber einmal trifft dies nur für seine letzten Lebensjahre zu, als er von den Christen immer und immer wieder aufs

empfindlichste gekränkt, aufs gehässigste gepeinigt wurde. Da hat ihn, wie Mereschkowski selbst in den späteren Kapiteln vorzüglich schildert, manchmal seine edle, philosophische Besonnenheit und Geduld im Stich gelassen, da hat er manche Ungerechtigkeit und Brutalität gegen die Christen wenigstens geduldet. Damals in Gallien aber war von jener Nervosität gegen das Christentum noch nichts zu spüren. Und dann hätte es sich doch hier in seinem Verhalten gegen Helena nicht bloß um eine Ungerechtigkeit gegen einen böswilligen Feind gehandelt, sondern um die abscheuliche Vergewaltigung einer Frau, die ihn in ihrer Art liebte. Nein, Mereschkowski hat sich hier entschieden von dem Bestreben, seinen Helden ja nicht in unwahrer Weise zu idealisieren, zu weit nach der anderen Seite hinreißen lassen. Es wäre zu wünschen, daß der Dichter diese Szene tilge. — In einem Kapitel von großer dramatischer Kraft wird uns dann der Tod des Constantius erzählt. Hier erscheint übrigens die poetische Gerechtigkeit Mereschkowskis in ihrer glücklichsten und reinsten Form: Er weiß für das Scheusal Constantius unser Mitgefühl zu erregen, indem er in ungemein diskreter Weise zeigt, daß auch er geliebt wurde und zwar von einem nicht weniger verabscheuungswürdigen Menschen, seinem Oberkämmerer Eusebius. „Etwas Brüderliches und Zartes vereinte diese Menschen, die beide gleich böse von Gemüt, auch gleich unglücklich und grenzenlos vereinsamt waren." Julian ist nun Alleinherrscher und tritt offen zum Heidentum über.

Wie der erste, so beginnt auch der zweite Teil des Romans mit einem ausgezeichneten kulturgeschichtlichen Genrebild: Der Dionysostempel in Konstantinopel wird von Schmutz und Unrat gesäubert, das von christlichen Mönchen seiner Saphiraugen beraubte Götterbild wiederhergestellt. Und dann sehen wir den Kaiser Julian selbst in heiliger Begeisterung einen Bacchuszug in den Tempel führen; wir sehen, wie er sich aufbäumt gegen die bittere Erkenntnis, daß niemand seine Andacht teilt, daß er den toten Göttern keine Gläubigen mehr zu erwecken vermag. Er will alle Schuld darauf schieben, daß er sich an den Pöbel gewandt hat. „Da, wo der Pöbel betet, gibt es keinen Gott." Seine Freunde sollen sein Trost sein. Aber Mereschkowski zeigt uns an dem Beispiel des Hekebolius, eines Gesinnungslumpen vom Schlage des Lucianischen Peregrinus Proteus*), daß auch für sie die Olympier tot waren. Noch ehe Julian das erkennt, geht der einzige seiner Freunde, der mit ihm einem religiösen Ziele zustrebte, von ihm: Maximus von Ephesus. In einer geheimnisvollen Szene „segnet er Julian zum Tode und zur Unsterblichkeit." Was er dabei von sich selbst sagt, erinnert an Nietzsches Zarathustra: „Meine Zeit ist noch nicht gekommen. Ich bin nicht zum erstenmal in der Welt und werde noch mehr als einmal wiederkehren. Die Menschen fürchten mich; sie nennen mich bald den großen Weisen, bald den Verführer, bald einen Zauberer: den Pythagoras, Orpheus, Maximus von Ephesus. Ich bin aber der Namenlose. Mit geschlossenen Lippen, mit verhülltem Gesicht gehe ich an der Menge vorüber. Denn was könnte ich der Menge wohl sagen? Sie würden mich nicht verstehen. Das Geheimnis

*) Ich vermisse übrigens hier ein Kapitel, in dem die für Julian so sehr charakteristische Säuberung des Hofes von notorisch schlechten Elementen geschildert ist.

meiner Liebe und Freiheit ist für sie schrecklicher als der Tod." Er nennt sich den Vorläufer des noch nicht Erschienenen, Unbekannten, des Vermittlers zweier Welten. Dieser neue Heiland werde ausführen, was Julian nicht könne, er werde „die Wahrheit des gefesselten Prometheus mit der Wahrheit des gekreuzigten Galiläers vereinigen." „Er wird herniederkommen wie der Blitz aus den Wolken, todbringend und alles erleuchtend. Er wird schrecklich, zugleich aber auch nicht schrecklich aussehen. In Ihm wird Gutes und Böses, Demut und Stolz vereint sein, gleichwie Licht und Schatten in der Morgendämmerung ineinander übergehen. Die Menschen werden ihn nicht bloß seiner Barmherzigkeit sondern auch seiner Schonungslosigkeit wegen, in der übermenschliche Kraft und Schönheit liegen wird, segnen." — In Antiochia, beim Fest des Apollo und beim Brand seines Tempels im Daphnehain, wird sich Julian seiner schauerlichen Einsamkeit bewußt. Aber noch will er sich den völligen Zusammenbruch seines Lebenswerkes nicht eingestehen. Mit der Rastlosigkeit des Verzweifelnden zieht er ins Feld gegen die Perser. Unter ungeheuren Strapazen dringt er tief ins südliche Persien vor. Zu immer tollkühneren Leistungen reißt er die begeisterten Legionen fort. Da verläßt ihn plötzlich sein Kriegsglück. Und nun bricht auch sein Glaube an die olympischen Götter vollends zusammen. In der großen Entscheidungsschlacht gegen die Perser sucht und findet er den Tod. Im beseligenden Vorgefühl ewiger Ruhe stirbt er gelassen den Tod eines hellenischen Weisen.*) Noch einmal läßt uns dann Mereschkowski so recht hineinschauen in die sinkende Welt, die Julian zu neuem Leben erwecken wollte. Aber nicht mit diesem Blick auf den triumphierenden Pöbel entläßt er uns, sondern mit einem Idyll, das, die Tragik des Julianischen Schicksals verklärend, über den „Tod der Götter" hinausweist auf ihre „Wiedergeburt".

„Sie nennen dich einen Abtrünnigen und sind selbst Abtrünnige", so möchten auch wir mit Arsinoe rückblickend bekennen. Wie treu aber Mereschkowski bei aller dichterischen Beseelung das Bild seines Helden gezeichnet hat (viel treuer als Ibsen), dafür zeugt das Wort, in das Adolf Harnack sein geschichtswissenschaftliches Urteil über das Verhältnis Julians zu seiner Zeit zusammenfaßt: „Die hohen Vorzüge seines Charakters sind sein Eigentum gewesen; für seine nicht geringen und offenkundigen Fehler und Mängel ist vor allem seine Erziehung, seine Zeit und Umgebung verantwortlich zu machen."

Einen dichterischen Fortschritt noch über den „Julian" hinaus, überhaupt den Höhepunkt im Schaffen Mereschkowskis, bedeutet der zweite Roman der Trilogie, „Leonardo da Vinci", „die Auferstehung der Götter". Nicht mehr ein Kaiser, sondern ein Künstler ist diesmal der erwählte Held. Daraus ergibt sich vor allem der Unterschied, daß im „Leonardo" nicht so überwiegend die großen geschichtlichen Ereignisse im Vordergrund stehen

*) Dieses Kapitel ist sehr bezeichnend dafür, daß Mereschkowski tendenziöse Effekte vermeidet. Er hat vor allem die Überlieferung, daß es ein von Christenhand geschleuderter Wurfspeer gewesen sei, der Julian den Tod brachte, nicht aufgenommen, obwohl sie auch heute noch von Historikern ernstlich vertreten wird und z. B. auch von Ibsen in seinem „Kaiser und Galiläer" verwertet wurde.

und die Konturen der Darstellung bestimmen wie im Julian, sondern daß diese hier in einer bunten und lockeren Fülle von kulturgeschichtlichen Genrebildern immer wieder fast verschwinden. Aber darin zeigt sich dann eben die Meisterschaft Mereschkowskis, daß jedes Steinchen dieser leuchtenden Mosaik der dichterischen Charakterisierung des Helden dient*) und sich uns ein durchaus einheitliches, klares und geschichtlich zuverlässiges Bild jener Epoche darbietet.

Mereschkowski führt uns diesmal mit den ersten Kapiteln des Romans nicht in die Kindheit seines Helden. Wie Leonardo vor uns tritt — gleich in der für ihn so bezeichnenden Haltung des ruhig Betrachtenden — ist er bereits ein Mann von zweiundvierzig Jahren, auf der Höhe seines Ruhms, und der Dichter gibt erst ganz allmählich, mit feinster künstlerischer Absicht verteilt, die Exposition. Der Schauplatz der Erzählung wechselt zunächst ziemlich regelmäßig zwischen Florenz und Mailand. Dort spielen sich vor allem die Szenen mit Savonarola ab (Savonarolas Predigt, die Heilsarmee der Kinder, die Verbrennung des „weltlichen Tandes", d. h. der weltlichen Bücher und Kunstwerke, die vereitelte Feuerprobe und endlich die Hinrichtung Savonarolas), hier die Szenen mit seinen Schülern (er malte damals an seinem Abendmahl) und mit dem Herzog Ludovico Moro und seinem Hof. Erst mit dem Übertritt Leonardos in die Dienste des Cesare Borgia (1500) erschließen sich der Erzählung neue Schauplätze. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Heimat, dem Bergstädtchen Vinci, und einer Besteigung des benachbarten Monte Albano sehen wir Leonardo mit seinem neuen Freund Niccolo Machiavelli im Gefolge des kriegführenden Cesare Borgia durch die Romagna ziehen. Wir sind Zeugen der ungeheuren Treulosigkeit und Hinterlist, mit der Cesare seine Feinde nach Senigaglia lockt und dort abschlachtet, und wie verschieden diese Tat von Leonardo, dem Künstler, und von Machiavelli, dem Politiker, aufgenommen wird. In glänzenden Szenen läßt uns nun der Dichter das Leben in Rom zur Zeit der Renaissance erschauen und die unerhörte Sittenverderbnis der Kurie. Noch einmal werden wir dann nach Florenz geführt, wo das Bildnis der Mona Lisa entsteht und die unselige Begegnung mit Michelangelo stattfindet, und nach Mailand, wo die heilige Inquisition wütet. Endlich sehen wir nach einem kurzen Aufenthalt am Hofe des neuen Papstes, Leos des Zehnten, Leonardo als „einen besiegten, gebrochenen Prometheus" Franz dem Ersten nach Frankreich folgen. In dem Schlößchen Cloux bei Amboise bringt der schnell Alternde noch einige stille Jahre tiefster Resignation hin und erscheint im Sterben noch voll liebender Rücksicht auf die wenigen Getreuen, die ihm geblieben sind.

Die ungeheure Tragik, die schon der geschichtlich Forschende im Leben Leonardos ahnt, hat Mereschkowski dichterisch gestaltet, ohne der Geschichte

*) Ursprünglich schloß der Roman mit einigen sonderbar nachklappenden Kapiteln, auf die das obige Lob sich nicht hätte erstrecken können und die der Wirkung des Ganzen sehr schädlich waren. Mit kluger Selbstkritik hat Mereschkowski diese Kapitel nachträglich gestrichen. Sie fehlen in der Ausgabe des Schulzeschen Verlags. — Es ist daher eine zweifelhafte Empfehlung, wenn der Pipersche Verlag seine übrigens recht schön ausgestattete und billige Leonardo-Ausgabe als „die einzige vollständige" bezeichnet.

irgendwie Gewalt anzutun. Besonders müssen wir dabei die geniale Intuition bewundern, mit der Mereschkowski zu Tagebuchnotizen Leonardos, wie sie in großer Zahl auf uns gekommen sind*), die Situationen erschaut — nicht konstruiert! — aus denen sie erwachsen sein mögen. Und wie unvergeßlich klar und einheitlich steht Leonardos Kolossalfigur vor uns! Er, der alles mit gleichem, gelassenem Interesse verfolgt, das geheimnisvolle Lächeln der Mona Lisa ebenso wie das blöde Grinsen menschlicher Mißgeburten, das vom Schmerz verzerrte Antlitz des Ludovico Moro am Totenbett seiner Gattin ebenso wie den Flugmechanismus einer Stubenfliege; er, der zugleich am Abendmahl und am Reiterstandbild des Condottiere Francesco Sforza, an der Herstellung einer Flugmaschine und an tausend andern technischen Plänen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen arbeitete und der bei alledem von sich bekennen durfte: „Große Liebe ist die Tochter großer Erkenntnis." Und neben ihm erscheinen in voller, unmittelbarer Deutlichkeit viele andere große Renaissancemenschen: Savonarola, der Fanatiker mönchischer Sittenreinheit, dessen Seele nichts ahnt von dem Geheimnis irdischer Schönheit; Cesare Borgia, die heimtückische Bestie, der Engel der Finsternis, der wie Lucifer durch einen Abglanz bezaubernder Liebenswürdigkeit immer und immer wieder auch den Behutsamsten täuscht; der unglückliche Machiavell, der „Schwan auf trockenem Lande", der Mann großer Gedanken, von denen er keinen auszuführen vermag, dem im Gegensatz zu Leonardo „großer Haß die Frucht großer Erkenntnis" ist (vgl. Nietzsches ressentiment), in dessen Seele Härte und Weichheit, äußerste Kühnheit der Gedanken und beschränktester Conventionalismus, Heldenhaftigkeit und Feigheit, Vornehmheit und Gemeinheit unheilvoll gemischt sind; Michelangelo, dessen chaotisch gärender und stürmender Sinn der erhabenen Ruhe und milden Klarheit Leonardos bei aller Ebenbürtigkeit der künstlerischen Schaffenskraft so entgegengesetzt ist; Raffael, dessen mühelos erzielte, gefällige Schönheit in Kunst und Leben Leonardos grüblerischen, nie befriedigten Idealismus vollends ganz ad absurdum zu führen schien und dem Alternden seinen letzten Schüler entfremdete; diese Schüler selbst: Giovanni Boltraffio, Cesare da Sesto, Marco d' Oggionno, Andrea Salaino und der Mechaniker Zoroastro da Peretola, jeder in dem ihm eigentümlichen Verhältnis zum Meister; endlich Ludovico Moro und seine Gattin Beatrice, Gian Galeazzo, Karl VIII. und Franz I. von Frankreich, die Päpste Alexander VI. und Leo X. und viele, viele andere.

Von den Schilderungen dieses beispiellos reichen Buches, aus seiner Szenenfolge einzelne, etwa die der Wohnung der Hofzwerge, die des Hexenritts, der Zerstörung der Kunstwerke durch die Heilsarmee der Kinder, des Hoffestes mit der Allegorie „Das goldene Jahrhundert", der Verleihung der goldenen Rose an Cesare Borgia, des Todes Alexanders VI. besonders herauszugreifen und skizzierend wiederzugeben, erscheint geradezu als Unrecht, da

*) Wer im Anschluß an die Lektüre unsres Romans geschichtliche Studien über Leonardo machen will, dem empfehle ich vor allem die bei Eugen Diederichs in Jena erschienene vortreffliche Auswahl aus seinen Werken, der M. Herzfeld eine ausführliche Biographie vorausgeschickt hat: Leonardo da Vinci, der Denker, Forscher und Poet. Übers. v. M. Herzfeld. 3. Aufl. 1911.

auch unter den anderen Bildern kein einziges ist, das man vermissen möchte. Wer in die Kultur der Renaissance einen Einblick gewinnen und zugleich einen hohen literarischen Genuß erleben möchte, der greife zu Mereschkowskis „Leonardo". Er wird ihn gewiß wieder und wieder lesen. Und wenn er bis dahin Gobineaus „Renaissance" als die vollendetste dichterische Wiederbelebung des großen Zeitalters der „Auferstehung der Götter" bewundert hat, wird ihm zu Mute sein wie einem Kunstkenner, der eine Kopie bisher für ein Original hielt und der nun, nachdem er das wirkliche Original kennen gelernt hat, auf einmal all die Unvollkommenheiten seiner Kopie sieht.

Der Leitgedanke der Trilogie, das weltgeschichtliche Ringen zwischen „Christ und Antichrist", genauer zwischen der jeweiligen, zeitgeschichtlich bedingten und getrübten Erscheinungsform des Christentums und dem Übermenschentum eines über seine Zeit hinausweisenden Genies, tritt auch im „Leonardo" immer wieder deutlich hervor. Wie Julian bezw. Maximus, so erscheint auch Leonardo dem Dichter als Vorläufer des Antichrist. Das Bild, das wir uns nach diesen beiden Romanen von Mereschkowskis „Antichrist" machen, trägt also edle Züge, ähnlich wie bei Selma Lagerlöf in ihrem seltsamen Roman „Die Wunder des Antichrist". Wir ahnen, daß er freilich nicht wie Leonardo ein rein erkennender, anschauender, leidenschaftsloser Mensch sein werde, sondern ein im höchsten Maße tätiger, ja gewalttätiger. Aber wir erwarten auch, daß sogar „in seiner Schonungslosigkeit übermenschliche Schönheit liegen", daß er ein bei aller Leidenschaft und Härte edler, harmonischer und disziplinierter Geist sein werde. Und nun erscheint im letzten Band der Trilogie dieser Antichrist, dieser Prometheus, dieser „Leonardo der Tat" verkörpert in — Peter dem Großen. Anstatt des erwarteten Demiurgos, anstatt eines freien und befreienden Herrschers „des dritten Reiches" finden wir einen barbarischen, trotz aller Europäermanieren asiatischen*) Despoten, dessen Universalität im Grunde nichts ist als ein Chaos brutal zusammengeraffter Bildungselemente. Auf den kosmischen, von höchster Kultur gesättigten Geist des Mannes, dem die große Liebe die Tochter der großen Erkenntnis war, läßt Mereschkowski als Erfüllung den genialischen Zivilisations-Rüpel Peter folgen, den würdelosen Sklaven einer willkürlich hervorbrechenden, sinnlosen, wilden Grausamkeit! Es ist keine Frage, daß der Dichter in diesem dritten Roman seinen Leitgedanken nicht geradlinig weitergeführt hat. (Der Epilog des Romans, in dem z. B. das „Dritte Reich" als das Reich des Heiligen Geistes bezeichnet wird, beweist übrigens, daß Mereschkowski die bezeichnete gedankliche Inkonsequenz nicht unbemerkt ließ.) Um so mehr Ehre macht es seiner dichterischen Stärke und seiner Ehrlichkeit, daß er nirgends seinem Leitgedanken zu lieb etwas beschönigt hat,

*) Mereschkowski spürt das selbst gelegentlich. So heißt es S. 266: „So fühlten voller Unruhe beide, der flüchtige Navigator und der flüchtige Zarewitsch, daß das Europa, welches Peter in Rußland einführte, Arithmetik, Navigations-, Fortifikationslehre, nicht ganz Europa, ja nicht einmal das Wichtigste von ihm sei, daß das wirkliche Europa eine höchste Wahrheit besäße, die der Zar nicht kenne. Ohne diese Wahrheit würde trotz aller Wissenschaften an Stelle des alten Moskowiter Barbarentums neues Petersburger Lakaientum treten."

nirgends in die „akademische Vergötterung der Großen", die sich in historischen Romanen so häufig findet, verfallen ist. Er hat seinen schrecklichen Helden bei aller Bewunderung für sein titanisches Wollen mit einem schonungslosen Realismus gezeichnet. Und was von Peter gilt, gilt erst recht von seinen Untertanen. Ich glaube, in keinem Buch der Weltliteratur ist das russische Wesen mit größerer poetischer Gerechtigkeit im Spiegel der Geschichte dem Europäer deutlich gemacht. Wie Leonardo jegliches Gebilde der Natur betrachtend zerlegte, um immer klarer die Geheimnisse der „göttlichen Notwendigkeit" zu durchschauen, mit derselben leidenschaftslosen, souveränen Sicherheit eröffnet Mereschkowski hier vor den Augen des Lesers den seelischen Organismus seines Volkes.*)

Im Mittelpunkt des Romans „Peter der Große und sein Sohn Alexei" steht, wie der Titel sagt, Peters Verhältnis zu seinem unglücklichen Sohn. Die Erzählung beginnt zu der Zeit, als der Zar aus seiner Unzufriedenheit mit dem Zarewitsch schon kein Hehl mehr machte und dieser die Aussichtslosigkeit seiner Hoffnungen auf die ihm gebührende Thronfolge zu erkennen begann. Wir sehen den Fünfundzwanzigjährigen bereits der Trunksucht und völligen Energielosigkeit verfallen. Seine Gemahlin, Prinzessin Sophie Charlotte von Wolfenbüttel, leidet furchtbar unter seiner Rohheit. Aber auch er selbst leidet darunter. Er weiß wohl, daß er unedel handelt, daß er sie, die er in seiner Art liebt und die ihn liebt, und sich selbst dem Untergang entgegentreibt. Aber er kann sich nicht aufraffen zu männlicher Selbstzucht und männlicher Tätigkeit. Er weiß auch, daß die Hofnungen aller Altrussen auf ihn gerichtet sind, er fühlt, daß die griechisch-katholische Kirche Rußlands, der er von ganzem Herzen anhängt, seines Schutzes bedarf, er sieht, wie sein Vater von Jahr zu Jahr ungeduldiger wird über seine Untüchtigkeit, seine zunehmende Gleichgültigkeit gegen militärische Dinge, seine stumme Mißbilligung der väterlichen Reformen — aber er kann sich nicht aufraffen. Es ist, als ob der Zornesblick Peters ihn immer mehr lähme. (Der Dichter eröffnet uns im Lauf der Erzählung Rückblicke in die Jugend Alexeis, die uns klar erkennen lassen, wie die Keime dieser tragischen Entwicklung schon in dem Kinde erweckt wurden.) Auch der erschütternde Tod Sophie Charlottens führt keine Wendung herbei. Im Gegenteil; der Zarewitsch überläßt seine beiden Kinder fremden Leuten und nimmt eine leibeigene Dirne Afrosinja zu sich, die er einst, noch zu Lebzeiten seiner Gemahlin, im Rausch vergewaltigt hatte. Da erkrankt Peter; Gerüchte vom Herannahen seines Todes dringen zum Zarewitsch. Jetzt scheint es, als ob Leben in ihn komme. Der Gedanke, daß ihm nun vielleicht bald die längst verloren gegebene Herrschaft in den Schoß falle, die Wahrnehmung, daß selbst die eifrigsten Kreaturen seines Vaters plötzlich seine Gunst suchen, erregt ihn furchtbar. Aber auch diese Erregung löst keine Taten aus. Und als nun Peter von seiner schweren Erkrankung rasch gesundet, stellt er dem Sohn das Ultimatum, entweder alsbald „seinen Lebenswandel zu ändern" oder ins Kloster zu gehen, d. h. natürlich vor allem auf die Thronfolge zu verzichten. Der Zarewitsch verspricht, Mönch

*) Manchmal glaubt man geradezu, Viktor Hehns klassisches völkerpsychologisches Werk „De moribus Ruthenorum" zu lesen.

zu werden; Peter merkt aber wohl, daß sein Sohn lügt, und entläßt ihn in höchster Wut. Vom Feldlager aus, in das er gleich darauf abreist, schreibt der Zar nach weiteren sieben Monaten an den immer noch in den Tag hineinlebenden Alexei, er solle nun augenblicklich etwas Entscheidendes tun, nämlich entweder zu ihm nach Kopenhagen kommen oder ins Kloster gehen. In einer Art nachtwandlerischer Starre, völlig unentschlossen, ob er zum Vater reisen oder zum Kaiser nach Wien flüchten soll, macht sich der Zarewitsch mit Afrosinja auf die Reise nach Westen. „Bei der Abreise von Libau (wo er von einem seiner Getreuen vor der Reise zum Vater gewarnt wurde) war Alexei noch ebenso unentschlossen wie damals, als er Petersburg verließ. Er hoffte übrigens auch, daß er der Entscheidung überhoben werden würde, weil in Danzig Abgesandte des Vaters ihn erwarten würden. Von Danzig aus teilte sich der Weg: der eine führte nach Kopenhagen, der andere über Breslau nach Wien. Abgesandte erwarteten ihn nicht. Die Entscheidung durfte nicht lange hinausgeschoben werden. Als der Wirt des Gasthauses, in dem der Zarewitsch zum Übernachten eingekehrt war, abends bei ihm anfragte, wohin er befehle, daß die Pferde am nächsten Morgen bestellt werden sollten, sah er ihn einen Augenblick zerstreut an, als ob er an etwas ganz anderes denke, dann sagte er, anscheinend ohne den Sinn seiner Worte zu fassen: „Nach Breslau". Er erschrak selbst über das Wort, das sein Schicksal entschied. Aber er dachte bei sich, er könne ja am andern Morgen seinen Entschluß noch ändern. Frühmorgens fuhr der Wagen vor und es blieb nichts anderes übrig, als einzusteigen und abzureisen. Er verschob die Entscheidung bis zur nächsten Station; auf der nächsten Station bis nach Stargard, in Stargard bis nach Frankfurt an der Oder, in Frankfurt bis auf Ziebingen, in Ziebingen bis auf Crossen und so weiter ohne Ende. Er fuhr immer weiter und konnte nicht mehr innehalten, als ob er abgestürzt sei und an einem glatten Abhang herunterglitte. Dieselbe Macht der Furcht, die ihn früher zurückhielt, trieb ihn jetzt vorwärts." Wir sehen nun weiter, wie der Kaiser den Zarewitsch gnädig aufnimmt und ihn voll Mitleid vor den Spionen seines Vaters verbirgt. In Neapel gelingt es dennoch dem Grafen Tolstoi, dem Mann mit dem samtenen, heimtückischen Lächeln, einem russischen Cesare Borgia, beim Zarewitsch eine Audienz zu erschleichen und ihm einen Brief des Vaters zu übergeben, der für den Fall seiner baldigen Heimkehr volle Verzeihung verspricht; aber Alexei weiß, daß er unrettbar dem Tod verfallen ist, wenn er sich wieder in die Gewalt Peters begibt. Da macht sich Tolstoi hinter Afrosinja und ihr gelingt es, dem ihr völlig leibeigen gewordenen das eidliche Versprechen der Rückkehr abzuzwingen. „Er wußte, daß es sein Untergang sei, das Ende von allem, und freute sich über das Ende." Und nun kommt es, wie es kommen mußte: einem herzlichen Empfang des Sohnes durch den Vater folgen alsbald die Hochverratsprozesse, die „peinlichen Verhöre" und schrecklichen Hinrichtungen der Getreuen Alexeis, abwechselnd mit abscheulichen Saufgelagen, und dann die Folterungen des Zarewitsch selbst, denen er endlich am 26. Juni 1718 nach einer entsetzlichen Knutung durch den eigenen Vater erliegt. In der Troizki-Kathedrale wird die Leiche aufgebahrt und eine großartige Totenfeier abgehalten. „Eine allgemeine Rührung

herrschte in der Kirche beim Anstimmen des letzten Liedes: „Die ihr mich hier sprachlos und ohne Atem liegen seht, so kommt denn alle, die ihr mich geliebt, und küsset mich mit dem letzten Kusse!“

Zuerst trat der Metropolit Stephan an den Sarg heran, um sich zu verabschieden. Der alte Mann konnte sich kaum aufrecht erhalten. Zwei Protodiakonen unterstützten ihn. Er küßte dem Zarewitsch Hand und Stirne, beugte sich zu ihm herab und sah ihm lange ins Gesicht. Stephan begrub in ihm alles, was er liebte, die ganze Moskauer Vergangenheit, das Patriarchentum, die Freiheit und die Größe der alten Kirche, seine letzte Hoffnung — „die Hoffnung Rußlands“.

Nach dem Geistlichen stieg der Zar die Stufen des Katafalkes empor. Sein Antlitz glich wie in all den letzten Tagen dem eines Toten. Er sah dem Sohne ins Gesicht. Es war heiter und jung, als ob es im Tode noch heiterer und jünger geworden wäre. Die Lippen erschienen wie zu einem Lächeln verzogen: „Mir ist wohl, des Herrn Wille geschehe!“ Im unbeweglichen Gesicht Peters zuckte es, bewegte es sich, als ob es sich mit großer Anstrengung aufklären wollte — endlich klärte es sich auf: das Totengesicht belebte sich, erhellte sich, wie wenn der Schein vom Antlitz des Verstorbenen auf dasselbe zurückgeworfen würde.

Peter beugte sich zum Sohne herab und küßte ihn auf die erkalteten Lippen. Dann hob er seine Augen gen Himmel, bekreuzte sich und sagte: „Des Herrn Wille geschehe!“ Er wußte jetzt, daß der Sohn ihn zum Jüngsten Gericht rechtfertigen und ihm dort die Bedeutung des Vaters und des Sohnes, die er bis jetzt nicht verstanden hatte, klar machen würde.“

Wieder frage ich nun: Wie konnte der Dichter des Leonardo im Heldentum Peters die Erfüllung seiner Übermenschensehnsucht sehen? Mag Peter der Große vom Standpunkt seiner weltgeschichtlichen Mission aus im Recht gewesen sein, wenn er hart gegen seinen Sohn war, wenn er ihn „unschädlich machte“, ja wenn er ihn töten ließ — aber, daß er heimtückisch und bestialisch grausam gegen ihn war, das schändet sein Heldentum, das macht ihn unwürdig, ein Vollender des antichristlichen Persönlichkeitsideals im Sinne eines Leonardo zu heißen.*) Und wie verschieden war seine Welt — auch die Welt, die er schaffen wollte — von der

*) In einer bewunderungswürdigen Analyse des Dostojewskischen Raskolnikoff deutet Mereschkowski die letzte Konsequenz des Antichrist-Gedankens an mit den Worten, daß ein dem Christentum entgegengesetzter Geist „die Liebe zu sich selbst nicht nur als eine soziale, philosophische und moralische, sondern auch als eine religiöse Pflicht auffassen müsse.“ Aber gerade von diesem Standpunkt aus muß Peter, von dem Mereschkowski an der angezogenen Stelle selbst sagt, er sei Napoleon und Robespierre in einer Person gewesen, unzureichend erscheinen. Wenn Napoleon nach Mereschkowskis Wort ein „Pseudoantichrist“ war, „nämlich nicht von Gott und nicht gegen Gott, sondern nur ohne Gott“, so war es Peter auch, in anderem Sinne freilich, nämlich im Sinne Robespierres, im Sinne eines wenn auch noch so pervertierten Gottesgnadentums. Und deshalb ist es eben auch vom Standpunkt eines idealen Antichristentums aus unmöglich, ihm für den Sohnesmord „Gerechtigkeit und Schuldlosigkeit“ zuzubilligen.

Renaissancewelt Leonardos! Wie himmelweit verschieden sind die Feste, die am Hofe eines Ludovico Moro gefeiert wurden, von den Hoffesten Peters! Dort große Geberden, ein edles, wenn auch oft hohles Pathos, Harmonie und Anmut; hier „Schnaps, Blut und Schmutz". Das Gemeinsame beider Romane, die Gegnerschaft bezw. der Kampf eines genialen Mannes gegen den Aberglauben seines Volkes und seiner Zeit*), erscheint dem betrachtenden Blick beinah als etwas Äußerliches, Belangloses. Wie stark die Linie, die durch den „Julian" und den „Leonardo" hindurchführt, im dritten Teil der Romantrilogie abbiegt, das bringt uns eine Szene besonders deutlich zum Bewußtsein, die der Dichter mit feiner Absicht an den Eingang eines jeden der drei Romane gestellt hat: Die Huldigung, die der jeweilige Held des Romans einer Venusstatue spendet. Der Leser möge sich durch vergleichende Lektüre selbst davon überzeugen.

Innerhalb dieser Grenzen jedoch stellt sich der Roman „Peter der Große und sein Sohn Alexei", wie ich schon andeutete, als eine gewaltige dichterische Verkörperung des russischen Volkslebens im Anfang des 18. Jahrhunderts dar. Besonders eindrucksvoll ist dessen apokalyptische Stimmung wiedergegeben. Das gärende religiöse Leben im damaligen Rußland wird ausgezeichnet veranschaulicht an der Geschichte des flüchtigen Strelitzensohnes Tichon. Beim rituellen Massenselbstmord der „Selbstverbrenner" in den Wäldern von Wetluga wie bei den Orgien der „Tänzer" sehen wir mit Grauen die Flamme des religiösen Wahnsinns aufzüngeln und um sich fressen. Diese Kapitel zählen auch zu den dichterisch wertvollsten des Romans.

Blicken wir noch einmal auf die ganze Romantrilogie zurück, zunächst auf ihre gedankliche, ihre weltanschauliche Bedeutung. Ist es nicht ein Beweis für den geistigen Tiefblick Mereschkowskis, daß ihm die Erkenntnis von der grundlegenden Bedeutung des religiösen Elements für die Fortschritte und Rückschritte der menschlichen Kultur so recht zum ideellen Ausgangs- und Zielpunkt seiner Dichtung geworden ist? Und andrerseits: ist es nicht bezeichnend für seine dichterische Kraft, daß seine Weltanschauungsromane nirgends „konstruiert" sind? Nirgends erweist sich das Ideelle als das Primäre, sondern wie beim lebendigen Menschenleib Knochengerüste und Fleisch zugleich in die Erscheinung treten, so ist hier unverkennbar Idee und Gestalt in organischer Gemeinsamkeit erwachsen. Aber auch eine zweite Gefahr hat der Dichter siegreich überwunden. „Julian Apostata", „Leonardo da Vinci" und „Peter der Große" sind ja nicht nur Weltanschauungsromane, sondern zugleich auch geschichtliche bezw. kulturgeschichtliche Romane. Da ist für einen Dichter von mittelmäßiger Gestaltungskraft die Gefahr, zum „historischen Ausstattungsroman" herabzusinken, übermächtig. Nur Wenige sind ihr entgangen. Ich hatte oben einen dieser Wenigen beiläufig genannt, Kingsley mit seiner „Hypathia". Schauen wir noch einmal auf diesen Roman zurück, so wird

---

*) Hierzu ein Lieblingswort Peters, das ihn ganz ausgezeichnet charakterisiert. Er pflegte zu sagen: „Der Schweif der Peitsche ist länger als der des Teufels."

uns besonders deutlich, wieviel Mereschkowski technisch dem Naturalismus verdankt. Freilich erinnert uns eine Eigentümlichkeit seiner Technik, die mosaikartige Komposition der Erzählung, an ein Werk, das vor dem eigentlichen Naturalismus entstanden ist, an den „Till Eulenspiegel" von Coster, der wie ein spezifisch germanisches Gegenstück zu Mereschkowskis Romanen — formloser, zerfahrener, aber auch wärmer, inniger, humorvoller — erscheint. Dieses Mosaikartige der Komposition ist es aber natürlich nicht, in dem wir die Einwirkung des Naturalismus auf Mereschkowskis Technik sehen. Um sie zu erkennen, müssen wir das einzelne Steinchen, das einzelne Bild, die einzelne Szene für sich betrachten. Es ist kein Zufall, daß wir dabei in erster Linie an Strindbergs „Historische Miniaturen", die freilich nur in ihren besten Stücken (vgl. bes. Peter den Großen) an Mereschkowski heranreichen, und an Verner von Heidenstams „Karl XII. und seine Krieger" denken müssen. (Ricarda Huch mit ihrem „Kampf um Rom" folgt erst in sehr weitem Abstand.) Und nirgends wird der Naturalismus oder besser Realismus Mereschkowskis unkünstlerisch, dichterisch unfruchtbar. Ob er große, weltgeschichtliche Staatsaktionen nachbildet oder Genrebilder frei entwirft, stets gibt er nur das dichterisch Wesentliche. Die Ergebnisse der historischen Forschung mit bewunderungswürdiger Sachkenntnis und Treue verwertend hat er die geschichtliche Wirklichkeit zu dichterischer Wahrheit erhoben.

Von Mereschkowskis poetischen Werken besitzen wir in deutscher Übersetzung noch „Michelangelo und andre Renaissancenovellen." Neben der Romantrilogie erscheinen sie herzlich unbedeutend, abgesehen von der Titelnovelle „Michelangelo". Mereschkowski hatte gewiß das Bedürfnis, dem Rivalen Leonardos, den er gewissermaßen mit ungestüm abgewandtem Gesicht durch den Roman schreiten ließ, eine eigene kleine Dichtung zu widmen. So zeigt er uns hier den gewaltigen Einsamen, dem er in den Episoden des „Leonardo" unmöglich gerecht werden konnte, mitten in seinem titanenhaften Schaffen und Ringen.

Die übrigen poetischen Werke Mereschkowskis, seine Dramen*) und seine Lyrik, sind bis jetzt nicht ins Deutsche übersetzt. Dagegen besitzen wir — außer politischen Schriften — noch ein großes literaturgeschichtliches Werk von ihm über „Tolstoi und Dostojewski", das man wegen seiner hohen Gesichtspunkte mit Recht ein Weltanschauungsbuch genannt hat. Es ist ein äußerst wichtiges Dokument für die geistige Bedeutung Mereschkowskis.

Möchte nun endlich der Tag kommen, wo der Dichter des „Leonardo" bei uns in Deutschland die ihm gebührende Würdigung findet! Wir können getrost ein halb Dutzend andere slavische Dichter

---

*) Besonders bemerkenswert ist das Drama „Kaiser Paul", in dem auch wieder das religiöse Moment grundlegende Bedeutung haben soll. Bezeichnend ist weiterhin, daß Mereschkowski den „Prometheus" des Äschylos und Sophokleische Dramen ins Russische übersetzt hat.

dafür vergessen, die ihre Berühmtheit lediglich dem Umstand verdanken, daß sie — nach Fr. Th. Vischers Wort —

so nerv-aufreglich
so bunt, so frei
und auch so leih-
bibliothetlich

sind. Dmitry Sergejewitsch Mereschkowski, dessen Schaffen uns trotz seines erzrussischen Namens gedanklich und dichterisch näher steht als das seiner meisten Landsleute, können wir mit gutem Gewissen das Bürgerrecht in unsrer deutschen Bücherwelt einräumen. Der Vorwurf der Ausländerei kann diesmal nicht erhoben werden, denn Mereschkowski gehört mit seiner Romantrilogie der Weltliteratur an.

Fort mit der Schundliteratur!

Ansprache an einem Familienabend. Von Emil Müller.

Es war einmal — so erzählt der große Dichter Cervantes — ein verarmter spanischer Edelmann, namens Don Quijote. Der hatte über dem vielen Lesen abenteuerlicher und überspannter Ritterromane seinen Verstand verloren. Also daß er eine Lanze und einen alten Schild, die er besaß, hervorholte, eine Pickelhaube aus dem Vermächtnis der Ahnen durch Pappe zum Helm vervollständigte, den braven, betagten Klepper, ob er gleich mehr Dreiecke am Körper hatte, als ein Taler Dreier hat, aus dem Stalle zog und in die Welt ritt, ein irrender Ritter zu werden. Alsbald ward er, zuvor in einer üblen Schenke vom spaßhaften Wirt zum „Ritter" geschlagen, von Leuten, die keinen Scherz verstehen, arg zerbläut, von Windmühlen, die er für feindliche Riesen ansah, schlimm zu Boden geworfen und von einem mitleidigen Bäuerlein zu vorläufiger Erholung heimgebracht. Dort haben sich derweilen seine Freunde um ihn geängstet. Die resolute Haushälterin hat die Arme in die Seite gestemmt und ruft laut: „Hole doch Satan und Barrabas alle dergleichen Bücher! denn sie haben den feinsten Kopf in der ganzen la Mancha um seinen Verstand gebracht." Und der Pfarrer fügt hinzu: „Wahrlich! morgen soll die Sonne nicht untergehen, ehe wir sie verurteilt und zum Feuer verdammt haben, damit sie nicht jemand anders verführen, sie zu lesen, und es ihm dann so ergeht, wie es meinem guten Freunde ergangen sein muß."

Das war vor dreihundert Jahren. Man könnte fast ein doppeltes wünschen. Einmal, daß es uns möglich wäre, jene Rittergeschichten in unserm geliebten Deutsch zu durchblättern: wir würden mit heilsamem Schrecken merken, wie hoch das, was in längstvergangenen Tagen in Spanien als Schundliteratur mit solchem Aufwand von Geist und tiefstem Ernst bekämpft wurde, an literarischem Wert über dem steht, was die deutschen Städte im 20. Jahrhundert in weiten Kreisen der Bevölkerung in seinen schimpflichen Bann zieht. Dann aber, daß wir uns gleich den Freunden Don Quijotes zu einem „lustigen und feierlichen Gerichtstag" aufrafften, der die ganze Masse des so schmählich bedruckten Papiers dem Feuer überlieferte.

Vierzig Jahre steht nun das Deutsche Reich. Noch hat kein Feind von außen gewagt, an seinen Bestand zu rühren. Wohl ringen im Innern geistige Mächte verschiedenster Art und lassen uns nicht zur Ruhe kommen. Aber es fehlt diesen Kämpfen nicht an großen Zügen: aus Sorgen und Mühen, aus Wunden und Streit wird Vorwärts und Aufwärts gewonnen! Ein innerster Feind jedoch bohrt am Marke unsres Volkes. Der gefährlichste und verächtlichste von allen. Gewissenlose Menschen, die aus Geldgier auf die leicht verwirrbaren Gemüter der Jungen und der Naiven spekulieren und sie zu schändlichem Spiel erregen. Die um unehrlichen Gewinnstes willen harmlose Männer erschlaffen und die wehrlose Jugend, des Vaterlandes Zukunft, im Keime verderben. Sie schlüpfen durch die Maschen der Gesetze und spotten der Arbeit von Staat, Kirche, Schule und Haus. Pestträger sind sie, deren Hauch vergiftet, bewußte Verbreiter tödlicher Seuche, die an Rad und Galgen zu bringen auch ein humanes Volk sich nicht zu schämen brauchte.

Muß die Pest der Schundliteratur erst noch des breiteren geschildert werden? Sie liegt offen zu Tage, und es gibt wohl keinen unter uns, der nicht mit oder ohne Willen auf sie gestoßen ist. Zu denen aber wollen wir nicht gehören, die gleich dem Vogel Strauß den Kopf in den Sand stecken und meinen, die Sache ginge sie nichts an, auch übertreibe man wohl; man solle die leidige Angelegenheit den Sachverständigen, zuoberst dem Staate, überlassen. Sie fallen unter das Urteil, welches zuerst der athenische Gesetzgeber Solon sprach, daß der Bürger nichts wert sei, der nicht Partei ergreife, sondern in seinem Schlafrock am Ofen beharrend den Dingen ihren Lauf lasse.

Nur das Gedächtnis wollen wir uns ein klein wenig stärken!

Oder hätten sie noch nicht an unsrer oder des Nachbars Tür geklopft, armselige Gesellen, die keinen besseren Bettel kennen, oder abgefeimte Halunken, die wissen, was sie tun, wenn sie fragen, ob man nicht das erste Heft der „Opfer des Giftmischers" oder des „Räuberhauptmanns Jagenteufel, genannt der rote Satan" für nur 10 Pfennig erstehen wolle? Hier wird in erster Linie auf die Hausfrau, auch auf das Dienstmädchen, den alleinstehenden Mann, gezielt, von denen sich dann die Ansteckung weiter verbreitet. Welche Beleidigung eines deutschen Weibes stellt es doch eigentlich dar, wenn man ihm zumutet, im „Scharfrichter von Berlin" die Kapitel zu lesen: „Die Beichte der Dirne" oder „Die schönen Frauen des Harems"! Oder in der „Madame Steinheil" die Abschnitte: „Paris bei Nacht", „Die geheimen Laster des Malers", „Die Modellbörse von Paris"! Und wie rechnet man auf Dummheit, wenn man durch geschickte Zustutzung der Hefte veranlaßt, daß auch das folgende und wieder das nächste Heft, und so fort durch hundert und mehr Groschenlieferungen, gekauft wird!

Wie das gemacht wird? Das Rezept ist einfach! Da ist ein schurkischer Graf, der ein armes Mädchen wider alles Recht aufs Schaffott gebracht hat. Der Geliebte des Mädchens wird des Zeuge. „Ah — sollte es dem Scheusal, dem Grafen Falkenstein wirklich gelingen, zu triumphieren —. Barmherziger, sollte das Furchtbare eintreten, daß man das unschuldige

Röschen hinrichtete. Kalt ertönte jetzt nochmals die Stimme des Staatsanwaltes:

„Scharfrichter, waltet Eures Amtes — —!“

Der Scharfrichter trat hervor, er erhob die Hand, um den Knopf der Guillotine zu berühren, da ....“

Fortsetzung folgt!

Für wen, liebe Hausfrau? Wirklich auch für dich, die doch sehr ungnädig werden kann, wenn ein Händler durch Angebot schlechter Ware oder durch Wechseln eines schoflen Geldstücks Zweifel an ihrer Intelligenz bekundet?

Vorerst sei der Finger nur auf den Geldpunkt gelegt. Der genannte „Scharfrichter von Berlin“ bringt es auf 130 Hefte = 13 Mark. Ein Schauerroman „Die Geheimnisse von Mariaberg“ wußte 200 000 Abonnenten zu sammeln und umfaßte 200 Hefte, die zusammen ihre runden 20 Mark kosten. Soviel gibt die Käuferin dafür aus, daß man ihr mit ekler Druckschrift die Schamröte in die Wangen treibt und sie aus der Liste der ernstzunehmenden Frauen zu streichen wagt!

Freilich, das Geschäft ist auch in harten Zeiten für die Schundvertreiber immer noch einträglich. Das zeigt ein Anschreiben, mit dem der Verleger des Lieferungsromans „Räuberhauptmann Heinrich Oswald Lauermann, genannt der Teufels-Aktuar oder Das steinerne Kreuz zu Spremberg“ seine „Kollegen“ zum Vertriebe auffordert, und das uns einen Blick hinter die Kulissen dieser ehrenwerten Handelsleute tun läßt: „Die Zeiten sind schlecht — umsomehr war ich darauf bedacht, diesmal dem Kolportagebuchhandel einen Roman in die Hand zu geben, der den schlechten Zeiten trotzt und dem aller Voraussicht nach ein großer Erfolg beschieden sein muß! .... Der Verfasser des Romans „Lauermann“ hat an Ort und Stelle seine Studien zu diesem Roman gemacht. Selbst das Unglaubliche ist verbürgt durch die noch vorhandenen Schriften über Heinrich Oswald Lauermann... Viktor von Falk, der Meistererzähler, schreibt diesen Roman... Der Name Viktor von Falk gibt Ihnen die Gewißheit, daß die gewonnenen Abonnenten bis zum Schlußhefte treu bleiben! .... Ich bitte Sie nochmals, auf den Roman .... energisch arbeiten zu lassen, Sie werden dann keinen Grund haben, über schlechte Zeiten zu klagen!“

Das würdige Schriftstück enthüllt einige der besonderen Merkmale dieser ganzen Literaturgattung. Das „Unglaublichste“, das durch Vorspiegelung vorhandener Originalurkunden den Schein der Echtheit empfängt. Den „Meistererzähler“, von dem auch die gründlichste Literaturgeschichte nichts weiß. Den Verdienst in „schlechter Zeit“, in der durch einen „Räuberhauptmann“ des Volkes Blutgeld erschlichen wird. Fünfzig Millionen, so schätzt man, wandern alljährlich vom Volk in die Truhen der Schundvertreiber! Ein gewisser Biedermann in Berlin verdient auf diesem Wege in einem Jahre zwei Millionen Mark und manchmal sogar noch mehr. Ist der Spott unberechtigt, wenn ein Aufruf ans Volk fragt: Verdient er's

„mit seiner Hände Arbeit? O nein, der verdient sein Geld auf andere Weise. Er lockt den Leuten das Geld mit List aus der Tasche; freilich nur bei denen gelingt es ihm, die sich das gefallen lassen. Nur bei den Dummen macht er sein Glück. Und gäbe es nicht so viele dumme Menschen, so könnte der Mann nicht so viel Geld verdienen. Überlege einmal, wie viel dumme Menschen dazu gehören, um zwei Millionen Mark zusammenzusteuern. Denn nicht hundertmarkweise holt sich der Mann das Geld aus den Taschen der Dummen, sondern groschenweise, und da gehören viele Dumme dazu, ehe der Mann seine Millionen beieinander hat!"

Noch auf eine andere Erscheinung muß hingedeutet werden; denn jedes Jahr zeitigt neue Triumphe der smarten Verleger auf diesem Gebiete. Die neueste Errungenschaft ist der „Kundenroman". Bei diesem bieten nichtsnutzige Ladeninhaber einem Inseratenjäger die Hand: die Hefte, mit abgeschmacktem Inhalt und schmutzigen Bildern, von Inseraten durchzogen, werden in den Geschäften gratis verteilt. Der Verleger schluckt Inserate, der Kaufmann fesselt die Kunden, die Kunden nehmen mit der schlechten, verteuerten Ware das Gift mit nach Hause.

Und nun die zweite Gruppe der Schundschriften. Das sind die, die nicht sowohl in die Häuser hineingetragen, als allerorts, wo man geht und sitzt und steht, dem Willigen und dem Unwilligen vor die Augen gehalten werden. Nick Carter war ihr erster Held, und man hat sich gewöhnt, all diese Detektiv- und Verbrechergeschichten unter dem Namen „Nick-Carter-Literatur" zusammenzufassen. An jeder Straßenecke stehen Händler und halten die grellbunten Hefte feil, in Papierläden und schlechten Buchhandlungen liegen sie aus; es gibt Barbiere, die schmunzelnd auf sie und anderen Schmutz hinweisen, Zigarrenkrämer führen sie als ein Betäubungsmittel eigner Art; sie werden verkauft, verliehen, aufgedrängt. Schutz vor der Beleidigung der Augen und des besseren Gefühls gibt's nicht. Schutzlos vor allem sind die klaren Augen unserer Knaben und Mädchen. Was wir als unser höchstes Gut hegen und vor jedem Schaden zu bewahren bemüht sind, wird auf öffentlichen Wegen vom Unreinsten berührt.

Ist so bittere Anklage nicht übertrieben? Wir kennen das Märchen vom Hans, der auszog, das Gruseln zu lernen. Er hat's nicht gelernt, als der Schulmeister sich als Gespenst verkleidete, ja, nicht einmal, als die wirklichen Poltergeister des verwunschenen Schlosses kamen und mit Totenbeinen und Schädeln Kegel spielten. Ob er's nicht lernen würde, wenn er sich durch die Nick-Carter-Geschichten durchlesen müßte? Was versprechen nicht allein die Titel! Der Kampf um die Haremsbraut, Der geheimnisvolle Sarg, Der Mädchenschlächter, Im Sarge neben der Höllenmaschine, In den Lasterhöhlen von Budapest, Das Drama in der Leichenkammer, Die Menschenfalle im alten Hause, Die Abenteuer eines Gehängten! So könnte man stundenlang aufzählen. Aber wir wollen ja nicht selbst das Gruseln lernen, sondern, wenn wir jemals auf so schauerlich törichtes Zeug hereingefallen sind, uns gründlich schämen und alle miteinander überlegen, wie wir von solcher Pest rein werden, rein bleiben und andere rein erhalten.

Die Titel der Hefte sind zumeist ehrlich; der Inhalt hält, was der Umschlag verspricht. Es ist wiederum nicht nötig, in die Fülle grauenvoller

Einzelheiten unterzutauchen. Genügt nicht das verhältnismäßig zahme Beispiel der Schilderung einer elektrischen Hinrichtung? „Der Körper des Gerichteten zuckte und bäumte sich empor, ein widerlich süßlicher Geruch von durchbranntem Fleisch durchzog den Raum, dann stellte der Beamte den Todesstrom ab. Ein Arzt trat herzu, prüfte Puls und Herz des Gerichteten und fand, daß noch Leben in ihm vorhanden sei. Von neuem sauste ein stärkerer elektrischer Strom durch den Körper. Wieder zuckte und bäumte sich derselbe auf. — Grauer Dampf quoll von dem Fleisch des Gerichteten und zog sich in dichten Schwaden zur Decke empor. — Wieder wurde der Strom abgedreht, und nun erklärte der überwachende Arzt, daß der Gerichtete tot sei." Darauf kommt in gleicher Weise der zweite Bruder an die Reihe — die beiden haben auf der „Kindermordfarm" eine Unmenge von Menschen zu Tode gequält. „Als wenige Stunden später die Ärzte, wie es Vorschrift des Gesetzes war, die Leichen obduzierten und öffneten, da erhob sich, als der Arzt den Leib des Ältesten öffnete, dieser von dem Obduktionstisch und sprang den Arzt an. — Flüchtend eilte dieser aus dem Zimmer. — Mit einer schrecklichen Schnittwunde kroch der Obduzierte in dem Leichenraume umher und bemühte sich, die hervorquellenden Eingeweide mit den Händen zurückzuhalten. — Ein Schuß aus dem Revolver eines Gefängnisbeamten machte endlich seinem Leben ein Ende." Muß nicht ein Vater, der diese unsinnigen Greuel in der Hand seines Jungen, seiner Tochter findet, wünschen, daß ihm ein „Knüppel aus dem Sack" zur Verfügung stünde für die Rücken derer, die das für Kinder schreiben, an Kinder verkaufen?

Es war ein vergleichsweise harmloses Beispiel. Freilich eine unmögliche, widerwärtige und für eine ungefestigte Vorstellungswelt gefährliche Darstellung. Aber unendlich Ekleres findet sich in diesen Heften. Jede Ausgeburt verderbtester Phantasie wird der Jugend übermittelt. Jedes Verbrechen, das denkbar ist, wird ihr vor Augen gestellt. Kein Wahnsinn bleibt ihr verhüllt. Keine Ausschweifung wird ihr verborgen. „Weh!" so tönt die heiligste Stimme durch die Jahrhunderte herüber, „wer ärgert dieser geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist."

Daß man so ernst reden muß, macht die Wehrlosigkeit der Kinder, die Unachtsamkeit der Eltern. Wäre dem nicht so, so könnte man wohl über die nie verlegene Schlauheit der Händler lächeln. Mimicry nennt man in der Naturwissenschaft die Fähigkeit einiger Insekten, sich ihrer Umgebung in Farbe und Gestalt anzupassen. Solche Mimicry gibt es auch auf dem Gebiet der Schundliteratur. Man weiß auch die zu umgarnen, die den leicht erkennbaren Schund abweisen würden. Man hängt etwa Plakate auf oder druckt Prospekte mit der fetten Überschrift: „Man lese keine Schundliteratur!" „Wer sich davor schützen will", heißt es dann, „der lese" — nun: Pat Conner, der Meister-Detektiv, Jungens-Streiche, Die Abenteuer des Piratenkapitäns Morgan, Fürst Petroff, der König der Hochstapler! Das alles, wie kaum erst versichert zu werden braucht, schundigster Schund. Auch das ist ein Bild aus der Wirklichkeit.

Unter jeder Flagge, auch unter patriotischer — so heißt eine Serie „Hurrah" — segeln diese Sudler. Selbst das Größeste muß ihnen dienen, um es zu Schund verwandelt deutschen Kindern aufzudrängen. Belehrend, ja erhebend können Bücher über die Eroberung der Luft sein. Aber dahin gehen die Ziele der Schundverleger nicht. Wenn sie sich auf das Thema „Im Luftschiff. Erlebnisse und Abenteuer" werfen, dann sehen die Bilder so aus: Ein Ballon, in den der Blitz schlägt; Todesentsetzen malt sich in den Mienen der Luftschiffer. Ein Ballon in die See getrieben, an einen Felsen geschlagen, von „Riesengeiern" angegriffen. Ein wahnsinniger Fahrtgenosse durchschneidet die Stricke der Gondel. Ein Luftschiffer bricht in 3000 m Höhe durch den Boden des Korbes. Ein Soldat der Bedienungsmannschaft hat sich in einen der Haltestricke verwickelt und wird von dem aufsteigenden Ballon an einem Bein mit emporgerissen. — Wie ist hier aus Erhebung und Belehrung, aus Wagemut und Stolz Nervenkitzel, Entsetzen, Lähmung, tatenlose Aufregung für Schwächlinge geworden!

Das ist in Kürze der Tatbestand, und man könnte, nachdem er denen, die ihn wirklich noch nicht gekannt haben sollten, dargelegt worden ist, in der Erwartung, daß jeder wissen werde, was er für sich zu folgern habe, schließen.

Oder muß man noch darauf aufmerksam machen, daß die schlimmsten Folgen nicht nur denkbar, sondern tausendmal eingetreten sind: Diebstahl, Erpressung, Mord, Selbstmord, Gefängnis, verpfuschtes Leben?

Soll das aufgezählt werden, was Behörden und gemeinnützige Vereine zur Überwindung des Übels arbeiten? Wir wollen ihnen danken, vor allem, wenn es ihnen gelingt, der Aufdringlichkeit der Straße und der Schaufenster zu wehren.

Aber — wie wertvoll all das, besonders die Tätigkeit der Schule, ist — den baldigen Todesstreich kann das Ungeheuer nur von einer Truppe empfangen: von denen, die bisher Schund lasen und nun ihn zu lesen abschwören. Die Volksseuche muß vom Volk überwunden werden. Das Volk muß die unsaubere Zunft aushungern; einer muß sich dem andern verbünden, daß niemand mehr denen auch nur einen Groschen zahlt, für die der Mühlstein um den Hals noch eine zu gelinde Strafe ist.

So seien an die, die zum Eintritt in dieses Heer noch fähig sind, noch ein paar Worte genauerer Verständigung gerichtet. Zumal an die, die in etwa zwischen einem „Ja — also!" und einem „Ja — aber!" schwanken. Denn es soll sich hier nicht um Überredung, sondern um Überzeugung handeln!

Man kann das „Aber", die leise Einrede, die nicht überhört werden soll, vielleicht so zusammenfassen: das Vorgeführte habe wohl lächerlich oder ärgerlich geklungen. Aber man meine doch, aus dem, was hier als Schundliteratur so herbes Urteil empfing, schon manche Anregung erhalten zu haben. Es sei überhaupt gar nicht immer ein schlechter Hang, der zu solcher Lektüre führe. Man wolle wissen, wie es in dem wirklichen, großen, wunderlichen Leben, auch da, wo es wild und abenteuerlich ist, zugeht. Man begehre, über die Enge eines kleinen Schicksals erhoben zu werden; die Seele verlange, durch Sturm und Wetter zu gehn; man verachte nun einmal gründlich die süßlichen, einschläfernden Geschichtchen für brave große Kinder.

Wer wollte sich solchen Sinnes der Jugend nicht freuen! Wo Frische redet, lacht uns das Herz. Nur ist das eine zu bedenken, ob nicht berechtigter Wunsch just von Schundbuben genarrt und um das Beste betrogen werde.

Wie, das Leben stellten diese Schmöker dar? Leben, das irgendwo gelebt wird? Leben wird von Gott gewebt, und die Freiheit der Menschen schießt die buntesten Fäden hinein. Aber wie kraus es auch wird, es ist immer von Sinn erfüllt; Ursache und Wirkung sind erkennbar, und auch die Tragik, die uns vor Rätsel stellt, weist in eine Welt, in der die Rätsel gelöst werden. Lebensläufen nachzudenken weitet das eigene Dasein. Wir finden sie in den Darstellungen, die große Menschen von ihrem eigenen Leben hinterlassen haben oder die eindringender Eifer von andrer Leben gezeichnet hat. Wir finden sie auch in der Welt der Dichtung. Und mit darin besteht deren Bedeutung, daß sie sich nicht an Geschichte hält, sondern daß sie Schicksale spinnt oder deutet, die nie den Augen der Welt kund werden und die vielleicht gerade in ihrer Führung dem oder jenem, der sich durch sein eigenes Leben kämpft, besonders eindringlich nahetreten. Haben wir aber schon einmal darüber nachgedacht, was eigentlich ein Dichter ist? Wird man ein Dichter, indem man sich eine gewisse Bildung aneignet und über Papier, Tinte und freie Zeit verfügt? Von allen Wundern, die die Erde erfüllen, ist der Dichter vielleicht das erstaunlichste! Er hat eine Gabe zum Geschenk erhalten, die nie erworben werden kann. Er hat eine Empfänglichkeit, die das fremde Los in seiner Phantasie zum eigenen gestaltet. Er lebt sein Leben und er lebt auch das Leben all seiner Geschöpfe. Er hat die Kraft, den Sinn von Schicksalen zu enträtseln. Er vermag, aus einem Moment alles zu lesen, was vorher war und folgen wird. Er schließt das scharf erschaute Einzelne zum sinnvollen Ganzen zusammen. Er baut Welten, so wahr, wie die wirklichen, nur daß all diese Welten in seinem Innern leben und durch sein Wort auch in unser Inneres eingehen. Nicht ein luftiges Spiel treibt der echte Poet, sondern was er schafft sind notwendige Lebens-Ergänzungen, ohne die unser Geist arm bliebe.

Sind die Pat Conner- und Nat Pinkerton-Geschichten von Dichtern geschrieben? Trübe Burschen, Schiffbrüchige des Lebens sind ihre Verfasser. Sie haben in letzter Not eine trümmerhafte Bildung, die zum Aneinanderflicken alberner Anekdoten eben reicht, an die Hauptschuldigen, die Spekulanten auf das Geld der Unerfahrenen, um Hungerlohn verkauft. Niemals ward ihnen dichterische Gabe verliehen. Und wer könnte Leben gestalten ohne sie! Jene aber „dichten", wie ein Esel die Flöte spielt. Sie „malen" Leben, wie ein dreijähriges Kind Bilderbogen tuscht. Nur nicht so unschuldig, denn die Peitsche des Verlegers steht dahinter und ein brutales Kommando treibt sie an: Nur roh, nur grausam, nur lüstern! Das verlangt für seine Bildung und Erholung deutsches Volk und deutsche Jugend. Sonst trägt es uns die Groschen nicht zu; denn Dichtung, wirkliche Dichtung, ist ihm langweilig.

Ist das wahr? Nun, es ist für nur zu viele wahr. Aber ob es wahr bleiben soll, das hängt wesentlich vom Volk ab. Warum wohl die Gebildeten diese Hefte nicht lesen? Nur weil sie billig sind? Die Wiesbadener Volksbücher, die in jedem Bändchen für 10 Pfennig Wertvolles bringen, werden,

so berichten die Buchhändler, fast nur von Gymnasiasten, Studenten, Seminaristen, Lehrern, Beamten gekauft. Legen die, die bisher auf den Schund hereinfielen, keinen Wert darauf, auch zu den Gebildeten zu zählen? Wir wissen doch, daß gelehrt und gebildet nicht dasselbe zu sein braucht! Vielmehr, wer seinen Platz recht ausfüllt und seine Kräfte recht anwendet, der ist gebildet. Ist denn das die Welt, in die man eingeführt sein wollte, die von verkümmerten Existenzen, die wahrlich nie eine Muse geküßt, aus den Fingern gesogen, an den Wänden der Dachkammer abgelesen, aus der Fuselflasche beseelt wird? Will einer die Geheimnisse und Abenteuer ferner Länder von denen kennen lernen, die nicht über ihre Gasse hinausgekommen sind und verzweifelt in den Dunst ihrer Petroleumlampe starren, um eine neue, scham- und sinnlose Lüge mühsam zu zimmern? Will man so dumm betrogen sein? Um etwas anderes aber als um Lug und Trug handelt es sich in dieser „Literatur" überall nicht! Auch wenn von Verbrechern und Detektivs, oder von Königen und Räubern, angeblich urkundlich verbürgte Geschichten berichtet werden, so ist die Behauptung entweder völlig aus der Luft gegriffen oder der armselige Kern der Erzählung wird bis zur Unkenntlichkeit und Unmöglichkeit von Stümperhänden mit Schwindel überwoben.

Es sei schwer, hat einmal ein alter Römer gesagt, als er in seine Umwelt sah, keine Satire zu schreiben. Soll heut und hier, wer deutsches Volk lieb hat, nicht bitter werden? Denn die Einrede kann keiner wagen, dem Volke bleibe eben keine Wahl, das gute Buch sei unerschwinglich. Wollt ihr Freude für die Kinder? Da ist die reiche Auswahl der „deutschen Jugendbücher" und der „bunten Jugendbücher", der „Quellen" und des „Schatzgräbers" und wie sie alle heißen. Wollt ihr exotische Abenteuer? Gerade so betitelt sich eine gute Sammlung von Groschenheften! Wollt ihr Dichtung und Belehrung aus allen Gebieten, für jedes Bedürfnis? Die fremden Völker beneiden uns um die gewaltigen Bibliotheken, die die großen Verleger Reclam, Meyer, Hendel, Hesse und andere mehr, Band für Band um ein paar Pfennige, uns zu eigen anbieten. Kennen wir sie nicht? Wollen wir sie nicht? Und haben wir noch nie von Volksbibliotheken gehört, die für alle, Gelehrt und Ungelehrt, ihre Schätze sammeln? Stoßen wir den Becher mit Wein zurück, um nach dem Glase mit elendem Schnaps zu greifen?

Von Don Quijote, dem in einer über das Rittertum hinausgewachsenen Zeit seltsam irrenden „Ritter in der Einbildung" sagt der Dichter: „Er erfüllte nun seine Phantasie mit solchen Dingen, wie er sie in seinen Büchern fand, als Bezauberungen und Wortwechsel, Schlachten, Ausforderungen, Wunden, Artigkeiten, Liebe, Qualen und anderm Unsinn. Er bildete dabei sich fest ein, daß alle diese erträumten Hirngespinste, die er las, wahr wären, daß es für ihn auf der Welt keine zuverlässigere Geschichte gab." Ist das harmlose Lektüre zu nennen, die auch einem mit besten Gaben ausgestatteten Menschen — und so müssen wir Don Quijote auffassen — den Boden unter den Füßen wegzieht und ihn zum Narren in seinen Tagen macht, zum wehmütigen Spott derer, die von seinem Lose hören? Kann man Schund aufnehmen und meinen, es sei vielleicht nicht geschmackvoll, aber im Grunde ungefährlich? Als ob die Buchstaben, die wir lesen, sich

nicht eingrüben ins Hirn, als ob wir abschütteln könnten, was die Seele erregt hat! Die Welt, die uns zum Kämpfen und Siegen gegeben ist, wandelt sich unter den Fuselphantasien zum Spuk; wir erblicken Gespenster, wo keine sind, rechnen mit Dingen, die es nicht gibt, tappen in Abgründe, die jeder klare Verstand sieht. Schundleser sind für das Leben verloren; Aussätzige, die man meiden muß; Ausgestoßene, die allenfalls das Mitleid erhält, bis die längst seelenlos gewordene Hülle endlich Staub wird!

„Nur die Ungewohnheit, etwas Gutes zu genießen," meint Goethe, „ist Ursache, daß viele Menschen am Albernen und Abgeschmackten, wenn es nur neu ist, Vergnügen finden." Ist unsere Jugend so erschlafft, sind unsere Männer so willenlos, unsere Mädchen und Frauen so gleichgültig, daß sie sich zum Genuß des Guten nicht mehr aufschwingen können? Zum Genuß, nicht zu unerhörter Mühsal! Wie gering, wenn überhaupt erst von Nöten, ist die Anstrengung, sich in den Geist eines guten Buches hineinzulesen, bis es uns so in seinen Bann gezogen hat, daß wir über dem Zauberlande des Dichters die Welt da draußen fast vergessen! Auch die Dichtung fesselt, und sie befreit doch im tiefsten. Wohl prägen sich uns ihre Bilder ein und begleiten uns auf allen Wegen. Aber weil sie so im Innersten wahr und wahrhaft schön sind, verrücken sie keine Gedanken, sondern machen die Augen klar, die Herzen licht, den Willen stark. Seelen adeln, Menschen fröhlich machen, das ist der hohe Beruf der Dichter. So schaffen sie Werke, die die Ärmsten an Geist aufnehmen können, und Werke, die der Weiseste nicht ausschöpft. Ist eine Frage um Rat, was man wohl, so wie man zur Zeit sei, zu lesen wagen dürfe, so beschwerlich? Wie viel Buchhändler und Lehrer und Sachverständige aller Art antworten jedem mit Freuden, nach bestem Gewissen, ohne Hintergedanken übler Bevormundung! Warum an der feinsten, an der höchsten irdischen Freude vorübergehen! Laßt uns aus dieser Quelle mehr Freude in die Welt holen, mehr Glück! Wohl hat Gott noch mehr, noch gewaltigere Engel als den Genius der Dichtkunst; aber einer der vornehmsten, einer der schönsten Engel ist auch er!

Teufelswerk aber ist das Treiben aller, die mit Schund sich abgeben. Wie, wenn das Volk sich den Schmied von Jüterbog zum Muster nähme! Als der Teufel zu ihm durchs Schlüsselloch kam, „hielt er einen ledernen Sack daran, und wie Herr Urian hindurch fuhr, wurde der Sack zugebunden, zum Amboß getragen und nun ganz unbarmherziglich mit den schwersten Hämmern auf den Teufel losgepocht, daß ihm Hören und Sehen verging, er ganz mürbe wurde und das Wiederkommen auf immer verschwur." Möge es also den Teufeln ergehn, die uns die Pest der Schundliteratur bringen! Möge deutsches Land bewohnt sein von Männern und Frauen, die zum Lichte streben und sich unter das Geleit aller guten Engel stellen!

Noch einmal „Die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes" und der „Wilhelm-Raabe-Bund".

Die Berliner Herren, welche die Gründung eines Wilhelm-Raabe-Bundes neben der Gesellschaft beabsichtigten und im April einen Aufruf dazu an alle Verehrer des Dichters in Deutschland erlassen hatten, haben

in einer Versammlung am 22. Mai beschlossen, „den Bund nicht zu gründen, weil nach der bisherigen Stellungnahme der Raabegesellschaft in Braunschweig ein die Sache förderndes Zusammenarbeiten des Raabe-Bundes mit ihr unmöglich erscheint". Ferner wurde in der Versammlung beschlossen, „denjenigen, die sich zum Raabe-Bund gemeldet hatten, den Anschluß an die Braunschweigische Gesellschaft oder eine ihrer Ortsgruppen anheimzustellen". Als diese Erklärung mir am 25. Mai zu Händen kam, war das Maiheft des Eckart mit meinem Abwehrartikel bereits zum Versande fertig gestellt. Andernfalls wäre dieser Artikel, dessen alleinige Absicht die war, angesichts der drohenden Gefahr einer dauernden Spaltung der deutschen Raabegemeinde unsern Standpunkt klarzulegen und damit der Sache zu dienen, nicht veröffentlicht worden, da die Sache ihn eben nicht mehr erforderte. Ich nehme daher keinen Anstand, hier unsere Freude auszusprechen über den anerkennenswerten Schritt der beteiligten Herren, insbesondere darüber, daß sie den bei ihnen angemeldeten Mitgliedern den Beitritt zu der deutschen „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes" ausdrücklich anheimstellen, und hoffe, daß diese unsere Erklärung dazu helfen wird, die wünschenswerte Eintracht aller Beteiligten herbeizuführen. Was den „Raabekalender" angeht, so haben wir gegen ihn als ein selbständiges Unternehmen zur Verbreitung der Kenntnis und des Interesses an den Werken Wilhelm Raabes nie etwas einzuwenden gehabt, vielmehr schon in dem ersten Aufsatze im Märzheft des Eckart empfehlend auf ihn hingewiesen, werden also auch nach wie vor dem nun beigelegten Konflikte eine freundliche Stellung zu ihm einnehmen.

Wolfenbüttel. Wilhelm Brandes.



Lesefrüchte.

Am Brunnen.

Novelle von Julius Havemann.

(Schluß.)

Die Rolle des Ritters legt im allgemeinen Verpflichtungen auf, ja eigentlich sollte sie allen selbstsüchtigen Wünschen mit einem Schlage ein Ende machen; aber es gibt Männer, die ihre Ritterschaft mit dem Äußerlichen für erschöpft halten und meinen, daß sich dies imponierende Gewand mit eitel Selbstsucht vertrüge, ja sie sind wohl gar überzeugt, daß diese der Mannhaftigkeit gleichbedeutend und darum der entsprechendste Inhalt für die Beschützermaske sei.

Herr von Winterfeld kam nun öfter zu uns, saß in der Bohnenlaube neben der stickenden Tante, während die Hunde zu beider Füßen lagen, und gönnte zuweilen auch Carla und mir, die wir ihn über Sträucher und Stauden weg betrachteten, einen wohlwollenden Nicker. Als uns einmal die Tante heranrief, stellte er eine Musterung mit uns an, die mich arg verdroß, und als er uns „vielversprechende Rekruten" nannte, nahm ich meine Zuflucht zur Impertinenz und fragte ihn, ob er wohl gar meine, seinem

Herrn Onkel in bezug auf Komplimente, an denen uns nichts gelegen sein könne, nichts nachgeben zu dürfen. Er überhörte dies nun freilich vollkommen, so daß ich, sehr rot geworden, es vorzog, Carla mit mir hinwegzuziehen, und einen ganzen Nachmittag mit erregten Randglossen zu jener Äußerung zubrachte.

Immerhin sah der Kapitän im ganzen nicht häufiger vor, als es durch Rücksprachen fürsorglicher oder geschäftlicher Art wegen des Großvaters, der alternden Dienstboten und so weiter, zum Teil im Auftrage seines Onkels gerechtfertigt zu sein schien. Er wollte den Leuten keinen Anlaß zum Gerede geben, so hat er zweckdienlich versichert. Trotzdem schalt ich der Tante gegenüber auf ihn, wo ich konnte, und suchte meine Antipathie auf das ungestümste und unsinnigste zum Ausdruck zu bringen, so daß die Tante, die die Not meines Herzens nicht verstehen wollte oder konnte, sich oft wunderte. Sie lebte sich immer mehr in eine Zufriedenheit, ja Lustigkeit hinein, die ich für unnatürlich und durchaus unecht halten mußte.

Herr von Winterfeld war von einer schönen stattlichen Gestalt, die jetzt im Wohlleben der Friedenszeit etwas zur Beleibtheit zu neigen begann. Er hatte dunkles, volles, gelocktes Haar, eine kräftige Habichtsnase und ein energisches Kinn, unter dem sich ein Ansatz zum Doppelkinn zeigte. Man konnte an ihm nicht allzu viel auszusetzen finden. Mir mißfielen aber nach wie vor seine trotz ihrer Dunkelheit metallisch wirkenden Augen. Sie empörten mich gerade um der überlegenen Ruhe in seiner Haltung willen, an die ich nicht glaubte. Ich war überzeugt, es sei chaotische Gährung, ein von Leidenschaften durchwühltes Durcheinander in ihm, wo nicht Liebe, Recht, wahre Ehre oder irgend ein Ideal eine Richtung gaben. Nur kalter Eigennutz. Ich nannte ihn den „Sultan“ oder den „Pascha“, und ich muß sagen, viel anders beurteile ich ihn auch heute, aus dem Alter zurückblickend, nicht, wenn ich ihn auch nicht mehr wie einst um seiner Natur willen zu verurteilen vermag. Er war ein Kind seiner unsicheren, von schnellen Gewalttaten erfüllten Zeit, die es dem Manne, der das Leben mitleben wollte, nicht eben gönnte, gefühlvoll zu sein.

Nun — für das, was ich empfand, hatte ich aber durchaus keinen Anhalt, und was ich vorbrachte, klang darum albern und kindisch.

Es ging gegen den Herbst; aber die Nächte waren noch warm wie im Hochsommer. Oft gewitterte es. Wir feierten eine Hochzeit in der Stadt. Es war das erste Mal, daß ich mit dabei sein durfte, denn ich war nun schon nahe an sechzehn Jahre alt, ob ich gleich wegen meiner Zierlichkeit jünger aussah.

Die Tante Juliane hatte in letzter Zeit wenig mehr Gelegenheit gehabt zu tanzen. Sie schien sich auch wieder in einer dunklen Angst zurückzuhalten vor den Wirbeln dieser klingenden Wogen, die sie einluden, sich in sie hineinzustürzen wie in ihr Element. Ich weiß aber, welch ein heimliches Verlangen oft noch in ihr nachgeglüht hat, wenn sie längst aus der Nähe der Festsäle entwichen war. So waren wir einmal unter ein lustiges Völkchen geraten, das sich draußen vor der Stadt den Freuden des Tanzes überließ. Man forderte uns auf, mitzumachem, aber selbst unsere Bitten konnten sie nicht bewegen, sich unter die Fröhlichen zu mischen. Sie

zog uns mit fort. Den Abend jedoch belauschte ich sie, wie sie mit müßigen Händen und lächelnden Lippen dalehnte, Kopf und Schultern leise wiegend, als höre sie in sich noch die werbenden Geigenklänge. Und ein anderes Mal, als in der „Sonne" eine kleine Gesellschaft von Freundinnen ein Kränzchen abhielt, bei dem Bekannte stets willkommen waren, sah ich, wie sie ihre zierlichen Tanzschuhe wägend betrachtete, sie anzog und wieder auszog, und sie verzagt noch einmal zur Hand nahm, ehe sie sie müde, doch endgiltig beiseite setzte. An dem Abend ging und klang ihr nichts mehr nach dem Herzen.

Die Eintönigkeit im Hause war grenzenlos geworden. Damals vermochte der Sonntagsfriede den Alltag nicht so einzuschüchtern, daß er sich mit seinem leeren Immerwieder in den Staub der Bodenkammern verkrochen hätte. Barthel und Brigitte ergingen sich nur noch in feststehenden Redensarten und benutzten sie gegebenen Falls mit Nachdruck. Der Großvater begann, sobald sich jemand bei ihm sehen ließ, zu lallen, drohte mit dem einen Arm und streckte die Schwurfinger empor, als wolle er kundtun, daß er Verschiedenes den himmlischen Gerichten überwiesen habe. Gäste, vor allem junge Freundinnen, sprachen außer Carla selten vor; junge Männer so gut wie gar nicht. Die, welche etwa in betracht hätten kommen können, waren durch das Treiben des Dieffenbacher zurückgescheucht worden und benahmen sich reservierter als je. Ein Tanz bei einer Hochzeit war so ziemlich alles, was sich einem Fräulein wie Juliane Schoeneck darbot, daß sie ihre Lebenslust da hinein ergießen konnte.

Als ich, zur Trauung schon festlich gekleidet, bei der Tante eintrat, fand ich sie noch mit ihrer Toilette beschäftigt. Sie versuchte eben eine Spange an ihrem Seidenschuh zu schließen, aber obgleich sie den Fuß auf einen Schemel gesetzt hatte, hinderte doch die enge Kleidung sie ein wenig. Es war ein Werk des alten Schusters, schmal, sehr hochhackig und ein wenig kokett wirkend und von der Tante, deren Geschmack von empfindlich feiner Art war, bisher mit einer gewissen Abneigung zurückgestellt. Ich kniete schnell nieder und half ihr. Dabei sagte ich nichts als „Auch Herr von Winterfeld kommt ja zur Hochzeit". Doch sollte gewiß kein Zusammenhang sein zwischen dem, was ich da vor mir hatte, und dem, was ich sagte. Erst da ich gesprochen hatte, durchfuhr mich eine jähe und ungewisse Erschrockenheit. Sie antwortete nichts — oder doch nur etwas wie: es käme wohl alle Welt. Als ich mich aber erhob, sah ich, daß ihre Wangen verräterisch glühten. Da ich fühlte, daß jetzt auch ich errötete, beschäftigten wir uns einen Augenblick nach verschiedenen Richtungen. Sie trat ans Fenster, als interessiere sie etwas auf dem Markte. Ich wagte ihre Erscheinung verstohlen zu mustern. Sie war durchaus in weißer gemusterter Seide. Brust und Schultern tauchten nackt aus duftigen Schleiergeweben. Ihre Frisur war nicht hochgetürmt, wie es damals bei den Damen Mode wurde, sondern ungepudert so arrangiert, daß schimmernde Goldspiralen auf die Schultern herabfielen. Nur eine rosa Kamelie trug sie an der Brust und ein zartrosa Band im Haar. Sie war so entzückend schön mit dem marmorweißen Hals und Nacken, auf dessen reine und wie bei einer Psyche mädchenhafte Linie der Blick durch die schwankende, schimmernde Goldröhre fortwährend hingezogen wurde, daß

es schließlich nur begreiflich war, wenn auch der meine auf den so reizend geformten Schultern verweilte. Aber sie fühlte meinen Blick wegen des Schweigens anders, wandte sich langsam vom Fenster um, prüfte meine Augen, während die ihren sich schwärzten und wie in einem scheuen Schuldbewußtsein halb abweisend, halb forschend flackerten, und fragte wieder einmal in einem Tone, der Barrieren aufrichtete: „Was willst du? Was starrst du denn so?" In meiner Verwirrung konnte ich nur eben stammeln, ob sie nicht die goldene Kette mit dem kleinen Medaillon tragen werde.

Tante Juliane besaß von ihrer Mutter her ein kleines Medaillon mit einer dünnen Goldkette, das sie sehr liebte und, so einfach es war, doch selbst bei Festlichkeiten jedem andern Schmuck vorzuziehen pflegte. Während mein Blick jetzt zur Seite gegen den Toilettetisch niederglitt, sah ich das Medaillon dort geöffnet liegen, und darin war ein Portrait und das Portrait stellte einen jungen Menschen dar, der mir bekannt vorkam, ob ich gleich nicht sofort wußte, wer er war.

Der Tante Augen hatten sofort argwöhnisch die Richtung ebendahin genommen. Sie erblaßte, trat unwillig an den Tisch, nahm das Medaillon, schloß es und legte es in eine Schatulle.

Bedrückt wollte ich mich davon machen. Da hörte ich die Tante — und zwar schon wieder im leichtesten Ton von der Welt rufen: „Ach Christel — — — !" Sie bat mich, ihr ein rosa Umhängetuch, falls ich es nicht selber brauche, zu leihen. Bei der Tante war es schwer, sich auszukennen.

Ich holte ihr das Tuch. Als ich wiederkam, hatte sie zu einer kleinen Krause irgend einen Halsschmuck angelegt, etwas Gleichgültiges, wenn auch Hübsches, irgend ein Stück, wie sie deren mehr in der Schatulle liegen hatte und kaum benutzte. Sie schloß ihre Handschuhe. Da ich mich unterwegs in Gedanken an das Bild und an jene einst belauschte Nachtszene durch allerlei Vorstellungen erbittert hatte, konnte ich mich nicht enthalten, unvermittelt hervorzustoßen, indem ich das Tuch hinreichte: „O, ich hasse ihn! Wie ich ihn hasse, den Abscheulichen!" Die Tante hat mich ganz ruhig und ein bischen verwundert lächelnd angesehen, und dann fragte sie, wen ich hasse. Aber ich gab keine Antwort, noch erwartete sie wohl eine. Sie schloß sogar sogleich eine Erkundigung an ihre Frage an, wie ihr der Halsschmuck stände. Meine Eifersucht horchte gleichsam über Wochen zurück nach der Bohnenlaube hinüber, als ich dort versuchte, impertinent zu sein, und ich bildete mir ein, sie nähme bereits von ihm gewisse Eigenheiten an.

Die Trauung und was ich dabei zu sehen bekam, die Erscheinung so vieler Bekannter in festlicher Herrichtung und die Bedeutsamkeit des Vorganges und auch wohl, daß ich verstohlen Ausschau hielt, ob ich selber gesehen wurde und ob gar dieser oder jener Blick mit Wohlgefallen auf mir weilte, das alles zerstreute mich ein wenig, daß ich die Vorgänge bei der Tante überwand und für unwichtig zu nehmen geneigt ward. Den Herrn von Winterfeld konnte ich in der Kirche nicht entdecken.

Später begab sich die ganze Gesellschaft hinüber zur „Sonne", wo das Hochzeitsmahl angerichtet war. Es geschah alles, was das Herkommen forderte, und ich hatte genug zu tun, dies in mich aufzunehmen und mir

für künftig einzuprägen. Des Aufzeichnens ist es jedoch nicht wert, es sei denn dies, daß die Abendsonne goldig über die lange Tafel streifte und Blumen und Geschirre und alle uns geputzten Menschen wie mit Fingern verwundert anrührte. Und dann kam es mir vor, als wenn alle diese Finger sacht die Gesichter in eine Richtung drehten, und da saß Tante Juliane, und Er, der weiß, was lieblich und rein ist, er zeigte mit seinem strahlenden Zeigefinger auf sie, als wollte er sagen: Ahnt ihr, wie mir war, als ich meinen siebenten Tag feierte? — Es war nicht das Brautpaar, das im Mittelpunkt des Interesses stand. Man warb um Juliane Schoenecks Huld, wenn man Mienen aufsetzte, erzählte, toastete, und dabei saß sie so züchtig und still, fast bescheiden in ihrem süßen und heiteren Zauber da, als fühle sie nichts von der Bewunderung, die man ihr zollte, als läge ihr auch nichts daran. Hat sich dies alles nur in meinem Kopfe so dargestellt? Hat sich später über dies ferne Bild der Schimmer dieser Abendsonne gelegt? Vielleicht irrte sich mein Herz. Ich kann darüber nichts weiter sagen. Aber wenn ich sie ansah, lebte ich in ihr, und ich meine, es war ihre Seele, die ich so empfand und der die meinige so antworten mußte.

Später tanzte man im großen Saal. Aber erst als der Trubel recht im Gange war, als die Kerzen qualmten und flackerten und die Luft dunstig wurde, sah ich den Kapitän. Er stand an einem der Eingänge in lässiger Haltung und blickte in den Saal hinein. Die zierliche Salonkleidung stand ihm besser, als ich, die ich ihn bisher nur als Reiter in hohen Stiefeln kannte, gedacht hatte. Gleich darauf nahm er, langsam sich durchwindend, hier und da jovial grüßend oder ein paar Worte redend, eine bestimmte Richtung, und als ich dorthinüber Tante Juliane suchte, hatte sie sich bereits isoliert, schien unruhig, hatte schwarze Augen und strich an den Haarlocken über ihren Ohren. Ich mußte tanzen. Als ich wieder nach ihr Umschau halten konnte, stand er neben ihr, behaglich schmunzelnd, die eine Hand leicht in die Seite gedrückt. Er redete auf ihren hellblonden leicht geneigten Kopf nieder wie zu einem Kinde, dem man eine Schnurre oder sonst etwas Harmlosestes um des Tones willen erzählt, der Zutrauen wecken und so unvermerkt gefangen nehmen will. Die Tante lächelte denn auch und zupfte an ihrem Fächer.

Fortan sah ich nichts mehr als die beiden. Keine Macht mehr über mich hatten meine kleinen bescheidenen Freuden. Nur zu deutlich las ich in seinem Gesicht: Diese will ich haben! ja — diese habe ich. Denn es war nicht die Spur von Unruhe, von Zweifel zu entdecken, ihm könne eine Absicht nicht glücken. Diese Sicherheit war es wieder, die alle meine Nerven spannte. Durfte es vor der Tante einen Mann geben, der seines Wertes sicher blieb? Oder wessen war er sonst sicher? Und ich dachte: Wahrhaftig! es sieht gar noch aus, als ließe er eine Fliege im Netz erst ein wenig zappeln.

Tante Juliane tanzte mit ihm. Sie war immer wieder seine ihm einzig angemessene Partnerin. Es gab kein schöneres und eleganteres Paar. Sie tanzten nur noch mit einander, und als der zärtliche Walzer die Scharen zu wiegen begann, da ließ er sie nicht mehr aus den Armen. Sie schwebte wie der Duft durch alle die Blumen. Mir aber war das Herz eiskalt. Ich schaute nur noch und litt jene Qual, die nicht Worte hat und niemals finden

wird. Dies alles hatte ich gewußt — lange gewußt — ja, schon einmal gesehen, so kam es mir vor. Aber nun war es da. Und ich fühlte, wie meine Augen weit und starr wurden. Das ist ein schreckliches Gefühl, davon überzeugt zu sein, daß alles so sein m u ß. Wie er ihre zarte Gestalt fürsorglich umfaßte, bewegte er sie mit diesem gelassenen Drehen durch die Vielen hin, das sich dessen voll bewußt zu sein scheint, es gebe kein Entrinnen. Er wußte, er beherrsche mit dem leisesten Druck des Arms, der Hand, mit jedem entschiedeneren Schwenken ihre verborgensten Gefühle. Sie aber — noch immer sehe ich sie, wie damals, wenn sie an mir vorüberglitt, auf den feinen Sohlen sich so leicht drehend, als sei sie aller Erdenschwere ledig, ein Lächeln in den Wangen, und die Lider zumeist gesenkt, daß die Wimpern wie ein Schatten über jenem Lächeln lagen, und an ihm ruhend, daß er mit ihr tue nach seinem Willen. Wenn sie einmal über seinen Arm weg den Blick ins Ungewisse hob, war er verträumt, zufrieden wie der eines allen Nöten entrückten Kindes — eines Opfers, das Opfer sein will.

Die Leute schauten und schwatzten über sie. Natürlich. Aber ihn genierte das nicht, und sie sah es nicht mehr. Niemand wagte es, sie ihm zu entführen. Ich weiß es nicht, scheuchte seine Miene die Herrchen zurück, oder war es ihre Hingebung. Die Väter zuckten die Achseln; die Mütter blähten sich auf in strenger Tugend und rasender Interessiertheit; die Töchter waren neugierig und zum Teil rot und verlegen. Eifrig erlauerten sie Urteile, die ihnen in die Brauen fuhren, daß sie wie zürnende Cherubime auf ihre auch im Geiste untertänigen Verehrer wirkten und diese zum Äußern solidester Grundsätze erbitterten. O, „man" hatte schon früher allerlei Bedenkliches bemerkt. Und keine sagte: Er kompromittiert sie. Man bediente sich der Meinung: sie kompromittiert uns.

Tante Julianes Locken wurden ein wenig schlaffer und länger. Die Kamelie schien in einer Glut zu welken und braune Ränder zu bekommen. Die Seide, die sie umschmiegte, selbst wurde abgespannt. Nur sie blieb unermüdet. Die Luft war heiß und dick und staubig. Zuweilen trank er seitab Wein, sprach unbefangen laut und lustig mit einigen Herren und erntete vor Eingeschüchtertheit und Kopflosigkeit zustimmende „Ja ja's". Währenddem saß sie in einem Winkel und schien nur zu warten, bis er sie wieder in den Arm nehmen werde. Ich war jedesmal bei ihr. Ich beschwor sie, ich bat, ich zürnte, ja, ich weinte fast und hing mich an ihren Arm. Sie sollte mit heimkommen, denn es war schon spät. Warum? Ja, das wußte ich nicht. Ich vermochte, was werden würde, nicht zu denken; aber ich fühlte seine Schwere. Das Brautpaar war längst unter allerlei Schabernack entführt, und von den Gästen waren schon viele aufgebrochen. Sie sagte nicht einmal mehr ihr „Was w i l l s t du?" Vergebens übertrieb ich, was die Leute redeten. Sie lächelte nur: „Aber so laß mich doch! So laß doch deine Leute!" Dann brachte er ihr süßen goldgelben Wein, starrte mich belustigt an und fragte, ob ich auch möge. Sie nippte, lächelte, sah an ihm vorbei und nippte wieder, bevor sie das Glas zurückgab. Und er trank galant an der Stelle, wo ihre Lippen das Glas berührt hatten. Die Musik begann. Sie legte sich in seinen Arm. So ganz hatte es sie überfallen, daß leben ihr tanzen geworden war.

Inzwischen verloren sich viele in den von bunten Lämpchen spärlich erleuchteten Garten. Es wetterleuchtete, und zuweilen hörte man fernen dumpfen Donner. Wenn die bläulichen Lichter durch die Bäume spühlten, war es, als öffne der schlafende Tag die Augen und suche ängstlich sie, auf die er mit goldenem Finger vor kurzem noch hingewiesen hatte. Sie mögen beide auch dahinaus entwichen sein. Genug, sie kamen mir aus den Augen, und ich suchte sie fortan vergebens. Eine dumpfe Angst trieb mich an den Lauben hin. Ich fragte unbekümmert jedermann nach der Tante Schoeneck; Einige zuckten abweisend die Achseln, andere lachten unverschämt und nannten mich „Kleine!". Sie konnten keine Auskunft geben. Ei, sie mochte sich wohl die Sohlen durchgetanzt haben. Das war es. Die Öde und der ausgelassene Ton, der solche Feste zu beschließen pflegt, fingen, sobald sie mir zum Bewußtsein kamen, an, mich zu ängstigen. In der Tat, man hatte jetzt keine Zeit mehr für das Fräulein Schoeneck. Man dachte nur noch an sich und seine greifbare Lust. Die, welche sich vorhin in steifem Neid entrüstet hatten, weil meine süße Tante ihre Schönheit nicht zu verstecken brauchte, gaben sich jetzt schon keine Mühe mehr, ihre eigenen Häßlichkeiten zu verhüllen. Und sie verstanden sich plötzlich alle darin und waren die Nachsicht selbst, um sich selbst nichts vorenthalten zu brauchen. Da mußte ich mich wohl allein auf den Weg über den Markt nach Hause machen.

Tante Juliane war noch nicht zurückgekehrt. Barthel Seidenzopf, der aus der Küche heranschwankte, starrte mich mit trüben Augen an, als verberge ich dem alten Diener unrechter Weise eine Aufklärung.

Die ganze Nacht saß ich in meinem Ballstaat am Fenster von der Tante Zimmer. Wäre sie über den Markt gekommen, im tiefsten Dunkel hätte ich sie erkannt, wäre ihr entgegen und ihr auf offenem Platze aufjauchzend an den Hals geflogen. Sie kam nicht. Die letzten Handlaternen und Windlichter waren in den Häusern und Nebengassen verschwunden. Der Platz war längst verödet, und ich hörte das eintönige Fallen des Brunnenwassers. In der „Sonne" sah man noch ein träges Lämpchen, und manchmal klangen von da wirre Fideltöne und heiseres Gejohle. Die Übermüdung forderte ihr Recht. Den Kopf auf die harte Fensterbank gelegt, bin ich endlich eingeschlafen.

Ein Geräusch im Zimmer erweckte mich. Als ich in die Höhe fuhr, stand Tante Juliane da in weißer verknitterter Seide, in zerstörter und flüchtig wieder gesteckter Frisur, blaß und übernächtig.

„Hast du da geschlafen?" fragte sie müde und gleichgültig und legte das rosa Tuch ab. Und gleich fügte sie hinzu: „Wenn der Vater nach mir verlangt — seht doch ihr heute nach ihm. Ich kann heute nicht."

Ich habe wohl etwas geäußert, wie: ob sie denn jetzt erst heimkäme, aber sie wehrte mir, sie sei todmüde.

Da erhob ich mich, um hinauszugehen. Als ich an ihr vorbei mußte, wich sie wie vor einer befürchteten Zärtlichkeit zurück. Da ich mich aber bezwang und, als ließe mich die Sache kühl, zur Tür schritt, sagte sie: „Ja so! — Christel, und wenn er das alte Gezänk wieder anhebt — ich werde dann vielleicht den Kapitän heiraten. Der muß doch nach seinem Sinn sein."

Ohne ein Wort selbst auf dies Ungeheure ging ich hinaus. Ich war wie betäubt.

Die Tante schlief den ganzen Tag. Ich aber, kaum daß ich mich bei mir wiedergefunden hatte, weinte los — weinte verzweifelt in das rosa Tuch, das ich mitgenommen hatte, und küßte es, als wäre es sie. Es blieb mir bis auf diese Stunde ein Heiligtum. Ich habe gewiß nicht gewußt, warum ich weinte.

* * *

Ich bin, als es dämmerte, zu ihr geschlichen. Die Tür zu ihrem Zimmer hatte sie nicht wie sonst stets, wenn sie schlief, verschlossen, so daß ich ungehindert Zutritt fand. Jedermann hätte ihn so gefunden. Ihr lag also nichts mehr an dem. Ich trat bis nahe an ihr Bett. Achtlos ihr Gewand zerdrückend, lag sie darauf. Einer ihrer Schuhe war von dem mit seidenem Strumpf bekleideten Fuß gefallen, der andere war vom Hacken herabgeklappt und hing mit der Spitze auf den Zehen. Auf ihren Wangen lag rosige Wärme, und ihr Busen, so weiß und reizend, regte sich friedevoll. Ich stand da und sah auf sie und fühlte, wie die Tränen mir unter den Wimpern niederquollen. Denn, daß etwas Dunkles zwischen sie und mich getreten war, das fraß mir am Herzen, und ich trotzte deswegen mit der Welt und mit Gott. Ohne sie zu berühren, bin ich wieder fortgeschlichen.

Drüben im Schlößchen in der Allee hatte der Kapitän von Winterfeld Quartier genommen. Am Abend ritt er bei uns vor und fragte unten nach der Tante, ritt dann aber, als man ihm mitgeteilt hatte, sie schliefe, sogleich aus der Stadt.

Er kam öfter herein. Dann wohnte er im Schlößchen, wo er sich ein paar Zimmer hatte herrichten lassen. Der Kastellan und seine Familie übernahmen den Dienst bei ihm und brachten auch wohl ein Briefchen über den Markt herüber. Man sah Herrn von Winterfeld im Parke spazierengehn oder ausreiten. Zuweilen empfing er Gäste. Ich habe es alles beachtet, weil es mir auffiel, daß er zu uns ins Haus nach jener ersten Anfrage nicht mehr kam. Tante Juliane duldete es nicht. Nur einmal sah ich ihn vorüberreiten, angelegentlich nach dem Fenster im ersten Stock emporblicken und hinaufgrüßen. Doch schon, während die Hand noch erhoben war, wurde sein Gesicht unzufrieden, wie wohl bei einem, der seinen Gruß nur nachlässig oder gar nicht erwidert sieht.

Bald aber wurde es auffällig, daß trotzdem unser Haus von den Bekannten mehr und mehr gemieden wurde. Die Blicke der Vorübergehenden schienen scheu wie von einem Pesthause davon abzugleiten. Sogar höhnische Worte wurden laut. Man zeigte mit dem Finger, wenn man hinter dem Fenster den lichtblonden Kopf-Tante Julianes, der sich über eine Näharbeit bückte, gewahr wurde. Man wagte gegen mich Sticheleien. Carla durfte nicht mehr zu uns kommen und grüßte uns, schnellberuhigt, mit einer Beobachtermiene. Ja — so weit reichte die Rittermacht nicht. Oder muß ich sagen: nicht der Ritterwille? die Ritterehre?

Auf dem Flur und hinten im Garten schien das Feiertägige wieder eingezogen zu sein, so friedlich knisterte die Herbstsonne über den weißen

Sand, über die Astern und Georginen und das rote Laub, und das blanke Pendel wog die Minuten dazu. Und doch war es anders. In der Küche saßen Barthel Seidenzopf und Brigitte, der seit einiger Zeit eine robuste junge Dirne zur Hand ging, die, unbekannt mit unserem Leben, zuweilen mit frischem Gesang den Flur erfüllte, Ellbogen an Ellbogen, stumm und wie versteinert. Und Barthel hatte die Brauen sehr hoch gezogen, während Brigitte schläfrig und mürrisch vor sich hinausblinzelte. Seine weitoffenen blassen und ihre verdrückten Augen waren aber immer geradeaus nach der Tür gerichtet, als erwarteten sie jeden Augenblick, daß von dort etwas unabweisbares Furchtbares eintreten werde. Mir drängte sich einmal der Gedanke auf, sie säßen da, als horchten sie auf das ferne Schellengeklingel des Winters, der ihnen diesmal das Leichentuch mitbringen würde. Doch das tat der Winter nicht. Er kam mit seinem reinen weißen Schnee, und die Sonne schmolz ihn wieder weg, und die beiden Alten saßen noch immer da, und Tante Juliane widmete mehr als je ihre Sorge dem apathisch hindämmernden Vater, den nur Barthel noch verstand.

Von der Heirat mit dem Kapitän hat die Tante nie wieder gesprochen. Und ich habe ja auch nie daran geglaubt.

Was mich anlangt, so versuchte ich es eine Zeit lang, mit Trotz, Verdrossenheit und Reserviertttun, wobei ich Höllenqualen litt, das, was sich zwischen mich und sie geschoben hatte, zu vergrößern. Wäre sie nur nicht so sanft, so ergeben gewesen! Nicht nur, daß sie jetzt überall in der Hauswirtschaft gegen mich zurückzutreten strebte, sie warb auch leise um mich. Wie meine Seele dabei erzitterte! So wund war sie bald, daß sie sich scheute, nur angesehen zu werden.

Zuweilen blieb Tante Juliane vor mir stehen und betrachtete mich unter gesenkter Stirn traurig, wie in Verzweiflung, und als wollte sie etwas sagen; aber wenn ich mich mucksig wegwandte, um nicht aufzuweinen, sagte sie nichts. Sie seufzte nur leise.

Eines Tages jedoch setzte sie sich wie mit einem Entschluß zu mir und sprach zu mir wie zu einer vertrauten Erwachsenen. Durch die paar verhärtet klingenden Redensarten, mit denen ich darauf einging, muß sie dennoch mein Herz gehört haben. Denn sogleich legte sie lose den Arm um mich und wurde beredt. Und wie steif ich zu tun dachte, bei ihrer Stimme schmolz der Wall wie der Schnee unter der Sonne. Von da ab sprach sie öfter so zu mir. Ich hörte zu, nickte und zeigte auch sonst das von ihr gewünschte Interesse. Es waren erst allerlei Allgemeinheiten, die unausgesprochene Lehren und Mahnungen in sich schlossen. „Siehst du, Christel," sagte sie, „wenn die Leute etwas wie ein Haar vom Kopfe sehen, so machen sie sich danach den ganzen Menschen zurecht, und aus irgend einer Allerweltsgeschichte heraus verstehen sie alles, was du tust. Aber das Leben ist, meine ich, immer wieder anders und neuartig und unbekannt. Es kann eher zwei ganz gleiche Äpfel geben, als zwei ganz gleiche Schicksale." So sprach sie auch allerlei von „uns Frauen" und von den kleinen Städten. Aber in einer Zaghaftigkeit schien sie mir doch nie eigentlich das zu sagen, um dessentwillen sie davon angefangen hatte. Auch von der Welt, von Gott und vom Tode hat sie gesprochen. Nie von der Liebe. Es war betäubende Vernünftig-

keit. Aber in Einem ging sie offen an das Persönlichste heran, und das nur schien ihr wahre Erquickung zu sein. Wenn sie von ihrer frühen Zeit erzählte. Damals habe ich alles erfahren, was sie mit Gottlieb Minutoli erlebt hatte, die Kinderjahre, wie die Liebesjahre. Und das Kleinste war ihr wichtig genug, es in Worte zu bergen. Wie liebe vertraute Geschichten ohne Schmuck, sachlich und einfach, erzählte sie das. In den wenigsten Worten. Aber so süß machte ein jedes ihr Lächeln, es blühten Gärten daheraus und umblühte Waldwege, und der Mondschein tropfte in die Büsche. In ihren Augen war dann eine fromme tiefe Klarheit, und das Dunkeln, das darin wie die ewige Urnacht vom Tage träumte, schien scheu zu fragen, ob denn sie das erlebt haben, ob sie es denken und sagen dürfe. Wie ein altes Volkslied, das in Mainächten jung wie der Flieder aufblüht, wie ein Märchen stieg es aus dem Born ihrer Seele; sie durfte sich freilich selbst wundern, wie etwas so natürlich und einfach und doch so schön sein konnte.

Und dennoch bin ich gewiß, Tante Juliane hat gerade an der Lieblichkeit dessen, was sie erzählte, am tiefsten gelitten. Sie gab ja diese kleinen Dinge gewissermaßen aus sich weg, damit sie nun ein anderes Herz aufbewahre. Immer wieder mußte ich an das Medaillon denken. Wenn sie von den Kinderfahrten mit Gottlieb, seinen treuen und seinen ersten galanten Diensten, von dem Pförtchen und dem Apfelbaum, von jenen Wiesenblumengrüßen, bei denen ich sie einmal, wie sie sich lächelnd besann, belauscht hatte, von dem Versprechen, sich am Brunnen wiedersehen zu wollen, sprach, einem Versprechen, an dessen naives Wohlmeinen nun kein Zweifel mehr tastete; da reichte sie einen nach dem andern von den lieben, von Erinnerungsglück umrosteten, langgehegten Schätzen, von denen sich die Seele ungern trennt, gleichsam für immer der Erbin. Dann sprach sie auch von dem Brief Gottliebs, aber leise, zaghaft und klagend und ohne Erläuterung, als wisse sie selbst nicht, was sich noch dazu sagen ließe, und empfinde nur darin ihr Verhängnis. „Das alles waren Jugendträume," sagte sie. „Er wird längst drüben verheiratet sein — und der Himmel gebe es!" Ich schüttelte den Kopf, aber sie beachtete es nicht.

Zu Weihnacht, als es so still bei uns war, tat sie mir viel Liebes an. Sie kleidete sich auch einzig und allein für mich festlich, und als ich dazu kam und eine Schale mit Veilchen und Maiglöckchen auf dem Tische stehen sah, die sie im Zimmer getrieben hatte, und fragte, welche Blume sie wählen würde, sagte sie: „Komm, schmück d u mich!" Das war wohl eine liebe Gunst. Aber ich getraute mich nicht gleich, sondern fragte, wie und wo sie meine, daß die Blumen verwendet werden sollten. „Wie d u meinst!" betonte sie. „Wenn ich hübsch bin, will ich es für dich sein." Und ich mußte es nach meinem Kopfe machen und wählte die Maiglöckchen, während sie mich mit den Veilchen schmückte. Den ganzen Abend aber hielt sie darauf, daß nichts von dem entfernt wurde, was ich geglaubt hatte, an ihr als Schmuck befestigen zu können.

Jedesmal, wenn es deutlicher zu Tage trat, daß Leute, die früher zu uns kamen, unser Haus mieden, oder wenn von der Unartigkeit eines Händlers etwas verlautete, sah ich die Tante blaß und nachdenklich. Und einmal — es war in der Dämmerung, und draußen blühten schon die Kro-

kusse, und die Staare pfiffen — da sprach sie davon, daß sie daran denke, nun bald fortzugehen. Es ginge doch nicht so weiter.

Da entstand eine Stummheit. Und alles, was die Monate auf mir gelastet hatte und immer von mir niedergehalten war, wogte und brauste nach oben. Die Tante schien durchaus nicht zu wissen, wohin sie wollte, ja, wie sie es anfangen wollte, anderswo zu leben. Ich merkte gleich, ihr fehlte auf diesem Gebiete alles Material zum Plänemachen. Sie hatte sich kaum in der Unterhaltung um den Broterwerb gekümmert. Nur daß es sein müsse, war die gebieterische Forderung ihres Herzens. Wie wollte sie sich aus den alten Verhältnissen lösen? Wo sich neue finden? Bang und unsicher klangen denn auch die Worte und legten sich ermüdend auf sie wie eine zu schwere Last.

„Du kannst es gar nicht," sagte ich in einem nüchternen Geradeheraus. Als sie aber ganz tonlos „Meinst du nicht?" fragte, da hielt ich mich nicht mehr. Ich schlang meine Arme um ihren Nacken, nannte sie mit zärtlichen Namen und begann zu betteln, wie nur ein Mädchen in jenen Jahren betteln kann: sie möge es nicht getan haben, was die Leute sagten. Es war heller Unsinn. Wir hatten von dem Einen nie zu sprechen gewagt, aber es stand doch als die Voraussetzung hinter allem. Und nun streichelte ich ihre zarte Wange und flehte mit den Augen schmeichelnd mit allem, was ich an Liebe hatte, in die ihren, zu tun, was ein Gott nicht tun kann. Ach! wenn ich es nur von ihren Lippen hätte hören können, daß alles geträumt, ich noch zwölf Jahre alt und von einem Dieffenbacher und einem Kapitän nie die Rede gewesen wäre, ich hätte es geglaubt.

„Ja — du lieber Gott — — —!" flüsterte sie endlich. „Was soll ich dir denn noch sagen, Christel?" Und als ich fortfuhr, ihren Mund zu küssen, als könne sie nun das Wunder tun und mir's gewähren, wiederholte sie völlig verzagt, daß sie ja gewiß gehen wolle.

Da begriff ich ermattend meine Torheit, ließ von ihr und bat um nichts, als daß sie bei mir bleibe. Sie bliebe ja schließlich immer sie. Es sei alles gleichgültig. Sie nicht mehr sehen und von ihr nichts mehr wissen, sei schlimmer als Tod. Aber plötzlich, wie von dieser Vorstellung überwältigt, brach ich mit wildem Schluchzen vor ihr in die Kniee zusammen und küßte ihre Hände.

Da saß sie denn bleich und regungslos mit weit offenen schwarzen Augen, und nur ihre Lippen bewegten sich wie irr. Es klang, als betete sie in einer Angst.

Sie blieb. Sie sprach nicht mehr davon, fortzugehen.

Nach dem einsamen Winter ohne die Freuden der Geselligkeit kam der Frühling uns wie eine Erlösung. Er tat uns einen Kerker auf und lud uns hinaus zu den Vögeln, den Blumen, den Wellen, an das Herz der allgütigen Mutter Natur, dahin, wo wir die Menschen nicht brauchten.

Einmal sah ich Tante Juliane mit dem Kapitän durch die keimenden Saaten gehen. Er schien heftig, ja zornig auf sie einzusprechen. Sie aber machte immer wieder die abweisende Bewegung mit dem Kopfe, als vermöge nichts auf der Welt sie, sich anders zu entscheiden, als sie es getan hatte.

Bald nachher war sie still und ruhig bei mir. Die Fenster des Schlößchens leuchteten noch lange durch die knospenden Bäume.

Ich hatte mir vorgenommen, mit keinem Gedanken, keinem Argwohn mehr ihre Wege zu kreuzen. Ich vertraute ihr wieder blind. Und mit einem Frohlocken sagte ich mir oft: Du darfst es auch! Du darfst es auch!

* * *

Es war an einem ersten Junitage. Zu Anfang des Jahres hatten England und Frankreich zu Paris ihren Frieden wegen der nordamerikanischen Kolonien gemacht. Und nun war wieder ein Brief gekommen.

Da mit dem Großvater nicht mehr auszukommen war, aßen Tante Juliane und ich seit längerer Zeit allein im Saale. Gewöhnlich waren wir schon vorher beieinander und gingen zusammen hinauf. Als sie heute unsichtbar blieb, eilte ich nach ihrem Zimmer, sie zu holen. Sie saß da noch in losem Hauskleide wie einst vor Jahren, die Hände um das emporgezogene Knie geschlungen, und, wenn ich bisher die Tante nie hatte weinen sehen — ja, mir fiel das plötzlich auf: mir sie nie hatte weinend vorstellen können — jetzt weinte sie; oder es rollte doch eine Träne und eine zweite ihre Wange ungehemmt hinab.

Als ich erschrocken und in Teilnahme etwas rief, stand sie auf und sagte ruhig, als habe ich sie nur eben gerufen: „Ja — ich komme, Christel!"—

„Tante," forschte ich, „hast du schlimme Nachrichten?"

„Schlimme Nachrichten?" Sie schüttelte den Kopf.

Sie habe aber einen Brief erhalten, versicherte ich nun, um ihr kund zu tun, daß ich davon wisse. Ob er aus Amerika sei.

„O nein. Von ganz nahebei," erwiderte sie und nahm meinen Arm und sprach vom Hause, vom Tag oder vom Essen, daß ich nicht mehr frage.

Ich fragte nicht mehr, aber während der Mahlzeit mußte ich sie immer wieder in Sorgen betrachten. Es war etwas Starres, etwas Geistesabwesendes in ihrem Gesicht, in ihrem Lächeln, in ihrem Tun. Auch war sie wirklich zerstreut. Sie aß so gut wie nichts.

Schon bald nach Tisch aber fiel mir ihre Ruhe, etwas wie eine große Sicherheit, die über sie gekommen war, an ihr auf. Das Starre hatte sich gelöst. Ich war aufs äußerste gespannt. Sie bat mich jedoch, sie ein wenig allein zu lassen. Dann hörte ich sie geschäftig in ihrem Zimmer hin- und hergehen, nach dem Garten hinabsteigen — in der Küche reden — und wiederkommen. Endlich kam sie zu mir herein, setzte sich, sah vor sich nieder und sprach von den Aussichten für die Fruchternte. Dahinein verirrte sich einmal ein Hinweis auf den Apfelbaum, der einst den Minutolis gehört hatte. Der werde noch manches Jahr seine Äste über die Mauer strecken.

„Aber was da reifen soll, das reift auch so", sagte sie endlich. „Wozu braucht ihr mich eigentlich? Notwendig bin ich hier nirgends. Wenn ich vielleicht *doch* einmal verreise, siehst du, Christel — beschweren möchte ich mich da nicht viel, du nähmest gewiß meine kleinen Schätze in acht. Vieles gehört mir ja nicht. Mein bester Schatz ist deine Liebe. Die mußt du mir

vor allem hüten." Dem versuchte sie einen konventionellen scherzhaften Ausdruck zu geben; aber ihr Blick ging scheu in meinen und wich wieder ab.

„Warum und wohin willst du denn aber verreisen?" fragte ich argwöhnisch.

Da lächelte sie: „Ich sage nur: w e n n — — —!"

Ich war sehr erregt. „Gott! Dieser Mensch!" ächzte ich in meiner Hilflosigkeit und ging, mit der Linken in die Rechte klopfend, im Zimmer umher.

„Welcher Mensch, Christel?" fragte sie sanft und leise.

Ich wies das von mir. Sie wisse wohl, wen ich meine.

Sie schien nachzudenken. Dann schüttelte sie den Kopf. Nein, der kümmere sie nichts.

„Nie mehr, Christel!" rief sie. „Verstehst du? Nie mehr!"

Sie gab mir einen flüchtigen Kuß, sah nachdenklich an mir vorbei gegen das Fenster und ging schnell hinweg. Sie wolle nun ein wenig ruhen. Das Alles würde sich ja finden.

Es fand sich alles.

Eine mir unerklärliche Beklemmung lastete auf mir. Ich lauschte auf den kleinsten Ton im stillen Hause. Gegen fünf Uhr am Nachmittag hörte ich die Tante mit leichtem Schritt das Haus verlassen. Zu einem ihrer einsamen Spaziergänge, dachte ich mir.

Als sie um die Dämmerung noch nicht zurück war, wurde meine Unruhe von viertel zu viertel Stunde heftiger. Schließlich war mein Zustand derartig unerträglich, daß ich ein Häubchen aufsetzte und auf den Markt hinauslief. Ich fand mich unvermutet vor dem Schlosse, das ich feindlich musterte. Dann streifte ich die Allee hinab in die Wiesen hinaus. Als ich zurückkehrte, silberte die Mondsichel durch die Bäume. Der Rotdorn hatte schon abgeblüht und zeigte bräunliche Blütenmumien. Aber die Jasminsträucher hängten dickbeblühte Zweige über die Gartenmauern und dufteten berauschend. Vom Markte her hörte man das Trotten, Schwatzen und Lachen vieler Leute. Durch die Büsche sah ich die Gruppen mit den vielen lichten Gestalten der jungen Mädchen darin. Man erquickte sich an der kühleren Nachtluft nach einem schwülen Tage, von dessen Licht noch ein Schimmer grünlich im Himmel schwamm. Und die Nachtigall sang. Ohne es zu wollen, umkreiste ich das Schlößchen in immer engeren Kreisen, obgleich es öde und wie tot in seinen üppigen Büschen und Baumgängen lag. Nur unten neben dem Portal dämmerte ein kleines Licht hinter Scheiben. Das und meine Aufregung, die gemeistert sein wollte, vermochten mich endlich, durch die Gartenpforte einzutreten. Der Kies knirschte, als ich direkt auf dies Fenster zuging. Eine Minute lang lauerte und lauschte ich. Dann trat ich durch das Portal und klopfte an die nächste Tür. Die Frau des Kastellans kam. Von der erfuhr ich, daß der Herr von Winterfeld seit Wochen verreist, das Fräulein Schoeneck aber schon lange nicht mehr zum Herrn Kapitän ins Schlößchen gekommen sei. Ich wurde rot und erbittert wegen dieses „Nicht mehr", sagte aber nichts darauf Bezügliches, sondern fuhr die Frau nur heftig an, als sei sie darum zu tadeln, daß man das Fräulein seit Stunden vermisse. Es sei gewiß ein Unglück geschehen. Sie versuchte mir den Gedanken nach

Art dieser Leute auszureden. Es könne doch jeder einmal Abhaltungen haben. Zwischendurch bedachte sie die Tante mit den höchsten Lobpreisungen und versicherte, beim Herrn Kapitän würde ihr kein Haar gekrümmt, und er ließe ihr auch keins krümmen, so wie der sein Fräulein liebe. Ich eilte fort.

Als ich auf den Markt hinausbog, sah ich alle die vielen Leute — selbst die, welche vor den Häusern gesessen hatten, hatten ihre Plätze verlassen — sich in einer Richtung, und zwar gerade auf unser Haus zu, bewegen. Um die Freitreppe herum drängte sich bereits eine dichte Menge. Wer mich erblickte, hielt den Nachbarn an und zeigte bedeutsam nach mir. Und immer mehr blieben stehen und richteten die Blicke auf mich und wiegten die Köpfe. Ich erinnere, daß mich das zuerst ganz sinnlos machte. Es war etwas Furchtbares geschehen, das fühlte ich sofort.

„Ja ja, Fräulein!" — hörte ich die Stimmen — „Das kommt nun davon!" — „Der Krug geht solange zu Wasser, bis er bricht" — „Ehrlich währt doch am längsten." Mit noch anderer Schulmeisterweisheit dürfte mir aufgewartet worden sein. Aber es ist nicht mehr in mich hineingekommen. Die Töne verwirrten sich in meinen Ohren und wurden zu einem einzigen grauenvollen Konzert des Erbarmungslosen. Weinend und um mich schlagend, wühlte ich mich durch die störrische Menge. Ich weiß nicht mehr, wie es mir gelang, bis zur Haustür vorzudringen, wie ich über den dunklen Flur gekommen bin, wo schweigend Leute im Dunkeln sich herumdrückten. Ich flog die Treppe hinauf. „Aus dem Erlenteich!" — „Vor Stunden schon". Das lähmte mir sogar die Angst. Nur die Füße nicht. Im Zimmer der Tante war Licht. Die Tür stand zum Korridor offen. Drinnen in diesem Mädchenstübchen sah ich Leute, zumeist Männer. Ihre Schatten wuchsen riesenhaft an der Wand in die Höhe und bogen sich oben an der Decke um. Niemand regte sich. Aber als ich kam, wich man unwillkürlich vor mir zurück, und ich stand plötzlich ganz vorn in dem Lichtkreis. Alle sahen mich an. Ich fühlte es; aber ich sah nur sie. Ein Nasses, Beschmutztes, ehedem Weißes — ein Triefendes auf dem Bette. Aus dem Kleidersaum tropfte es eintönig auf den Boden, und eine kleine Rinnsal hatte sich zwischen den Stiefeln der Männer hindurch gebildet. Der Arzt, ein alter knochiger Mann mit Zopf und Perücke, erhob sich eben und sagte etwas Barsches. Als er meiner ansichtig wurde, stutzte er. Ich aber sah jetzt ihr Gesicht — ihr armes, liebes, einst so schönes Gesicht.

„Ist sie tot?" fragte ich kühl und klar und hob den Blick zu den Augen des Arztes. Ich begriff noch seine bedauernde Kopfbewegung; gehört habe ich seine Worte nicht mehr. Ein dunkler Nebel quoll aus allen Ecken. Die Gestalten schienen umzuklappen. Ich fühlte mich unter den Armen gehalten und meinte vornüber in eine Tiefe zu stürzen. In den Ohren gellte mir mein eigener Schrei — — —

Tante Juliane war tot. Noch heute durchzuckt mich, da ich dies niederschreibe, eine Fassungslosigkeit. Und schon ging ein halbes Jahrhundert über ihr Grab hin. Wenn ich das Haus, das Zimmer, den Garten, den Apfelbaum, wenn ich ihre Bücher und Kleider, ihre kleinen Arbeiten, ihren Schmuck, ihre Tasse oder ihre Schreibfeder sah, konnte ich es nicht begreifen.

Damals erholte ich mich bald. Man hatte mich in mein Zimmer hinübergebracht; aber ich verlangte sogleich wieder dahin, wo sich die Tote befand. Man mußte mich gewähren lassen. Brigitte und einige Frauen der Nachbarschaft hatten sie inzwischen umgekleidet. Nun lag Tante Juliane auf sauberen Kissen in einem zartweißen Festtagskleide, in kleinen weißen Seidenschuhen da. Die Locken ringelten sich golden hervor; ihr Gesicht aber war jetzt mit einem Tuche zugedeckt. Das durchschauerte mich. Aber es war gut so. Ich sah es wieder wie den Morgen noch.

Leise klagend ging die alte Brigitte im Kerzenlicht um mich herum und verhängte dann den Spiegel. Ich schickte sie fort. Ich wollte allein mit der Toten sein, die ich nun vollends für mich in Anspruch nahm. Ich dachte, es müsse sich ein letzter Gruß an mich finden. Ich durchkramte ihr Schreibtischchen, aber ich fand keinen. Nichts, das den Gedanken zugelassen hätte, sie habe sich außer mit dem, was sie vorhatte, auch noch mit den Zurückbleibenden beschäftigt. Ach — es war ihr das nur zu konventionell gewesen. In ihrer Schmuckschatulle lagen die wenigen Briefe Gottliebs. Auch der von diesem Morgen. Ich wußte längst, daß er von Gottlieb war. Dann fand ich da — mir zog sich das Herz warm zusammen — einige welke Maiglöckchen. Und bei dem Schmuck das kleine Medaillon am Goldkettchen mit dem Porträt des Jugendfreundes. Ich wog es lange in der Hand. Sie hatte sich dessen nicht mehr wert geachtet. Endlich mit schnellem Entschlusse legte ich es ihr um den Hals, ohne das Tuch zu verschieben. Meine Finger berührten ihr weiches Haar und streiften ihren Hals. Ich schauderte zusammen. Wie schrecklich ist diese Kühle des Todes!

Bei der trüben Kerzenbeleuchtung habe ich Gottliebs Brief gelesen. Er kam aus einer kleinen thüringischen Residenz. Gottlieb kündigte schon für diesen Abend seine Heimkehr an. Mit einem warmen Scherzworte erinnerte er seine Braut an ihre Abmachung, sich um Mitternacht am Marktbrunnen wiederzusehen und „vor der ganzen stillen und geduldigen Stadt" den Verlobungskuß zu geben. Er hatte sich unter Not und Entbehrungen aller Art militairischen Rang und einen geachteten Namen erkämpft. Aber auch einige hundert Acres Land hatte er erworben, die, wie er schrieb, für die Zukunft reichen Ertrag verhießen. Nun sollte sie mit ihm ziehen in eine neue Welt, in der sie, ohne von Vorurteilen gehemmt und behelligt zu werden, mit einander ihr Glück begründen konnten.

Mit weitausschauenden Blicken hatte er sich also langsam einem fernen Hafen zugesteuert. Und sie — — —?

Doch das war nun gleichgültig. Ich hatte in meinem Zimmer Sträuße von Wiesenblumen stehen, die ich dieser Tage erst gepflückt hatte. Ich holte sie und stellte sie zu Füßen des Lagers nieder. Ihr zu Häupten setzte ich zwei brennende Kerzen in silbernen Leuchtern. Und dann nahm ich ihre kleine tote Hand in meine — ihre Kühle erschreckte mich nun schon nicht mehr; ja, mir war, ich müßte sie durchwärmen können — und hielt Totenwache. Noch einmal war sie mein. Ich küßte noch einmal verstohlen das Tuch über dem Munde und sprach leise zu ihr, was ich im tiefsten fühlte und nie jemandem anvertraut habe, als dem großen Einsamen — im Leben selbst der Tante Juliane nicht.

Auf dem Markte lungerte das neugierige Volk der geduldigen Stadt. Man besprach das Ereignis. Einmal ist, so meine ich, der alte Herr Schoeneck hereingestapft, gestützt auf Barthel Seidenzopf, der ihm das Unrecht seines Beginnens mit ein paar Sätzen ergebnislos vorhielt. Ich, die ich gegen das Treiben anderer in jenen Stunden gänzlich unempfindlich war, als wäre ich mit der Tante dieser ganzen Enge entrückt gewesen, ich erinnere nur, daß der alte gelähmte und der Sprache beraubte Mann vor seiner letzten Tochter die Schwurfinger mit einem Ausdruck von Genugtuung in den blinkernden Augen erhoben hat, als habe ein höheres Gericht gesprochen, ihm zur Sühne. Die Kerzenflammen bogen sich. Sein Schatten tanzte schwarz an der weißen Decke und verrenkte sich, als schnitte er Grimassen. Auch mir hat er wohl unter Röcheln Zeichen gemacht; doch ich beachtete ihn nicht. Barthel hat ihn fortgeführt. Was wußte dieser alte Mann, der es übers Herz gebracht hatte, eine immer schon Kleinmütige durch sein Treiben mit dem elenden Dieffenbacher völlig mürbe zu machen, was wußte er — was konnte er wissen, wie schwer es ist, eine Jugendliebe in Treuen durch die Zeit der Frühlingsgluten hindurchzuretten?

Endlich verlief sich draußen das Volk. Es wurde still. Ich öffnete das Fenster. Fern in den Gärten sang eine Nachtigall. Ich glaube, ich habe damals geweint. Ich unterschied es nicht mehr, was da schluchzte; mein Herz drinnen, oder der kleine Vogel draußen. Dann war ich ausgepumpt, stumpf und resigniert. Der Brunnen schwatzte sehr laut, als ängstige er sich und jammere deswegen zu mir herüber. Aus dem Mondhorn rieselte ein feines Licht über Dächer und Platz. Als es Mitternacht geschlagen hatte, trat drüben um die Ecke ein Mann im Mantel, schritt geradewegs auf den Brunnen zu und schien nach mir, die ich da in dem erhellten Fenster lehnte, zu blicken. Da ich mich nicht regte, winkte er mit der Hand und ließ sich dann wartend auf dem Brunnenrand nieder, ohne den Blick von mir zu wenden.

Da erst durchfuhr mich das Erkennen: Es ist Gottlieb! — Entsetzt bin ich ins Zimmer zurückgetreten. Aber noch einmal trieb es mich, vorzueilen. Ich wollte ihm ein Zeichen machen. Er sollte kommen. In dem Augenblick war es mir, die Kerzen hinter mir würden dunkler. Draußen aber vor dem Manne, der den Mantel hatte fallen lassen und in einer Uniform auf dem Brunnenrande saß, stand — ich träumte gewiß nicht, ich sah mit klaren Augen — drüben am Brunnen stand die Tante Juliane in ihrem weißseidenen Kleide. Ich erkannte sie ganz deutlich an Haltung und Bewegung. Wie flehend hob sie die Hände. Was der Heimgekehrte darauf tat, ob er sie überhaupt wie ich wahrnahm, habe ich nicht mehr zu erkennen vermocht. Ich drehte mich nach der Tante auf dem Bette um, zu sehen, ob sie nicht dort sei. Da erloschen die Kerzen ganz. Und ich weiß von dem Nächsten nichts mehr. Ich bin gewiß ohnmächtig zusammengesunken.

Dies mag sich nun für manch einen seltsam anhören. Auch wird meine Seelenverfassung ihr Teil dabei getan haben, mich für jene unbegreiflichen Vorkommnisse, die uns zuweilen unwiderleglich heimsuchen, empfänglicher zu machen. Ich kann darüber nichts weiter sagen. Ich sah es so, und ich glaube daran.

Ich kam zu mir, als schon bläuliche Morgenfrühe hinter den Scheiben zitterte. Die Kerzen waren tief herabgebrannt, doch schwälten sie noch, wenn auch nahe am Erlöschen im Wachs. Ich sah die Gestalt der Toten, unbeweglich, nüchtern, schmal und still, aus dem Dämmer auftauchen. Ich begriff wieder, daß ich sie verloren hatte, begriff es mit der ganzen Wucht erneuten Schmerzes und fror. Da bemerkte ich verdutzt, daß am Fußende des Bettes ein Offizier in einer fremdländischen Uniform stand, nach dem weißen Tuch über dem Gesicht der Toten schaute und leise, wie liebkosend, die Finger in den Wiesenblumensträußen wie in süßen Erinnerungen spielen ließ. In seinen Augen war der Ausdruck eines unsäglichen Kummers, jenes willigen Mühens, sich hineinzufinden in ein Unabänderliches, das in uns Nachfühlenden alles Eigenleben für Augenblicke abstellen heißt. Aber mir fiel der Spuk am Brunnen ein. Ich fröstelte zusammen, hob den Kopf und schaute schärfer.

„Gottlieb!“ rief ich. „Sind Sie es denn wahrhaftig? Gottlieb!“

Er ließ einen fremden Blick auf mich abgleiten, wehrte mit einer plötzlich müden Handbewegung ab und wandte sich weg.

„Gottlieb! Ich habe sie ja auch so grenzenlos geliebt!“ wimmerte ich.

Aber er war schon hinausgegangen. Ich hörte seinen festen Schritt über den Korridor und die Stiege hinab. Da flüsterte ich in ungläubiger Angst, als müsse nun auch die Tote hören können: „Tante Juliane, er war hier! Warum geht er so?“ Doch sie regte sich nicht.

Draußen wurde Brigittes Stimme und ein Poltern auf der Stiege vernehmbar. Sie brachten den Sarg. — —

Von Gottlieb Minutoli habe ich nur noch einmal wieder gehört. Es war zur Zeit, als die nordamerikanischen Kolonien Englands sich ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande erkämpften. Da hieß es, daß auch der tapfere Kapitän Minutoli, der — wie man sich jetzt entsann — in unserer Stadt aufgewachsen sei, im Heere der Amerikaner vor Yorktown gefallen sei. Das war alles.

Zuweilen aber, wenn ich in Sommernächten um die einsame Mitternachtsstunde auf den von Mondlicht erhellten Marktplatz hinausblickte und dort das Wasser aus der Brunnenröhre so vernehmlich rauschte, habe ich gemeint, die lichte zierliche Gestalt meiner Tante Juliane dort zu sehen, mutterseelenallein, als warte nun sie seiner. Nie aber schaute sie nach mir herauf. Darum verlegte ich mein Schlafzimmer wieder nach hinten. Ich war ein wenig krankhaft empfindlich damals. Vielleicht ist Gottlieb nach dem Tage von Yorktown zu ihr gekommen, um sich nun für i h r e neue Welt bei ihr zu melden. Vielleicht. Ich weiß es nicht.

Ich hörte nun wieder ihre stillen Gartenbäume flüstern. Darin war viel junge Hoffnung und schalkhaftes Spielen mit Glück und Poesie. Nach dem Brunnen horchte ich nicht mehr.

Ich wollte nicht von mir erzählen. Nur dies sei hierher geschrieben: Trotz vieler wackerer Bewerber, vermochte ich es nicht über mich zu gewinnen, daß ich mich einem vermählte. Wie sollte ich die Gunst des Schicksals, die mir reichlich ward — denn der Großvater hinterließ mich bald als

freie Erbin — wie sollte ich sie ausnutzen mögen, da für die Tante Juliane alles aufs ungünstigste hatte ausgehen müssen? Auch meine für Schönheit so empfängliche Seele hatte ihren Sonntag vollauf gehabt.

* * *

Hier endeten die Aufzeichnungen.

Als ich mich einige Zeit nachher von der alten Wirtin auf der Freitreppe, um die die Glycinien dufteten, verabschiedet hatte, blickte ich nach dem Brunnen hinüber. Er plätscherte kaum hörbar in den Trog hinab sein Wasser und trieb es mit den Kindern und Spatzen, als wäre er ein alter Bettler, ein Armenhäusler oder Stadttrottel, der jedem Wesen für die Gnade dankte, nur in der Sonne weiterexistieren zu dürfen.

Dies also war die Insel der Seligen!

Von fern schon hörte ich die Flut. Sie kam, wälzte sich heran. Ich mußte eilen. Und sie hob mich unter Schnauben des Dampfes, Räderrasseln, Menschenlärm auf ihren Nacken. Welch eine Fülle von Trivialität schwemmte sie mit! Reisende mit blasierten Großstadtphysiognomien, die nach Bier und Butterbröten schrien, Damen in langen Mänteln, mit über die Hüte geknüpften Schleiern, die ihre Selbständigkeit energisch zur Schau stellten, schwitzende Spießbürger mit dem Baedecker schoben sich wühlend vor die Gesichte der Stille. „Das Berliner Tageblatt! — Warme Würstchen!“ schnarrte es über den zugigen Perron. „Die neuesten Enthüllungen über das Warenhaus Y! — Großes Grubenunglück im Ruhrkohlengebiet! — Neue epochemachende Erfindung Edisons! — Arr — romatik!“

Und die Flut trug mich über Felder, durch Wälder und an Städten vorbei — fort aus dieser zeitfernen Alltagsgeschichte in den lauten Tag zurück. Sie ertränkte die Stimmen der Einsamkeit und überbrauste jene Sehnsucht nach lebendiger Poesie, dem Feiertag der Seele, die auf dem verödeten Markte eines weltfernen deutschen Städtchens nicht sterben kann, so lange noch der Brunnen dort die Sommernacht durchrauscht.

Kritik.

Karl Kösting. Karl Kösting – nicht nur dem Publikum, selbst dem Literarhistoriker tönt der Name fremd ins Ohr. Und doch handelt es sich um einen Dichter, dem einst eine große Zukunft geweissagt wurde, von dem sich Männer wie Vischer vieles versprochen haben. Zudem war Kösting in frühen Jahren nicht ohne äußere Erfolge; in den letzten Jahrzehnten vor seinem Tode freilich schien er außerhalb enger Kreise völlig vergessen zu sein. Jetzt sind seine „Ausgewählten Werke“ bei Carl Reißner in Dresden erschienen, der Dresdener Literarhistoriker Friedrich Kummer hat sie in drei Bänden herausgegeben und ein anschauliches Lebensbild des Dichters hinzugefügt.

Wir sehen in einen Lebenslauf hinein, dem es nach einer kurzen Jugendkrise an irgend welchen absonderlichen Geschicken völlig gebrach. Karl Kösting wurde als Sohn eines Hoflakaien des Herzogs Adolf von Nassau am 3. Februar 1842 in Wiesbaden geboren. Der Vater starb früh, der Sohn mußte bei

den knappen häuslichen Verhältnissen schon vierzehnjährig die Schule verlassen und sollte Kaufmann werden. Da er keine Stellung fand, ward er zunächst Kanzlist beim Gericht, erst später Lehrling in einem Tuchladen, in dem er dann auch als Gehilfe blieb. In diesen Jünglingsjahren vertiefte Kösting sich in Shakespeares Werke, die ihm durch einen Zufall in die Hände gekommen waren. „Drei Jahre lang las ich nur Shakespeare und über Shakespeare," sagt er selbst. Hin und wieder schrieb er ein Gedicht, fand auch gelegentlich in kleinen Zeitungen Aufnahme für seine Balladen. Ein äußerer Eindruck brachte ihm den oft besungenen Stoff des Kosakenhetmans Mazeppa nah, und mit fliegender Feder schrieb er, neunzehnjährig, ein nicht erhaltenes Trauerspiel „Mazeppa". Bald folgte ein „Hermann, der Befreier", in dem Köstings ganzer Freiheitsdurst sich austoben konnte, und beide Stücke wurden an die oberste ästhetische Instanz, an Friedrich Theodor Vischer, gesandt. In einem langen Brief hat dieser Kritik an dem „Hermann" geübt, Kösting wirkliches Talent, Phantasie, Feuer, Kraft zugeschrieben, aber ihm aufrichtig gesagt, daß er erst sein Formgefühl gründlich umbilden müsse. Kösting arbeitete beide Dramen um, schrieb eine Abhandlung „Über die Messianische Hoffnung auf einen deutschen Shakespeare" und knüpfte wiederum Verbindungen nach Schwaben hin an. Durch Vischer gelangte er in Beziehung zu Mörike, und zwanzigjährig traf er in Stuttgart ein, wo er bei Mörike und andern Dichtern seines Kreises, insbesondere Notter, die freundlichste Aufnahme fand. Er kehrte nach wenigen Monaten nach Wiesbaden zurück und hatte nun das Glück, daß sein Drama „Columbus" vom Hoftheater angenommen wurde. Das Stück hatte Erfolg, und Kösting lernte eine durch diese Dichtung auf ihn aufmerksam gewordene reiche Dame, Natalie von Harder, kennen, die Schwester des bekannten Petersburger Millionärs Baron Stieglitz. Sie, die vielen Künstlern half, setzte auch ihm ein Jahrgehalt aus, und von da ab war Kösting vor der Not des äußeren Lebens verschont, zugleich aber durch den „Columbus" auch außerhalb Wiesbadens recht bekannt geworden. Gottfried Keller und einige der Münchner Dichter nahmen an ihm Anteil. Ein kurzer Aufenthalt in München brachte ihn auch persönlich mit Bodenstedt, Wilhelm Busch, Hans Hopfen und andern in Berührung. Der „Columbus" wurde an mehreren großen Bühnen gegeben und mit zwei neuen Stücken Köstings, „Zwei Könige" und „Shakespeare", von Friedrich Theodor Vischer in der Augsburger Allgemeinen Zeitung höchst anerkennend besprochen. Immer bewußter lebte sich nun Kösting in einen weit gespannten Ideenkreis ein. „Erforschung der schicksalbildenden Potenzen im Leben der Völker und Individuen ist die schönste Arbeit der Wissenschaft; Beleuchtung, Entwicklung, Darstellung, sinnliche Veranschaulichung jener wissenschaftlichen Erkenntnisse ist die höchste Aufgabe der tragischen Poesie." Aus diesen Worten (in einem Brief an Frau von Harder) erkennt man die Linie, auf der Köstings weitere Lebensarbeit verlief, sieht zugleich, warum diese Arbeit nie zu einem befriedigenden Ergebnis führen konnte. Der Dichter hatte einige Jahre in Berlin gelebt, ohne dort nähere literarische Beziehungen anzuknüpfen, und kehrte 1867 in das jetzt preußische Wiesbaden zurück. Auf Ludwig Barnays Anregung hatte er seinen „Columbus" in ein Drama „Die neue Welt" umgearbeitet und kam nun nach Jahren durch die Aufführung dieses Stückes in Frankfurt (1872) wieder mit der Bühne in Berührung. Unablässig beschäftigte ihn nun ein riesiger Dramenzyklus, der zunächst das Wunder der

deutschen nationalen Entwicklung von Hermann bis zu Bismarck, dann aber, noch weiter greifend, die ethische Entwicklung der Menschheit von Moses bis zur Gegenwart darstellen sollte. Kösting war inzwischen nach Frankfurt a. M. gezogen, von dort aus ließ er 1883 sein Epos „Der Weg nach Eden" erscheinen, das die gleichen universal-historischen Ideen darstellt wie der geplante Dramenzyklus. Im Jahre 1884 sah er in Stuttgart Vischer wieder. 1892 zog er nach mehrjährigem Aufenthalt in kleinen rheinischen Städten nach Dresden, vor allem um der Freundschaft mit dem jüngst verstorbenen Julius Duboc (Robert Waldmüller) willen. Hier ist er am 17. Dezember 1907 gestorben, nachdem bei der Erinnerungsfeier der Entdeckung Amerikas 1892 noch einmal seine „Neue Welt" an mehreren Bühnen, u. a. auch am Königsberger Stadttheater, aufgeführt worden war.

Die Ausgewählten Werke bringen aus Köstings ersten Jahren ein Trauerspiel „Zwei Könige", das den Kampf zwischen Karl dem Großen und seinem Schwiegervater, dem Langobardenkönig Desiderius, darstellt. Von dem quellenden Talent, das nach Vischers Urteil die allerältesten Stücke des Dichters ausgezeichnet haben muß, ist hier wenig zu spüren; es fehlt dem Stück nicht an sehr lebhaften und eindrucksvollen Szenen, aber von den beiden Gegenspielern kommt doch nur der eine, Desiderius, voll zu seinem Recht. Sehr viel deutlicher wird, was Kösting wollte und konnte, aus seiner Tetralogie „Die Tragödien des neuen Weltalters". Ein Vorgesang schildert die Empfängnis der Bilder durch den Dichter und mündet in einer Art Paraphrase von Schillers Künstlermahnung „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, Und sie steigt von ihrem Himmelsthron!" Dann gibt das erste Drama „Das gelobte Land" die Tragödie des Moses. Moses erscheint ohne Kenntnis seiner Herkunft als ein harter Verächter des jüdischen Volks. Für Pharao und für sich selbst ist er zunächst der Sohn des Sonnengottes Ammon, den Thermutis, des Pharao einstige Braut, von dem Gotte empfangen hat. In fürchterlicher Seelenqual entdeckt er durch Bruder und Schwester seine Abstammung und seine Bestimmung, den Willen des Einen Schöpfers zu erfüllen. Sein Aufbruch nach Kanaan an der Spitze der Juden schließt das Stück. Ihm folgt die zweite Tragödie „Das Himmelreich", eine der seltsamsten Bearbeitungen des Jesusstoffes, die wir haben, von allen vier Tragödien die interessanteste, freilich in allen Einzelheiten, in dem Durcheinander der verschiedenen Konflikte nicht leicht entwirrbar. Im Mittelpunkt steht im Grunde der Hohepriester Hannas, das Haupt der Sadduzäer. Er läßt Jesus erst fallen und will seinen Tod, als er aus den Worten „Nicht wie ich will, wie du willst, mein Vater" die Gotteslästerung, daß dieser sich Gottes Sohn nenne, herausgehört zu haben glaubt. Jesus wird gekreuzigt, und da Hannas in einer letzten Unterredung mit Jesus diesen erkannt hat, aber ihn nicht mehr retten kann, ersticht er sich, während Jesus Barrabas, den die Wut der Zeloten freigebeten hat, neuen Aufruhr ins Volk trägt. Judas spielt eine ähnliche Rolle wie in Dulks „Jesus, der Christ". Die Gegensätze zwischen Pharisäern und Sadduzäern sind dramatisch herausgebracht, und Germanen erscheinen mit Prophetengebärde als Rächer Jesu an seinen Kreuzigern.

Von Anbeginn seiner auf das umfassende Drama gerichteten Bestrebungen hatte Kösting in Amerika das Land der Erlösung, die neue Welt gesehn, das Eden, das er in seinem an Handlung armen, an vielen feinen Betrachtungen

und Schilderungen reichen Epos ausmalte. Columbus sieht er darum in der Kette der Befreier, die die Menschheit zur Reinheit und Einheit führen sollen, und sein tragisches Schicksal erfüllt das dritte Trauerspiel „Die neue Welt", das geschlossenste und schon durch die geringere Zahl der gegeneinander handelnden Personen klarste von allen. Wir sehn Columbus, den armen, verkannten, dem Isabella die Mittel zur Reise nach Indien gewährt, wir finden ihn dann unmittelbar vor der Tötung durch seine Mannschaft und einen ehrgeizigen Gefährten, bis im letzten Augenblick der Ruf der Matrosen von der Höhe des Mastes Land ankündigt. Und dann vollendet sich an dem von spanischen Hidalgos gehaßten und von ihnen verleumdeten Columbus im Gefängnis die Tragödie, nicht ohne daß zuletzt seine Königin ihm Genugtuung gegeben hätte. Über seinen Tod blickt die Zukunft, die auf dem von ihm entdeckten Lande den Freiheitstempel errichten soll.

Und in dies Land führt Kösting im Schlußstück „Ein Weltgericht". Der Kampf zwischen den Nord- und den Südstaaten Amerikas ist entbrannt, viele Fäden gehn hier durcheinander, um auf einem Landgut im Süden der Union ihre Verknotung zu finden. Es genügt hier zu sagen, daß der Sohn eines Deutschen und einer Negerin etwa die Rolle spielt wie im ersten Stück Moses. Unbekannt mit seiner Herkunft hat er auf Seite der Sklavenbeherrscher, der spanischen Edelleute, gestanden, die für den Süden kämpfen. Als er seine wahre Herkunft entdeckt, tritt er unter schweren innern Kämpfen auf die andre Seite hinüber, und während sein Vater, der einst aus Deutschland ausgewanderte Demokrat, stirbt, öffnet sich für ihn auf dem freien Boden des neuen Edens eine neue Tätigkeit. Hier klingen Lehren durch, wie sie Kösting, der Bodenreformer, aus den Schriften des Nordamerikaners Henry George überkommen hatte. Die Ausrottung der Geldtyrannei und der Sklavenherrschaft auf dem Boden der neuen Republik, die Herrschaft der reinen Nächstenliebe, die Aufopferung für Ideale — das soll der Grundzug dieses letzten Stücks, es soll der Triumph der Jesuslehre werden, an die auch Columbus geglaubt und die Moses als der Vorkämpfer des einigen Gottes vorbereitet hat.

Es ist das Lebenswerk eines Idealisten, der schließlich zur praktischen Welt der Bühne kaum mehr Beziehungen hatte, der ganz in einen Gedankengang eingesponnen war, was wir bei Karl Kösting finden. Und in dem einheitlichen Idealismus seiner Gestalten liegt der Reiz dessen, was er bietet. Freilich liegen darin auch die Schwächen seiner Gaben. Denn die oft genug den Rahmen sprengende Fülle der Ideen ging nicht Hand in Hand mit einer kongenialen Meisterung des dramatischen Stils und mit der Gabe dichterischer Begrenzung. Hier hat einmal der alte Gottschall recht wenn er über Kösting schreibt: „Ein poetisches Talent von unleugbarem Gedankenreichtum, wenn auch für die knappe dramatische Form zu breit ergossen und hin und wieder zu absonderlich und gesucht in den Ideenverbindungen. Es fehlt dem Dichter nicht an Bühnengeschick, aber die entscheidenden Wendungen der Handlungen treten nicht scharf genug hervor." Am wenigsten gilt das von dem „Columbus"-Drama, das ja auch die Bühnen vielfach beschäftigt hat — um so fesselfreier quillt die Flut der Gedanken in dem Moses- und dem Jesus-Stück. Am unklarsten erscheint die Verwirrung der sich kreuzenden Fäden in dem letzten, dem amerikanischen Drama. Immer findet sich eine Fülle schöner Bilder, und doch geht die scharfe Prägung, die sich für

die Dauer dem Gedächtnis einfügt, Kösting fast überall ab. Er ringt wie Wilhelm Jordan, der Epiker, immer mit weltumspannenden Ideen, während das Drama diese durch Gestalten tätig werden lassen will. Was dem Charakterdrama Schillerscher oder Hebbelscher Observanz gelingen konnte, kommt in dem Ideendrama Köstings, so paradox es klingt, nie voll zum Ausdruck: die Darstellung einer Idee rein aus der Handlung der dramatischen Personen. Er steht da in naher Verwandtschaft zu einzelnen Münchnern, insbesondere zu Julius Grosse, den freilich seine feine Lyrik und einzelne Prosawerke vor solcher Vergessenheit bewahrt haben. Es ist sicherlich trotzdem eine Freude, sich mit einem so reinen und feinen Geist zu beschäftigen, wenn man auch nicht zu glauben vermag, daß dieser Kunst noch eine dauerhafte Auferstehung beschieden sein sollte. Die große Tetralogie wird in der Ideengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland nicht entbehrt werden können, in unsrer Literatur wird sie sich kaum mehr einbürgern.

Heinrich Spiero.

Nanny Lambrecht: Armsünderin. Roman aus dem Hunsrück. München und Kempten, Kösel. Geb. 6 Mk.

Ein Bauernroman. Eine Welt, weit — weit dahinten. Die Leiden, die im zwanzigsten Jahrhundert eine vom Leben der Zeit unberührte Borniertheit anrichtet, widern uns ein wenig an. Es ist das Gestern und das Vorgestern, die faulig geworden sind. Was duldet man dergleichen noch? Was führt man uns zu ihm? Es gehört eine große lebendige Kraft dazu, um uns mitten in diese Welt hineinzureißen, daß wir alles miterleben, als wäre es Leben von unserem Leben. Nanny Lambrecht kann das. Sie ist etwas wie eine katholische Klara Viebig. Ihre Kunst, Menschen von ganz individueller Lebendigkeit vor uns hinzustellen, scheint zuweilen — vor allem wo es sich um die männliche Jugend handelt — sogar größer zu sein, als die ihrer berühmten Kollegin. Heute gestalten mit Vorliebe Frauen die Kraftmenschen, urwüchsige, derbgesunde, naturnahe; es sind Männer, die uns die zartbesaiteten, die kultivierten und dann die kranken geben. Die Frauen gefallen sich zuweilen auch in allerlei Kraftmeierei. Es ist, als dränge es jeden zu schildern und zu übertreiben, was ihm beim andern Geschlecht imponieren würde, und was er dort vermißt. Die Lambrecht geht mit ihrer Heldin um, als wäre sie eine Puppe mit Heu im Leib, die schon mehr als einen gewöhnlichen Schubs vertragen kann. Hiebe und böse Worte, auch unvorteilhaft malende der Dichterin selbst fallen wie sonnengedörrter Lehmanwurf von ihr ab. Sie wird bis an die Kniee in einen schlammigen Fluß hineingejagt, läuft, naß wie eine Katze, zu den Ihren ins Wirtshaus, denen ihr Zustand in keiner Weise auffällt, trinkt zwei Gläser Branntwein, und damit ists gut. Als die Stunde kommt, da sie gebären soll, und sie obdachlos umherirrt, wird ein sehr bissiger Hund auf sie gehetzt und schlägt seine Zähne in ihren Nacken. Sie geht weiter zum Pastor und weiß nichts mehr von dieser Kleinigkeit. Die Helden im Trojanischen Krieg machen mehr aus ihren Wunden, aber in den Märchen geht es ungefähr so her. Doch unsere Dichterin ist im übrigen stramme Naturalistin. So kommt ein Unausgeglichenes in ihr Werk. Auch nach einer andern Seite tut sie der Wirklichkeit Gewalt an. So oft sie Geschehnisse erfindet, durch die sie das Wesen ihrer Personen beleuchten oder deren Schicksal um einen entscheidenden Ruck weiterbringen will, wird sie so romanhaft, daß man unwillkürlich an die brave Werner erinnert wird. Bei

der gab es stets Dammbrüche und eingehend geschilderte Gewitterstürme, damit der Held mit dem in die Stirn gedrückten Schlapphut Wundertaten der Liebe und Entsagung verrichten konnte. Auch die Lambrecht arrangiert Wolkenbruch und Überschwemmung, damit Jule ihres Feindes Kind retten kann. Nur daß ihr kein Dank, auch kein stummer, dafür zuteil wird. Das ist dann wieder die Achtungsbezeugung vor der Wahrheit dabei. Aber ein ganz klein wenig auch wieder das Verlangen, es der Heldin unter allen Umständen bei den Menschen schlecht gehen zu lassen. Schlechter als schlecht. Wie sie ihr Kot und Hundebisse, Entwürdigungen in der Kirche und ein verquollenes Gesicht, als der Jäköb sie wiedersieht, nicht erspart; so muß Jule auch als Wöchnerin ausgerechnet auf einer Dungbahre mit einer darüber gelegten alten Tür aus den Steinbrüchen herausgetragen werden. Und zwar stehen ihr in dieser schlimmen Stunde nur Männer bei, da die Frauen Abhaltungen haben. Gelinder gehts nicht. Frauen sind so leicht Partei für die *eine* Geschlechtsgenossin gegen alle Welt, und so, auf den einen Ton gestimmt, übertreiben sie und verlieren, sobald das Elend für das arme Geschöpf hereinbricht, die objektive Ruhe zum Schaden ihres Kunstwerks.

Wer ist nun diese Eine? diese Heldin? Jule Fuck, die Scheidbacherin, ist eine Art Zigeunerin, das „Kesselflickermensch“. Ohne Frage ein in ihrem Lieben und Leiden liebenswert dargestelltes Weib. Wie stark dieser Eindruck ist, beweist am deutlichsten wohl der Umstand, daß wir das warme Interesse für diese Figur nicht verlieren, obgleich Jule, die weiß, daß der Hottenbachersohn, der sie zur Mutter machte, sie nicht heiraten kann, sich aus Bosheit und Haß daraufhin mit dem Hottenbachervater einließ, um diesen für den Vater ihres Kindes ausgeben und in der Gemeinde zu Grunde richten zu können. Wir vermögen nur die Dichterin wegen dieser Erfindung zu bekopfschütteln und uns zu wundern, wie vollständig einer Frau, die Partei ist, das gesunde sittliche Urteil abhanden kommen kann. Denn als Jäköb nun auf Urlaub kommt, von der Geschichte erfährt und das Mädchen fortan roh ablehnt, da spricht sie auf Seite 278 deswegen von dem „grausamen Egoismus des Mannes“. Einst schrieb ein großer Dichter: „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.“ Heute soll der Mann anscheinend seine freiheitliche Gesinnung dadurch beweisen, daß er ein bischen Hurerei der Frau für die beste Vorübung zur Ehe ansieht. Ich bewundere die Gestaltende in Nanny Lambrecht, über die Erkennende vermag ich mich zuweilen eben nur zu wundern.

Naturen wie die dieser Dichterin pflegen in den ersten Kapiteln ihr Bestes zu geben. Später zeugt das lebendig Gestaltete Gedanken, die aus dem Leben neue heranziehen und leicht das organische Weiterwachsen des Werkes gefährden. Die Kapitel bis zum Abschied Jäköbs zum Militär sind vortrefflich, ja genial. Alles wächst in einer von Erdgeruch geschwängerten Atmosphäre selbstverständlich wie aus dem Boden auf. Wie ist dieser Jäköb gesehen! mitgelebt! Wie das sozial Gewordene und das Urweibliche in dieser Jule erfaßt und gegeben! Und daneben der alte Hottenbacher, seine kranke Frau mit der schlichten Mütterlichkeit und dem stillen gesunden Menschenverstand, die Müller-Sett! Zu ihnen gehört ihre Arbeit, der Charakter ihrer Höfe, ihres Landes wie der kraftvollste Teil ihres Wesens. Und dann diese Liebe! Jung, sinnlich, stark und doch so ganz eigen individuell gefärbt ist sie in ihrer Art, wie sie diese dumpfen

Intellekte — vorzüglich den des Mannes — aus dem Gleichgewicht bringt, wie etwas, das nicht von ihrer Welt ist, das trotz ihrer glutenden Leidenschaftlichkeit nicht aus ihnen emporzubrennen, sondern über sie hin zu brausen scheint! Diese Bauern kleben am Tage, kleben am Gestern, schwerfällig, selbstsüchtig und nüchtern bei aller zeitweiligen Liebestorheit; aber Jule steht in einer freieren Luft; ihre Liebe verbindet sie jenen unlöslicher, so ist sie es, die an jenen zu leiden hat. Hier wird Breite Notwendigkeit; das Milieu, in dem die Dörfler vollständig befangen sind, ist das, womit sie zu ringen hat, woran sie untergeht.

Solange noch zweie an ihrer Liebe leiden, hat die Frau Seelenruhe genug, um ganz Künstlerin sein zu können; sobald aber das Mädchen als die Verlassene gehalten ist, sich allein zurechtzufinden, beginnt der heftige Atem der eisernden Vorfechterin freier Sittlichkeit, die, was naturgemäß begonnen, auch naturgemäß fortgeführt sehen möchte, die Bilder zu trüben und uns dadurch, daß sie uns mit Urteilen zu überwältigen versucht, zum Widerspruch zu reizen. Jetzt häufen sich Wiederholungen und Übertreibungen. Es wird für den Zweck umgefärbt und hinzuerfunden. Jäköb wird zum herzensrohen, patzigen Flegel. Er wird auch so noch trefflich und glaubhaft gegeben; aber sollte wirklich die Militärzeit einen Menschen so in seinem tiefsten Wesen verändern können? Denn das unklar Drängende in ihm ist fort, und es ist doch nichts hell geworden. Das ist also die Wirkung des Kasernengeistes Allerdings, dazu ist Nanny Lambrecht zu sehr Künstlerin, als daß sie uns irgendwo abstrakte Lehren vortrüge. Wo sie jemandem so etwas in den Mund legt, zum Beispiel den Geistlichen, da charakterisiert sie diese noch damit; aber man spürt ihr temperamentvolles Für oder Wider doch überall, und nicht nur im Wie, auch im Was der Erzählung, in der Führung der Handlung. Und dann plötzlich in dem ermüdenden Immerwieder Bilder von einer hinreißenden Echtheit, scharfumrissene Köpfe in einer neuen überraschenden Beleuchtung. Während sich die zunehmende Erbitterung in fortwährenden Schilderungen von Naturkatastrophen Luft macht, gehen uns diese stilleren Bilder voll schlichter starker Menschlichkeit noch lange nach. Solch eine wundervolle Szene ist zum Beispiel das Sterben der alten Hottenbacherin. Um auch von dem Unglaubwürdigen oder Verstiegenen Einiges herauszuheben, verweise ich auf die Rede des Bürgermeisters an die Scheidbacher Mütter auf Seite 305. Und dann die Wirkung auf diese Mütter, die ihre Kinder hergeben sollen! „Sie lassen die Kinder von ihren Armen kopfüber niederstürzen, packen sie fest an den braunen, drallen Beinchen — eine weitaus holende Armbewegung — ihre Blicke bohren nach der steilaufragenden Giebelwand. Da wird das Blut ihrer Kinder träufeln!“ Wo gibt es denn in Deuschland ein Gesetz, nach dem man den Müttern einer ganzen Dorfschaft ihre kleinen Kinder wegnehmen darf? Ebenso unwahrscheinlich, wie unerquicklich ist auch die „Bekehrung“ der wilden Jule zur „heiligen Büßerin“. Sie stößt weit mehr ab, als die Härte der selbstgerechten Bauern und — Priester, die die Lambrecht sonst gerade vor so einer Demütigen sich aufs erbitterndste entpuppen lassen kann. Die von ihr geschilderten Geistlichen, der Pfarrer und „das Kapländchen“, sind mehr als herzlich unfähige Leute. Der Eine brav, verbauert, für Obsternte und Viehzucht mehr besorgt als für das Seelenheil der Pfarrkinder (nur daß die jungen Leute abends ins Wäldchen gehn, regt ihn auf); der Andere ein unreifer Eiferer, der nichts von Welt und Leben, nur fromme Bücher kennt

und so albernes Zeng redet — und das, ohne in den 5 oder 6 Jahren seiner Kaplanschaft auch nur im geringsten zuzunehmen an Witz und Menschenkenntnis (siehe S. 393) — daß man nicht umhin kann zu denken, so einer gehörte eher in eine Jahrmarktsbude, als in einen naturalistischen Roman. Humorvoller ist Näh-Kät mit ihrer Betsucht dargestellt. Sie weiß damit wenigstens ihren wackeren schmutzigen Ehemann Backes aufs gesundeste einzuschläfern. Und schnurrig klingt es, wenn es von der Pfarrersschwester heißt: „Sie wuchs auf in guten Sitten und furchtbar ehrbar, und so menschenunmöglich unwissend, daß man sie unschuldig nannte!" Man sieht aus dem schon, welcher Art der „Humor" der Lambrecht ist. Wenn vollblütige Frauen humorvoll oder ironisch werden, dann reden sie alle einen und denselben Jargon. „In dieser Gegend sind nur die Quisseln (Betschwestern?) sauber. Und die „Mucker". Die beziehen ihren Glauben von Bielefeld. Sie wandeln durch die Felder und singen und halten Gebetstunde. Sie sind Zionssänger, aber Ketzer." Doch man wird trotz alledem anerkennen, daß es sich hier wenigstens um eine mutige aufrechte Frau handelt, die auch gewiß jederzeit zu vertreten wagen wird, was sie dargestellt hat.

Bei ihrer temperamentvollen Art zu schreiben laufen der Autorin allerhand kleine Ungereimtheiten im Einzelnen mit unter. Jules Kind hat zuerst dunkle, oder schwarze, dann plötzlich (S. 478) helle Haare wie der Vater. Die Müller-Sett geht auf Seite 99 „stark in die Vierundzwanzig". Auf Seite 484, fünf oder sechs Jahre später, heißt es „Vierundzwanzig Jahre hat's, wenn nicht gar fünfundzwanzig". Sie hat sich konserviert. Nun, einem Cervantes ist Schlimmeres passiert! Merkwürdig riecht es S. 398 im Pastorenzimmer, nämlich „nach Motten". S. 411 läuft die Milchstraße breit und schwefelnd ins Dunkle hinein. Auch ist es von der sonst gar nicht dummen alten Hottenbacherin nicht zu verstehen, warum sie der Jule für ihr Kind gerade mit „Hottenbacher" gezeichnete Wäsche heimlich zusteckt. Gegen den Schluß gibt es noch eine kleine Gewaltsamkeit. Der Bischof kommt, und auf den Blick erkennt er Jules Seele und durchschaut das an ihr geschehene Unrecht. Der Bauernpfarrer ist geliefert. Heißt das: Die kleinen Diebe hängt man wohl, aber den großen gewährt man als fromme Tochter einen Heiligenschein? Doch wohl nicht. Der Abschluß sollte besonders tragisch werden, indem Jule gerade da zu Grunde gehen mußte, als die Kirche Miene machte, sich ihrer anzunehmen. Es ist zu spät; sie glaubt nicht mehr daran. Der Tod kommt wieder unter einem Donnerwetter nach Wernerscher Methode.

Die Erfindungsgabe der Dichterin ist nicht bedeutend, ihre Stärke ist die Personengestaltung und die Darstellung der Art und Weise, wie diese Personen aus ihrem Milieu herauswachsen. Zwingt dann der „Roman" sie, etwas zu gestalten, was sie nicht erlebt hat, so tut sie das nach bewährten Mustern „romanhaft" ab. So überwuchert denn auch wohl einmal an einer Stelle das Beiwerk, und aus eifrig durchgrasten Büchern zusammengetragene Nebensachen lähmen die schaffende Künstlerseele und rauben der Leidenschaft den heißen lebendigen Atem. Auch diese Art „Heimatkunde" gehört ja heute zum Roman hinzu. Der Stil ist etwas arg zerhackt, immer auf Wucht erpicht und oft wirklich wuchtig. In den Natur- und Menschenschilderungen ist er sehr bildkräftig. Die Natur ist in dem Buche selten lieblich, oft schwül und gedrückt, durchdroht und durchlauert, zumeist imposant. Der Geist in ihr ist gelähmt. Das stimmt zu den Verhältnissen, das beeinflußt den Stil. Manche dürften an

Nanny Lambrechts Wortbildungen ihre helle Freude haben. Mir sind sie nicht recht nach dem Geschmack. Ich führe hier eine kleine Sammlung auf, wobei ich ausdrücklich bemerke, daß dieses oder jenes ungewohnte Wort wohl auch ein Provinzialismus sein kann:

Pfirsiche „däumeln" (388). Gebrüll „prallt" in den Morgen (147). Ein anderes Mal auch der Donner. Ein Gaul läßt „die Hufe niederpraddeln" (147). Die Frau „gurkst" im Bett (405). In ihr „klunkst" es, als sie Blut erbrechen will (405). Das Blut „klumpt" schwer in jemandem (400). Kühe „mumpsen" (395). Pferdeleiber „wumschen" (419). Rappen haben „quallige" Körper (415). „Quallen" wird auch als Zeitwort gebraucht. Man „verwamscht" jemandem den Rücken (376). Jemand hat „schlampernde" Backen (405). Man „schupft" die Achseln (22). Eine Frau „knodert" etwas [brummt] (422). Die Bauern „schurpsen" heim (422). „Klumpende Schatten" (340). Die Sonne schwimmt „glutisch" (338). Die Katze „flitscht" (346). Ein Mundwinkel „reißt zur Seite" (332). Ihre Blicke „wehen" zu ihm (405). Jule „stößt" vom Melkstuhl auf (396). Die Beine der Rinder „steifen" in den schwammigen Grund (370). Besser gefällt mir (370), wenn es vom Pflügen heißt „Die Ackerkrume schäufelt auf" oder (285) „Das Heu rispelt unter ihren Rechen".

Julius Havemann.

Von den Berliner Bühnen.

(IX.)

Der für ein wertvolles Werk ernster Gattung außerordentlich starke Erfolg, den Karl Schönherrs dreiaktige Tragödie eines Volkes „Glaube und Heimat" (Buchausgabe: L. Staackmann, Leipzig, 1910) allerorten gefunden hat und noch täglich findet, ist in den starken Qualitäten, die das Werk als Theaterstück hat, begründet. Diese brauchten hier nicht herangezogen zu werden, wenn sie nicht auf Kosten der dichterischen Werte, die Schönherr zu geben befähigt ist, erkauft wären. Aber es mag — um das Negative vorwegzunehmen — gleich hier betont werden, daß „Glaube und Heimat" gegenüber der herben vollsaftigen Lebenskomödie „Erde" dichterisch nicht nur kein Fortschritt, daß es vielmehr — nur in dieser, aber doch in dieser allerwichtigsten Hinsicht — ein unverkennbarer Rückschritt ist. In Karl Schönherr ist offenbar nach der Komödie „Erde", die in ihrer Art ein Vollkommenes darstellte, wohl durch Motivänderung zu erreichen, also: zu wiederholen, aber nicht zu übertreffen war, der Zwang mächtig geworden, von den naturalistischen, sorgsam getüpfelten, farbengetreuen Wirklichkeitsausschnitten zu großlinigen, rhythmisch gegliederten, farbensynthetischen Lebensbildern vorzuschreiten. Er versucht es in dem „Königreich" mit einer aus Sehnsucht, nicht aus innerem Überfließen erzeugten wesensunwahren Märchenromantik und mußte scheitern. Er bediente sich in „Über die Brücke" des Symbols und kam, da es sich nicht aus dem Stoffe zwingend ergeben hatte, über die Attrappe nicht hinaus. Mit „Glaube und Heimat" ist Schönherr da angelangt, von wo aus ihm eine monumentalisierende Vergeistigung seiner Werke einzig gelingen kann und — hoffen wir es — gelingen wird: bei der Gestalt. Noch hat er den falschen Angriffspunkt gewählt. Immer wieder spürt man, daß die große Geste das Primäre gewesen ist, an der sich die Empfindung — bis zu einem gewissen Grade — entzündet hat. So haben alle Gestalten des Stückes trotz ihrer monumentalen Maße, sobald sie sich bewegen, sobald sie sprechen und handeln, etwas Marionettenhaftes. Man verstehe mich recht: Ich glaube keineswegs, daß es der großlinigen

idealistischen Tragödie oder Komödie möglich ist, sich die lebensnahe Farbigkeit naturalistischer Werke zu erhalten; um des Größeren willen muß kleineres als Opfer gebracht werden. Aber während es gilt, soviel an Empfindung zu verdichten, daß in einem Wort, einer Geste, in der Rhythmik, der ganzen Wesenshaltung all das Viele anklingt und vor dem Innern des Genießenden ersteht, was sich darin seinen letzten, zusammenfassenden, notwendigen Ausdruck und Ausweg suchen mußte, gibt Schönherr nur zu oft nichts als die leere große Geste, die Empfindungen, statt sie in sich zu vereinigen, vortäuschen soll. Daher das Grellfarbige, Schreiende, Dürftige, Billige, Sprunghafte, Unglaubwürdige (nicht im Sinne billiger lebensabhängiger Rationalistik, sondern künstlerischer, Gefolgschaft erzwingender Bewältigung des Gewollten), daher statt der typisierenden Rhythmik die mechanisierende Theatralik des Werkes. Daß Schönherr, um in seiner Entwickelung voran zu kommen, an der richtigen Stelle, bei der Gestalt, angesetzt hat, ist das starke Plus, das ich mit Freuden für ihn in Anrechnung bringe; daß er, obschon am Ziel, nun im Eifer die Sache beim verkehrten Ende anpackt, ist es, was zwar meine Hoffnung nicht versehrt, mir aber, der ich Schönherrs Weg verfolgte und gerne aufs Ganze blicken möchte, die ungetrübte Freude, die naive Genießer mit vollem Recht bei dem hochbedeutsamen Werk empfinden, verwehrt.

Nur die u n g e t r ü b t e Freude, nicht die Freude schlechthin; denn ich brauche wohl gerade den Lesern dieser Zeitschrift nicht zu versichern, daß Schönherrs „Glaube und Heimat“, sobald der Vorbehalt der zu starken Verkürzung des Dichterischen zugunsten der wirksamen großen Geste gemacht ist, den kräftigsten Wiederhall in mir gefunden hat. Welche Weite und Bedeutsamkeit des Themas: Glaube und Heimat, Verwurzeltsein und Wandernmüssen, Hang zum irdischen Glücklichsein und Drang zur Gewinnung ewiger Seligkeiten in unlöslichem Konflikt! Zur Zeit der Gegenreformation ist es. Irgendwo in den österreichischen Alpenländern. Drei Generationen der Rott-Familie sehen wir in ihren Geschicken. Der alte wassersüchtige Vater, der bald von dannen muß, hat schon in seiner Jugend die beiden Glauben raufen sehen. Der Eindruck des erschlagenen Ahnen hat sich so tief in seine Seele geprägt, daß er, mit Leib und Seele an der Heimat hängend, das Bekenntnis seines Glaubens in sich verschließt. Bis zum letzten Tag will er schweigen. Dann aber, wenn der Bader ihm die Stunde verkündigt hat, da er sterben muß, dann will er es allen ins Gesicht schreien, daß er längst mit der Lehre der Kirche gebrochen hat, und in und mit diesem Bekenntnis selig sterben. Auch Christof Rott verschweigt, wie es um sein Herz steht. Während sein Bruder Peter offen bekannt hat, des Landes verwiesen wurde, aber von Heimweh übermannt zurückkommt und wie ein Verbrecher herumschleicht, hält er die Bibel unter einem lockeren Fußbodenbrett verborgen. Als der wilde Reiter, diese statuenhafte Verkörperung des mordenden Gegenglaubens, in sein Haus bricht, leugnet er, ein Evangelischer zu sein. Aber diese Unehrlichkeit frißt, während der Großvater sich mit dem erzwungenen Jesuitismus abgefunden hat, an seinem Herzen. Bekenne! bekenne! ruft ihm jede Bibelseite zu. Es bedarf denn auch nur eines letzten Anstoßes, daß Christof Rott das Wort findet, das ihm seinen inneren Frieden zurückgibt. Als die Nachbarin, von dem Reiter und seinen Soldaten, den „Fanghunden“, gehetzt, lieber ihr Leben als ihren Glauben läßt, da entwindet der von einem Weib Beschämte das Bibelbuch ihren verkrampften Händen und bekennt sich aus der Unruhe seines Gewissens heraus frei und offen zur

Augsburgischen Konfession. Nun muß auch Christof Rott wandern. Sein Vater beharrt nach wie vor bei der Lüge. Sein Weib jammert und schilt, stellt sich aber allen Worten zum Trotz auf die Seite ihres Mannes. Spatz, der Sohn beider, ein prächtiger Wildfang, freut sich aufs Wandern. Da aber, als alles zum Auszug bereit ist, (auch der Vater, dem man ein ehrliches Begräbnis weigert, will sich auf einem Karren in die Fremde schieben lassen), im letzten Augenblick erfährt Spatz, daß er, als Minderjähriger, nicht mitziehen darf und mit der Mutter bei der Ahn, bis er erwachsen ist, daheimbleiben soll. Der aber will sich nicht hinter der Weiberschürze verstecken. Hitzig, wie er ist, läuft er davon. Der Reiter hinter ihm her. Und jenseits steht der Fanghund. Spatz schwingt sich auf das Geländer der Brücke, verhöhnt den Reiter und springt, als der zupackt, schwimmend das jenseitige Ufer zu erreichen, in den Mühlbach. Die Strömung ist zu stark. Ein Schlag des Mühlenschaufelrades — Spatz ist hinüber an das Ufer, von dem es keine Wiederkehr gibt. Da fährt der Bauer dem Reiter an die Kehle, wirft ihn zur Erde, holt mit der Axt zum Schlage aus und — geht, sich selbst überwindend, in sich. Er legt den toten Knaben auf den Karren und stapft, ohne seinem Feinde ein Haar zu krümmen in die Fremde; zieht aus, eine neue Heimat suchen. Der Reiter, der längst von seinem blutigen Handwerk im Innersten angewidert wurde und dessen Stimme mühsam durch immer wüstere Greueltaten überschrien hat, zertritt, innerlich überwunden, sein Schwert und bricht zusammen.

Mit machtvollen Griffen ist das Schicksal der Rott gepackt und — risch, rasch — vor uns hingestellt. Kein Wort zuviel; wohl aber manches zu wenig. Denn daß das innere Gefüge Risse und Sprünge hat, sagte ich schon. So sei nur noch die Hoffnung angeschlossen, daß Karl Schönherr, mit seinem nächsten Werk von innen her die Monumentalisierung seiner Gestalten anstrebend, auf der neuen, höheren Schaffensstufe, die er mit „Glaube und Heimat" erreicht hat, sich zu den Vorzügen, die seine „Tragödie eines Volkes" vor seinen übrigen Werken als Bühnenstück und als beachtenswerter Versuch, vom Naturalismus loszukommen, hat, die frühere dichterische Stärke zurückgewinnt. Denn darüber wollen wir ihn und uns nicht täuschen: der Dichter Karl Schönherr ist in „Glaube und Heimat" nicht zur Vollentfaltung seiner Kraft gekommen.

Hermann Bahr ist von der (relativ genommen) beträchtlichen Höhe, die er mit seinem vorjährigen Lustspiel „Das Konzert" erreicht hatte, nur zu schnell mit der dreiaktigen Komödie „Die Kinder" (S. Fischer, Berlin) wieder in die Niederungen des geistvoll-gefälligen, aber oberflächlichen Unterhaltungstheaterstückes zurückgekehrt. Denn „Die Kinder", die durch den Erfolg des Konzerts so außergewöhnlich schnell emporgetragen wurden, erreichen dies Stück, das durch seine humorvolle Verwertung von vielerlei Menschlichkeiten erwärmte, nicht im entferntesten an Ergibigkeit des grundlegenden Motivs, an Originalität, Lustigkeit und Lebendigkeit der Ausführung. „Die Kinder" sind von ihrem Verfasser eben nur um einer Pointe willen, nicht um irgendwie menschlich bewegende Gestalten zu schaffen, geschrieben worden. Diese Pointe besteht in der Aufklärung über das Verwechselt-das-Bäumchen-Spiel in Ehedingen, das Hermann Bahr bereits mehrfach als Motiv verwertet und variiert hat. Der gräfliche Konrad liebt die bürgerliche Anna. Ihr Vater, der Hofrat Professor Doktor Ignaz Scharizer, ein protziger Demokrat, erklärt: es geht nicht; denn der Konrad ist in Wirklichkeit mein Sohn, Anna und Konrad also Halbgeschwister. Gandolf Graf Freyn,

der seiner Vaterrechte Entkleidete, sagt: Es geht doch, denn Anna ist in Wirklichkeit meine Tochter; die beiden sind so wenig blutsverwandt, als wenn unsere Frauen sich nicht in ihren Männern — geirrt hätten. Tableau. — Diese Pointe reicht um so weniger aus, uns für die Langeweile und Konstruiertheit mancher Debattierszenen zu entschädigen, als Hermann Bahr zwar mit dem heiklen Motiv der Geschwisterehe, des Blutswiderspruches und des Willensrechtes allerlei billige Jonglierkunststücke vollführt, es aber nirgends herzhaft anpackt; auch gar nicht anpacken kann, da er von vornherein beschlossen hat, seine Gestalten so gut wie seine Zuschauer an der Nase herumzuführen, und naturgemäß seine Schlußsentenz: Aber wozu ereifert ihr euch; die Sache liegt so einfach sie nur liegen kann! nicht verbergen kann, sondern bald hier, bald da, irritierend für ihn und für uns, im voraus darüberhinspielen läßt.

Hans Franck.

Kurze Anzeigen.

Bischoff, Charitas: Amalie Dietrich. Ein Leben. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. (443 S.) 4 Mk., geb. 5 Mk.

Einer der wunderlichsten Lebensläufe und zugleich einer der imposantesten! Wie diese Frau mit der elementaren Kraft und Zähigkeit ihres Willens und ihres Gottvertrauens einem widrigen Lebensschicksal höchste geistige und moralische Erfolge abgerungen hat, das ist schlechthin vorbildlich. „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!" Dieses Wort steht leuchtend über ihrem Leben.

Werfen wir einen Blick auf den Werdegang unsrer „Heldin": Als Kind des Beutlers Gottlieb Nelle kam Amalie zu Siebenlehn im sächsischen Erzgebirge anfangs der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zur Welt. Da der einzige Bruder in die Fremde gezogen war, half sie nach ihrer Konfirmation dem Vater bei seinem Handwerk. In dem zehn Jahre älteren „Naturforscher" Wilhelm Dietrich, einem hochbegabten, aber undisziplinierten und schroffen Manne, fand das bildungsdurstige, begeisterungsfähige Mädchen einen geistigen Führer und bald auch einen schwärmerisch verehrten Gatten. Dietrich stammte aus einer thüringischen Gelehrtenfamilie, die mehrere namhafte Botaniker hervorgebracht hatte, war durch den Tod seines Vaters gezwungen worden, sein Medizinstudium aufzugeben, hatte hernach bei einem Apotheker gelernt und hatte sich dann durch seine große Vorliebe für Pflanzen und Tiere schließlich verleiten lassen, auch diesen Beruf aufzugeben und das wissenschaftlich-methodische Sammeln und Verkaufen von Naturalien ausschließlich zu betreiben. Natürlich war diese Tätigkeit sehr wenig einträglich und ungemein mühevoll. Aber Amalie nahm nun in beispielloser, begeisterter Opferwilligkeit die Hauptlast auf sich. Während ihre gute Mutter den Haushalt besorgte, begleitete sie ihren Mann mit dem Tragkorb auf dem Rücken oder zog allein viele Wochen lang den Hundewagen in ganz Deutschland, Belgien und Holland herum, die Sammlungen an Schulen und Gelehrte verkaufend und Neues sammelnd. Aber die Last vergrößerte sich noch: Ein Töchterchen wurde dem Paare geboren, Großmutter Cordel starb und — das war das Härteste — Amalie mußte eines Tages erkennen, daß sie ihrem undankbaren Mann längst gleichgültig geworden war. Wie sie nun für ihre Tochter Charitas den Kampf ums Dasein allein aufnimmt, wie sie sich immer mehr zu einer wissenschaftlichen Kapazität auswächst, wie sie für das Museum des Hamburger Patriziers Cäsar Godeffroy nach Australien zieht und dort in zehnjähriger Sammelarbeit (1863—1873) das Vertrauen ihres Auftraggebers glänzend rechtfertigt und wie sie endlich im Jahr 1891 nach einem arbeitsreichen Lebensabend, den sie dem Hamburger botanischen Museum gewidmet hatte, bei der inzwischen vermählten Tochter in Rendsburg ruhig und gefaßt sich zum Sterben hinlegt, das muß man im Buche selbst nachlesen.

Die Form unsres Buches ist seinem Inhalt adäquat. Lebendig, aus der tiefen Überzeugung von der heroischen Schönheit dieses außerordentlichen Lebens, aber ohne jede Prahlerei und Schönfärberei ist alles erzählt; und mit strenger Konzentration auf die Person

Amaliens. Mag auch manchem diese Konzentration zu streng durchgeführt erscheinen, weil er gern vom Schicksal Wilhelm Dietrichs, des Vaters, des Bruders Nelle und mancher anderen Nebenfiguren noch Weiteres erfahren hätte — der künstlerischen Abrundung des Buches kommt diese Strenge jedenfalls zu statten.

Einige Photographien, die dem Bande beigegeben sind, lassen uns in den männlich festen Gesichtszügen Amaliens ihren Charakter deutlich wiedererkennen. Vielleicht entschließt sich die Verfasserin, bei einer neuen Auflage auch ein Porträt ihres Vaters, falls ein solches erhalten ist, hinzuzufügen.

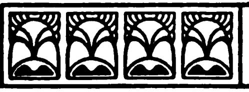
Möchte dieses nach Inhalt und Form ausgezeichnete Lebensbild recht viele junge und alte Leser finden! Namentlich sollte es in keiner Volksbibliothek fehlen.

Erwin Ackerknecht.

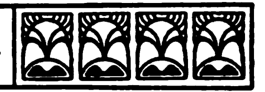
Hart, Hans: Liebesmusik. Eine Alt-Wiener Geschichte. Leipzig, L. Staackmann. Geb. 5 Mk.

Ein farbenbuntes lyrisches Landschaftsbuch mit dem Hebbelschen Vorwort: „Das Leben hat eine Musik und tausend Variationen derselben" liegt vor uns. Eine stille Geschichte, die, zum Teil in Weimar selbst geschrieben, an die Biedermeiertage an der Ilm gemahnt. Spielt sie auch in einfacher Bürger-Umwelt, so fehlen doch die Großen nicht. Schwind, Beethoven u. a. sehen hinein. Doch nicht sie sind es, die die Musik machen. Die Liebe schlingt zwischen zarten jungen und alten Geistern ihre lebendigen Bande, ein ebenso zarter, gefälliger lyrischer Stil bringt sie zur Anschauung. Die Kämpfe, die ausgefochten werden, spielen sich auf dem lichten, sonnenüberspielten Hintergrunde Alt-Wiens ab; das nimmt ihnen das den Norddeutschen gewohnte Schwer-Tragische. Feiner, leise verschleierter und entschleierter Humor schwebt über dem Beschaulich-Spielerischen der dargestellten Epoche. Dieser Humor verdichtet sich in der Figur der Tante Dorine Wurm, in dem Emigranten-Marquis, dem Pfarrer Mutschlechner u. a. — Jedenfalls wieder ein versprechendes Werk eines jungen Österreichers, der Talent genug hat, das manchmal allzu Lyrische zu überwinden und den großen Gestalten, die in seinem zierlichen Büchlein jetzt nur Namen sind, zu Mark und Charakter zu verhelfen.

Wilhelm Arminius.



Bibliotheksnachrichten.



Etwas über Hausbibliotheken.*). Kann man sich etwas Traulicheres denken als das von Ludwig Richters Meisterhand gezeichnete Bild deutscher Häuslichkeit, wie es auf der Titelseite des Wochenblattes „Daheim" (das auch die kleinste Volksbibliothek besitzen wird) zu sehen ist? Um den runden Tisch im gemütlich-engen Zimmer sitzt eine Familie. Der Hausvater liest aus einem Buche vor, und zwar, wie die erhobene rechte Hand zeigt, mit innerster Teilnahme. Mütterchen, mit dem Kleinsten auf dem Schoß, sitzt ganz versonnen da; es müssen liebliche Dinge sein, die von jenen Blättern her sich vor ihrem inneren Auge gestalten. Großvater ruht im Lehnsessel und schmaucht; aber er ist so in Nachdenken versunken, daß die Pfeife wohl kalt werden wird. Ein Mägdlein schaut dem Vater über die Schulter; die Augen wollen noch vor den Ohren etwas von der schönen Geschichte erhaschen. Selbst das Brüderchen und der kluge Hund stehen mäuschenstill da; zwar ist ihnen nicht alles klar, aber ihre eigenen Gedanken machen sie sich doch, und sicher ist's auch ihnen ganz feierlich. Da kommt eine Muhme (oder ist's die Großmutter?) mit dampfender Schüssel herein. Aber die Klöße sind nicht wie sonst willkommen. Nur, daß der Vater verspricht, hernach noch ein Stündchen weiter zu lesen, weckt den Appetit, so daß man bald der Schüssel auf den Grund sieht. Auf dem linken Nebenbildchen sieht man ein würdiges Ehepaar mit ihrem Knaben, dem man anmerkt, daß er in der Klasse obenan sitzt, an die Haustür klopfen; sie erwarten sich ein feines Plauderstündchen mit den Nachbarn, die so gute Bücher lesen. Rechts wird ein Baum geschüttelt, und nun fallen die Kirschen in Scharen, und die Kinder stopfen Körbchen und

*) Aus dem Kalender „Deutscher Reichsbote" für 1912.

Mäulchen; so springen aus des Vaters Büchern die klugen Gedanken und die lustigen Märlein in Fülle heraus.

Es steht zwar nicht auf dem Bilde, aber man kann getrost darauf wetten: der Vater hat sich das Buch nicht geborgt, sondern es ist ihm ein lieber Besitz, und da, wo er es aufbewahrt, steht noch eine ganze Reihe großer und kleiner, mit bunten und mit schwarzen Röckchen. Etliche sehen freilich etwas abgeschabt aus; aber das sind nicht etwa die verachtetsten, sondern die liebsten, die Geschichten, an denen man sich nicht satt liest. Immer wieder bettelt das Mägdlein: „Ach, Vater, lies vom tapferen Schneiderlein!" Oder die Mutter: „Bitte, noch einmal von der kleinen Seejungfrau!" Oder der Großvater: „Wie war's doch mit dem Grafen Zeppelin?"

Wer's so gut haben könnte! wird mancher seufzen. Da kommt der Kalendermann und sagt: „Jeder kann's so gut haben!" Und der Kalendermann muß es wissen und er wird es auch gleich beweisen.

Freilich, man kann nicht alles zugleich wollen! Das kann nicht einmal der Kaiser. Wenn ein pflichtvergessener Mann die Arbeit scheut und die Groschen, die ihm je und dann einmal zufallen, in Branntwein anlegt, dann kann auch die ordentlichste Frau nicht an Bücher denken. Wenn Vater, Mutter und Kinder jeden neuen Film im Kientopp sehen müssen, „die geraubte Sklavin" oder das „Pferderennen in Hoppegarten", da springen hernach die Taler nur so zum Fenster hinaus. Aber so ist's immer in der Welt gewesen: wer ganz schlecht oder ganz dumm ist, kommt nie auf einen grünen Zweig. Habt ihr noch nicht gesehen, wie so ein Kinematographen-Schauspiel zustande kommt? Da verkleiden sich ein paar arme, brotlose Schauspieler als Räuber und Sklavin, und der Theatermann photographiert die Faxen, die sie machen. Nicht wahr, das nennt man auf ein dummes Publikum spekulieren!

Aber man kann auch Geld für Bücher ausgeben, ja einen ganzen Kasten voll besitzen, und eben darum bemitleidenswert oder gar verächtlich sein. Wenn so ein schlauer Händler kommt und das erste Heft vom „Scharfrichter von Berlin" oder von irgend einem Räuberhauptmann anbietet, dann ist er nicht besser als die falsche Königin, die dem armen Schneewittchen den giftigen Apfel reicht. Nur zehn Pfennig kostet das Heft; aber der Händler kommt wieder, und die Hefte brechen mitten im Satze ab, gerade wenn man wissen will, wie's weiter geht. Wenn dann das dumme Spiel zu Ende und der arme Leser durch all den Unsinn und verbrecherischen Wahnsinn gewatet ist, dann haben sich hundert Hefte angehäuft — das macht zusammen zehn Mark! Um nichts besser ists, wenn der Knabe oder das Mädchen oder gar der Vater eine Detektivgeschichte nach der andern („Das Drama in der Leichenkammer" oder „Die Mädchenhändler von Budapest" und dergl.) oder schmutzige Witzblätter anschleppt. Sinnlos und sündhaft wird das Geld vertan; fünfzig Millionen Mark im Jahr, so sagt man, steckt das deutsche Volk in die Taschen der widerlichen Halunken, die dies Schandgewerbe treiben. Und was für einen Gewinn hat man davon? Daß einem die Gedanken verrückt, der Wille untüchtig, der Sinn für wahre Freude zerstört werden! Daß man den Kindern das Leben verdirbt — lehren's nicht die Gerichtsverhandlungen und die Selbstmordfälle? Daß die Gebildeten die Hände ringen und klagen: „Wie soll man dem armen Volke helfen?"

Wie, wenn es sich selbst hülfe! Und zugleich damit zeigte, daß es ein gebildetes Volk ist und immer mehr werden will! Denn das macht schließlich nicht die Bildung aus, daß man auf der Universität lernt, wie man einen Patienten operiert oder wie man die Paragraphen des Gesetzbuches zu verstehen hat oder welcher König vor undenklichen Zeiten in dem oder jenem Lande herrschte. Das alles ist Fachwissen, das man wohl ehren soll. Aber Bildung ist: mit offenen Augen in seiner Zeit und seinem Lande stehen, wissen, was die großen Dichter und Denker gesagt und die Helden getan haben, den Wert der eigenen Stellung im Ganzen erkennen und sie für sich, für die Seinen, für das Vaterland würdig ausfüllen, das Unerforschliche verehren und für das zeitliche Leben Glanz der Ewigkeit gewinnen.

Was gehört denn an Hilfsmitteln zur Erlangung solcher Bildung (NB. wenn man seine Schuljahre nicht ganz verschlafen hat!)? Sicher das Beste, was unsere klassischen Dichter geschaffen haben. Es müssen nicht gleich „sämtliche Werke" sein, denn auch Goethe und Schiller haben zu Zeiten Langweiliges geschrieben, das niemand zu lesen braucht und gewöhnlich auch niemand liest, der mit dem Besitz der vollständigen Ausgabe prunkt. Edle Unterhaltung soll vorhanden sein, die auch in müderen Stunden fesselt und die doch

wertvoll genug ist, zu wiederholtem Genusse zu locken. Die Kinder dürfen nicht leer ausgehen; sie haben ein Recht auf die Märchenwelt (aber auf die unseres Volkes, nicht auf die eines modernen Zeilenschreibers!), auf den Robinson, auf den Wildtöter und die deutschen Heldengeschichten. Wie das deutsche Volk herangewachsen ist und was es erlebt hat, was wir von den Sternen wissen und wie es in den Kolonien aussieht, wie Amerika entdeckt ward und wie die Pflanze lebt, wie die Menschen die Luft erobern und was es mit dem Radium auf sich hat — das und manches andere soll auch in der schlichten Hausbibliothek zu finden sein.

Und das soll einer erwerben, der nicht wohlhabend ist? Da kann man doch höchstens an die Volksbibliothek denken! Nun, nicht überall ist eine Volksbibliothek. Und wo ist sie, hat sie noch ihre besonderen Aufgaben zu erfüllen. Sie kann uns die teuren Fachbücher leihen, aus denen wir unsere technischen Kenntnisse vermehren und die wir dann für andere Wissensdurstige zurückgeben. Sie reicht uns einmal eine Unterhaltung dar, nach der wir gerade neugierig waren, oder sie verschafft uns die großen Werke neuerer Autoren, die nun einmal teuer sein müssen. Sie läßt uns in ihren Zeitschriften blättern. Aber die Bücher, mit denen wir leben, aus denen wir uns durch immer wiederholtes Eindringen wirklich bilden, müssen wir besitzen, müssen sie zu Hausfreunden haben.

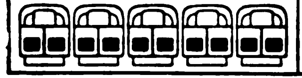
Wie, wenn wir monatlich eine Mark für Bücher zurücklegen könnten? Oder seien es auch nur fünfzig Pfennig! Das macht im Jahr zwölf oder doch sechs Mark. Wollen wir nun Bücher einkaufen? Nehmen wir denn die Jahresersparnis von sechs Mark zur Hand! Warum auch gleich mit so großen Budgets wirtschaften! Der Vater will zunächst den Grundstock zur Klassikerbibliothek legen. Er hat immer Schiller gern gehabt; darum soll's auch eine gute Ausgabe und dazu fein gebunden sein. Das liebste waren ihm immer „Tell" und „Wallenstein". Leichtsinnig, wie er ist, zahlt er für die Bände der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung sechzig Pfennig und eine Mark. Goethe ist der größte deutsche Lyriker; das wäre etwas für eine feierliche Sonntagsstunde! Schon wandern in der gleichen Ausgabe und ebenfalls gebunden „Fünfzig Gedichte" Goethes für fünfzig Pfennig in die Tasche. Und dann der „Götz von Berlichingen"! Wie geht deutschem Manne bei ihm das Herz auf! Die Cottasche Handbibliothek gibt ihn mit guter Einleitung von Goedeke für 25 Pfennig. Jetzt aber muß man an die Stunden denken, in denen die Seele nicht so hoch fliegen, aber doch auch nicht armseliges Zeug in sich aufnehmen will. Also gute Erzählungen für einen ernsten Mann. Die knorrige Gestalt des „Michael Kohlhaas" taucht auf; dies wundervolle Kleistsche Werk wird (Cottasche Handbibliothek) für 25 Pfennig erstanden. Etwas aus dem großen Jahre 1870 muß dabei sein! Wie wär's mit „Drei Kriegsnovellen" von Detlev v. Liliencron? Sie kosten 10 Pfennig und sind in der deutschen Jugendbücherei erschienen; um so besser, da wird es den Jungen nicht schaden, wenn sie sich einmal darüber hermachen. Und dann etwas zum Lachen! Vielleicht die Lügengeschichten vom Münchhausen (Bunte Bücher, 20 Pfennig). Und dann — „Aber Vater," sagt die Frau, „willst du denn alles für dich allein haben und unsern Geschmack gar nicht bedenken?" Der aber lacht: „Ihr kommt auch noch an die Reihe; ich habe ja so viel Geld! Also zunächst noch ein recht schönes Buch aus der Geschichte für mich!" „Was Förster Fleck 1812—1814 in Rußland erlebte!" Das ist gut! (Deutsche Jugendbücherei, 20 Pfennig). Und was liegt hier? „Luftreisen!" (Ebenda, 10 Pfennig). Her damit! Und gibt es auch etwas aus Asien und Afrika? Wie, Sven Hedin, „Dem Untergang nahe", und Herzog v. Mecklenburg, „Ins innerste Afrika"? (Exotische Abenteuer, je 10 Pfennig). Und da liegt auch ein Buch „Unter Schlangen" von Carl Hagenbeck (Ebenda 10 Pfennig,). Doch nun lacht der Käufer: „Du gute Frau sollst nicht vergessen werden. Du magst etwas, was von Kindern handelt und so recht zum Lachen und Weinen zugleich ist". Da wird Schmitthenners „Dickkopf und Peterlein" (Deutsche Volksbücherei, 10 Pfennig) eine rechte Freude sein. Und das schöne Tiermärchen von Selma Lagerlöf, „Karr und Graufell" (Ebenda, 10 Pf.) „Aber auch einen ganz langen Roman möchte ich haben, für die Stunden, wo ich auf dich warte." Was könnte träge Stunden besser kürzen, als Hauffs „Lichtenstein"? (Bunte Bücher, 50 Pf.) „Und weil du," meint der Mann, „so gern Schnurren vorliest und dir über die Sterne Gedanken machst und allerhand Nützliches einsammelst, nehmen wir noch Hebels Schatzkästlein mit 60 Holzschnitten hinzu." (Cottasche Handbibliothek, 70 Pf.) Und die Kleinen? Die bekommen

Märchen von Grimm („Der treue Johannes“ u. a.) und Leander („Pechvogel und Glückskind“, Bunte Jugendbücherei, je 10 Pf.) und den Robinson (Deutsche Jugendbücherei, 30 Pf.), und Nesthäkchen darf mit in das Bilderbuch „Von Menschen und Tieren“ (Frühlicht, in starkem Umschlag, 60 Pf.) hineinsehen. „Nun macht's gerade sechs Mark,“ sagt der Buchhändler. Und: „Wir sehen uns wieder!“ sagt der Vater.

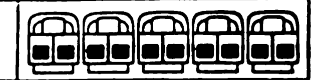
Wir hätten auch ganz anders wählen können und doch eine hübsche Bibliothek zusammenbekommen, deren sich auch ein König nicht zu schämen brauchte. Denn das ist ja das besonders Schöne an diesen wohlfeilen Büchersammlungen: sie enthalten nicht irgend welche „abgelegte Sachen“, die für das „Volk“ „noch gut genug“ sind, sondern sie bergen das Beste aus alter und neuer Zeit, sie führen alle zu derselben Quelle, aus der die Weisen und die Fürsten, die Alten und die Jungen, das, was vor der Welt vornehm und vor der Welt gering ist, trinken sollen. Man braucht — das wird die kleine Liste gezeigt haben — das Geld nicht ein Jahr im Kasten zu verwahren, sondern kann auch jede Woche oder jeden Monat für ein paar Pfennige etwas Schönes erstehen. Und die Schatzkammer wird nicht so bald erschöpft! Für jeden Geschmack — nur nicht für den Ungeschmack — sind Gaben in Hülle und Fülle, und immer neue fleißige Hände sind am Werk, den Reichtum deutschen Geistesgutes möglichst allen Volksgenossen zugänglich zu machen. Jeder Buchhändler freut sich, wenn er einem schlichten Manne die Verzeichnisse guter Schriften vorlegen und ihm bei der Wahl raten kann: die Deutsche und die Bunte Jugendbücherei, die Exotischen Abenteuer und Velhagen u. Klasings Volksbücher (darin die reich illustrierte begeisternde Lebensbeschreibung des großen deutschen Dichters Wilhelm Raabe von Heinrich Spiero), den Schatzgräber und Meyers, Reclams, Hendels, Hesses weltberühmte Sammlungen. Und wo sich ein solcher Buchhändler nicht fände, genügt eine Postkarte an den Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken (Berlin SW.68, Alte Jakobstr. 129), um den besten Rat zu bekommen. Daß die Bücher nicht immer ein festes Kleid anhaben, wird dem praktischen Hausvater wenig Sorge machen. Hat er seine Bücher erst lieb, so sieht er wohl einem Buchbinder ein paar Kunstgriffe ab und baut vielleicht zu Weihnachten eigenhändig ein schmuckes Gestell für die liebsten Hausfreunde.

Wer nur einmal den ersten Schritt getan hat, diese höchste Freude sich und den Seinen zugänglich zu machen, läßt gewiß nicht mehr davon. Wie weitet sich das Leben und vertieft sich das Lebensgefühl! Die Dichtung läßt uns ja an so vielen Schicksalen innerlich teilnehmen: wir sorgen mit den Königen und siegen mit den Helden, wir werden jung mit Kindern und leiden mit Märtyrern, wir schreiten durch die Wälder unserer Ahnen und streifen mit den Forschern durch unentdeckte Länder, wir belauschen die geheimsten Gedanken eines Goethe und sehen aus der Höhe des Luftschiffs auf die kleine Erde herab. Das kann kein Schund geben; er ist verlogen oder irrsinnig und zieht uns in diesen bösen Dunstkreis. Das kann die Talmiware der Leihbibliotheken nicht geben; sie ist geschminkt und süßlich und verdreht uns die Köpfe, daß wir das liebe, harte, schöne Leben nicht mehr verstehen. Unser Volk soll das gebildetste und stolzeste der Erde werden (damit verträgt sich die rechte Demut wohl); so fange jeder bei sich an, sein und der Seinen Leben innerlich zu steigern! Dann wird Sonnenschein in die Herzen und Häuser kommen. Und man wird sie hegen und pflegen: seine liebe Hausbibliothek!

Emil Müller.



Mitteilungen.



Zu den Nationalfestspielen von 1911 schreibt **Adolf Bartels** in den „Mitteilungen des Deutschen Schillerbundes“ (Nr. 15):

In der Hauptversammlung des Deutschen Schillerbundes vom 2. Oktober 1910 ist beschlossen worden, daß in diesem Jahre 1911 die Weimarer Nationalfestspiele für die deutsche Jugend wiederum stattfinden und in drei Wochenreihen, einer im Juli, zweien im August, jedesmal Hebbels „Nibelungen“, Shakespeares „Wie es euch gefällt“ und Schillers „Räuber“ aufgeführt werden sollen. Gleichzeitig mit dem Erscheinen dieser Nummer unserer „Mitteilungen“ ergeht

nun die Einladung an die in Betracht kommenden deutschen Schulen, ihre geeigneten Schüler an den Festspielen teilnehmen zu lassen.

Wie man sich entsinnen wird, wurden die ersten Nationalfestspiele im Jahre 1909 vom 6. bis 24. Juli abgehalten. Dadurch waren die Süddeutschen und die Schüler der Provinzen Rheinland und Westfalen von der Teilnahme einfach ausgeschlossen, und wenn doch zwei größere Gruppen badischer Schüler (Heidelberg und Freiburg i. B.) in Weimar erschienen, so war das nur durch Erteilung eines Urlaubs von seiten des Großherz. badischen Kultusministeriums möglich. Nun ist zumal in den preußischen Provinzen des Westens das Interesse an den Bestrebungen des Schillerbundes von vornherein sehr stark gewesen, und auch in Süddeutschland ist nach und nach ein solches erstanden, sodaß es einfach eine Sache ausgleichender Gerechtigkeit ist, diesmal den West- und Süddeutschen die Möglichkeit der Teilnahme zu schaffen. Es sind also die Festspiele der letzten Juliwoche diesmal insonderheit für die Teilnehmer aus den zehn östlichen preußischen Provinzen bestimmt, die der ersten Augustwoche für die Mittel- und diejenigen Norddeutschen, welche spätere Ferien haben (wie Hamburg), die der zweiten Augustwoche für die Süd- und Westdeutschen. Sollte sich herausstellen, daß die Teilnahme der letzteren nur geringfügig würde, dann könnte noch immer eine Verschiebung nach vorn stattfinden und statt in einer in zwei Juliwochen gespielt werden. Einstweilen muß es aber bei der Bestimmung der Hauptversammlung bleiben. Man hat in den östlichen Provinzen Preußens bereits geklagt, daß man statt in der ersten Ferienwoche nun in der letzten reisen müsse, aber wenn man bedenkt, daß ja dadurch die ersten drei Ferienwochen vollständig für die Erholung frei werden und man dann zu den Festspielen mit frischen Kräften (die man auch gebraucht) ziehen kann, so wird man sich vielleicht mit der Notwendigkeit aussöhnen. Auch die Schüler werden das Haupterlebnis ihrer Ferien nicht ungern am Schlusse sehen. Jedenfalls ist eine andere Spielordnung diesmal nicht gut möglich; man wird aber natürlich das nächste Mal wieder andere Rücksichten zu nehmen haben, bis endlich die Festspiele alljährlich und in einer größeren Anzahl Wochen zu ermöglichen sind.

Auf dem Spielplan stand neben Hebbels „Nibelungen" bekanntlich zuerst Schillers „Wallensteintrilogie", sodaß dann also diesmal unsere beiden großen nationalen Trilogien zur Aufführung gelangt wären. Doch hielt man das vielfach für zu schwere Kost und entschloß sich daher, die „Wallenstein"-Trilogie durch ein leichter erfaßbares Schillersches Stück und ein Lustspiel zu ersetzen; die Wahl fiel auf die „Räuber" und Shakespeares „Wie es euch gefällt". Ich glaube, daß die Zusammenstellung dieser drei Stücke im ganzen sehr glücklich ist. Hebbels „Nibelungen" waren 1911 in Weimar schon aus dem Grunde geboten, weil in dieses Jahr das Fünfzigjahr-Jubiläum der Weimarer Uraufführung dieses Dramas fällt — es wurde, wie man weiß, unter Dingelstedts Leitung am 31. Januar und am 16. u. 18. Mai 1861 in Weimar zu allererst in Deutschland gegeben, und zwar in Anwesenheit des Dichters und mit seiner Frau, der berühmten Tragödin des Wiener Burgtheaters Christine Hebbel, als Brunhild und Kriemhild. Nachdem der Wagnersche Nibelungenring, der mit Hebbels Drama freilich im Grunde gar nicht verglichen werden darf, dieses einige Jahrzehnte zurückgedrängt, ist es ja seit reichlich einem Jahrzehnt nun doch wieder auf allen Bühnen erschienen und hat auch als Schullektüre vielfach Eingang gefunden — man sieht eben immer mehr ein, daß es die beste Form der **deutschen** Nibelungensage ist und der deutschen Jugend diese, wie kaum das Nibelungenlied selber, naheführt. Die deutsche Nibelungensage ist im Gegensatz zur nordischen historisch, nicht mythisch, und das hat Hebbel selber sehr stark empfunden, und es ist in seinem Drama zumal im Schlußteil mächtig herausgekommen. Dann trägt aber das Werk wie kaum ein anderes deutsches auch den spezifisch-germanischen Charakter, und wenn wir auch den Glauben an die Hebbelsche Vision in dem Epigramm auf das Nibelungenlied nicht teilen, seine Grundanschauung hat doch Geltung:

„Selbst die Sprachen zerschellen und schmelzen am Ende zusammen,
Aber wenn dieses geschieht, ist auch die Brücke gebaut,
Die den ersten Mongolen verlockt, sich hinüber zu wagen

In die verschüttete Welt, welche noch stammelt für ihn.
Trifft er unter den Trümmern den „Faust" dann oder den „Tasso",
Wirft er sie lachend zurück in das durchstöberte Grab,
Denn was hätt' ihm der Doktor im schwarzen Talare zu sagen,
Oder der weiche Poet, welcher den Kränzen erliegt?
Aber die Helden Burgunds versteht er, den grimmigen Hagen,
Und das rächende Weib, wenn auch das liebende nicht,
Und so schlagen die Recken, die unsere ältesten Schlachten
Durchgefochten, dereinst auch noch die jüngste für uns."

Wir hoffen natürlich, daß sie das in anderer Weise tun, für die lebende Nation, und so ist die Aufführung der Hebbelschen „Nibelungen", die in Siegfried und Hagen die gegensätzlichen germanischen Mannesnaturen in großartiger Weise darstellen, in der Tat ein Stück nationaler Erziehung.

Zu Hebbels historisch-ethnologischem Drama stehen dann Schillers „Räuber" als politisch-soziales Drama in einem scharfen, aber doch auch ergänzenden Gegensatz. Man könnte den revolutionären Geist, der in dem wilden Jugendwerke steckt, als schädlich für die Jugend hinstellen wollen, aber man würde dann doch sowohl Schiller wie der Jugend unrecht tun: Ihrem Grundwesen nach sind die „Räuber" ein konservatives Stück, das Schlußwort Moors*) erweist es ganz deutlich, und unsere Jugend ist zweifellos heute erzogen genug, um das heraus zu empfinden. Daß sie durch den Sturm der Leidenschaft, der dieses Stück erfüllt, einmal hindurchgeht, schadet weiter nicht, im Gegenteil, es ist wohl sogar notwendig. Haben wir so neben dem streng geschlossenen historischen Drama großen Stils das subjektive politische Stück, so tritt endlich gewissermaßen vermittelnd das romantischste der Lustspiele Shakespeares hinzu, auch ein Walddrama wie die „Räuber", aber in reinere Regionen führend und an Stelle der tobenden Leidenschaft heiteres Spiel setzend. Auch formell und stilistisch ergänzen sich die drei Stücke, und man kann mit Sicherheit voraussagen, daß ein starker und einheitlicher Eindruck entstehen wird. Daß die Vorstellungen wieder gut werden, dafür bürgt die Gewissenhaftigkeit der Großh. Hoftheaterintendanz, die schon bei den ersten Nationalfestspielen ganz deutlich hervortrat.

Neben die Wirkung der Festspiele selber würden sich dann wieder die großen Eindrücke der Weimarischen Erinnerungen, Kunst und Kultur und der Thüringer Natur zu stellen haben. Es soll darüber heute noch nicht allzuviel gesagt werden, aber wir möchten schon jetzt jeden führenden Lehrer, der noch nicht in Weimar war, bitten, die Weimarfahrt möglichst von vornherein als Erziehung zu deutscher Kulturanschauung zu betrachten. Was Weimar an mit wirklichen Kulturstätten verknüpften Erinnerungen und an Kunst jeder Art bietet, stellt für die erste Orientierung der kleine vom Schillerbund herausgegebene Weimarführer (32 Seiten, Preis für Mitglieder 10 Pfg.) sehr übersichtlich zusammen — noch jeder, der das Büchlein in die Hand genommen hat, ist über die Menge dessen, was sich in Weimar vereinigt findet, erstaunt, aber eben diese Menge zwingt natürlich auch wieder zu weiser Beschränkung im Genusse, die selbstverständlich nur nach gründlichem Studium der Führenden möglich ist.*) Was hier in Weimar geschehen konnte, um die „Hetze" auszuschließen, ist bei den ersten Festspielen durch die vortrefflichen Dispositionen der aus hiesigen Schulmännern bestehenden Führungskommission geschehen, und da nun in den „Berichten der führenden Lehrer" (herausgegeben von Adolf Bartels, Verlag von Alexander Huschkes Nachfolger, Weimar 1909, Preis 1 Mk.) auch

*) „O über mich Narren, der ich wähnte, die Welt durch Greuel zu verschönern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu erhalten ... da steh' ich nun am Rande eines entsetzlichen Lebens und erfahre nun mit Zähneklappen und Heulen, daß zwei Menschen wie ich den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden. Gnade" usw.

*) Eben erscheint im Verlage von Hermann Paetel, Berlin, ein Buch von dem Haupt der Hamburger Gruppe unseres Bundes, Direktor Prof. Dr. H. Gerstenberg „An Ilm und Saale. Sommerfahrten durch klassische Stätten", das sehr geeignet ist, das trockene Gerüst, das der Schillerbundführer gibt, mit grünem Leben zu umwinden. In 9 stimmungsvollen Skizzen: „Ilmenau", „Das vorklassische Weimar", „Das klassische Weimar", „Neu-Weimar", „Das mittlere Saaltal", „Rudolstadt", „Jena", „Dornburg", „Die Franzosenzeit" wird die Einführung in das historische und das heutige Weimar und Thüringen versucht und erreicht. Prof. Gerstenberg verdient für das auch mit Bildern geschmückte Werk den herzlichen Dank des Schillerbundes.

ein großes Erfahrungsmaterial gesammelt vorliegt, so kann der Erfolg, die nationale Wirkung der Kulturstätte Weimar, diesmal noch weit bedeutender sein als das erste Mal. Nach wie vor wird man gut tun, Kultur- und Natureindrücke abwechseln zu lassen; vielfach, wie bei den Ausflügen auf die Wartburg, nach Jena und Naumburg, sind sie aber natürlich vereinigt. Die Spieltage werden wieder Dienstag, Mittwoch, Freitag und Sonnabend sein, so daß wenn eine Schülergruppe die ganze Woche zur Verfügung hat, drei Tage für größere Touren bleiben, die ja auch mit Ankunft und Abreise zweckmäßig zu verbinden sind. Die Unterbringung und auch die Erholung in Weimar (welch letztere natürlich nicht fehlen darf) haben schon bei den ersten Festspielen gewissermaßen feste Formen gewonnen, so daß in dieser Beziehung kaum noch Bedenken geltend zu machen sind. Doch hat man, da einige wenige ohne Lehrer gekommene Großstadtschüler das vorige Mal dem Drange, sich aufzuspielen, nicht widerstehen konnten, die Annahmebedingungen noch etwas verschärft. Sie lauten jetzt:

„1. An den Festspielen können nur Schüler teilnehmen, die von Schulwegen bis zu einer von der Geschäftsstelle bekannt gegebenen Frist vor den Spielen angemeldet sind.
2. Es sollen nur Schülergruppen zur Teilnahme zugelassen werden. Diese müssen während ihres Aufenthaltes in Weimar durch einen oder, je nach Größe der Gruppe, durch mehrere Lehrer ihrer Anstalt geführt und beaufsichtigt werden.
3. Einzelne Schüler können nur dann teilnehmen, wenn sie
   a) von Schulwegen bei einer anderen nach Weimar kommenden Gruppe mit deren ausdrücklicher Zustimmung angeschlossen sind, die dann selbstverständlich die volle Pflicht der Aufsicht und die Verantwortung für die anvertrauten fremden Schüler zu übernehmen hat; oder wenn sie
   b) mit ihren Eltern nach Weimar kommen oder bei hiesigen Verwandten wohnen. Diese haben alsdann die Verpflichtung, ihre Kinder oder die bei ihnen untergebrachten verwandten Schüler persönlich als solche anzumelden und nachzuweisen, sowie ebenfalls die volle Pflicht der Aufsicht und Verantwortung für deren Führung während des Aufenthaltes in Weimar zu übernehmen."

Dafür, daß die Lehrer, die ihre Frauen mitbringen, für diese gute und billige Plätze erhalten, ist wieder gesorgt, überhaupt wird dieses Mal unzweifelhaft alles noch etwas glatter gehen als das erste Mal. Der wahrhafte, nicht äußerliche nationale Geist, der bei den ersten Festspielen so mächtig hervortrat, wird hoffentlich aber auch dies Mal über allem sein.

Das Harzer Bergtheater bei Thale (Direktor Dr. Ernst Wachler), die älteste und erste deutsche Bühne unter freiem Himmel, eröffnet am Sonntag, den 9. Juli, ihre neunte Sommerspielzeit mit den „Räubern" von Schiller. Ferner kommen zur Aufführung „Das Wintermärchen" von Shakespeare (10. Juli), „Die versunkene Glocke" von Gerhart Hauptmann (11. Juli), „Die Nibelungen" von Hebbel (15. Juli: „Der gehörnte Siegfried", „Siegfrieds Tod"; 22. Juli: „Kriemhilds Rache"). Sodann folgen drei Uraufführungen: „Odysseus auf Ithaka" von Fr. Lienhard 29. Juli), „Hadrian" von Paul Heyse (5. August), das vorher nur in Athen in griechischer Übersetzung gegeben ist, „Heinrich der Löwe" von Franz Herwig (12. August). Vorgesehen sind außerdem das Festspiel „Wolfram von Eschenbach" von Heyse und eine Aufführung von Goethes „Iphigenie". — Für die Innenbühne sind bei ungünstiger Witterung angesetzt: „Der geschwätzige Barbier" von Holberg, einige Schwänke von Hans Sachs und eine Hanswurst-Komödie. Das Künstlerpersonal besteht aus Mitgliedern der ersten deutschen Hof- und Stadttheater (Wiener Burg, Berlin, München, Braunschweig, Hannover, Meiningen, Kiel, Freiburg). Die Vorstellungen beginnen täglich 5 Uhr (Mittwochs 4 Uhr) und dauern etwa 2—2½ Stunden, so daß der Anschluß an die Abendzüge nach allen Richtungen bequem erreicht wird.

Verantwortl. Schriftleiter: Wilhelm Fahrenhorst, Berlin. — Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H. (Abt.: Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken), Berlin SW 68.



Jahrgang 1910/11. Nr. 10. Juli

Roman und Novelle.

Von Benno Rüttenauer.

Keine andere poetische Gattung hat als solche, nämlich als Gattung, so abweichende und widersprechende Werturteile erfahren wie der Roman. Schillers Wort vom „Halbbruder des Dichters" findet auch heut noch mindestens so viel Zustimmung wie Ablehnung; dagegen haben die Romantiker, wie in allem so auch hierin die Antipoden Schillers, im Roman die höchste, ja die moderne Dichtungsform kat exochen gesehen.

Den Brüdern Schlegel galt der Wilhelm Meister als die Summe und Krone in Goethes Schaffen. Sie empfanden den Roman, ungefähr so wie in der schaubaren Kunst die Kathedrale, als diejenige Kunstform, welche die Elemente der übrigen notwendig in sich faßt oder doch dessen fähig ist, die, bei breitester Anlage und in Verbindung mit unbegrenztem Reichtum, mit unübersehbarer Fülle und Mannigfaltigkeit, zugleich zu den erhabensten Gipfelhöhen aufsteigt und bei aller Kompliziertheit und Universalität der organischen Einheit nicht entbehrt.

In der Tat ist der Roman für fortgeschrittene und verwickelte Kulturzustände das, was in primitiven und kinderhaften Zeitaltern das Epos war. Denn daß dieses in unserer Zeit nicht mehr möglich ist — trotz Karl Spitteler —, braucht man doch wahrlich nicht zu beweisen. Drei- oder viermal hat sich Goethe mit dem Plan zu einem Epos getragen. Seine ästhetisch-begriffliche Überzeugung wäre nicht dagegen gewesen; aber sein Instinkt hat ihn richtiger beraten. Es hat eben andere als nur äußere Gründe, daß die Achilleis in den ersten Anfängen stecken geblieben ist.

Man braucht nur soviel zu sagen: ein Kunstwerk beweist sich durch seine Wirkung, nicht durch jede natürlich, sondern eben durch die Art Wirkung, die im würdigen Verhältnis steht zu der aufgewandten Kraft und Arbeit in Quantität und Qualität. Ein Epos ohne eine im Leben der Nation und der Gegenwart spürbare, kurz, ohne mächtige nationale Wirkung, ist keines. Eine Wirkung müßte es tun und eine höhere noch wie das Werk Richard Wagners. Wann aber hat es ein Epos mit solcher Wirkung zum letzten Mal gegeben? Die Frage schon genügt.

Vielmehr, schon die Frage ist zu viel.

Jedes Wort ist hier zu viel.

Was aber könnte für das Epos Ersatz bieten, wenn nicht der Roman? Viel schiefe, ja direkt verderbliche Theorien haben die Romantiker ausgeheckt; aber wenn sie in einem einzigen Punkt gegen Schiller im Recht waren und für alle Zukunft Recht behalten werden, so in ihrem Begriff vom Roman, in ihrer hohen Einschätzung des Romans.

Sie berührten sich hierin, wie übrigens in sehr vielem andern noch, mit Goethe, der in seinem „Shakespeare und kein Ende" deutlich genug durchblicken läßt, daß des großen Briten reichste und gewaltigste Schöpfungen nach Form und Gehalt viel eher als Romane denn als Tragödien anzusehen sind. Und das ist ja auch der einzige Ausweg (der Grieche Goethe hat das wohl gefühlt), diesem so außerordentlichen und einzigen Dichter gegenüber die „romanische" Kritik — sie wird manchmal auch von Deutschen geübt, siehe Paul Ernst — ad absurdum zu führen.

Mit dem Maßstab der strengen Form, Tragödienform, kann man diesem übermenschlich Gewaltigen wirklich nicht gerecht werden, man müßte denn heucheln.

Weder Friedrich von Preußen noch Herr von Voltaire waren dumm. Sie hatten Begriffe von Form, die eher richtig als falsch zu nennen sind. Und da sehe man ihre Urteile über den mächtigsten Dichter der christlichen Ära. Und zugleich sehe man, wie ein Moderner, wie der schon genannte Paul Ernst, eingeengt in seine Formforderungen wie in eine Zwangsjacke, mit einer Ängstlichkeit sich um Shakespeare herumdrückt, wie die Katze um einen heißen Brei, was denn wirklich sehr' possierlich ist. Fast scheint er manchmal geneigt, einem Hebbel den Preis vor dem kolossalen Angelsachsen zu geben.

Ja, wenn es in der Dichtung mit der strikten Form getan wäre. Aber gerade die Größten haben am öftesten die Form durchbrochen, richtiger, die Form ihrem Kaliber angepaßt, Shakespeare im Drama, Goethe im Faust, Balzac im Roman. Und ein „Grüner Heinrich", denk' ich, überragt hoch die meisten andern Romane unserer Literatur, die vielleicht hundertmal besser komponiert und proportioniert sind, ganz abgesehen von der Behandlung des Materials bei Keller, d. h. der Sprache, wodurch bei ihm jeder Satz, schon rein formal, zum Kunstwerk wird.

„Wir begreifen die Vorliebe der Romantiker für den Roman recht wohl,“ höre ich nicht ohne Ironie einwenden; „sie entsprang aus ihrer ganz allgemeinen Tendenz zur Formlosigkeit.“

Aber ich kenne gar keine ungeheuerlichere Behauptung als die, daß der Roman formlos sein dürfe oder auch nur formlos sein könne. Dieser furchtbare Irrtum beruht auf einem ganz und gar nur auf das Äußerliche gerichteten Begriff von Form und auf jenem bösen Dualismus von Form und Gehalt, gegen den sich Goethe so ereifern konnte.

Es ist ja doch offenkundig selbst bei den berühmtesten Epen ein eigenes Ding mit ihrer Form als Ganzes. Die Odyssee verrät deutlich ihre nachträgliche Zusammenstückelung aus den früheren Rhapsodien, und von dem unbestreitbar genialsten Kunstepos unserer Ära, dem Rasenden Roland, ist es ein offenbares Geheimnis, daß dieses berühmte „Rolandslied“ eigentlich keinen Schluß hat, sondern in infinitum weiter gehen könnte, und daß man überhaupt vom Ganzen als einheitliche Geschlossenheit am Besten absieht und sich, wenn man genießen will, an die Teile hält, indem man die einzelnen Gesänge als kleinere Ganze nimmt.

Im Hinblick auf den Roman aber ist zu sagen, daß eine Form deswegen doch keine Unform ist, weil sie unendliche Möglichkeiten zuläßt.

Von der prinzipiellen Bedeutung der Form dann noch ein Wort. Es gibt zwei Künste, in denen die Form, streng genommen, alles ist, weil diese Künste, wie keinen Gegenstand, so auch (streng genommen) neben der Form keinen weiteren Inhalt haben: die reine Architektur und die reine Musik. Zur letzteren gehört auch der Tanz. Nahe stehen Skulptur und Malerei. Sie stehen nahe und doch auch, genau betrachtet, wieder sehr weit weg. Aber in noch weiterem Abstand folgt die redende Kunst. Die Musik schafft ein Werk allein mit Tönen; der Dichter kann allein mit Sprachklängen, obwohl sie sein wesentlichstes Material sind, noch nichts machen, nicht das kleinste lyrische Gedicht; jede gegenteilige Behauptung – und man hört in neuerer Zeit manchmal solche gegenteiligen Urteile – ist ein Unsinn.

Und so ist wirklich nicht nur der Roman, sondern die Dichtung überhaupt und in vollem Ernst eine verdammt unreine Kunst. Nicht nur, daß ihre Bedeutung nicht einzig in der Form liegt; vieles andere kann für Wert und Würde in ihr ebenso viel oder gar mehr Bedeutung haben.

Dies gilt aber allerdings von keiner Dichtungsart in so weitgehendem Maße wie vom Roman. Man mag dies die Achillesverse des Romans nennen; seine Stärke vor jeder anderen Gattung liegt nicht weit davon.

Was ist der Roman anders als die Gestaltung, richtiger, die Spiegelung des Lebens, bald mehr in die Breite, bald mehr in die Tiefe. Wie diese Spiegelung ausfällt – der Reflektor ist eben der Dichter – ob geklärt oder trübe, scharf oder verschwommen, in schöner Ordnung oder verworren und verwirrt, ob voll Wahrheit oder schief und verschroben,

subjektiv aufrichtig oder verlogen, ob mit unbefangenem Wirklichkeitssinn oder als Verzerrtheit und Karikatur, ob in Gesteigertheit oder Verblaßtheit der Farben, im richtigen natürlichen Licht oder in künstlich greller Beleuchtung, ob von erhöhter Lebenswärme durchpulst oder kalt und nüchtern, ob die Dinge von vielen Seiten gesehen oder nur immer von einer, körperhaft oder schemenhaft, ob alles auf sicherem Grund und Boden ruhend und wachsend oder verloren im Bodenlosen, ob die Seele der Dinge erschließend oder bloß Außenseite und Oberfläche gebend, die Erscheinungen verwendet zu höherer symbolischer oder bloß hausbacken verständiger Deutung: darin und in noch einigem andern liegt der Wert oder Unwert, die Bedeutung oder Bedeutungslosigkeit eines Romans. Und der höheren Bedeutung wird immer auch die höhere Form zuerkannt werden müssen.

Dehnbar ist aber ihrer Natur nach die epische Form, und gewiß verleitet das viele, sie ganz zu verkennen. Wenn ein Heinrich Mann oder ein Hermann Bang — zwei fraglos sehr bedeutende Schriftsteller — manche ihrer „Romane" rein in Konversation auflösen, daß man oft das Gefühl hat, ein Drama von Ibsen (oder auch Hauptmann) zu lesen, so können natürlich solche Bücher noch sehr interessant sein, interessanter für gewisse Leser als die besten Romane; aber das hindert nicht, daß sie in Wahrheit formlose Mischdinge sind.

Eine Mischgattung kann, wie eine Mischrasse, viel Reize haben, kann pikanter sein als die reine Gattung und die reine Rasse. Aber aus dem Auge darf man deswegen und aus dem Begriff nicht verlieren, was reine Rasse, was reine Gattung ist.

Und so pikant solche Produkte, wie die genannten und ähnliche, eine Zeit lang vom Snob empfunden werden, so verfallen sie doch schneller als andere dem Fluch der Langweiligkeit. Naivere Leser fühlen sich von vornherein abgestoßen. Aber wie ein gutes, d. h. wahrhaftes, Märchen nicht nur Kinder entzückt, sondern auch dem gebildetsten Geist ein Genuß ist, so ist etwas kein guter Roman, das nicht, indem es die höchsten Anforderungen der Kunst erfüllt, zugleich die naivste Phantasie (aber Phantasie muß es sein) mit Entzücken erfüllt. Die Odyssee, der wunderbarste Abenteuer-Roman der Welt, sobald man sie des uns so sehr widerstrebenden fremden Metrums entkleidet, und der Donquichote, beide werden mit gleich großem, wenn auch verschieden geartetem Genuß von alt und jung, von groß und klein gelesen, und alle berühmten Romane der Weltliteratur hatten die gleiche Zauberwirkung wenigstens eine Zeit lang.

Und ist es nicht wunderbar, daß der Roman (dem man die Form absprechen will) sofort langweilig wird, sobald er von der ihm eigenen Form, der epischen, abweicht, sobald er z. B. dozierend wird, oder sich in die Analyse verirrt, oder — wodurch zwei Große, wie Balzac und Zola, schwer gesündigt — mit unaufhörlichen Beschreibungen ermüdet, oder indem

er, wovon eben die Rede war, durchaus mit dem Dramatiker und Szeniker konkurrieren will.

Gewiß, viel wird die Form des Romans mißbraucht, aber das hat sie mit allen andern Kunstformen gemein.

* * *

Durch seine Vortragsweise, durch seine Methode gehört der Roman ins Reich der Kunst; was etwa Zola (in seinen theoretischen Abhandlungen) über die wissenschaftliche Methode des Naturalismus sagt, ist barer Unsinn, ein solcher Naturalismus, konsequent im Praktischen angewandt, wovor sich Zola wohlweislich gehütet hat, wäre Verneinung der Kunst.

Ganz gewiß aber ist der Roman noch etwas anderes als Kunst. Er wird immer, außer seiner rein künstlerischen Aufgabe, und zwar mit denselben Mitteln, wissenschaftliche Aufgaben erfüllen. Dadurch unterscheidet er sich aber nicht radikal vom Epos. Auch dieses vermittelt eine Summe von Erkenntnissen und Wissen. Das homerische Epos ist für uns in hohem Grad eine Kulturgeschichte des jungen Hellenenvolks. Es ist auch Religionsgeschichte und Kriegsgeschichte. Es ist noch in vielen andern Beziehungen dem Historiker ein dokumentenreiches Archiv. Und noch niemals ist behauptet worden, daß aus diesem Grund die homerischen Epen eine Halbkunst wären.

Nur vom Roman behauptet mans. Wahrscheinlich allein deswegen, weil zufällig unter seinen Begriff zugleich eine Unmasse von nichtsnutzigem Zeug fällt und weil die Romanform öfter als die des Epos von Nichtkünstlern und Sudlern mißbraucht wird.

Gewiß muß eine Art Bastardkunst und Pseudopoesie entstehen, wenn ein Gelehrter, aber absoluter Nichtdichter, eine Kunstform nur benutzt, etwa seine ägyptiologische Wissenschaft auf lukrative Weise an den Mann oder vielmehr an die Frau zu bringen. Und wenn sich dazu die Form des Romans am bequemsten mißbrauchen läßt, so ist dies doch kein Argument gegen diese Form an sich. Höchstens liegt hier eine Aufforderung, alles was sich als Roman darbietet, mit um so größerer Strenge zu beurteilen und weder den Stümpern und Dilettanten, die meinen, daß ihnen diese Form entgegenkomme, noch auch dem hochmütigen Schulmeister, der eine Kunstform mit dem Leitfaden verwechselt, die Würde des Künstlers und Dichters zuzugestehen.

Diese Forderung, dieser kategorische Imperativ der Ästhetik wird auch mit annähernder Sicherheit überall erfüllt, wo in einer Nation der künstlerische Instinkt dominiert und stark genug ist, am wenigsten jedoch bei solchen Nationen, wo eine vorherrschend auf Wissen gestellte sogenannte Bildung, man könnte sagen Schulbildung, jenen Instinkt geschwächt hat und sich einbildet, ihn ersetzen zu können.

Das ist der Grund, warum bei uns der schlechte Roman und der Bastard-Roman immer in einem Umfang begünstigt worden sind, wie kaum bei einer andern Nation. Man braucht nur an den ungeheuren Erfolg der Bücher von Dahn und Ebers zu erinnern. Gerade diejenigen, die sich als im Besitz der höchsten Bildung fühlten, haben jenen Erfolg gemacht. Nichts anderes aber war dieser Erfolg als der Triumph des Bildungsphilisters in der Literatur, als die Verachtung der Kunst durch die „Bildung".

Dieser Laxheit eines unkünstlerisch empfindenden Publikums steht der törichte Rigorismus einzelner Ästhetiker gegenüber, die den Roman zur Halbkunst degradieren, weil er didaktische Tendenzen habe.

Als ob solche nicht in den anerkannt größten Kunstwerken der Welt nachzuweisen wären. Die Decke der Sixtina enthält sie so gut wie nur irgend eine Wandmalerei des Giotto und der Cinquecentisten oder Dantes Göttliche Komödie.

Die sixtinische Decke: sie ist nicht nur eine Symbolik des christlichen Glaubensinhaltes, sie ist zugleich ein Museum der Anatomie, und das alles unbeschadet ihrer hohen und rein formalen Aufgaben. Und die göttliche Komödie: ganze Lehrbücher der Theologie, der Moral, der Politik, der Geschichte kann man aus ihr herausziehen, kein Roman der Welt kann mehr Wissenschaftliches enthalten!

Nicht darauf kommt es an, ob didaktische Tendenzen vorhanden sind oder nicht, sondern darauf, wie sie zum Ausdruck kommen, ob durch die Kunst als solche oder als unkünstlerische Anhängsel, ob durch künstlerische Synthese oder verstandesmäßige Analyse, ob durch gestaltetes und vorgestelltes lebendiges Leben oder durch prosaische Erklärung desselben.

Nicht eine Schwäche des Romans ist es, sondern seine Stärke, daß er, viel mehr noch als das gebundene Epos, zum poetischen Genuß und zur künstlerischen Sensation obendrein unser Wissen erweitert und unsere Erkenntnis vertieft, unsere Erkenntnis insbesondere unserer selbst, unser Wissen vor allem vom Menschen, insofern er ein Wesen außerhalb der Naturgeschichte ist.

Beides kann uns in diesem Sinn sonst nur das Leben selber geben. Die Wissenschaft gibt hier nur Formeln für den, der die Sache schon hat. Das Leben selbst aber, das wirkliche und leibhaftige Leben, leben wir alle mehr oder weniger fragmentarisch. Wir sehen die Erscheinungen zerstreut, von allzu viel verwirrenden Zufälligkeiten begleitet, die inneren Zusammenhänge verschüttet oder verdunkelt; der Roman, d. h. die künstlerische Spiegelung des Lebens durch den Dichter, bietet uns im Stoff weniger als das direkte Leben, aber gewährt dafür um so mehr Einblick ins Innere, in die Zusammenhänge, und gibt uns durch reines Herausschälen und klare Gegenüberstellung typischer Momente (eine Analogie dazu, aber eben nur Analogie ist das wissenschaftliche Präparat), gibt uns mit einem Wort

ungetrübtere und vollkommenere Anschauungen, worauf allein alle wahre Erkenntnis beruht.

Dreierlei ist der Mensch: ein physischer Organismus und als solcher ein Gegenstand der Naturforschung, eine sichtbare Formerscheinung und als solche ein Gegenstand der darstellenden Kunst, endlich ein sittliches Wesen und als solches ein Gegenstand der Philosophie und Soziologie einerseits und der Dichtung, d. h. des Romans andrerseits. Aber während Moralphilosophie und Soziologie auf dem Wege der Analytik höchstens zu abstrakten Sätzen gelangen, indem sie allgemein Gesetzliches konstatieren, läßt der Roman diese Gesetze, statt sie in ihrer Nacktheit auszusprechen, am lebendigen Exempel, sozusagen am gründlich vorbereiteten und zubereiteten, am ingeniös ausgedachten und durch Vereinfachung zur höchsten Wirkung gesteigerten Experiment, vor dem Leser zu sinnlicher Anschauung werden, zu einem eben so genußreichen wie lehrreichen Schauspiel. Man braucht das Wort vom roman experimental nicht notwendig im grob naturalistischen, man kann es auch in einem höheren und feineren Sinn verstehen.

* * *

Noch einmal: es ist keine Schwäche, sondern eine Stärke des Romans, daß er, auch wenn er nicht im geringsten lehrhaft ist, zugleich an der Kunst wie an der Wissenschaft teil hat, an jener durch die Form, an dieser durch den Gehalt. Und dabei ist es noch das Geringste, daß er, als Weltliteratur, die wahrste und zugleich interessanteste Geschichte der Menschheit darstellt, daß er die unverfälschteste Autobiographie ist, die jedes Zeitalter, ja jede Generation von sich selber schreibt; er ist unendlich mehr als das, er ist zugleich die intimste Naturgeschichte des homo sapiens, d. h. des Menschen als freie Persönlichkeit und des Menschen in seiner sozialen Bedingtheit.

Seine körperliche Schönheit mag geringer sein als die des Epos, er ersetzt sie durch Geist; die Abenteuer und das ganze Weltgetümmel in ihm mögen kleinlicher scheinen, meskiner, demokratischer, ärmer an Farben und jeder Art schöner Sinnlichkeit, dafür kennt er Schlachtfelder und Tummelplätze im Innern des Menschen, die vom Epos noch unentdeckt sind, und was bedeuten die Stürme und purpurnen Tiefen des Meeres gegen die Stürme und Heimlichkeiten der menschlichen Seele. Die wunderbarsten Rätsel, die nur den Menschen interessieren können, enthält der Roman und er ist zugleich ihr Schlüssel. Er macht uns den leidigen Histrionen und das Schaugerüst mit seinen plumpen Schranken entbehrlich, er ist selber die zur Geistigkeit sublimierte Bühne.

Und er kann das nur sein, indem er in eminentem Grad Kunst ist. Nicht nebenbei, nur allein dadurch, daß er Kunst ist, vermag er tiefste Philosophie zu sein.

Darin liegt seine hohe Würde.

„Seine ganze Entstehung aus der Auflösung des Epos in gebundener Sprache wies ja schon auf unkünstlerische Tendenzen hin." So Paul Ernst. Der Ausspruch darf schon verwundern bei einem so feinsinnigen und tief angelegten Kritiker. Der Gebundenheit oder Ungebundenheit der Rede solche Bedeutung beizulegen. Da müßten denn Götz und Werther als Dichtungen auf tieferer Stufe stehen, müßte der Götz (ein richtiger Roman) als Gestaltung von Lebensfülle, als Magazin von Menschheitssymbolen, müßte der Werther als hohes Lied der Leidenschaft weit zurückstehen etwa gegen die Eugenie oder die Pandora.

Wir wissen doch, daß es Zeiten gegeben hat, wo hervorragende Geister die Physik in gebundener Rede vorgetragen haben. Ehe denn die Prosa war, war eben das Metrum. Es diente dem Gedächtnis. Die Dichter konnten nicht schreiben. Ihre Gedichte wurden mündlich überliefert. Da bewahrte die metrische Sprache vor allzu großer Alteration. So bei den Griechen, so in der germanischen Ritterzeit.

Mit Einführung der Buchdruckerkunst, d. h. mit der Umwandlung der vorherrschend mündlichen in die ausschließlich schriftliche Überlieferung fiel ganz von selbst das Metrum weg, mit Ausnahme für die Lyrik, für die eben der mündliche Vortrag auch ferner als der natürliche, ja quasi notwendige empfunden wurde.

Nota bene: ob der Roman, von dem bis jetzt die Rede war, ein Ding der Vergangenheit, der Gegenwart oder der Zukunft ist, ist eine Frage für sich, die hier unbeantwortet bleiben kann.

Und nun noch eine Zwischenbemerkung. Während heute tatsächlich bei allen literarisch schöpferischen Nationen, den Russen und Nordgermanen, den Franzosen und Italienern, der Roman im Mittelpunkt des Interesses steht und die Arena bildet, wo die besten Kräfte um den Lorbeer kämpfen, wogegen die Bühnendichtung sehr zurücksteht, ist es bei uns in Deutschland umgekehrt. So weit geht das, daß in unseren illustrierten Zeitungen und ähnlichen Publikationsorganen unter den deutschen Dichtern von heute immer und wie selbstverständlich nur die aufgeführten Dramatiker verstanden werden. Mir scheint, wir Deutschen sind die einzige Nation, die heute noch das Theater in einem höheren Sinn überhaupt ernst nimmt.

Wir glauben sogar an die Tragödie und hoffen auf sie. Nun, zur Tragödie verhält sich der Roman wie das, was man Aufklärung nennt, zur Religion. Beide schließen sich bis zu einem gewissen Grad aus. Man hat entweder eins oder das andere.

Aber keineswegs willkürlich wird man das eine oder andere haben können. Der Weltgeist geht seinen Gang, an uns ist es, die Richtung zu erkennen.

Im 18. Jahrhundert war Frankreich ein wenig in unserem heutigen Fall. Als großer Dichter mußte man sich mit der Tragödie beweisen.

Aber welche ungelesene und unlesbare Dinge (und unaufführbare) sind heut die Tragödien eines Voltaire, eines Crébillon, eines Diderot sogar, während die gleichzeitigen Sittenromane – wozu manchmal, nämlich in den günstigsten Fällen, auch die Briefwechsel und Memoiren gehören – auf uns durchaus wie lebendige Dichtung wirken, darin wir den heißen Pulsschlag der Zeit verspüren.

* * *

Zum Roman verhält sich die Novelle zunächst wie die Rhapsodie zum Epos; nur die Entwicklung ist bei beiden verschieden. Aber immer war die Novelle früher als der Roman, wie die Rhapsodie früher als das Epos; auch haben beide das gemein, daß sie ursprünglich nur mündlich mitgeteilt wurden.

Die berühmten Cent Nouvelles nouvelles wurden auf Schloß Genappe zur Zeit der Verbannung des französischen Kronprinzen, des späteren Königs Ludwig (des Elften) von diesem und seinen burgundischen Vettern und deren Hofleuten in heiterer Tafelrunde erzählt; aufgeschrieben wurden sie erst nachträglich. Und in allen älteren italienischen Novellen – wie auch im Heptamerone der Königin Margot – wird ein mündlicher Vortrag nicht nur äußerlich vom Autor fingiert; auch der Stil ist darin so, wie man mündlich erzählt, wenn auch natürlich zur wohlberechneten Kunst emporgebildet, und nie wird die Novelle dieses Stilprinzip verlassen dürfen, ohne in die Gefahr der Stillosigkeit zu geraten.

Dieser Umstand ist für die Gattung Novelle überhaupt entscheidend. Der Grund-Unterschied zwischen ihr und dem Roman beruht darauf. Eine Novelle muß sich, und eigentlich in einem Zug, an einem Abend erzählen oder vorlesen lassen. Darum drücken die deutschen und französischen Benennungen „Erzählung", „Conte", ihr Wesen genauer aus als die italienische Bezeichnung „Novelle", welche beizubehalten jedoch darin einen guten Grund findet, daß eben die italienische Literatur die besten Muster gegeben hat. Doch haben die Franzosen wohlgetan und auch hierin ihr reines und starkes nationales Fühlen kund gegeben, daß sie das dem Italienischen nachgebildete „Nouvelle" früh wieder fallen ließen und ihrer eigenen Bildung „Conte" ausschließlich den Vorzug gaben.

Wir aber sollten wenigstens nicht so weit gehen, wie es oft geschieht, daß wir mit „Erzählung" eine geringere und gemeinere, mit „Novelle" aber eine höhere und vornehmere Art der Gattung bezeichnen. Wahrhaftig, damit sollten wir endlich brechen, zwei Synonyme, wovon das eine deutsch und das andere Fremdwort ist (Frau – Dame, Mahlzeit – Diner usw.) so zu gebrauchen, als ob die fremdwörtliche Bezeichnung die Sache vornehmer mache. Ja, es hat so seine Gründe, wenn sich noch immer recht viel Verächtliches einmischt in die Beurteilung, die wir von andern erfahren. Aber dies in Parenthese.

Und also während der Roman ohne weiteres das Buch voraussetzt, tut das die Novelle nicht. Vielmehr war sie ursprünglich ausnahmslos mündliche Erzählung und kann es noch immer sein. Daher ihre allerdings viel geschlossenere Form als die des Romans, ihre unverbrüchlichere Einheit der Handlung, auf die das Interesse des Lesers ausschließlich konzentriert sein will; daher die Forderung an diese Handlung, daß sie auffallende Merkmale habe und ein scharfes Profil, kurz, daß die Fabel an sich bereits in höherem Grad interessant sei. Dieselbe dann im Vortrag zur höchsten Wirkung zu steigern, das bedingt die Form der Novelle.

Ihr klassisches Musterland, weiß jedermann, ist Italien, wo sich auch in dem öffentlichen Märchenerzähler die letzten Nachkommen der antiken Rhapsoden in allerdings sehr verschrumpfter Gestalt bis auf die jüngste Zeit herunter fortgefristet haben, in verschrumpfter Gestalt, aber im Wesen nichts anderes, mit Kindern und armem Volk, mit Fischern und Lazzaroni zu Zuhörern anstatt der Könige und ihres höfischen Gesindes. Denn zugleich Ausläufer der antiken Rhapsodie und Quelle und Anfang der Novelle ist das Märchen.

Aber andere Geschichtchen erzählte man den Kleinen und andere erzählte man gegenseitig sich selber. Die letzteren bildeten das Rohmaterial des Boccaccio. Er hat stofflich kaum Neues erfunden; er hat nur hundertmal Erzähltem die letzte klassische Form gegeben; wie man ja bekanntlich an diese stets dann die höchste Anforderung stellt, wenn die Stoffe an sich schon bekannt sind. Wir sehen das auch in der Malerei.

Die Nachfolger des Boccaccio erzählten viel öfter Novellen im Sinn von „Neuigkeiten", sie schöpften viel weniger als er aus dem Schatz der Überlieferungen, sondern verwerteten weit öfter wirkliche neue Vorfälle; besonders Bandello erzählt eine Menge Zeitereignisse. Aber in dem Maße, in dem der Stoff an sich eine Bedeutung in Anspruch nimmt, wird dafür die Form schwächer. Bandello gefällt sich schon sehr oft in romanmäßiger Breite.

Natürlich braucht ein Novellist von der Art Bandellos nicht immer weniger interessant zu sein als der Klassiker Boccaccio. Man kann ihn oft sogar interessanter finden, wie wir ähnliches bei Besprechung des Romans konstatiert haben. Der Nachklassiker ersetzt, was er an Form weniger gibt, durch andere auch ganz köstliche Dinge. Und dasselbe darf man im letzten Grund von der Novelle unserer Zeit und der jüngsten Vergangenheit sagen, in denen die reine Novellenform längst aufgegeben ist, so daß die meisten Produkte, die seit hundert Jahren als Novelle bezeichnet werden, einesteils kurze Romane, anderenteils bloße Studien und Skizzen und Romanbruchstücke sind. Man könnte hierzu berühmte Beispiele anführen.

Wertvoll und in hohem Grad interessant können diese Sachen deswegen doch sein. Ja, sie werden, wo nur ein wahrer Poet dahintersteht,

wie bei den Meisternovellen Tiecks, Brentanos, Eichendorffs und anderer Romantiker, doch fast höher von uns eingeschätzt als die Novellen Goethes, der in seiner klassizistischen Periode auch in der Novelle die altsanktionierte klassische Form als letztes und höchstes angestrebt hat. Er hat auch in der Tat in schönster Reinheit die Form aus der Vergangenheit heraufgehoben; aber daß er sie erfüllt hätte mit dem ihm sonst eigenen Reichtum und daß er, im Bild zu reden, in den alten zierlichen Gefäßen uns den kräftigen Trunk böte, an den er uns zuvor gewöhnt hatte, wird niemand behaupten. Es steht damit eben wie mit einer Reihe von andern Produkten von ihm, die ebenfalls aus der ausschließlichen Präokkupation mit der Form hervorgegangen sind.

Nichts führt in der Kunst so sicher der Langeweile entgegen (die dann ihrerseits schon an den Tod grenzt) als diese allzuängstliche Präokkupation mit der Form.

Durch ihren poetischen Gehalt, d. h. durch sinnliche Lebenswärme und Lebensfülle sowohl wie durch psychologische Vertiefung stehen Kleists Erzählungen, vor allem der einzige Michael Kohlhaas, auf einer ganz unsagbar höheren Stufe der Dichtung als die leichten Gebilde Goethes.

Nach Goethe und den Romantikern könnte man viele durch ihre Novellenproduktion berühmte Namen nennen. Selten erscheint die Form rein. Storms berühmteste Novelle Aquis submersus ist schon sehr Roman und überhaupt nicht so hoch zu stellen, als es gewöhnlich geschieht. Der Reiz aller Stormschen Erzählungen liegt mehr in ihren einzelnen lyrischen Schönheiten als in ihrer epischen Bedeutendheit. Keine von ihnen erreicht an Sicherheit der Zeichnung, an poetischer Symbolik und reiner Vollendung, die besonders in der absoluten Steigerung bis zum Schlußpunkt zum Ausdruck kommt, die einzige Novelle Mörikes: Mozarts Reise nach Prag.

Die gehaltvollsten und bedeutendsten neueren Novellen aber schenkten uns fraglos die beiden Schweizer: Keller und Meyer, der eine als ganz ursprünglicher großer Dichter, der andere als überlegener besonnener Künstler. Über Keller gibt es schon keinen Streit, kein wesentliches Auseinandergehen des Urteils mehr.

Meyer dagegen, und heute mehr als je, wird sehr widersprechend beurteilt. Seine größte Schwäche aber finde ich von seinen Absprechern gerade nicht betont. Sie liegt darin, daß er gern den strengen und herrlichen Stoff durch eine ganz banale Liebesgeschichte verdirbt. Z. B. sollte man doch meinen, daß das persönliche Erleben der Vorbereitung und Ausführung eines so grausigen Stücks Welthistorie wie die Bartholomäusnacht durch zwei Nachbarn aus der Schweiz und die Rettung des Protestanten durch den Katholiken (Amulett) nicht noch gehoben zu werden braucht dadurch, daß zugleich ein Hans zu seiner Grete kommt. Nein, geschwächt, verdorben wird das grauenhaft schöne Bild dadurch, indem der Dichter selber das

Große, ja Ungeheuerliche in den zweiten Rang und eine Banalität in den ersten rückt. Man spürt da Luft der Gartenlaube. Ein Poet wie Wilhelm Jensen und ein kunstreicher Erzähler wie Paul Heyse scheinen ja auch zu meinen — verhängnisvolles Meinen —, daß allein die Liebesgeschichte ein würdiger Stoff für die Novelle sei; aber wenigstens ist sie bei ihnen dann wirklich die wesentliche Handlung. Bei Meyer aber, im „Amulett", in den „Leiden eines Knaben" und noch da und dort, ist sie eine Zugabe von Zucker zu einem wunderbaren Bericht, darin der gute Geschmack den Zucker als störend empfindet.

Wo jedoch bei Meyer so was fehlt wie etwa in der Versuchung des Peskara, stehen wir dann auch vor einem imponierend strengen Kunstwerk.

In neuester Zeit bereitet sich in unserer Literatur ein Umschlag vor, der der Novelle zu Gute kommen muß. Einige der begabtesten der Jüngeren machen energisch Front gegen das Analysieren, Dramatisieren, Skizzieren, „Pointillieren" usw. im Roman, betonen endlich wieder die Kunst des Erzählens, den epischen Stil. Sie stellen auch an die Novelle die strengsten Forderungen. Ein Wilhelm Schäfer ist daran, in seinen „Anekdoten" der novellistischen Kunstform die Bedeutung und den Wert nicht der Renaissance-Novelle, aber der vollendetsten Renaissance-Medaillen zu geben. Er hat unter andern die berühmte Halsbandgeschichte als einen Novellenstoff ohne Gleichen erkannt — denn die Fabel bedeutet unendlich viel bei der Novelle — und daraus ein Kunstwerk geschmiedet, das man getrost zu den unvergänglichen Schätzen rechnen darf. Dagegen wirken die Novellen von Paul Ernst (des Theoretikers der Novelle) zu direkt beabsichtigt in ihrer Form, zu archaistisch; vollen Dank aber sind wir ihm schuldig für die Herausgabe und Einführung des „Goldenen Faden" von Jörg Wikram, dieser alten deutschen Novelle, die fast an Cervantes gemahnt und jedenfalls zu den seltenen Köstlichkeiten unserer alten nationalen Erzählungskunst gehört.

Thackeray.

Von Dr. Albert Ludwig (Lichtenberg).

Mitten durch London, vom Zentrum der City, der Bank, bis zum Marmortriumphbogen, der im vornehmen Westen am Eingang zum Hydepark steht, zieht sich, erfüllt von allem Lärm der Weltstadt, eine ihrer Lebensadern, jener Straßenzug, der in seiner westlichen Hälfte den Namen der Themseuniversität Oxford trägt. Er ist in seiner jetzigen Ausdehnung erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts allmählich geschaffen worden, also besonders in seiner östlichen Hälfte durchaus modern; wenige Schritte aber durch eine der nördlichen Querstraßen von New Oxfordstreet, und wir sind im konservativen London. Stille Straßen ohne Läden, von einförmigen, schmalen Häusern mit zwei Stockwerken über dem Erdgeschoß eingefaßt; die eine und andere

führt auf einen Platz, einen Square. Schattenspendende Bäume, eine freundlich leuchtende Rasenfläche, die der Wanderer in der Steinwüste gern begrüßt, mag sie auch durch Gitter sorglich verwahrt sein. Das ist der Russell Square, wir aber sind mitten in Thackerays Land.

Das prächtige Hotel drüben stört — wir denken es uns fort und haben den Rahmen so vieler Kapitel des Romanes vor uns, der ihn einst berühmt gemacht hat: hier spielt Vanity Fair. Hat er später gelegentlich selbst ein Haus als das der Osbornes oder Sedleys bezeichnet, so hindert uns nichts, dort drüben die Familienkutsche halten zu lassen, in der Amelia Sedley und Rebekka Sharp, die beiden ungleichen Freundinnen, aus der Pension zurückkehrten: dort also spann die kluge Becky ihre ersten Netze, dort brach das Glück der Sedleys zusammen. Von unserem Platz aber blickte vielleicht später Amelia sehnsüchtig hinüber nach den Fenstern ihres Knaben — wie lange hat es doch gedauert, bis deutsche Dichter, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, so selbstverständlich Schauplätze unseres täglichen Lebens mit den Gestalten ihrer Phantasie erfüllten!

Leicht ließen sich die Streifzüge auf Thackerays Spuren fortsetzen: nicht gar weit westlich, beim Fitzroysquare, hausten die männlichen Helden der Newcomes; streifen wir durch Garten und Höfe des Temple, dann fehlen unter der Fülle der geschichtlichen Erinnerungen der alten Ordensburg auch Pendennis und Warrington nicht; kündet nur noch ein Name von Vauxhall, dem Vergnügungslokal, in das seine Helden ihre Damen so gern führten, so bringt uns ein Spaziergang zur Stätte ihrer jugendlichen Leiden: zum Charterhouse, dem alten Karthäuserkloster, dessen berühmte Schule er selbst wie ganze Generationen seiner Gestalten besuchten, in dem sein Liebling, Oberst Newcome, unter den „armen Brüdern", den Pensionären, die letzte Zuflucht fand. Kein müßiges Tun, so in des Dichters Lande zu wandeln: nur wenn seine Gestalten wahr und lebendig sind, vermag der Schauplatz ihres Geschicks unsere Anteilnahme zu fesseln, und wie passen in unserm Fall die Straßen und Häuser mit ihrer wohlhabenden, aber kalten Ruhe, ihrer bei allen typischen Zügen doch in den Einzelheiten hervortretenden selbständigen Art zu seinen Personen, die keine „Helden" sind noch sein wollen, die keine abenteuerlichen Schicksale kennen, nur im Durchschnittsleben ihres Standes Freud und Leid der Menschenkinder auskosten.

Bloomsbury — so heißt der Stadtteil des Russell Square — ist bei deutschen Londonpilgern als Wohnviertel beliebt — sind die Landsleute zahlreich, denen hier solche Erinnerungen aufsteigen? Wer, dessen Blick auf das Straßenschild Eastcheap fällt, gedenkt trotz der prosaisch lauten Geschäftsstraße nicht der Zeit, da hier der tolle Heinz und der dicke Sir John in der Kneipe zum Eberkopf zechten! Lang ist das Schuldgefängnis gefallen, aber noch liegt sein Schatten über Fleetlane, und Pickwicks joviale Gestalt taucht auf; an andere Schilderungen seines Schöpfers Dickens erinnert so manche Gasse des Ost-

endes — die Thackerayerinnerungen stehen für die meisten von uns in zweiter und dritter Reihe. Seine Hauptromane sind einst übersetzt worden, aber keiner von ihnen ist ein deutsches Hausbuch geworden, nur einer, Vanity Fair, hat sich in die großen Sammelbecken populärer Lektüre, zu Reclam und Hendel, hinübergerettet. Die letzten Jahre allerdings haben die Anfänge zu einer gesammelten Ausgabe seiner Schriften (bei Georg Müller in München) gebracht, auf weite Verbreitung ist ihr Preis sicher nicht berechnet. Woher diese Zurückhaltung der aufnahmefähigsten Nation? Schon Thackerays Entwicklungsgang kann eine Antwort geben.

In Indien, in Calcutta, wurde er (am 18. Juli 1811) geboren — seit zwei Generationen standen die Thackerays, deren Ahnen im nordenglischen Yorkshire als ländliche Gutsbesitzer Pflug und Egge geführt hatten, in zahlreichen Mitgliedern im Dienste der ostindischen Kompagnie: den entfernteren Vorfahren dankte der berühmteste Sproß des Geschlechts wohl den mächtigen Wuchs — um eines Hauptes Länge ragte der breitschulterige Mann später über andere Sterbliche — den näheren das stattliche Vermögen, das dem früh vaterlos gewordenen Knaben eine behagliche Zukunft zu sichern schien. Wie all der Nachwuchs der Herren Indiens wurde er schon früh (mit sechs Jahren) nach England geschickt, um dort erzogen zu werden; er hat mehr Leid als Freud im englischen Schulleben gefunden und sein Lebtag nicht glauben wollen, daß der formalistisch-grammatische Betrieb der alten Sprachen die beste Scheide für das Messer des Geistes sei. Auch die Spiele der Kameraden lockten ihn nicht sehr: er war von früh an ein eifriger Leser, aus dessen Hand dabei kaum einen Augenblick der Zeichenstift kam. Die freien Seiten, die Ränder seiner Bücher und Hefte bedeckten sich mit karikierenden Illustrationen; ihr Witz schuf ihm dann auch eine angesehene Stellung unter den Schulgenossen. Mit achtzehn Jahren ging er nach Cambridge und trieb's dort ebenso: er führte ein vergnügtes Leben und las im übrigen, wonach ihm der Sinn stand; mit dem gelehrten Gepäck der alma mater beschwerte er sich nicht und verließ sie auch schon nach anderthalb Jahren. Tüchtig Schulden hatte er gemacht, weiter sich aber nicht ausgezeichnet; denn wenn er sein Talent für leichtfließende, heiterparodierende Verse in Studentenzeitungen bewährt hatte, so sah darin kein Mensch aus seinem Freundeskreise etwas besonderes und er auch nicht. Es fiel ihm gar nicht ein, daß diese Gabe für ihn bedeutsam werden könnte — was kümmerte ihn die Zukunft: vorläufig zog er, seiner Jugend froh, hinaus in die Welt, zur „großen Tour.“

Nach Deutschland ging es, und in Weimar wurzelte er fest. Sein Leben lang ist ihm das Jahr im traulichen Städtlein eine liebe Erinnerung gewesen: er hat noch Goethe seinen Besuch machen dürfen, war am Teetisch seiner Schwiegertochter ein häufiger Gast, ein gern gesehener Gesellschafter auch in anderen Familien, dessen Zeichnungen hier und dort sorgfältig aufgehoben wurden, auch an Herzensabenteuern mangelte es nicht — aber ewig konnte der geschäftige Müßig-

gang nicht dauern, auch dieser Prinz Vogelfrei mußte an Heimkehr und Vorbereitung auf einen Beruf denken. So finden wir ihn denn im Herbst 1831 im Temple, dem alten Erbe der Londoner Juristenfakultät, hausend; Rechtsgelehrter wollte er werden, aber gar so eilig hatte er's damit nicht, und bald war's ihm ganz leid. Wie lockten die Theater; an fröhlichen Gesellen war kein Mangel — manch bedenklich dunkler Ehrenmann war aber auch darunter, und er hat später die Künste, mit denen harmlos grünen Jünglingen das Fell geschoren wird, mehr als einmal mit genauer, ach nur zu teuer erkaufter Sachkenntnis geschildert. Das Spiel kostete ihm stattliche Summen, einmal 1500 Pfund auf einem Sitz; als er großjährig war, machte die Bezahlung der Universitätsschulden ein neues Loch im vom Vater ererbten Geldbeutel; der Zusammenbruch einer Bank und eine mißglückte Spekulation, der Ankauf einer Wochenschrift, machten das Unheil fertig: jetzt hieß es auf eigenen Füßen stehen.

In Paris wollte er sich zum Maler ausbilden, aber die Farben wollten ihm nicht gehorchen wie der Stift. Zeichnen, karikieren war und blieb seine Freude, wie er denn auch später seine Romane selbst illustrierte, doch die Feder leistete zunächst leichter verwendbare Arbeit: er wurde Journalist. Keck genug heiratete er um diese Zeit (1836) ein vermögensloses Mädchen, und der ehemalige Bruder Leichtfuß hat es verstanden, seinen Haushalt rechtschaffen zu führen. Obwohl es ihm stets einen gewissen Willensentschluß kostete, seinen Ideen literarische Form zu geben, ging seine Produktion gewaltig in die Breite, und er fand leicht in Zeitungen und Zeitschriften für sie Raum: mit Frasers Magazine vor allem und dann mit dem Punch, Englands berühmter satirischer Wochenschrift, zu deren Mitarbeitern er von Anfang (1841) an gehörte, ist sein Name verknüpft. Er schuf vielbelachte Figuren: den Lakaien Yellowplush, der in der erheiterndsten, unnachahmlichsten Orthographie Episoden aus seiner Dienerlaufbahn erzählt, aber auch, umgeben von Suppentellern und Dessertlöffeln, Zeit findet, sein maßgebliches Urteil über literarische Erscheinungen abzugeben; er schuf den gewaltigen irischen Mars, den Major Gahagan, den Münchhausen freundlich als Vetter grüßen würde; Fitz Boodle, den jüngeren Sproß von Albions Adel, dem die Liebe so gar nicht hold sein will; unter dem Pseudonym Michel Angelo Titmarsh plauderte er selbst von französischen und irischen Dingen; er schrieb — ja, was schrieb er nicht alles! — Kunstkritiken und Bücherbesprechungen, Reiseskizzen und Schilderungen von Zeitereignissen, immer anziehend im Stil, treffsicher im Witz, selten froher Laune hingegeben, häufig in bitterer Satire der Unwahrheit im Denken, Fühlen, Handeln spottend, dabei schon damals ein Meister in der Kunst, Alltagsmenschen reden und handeln zu lassen, und doch scheint uns etwas zu fehlen, wenn wir diese Frühwerke eines großen Schriftstellers mustern: seiner Prosa fehlt die dichterische Inspiration.

Ein Beispiel. 1840 war Thackeray in Paris und wohnte den Feierlichkeiten der Überführung von Napoleons Leiche in den Invalidendom bei; als M. A. Titmarsh beschrieb er seine Eindrücke in drei

Briefen, die als besonderes Büchlein erschienen, mit unbarmherziger Wahrheitsliebe, feinem Gefühl für all die mitunterlaufende falsche Pathetik. Hinter die Satire stellte er ein Gedicht „Die Chronik der Trommel“; ein Tambour Napoleons spricht, dessen Vorfahren seit Heinrich IV. das Kalbsfell in Sieg und Niederlage geschlagen haben, ein Mann des Kaisers, der in den Erinnerungen an den Großen lebt — die prächtige Ballade sollte wohl neben die hohle Gebärde der Epigonen den kriegerischen Geist einer starken Vergangenheit stellen. Ahnte er nicht, daß sein Auge vielleicht nur für die Gegenwart nicht eingestellt war? Deutsche Verse klingen uns im Ohr: vom wehmütigen Prunk eines Leichenbegängnisses im Dezembernebel reden sie; schneidende Töne schier vergessener Kriegsmusik, wie aus ferner Vergangenheit hervorgezogene Feldzeichen, ein Geisterzug, ein verlorenes Auftauchen des imperialen Märchentraums. Und doch hatte der deutsche Dichter dasselbe gesehen wie Thackeray, hatte einen gar empfänglichen Sinn für alles Lächerliche, und es klingt auch etwas davon in seinen Versen; aber er empfand das Gewaltige dieses Grußes an einen toten Ruhm, und heute sind vor dem mächtigen Eindruck der Gruft des Imperators schon lange jene Menschlichkeiten seiner Überführung geschwunden: Thackerays Buch wirkt als gescheites Pamphlet, die Verse Heinrich Heines als Dichtung.

Nicht von Tadel ist hier die Rede: die Wahrheit verehrte Thackeray als seine Göttin, den Schleier der Dichtung begehrte er nicht aus ihrer Hand, und das beweisen auch die meisten seiner früheren Versuche in größeren Kompositionen. Der Zorn über die literarische Mode, Verbrecher zu sentimentalen Helden zu machen stand bei Catherine Pate: die Heldin ist eine Dirne und wird aus niedrigsten Beweggründen zur Mörderin, sie kommt mit niemand in Berührung, der ein Haar besser ist als sie; wäre nicht ein irischer Straßenräuber, der wohlverdientermaßen am Galgen endet, so würde auch der leiseste Zug von Humor in dieser naturalistischen Verbrechergeschichte fehlen, die Satanas mit Beelzebub austreiben wollte. Barry Lindon, der Lebenslauf eines handwerksmäßigen Spielers, ist stofflich kaum erbaulicher: ein nichtsnutziger Glücksritter lebt von der Torheit der faulenzenden Gesellschaft der Rokokozeit und tut sich noch groß dabei — eine schriftstellerische Kraftleistung, gewiß, aber eben als solche zu bewerten: ohne den Wunsch, es mit gewissen Mustern des achtzehnten Jahrhunderts aufzunehmen, hätte Thackeray kaum diesen irischen Königssprossen all seine Kreuz- und Querzüge so getreulich erzählen lassen.

Nicht als ob sich niemals im Schriftsteller der Dichter geregt hätte. Jene Ballade zeugt von ihm, wie denn überhaupt Thackerays nicht zu zahlreiche Gedichte, die in Deutschland so gut wie unbekannt sind und es ob ihrer virtuosen Reim- und Sprachtechnik wohl auch bleiben werden, zu seinem Besten gehören. Vor allem ist hier aber die anziehendste seiner früheren Schöpfungen zu nennen, die tragikomische Geschichte vom „Großen Diamanten der Hoggartys“ und seinem Einfluß auf die Schicksale eines biederen Provinz-

jünglings. Eigene Eitelkeit und fremde Torheit heben ihn aus seinem Kreise heraus, führen ihn in gefährliche Beziehungen zu einem betrügerischen Spekulanten; er erlebt einen tiefen Fall, aber in der Demütigung seines Stolzes, im Schmerz der Kreatur (sein Erstgeborener stirbt ihm) findet er sich wieder zurecht und in bescheidenem Wirken ein bescheidenes Glück. In rührender Einfachheit steht die Novelle da: der nur von Bosheit und Torheit zu wissen schien, schildert ein schlichtes Menschenlos, freut sich an Liebe und Treue. Eigenes tiefstes Leid mochte ihm die Seele erschlossen haben: sein Glück war zerbrochen. Die Frau, die er liebte, war ihm durch unheilbare Gemütskrankheit verloren, auch er hatte am Totenbette eines Kindes (der zweiten seiner drei Töchter) gestanden — das ließ das tiefe Gefühl, die Sehnsucht nach Liebe, die Ehrfurcht vor hilfreicher Menschlichkeit, die sich sonst unter der unbarmherzigen Maske des Wahrheitsapostels versteckten, hervortreten, das gab so manchen Seiten ein stilles und um so ergreifenderes Pathos.

Aber der sehr geringe Erfolg konnte den Dichter nicht ermutigen, diesen Weg fortzusetzen; der um mehrere Jahre jüngere Barry Lindon zeigt nichts mehr von dieser milden Stimmung: erfolgreicher war er darum nicht. Überhaupt war Thackeray, der die Mitte der Dreißig schon erreicht hatte, dem Publikum trotz der Masse seiner Veröffentlichungen immer noch unbekannt, denen von der Zunft aber schien er nichts weiter als ein witziger, stilgewandter Journalist zu sein, in zu vielen Sätteln gerecht, um in einem recht zu reiten. Schätzte er sich selbst höher ein? Der Mann, der auch später noch auf der Höhe seiner Erfolge stets vom Zweifel geplagt war, ob sein Bestes dem Publikum gut genug sein werde, hatte ehrgeizigeren Träumen als dem, sich und den Seinen mit der Feder ein behagliches Leben zu sichern, wohl Valet gesagt. Da aber kam ihm der Ruhm.

Seit dem Februar 1846 erschienen im Punch die Aufsätze über die englischen „Snobs". So hatten in seiner Jugend den Söhnen der Alma mater die Philister geheißen, und wenn wir daran denken, daß Goethe als sein Verdienst pries, die Deutschen aus Philisternetzen befreit zu haben, so werden wir am Ende dem Begriff, den jetzt Thackeray prägte, denselben deutschen Namen geben dürfen: die niedrige Gesinnung, die mit letzten Endes äußerlichen Dingen ein großes Wesen macht, wollte er treffen. In seiner Art lag es freilich, überall solche Philisterei zu sehen — sich selbst schloß er dabei nicht aus — und ein ganzes Jahr hindurch ließ er vor den Lesern des Punch alle Arten überheblicher Toren aufmarschieren. Überall waren sie ja zu finden, im Westend wie in der City oder auf dem Lande, daheim und draußen, in allen Ständen (doch beschränkte er sich wesentlich auf die oberen), nicht als Ausnahmemenschen, sondern schier als die Regel, und als Thackeray die Reihe schloß, da hatte er ein natürlich einseitig gesehenes, aber umfassendes Bild der guten Gesellschaft seines Landes gegeben — wie denn, wenn er nicht mehr einzelne Miniaturen aneinander

reihte, sondern in großem Rahmen die Einzelheiten zum Ganzen vereinigte?

„Bleistiftskizzen der englischen Gesellschaft" hatte er bisher gegeben, so wollte er auch bezeichnenderweise sein neues Werk, seinen Roman nennen: ein glücklicher Gedanke schuf ihm den unübersetzbaren Titel Vanity Fair, für den „der Jahrmarkt des Lebens" nur mühselige Umschreibung ist. Das Buch schaffte ihm die Stellung in der vordersten Reihe der englischen Literatur, es lehrte ihn den Umfang seiner Begabung kennen, es wurde bestimmend für fast alle seine großen Romane — wir aber vermögen schon jetzt, ehe wir auf aller Inhalt und Art eingehen, die Anfangsfrage nach dem Grunde der geringen Verbreitung seiner Bücher bei uns zu beantworten.

Der Journalist wird sich — es liegt in der Natur der Sache — fast immer mit der Gunst des eigenen Volkes begnügen müssen: Thackeray war Journalist und blieb es auch als Romandichter. Die dichterische Inspiration fehlt seinen großen Werken wahrlich nicht mehr: sie lag in dem Drange, das Leben seiner Zeit künstlerisch zu fassen; aber sie war und blieb verquickt mit dem Wunsche des Tagesschriftstellers, Augenblicksbilder zu geben, in ihnen satirische Streiflichter auf die Menschen einer ganz bestimmten Gesellschaftsschicht fallen zu lassen. Wie der Verfasser eines Leitartikels seinen Stoff nicht bloß darstellt, sondern ihm seinen ganz persönlichen Kommentar mitgibt, so begnügt sich auch Thackeray nicht damit, die Dinge durch sein Temperament anzuschauen, er begleitet die Handlung mit seinen Glossen, er kämpft, ein streitbarer Mann von der Feder, zwar nicht als Politiker, aber als „Wochentagsprediger" gegen die Lügen unseres konventionellen Lebens, gegen die Philister, zu denen er sich dabei doch wieder selbst rechnete.

So entstehen bei aller künstlerischen Kraft der Einzelheiten keine Kunstwerke, besonders nicht, wenn der Künstler auch im Äußerlichen journalistisch schafft. Thackerays Romane erschienen lieferungsweise (monatlich immer ein Heft von zwei Bogen) und wurden lieferungsweise geschrieben. Nur ein paar Hauptcharaktere standen von vornherein fest, die Führung der Handlung ergab sich erst während der Arbeit und immer nur von Heft zu Heft. Dabei mochte die Breite des Gesellschaftsbildes gewinnen, seine künstlerische Formung mußte leiden. Nun verschmähte Thackeray noch, seinem Wesen getreu, den Reiz spannender Handlung; wohin er auch blickte, er sah in seinem Kreise Lebensläufe, die im wohlumhegten Bezirk der Gesellschaft ruhig dahin flossen, oft genug voll tiefer Tragik, gewiß, aber die hatte mit aufregenden Erlebnissen nichts zu tun, sie lag im Leid eines verfehlten Lebens, im stillen Dulden oder irre gehenden Streben. Nie zwar fehlen in seinen Büchern die abenteuerlichen Existenzen, aber auch diese Piraten der Gesellschaft wissen nichts von unheimlichen Intrigen oder gewagten Gaunerstücken: ihr Leben in der Gesellschaft, ihr Mühen um die einwandsfreie Außenseite wird dargestellt. Solche Abneigung gegen das Sensationelle ist an sich nur zu rühmen; gerade sie ließ

aber diesen Dichter für die Mängel seiner Komposition einen viel höheren Preis zahlen als Dickens, der es nicht anders machte, aber durch stärker bewegte Handlung und oft genug angewandte grelle Farben den Durchschnittsleser zu fesseln wußte.

Drum ist Thackeray trotz der poetischen Kraft vieler Einzelszenen selbst in England und Amerika stets weniger gelesen worden als sein großer Zeitgenosse — in Übersetzungen aber war ihm erst recht die Wirkung versagt. Denn zum Feinsten, was dieser kluge, welterfahrene Mann zu bieten hat, gehört seine Sprache. Sie kennt nicht den Donner Carlyles, nicht Ruskins mystische Weihe, noch Macaulays feingeschliffene Antithesenkunst, aber sie ist voll köstlicher Ironie, von weltmännischer Klarheit und Bestimmtheit, eindringlich und nie aufdringlich, stets in wohlabgewogenem Einklange mit den geschilderten Szenen, den redenden Personen. Aus den Händen des handwerksmäßigen Übersetzers aber geht nur eine langatmige, einförmige Geschichte hervor, über deren unnatürliche Sprache (das gerade Gegenteil des Originals!) man sich ärgert — wer Thackeray bei uns einbürgern will, hat hier vor allem alte Sünden gutzumachen.

Was aber wäre der Mühe Lohn? Deutschland würde in dem Engländer einen der stärksten Vertreter des Realismus kennen lernen: Einfache Geschichten erzählt er: Rebecca Sharp, die Männer bestrickend, den Frauen verhaßt, bringt es, klug und listenreich zur großen Dame; ihr Glanz nimmt freilich ein schlimmes Ende, aber wie sollte die Unermüdliche sich je geschlagen bekennen! Aus allerlei bedenklichen Irrfahrten rettet sie sich schließlich doch in den Hafen der Respektabilität, — ach, und vielmehr wird auch ihrer Gegenfigur, der anspruchslosen, liebevollen Amelia Sedley nicht zu teil: um eines Unwürdigen willen hat sie die Jahre der Jugend vertrauert, und fast verscherzt sie in eigensinniger Befangenheit auch noch das späte Glück, das ihr an der Seite ihres vielgetreuen Anbeters, des Obersten Dobbin, erblüht: so geht's zu in Vanity Fair. Noch geradliniger ist Pendennis (in dem sich starke selbstbiographische Bestandteile finden): ein begabter, aber eitler, doch im Grunde ehrenhafter Junge, tut nicht besonders gut auf der Schule, gar nicht gut auf der Universität; wir begleiten ihn auf den Irrwegen früher idealer Leidenschaft und reichlich berechnender späterer Kurmacherei; im Strom der Welt bildet sich unter allerlei Einflüssen weniger sein Charakter, der immerdar der Leitung bedürftig bleibt, so stolz er auch tun mag, als sein journalistisches und dichterisches Talent, und da er sich schließlich doch die rechte Frau gewinnt, so wird er ja wohl aus den Klippen der Lebensfahrt von Wind und Wellen doch in den sicheren Hafen getrieben worden sein. So gut wird es den Helden der Newcomes nicht: den besten von ihnen zerbricht das Leben, das Clive und Ethel Newcome so jugendfrisch begannen, als müder Mann stirbt Thackerays Idealfigur, der Oberst Newcome, ein „armer Bruder" im Charterhouse — sein reiner Sinn, sein Kindergemüt hat sich im verkünstelten Leben der Gesellschaft nicht zurecht finden können. Ins frühe

achtzehnte Jahrhundert führte (noch vor den Newcomes) Esmond: auch seinem Helden zerrinnt Liebestraum und politisches Planen, er aber weiß sich trotzdem sein Leben zu zimmern. Der einst Oberst der Königin Anna gewesen, wird virginischer Pflanzer und geht nicht allein ins Neuland: aber die Frau, die ihm ihre Hand schenkt, ist die Mutter der einst Angebeteten, ist bedeutend älter als er, und so liegt es denn wie der Spätglanz des Herbstes auf seinem Glück. Von seinen Enkeln handeln The Virginians; in lang ausgesponnener Erzählung, die in der alten und neuen Heimat spielt, in die der Siebenjährige Krieg und der Abfall der Neu-Englandstaaten hineingreifen, zieht ihr Leben seit den Jünglingstagen an uns vorüber bis zu der Zeit, da der ältere der Zwillinge als rüstiger, wenn auch von der Gicht geplagter Fünfziger erzählt von ihrem Lieben und Hassen, ihrem Kämpfen unter feindlichen Fahnen und ihrer steten brüderlichen Freundschaft.

Noch einmal: einfache Geschichten, aber lebendigen Lebens voll. In jeder Szene von schier selbstverständlicher Wahrheit und in einzelnen Partien von dramatischer Wucht: wie Sir Pitt Crawley um Rebeccas Hand anhält und hören muß, daß sie schon seines Sohnes Frau ist, wie in Brüssel Amelia tagelang in Not und Angst vergeht, während ihren George auf dem Felde von Waterloo die tödliche Kugel längst getroffen hat, wie Warrington lakonisch vom Schiffbruch seines Lebens erzählt, der Oberst Newcome die Zeche fröhlicher Gesellen mit der Reinheit seines Herzens so bitter beschämt, das sind, um nur einiges herauszugreifen, Szenen, in denen der Dichter, der große Dichter, den Tagesschriftsteller gänzlich überwunden hat. Freilich: Szenen; nur vom „Esmond" kann man vielleicht sagen, daß in ihm ein ganzes Kunstwerk von solchem Gusse vorliegt — aber überall findet sich dieselbe Lust an der Wiedergabe des Lebens: das ist England, wie es war und in vielen Dingen noch ist, nicht das ganze Volk, aber seine gute Gesellschaft in ihrem Sinnen und Trachten, ihrem Guten und vor allem — in ihrem Bösen. Der Kunstgriff, durch wiederkehrende Personen und Beziehungen die einzelnen Romane zu verknüpfen, erhöht noch den Eindruck der Wirklichkeit, von dem schon die einleitenden Bemerkungen ausgingen: wäre ein Plan zu einem Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert, in dem die Ahnen der Pendennis, Warrington usw. auftreten sollten, ausgeführt worden, so wäre das ganze schier eine Vorstufe zu Zolas gewaltigem Romanwerk, wie es so schon an Balzacs freilich viel umfassendere Comédie humaine erinnert.

Gewiß — wieder fehlt etwas: das Raabesche „Auf alle Höhen da wollt' ich steigen, Zu allen Tiefen mich niederneigen" — hier dürfen wir es kaum suchen. Thackeray war nie ein großer Einsamer: er brauchte Geselligkeit, war ein Klubmensch, Einladungen der vornehmen Kreise sehr zugetan. So führen denn auch seine Romane mit Vorliebe von einem Diner, einem Ball zum andern, wir sind fast stets unter wohlgekleideten Menschen. Über sie alle hätte er setzen können, was auf dem Titel von „Vanity Fair" stand: ein Roman ohne Helden —

Helden im heroischen Sinn. Selbst die großen historischen Gestalten, Wolfe, den Eroberer Kanadas, Washington, und wer sonst noch durch „Esmond" und „Die Virginier" schreitet, sieht er nicht im bengalischen Licht, viel weniger aber noch mit den Augen des Kammerdieners: Liebe und Treue brauchen keine Verklärung, sie werden auch dem und gerade dem gezollt, der an irdischer Schwäche sein gutes Teil hat. Eben drum sind auch die edelsten seiner Charaktere von ironischen Lichtern umspielt; er selbst brach, wenn er die Sterbeszene des alten Newcome vorlas, in bittere Tränen aus und gibt uns doch das Recht, den prächtigen Mann hin und wieder ein großes Kind zu nennen. Dobbin ist ein Tolpatsch, Warrington ein Bär, Esmond ein Spielverderber — wer möchte gar Peggy O'Dowd, die kreuzbrave Majorsfrau, in manchen Lebenslagen als persönliche Freundin anerkennen! Und umgekehrt: auch die sittlich verwerflichen seiner Gestalten bleiben uns menschlich nahe. Jeder Leser von Vanity-Fair ist ein neues Opfer Becky Sharps; ihr plumper Gemahl, der Spieler und beschränkte Kopf, aber in Liebesleidenschaft und Vaterzärtlichkeit ein Mann, ist eine Gestalt von kaum minderer Kunst; selbst für die bösen alten Frauen seiner Romane können wir uns manchmal verstehenden Mitgefühls nicht erwehren — es war eben immerdar sein vornehmstes Ziel, Menschen menschlich erscheinen zu lassen, und darum heißt es für uns bei knappem Raume auf Einzelheiten verzichten, denn allzu zahlreich sind die Gestalten von Kindern dieser Welt, die, in diesen großen Romanen lebend und webend, hier genannt werden müßten. Da sind alle „Humore" vertreten, der geldsackstolze Kaufmann und der alleweil verschuldete Journalist, der selbstsichere Lord und der lächerliche Emporkömmling, der modische Stadtgeistliche und der jagdfrohe Landpfarrer, der Offizier in und außer Dienst, dazu die Frauen und der Nachwuchs, sie alle freilich nicht in ihrer Arbeit, sondern in ihren Feierstunden aufgesucht, in ihrem gesellschaftlichen Ehrgeiz geschildert — Untertanen des Narrenkönigs die meisten von ihnen.

Denn ein Satiriker sah Welt und Leben an; in Vanity Fair herrscht die Selbstsucht, und über die paar anders gearteten Gestalten zuckt man die Achseln. Sicherlich wird die Menschenschilderung in den folgenden Romanen freundlicher, so daß man nicht mehr erst nachsinnen muß, ehe man die sympathischen Charaktere nennen kann, eins aber blieb: ein melancholischer Zug, der an sich zum Satiriker wahrlich nicht gehört. Thackeray weiß mehr vom Scheitern und Verzichten als von kräftiger Bezwingung des Lebens, bei der wahrlich nicht alle Blütenträume zu reifen brauchen; — es läuft ihm auch manche fast willkürliche Schwarzfärberei unter, als ob auf dieser Welt für aufrechte Charaktere gar kein Raum wäre — wer die „Newcomes" liest, möchte schier am Leben verzweifeln, und doch mag es uns scheinen, als ob Stolz und hoher Sinn nicht so elend hätten zu scheitern brauchen.

So aber wollte es ihr Schöpfer, der sich doch selbst im Lebenskampfe als Sieger erwiesen hatte. An Ruhm und Ehre erntete er für sein Schaffen die Fülle, sein Einkommen wuchs auf sehr beträchtliche

Summen an, besonders noch, als er nach dem Vorbilde von Dickens Vortragsreisen unternahm. Er las nicht wie jener aus seinen Werken, sondern behandelte in einer Reihe von Vorlesungen die englischen Humoristen des achtzehnten Jahrhunderts und dann später in einer anderen die vier Könige Georg aus dem Hause Hannover — von dem ungemein fesselnden Eindruck seiner Vortragsweise erzählen die Zeitgenossen, uns sind zwei Bücher geblieben von starkem Reiz in ihrer Betonung des Persönlichen, ihrer lebensvollen Charakteristik einer versunkenen Zeit. Beide Reihen trug er auch im Lande der Dollars (1852-53 und 55-56) vor, wo seine Bücher fast verbreiteter gewesen sein sollen als in England, wo er sich auch persönlich ihm herzlich zugetane Freunde erwarb. Mit den Leuten vom „Braunen Hause", der Familie Baxter in New-York, verband ihn schier mehr als Freundschaft: einer Tochter des Hauses galt eine späte, entsagende Leidenschaft — wir aber denken an den wehmütigen Schluß des Nibelungenliedes, lesen wir Thackerays letzten Brief an die Baxters: die er in der Blüte des Lebens kannte und liebte, war als jungverheiratete Frau gestorben.

Ist es nicht, als hätte er einen seiner Romane erlebt? Zweifellos, jene trübe Stimmung, die sie beschattet, lag tief in ihm begründet, mochte ihm auch immerdar nichts ferner liegen als sich mißgestimmt vor der Welt zu verschließen. Im Innersten ein weiches Gemüt, fand er Genugtuung darin, Freude um sich zu verbreiten: die Kinder seiner Bekannten wußten davon zu erzählen; wie manches schlechte Gedicht hat er als Herausgeber des Cornhill Magazine zwar nicht auf-, aber angenommen und aus seiner Tasche bezahlt! Aber das wiederholte Werben um eine Stellung als höherer Beamter, ein Versuch, ins Parlament zu gelangen, scheinen doch auch von einer gewissen rastlosen Unbefriedigtheit zu zeugen. Er war und blieb der treue Freund seiner Freunde, ein heiterer Gesellschafter, bei mancher satirischen Stimmung harmlosem Scherz zugetan, und war doch innerlichst ein melancholischer Geselle. Auf einer großen Gesellschaft, doch einsam, fühlt er plötzlich über die Köpfe der Anwesenden den Blick eines schwermütigen Antlitzes auf sich gerichtet — sich selbst hatte er wie einen Fremden im Spiegel gesehen. Als typisch für sein eigenes Geschick erzählte er die Geschichte des Patienten, dem der Arzt zur Aufmunterung den Besuch der Pantomime, die Späße des Clowns anrät; leider ist der arme Kerl nur selber Spaßmacher von Beruf. Zu solchen Stimmungen mußte beitragen, daß seine physischen Kräfte verhältnismäßig früh abnahmen, eine Folge der gewaltigen und dabei unregelmäßigen Arbeitsanspannung und seines wenig gesundheitgemäßen Lebens: er war ein alter Mann, ehe er noch die Fünfzig erreicht hatte. Die Masse seiner Produktion nahm deshalb nicht ab: neben den großen Romanen gingen noch „Weihnachtsbücher" einher (die mit dem Fest an sich nichts zu tun haben und in Deutschland ziemlich unbekannt geblieben sind); meint man schon in den Virginiern und erst recht im folgenden Roman Philip ein Sinken der dichterischen Macht zu spüren, so gelangen ihm dafür in den Roundabout Papers in ihrer Art vollendete kleine Aufsätze,

Essais nach der Weise seines geliebten achtzehnten Jahrhunderts. Die Grundstimmung blieb dieselbe — milder, abgeklärter freilich als in früheren Tagen; aus so manchen seiner letzten Aufsätze klingt auch deutlich das Gefühl heraus, daß seine Laufbahn sich ihrem Ende nahe: es ist manchmal, als ob der alte Krieger die Waffen im Tempel aufhinge, um im Frieden zu scheiden. Als letztes großes Werk schwebte ihm — nur sein letzter Roman Denis Duval sollte erst noch fertig sein — eine Geschichte der Königin Anna vor: der Satiriker wollte sich in den Historiker wandeln. Da aber nahm ihm der Tod (am 24. Dezember 1863) die Feder aus der Hand.

Seine Geltung in England als klassischer Schriftsteller ist unvermindert: deutlich redet die Zahl der Ausgaben, stattlicher und einfacher, und der Biographien, sein Einfluß auf den modernen englischen Roman ist teilweise noch maßgebend. Er aber wäre mit bloß literarischem Einfluß nimmer zufrieden gewesen, und wenn sicher die menschlichen Torheiten, die gesellschaftlichen Lügen, deren er spottete, allzu eng mit der Natur der Dinge und Menschen zusammenhängen, um je ausgerottet zu werden, so hat doch die bittere Wahrheit seiner Bilder des englischen Lebens nicht wenig dazu beigetragen, den wahren Wert dieses Treibens und seiner Träger männiglich vor Augen zu führen, und wir brauchen nicht daran zu zweifeln, daß in jenen modernen Strömungen, die eben in England dabei sind, soviel vom alten Erbe der Jahrhunderte, nicht nur in politischer sondern auch in wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht, wegzuräumen, Thackerays Geist mit wirksam ist.

Wir aber sind nicht Engländer und fragen darum auch, was er, von seiner geschichtlichen Bedeutung abgesehen, denn uns im besonderen zu bieten hat. Nun, dem einzelnen viel, der Gesamtheit unseres Volkes wenig. Die Vorzüge seiner Kunst sind nicht mehr so ausschließlich wie früher sein eigen. Seit seinen Tagen ist uns eine eigene, bodenständige Romankunst erwachsen: wir haben nicht mehr zu lernen, daß ein Roman nicht romanhaft zu sein braucht; wir wissen, daß er sich nicht die Stadt N.* oder die Residenz des Fürsten von *** zum Schauplatz wählen soll, sondern dies unser Deutschland, unser Stammland, unsere Heimatstadt, daß er nicht irgend eine unbestimmte, zeitlose Menschenart zu Helden haben, sondern unsere Gesellschaft in Arbeit und Vergnügen, in wirtschaftlichen Sorgen und Erfolgen, in Ehrgeiz und gesättigtem Behagen schildern soll. Auch wir haben gelernt, wahr zu sein, wollen nicht Schonung noch Schönfärberei — sollen wir aber, mag einzelnes noch so schön sein, unserm Volke aus dem Auslande eine Dichtung holen, die uns den Mut zum kräftigen Leben nicht steigern kann? Mitleiden wollen wir mit unsern Helden, für unser Mitleid aber sollten sie sich bedanken! Drum mag auch unsre Jugend die Hand von Thackeray lassen, sie würde für seine Weisheit vielleicht einen zu hohen Preis an Schwungkraft und Vertrauen zahlen; wer aber als Gereifter einmal mit den Augen des Skeptikers schauen will, dem wird Thackerays Fülle von Menschenkenntnis, seine unbarmherzige Beleuchtung gesellschaftlicher

Gedankenlosigkeiten' und Mißstände, sein scharfes Auge für die Selbstsucht in allen Kleidern reichen Genuß bringen — er wird die dichterische Kraft dieses Journalisten zu würdigen wissen, er wird ihn auch als Weisen ehren, wenn nicht im Bezirke des ganzen, weiten Lebens, dann doch im engeren von „Vanity Fair".

Richard Weitbrecht.

Von Karl Berger.

Zu Heidelberg im Akademischen Krankenhause ist in der Nacht vom 30. zum 31. Mai, kurz nach zwölf Uhr, Richard Weitbrecht einem Leiden erlegen, dessen Schwere sich vor wenigen Monaten bei den ersten drohenden Anzeichen noch nicht ahnen ließ, das dann, rasch und grausam sich steigernd, mit immer heftigeren Schlägen die Lebenskraft des scheinbar Unverwüstlichen erschütterte und schließlich das Messer des Chirurgen als letztes Rettungsmittel erscheinen ließ. Doch dem furchtbaren Übel gegenüber versagte auch die Kunst des vielbewährten Arztes! Drei Tage später, Freitag, den 2. Juni, haben wir dem Freunde zu Wimpfen, der alten Hohenstaufenstadt am Neckar, die Totenfeier bereitet. Eingeleitet wurde sie durch einen Gottesdienst, der noch einmal die leidtragende Gemeinde um ihren toten Pfarrer versammelte an derselben Stätte, wo in langen Jahren so oft sein beredter Mund Himmlisches und Irdisches, alle Anliegen der Menschenseele und alle Nöte unseres Volkes aus der Fülle erlebter Weisheit besprochen hatte. Noch einmal umrauschten den Stillgewordenen Orgelspiel und Chorgesang, deren Pflege einem Bedürfnisse seines künstlerischen Sinnes entsprochen und einen wichtigen Teil seines volkserzieherischen Programms gebildet hatte. Von der Kirche ging der Zug hinaus am verwaisten Pfarrhause vorüber, — dort, hinter dem blätterumrankten Fenster suchte jetzt ach! vergebens das Auge die schlanke Gestalt des Sinnenden, der von dieser stillen Arbeitsstätte tausend Beziehungen mit der geistig bewegten deutschen Welt draußen unterhalten hatte, — von da weiter durch enge traute Gassen nach dem hoch gelegenen Friedhof: an der höchsten Stelle des von Überwundenen bevölkerten Ortes, wo der jetzt Eingesargte Ungezählten das letzte Liebeswerk angetan, wurde er nun selber, der einst so Geistbewegliche, zur letzten, sicheren Ruhe gebettet. In feierlich schweren Rhythmen erscholl der Grabgesang; Liebe, Freundschaft, Verehrung legten noch einmal Zeugnis ab für den hingesunkenen Lebenskämpfer. Am abendlichen Himmel stand finster dräuend eine ungeheure Wolkenwand, — doch siegreich erhob sich darüber die strahlende Sonne, wie um dem Geliebten, der so tapfer an sie auch in wolkenverhangenen Tagen geglaubt, noch einmal ins dunkle Grab zu leuchten. Das war die Glaubens- und Hoffnungsstimmung, der der jetzt verstummte Dichter selbst vor Jahren Ausdruck gegeben in einem seiner Sommerlieder (im Cottaschen Almanach vom Jahre 1898):

Langsam fallen Rosenblätter,
Drüben brauen schon die Wetter,
Eine Nachtigall noch singt —

Horch, wie das so seltsam klingt!
Da verstummt der Vögel Reigen.
Sicheln blinken. Sonne. Schweigen.

Wie auch mir sich Wetter ballen!
Ahnst du deiner Blätter Fallen?
Langsam steigt das Abendrot,
Und die Sichel wetzt der Tod!
D o ch sing' ich in Lebenswonne!
Kommt der Tod, dann — Schweigen, Sonne!

Das uralte Lied von der Vergänglichkeit alles Irdischen klang auch von diesem Grabe in die von Wehmut gelösten Herzen, aber in die Klage um den allzufrühen Abbruch eines noch so verheißungsvollen Lebens durfte sich mit Recht die aufrichtende Erinnerung mischen, daß dieses Leben sich nicht selbst überlebt hatte, daß von ihm ein reicher Segen ausgegangen sei. Jede Betonung des herben Verlustes, den hier die Familie und die Gemeinde, die Freunde und die Strebensgenossen, die engere Heimat und das weitere Vaterland erlitten, war doch auch ein freudig-stolzes Bekenntnis zu dem Werte und der Wirkung dieser nichts weniger als alltäglichen Persönlichkeit. Indem wir uns ins Gedächtnis zurückrufen, wie er geworden und wer er gewesen und was wir an ihm verloren, erfahren wir am besten auch, was und wie viel wir als unverlierbar an Richard Weitbrecht besitzen.

„Zu sein ein Schwabe ist auch eine Gabe" — in diesem von Weitbrecht gern angeführten Kernspruch drückt sich ein gut Teil seines Wesens und seines Schicksals aus. Einem altwürttembergischen Handwerkergeschlecht meist ehrsamer Kupferschmiede entsprossen, als der Sohn einer kinderreichen, mit Glücksgütern wenig gesegneten Pfarrersfamilie zu Heumaden bei Stuttgart am 20. Februar 1851 geboren, wuchs er heran unter allen Segnungen, die ein in sich gefestigtes Volkstum, eine beglückte und beglückende Heimat geben können. Der im elterlichen Hause herrschende Pietismus, diese schwäbisch besondere Art lutherisch-christlicher Frömmigkeit, die Weitbrecht in seinen „Bohlinger Leuten" später getreulich dargestellt hat, mußte auf den von Natur heiteren Sinn des Heranreifenden vertiefend wirken und auch in ihm den echt schwäbischen Zug zur Absonderung, zu einem gewissen Einspännertum, aber auch zu trotziger Selbstbehauptung entwickeln. Auf der anderen Seite aber führte die pietistische Richtung, im Gegensatz zu dem württembergischen Demokratismus mit seinem engherzigen Preußenhaß, das Herz des Knaben auch schon aus dem schwäbischen Winkel hinaus zu Gefühlen und Gesinnungen, aus denen sich mit der Zeit ein sturm- und wetterfester großdeutscher, auf Preußen bauender Patriotismus bildete. Luther und Bismarck, das waren die Sterne, nach denen dieses zum eigenen Denken und Handeln reifende Leben sich früh richtete. Voran und neben her gingen natürlich die Einflüsse der Schule, die im Lande der „Klosterschulen", diesen von Max Eyth (im „Schneider von Ulm") zugleich so anziehend und abschreckend geschilderten Brutstätten klassisch-philologisch-theologischer Bildung, ganz besonderer Art waren. In den Lateinschulen zu Kirchheim u. T. und Eßlingen vorbereitet und schließlich von einem Präzeptor letztgenannter

Stadt aufs sogenannte Landexamen eingepaukt, besuchte Richard von 1865—69 das theologische Seminar der Kosterschule von Blaubeuren. Neben einem trefflich mit „Humanismus" gefüllten Schulsack und einer nachhaltigen Abneigung gegen das ganze „altwelsche Schulmeistertum" mit seinem einseitigen Klassizismus nahm der Achtzehnjährige einen frischen, nach allerhand Quellen lechzenden Lebens- und Schaffensmut mit auf die Tübinger Hochschule, wo er „Stiftler" und flotter „Normanne" ward, — ein Verbindungsbruder des gegenwärtigen Staatssekretärs v. Kiderlen-Wächter, der, wie Weitbrecht mir einmal scherzend anvertraute, heute noch ein paar von diesem geliehene Strümpfe zurückzugeben habe. Daraus schloß er, daß v. Kiderlen fürs „Auswärtige" und besonders für die Lösung der Marokko-Frage der rechte Mann sei: denn der greife zu und gebe nichts mehr heraus. In Tübingen wurde dem Musensohn, der bis dahin keinen Vers hatte machen können, endlich auch der „Reimknopf" gebrochen. Bei den Freunden wurde er bald berühmt durch die verwegensten Reime und dichtete, ohne sich zum Poeten besonders berufen zu fühlen, mancherlei zusammen. Neben seiner eigentlichen Fachwissenschaft, der Theologie, trieb Weitbrecht damals schon mit Vorliebe germanistische und geschichtliche Studien. Schon früher von einem Lehrer in die altgermanische Welt und die deutsche Literatur eingeführt, ward er nun durch Julius Weizsäckers Vorlesungen über Kirchen- und mittelalterliche Geschichte dauernd angeregt. Dazu kam das große Kriegsereignis des Jahres 1870—71, das dem jungen Schwaben wie eine Erlösung aus dem schweren Dunste der Zeit erschien.

Aus diesem Erlebnis und jenen Studien und der Lektüre von Ludwig Häussers Reformationsgeschichte ist Weitbrechts erster größerer poetischer Versuch hervorgegangen, „Margitta", eine 1870 oder 1871 geschriebene historische Erzählung aus den niederländischen Freiheitskämpfen, die bei aller treu festgehaltenen geschichtlichen Wahrheit der freie Ausfluß einer von der Sache ergriffenen Phantasie ist. Zehn Jahre vor der Veröffentlichung der denselben Stoff breitspurig behandelnden „Frau Burgemeisterin" von Ebers entstanden, trat „Margitta" erst 1883 mit fünf anderen geschichtlichen Erzählungen in dem Sammelbande „Feindliche Mächte" (Barmen, Hugo Klein) vor das Publikum. Siebzehn Jahrhunderte heidnischen und christlichen, römisch-hellenistischen und deutschen Lebens, bedeutungsvolle Abschnitte der Kirchengeschichte, spiegeln sich in diesen treuen und wahren Bildern, von denen jedes ohne archaisierende Pedanterie im Stile seiner Zeit gehalten ist. Daß der Verfasser ein eifriger Protestant ist, das merkt man an dem freien Herzschlag der Geschichten. Und was nicht alle Roman- und Novellenschreiber fertig bringen, das kann Weitbrecht: er versteht meisterlich zu erzählen. Seine Sprache ist der lebendigen Volkssprache abgelauscht und doch nicht ohne Kultur. Volk und Familie, nicht die Salons der Geistreichen und literarischen Feinschmecker will er mit seinen Dichtungen erreichen und ergreifen. All dies gilt auch von seinen späteren geschichtlichen Erzählungen, von denen fünf unter dem Titel „Ketzergerichte" 1891, in zweiter Auflage 1895 (bei Karl Braun, Leipzig) erschienen sind; ihnen sei gleich „Der Einsiedler vom Scharfenbach" angereiht (Max Kielmann, Stuttgart 1900),

eine Geschichte aus dem Zillertal: da spiegelt sich in den Gewissensnöten eines bibeltreuen Zillertalers der Glaubenskampf jener wackeren Tyroler, die im Jahre des Heils 1837 von der durch den wiedererstandenen Jesuitenorden beherrschten k. k. Erbweisheit vor die Wahl gestellt wurden, entweder ihren Glauben zu verleugnen oder Weib und Kind, Haus, Hof und Heimat zu verlassen. In den Zeiten des Triumphes von Schönherrs „Glaube und Heimat" sollten auch für eine so frische und warmherzige erzählende Darstellung von erschütternden Gewissenskämpfen Verständnis und ein Leserkreis zu finden sein. Und wem dann der „Einsiedler" das Herz heiß gemacht hat, der greife gleich zu „Verbannt und vertrieben", einer Geschichte aus der Zeit der Verjagung der Salzburger (im Band „Feindliche Mächte"). Der Vorwurf tendenziöser Darstellung ist Richard Weitbrecht, der aus seinem Herzen nie eine Mördergrube gemacht und seinen Protestantismus allzeit mit Stolz bekannt hat, von katholischer Seite nicht erspart geblieben. Wer unliebsame Tatsachen nicht beschönigt, findet leicht seine Gegner, am ehesten dort, wo man sich getroffen fühlt. Weitbrecht hat aber auch protestantische Mängel nicht überschminkt, und so sind die Engherzigen auch in seinem eigenen Lager wohl nicht immer mit ihm zufrieden gewesen. Er stand eben immer im Kampfe gegen jegliche Art von deutschfeindlichem Romanismus, auch wenn er Spuren und Nachwirkungen davon auf der Seite merkte, auf die ihn das Schicksal gestellt hatte. Was bei Weitbrecht Tendenz zu sein scheint, ist im tiefsten Grunde nur der Ausdruck seiner durch Leben und Lernen erworbenen Weltanschauung, seiner ethischen Persönlichkeit, die nicht anders kann, als allen Verzerrungen und Verrenkungen des Lebens (oder was ihm so vorkommt) Krieg anzusagen, eine Persönlichkeit, die selbst keinerlei Engherzigkeit und Unduldsamkeit kennt, sie aber auch an und von anderen nicht verträgt. Der Kämpfer lag ihm eben im Blute und das hat die Reinheit seiner dichterischen Gestaltung und Wirkung wohl öfters beeinträchtigt. Daß er aber einen historischen Stoff individualisieren, in reine Gestalt umsetzen und auf dem scharf gezeichneten Hintergrunde das Leben der Einzelnen psychologisch entwickeln, dichterisch darstellen konnte, das hat er in seiner besten historischen Erzählung „Der Bauernpfeifer", einer lebensvollen Wallfahrergeschichte aus dem 15. Jahrhundert, gezeigt (Barmen, Hugo Klein 1887). Eine weitere Anzahl volkstümlich gehaltener Bücher von Helden und Heldensagen für Jugend und Volk, die da und dort erschienen sind, mag hier bloß erwähnt sein, um von dem Fleiß und der Fruchtbarkeit Weitbrechts einen Begriff zu geben. („Deutsches Heldenbuch", „Der Leutfresser und sein Bub", „Prinz Eugen und seine Getreuen" u. v. a.)

Aus der Richtung des Weitbrechtschen Geistes auf das Historische sind die oben genannten dichterischen Erzeugnisse im Laufe der Jahre hervorgegangen. Geschichte studieren heißt aber auch historische Kritik üben lernen. Was da in Weizsäckers Seminar begonnen war, fand seine Weiterbildung in der Schule des größten kritischen Geistes, den das deutsche Volk je besessen hat: Lessings. Hier legte der zukünftige Literarhistoriker und Kritiker den gediegenen Grund zu seinen ästhetisch-kritischen Anschauungen, die dann in der Beschäftigung mit Goethe, Schiller, Mörike u. a., vor allem auch in der lebendigen Aussprache mit gleichgesinnten Freunden ihren Ausbau erfuhren.

Den besten Freund und den am meisten fördernden „Opponenten" besaß Richard allezeit in seinem hochstrebenden älteren Bruder Karl. Für ihre Weltanschauung viel aus Büchern zu holen, dazu waren beide Brüder gleich wenig geneigt und geschaffen, sie hielten es mehr mit dem eigenen Leben und Erleben. Während aber der ältere Bruder bei seinem verwickelteren inneren Werdegang, der ihn von der Kanzel auf den Katheder führte, in den Jahren des Reifens philosophischer Führung (Schelling, Fr. Th. Vischer. Gust. Th. Fechner) nicht entbehren konnte, ward der jüngere Richard ohne solche Einflüsse fertig. Immerhin ward es doch von Bedeutung für ihn, daß sein Bruder in jener Geisteswelt Umschau gehalten hatte: in heißen Auseinandersetzungen über Fragen des Lebens und der Kunst, über Gott und Welt, Religion, Wissenschaft und Politik, in geistigen Wettkämpfen, wie sie die Brüder liebten, ist mancher Funke herüber und hinübergesprungen, der weiter glühte, dessen Feuer in die Lebensflamme beider einschlug. Gemeinsam setzten sie sich mit den großen Ideen unseres Jahrhunderts auseinander; gemeinsam führten sie den Kampf gegen den verflachenden Zeitgeist, der ältere mit Dransetzung seiner ganzen Persönlichkeit, der jüngere mit den flotten Waffen schlagfertigen Witzes und satirischen Humors. Beide waren gleich beseelt von dem Drange, sich und ihrem Volke das Eigene zu bewahren, moderne Persönlichkeiten zu sein und doch sich nicht von jeder neu auftauchenden Mode auch nur ein bißchen imponieren zu lassen. Wie einstmals die Heinekrankheit spurlos an ihnen vorüberging, so haben sie später allen wechselnden „Richtungen", Gruppenbildungen, Schulen und „zeitgemäßen" Forderungen getrotzt. Gegenüber einem ewig beweglichen, mit seiner Nervosität und Verfallsucht kokettierenden Literaturvölkchen traten sie, auf eigenem Grunde sicher stehend, für das Starke und Gesunde ein. Während aber Karl Weitbrecht, der, wie gesagt, viel mehr als sein Bruder mit seiner g a n z e n Persönlichkeit beteiligt war, den Kampf als Störung seines Bedürfnisses zum stillen Ansammeln und Verarbeiten der Eindrücke empfand und ihn mit einem gewissen Unbehagen führte, fühlte Richard sich im Geisterstreite stets wohl. Bei jenem entwickelten die Herausforderungen der argen Welt pessimistische Stimmungen, bei diesem entfalteten sie einen fröhlich überlegenen Humor. „Ich hab' mich," so schrieb mir Richard Weitbrecht ums Jahr 1900, „stets über einen guten Hieb gefreut und den Gegenhieb, auch wenn er saß, mit einer gewissen Gemütsruhe empfangen. . . Hat mein Bruder einen Trieb in die Stille, so freut mich die Welt trotz all ihrer Dummheiten und Unbequemlichkeiten, und ich habe einen Zug zum Weltwirken. Ein politisches Lebewesen im Sinne des Aristoteles bin ich stets gewesen. Ich glaube, ich würde mich als Reichs- oder Landtagsabgeordneter gar nicht übel machen, und zu Caprivis Zeiten war mein Ideal — Reichskanzler zu sein. Jetzt habe ich auch darauf verzichtet, wenigstens so lange ich Pfarrer in Wimpfen bin."

Als Schriftsteller und Redner, namentlich als produktiver Kritiker literarischer Zustände und Erscheinungen hat Weitbrecht diesem „Zug zum Weltwirken" vor allem Genüge getan. Schon als Achtzehnjähriger setzte er damit ein, zuerst mit einer Theaterkritik, der einzigen und letzten, die er verfaßt hat. Aus dem Unterricht, den er als Repetent und Lehrer der deutschen Sprache und Literatur (1875—77) am theologischen Seminar zu Urach

erteilte, ging seine „Geschichte der deutschen Dichtung für Frauen" (1880) hervor. Dieser literarhistorischen Neigung Weitbrechts sind im Laufe der Zeit noch manche auf volkstümliche Bildung berechnete Werke entsprungen, so seine Bearbeitung von Johann Fischarts Ehezuchtbüchlein, die Auswahlen des Simplizissimus und des Klopstockschen Messias, eine hübsche Übertragung der Gudrun-Dichtung ins Neuhochdeutsche. Auch als Mitarbeiter von angesehenen Zeitschriften und Zeitungen hat er wohl von der Mitte der siebziger Jahre an eine weit ausgebreitete schriftstellerische Tätigkeit entfaltet, die er als volkstümlicher, schlagfertiger und stets packender Redner glücklich zu ergänzen wußte. Fast vier Jahrzehnte lang stand Weitbrecht so im kritischen Vorkampfe, und noch das letzte, was er ein paar Wochen vor seinem Tode geschrieben hat, war eine literarische Besprechung. Persönlich nur mit wenigen literarischen Größen, wie seinem älteren Landsmann J. G. Fischer bekannt, bewahrte sich der fern vom Jahrmarkte und Lärm der Welt (1878—93 in Mähringen bei Ulm, seit 1893 in Wimpfen) wirkende Pfarrer seine Unbefangenheit und Selbständigkeit, nur in seinen Anfängerjahren unter fremdem Einfluß stehend und zwar — man höre und staune — unter dem Paul Lindaus. „Eine Sünde," so bekannte er später, „für welche ich noch täglich Buße tue. Mildernder Umstand: Lindau hat meine erste größere Kritik (Verteidigung Lessings gegen ultramontane Herabsetzung!) in seiner damals hochberühmten ‚Gegenwart' gedruckt. Später hat er sich bei mir beklagt, daß ich ihn ungünstig kritisiere — der Pfarrer von Mähringen war einer der Strohhalme, an die sich das sinkende Berliner Gestirn zu klammern suchte." Auch einem gewiss en jugendlichen Behagen an Heines witziger Prosa schrieb der bald Geheilte den „Reinfall auf Lindau" zu. Weitbrecht hat seine Jugendsünde in der Tat reichlich gebüßt: ein schneidiger Feind aller Schädlinge und Auswüchse der deutschen Literatur und des nationalen Lebens, hat er fortan allem Tüchtigen inmitten des Gewirrs und Gestrüpps der Erscheinungen zu Luft und Licht zu verhelfen gesucht. Seine Fahne wehte immer da, wo aufstrebende, in starken Persönlichkeiten verkörperte Rasse gegen die aufeinander eingeschworene Masse stand, wo deu sches Volkstum sich gegen artvergessene Zerflossenheit wehrte, wo echter, durch Selbstzucht gehaltener Freiheitsdrang zu unterscheiden war von den Verzerrungen eines rand- und bandlosen Individualismus. In seinen persönlichen, kirchlich-religiösen wie politischen Anschauungen ein durch und durch freiheitlich gestimmter und gesinnter Mann, war er doch ein gründlicher Hasser jeder öden Gleichmacherei, ein grimmiger Verächter — sein Grimm war durch Humor gemildert — ungemessenen Fortschrittswahnes. Wie viele unter uns durch Natur und Geistesrichtung „liberal" veranlagt, ward er durch den Gegensatz zum herrschenden Zeitgeist zum Verkünder mehr konservativer Grundsätze, ohne deshalb irgendwie auf eine literarische oder politische Partei sich festzulegen. Über der Partei stand ihm Wohl und Wehe des Volkes, die Zukunft der Nation. Durch seine lebenslange, innige Berührung mit allen Klassen und Ständen des Deutschtums, mit Gebildeten und dem sogenannten Volk, war er mit deutschem Wesen und dessen Bedürfnissen vertraut, und von dieser Kenntnis aus nahm er Stellung zu den jeweils auftauchenden Forderungen. Seine Aufsätze über Volkslektüre, nationale

Bildung und Erziehung, Erziehung des Volkes zur Kunst, Christentum und Literatur, über Mundart und Schriftsprache, ästhetisch-sittliche und andere Lebensfragen verdienten es wohl, zusammen mit seinen literarischen Charakteristiken, aus ihrer Verborgenheit in allerlei Zeitschriften hervorgeholt und gesammelt zu werden. Mögen die betreffenden Probleme nirgends völlig erschöpfend behandelt sein — Weitbrecht war kein systematischer Denker, er ließ sich von augenblicklichen Einfällen leiten, — so sind die Abhandlungen doch aus der Tiefe einer selbstgewissen Persönlichkeit entsprungen und immer anregend und fördernd. Es ist echte Lebensweisheit darin ausgeprägt.

Wie vertrug sich nun eine so vielseitige literarische Tätigkeit mit dem geistlichen Berufe Weitbrechts? Sicherlich ganz ausgezeichnet, da sie diesen nur vertiefte, ergänzte und harmonisch mit ihm zusammenging. Die ganze Lebensarbeit dieses Mannes war eine freudig und weit erfaßte Seelsorge, und jedes der scheinbar getrennt liegenden Gebiete führte nur dem anderen Nahrung und neues Leben zu. Freilich in jüngeren Jahren hatte auch Weitbrecht manchmal Zweifel, „ob unser Herrgott ihn zum Pfarrer oder zum Literaten geschaffen habe“. „Ich bekam aber immer wieder deutliche Winke, daß ich ein Pfarrer sein soll. Und ich glaube, ich bin kein schlechter Pfarrer, und eine arme Menschenseele zu trösten, schaffte mir immer mehr innere Befriedigung als die schönste literarische Leistung oder der flotteste Hieb im Kampfe.“ Das Pfarramt trug dem Dichter einen köstlichen Gewinn, der ihm in anderer Stellung oder als bloßem, etwa in der Großstadt lebendem Literaten niemals in der gleichen Fülle, Unmittelbarkeit und Reinheit zuteil geworden wäre: es hat ihm zu einer erlebten Kenntnis der Sitten, Anschauungen und Wesensart des schwäbischen Landvolkes verholfen, die für die Ausreifung seiner Persönlichkeit und für den Gehalt und die Richtung seiner Dichtung bedeutsam wurde.

Damit kommen wir zu Weitbrechts schönsten Leistungen, zu seinem unbestreitbar höchsten dichterischen Ruhm: gemeinschaftlich mit seinem Bruder Karl hat Richard Weitbrecht die mundartliche Erzählung in Schwaben literarisch begründet und die Art schwäbischer Bauern zuerst in epischer Form dargestellt. Doch Auerbach, ist er den beiden nicht vorausgegangen? Gewiß, aber der hat seine Schwarzwälder, die Befele und Tonerle und Barfüßele, nur verschönt und sie so salonfähig gemacht; unverfälscht, ohne Rührseligkeit und unwahre Verfeinerung und philosophischen Aufputz, sind die schwäbischen Bauernköpfe erst von den Brüdern Weitbrecht in die Literatur eingeführt worden. Merkwürdig ist, daß der Erfolg des niederdeutschen Reuter den beiden Schwaben den Anstoß zur Ausführung ihres Gedankens gab, Reuters, der selbst von Süddeutschland aus durch Hebels „Alemannische Gedichte“ zuerst zur Dialektdichtung angeregt worden sein soll. Richard Weitbrecht selbst schrieb mir einst über seine und seines Bruders erste mundartliche Versuche: „Gegen die Anschaffung von Auerbachs Dorfgeschichten für die Unterhaltungsbibliothek des Seminars Blaubeuren habe ich schon Mitte der sechziger Jahre, als Auerbach auf der Höhe seines Dorfgeschichtenruhmes stand, vergeblich protestiert; ich bin überstimmt worden, und die roten Bände sind um teueres Geld gekauft worden. Ich habe die ganze Verauerbachung des schwäbischen Volkes damals schon

(also mit vierzehn, fünfzehn Jahren!) für verlogen gehalten — wenn man sechs Jahre lang mit schwäbischen Milchweibern und Bauern dreiviertel Stunde zu und von der Schule gerannt ist, wie ich zwischen 1857 und 64, dann macht einem keiner mehr etwas über das schwäbische Volk weis, und wenn er noch so berühmt ist. Bis ich freilich selbst Schwäbisches schrieb, hat's bis zum Jahre 1874 gedauert. Mein Bruder ging voran, ursprünglich nur um die praktische Antwort auf die Frage zu geben: ob dasselbe, was Fritz Reuter für Mecklenburg fertig gebracht habe, auch für das Schwabenland möglich sei. So entstand seine erste Schwobagschicht,'s Burgamoischters Hansjörg'. Als ich sie im Manuskript las, sagte ich mir, daß mein Bruder das Problem gar nicht übel gelöst habe, dachte aber im stillen: ‚Das kannst du am Ende ebenso gut wie dein Bruder, vielleicht sogar noch besser', und schrieb meine erste Schwobagschicht ‚D' Stadtjompfer'." Im Jahre 1877 begannen die Brüder, gemeinschaftlich eine Reihe von „Gschichta-n aus 'm Schwobaland" (bei W. Kohlhammer in Stuttgart) herauszugeben, in allem fünfzehn, von denen fünf von Karl, zehn von Richard stammen. Auch in der Folge blieb der letztere auf diesem Felde weit fruchtbarer als der anderen Gebieten sich zuwendende ältere Bruder. Fünf weitere Erzählungen von Richard finden sich in dem Sammelband „Neue Schwobagschichta (Ulm, J. Ebner), und um die Wende des Jahrhunderts erschienen (im gleichen Ulmer Verlag) die Geschichten „Der Blomabäure ihr Domme" und das Bändchen „Verzwickte Gschichta" (mit „Mei Bommerle" „Dia Malefizpreußa" und „Em Schualmoischter sei Schnauzbart"). Alle diese Geschichten sind Meisterstücke mundartlicher Dichtung, sie gehören zu den Volksbüchern des schwäbischen Stammes und zu dem Allerbesten, was wir von dieser Art in der deutschen Literatur überhaupt besitzen. Vielen gilt ja leider auch heute noch alles Mundartliche als nicht vornehm und ungebildet, sie halten die Volkssprache wie das „Volk" selbst feinerer Empfindungen für unfähig. Wen Fritz Reuter oder Klaus Groth noch nicht von diesem törichten Irrtum befreit haben, den wird auch Weitbrecht nicht überzeugen. Gewiß aber ist, daß auch diese ländlich-schwäbische Muse nicht nur derb und lustig necken, spotten, lachen kann, sondern daß sie auch ernst und mit tragischem Pathos einherzuschreiten und den zartesten Gemütsregungen Ausdruck zu geben vermag. Der Erzähler steht mitten unter seinen bäuerlichen Gestalten, kennt ihr Fühlen, Wollen und Handeln und schöpft überall aus dem Vollen. Mit Pfarrer, Schultheiß und Schulmeister ist er ebenso vertraut wie mit den kecken und dickköpfigen, in doppeltem Sinne schlagfertigen Burschen, den bald scheu zurückhaltenden, bald mundfertig zufahrenden Dirnen, mit den Alten nicht minder als mit den Jungen, den neidischen und boshaften, den besitzstolzen und den armen, den harten und den weichen, den frommem und den superklugen Bauern beiderlei Geschlechts. In Schule und Kirche, in Haus und Hof und auf dem Felde, auf dem Ratshaus und in der Wirtsstube, bei der Arbeit und bei Festen lernen wir sie kennen, nie durch Beschreibung und Schilderung, immer in lebendiger Handlung und Darstellung, in bewegter Rede und Gegenrede, im hartnäckigen Austragen heimlicher Gegensätze oder beim erschütternden Aufeinanderplatzen der Geister. Und wie mannigfaltig sind diese Gegensätze: alte und neue Anschauungen geselliger

oder sittlicher, religiöser oder wirtschaftlicher Art, Gegensätze zwischen Bauern und Handwerkern, zwischen Dorf und Stadt oder zwischen Dorf und Dorf, Kämpfe zwischen Neigung des Einzelnen und bindendem Herkommen, arm und reich u. a. m. Moralische Lehren werden nirgends grob aufgetragen oder äußerlich angeklebt, sie ergeben sich aus dem jeweiligen Verlauf der Geschichte ganz von selbst. Daß sie aber vorhanden sind, liegt ganz in der volkstümlichen Art, in der Anschauungsweise der Bauern, ebenso wie gelegentliche Anspielungen auf Zeitverhältnisse oder satirische Seitenhiebe sozusagen vom Stoffe gefordert sind. Der in der Mundart schreibende Verfasser versetzt sich eben ganz in die Seele und Weltauffassung seiner Leute, aus ihrem Sinn heraus erzählt und spricht und urteilt er. Ich kann nur jedem, der schwäbische Art verstehen lernen und dem Dichter nahe kommen will, raten, einmal zu diesen Geschichten zu greifen. Die Schwierigkeiten der Mundart — sie ist das echte, vom Volke gesprochene Schwäbisch, nicht das „Honoratiorenschwäbisch" der Gebildeten, — werden auch die Nichtschwaben überwinden, so gut wir es bei bayrischen Schnurren oder bei Fritz Reuter, Klaus Groth und anderen plattdeutschen Dichtern tun. Vielleicht beginnt man am besten mit der „Stadtjompfer", die allen Lesern durch ihren Humor und ihre Karikaturen stets viel Vergnügen bereitet hat und von Heyse s. Zt. in den „Neuen deutschen Novellenschatz" aufgenommen worden ist. Die beste der „Schwobagschichta'n" ist sie dennoch nicht, dafür hat sie auch der Verfasser nicht gehalten. Aber durch sie angeregt, wird man sich gerne in so prächtige Stücke wie „D' Pfarrmagd", „Blöcklesköpf", „A' Goischt", „De Überzwerch", „Mörom au?", „Aber der Jubel!" und in die anderen humorvollen und ernsten Geschichten vertiefen. Gereuen wird es niemand, meinem Rate gefolgt zu sein; denn jeder macht sich doch selbst gerne eine Freude.

Von den lebensvollen Dorfgeschichten führt den Leser die Entwicklung des Dichters unmittelbar zu seinem letzten, größten und bedeutendsten Einzelwerke, dem schwäbischen Bauern- und Pfarrerroman „Bohlinger Leute." (Heilbronn 1911, Eugen Salzer.) Es war das Glück seines letzten Lebensjahres, diesen Roman schreiben zu können und dessen ersten Erfolg noch erleben zu dürfen. Hier gibt er in einem trefflich komponierten, allseitig abgerundeten, vielgestaltigen und doch geschlossenen Lebensbilde aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einmal die ganze Fülle von Eindrücken, Stimmungen und Erfahrungen, die ihm sein Leben zugeführt hat. Insbesondere das religiöse Leben des zu grübelndem Tiefsinn wie zu unerschütterlicher Glaubenstreue neigenden Schwabenvolkes ist Gegenstand der Darstellung, in deren Mittelpunkt der seit der Reaktion der fünfziger Jahre siegreiche Pietismus mit seinem Gemeinschaftsleben, seinen Stundenleuten, Erweckten und sektiererischen Absonderlichkeiten steht. Miteinbezogen aber sind auch alle anderen religiösen Bewegungen und theologischen Richtungen von dem sinkenden Rationalismus der fünfziger Jahre bis zu dem sozial gesinnten Christentum der neueren Zeiten. Auch hier ist alles in Anschauung, Gestalt und Handlung umgesetzt, und diese Fülle von packenden Bildern und blühendem Leben voll tiefen Gehalts wird umspielt von den Lichtern eines bald fröhlich lachenden, bald satirisch neckenden Humors. Die Darstellungsweise ist die, welche man

als poetischen Realismus zu bezeichnen pflegt; wo man sie trifft, da lieben es manche, einen segensreichen Einfluß der verflossenen naturalistischen Bewegung festzustellen. Bei Weitbrecht wäre diese Methode übel angebracht: so wenig er je die neuen, neuesten und allerneuesten Bewegungen mitgemacht hat, eben so wenig hat er ihnen zu verdanken: er ist einfach seiner Natur treu geblieben, hat die natürlichen Mitgaben seiner Jugend, seiner Heimat, seines Stammes und des deutschen Volkstums in sich gepflegt und genützt und in aufgeregt lärmender Zeit seine Kräfte nicht an die Hetze nach Ewig-Neuem vergeudet. Nicht in unbeschränktem Wollen hat er sich gefallen, sondern in Leistung dessen, was er mit seinen Gaben konnte, seine Aufgabe gesehen. Männern und Dichtern seines Schlages muß es heute schon und wird es sicherlich später noch zum Verdienste angerechnet werden, daß sie, innerlich gefaßt, in der Brandung festgestanden haben als Halt und Wegzeiger für schwächere Persönlichkeiten. Nicht jede moderne Verrücktheit mitgemacht zu haben, ist an sich schon ein Verdienst; wieviel größer das, dagegen gekämpft zu haben mit Wort und Werk.

Treue und Liebe zu seiner irdischen Heimat, zu dem Volk, in das er hineingeboren war, zu dem Vaterland, in dem ihm alles Große und Herrliche der Welt zusammengedrängt erschien — das war ein bestimmender Grundzug im Wesen Richard Weitbrechts. Diese Liebesfähigkeit erhielt ihn frisch, jugendlich und empfänglich bis in seine letzte Zeit hinein. Wer ihn kannte, bewunderte seine körperliche, vor allem aber seine geistige Beweglichkeit und Spannkraft. Ein Freund heiterer Geselligkeit und angeregter Unterhaltung, bei der auch manchmal in scharfen Gängen die Funken sprühen durften, mochte er wohl manchmal mit raschem Hieb, mit freiem Wort empfindlichere Seelen verletzen, gröbere Gesellen dazu bringen, ihm die Zähne zu zeigen: mit seinem Humor, der in zwiefachem Sinne reizend sein konnte, aber im Grunde immer harmlos liebenswürdig war, durch sein offenes, niemals auf einer Hinterhaltigkeit oder Unzuverlässigkeit ertapptes Wesen glättete er rasch die Wogen der Empfindlichkeit und des Zornes wieder. In das innerste Heiligtum seines Herzens und Geistes ließ er freilich nur wenige blicken: seine Familie, diese nie versiegende Quelle seiner Kraft, und seine nächsten Freunde. Dem Auge der Welt verschloß er dieses sein Letztes und Bestes. Daher rührte auch seine Scheu, Gedichte, diese verräterischen Selbstoffenbarungen, der Welt kundzugeben. Fast vier Jahrzehnte lang hatte er als Kritiker lyrischer Gedichte deren Schicksale gründlich kennen gelernt; darum hütete er sich, seinen eigenen lyrischen Erzeugnissen das gleiche Unheil heraufzubeschwören. Was ihm bei anderen gefiel, hat er in einer sorgsamen Anthologie „Religiöse Lyrik" (1896) zusammengetragen. Das viele aber, das er selbst im Laufe der Zeit zu oft echt lyrischen Gebilden verdichtet hat, liegt, wie er mir einst bekannte, in seinem Pulte verborgen, mit der Aufschrift: „Vor Druck zu bewahren!" Daß es ihm an lyrischer Ausdrucksfähigkeit und Gestaltungskraft ebenso wenig fehlte wie an warmer Empfindung und Sinnigkeit, zeigt schon das oben angeführte Gedicht. So liegt von seinen lyrischen Schöpfungen noch manches zerstreut umher, das wohl verdiente gesammelt zu werden. Ausdrücklich zur Ver-

öffentlichung bestimmte er ein Gedicht*), das uns den letzten Zug zu seinem Bilde liefern soll. Die letzten Worte, die es dem Sterbenden zu formen gelang, waren: „Heim, heim!“ Meinte er die irdische oder die himmlische Heimat? Jedenfalls trug er, der Heimatfrohe, nach dieser ewigen Heimat ein stilles, geheimes Sehnen und eine beseligende Gewißheit davon im tiefsten Grunde seines ahnungsvoll-gläubigen Gemütes. Aus solcher Stimmung ist im August 1909 das Gedicht „Auf meinem Balkon“ entsprungen:

Langsam dunkelt's über meinem Garten,
rote Rosen tauchen schon ins Dunkel,
nur die weißen dort, sie leuchten noch.
Langsam über hohen Baumeskronen
sinkt das Licht, doch durch der Zweige Schatten
stiehlt sich's durch und sendet mir den Gruß
des vergangnen Tags. Am Himmel droben
liegt's noch licht, und schmale Wolkenstreifen
trinken sich noch voll am letzten Leuchten;
langsam ziehn sie hin, um zu verschwinden.
Dunkel oben, wie im Garten drunten!
Satt von eines Tages Last und Freuden,
sitz ich still und schau in mich und aufwärts,
und so wart' ich, bis die Sterne kommen.

Langsam dunkelt's über meinem Leben.
Seine roten Rosen sind dahin,
nur die weißen leuchten freundlich noch.
Und durch Schatten drängen sich noch Lichter,
sanfte, abgetönte, und ich trinke
ein in mich ihr mildes, stilles Leuchten,
sehe Wolken, sie auch gehn vorüber,
wie's der Tag bringt und des Lebens Wandel.
Aber über allem ird'schen Dunkel
leuchtet mir ein Licht aus ew'gen Fernen,
und so wart' ich, bis die Sterne kommen.

Alfred Bieses deutsche Literaturgeschichte.

Von Johann Georg Sprengel (Frankfurt a. M.).

Für jeden Zeitraum des Geisteslebens eines Volkes ergibt sich von neuem die Aufgabe, den Gesamtgang des literarischen Schaffens zu überblicken und die Summe daraus zu ziehen — nicht nur weil es gilt, die Ergebnisse der neueren Einzelforschung zu verwerten, sondern vor allem auch, weil die Gesichtspunkte der Betrachtung, die Maßstäbe der Wertung sich stets erneuern. Diese Notwendigkeit macht sich in unserer Zeit besonders lebhaft geltend. Zu der philologischen hat sich neuerdings die ästhetische Betrachtungsweise gesellt und neben jener die Gleichberechtigung errungen. Noch vor etwa einem Menschenalter mußte Wilhelm Scherer ausdrücklich versichern, daß zwischen Philologie und Ästhetik kein Streit ist; heute gehört das enge Zusammengehen dieser beiden Betrachtungsweisen zu den Grund-

*) Bis jetzt nur in meinem Nachruf auf R. W. in der „Deutschen Welt“, deren treuer, langjähriger Mitarbeiter er war, abgedruckt.

voraussetzungen aller literargeschichtlichen Forschung. Die Maßstäbe der Beurteilung mußten sich notwendig verschieben in dem Maße, wie man die einseitige klassizistische Dogmatik überwand. Noch Rudolf Heym stand in seinem grundlegenden Werk über die romantische Schule unter dem Zwang dieses Dogmas. Erst die Überwindung des Vorurteils von der allein seligmachenden Kraft des Vorbildes der Antike ermöglichte eine unbefangene Würdigung romantischer und realistischer Poesie. Und gerade die Erkenntnis von der fruchtbaren Eigenart der die äußere Form verachtenden, alles ins Gefühl setzenden Romantik, von der selbständigen Bedeutung unserer neueren Wirklichkeitsdichtung, von der ungeheuren Tragweite des in diesen Richtungen lebendig gewordenen völkischen und modernen Kunstempfindens mußte dem Urteil neue und höhere Gesetze geben. Die Werke unserer poetischen Kunst fingen im letzten Menschenalter an, sich in vielfach anderer Beleuchtung darzubieten, als sie der vorausgehenden Literaturgeschichtschreibung im 19. Jahrhundert erschienen waren. Große Dichter wie Hebbel und Mörike wurden sozusagen erst entdeckt, andere vielgerühmte Namen mußten zurücktreten. Heute darf kein künstlerischer Kanon mehr ausschließliche oder vorherrschende Bedeutung beanspruchen, es gilt nur der einzige Maßstab, der fragt, ob und inwieweit menschlich bedeutsamer Stoff — und die Grenzen des poetisch Darstellbaren haben sich außerordentlich gedehnt — innerlich gegebene, in sich einheitliche, ausdrucksfähige künstlerische Gestaltung gefunden hat.

Dabei erweist sich auch das Interesse am Gang der literarischen Entwicklung als ein verändertes. Während die älteren Darstellungen, wie etwa die von Koberstein-Bartsch, Gervinus und auch noch die von Scherer mit dem Ausgang der Klassik und Romantik abschließen, machte sich unabweisbar das Bedürfnis geltend, die Literatur des 19. Jahrhunderts in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, und es ist nicht zu verwundern, daß der Schwerpunkt des Interesses sich sogar mehr und mehr nach der neueren Zeit hin verschob, daß unser enges inneres Verhältnis zu dem letzten Jahrhundert nationalen Lebens, aus dem wir Heutigen selber erwachsen sind, sich auch gegenüber dessen poetischem Abbild nachdrücklich geltend machte. Auf diesem Gebiet hat unterdessen auch die wissenschaftliche Arbeit mit lebhaftem Eifer eingesetzt, teils in der Herstellung zuverlässiger Texte und Kommentare, handlicher Gesamtausgaben, in der Zugänglichmachung des autobiographischen Materials, teils in der Erforschung all der mannigfachen Fragen nach dem Stoff und seinen Quellen, nach Technik, Ideengehalt, nach den literarischen Zusammenhängen, teils endlich in Einzeldarstellungen abgeschlossener Stoffgebiete oder Persönlichkeiten. Vielerorts bleibt man freilich auf den Aufklärungsdienst der leichteren literarischen Vortruppen angewiesen, während das schwerere wissenschaftliche Geschütz erst langsam nachrückt. Doch ist in der Gesamtheit soviel geschehen, daß für eine Gesamtdarstellung auch der neueren Entwicklung vielfältige Unterlagen und Anhalte gegeben sind.

Ob es bei der ungeheuren Weitschichtigkeit des Stoffes heute noch einem einzelnen möglich ist, die gesamte literarische Entwicklung in eingehender, streng wissenschaftlicher Darstellung zu umfassen, mag leichtlich bezweifelt werden; dazu bedürfte es sicherlich einer Vereinigung berufener

Einzelkräfte. Aber vielleicht hat auch die Wissenschaft nicht mehr allzuviel Interesse an einem solchen umfassenden Gesamtwerk. Ihren Zwecken genügen recht wohl Behandlungen abgeschlossener Zeiträume der Entwicklung und großzügige Bilder einzelner führender Geister des Schrifttums, in deren Persönlichkeit sich zugleich ihre Zeit bedeutsam spiegelt, deren Werdegang rückwärts aufgedeckt, deren Wechsel- und Nachwirkungen verfolgt werden. Anders steht es mit dem Bedürfnis des gebildeten Literaturfreundes, welcher nicht in der Lage ist, Spezialwerke durchzuarbeiten, welcher das Bedürfnis nach einem anschaulichen, ausgiebigen Überblick über den Entwicklungsgang unserer Literatur empfindet, welcher Anregung für seine Lektüre und Anleitung zum genießenden Verständnis der dichterischen Persönlichkeiten wie der poetischen Dinge sucht — ein nur zu berechtigtes, selbstverständliches Verlangen, dem gegenüber unsere höhere Schulbildung heute immer noch ganz wesentlich versagt. Zwar wird sich niemand verhehlen dürfen, daß man die Literatur nicht aus der Literaturgeschichte kennen lernt, vielmehr aus den Werken der Dichter. Aber auch wenn man ganz davon absieht, daß nicht jeder jeden Poeten und jedes bedeutendere poetische Werk immer selbst aus persönlicher Anschauung kennen lernen kann und daß man doch auch in solchem Fall sich zuweilen gern eine Vorstellung davon verschaffen möchte, so gehört doch auch bei der Lektüre zum Verständnis und Genuß der poetischen Werke die Bekanntschaft mit gewissen äußeren Tatsachen, die zur Beschäftigung mit dem Inhalt der Dichtung treten muß, das Wissen zum Schauen. Wir betrachten ja nicht nur die Dichtwerke selber, sondern in ihnen zugleich den Dichter mitsamt den Voraussetzungen seines Schaffens, darüber hinaus die Zusammenhänge der literarischen Entwicklung in sich selbst wie in ihrer Bedingtheit durch das gesamte Geistesleben der Nation. Solches zum vollen Genuß kaum entbehrliche Wissen wollen unsere modernen Dichterausgaben durch biographische und literar-ästhetische Einleitungen vermitteln; im weiteren Rahmen ist dies Aufgabe der Literaturgeschichte, die mit alledem eine vielseitige und verantwortungsvolle Aufgabe zu erfüllen hat. Hierbei ist zunächst eine Klippe zu vermeiden. Es gibt Literaturgeschichten, die mit plumpen Inhaltsangaben und fertigen Urteilen mehr von der Literatur ab, als zu ihr hin führen. Und doch muß der Literarhistoriker ebensowohl auf den stofflichen Inhalt der Werkeeingehen, wie ihren geistigen Gehalt, ihre künstlerische Eigenart kritisch beleuchten. Dies erfordert ein sicheres Taktgefühl und eine Darstellungskunst, die in knappen Zügen das Wesentliche der Dinge herauszuheben versteht, derart, daß in anschaulichen Bildern doch lediglich die Elemente zum Verständnis der Dichter und ihrer Werke geliefert werden und ihnen ihr Platz in der Gesamtentwicklung angewiesen wird. Hierzu bedarf der Literarhistoriker wiederum einer gründlichen Bekanntschaft mit den poetischen Denkmälern, auch muß er die wissenschaftliche Forschung in allem Wesentlichen durchaus beherrschen und über ein persönliches, zuverlässiges Kunsturteil verfügen.

Nur wo alle diese Voraussetzungen erfüllt sind, kann ein Werk entstehen, das den heutigen Ansprüchen an eine im guten Sinne volkstümliche Darstellung genügt, das dem Laien ein vertrauenswerter, anregender Wegführer ist und das auch der Fachmann dann gern zur Hand

nehmen wird. Eine solche Darstellung der deutschen Literatur hat uns bis jetzt noch gefehlt. Auch das sehr beachtenswerte, sachkundige und gescheidte, zweibändige Werk von Adolf Bartels (Leipzig bei Eduard Avenarius, 5. und 6. Auflage 1909) konnte diese Lücke schon deshalb nicht so recht ausfüllen, weil darin alles, was vor der Romantik liegt, doch gar zu summarisch abgehandelt wird. Wenn man auch noch so sehr von der großen Bedeutung unserer Gegenwartsdichtung erfüllt ist — als solche haben wir alle selbständigen Richtungen und bedeutenderen Erscheinungen der nachromantischen Zeit zu betrachten, so ist es doch ein grundsätzlicher Irrtum, an der lebensfähigen Fortdauer der vorausgehenden Perioden unserer Literatur zu zweifeln. Diese fortdauernde Lebenskraft ins Licht zu stellen gehört gerade zu den vornehmsten Aufgaben einer Literaturgeschichte, die Verständnis und Interesse für alles Bedeutsame im geistigen Werdegang unserer Nation erzeugen will. Auch von diesem Gesichtspunkt aus muß ein Werk beifällig begrüßt werden, das in ungewöhnlichem Maße die vorstehend entwickelten, an eine moderne Darstellung unseres nationalen Schrifttums zu stellenden Forderungen erfüllt, nämlich die dreibändige deutsche Literaturgeschichte von Alfred Biese (Band 1 und 2 zuerst 1907 und 1909, jetzt in dritter, durchgesehener und berichtigter Auflage 1911, Band 3 in erster bis dritter Auflage 1911. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München. Jeder Band, im Umfang von 40 Bogen, mit vielen Bildnissen, in Leinwand 5,50 M, in Liebhaberband 7,00 M).

Es dürfte vielleicht am Platze sein, der Persönlichkeit des Verfassers einige Worte zu widmen. Alfred Biese hat sich vor allem durch zwei Werke psychologisch-ästhetischer Richtung bekannt gemacht, durch seine „Philosophie des Metaphorischen" und durch die umfassende zweibändige Darstellung der „Entwicklung des Naturgefühls" vom Altertum bis zur Neuzeit, eine zuerst in Alexander von Humboldts Abhandlung über „Das Naturgefühl nach Verschiedenheit der Zeiten und Volksstämme" angeschnittene Frage. Da der zweite Teil dieses Werkes, das auf die neuere literar-ästhetische Forschung einen lebhaft anregenden Einfluß geübt hat, wiederum vergriffen ist, darf man hoffen, daß der Verfasser in der nötigen Neuausgabe, für die das Materieal unterdessen gewaltig angeschwollen ist, seine Erörterungen nunmehr auch auf das 19. Jahrhundert ausdehnen wird. Andere Arbeiten Bieses beschäftigen sich vorwiegend mit der lyrischen Dichtung, auch mit dem Humor in der neueren deutschen Dichtung. Dem deutschen Unterricht hat er ein wertvolles Geschenk gemacht durch seine in zwei Bänden unter dem Titel „Pädagogik und Poesie" gesammelten Aufsätze. Biese ist ein begeisterter Verehrer der Antike, zugleich aber auch erfüllt von dem kräftigen Bewußtsein unserer völkischen Eigenart. Seine Arbeiten über Goethe und Schiller zeigen eine ebenso innige Vertrautheit mit der Klassik, wie seine Beiträge zur Literatur des 19. Jahrhunderts klares Bewußtsein für die Besonderheit und Bedeutung der modernen Dichtung erkennen lassen, mit der ihn vielfache persönliche Beziehungen verbinden. Alles dies, vornehmlich aber die psychologische Betrachtungsweise und die ästhetische Durchdringung der literargeschichtlichen Aufgaben ließen Alfred Biese als die geeignete Persönlichkeit für eine

derartige Aufgabe erscheinen, und er hat, um das gleich im Voraus zu sagen, die auf ihn gesetzten Hoffnungen glänzend gerechtfertigt.

Die Verteilung des Stoffes auf die drei Bände des Werkes war mitbedingt durch die Rücksicht auf möglichst gleichmäßigen Umfang der einzelnen Bände. So kommt es, daß der Grundgedanke der Stoffanordnung — Ältere Zeit, Klassik und Romantik, moderner Realismus — nicht ganz eingehalten worden ist, indem Vorklassik und Vorromantik zum ersten Band gezogen wurden, der mit Lessing, Sturm und Drang, Herder abschließt. Der zweite Band umfaßt dann die Hochklassik und die Romantik bis zum völligen Ausklingen der romantischen Generation mit Einschluß der zur modernen Dichtung organisch hinüberführenden Erscheinungen, wie Grillparzer und Mörike, und des unter dem Gesichtspunkte des Gegensatzes zur Klassik und Romantik auftretenden „Jungen Deutschlands", in dem das berechtigte Verlangen nach unmittelbarem Ausdruck der Gegenwart in der dichtenden Kunst zunächst auf ein falsches Geleise geriet.

Der dritte Band setzt mit dem Realismus im Drama ein und führt die Darstellung bis auf unsere Tage. Man kann mit dieser übersichtlichen Stoffgruppierung recht wohl einverstanden sein. Mit Recht wird u. a. betont, daß Goethe und Schiller nicht nur die vorausgehende Entwicklung krönend abschließen, sondern zugleich eine neue einleiten. Bedenken sind dagegen zu erheben gegen die starke Betonung der Jahre 1848 und 1870 im dritten Bande. Weder die Märzereignisse noch der Nationalkrieg und die Reichsgründung bedeuten einen Einschnitt im Höhenweg des literarischen Schaffens; es ändert sich nichts, was von Belang wäre, die aufsteigende Linie der vierziger Jahre, wo die großen Realisten auftraten, verläuft ungebrochen weiter, der seit den sechziger Jahren im allgemeinen Geistesleben sich ausprägende Niedergang wird nicht unterbrochen, und es ist eine vielbesprochene Tatsache, daß der gewaltige nationale Aufschwung des Jahres 1870 so gar keinen poetischen Niederschlag von irgend welcher Bedeutung gefunden hat. Die Nichtübereinstimmung dieser Einschnitte mit den Literaturperioden hätte deshalb in den betreffenden einleitenden Kapiteln deutlicher hervorgehoben werden sollen.

Für die Stoffauswahl gilt im allgemeinen der Grundsatz, daß alles das in eine Darstellung der Nationalliteratur gehört, was ein bedeutsames Glied in der geistigen Entwicklung geworden ist, was entweder noch lebendig wirksam ist oder wenigstens eine vergangene Anschauungsart kennzeichnet. Alles in diesem Sinne Unwesentliche wird mit Recht ausgeschieden. Je mehr sich nun die Darstellung unserem Zeitpunkt näherte, desto weiter durfte und mußte der Kreis der Erscheinungen gezogen werden, die einen Platz darin beanspruchen können. Das Gegenwartsinteresse verlangt augenscheinlich, daß auch von manchen literarischen Erscheinungen Kenntnis genommen wird, deren Bedeutung sich jetzt schon als vorübergehend erweist, daß auch Persönlichkeiten beachtet werden, deren bleibender Wert heute schwer bestimmbar ist.

So entwirft also Biese ein unter Ausscheidung alles Nebensächlichen einheitliches Gesamtbild der literarischen Entwicklung in Deutschland, ein Bild, das als Ganzes genommen werden will und selber als Kunstwerk

wirken möchte. Im Mittelpunkt stehen die großen schöpferischen Geister der Poesie. Aber auch die zwischen den Höhepunkten liegenden Erscheinungen, die sonst leicht von den stärkeren Lichtquellen verdunkelt werden, erfreuen sich einer liebevoll abwägenden Behandlung. Grade an den kleineren Geistern gewinnt man erst die Maßstäbe für die Großen, wie unserem Auge der neben dem Ozeanriesen liegende Hafendampfer oder Leichter erst dessen Größe veranschaulicht. Das Ganze wird von einheitlicher ästhetischer Anschauung beherrscht, deren Maßstäbe von der ältesten bis zur neusten Zeit stets die gleichen bleiben. Zur äußeren Klarheit einer gestaltenreichen, aber übersichtlichen Fülle, in der sich die Entwicklungsräume, die einzelnen Gruppen und die führenden Geister deutlich herausheben, dabei die klare Linie der allgemein geistigen wie literarischen Entwicklung fest im Auge behalten wird, gesellt sich damit die innere Einheit und Geschlossenheit, die man bei manchem neueren Literaturgeschichtler so sehr vermißt.

Biese ist ein Literarhistoriker der wirklichen Einfühlung. Er will darstellen, was er schauend empfindet. Die menschliche Seele, wie sie blüht im Duft des Gefühls und reift in der Glut der Leidenschaft, die Phantasie, wie sie das Erlebnis neu gestaltet, die schöpferische Persönlichkeit als Trägerin zeitlicher und ewiger Gedanken und Stimmungen: alles dies gibt ihm den Inhalt der Literaturgeschichte als ein eigenartig gefaßtes Spiegelbild des Lebens, eine Seelengeschichte der Nation. Wie er — gleich dem Dichter selber — mit offenem, empfänglichem Sinne alles Menschsein und Menschenwesen umfaßt, so verbindet er mit diesem rein menschlichen Verstehen eine innige, bewundernde Liebe zur deutschen Art, zu dieser völkischen Eigenart, die ihn in sich selbst wie ein hohes Kunstwerk anmutet. Dabei verführt ihn sein vaterländisches Empfinden — im Gegensatz zu Eduard Engel — doch nicht zu kurzsichtiger Überschätzung des eigenen Wesens gegenüber dem Fremden. Er wird dem Anteil, den andere Nationen an der Entwicklung des deutschen Geistes genommen haben, vorurteilslos gerecht. Weiß er doch, daß trotz vielfacher Anlehnung an fremde Stoffe und Muster unser Geistesleben und Schrifttum sein eigenes Gepräge trägt, den nachdenklichen und beschaulichen, ernsten und gewissenhaften, treuen und tiefen Charakter der deutschen Nation.

Zu diesen Vorzügen besitzt Biese die Gabe, die Dichter und ihre Werke in plastischer und farbiger Bildhaftigkeit vor dem Auge des Lesers lebendig werden zu lassen. Er geht weniger darauf aus, die künstlerische und philosophische Bedingtheit der einzelnen Erscheinungen aufzudecken, obgleich er diesen Gesichtspunkt nicht vernachlässigt, als zum Einleben in die Dichtung anzuregen, indem er sie möglichst durch sich selbst wirken läßt, und in dieser Kunst braucht er schwerlich einen Vergleich zu scheuen. Selbst eine künstlerisch veranlagte Natur, verfügt er über eine Ausdrucksfähigkeit der Sprache, die imstande ist, die Gegenstände der poetischen Kunst lebendig werden zu lassen — in feinsinniger Charakteristik, durchdachter Analyse, sorgsam ausgewählten, knappen und doch in reicher Fülle gebotenen, geschickt eingeflochtenen Proben. So entstand ein Buch zum nachdenklich empfindenden Schauen, und es ist ein wirklicher Genuß darin zu lesen, ja es ist ein Buch,

das lebendig mit uns redet in einer edlen und dabei vertrauten Sprache und das uns so zum Freunde wird.

Es war natürlich nicht zu verlangen, daß ein so umfassendes Werk in der Stoffbehandlung gleich allen Anforderungen gerecht würde, und das kritische Auge findet naturgemäß im einzelnen noch manches zu beanstanden. In einer solchen Überfülle von Gesichtspunkten und Einzeltatsachen bedarf es stets einer rastlos immer erneuten Durcharbeitung. Die Durchsicht des 1. und 2. Bandes zeigt zwar überall die nachbessernde Hand; doch hat sich diese Berichtigung wesentlich nur auf Einzelheiten erstreckt, und auch da ist manches Besserungsbedürftige stehen geblieben. Hier soll nur eine Auslese kritischer Bemerkungen gegeben werden, die sich an wesentliche Gesichtspunkte anknüpfen und späteren Auflagen zugute kommen möchten.

Über die deutsche Heldensage sollte etwas eindringlicher und etwas mehr im Sinne moderner Sagenforschung (z. B. Ker, Epic and Romance; Heusler, Lied und Epos) berichtet werden. Im Besondern muß man von einem derartigen Buch eine entwicklungsgeschichtliche Behandlung der Sagenstoffe des Nibelungenliedes verlangen; die von Friedrich Panzer entdeckte große Bedeutung des Märchens für die Sage darf nicht übersehen werden, das Verhältnis von Geschichte und Sage muß ebenfalls deutlich gemacht werden. Erst auf diesen Grundlagen wird eine sachgemäße Darstellung des Nibelungenliedes selber möglich; erst dann versteht man auch die Tätigkeit des unbekannten Dichters. Die Schönheit und modern anmutende Eigenart des Gudrunliedes sollte endlich einmal von den Aschenbrödellumpen befreit werden; es ist keine richtige Beleuchtung, wenn die Gudrun immer in den Schatten des Nibelungenliedes gestellt wird. — Was im Eingang des Abschnittes über das Volkslied gesagt wird, stimmt nicht zu den heutigen grundsätzlichen Anschauungen über das Volkslied, die gegenüber denen Bürgers, Herders und der Romantik sich merklich verschoben haben. Es wären über dieses Gebiet etwa die Arbeiten von John Meier heranzuziehen. Wenn dem Volkslied ein ganzes Kapitel gewidmet wird, so hat man auch ein Recht, genau zu erfahren, was man heute unter Volkslied versteht; diese Definition fehlt freilich auch in Böckels umfänglichem und schönem Buche. Deutlicher sollte das Verhältnis von Wort und Weise angegeben sein; bei den Stoffen fehlen die Rätsel-, Wettstreit- und Lügenlieder, ebenso die Kinderreime — wie sie z. B. von Eskuche und Lewalter in Niederhessen gesammelt worden sind. — Beim „Armen Heinrich" wäre eine schärfere Reliefgebung erwünscht; über die Gesinnung der Jungfrau, die einmal für Hab und Gut der Eltern sorgt und anderseits nach der Himmelskrone trachtet, erfährt man nichts; gerade diese Verbindung von Weltlichkeit und Abkehr von der Welt ist charakteristisch, ebenso der Mangel eigentlicher Weibesliebe, wie auch beim Ritter von Liebe zu seiner Retterin und von Heiratsgedanken selbst nach seiner Rettung zunächst keine Rede ist. Es wäre recht lohnend, wenn Biese auf die modernen Bearbeitungen des Stoffes durch Chamisso und Hauptmann kurz einginge — solches könnte auch anderwärts geschehen und würde fruchtbare Richtlinien für das Verständnis des Geistes der Zeiten abgeben. — In dem vortrefflichen Charakterbilde Walthers fehlt der Zug, in dem er seiner Zeit so weit voraus war, die Anschauung der

Gleichheit aller Menschen und aller Bekenntnisse vor Gott. — Von Hans Sachs möchte man ausdrücklich hören, daß er nicht nur Meistersinger war, sondern auch ein wirklicher Dichter, was sich eben in seinen volkstümlichen Dichtungen erweist. Die Bedeutung und das heute noch lebendige Fortwirken der Fastnachtsspiele verdienten eine kräftigere Unterstreichung. — Daß durch die Gegenreformation der literarische Schwerpunkt dauernd nach Nord-Deutschland gerückt worden sei, ist eine unzutreffende Angabe: Wieland, Goethe, Schiller, Keller, Meyer, Grillparzer, Anzengruber, um nur einige Namen von stärkstem Gewicht zu nennen, waren Süddeutsche. — Der Begriff der schlesischen Schulen sollte ganz unterdrückt werden. Kann man das eine Schule nennen, wobei man zugleich an Fleming und Gryphius denkt? Und gehört letzterer zur ersten schlesischen Schule, warum wird er erst nach der zweiten behandelt? Die „Geliebte Dornrose" kommt auffallend kurz weg, obwohl gerade dieses Stück sich durch Lebenswahrheit vor dem viel ausführlicher behandelten „Squenz" und „Horribilistribifax" auszeichnet. — Friedrichs des Großen Verhältnis zur deutschen Literatur sollte auch von der Seite beleuchtet werden, die Goethe in seiner Lebensgeschichte betont. — Bei Lessing vermißt man den Hinweis auf seine frühbewußte selbständige Entwicklung. Sein Brief vom 20. Januar 1749 sollte angezogen werden, und der „Junge Gelehrte" wäre in Verbindung damit ausdrücklich als Konfession im Goetheschen Sinne und als Selbstbefreiung zu charakterisieren. Seine vorbildlichen Bestrebungen für die Reinheit der deutschen Sprache sollten nicht übergangen werden. Beim „Laokoon" wäre klar auszusprechen, daß die Betrachtungsweise dieses für seine Zeit hochbedeutsamen Wertes nicht mehr die unsrige ist und daß seine ästhetischen Ergebnisse zum großen Teil keine Geltung mehr haben. — Wilhelm Heinse ist als untergeordneter Epigone der Wielandschen Sinnenfreude weder an den richtigen Platz gestellt, noch in seiner Bedeutung erkannt.

Im Klassizismus ist Biese vorzüglich zu Hause, ja, er überschätzt seine ästhetische Bedeutung, wie dies die Literaturgeschichte — mit Absehung von dem Romantiker Eichendorff — seit hundert Jahren getan hat. Diese einseitig klassizistische Einstellung kommt im zweiten und dritten Band vielfach zum Vorschein; man könnte massenhaft Beispiele dafür anführen. An der überragenden Größe von Goethes Persönlichkeit andere zu messen, sollte man am besten lieber ganz vermeiden. Grillparzer und Mörike ist als Dichtern manches gelungen, was Goethe nicht gegeben war, mit dem sie in der menschlichen Gesamterscheinung doch nicht verglichen werden können. In der Vergeistigung der reinen Natur sieht Biese die Besonderheit Goethes; aber der Tatsache dieser sinnlichen Natur selber, die doch für Goethes Leben und Werk eine nicht zu übersehende Bedeutung hat, geht er gleich Bielschowsky vorsichtig aus dem Wege, ebenso der Einseitigkeit von Goethes Klassizismus, dessen Wirkung zum Glück für das deutsche Geistesleben die Romantik rechtzeitig unterbunden hat. Man darf solche Wahrheiten aussprechen, ohne sich an der überragenden Genialität eines Goethe zu versündigen. Die Literaturgeschichte bedarf des Heiligenscheins nicht. Die fortschreitende Überwindung der Einseitigkeiten klassizistischer Dogmatik, deren großer geschichtlicher Bedeutung damit nichts genommen wird, dürfte

sicherlich zu einer immer steigenden Wertschätzung des jungen Goethe gelangen — wie wir sie bereits bei Tieck und bei dem in der literarischen Forschung viel zu sehr übersehenen Karl Weitbrecht antreffen, — auch des jungen Schiller, der auf der Höhe reifen Schaffens leider nur in dem sterbenden Schiller sich erneute — wie dies jetzt durch Witkowskis Untersuchungen in helles Licht gestellt worden ist.

Mit entschiedenem Vorbehalt muß man Bieses Darstellung der dramatischen Dichtung seit Schiller gegenüberstehen. Schon Kleists Riesengestalt und Riesenleistung wird er trotz liebevollen Eingehens auf seine Besonderheit nicht ausreichend gerecht; sein ungeheurer, so urgesunder Kampf mit dem Leben, sein nur mit Schiller vergleichbares, leidenschaftliches Ringen nach innerer Vollendung, seine bedeutsame Hinwendung zum Staat kommen in Bieses Charakterbild nicht zu ihrem Recht; die Einwendungen gegen den Abschluß des „Kohlhaas" und des „Prinzen von Homburg" sind zwar auch von anderen vorgebracht worden, aber darum nicht besser begründet. Ein tieferes Eindringen in die eigenartige Bedeutung des Dichters vermißt man bei Grillparzer, bei dessen Werken man öfters mehr analytische Charakteristik sehen möchte. Gegen die Darstellung Hebbels ließe sich mancherlei einwenden. Vor allem fehlt eine energische Charakteristik seiner künstlerischen Ziele und des für unsere dramatische Dichtung darin gegebenen bedeutsamen Neuen. Auf Einzelheiten muß verzichtet werden. Nur mag bemerkt werden, daß der Dichter sich höchlichst gewundert hätte zu lesen, seine „Maria Magdalene" sei „nur eine soziale Tragödie", zumal er sich darüber doch selbst sehr deutlich und einleuchtend ausgesprochen hat. Und worin liegt die geringe Wertung dieser Gattung begründet, der doch auch Meisterwerke Lessings und Schillers angehören?

Biese hat zur modernen dramatischen Dichtung im allgemeinen kein so inniges Verhältnis wie zu den andern poetischen Gattungen. Am stärksten ist er in der Lyrik, deren Schilderungen die eigentlichen Glanzpartien seines Werkes bilden. Aber auch der modernen Prosadichtung widmet er glänzend geschriebene Abschnitte. Zuweilen möchte man in seiner Linienführung mehr scharfe Kontur, mehr Wucht in der Darstellung des Gewaltigen, Hinreißenden, in seinen Urteilen weniger Zurückhaltung sehen.

Eine ganz besondere Schwierigkeit lag in der Darstellung der lebenden Dichtergeneration. Das dichterische Schaffen unserer Zeit ist so außerordentlich in die Breite gewachsen, daß es auch für einen umsichtigen und scharfsinnigen Beobachter nur mühsam und schwer zu verfolgen bleibt. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn in diesen Abschnitten zufällige und flüchtige Eindrücke, rein subjektive Geschmacksurteile zuweilen die objektive Berichterstattung beeinträchtigen und schon in der äußeren Raumverteilung nicht immer mit gleichem Maße gemessen wird. Hierin dürfte manches auszugleichen sein. Indessen darf betont werden, daß auch dieser Teil des Bieseschen Werkes die meisten Darstellungen unserer neueren Dichtung weit überragt.

Solche Ausstellungen des gewissenhaften Berichterstatters aber mindern nichts an der Anerkennung, die man dem Gesamtwert schuldet und gerne zollt, an dem Dank gegen den Verfasser, der eine so weitschichtige un-

endlich mühsame Aufgabe übernommen und allen Schwierigkeiten zum Trotz in jahrelanger, unermüdlicher Arbeit glücklich zu Ende geführt hat. Bieses deutsche Literaturgeschichte darf einen ehrenvollen Platz in unserer gesamten Literaturgeschichtsschreibung beanspruchen. Noch mehr! Sie ist wie schwerlich ein zweites Werk dieser Art dazu geschaffen, im deutschen Hause heimisch zu werden, den Wißbegierigen, zumal der deutschen Jugend, die Augen zu öffnen für die Schätze der Schönheit und Weisheit unseres nationalen Schrifttums, der nach Immermanns Wort „eigentlichen Habe der Nation", damit vielen, wie es des Verfassers Wunsch ist, weitere Gesichtskreise des Lebens zu eröffnen und sie zu höheren Gedanken aufzufordern.

Kritik.

Jacob Mich. Reinhold Lenz: Gesammelte Schriften. In 4 Bdn. hrsg. v. Ernst Lewy. Bd. 1. Dramen. 2. Gedichte. 3. Plautus. Fragmente. 4. Prosa. Berlin, P. Cassirer. 19,50 Mk., geb. 22 Mk. u. 27,50 Mk.

Der unglückliche Lenz, als einer der Freunde Goethes aus seiner Straßburger Zeit noch oft genannt, verdient es auch um seiner selbst willen, in weiteren Kreisen als bisher gelesen zu werden. Die vorliegende Gesamtausgabe seiner Werke ist wenigstens geeignet, ihn solchen Lesern, die in der Literatur nach versteckten Schätzen suchen, leichter zugänglich zu machen. Die Behauptung des Herausgebers, die Ausgabe vereinige das, was noch lebendig an Lenz sei, und das psychologisch Interessanteste, darf man jedoch nicht dahin verstehen, als sei hier nun alles „für den naiven Leser von heute" nicht mehr Genießbare ausgeschieden und versucht worden, dem genialen Jüngling noch spät einen Platz im Herzen des Volkes zu schaffen. Auch diese Ausgabe richtet sich in erster Linie an Leute, vorzüglich Männer mit literarhistorischem Interesse, die nicht geneigt sind, sich ihre Urteile aus Literaturgeschichten zu holen, sondern selbst prüfen wollen. Vielleicht lohnt es sich eines Tages, sie für eine billige Auswahl, die dem Volke zu Gute kommen soll, zu Grunde zu legen.

Von Lenz, auf den ein Goethe eifersüchtig gewesen sein soll, ist eigentlich nicht viel mehr bekannt geblieben, als seine Komödie „Der Hofmeister". In der Tat enthält dieses Werk manches für den Kulturhistoriker wie den Psychologen Wertvolle. Dem Kunstwerke haben wohl weniger die auch hier aufdringliche Subjektivität, als die wirre Szenenfolge, der gänzliche Mangel an einem Spannung schaffenden Aufbau, die unter den Schatten einer tristen Lebensauffassung doppelt unerquicklichen dargestellten Verhältnisse, in seiner Wirkungskraft geschadet. Immerhin wird man auch die oft beachtenswerte Charakterzeichnung nicht verkennen können. Neben diesem Drama nimmt sich „Der neue Menoza" wie ein Sammelsurium von Verstiegenheiten, wüstem Zeug, kindischen Albernheiten und pedantischen Belehrungsversuchen aus. Außer dem Naumburger Philisterehepaar von Biederling, das mit gutem Humor in die Welt gesetzt ist, gibt es nur Figuren darin, die aus einem Kasperletheater engagiert zu sein scheinen, aber ohne Zweifel ernst genommen werden wollen. Ein von den Jesuiten nach dem Königreich Cumba mitgenommener und dort zum Thronfolger adoptierter Europäer, der nicht weiß, was er will, und eine spanische Gräfin, von einer blutrünstigen Kraftgenialität, gegen die sich die Ausbrüche eines von schlechter Laune

geladenen Marktweibes ausnehmen würden wie die Gefühlsschwärmereien einer täubchenhaften höheren Tochter, die aber vollends lustig stimmt, wenn sie gebildet redet, und zum Schluß eine ganz lose angehängte Unterhaltung über die drei Einheiten im Drama — das heißt der Geduld wohlwollender Leser etwas viel zugemutet. Hier ist nichts als dumpfe, hilflose Gährung. Nirgends hat ein sich selbst erziehender Künstlergeist durch die Formung für seine krausen Einfälle einzunehmen versucht. Trotzdem tritt gerade für dieses seiner Werke Lenz in einer Selbstrezension mit Eifer gegen „den Kaltsinn" des Publikums ein. „In einem Stück, wo der Hauptheld höchst romantisch ist, muß alles Übrige mit ihm nicht zu sehr abietzen, oder die ganze Harmonie schreit." „Vertauschungen sind ja auch auf der Bühne nichts fremdes, Giftmischereien nichts unerhörtes." „Ich möchte immer gern der geschwungenen Phantasie des Zuschauers auch was zu tun und zu vermuten übrig lassen, und ihm nicht alles erst vorkäuen." Der Dichter hat eben nachträglich immer für das, was er gab oder nicht gab, seine Gründe gehabt, aber das beleuchtet uns nur ihn selbst, nicht sein Werk. Weit bedeutender ist das Lustspiel „Die Soldaten". Die Charakterzeichnung ist den Zeitverhältnissen entsprechend derb, aber von jener oft verblüffenden, scharf individualisierenden Eigenartigkeit, die uns plötzlich mitten in die Situation wie in ein Lebendiges hineinversetzt, daß wir mitzuschaffen, zu ergänzen, die Stimmung, unter deren Eindruck diese Menschen fühlen, reden und handeln, zu vertiefen beginnen. Hier ordnen sich Lenzens Ideen ganz von selber den höheren künstlerischen Zwecken der Verlebendigung der Figuren und der natürlichen Motivierung der Vorgänge unter. Eine Entgleisung am Schlusse des Dramas, wo eine Vorlesung über Soldatenehen eingefügt wird, läßt sich ohne Schädigung für das Ganze durch Ausschneiden wieder gut machen. Von den übrigen dramatischen Gaben soll die Komödie „Die Freunde machen den Philosophen" hervorgehoben werden, ein Werk, das weit besser ist, als sein abgeschmackter Titel vermuten läßt. Es gibt hier vor allem einen wirklich tragischen Konflikt — den Begriff „Komödie" darf man bei Lenz nicht eng fassen. Er sagt darüber: „Ich nenne durchaus Komödie nicht eine Vorstellung, die bloß lachen erregt, sondern eine Vorstellung, die für jedermann ist. Tragödie ist nur für den ernsthafteren Teil des Publikums." Er verlegt also das entscheidende Moment für seine Bezeichnung in die mutmaßlichen Zuhörer hinein. — Dieser tragische Konflikt wird durch die Mittellosigkeit, zu der ein Philosoph verdammt ist, und den Umstand, daß dieser Philosoph trotzdem der kostspieligen und auch in anderer Hinsicht verpflichtenden Neigung zum anderen Geschlecht sich nicht entschlagen kann, geschaffen. Ungezwungen die Dinge enthüllend, die Personen gut charakterisierend und wenn auch nicht so hervorstechend wie in den „Soldaten" dem Leben abgelauscht, doch echt genug ist der Dialog. Leider beeinträchtigen ein Hang, Shakespeare nachzuahmen, wo es nicht am Platze ist, ein arg vergröbertes weibliches Empfinden, das schlimme Rückschlüsse auf die Regionen, in denen Lenz seine Modelle wirklich kennen lernte, zuläßt, und am Schlusse ein Übermaß von Edelmut den Wert des Werkes stark. Der Dichter selbst verleugnet dies Stück dann freilich, „da ers jetzt nur als übelzusammenverbundene Materialien zu einem künftigen Gebäude unter einem Notdach anzusehen bittet." Ein lesenswertes Dramolet „Tantalus", die dramatische Phantasie „Der Engländer", ein für Lenz charakteristisches, im übrigen untiefes Werk, in dem man eine banale

Liebestollheit mitansehen muß, und das nur für Literarhistoriker von Beruf ertragreiche „Pandämonium Germanicum“ beschließen den ersten Band.

Es ist viel magisterhafte Pedanterie und allerlei schnurrige Projektenmacherei bei in sich unzufriedener Genialität, die sich in ihrer sozialen Enge windet und aufbäumt, die etwas bedeuten will und zu bedeuten glaubt, die etwas meistern möchte und gemeistert zu haben meint, in diesen Dramen. Es ist nicht viel Erquickliches, in das sie uns Einblicke eröffnen, und das um so weniger, da der noch unreife Verstand seine Kontrolle über die Gebilde der Phantasie in einer so aufdringlichen Weise ausübt, daß wir selten einmal des Wie im Dargestellten in Ruhe froh werden. Lenz weiß in die Fülle der ihm zuströmenden Einfälle innerhalb des kleinen Erfahrungsgebiets, auf das ihn seine Verhältnisse beschränken, keine Ordnung zu bringen, und das Drama, so weit es seiner eigenen Erfindung untersteht, wird daher auseinandergesprengt und in seinen Wirkungen erstickt.

Anders sieht es aus, sobald ihm ein fremder Geist die Unterlage, auf der er nach gegebenen Plänen ausgestalten, das Gerüst, das er bekleiden, die Figuren, die er beleben kann, bietet. In den Lustspielen nach Plautus kommen zum mindesten alle Vorzüge Lenzens entschieden genug zum Ausdruck, um nur, wenn der Stoff dem gerade Vorschub leistet, wie etwa in „Die Buhlschwester“, von seinen üblen Neigungen um den verdienten Ertrag gebracht werden zu können. Von diesen ganz aufgesogen werden sie nirgends. Die Figur des mißtrauischen Juden Hirzel in „Die Türkensklavin“ hat entschieden Lebensechtheit. Nicht weniger belustigend wirkt der nur für die kleinen reellen Genüsse des Lebens empfängliche Herr Kraft in den „Entführungen“, in die der „Miles gloriosus“ umgedichtet ist, ein Durchgänger in Schlafrock und Morgenschuhen, von fast altwienerischem Gepräge; und auch der „schöne“, unerlaubt dämliche Herr von Kalekut legt Zeugnis davon ab, daß Lenz seine Leute zu beobachten wußte und sich nicht scheute, sie denen, die sonst wie blind an den offenkundigsten Lächerlichkeiten der Welt vorbeizujagen pflegen, in ihrem ganzen Glanze vorzustellen. In den meisten dieser Lustspiele ist Geschick in der Figurengruppierung, Humor im Zusammenspiel, Witz und Lebendigkeit im Dialog und Zweckdienlichkeit, wenn auch nicht eben Glaubwürdigkeit, in den Verwicklungen anzuerkennen. Man wird hier und da an Shakespeares „Kömodie der Irrungen“ erinnert. Den „Kriegsrat“ in den „Entführungen“ könnte ein Holberg nicht wirksamer arrangiert haben. Die Frauen, die Lenz glücken, sehen einander alle recht ähnlich. Es sind die junge Kokette und die alte Kuppelmutter. In den „Entführungen“ hat die entführte Rosemunde mehr Glück im Bewahren ihrer Jungfernschaft als ernstliche Anlage dazu. Die Dummheit des Offiziers wird dadurch ins Ungeheuerliche gesteigert. Aber auch die Verhältnisse, unter denen sich die Geschichte abspielt, die Machtbefugnisse der Einzelnen, die Möglichkeit zu Raub und Sklaverei, die polizeilichen Einrichtungen dürfen nicht unter die Lupe genommen werden. Um so weniger, da diese Verhältnisse nach Bedarf geändert werden. Von den uns in diesem Bande noch gebotenen Fragmenten sind erwähnenswert die zur „Catharina von Siena“, und zwar wegen des hier ganz meisterhaft durchgeführten Dialogs sowohl wie wegen einer leidenschaftlicheren Durchpulsung verschiedener gut gesehener und bei Lenz sonst nicht eben üblicher Frauengestalten. Nichts läßt uns wie dieses Fragment bedauern, daß Lenz nicht in freierer Luft mehr Selbstzucht auf sich hat wenden und sich

in einer an Erscheinungen reicheren Welt hat umsehen können.

Die Jugend hat naturgemäß viel mit dem Wunder ihrer eigenen Person zu tun. Diese liegt ihr zunächst am Wege zur Welt und wird ihr Vermittler zu dieser. Was für den Dramatiker gefährlich wird, steht dem Lyriker wohl an und kann selbst den Romanschriftsteller in einem gewissen Grade anziehend machen. Lenzens Lyrik enthält viel Unausgeglichenes, darunter aber einiges Schöne. In seinen besten Leistungen erscheint er stark von Goethe beeinflußt, ohne doch je den wahrhaft allgemeingiltigen Ausdruck für sein persönlichstes Erleben gefunden zu haben.

„Ich komme nicht, dir vorzuklagen,
Ich bin zu glücklich durch dein Wohl,
Als daß dir's Seufzer kosten soll;
Ich komme, dir Valet zu sagen.
Ein fremder Himmel wartet mein,
Und du wirst immer glücklich sein.

Ich komme, vor dir hinzuknieen,
Zu meiner neuen Lebensbahn
Von dir den Segen zu empfahn,
Dann sanft dich gegen mich zu ziehen,
Zu träumen einen Augenblick,
Als wärst du noch mein ganzes Glück —

Und dann zu fliehen und zu fliehen,
Wohin mein Fuß mich tragen wird,
Wohin kein Menschenfuß geirrt,
Bis Gott mir diese Schuld verziehen,
Daß ich noch einmal dich geküßt,
Die eines andern Ehweib ist."

Am interessantesten und zugleich bei einer künstlerischen Bewertung am ertragreichsten ist wohl der letzte, der Prosaband. Es wird uns darin zwar vollends immer wieder von Lenz erzählt, und es sind nicht eben die unerhörtesten Erlebnisse, bei denen er sich uns am liebsten vorstellt, denn es sind die des Verliebten; aber wenn wir bedenken, daß der Sechsundzwanzigjährige in Wahnsinn verfällt und daß, wenn er auch, scheinbar wieder genesen, noch bis ins zweiundvierzigste Lebensjahr sich durch seine trüben Tage hinschleppt, doch um jene Zeit sein literarisches Bild abgeschlossen ist, so werden wir gerechterweise kaum mehr erwarten dürfen. Im „Tagebuch" verzeichnet er mit minutiöser Wichtignehmerei und der ganzen Umwertungsfähigkeit erkenntniseifriger Jugend die tausenderlei nichtigen und widerspruchsvollen Zeichen, mit denen oberflächliche, aber zielbewußte und einzig und allein für die Herausforderung und Abfertigung männlicher Huldigungen begabte Weiblichkeit sich wichtig zu machen versteht. Dagegen wird in der „Moralischen Bekehrung eines Poeten" alles, was die Phantasie reizt, in eine Entfernte, Unerreichbare hineingegeben. War dort Cleophe Fibich aus Straßburg die Geliebte, so ist es hier Goethes verheiratete Schwester Cornelia Schlosser. Dieses Sichabfinden mit dem Glück einsamen Anschwärmens mag denn wohl zu Zeiten etwas Adelndes haben, doch enthält es auch die Gefahr des Sichlächerlichmachens in sich. Lenz genügt es nicht, die „gleichgestimmte Brust" beruhigt vorauszusetzen, seine Dichterphantasie erhebt ihn zum schmerzlich Geliebten, so daß er sich für verächtlich erklären muß, weil er nicht so wiederlieben könne. „Zwar, ich muß es Dir gestehen, ich kenne ein Frauenzimmer, das Dir gefährlich werden könnte, es hat, was Du hast, und ist frei." Neben solche drohenden Worte setzt er dann sofort die beschwichtigenden, sie solle den ersten und ältesten Platz an seinem Herzen behalten, und häuft liebkosende Edelnamen zum Ersatz um sie auf: „Engel, Trost, Beglückung meines Lebens, Kleinod, das der Himmel meinem Herzen zuwarf, und das es nie, nie verwahrlosen soll!" Er wünscht ihr alles Gute und schimpft auch ein wenig auf das kokette Clephchen, indem er zu-

gleich verspricht, dem „eckelhaften Tanzen“ durchaus fern zu bleiben, doch steht er gleich darauf vier Stunden lang bei einem „ganz guten Mädgen“, dem er „auf ihre Art viel Leidenschaft bezeugt und das völlig mit mir zufrieden war“. Allerdings glaubt das „gute Ding“ nur, ihn an der Kette zu halten, während er doch ohne Kette Cornelien nachläuft, aber er muß doch versichern, daß er sich deswegen gern angespieen hätte, wenn das nur irgend einen Zweck gehabt hätte „Jedes Tier nach seiner Art, aber du bist ein Engel.“ Endlich ersehnt er sich die Einsamkeit, die allein ihn mit seinem besseren Selbst bekannt machen könne, und in der er sich viel besser gefallen würde. Nur Corneliens Silhouette wünscht er sich hinein, wie denn das Bild der Geliebten bei Lenz stets eine große Rolle spielt. Und dann — ja, der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen oder auch nur schönen Worten gepflastert — dann besucht er stracks wieder sein Clephchen und konstatiert: „Es ist mit alledem was Erstaunenedes, was das Mädgen für eine Offenheit des Charakters besitzt, die wahrhaft groß und edel ist“. Er sieht ein, daß es grausam wäre, wenn er sofort „abspringen“ wollte. Das arme Kind müßte daran seelisch zu Grunde gehn, da sie doch an seine ewige Neigung geglaubt habe, aus welchem Grunde ihn „ihre Schönheit im nachlässigsten, mit ihrem Schicksal so übereinstimmenden Négligée leicht hätte wahnwitzig machen können“. Kurz, man kann manchmal nicht umhin, zu wünschen, Wilhelm Busch hätte diese Sachen in Bearbeitung genommen. Und doch liegt eine ergreifende Tragik in den wie ahnungsvollen Schluß- und Abschiedsworten: „Ach, ich muß von ihm, Länder zwischen uns setzen, Goethe, erster Gespiele meiner Jugend, Goethe — muß unser Weg auseinander? Wir Unzertrennliche? — Wo und wie werde ich dich wiederantreffen? — — Dein Bild, Cornelia, — wird nun meine einzige Gesellschaft sein.“ Im „Waldbruder“ erwächst dann aus Phantasie und Wirklichkeit ein gar närrisches Possenspiel. Von der schönen Gräfin, auf deren Busen zu verweilen sich „sein ehrfurchtsvoller Blick“ nicht getraut, trägt ihm eine häßliche, liebegierige Witwe allerhand Lobendes zu, und er schwärmt dafür die Witwe an, die sich aufregt, als gälte das ihr. Weit objektiver erzählt ist der „Zerbin oder die neuere Philosophie“, eine Erzählung, die manche psychologische Feinheiten aufweist. Es ist die Gretchentragödie im Alltagsleben, die Geschichte von der kleinen Hausjungfer, die man als Kindesmörderin aufs Schaffot schleppt, weil sie Schwangerschaft verheimlichte, während den Vater des Kindes seine Philosophie nicht vor sich selber zu retten vermag. Ein düsteres Milieu, Tage, die sich in Prosa und Gedankenarbeit einförmig hinschleppen; die Kokette mit ihren Hofmachern, als die unbewußt Aufreizende; und die zwei Opfer, das einfältige, mit wenig Strichen sicher umrissene „gute Ding“ und — Lenz. Auch der „Landprediger“, auf den Jean Pauls Einfluß so unverkennbar ist, wie im „Waldbruder“ der Rousseaus, bringt Personen und Zustände in einer objektiveren Beleuchtung, wobei noch eine gewisse Selbstironie, mit der der Pfarrer Mannheim behandelt wird, ein beginnendes völliges Loslösen von der Subjektivität beim Schaffen angedeutet haben dürfte.

Den Schluß dieses letzten Bandes machen Aufsätze, Gedanken über Drama, Shakespeare, Goethes „Götz“, jugendlich pedantische Lebensregeln, Abhandlungen über Moral, Geist, Theologie, Anmerkungen zu seinen eigenen Werken. Vieles hat ihn in seiner Enge berührt, manches hat er zu durchdenken und zu gestalten versucht; und mußte seiner früh umnachteten Jugend die Vollendung und das

Vollendete versagt bleiben, so verdient doch schon ein so unermüdliches Wollen Achtung und Beachtung und dieses auf jeden Fall lehrreiche, immer strebende Sichbemühen bis zum Erliegen unter Hemmungen von innen und außen auch endliche Anerkennufig.

Julius Havemann.

Dichtergaben aus der Schweiz, aus Ungarn, aus Baden:

Unterm Firnelicht. Ein Schweizer Novellenbuch. Mit einer Einleitung von Anna Fierz und den Dichterbildnissen. Heilbronn 1910, Eugen Salzer. (347 S.) 3,20 Mk., geb. 4 Mk.

Schwaben im Osten. Ein deutsches Dichterbuch aus Ungarn. Hrsg. und eingel. von Adam Müller-Guttenbrunn. Ebenda 1910. (333 S.) 3 Mk., geb. 4 Mk.

Silhouetten neuerer badischer Dichter. Hrsg. von Karl Hesselbacher. Ebenda 1910. (427 S.) 3,50 Mk., geb. 4,50 Mk.

Der Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn vollendet heuer sein 20. Lebensjahr. Wer die gediegene, ausgesprochene persönliche Tätigkeit dieses Verlages beobachtet hat, der weiß, daß hier in zielbewußter Weise, aber ohne allen Hurra-Lokal-Patriotismus und ohne marktschreierische Reklame daran gearbeitet worden ist, dem Süden, genauer dem Südwesten Deutschlands in der Literatur wieder zum Wort zu verhelfen — soweit ein Verleger entdeckend und anregend wirken kann. Mit dem Novellenbuch „Sieben Schwaben", das ich in dieser Zeitschrift anzeigen durfte, begann Salzer vor zwei Jahren ein Unternehmen, das sein Programm vollends ausgestaltet und zusammenfassend illustriert. Das beweisen die drei Sammelbände, die mir heute vorliegen. Wer sich über die große Bedeutung der Stammesart für das Schaffen auch der selbständigsten Dichterpersönlichkeiten ein Urteil bilden will, dem sei das Studium dieser Bände von vornherein aufs wärmste empfohlen.

Was zunächst das Schweizer Novellenbuch betrifft, so erfüllt es vollauf unsere Erwartung, daß das Schaffen der darin vertretenen zeitgenössischen Erzähler im allgemeinen den Stempel einer kräftigen, oft im guten Sinn ländlichen Kunst, einer herben Freiluft-Kunst trägt. Die meisten lassen uns nicht im Zweifel darüber, daß wirs mit Landsleuten Gotthelfs und Kellers zu tun haben. Aber auch Konrad Ferdinand Meyers temperamentvoller Klassizismus, der in der tüchtigen literaturgeschichtlichen Einleitung klug gewürdigt wird, ist in unserer Dichterschar vertreten. Nur eine Erzählung erscheint ganz unschweizerisch, ganz dem „Firnelicht" entrückt: die Novelle „Das Kind" von Jakob Schaffner. Sie verrät sich schon durch ihren preziösen Stil als ein Erzeugnis ausgesprochener Großstadtkunst. Womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß Schaffner ein unfruchtbarer Ästhet sei. Seine bisherigen Werke stellen sich vielmehr als die seltsamen Zickzackwege eines starken, aber unstäten und eigenwilligen Talentes dar. Von den andern fünfzehn Erzählungen zeichnen sich durch Frische und kräftigen Humor aus „Der goldene Schuh" von Felix Moeschlin, „Fortunas Gesinde" von Fritz Marti, „Die Landstraße" von Meinrad Lienert und „Die Unschuldsmilch" von Albert Steffen. Als ernste, ja düstere Gegenstände sind zu nennen die wuchtige Novelle „Pfarrer Saller" von Lisa Wenger, „Das Agixli" von Rudolf v. Tafel und die krasse, aber sehr eindrucksvolle Erzählung „Der taube Hannes" von Hermann Kurz. Die historischen Stücke „Die Schwalbe des Leonardo" von C. A. Bernoulli und

„Schweizer“ von Jakob Boßhardt sind Proben gediegener literarischer Historienmalerei, aber ohne die unmittelbar wirkende Kraft echter Menschengestaltung und -beseelung; um so bedeutender ist in dieser Hinsicht das geheimnisvoll düstere „Haus der Klage“ von J. V. Widmann. In gar keinem Verhältnis zur literarischen Bedeutung ihres Urhebers steht die Erzählung „Rosen“ von Ernst Zahn. Ob man Paul Ilg nach seiner recht unbedeutenden Skizze „Der Hut im Wasser“ und Isabella Kaiser nach ihrer psychologischen Studie „Ein Erwachen“, die weitaus das schwächste Stück des Bandes ist, einschätzen darf, kann ich nicht entscheiden. Carl Spitteler endlich kommt mit dem ersten Kapitel seines Romans „Conrad der Leutnant“ zu Wort. So schön und appetitreizend das Kapitel ist, so ist und bleibt es doch ein Unfug, es in einem Novellenbuch aufzunehmen. Der Leser kann erwarten, daß ihm hier ein Ganzes, in sich Abgeschlossenes geboten wird. Was wäre das für ein Genuß, wenn alle oder nur auch die meisten anderen Autoren diesem Beispiel gefolgt wären? Und warum soll gerade Spitteler das Recht zu einer Ausnahme haben? — Beim Rückblick auf den ganzen Chor müssen wir gestehen, daß es eine helläugige, männliche Dichterschar ist, nicht unwert, hinter dem „Fähnlein der Sieben Aufrechten“ herziehen zu dürfen. Meister Gottfried, der gestrenge Prüfer der eigenen Stammesart, würde ihnen gewiß mit gnädigem Brummen das Recht zuerkannt haben, ihre Sammlung zu nennen, wie sie sie genannt haben: „Unterm Firnelicht“.

Das zweite Dichterbuch habe ich, offen gestanden, nicht ohne Mißtrauen gegen seine literarische Vollwertigkeit zu lesen begonnen. Dieses Mißtrauen wuchs, als ich in der übrigens sehr sympathischen Vorrede von Adam Müller-Guttenbrunn den Satz las: „Dieses Dichterbuch ist ungleichwertig in seinem Inhalt, sein Hauptreiz mag wohl im Kulturellen liegen und nicht im Literarischen“. Ich fürchtete, jungösterreichische Pseudokultur à la Bahr und Schnitzler hier Arm in Arm mit bäuerlichem Dilettantismus zu finden. Glücklicherweise hat sich diese Befürchtung ganz und gar nicht erfüllt. Adam Müller-Guttenbrunn kann, ohne unbescheiden zu erscheinen, seine Behauptung ruhig dahin erweitern, daß der Reiz dieses Dichterbuches ebenso im Kulturellen wie im Literarischen liegt. Es ist erstaunlich, wie rein und gesund sich hier an der südöstlichen, vom österreichischen Deutschtum längst preisgegebenen Grenze deutscher Kultur südwestliches Deutschtum, ausgesprochen schwäbische Stammesart — nicht bloß im Dialekt, der stark an das „Hohenlohesche“ anklingt — durch so viele Menschenalter erhalten hat. Und man braucht gar kein nationaler Heißsporn zu sein, um beim Lesen des Buches immer wieder schmerzlich ergriffen zu werden von dem Gedanken: All diese Hunderttausende von Schwaben in den Ländern der ungarischen Krone werden im Lauf weniger Generationen durch die Brutalität der magyarischen Regierung der Kultur und Sprache ihres Mutterlandes völlig entfremdet sein. Doch nun zur literarischen Würdigung! Leider ist das Buch nicht als Novellenbuch gestaltet. Gedichte wechseln mit Erzählungen. Dadurch geht ihm die Einheitlichkeit der Wirkung ab, die den „Sieben Schwaben“ und dem Schweizer Novellenbuch eigentümlich ist; zumal da die mitgeteilte Lyrik sich nirgends zu der literarischen Höhe erhebt wie einzelne der Erzählungen. Mit volksliedmäßigen, teilweise recht anmutigen Weisen ist vertreten der Landmann Josef Gabriel, mit temperamentvoller nationaler Gesinnungslyrik Viktor Orendi-Homme-

nau, mit einem größeren epischen Gedicht Stephan Milow, der übrigens wie Eugenie Delle Grazie kein Schwabe ist und daher besser nicht mit aufgenommen worden wäre, und endlich drei ganz junge, Bruno Kremling, Karl F. Riester und Herbert Müller-Guttenbrunn, von denen jedoch nur der letztgenannte eigene Töne findet. Von den Erzählungen erscheinen mir am bedeutendsten die beiden historischen „Der Türk stürmt" von Otto Alscher und „Das Röschen von Iglau" von Arthur Korn. Von diesen beiden gebe ich wiederum der ersten den Vorzug. Es ist nur schade, daß Otto Alscher, auf den wir nach dieser Probe seines Talents große Hoffnungen setzen dürfen, beinahe jedem Satz durch Weglassen des Fürwort-Subjekts ein trutziges Aussehen geben zu sollen glaubte. Schon im Dialog ist sparsame Verwendung dieses stilistischen Reizmittels geboten, noch mehr aber in rein erzählenden Sätzen. In der anderen Novelle ist namentlich die Schlußszene von großer dichterischer Schönheit. Adam Müler-Guttenbrunn, der durch seine im vorigen Jahre in Buchform erschienene Erzählung „Der kleine Schwab" uns Reichsdeutschen schon rühmlichst bekannt geworden ist, erscheint hier mit einigen recht guten Skizzen, von denen ich den tragikomischen „schwarzgelben Star" besonders nennen möchte. Otto Hauser, als Übersetzer aus 1001 Sprache und als Verfasser einer Weltgeschichte der Literatur weithin bekannt, bietet einige ansprechende, wenn auch nicht eben bedeutende Proben seiner Erzählungskunst. Von den beiden Novellen der Marie Eugenie Delle Grazie ist die zweite, „Hans und Hansi", hervorzuheben, in der ein altes Novellenmotiv durch eine eigenartig stimmungsvolle Umrahmung und durch äußerste Knappheit der Schilderung zu erschütternder Wirkung gebracht wird. „Der Wachkaspar und sein Sohn Schorsch" von Franz Feld scheint mir zur Charakteristik seines Verfassers insofern ungenügend, als hier ein Romanstoff in Novellenform gepreßt ist. Ludwig Schmidt erweist sich mit seinem „Dummerle" als ein anspruchsloser Volkserzähler; neben ihn stellt sich Johann Klausner mit seinen Dialekt-Schwänken. Ella Triebnigg endlich rückt mit ihren beiden Dorfgeschichten, von denen mir „Wie's Dächtele der Christof wurde" besonders gefallen hat, in die Nähe von Adam Müller-Guttenbrunn. — Möchte das Buch, so peinlich alles Politisieren darin vermieden ist, neben seiner literarischen auch eine nationale Aufgabe erfüllen, indem es die Teilnahme an den Schicksalen der Kultur unserer versprengten deutschen Brüder in weiten Kreisen weckt und vertieft!

Noch weiter als in dem eben besprochenen Sammelband sind die Grenzen gezogen in den „Silhouetten neuerer badischer Dichter". Hier begegnet uns neben Gedichten, Novellen und Bruchstücken aus Romanen sogar ein Akt aus einem Drama und neben den lebenden erscheinen auch einige verstorbene Autoren. Überhaupt liegt aber der Hauptwert dieses Sammelbandes, im Unterschied von seinen Vorgängern, nicht in den gebotenen Proben sondern in der 200 Seiten füllenden Abhandlung Hesselbachers, die eine Geschichte der neueren Literatur Badens genannt zu werden verdient und sich sehen lassen kann. Von den mit Proben vertretenen lebenden Dichtern seien hier besonders genannt: Heinrich Vierordt, Heinrich Hansjakob, Hermine Villinger, Hans Thoma, Hermann Oeser,, Emil Gött, Alfred Mombert, Wilhelm Weigand, Adam Karillon, Otto Frommel, Emanuel von Bodmann und

Albert Geiger. Von den novellistischen Proben haben mir — von Schmitthenner abgesehen — „Der Dachstuhl“ von Otto Frommel und „Das Abenteuer des Dekan Schreck“ von Wilhelm Weigand am besten gefallen. Hermann Oeser ist mit einem etwas manierierten Beitrag, der seine Bedeutung kaum ahnen läßt, vertreten. — Vielleicht entschließt sich der Herausgeber bei einer neuen Auflage, die wir ihm und dem Verlag von Herzen wünschen, dazu, den zweiten Teil des Buches unter dem Gesichtspunkt „non multa, sed multum“ gründlich nochmals durchzuprüfen. Gleichzeitig möge dann der Verlag — dieser Wunsch gilt auch für den vorhergehenden Sammelband — die Bildnisse der Dichter je bei den Proben ihres Schaffens einheften lassen, wie dies bei den „Sieben Schwaben“ und in dem Schweizer Novellenbuch geschehen ist.

Erwin Ackerknecht.

Ritter, Constantin: Platon, sein Leben, seine Schriften, seine Lehre. Erster Band. München, C. H. Beck, 1910, XV und 588 S. 8⁰. Geb. 9 Mk.

Constantin Ritter ist seit lange durch seine feinsinnigen Analysen platonischer Dialoge als Kenner Platos und Erforscher der platonischen Lehre vorteilhaft bekannt. Seine Untersuchungen über Platos Sprache (1888), seine Inhaltsdarstellungen platonischer Dialoge aus Platos späterem Alter (1903), seine Arbeiten über Platos „Gesetze“ (1896) haben alle ihr Verdienst, und das gleiche gilt von den jüngst erschienenen „Neuen Untersuchungen über Plato“ (1910). Ritter war also in aller Weise wohl vorbereitet, nun auch das größere Unternehmen zu wagen und eine Gesamtdarstellung von Platos Leben und Persönlichkeit, von Platos Schriften und seiner Lehre zu geben. Von dieser Gesamtdarstellung, die auf zwei Bände berechnet ist, liegt mir der erste Band vor, der das Leben und die Schriften behandelt, die Ritter der früheren Periode des Philosophen, etwa bis 480 v. Chr., zuweist. Das Werk ist ausdrücklich nicht bloß für Fachgelehrte bestimmt; es wendet sich an alle, die ein Interesse haben an der Geistesgeschichte der Menschheit, und die die Fragen nach den letzten Gründen und Prinzipien des Seins und des Denkens in ihrem Herzen bewegen, sie mit dem Verstande zu durchdringen trachten.

Platos Stellung in der Geschichte des menschlichen Gedankens wie des staatlichen und sittlichen Lebens läßt sich nicht wohl zu hoch anschlagen. Im Verein mit seinem großen Schüler Aristoteles, mit dem er dereinst das hohe Erbe des sokratischen Geistes verwaltet hat, beherrscht er nun die Geister durch die Jahrtausende hindurch. Er beherrscht sie durch die Erhabenheit seiner Gedanken wie durch die Meisterschaft in der Form. Hat Aristoteles es vermocht, dem platonischen Gedanken die streng durchgebildete Form des gebundenen Systems zu geben, so bewahrt Plato ihm gegenüber für alle Zeit die selbständige Bedeutung des Künstlers in der Darstellung und des Meisters in der Untersuchung. Bei Plato wird uns überall der Einblick in die Werkstatt gewährt, wo wir bei Aristoteles nur das fertige Erzeugnis entgegennehmen. Einig sind diese beiden Größten unter den Großen in dem einen Gedanken von unvergänglichem Wert, den Aristoteles in dem Ausspruch formuliert hat: „Alles was ist ist im Grunde Geist.“ Aber wenn Aristoteles weiter den Grundsatz aufstellt: „Das Intelligible steckt in der sinnlichen Erscheinung drin,“ so liebt es Plato mehr, den Gegensatz zwischen der sinnlichen und der intelligiblen Welt, zwischen dem was wahr-

genommen wird und dem, was nur dem Denken zugänglich ist, zu betonen und die Pflicht der Erhebung aus dem Ozean der Sinnlichkeit und der Einkehr in die Welt der Ideen als des wahrhaft Seienden, die unsere eigentliche Heimat ist, einzuschärfen. Daraus einen Widerspruch zwischen den beiden großen Denkern zu konstruieren, ist eine krankhafte Angewöhnung. Aristoteles streitet wohl in bestimmten einzelnen Punkten gegen seinen hochverehrten Lehrer, wo ihm dieser einem unstatthaften Dualismus zwischen Gedanken und Sinnlichkeit allzuweit nachgegeben zu haben scheint: in der Hauptsache fühlt er sich und gibt er sich überall als Platos Schüler und treuen Anhänger, spricht in platonischen Worten und ergeht sich in platonischen Begriffen.

Das eben über Aristoteles' Stellung zu Plato Bemerkte ist von fundamentaler Bedeutung für das Verständnis Platos. Nur aus Platos Schriften Platos Lehre zu entnehmen, ist unmöglich. Plato hat Dialoge verfaßt. Er führt uns fremde Personen vor; nirgends spricht er zu uns in eigener Person; wir haben kein Recht von vorn herein und ohne besonderen Grund anzunehmen, daß irgend eine der Personen, die er sich in seinen Dialogen aussprechen läßt, als Mundstück anzusehen sei, durch das Plato seine eigenen Ansichten vortragen lasse. Plato nimmt es mit seiner Aufgabe als Darsteller von charakteristischen Typen äußerst streng. Eine unerschöpfliche, nie genug zu bewundernde Kunst verwendet er auf die Zeichnung seiner Figuren, auf die Führung des Gesprächs, in dem jeder seine Eigenart zu entfalten hat, auf die lebendige Schilderung von Zeitströmungen und Gesinnungen. In solchem Sinne behandelt er auch seine Lieblingsfigur, Sokrates, seinen hochverehrten Meister, den genialen Urheber der ganzen Gedankenreihe, die einen Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit bedeutet. Plato hält sich in der Zeichnung des Sokrates offenbar so nahe wie möglich an die Wirklichkeit; er steigert nur die historischen Züge, hebt das Wesentliche darin schärfer hervor und stellt den Umriß der Gestalt in plastischer Greifbarkeit vor die Augen Es wäre gründliches Mißverständnis, Ausführungen, die Sokrates macht, ohne weiteres mit platonischen Gedanken zu identifizieren. Nicht bloß in Dialogen wie die beiden Hippias und Protagoras: auch im Gorgias, im Phaedon, im Gastmahl, in der Republik ist es zunächst Sokrates, der uns seiner Eigenart nach vorgeführt wird, und was in den Reden, die er hält, als platonische Lehre anzusehen ist, das muß erst sorgfältig untersucht und mühsam ausgemacht werden. Nicht alles was Sokrates sagt ist auch nur als Zeugnis für die Ansichten des Sokrates selbst zu verwerten. Der liebenswürdige Schalk, der im Inhalt so grob sein kann bei aller Verbindlichkeit der Form, das Urbild dialektischer Gewandtheit, die mit den Gegnern spielt wie die Katze mit der Maus spielt, ehe sie sie frißt, der Mann von heiligen Überzeugungen, der die tiefe Verachtung, ja den Abscheu vor sophistischer Frivolität in heitere Ironie und die vernichtendste Satire in gutmütigen Humor einzukleiden versteht, legt durch gewandte Fechterstreiche den Gegner herein und hat seinen diabolischen Spaß daran, daß diese breitspurigen, großmäuligen, selbstgewissen Vertreter der herrschenden liberalen Tagesmeinung nicht einmal Verstand und Fertigkeit genug haben, um die plumpen Fallen, die er ihnen legt, zu vermeiden und seinen geschickt berechneten Querfragen auszuweichen. Dieser platonische Sokrates ist unendlich weit davon entfernt, mit einem Protagoras oder Hippias wie mit ebenbürtigen Gegnern zu streiten. Leider nur fallen auch heutigen

Tages noch die meisten Erklärer und Darsteller Platos auf die gleiche Weise herein wie jene von Plato verspotteten Sophisten. Sie nehmen Fechterstreiche für wissenschaftliche Ausführungen, ausgespannte Netze für ernst gemeinte Gedankengänge, lustigen Hohn für tiefe Weisheit, und danach konstruieren sie sich ihren Plato zurecht. Platos Dialoge sind ein für allemal keine Lehrschriften. Dazu wäre die dialogische Form die denkbar ungeeignetste. Man kann dem größten Meister der Form, den die Menschheit gesehen hat, keine gröbere Verirrung zumuten, als den Versuch, in Dialogen ein System zu lehren. Zeitgemälde sinds, Schilderungen mit einander kämpfender Richtungen, lehrreiche Anläufe und Untersuchungen ohne positives Ergebnis, leidenschaftliche Streitschriften voll bitterer Satire, voller Zornergüsse, in blutigen Spott und Hohn getränkt, und dann wieder hohe Gemälde voller Idealität und lichter Pracht, Zeugnisse einer dem Himmlischen zugewandten Gesinnung und des lautersten sittlichen Enthusiasmus. Das alles je nach seiner besonderen Prägung richtig zu würdigen, dazu gehört mehr Einsicht und eindringlicheres Urteil, als man aufzuwenden sich heute meisthin veranlaßt findet.

Man erwartet von diesen Dialogen jedesmal ein bestimmtes Ergebnis, eine Lehre, eine Moral, und weiß sie auch zu finden. In der Tat aber finden sich bei Plato, auch im Munde des Sokrates, die allerentgegengesetztesten Aussprüche; man kann die schönsten Belege beibringen für Hedonismus und Utilitarismus, für Sensualismus und groben Empirismus. Und doch ist kein Zweifel, daß Plato aus seiner wirklichen Lehre nie ein Hehl gemacht hat, und daß er sie auch in seinen Dialogen wirklich durchblicken läßt, ja in glänzenden Ausführungen auch lehrhaft vorträgt. Aber was wir unter allen diesen verschiedenen Äußerungen als das echt Platonische anzusehen haben, das ist eben die Frage, und sie zu entscheiden, dafür gibt es kein besseres Hilfsmittel, als daß wir uns auf das Zeugnis des Aristoteles berufen. Es ist die seltsamste aller Meinungen, wir wüßten heute besser was Plato gelehrt hat, als sein größter Schüler, der 20 Jahre lang seine Vorlesungen gehört, mit ihm vertraut verkehrt und ihm auch seine Einwendungen vorgetragen, der seine Kritik Platos unter der Kontrole der nächsten Freunde und Zuhörer Platos geübt hat. Aber das ist nun heute die herrschende Zeitstimmung. Protagoras und Demokrit sind die großen Führer geworden; Abdera hat auf der ganzen Linie über Athen den Sieg davongetragen. Man weiß heute ebenso genau wie die Höhlenbewohner bei Plato, daß die sinnlichen Dinge das eigentlich wirklich Seiende sind; dagegen daß das Allgemeine als solches ein Wirkliches und der sinnlichen Erscheinung gegenüber etwas Selbständiges für sich sei, daß der Inhalt des logischen Begriffes selbständige Realität haben soll, das gilt diesem eingefleischten Nominalismus, dieser Abderitenweisheit, als eine rein phantastische Ansicht. Also, schließt man, kann ein so großer Denker wie Plato eine Ansicht nicht gehabt haben, die der Philister für phantastisch hält. Dasselbe gilt dann auch von dem absoluten Idealismus des sittlichen Lebens, dem Idealismus Platos, der das Christentum vordeutet, und darauf hin wird denn auch die Kantische Ethik gerichtet. Wir allerdings würden es für richtiger halten, von vorgefaßter Meinung abzusehen und dem Plato auf sein Gebiet nachzufolgen, indem man sich an die rechten Quellen und an Aristoteles' Berichte hält.

Die Darstellungen Platos, die die letzten Jahrzehnte gebracht haben, sind im ganzen eine unerfreuliche Lektüre. Das vorliegende Werk von Ritter können wir bei alledem auch einem weiteren Leserkreise mit gutem Gewissen angelegentlich

empfehlen. Es ist sorgfältig gearbeitet, wohl durchdacht und gut geschrieben, überall klar und leicht verständlich. Als besondere Vorzüge heben wir hervor die vortreffliche Darstellung von Platos Lebensgang, seinem Charakter und der Umgebung, in der sich seine Tätigkeit entfaltete, und die lichtvolle Analyse einzelner Dialoge. Über den Grundzug der platonischen Lehre hat Ritter allerdings nicht immer das zutreffende Wort gesprochen; hier hat er ernste und gewichtige Einsprache zu erwarten.

Adolf Lasson.

Ein Saisonzeugnis der Berliner Theater. Die blauen Fluten fließen vom lenzlichen Himmel und ihre lauen Wellen locken die Saison ins Grab; es gilt für die Kaufleute des Geistes, Bilanz zu machen. Einer von ihnen, der einen geschlossenen und nicht kleinen Kreis hinter sich weiß mit gleichem Anschauen und Urteilen, hat ein paar schneidig gerittene Feuilletons zu einem losen Heft gebunden.

Karl Strecker („Der Niedergang Berlins als Theaterstadt“, Berlin 1911, C. A. Schwetschke u. Sohn. 56 S., 1 ℳ) kommt in seinem Flugblatt gegen die Berliner Bühnen immer wieder bei den Ergebnissen auf ein stetes ceterum censeo zurück. Das Karthago seines Grimms heißt Paris. Voll lessingschen Unmuts zeigt er die allzu stattliche Sammlung Kieselsteine, die er im sandigen Bach französischer Komödien gefunden und die das Publikum für Edelsteine hält, wenn das Seinewasser drüberfließt. Und vor den wahrhaften Dichtern mit deutschem Paß werde der Schlagbaum heruntergelassen. Schönherrs „Glaube und Heimat“ spiele die „Provinz“ ab und Berlin habe es gesehen, als Saison wie Interesse schon geschlossen. Und sonst? Das Königl. Schauspielhaus gräbt Benedix und Ernst Wichert aus, das Lustspielhaus werde zum Karikaturengerüst. Hauptmann sei ein Fiasko gewesen. Also bleibe Max Reinhardt „die weiße Schwalbe“. „Und da ihn die Berliner über kurz oder lang aus ihren Mauern hinausgegrault haben werden, steht dem völligen Verfall der Berliner Bühnen nichts mehr im Wege. Pohl, Kalisch, Benedix, die Birch-Pfeiffer und zwanzig feixende Pariser Possenfabrikanten werden dann endlich auf der ganzen Linie gesiegt haben, und der Stumpfsinn der geistigen Bretterkunst kann sich ruhig und ungestört zur völligen Verblödung entwickeln.“

Es gehört zum Wesen eines solchen literarischen Aufrufs, nur eine Farbe zu malen. In karikaturistischer Verzerrung erkennt man am besten den Wahrheitskern. Gewiß: Sieht man zurück zu den ersten Schleiern des Herbstes, in das große Premierenmeer und erinnert sich, wie man Abend für Abend dem gähnenden Postbeamten den Wisch mit den verurteilenden Worten gab, könnte man leicht einstimmen: Ja, die Krisis ist nahe, das Fazit des Theaterjahres erbärmlich klein. Daß aber die Berliner Besucher daran schuld seien und daß sie auch Reinhardt bald aufs Gewissen bekämen, ist eine zu kecke Linienführung. Vom Kgl. Schauspielhaus bis zum Trianontheater kann sich keine Bühne einer solchen Anteilnahme rühmen, wie der „Regisseur Europas“ von dem ganzen Berlin, dem literarischen wie unliterarischen, genießt. Ein Interesse, das es sogar — ein Unikum an der Spree — bei jeder Vorstellung zu einem vollen Haus bringt. An der Viertelmillion der Ödipusbesucher zerschellen die Worte Streckers von der unersättlichen nörgelnden Unzufriedenheit des Berliners. Max Reinhardt hat es gezeigt, daß das Publikum nicht das schwarze barbarische Ungeheuer ist, für das es die Bühnenleiter halten, sondern ein willenloses Kind, in

seinem großen Körper ohne Einheit, ein dankbares Objekt jedweder Suggestion. Das Parterre ist wie ein Regiment immer dasselbe — ob Jena gewonnen oder verloren wird, ist die Tat der Führer.

An diesen aber, den Dramatikern, fehlt es und darin scheint mir, im Gegenresultat zu Strecker, die Wurzel der Berliner Theatermisere zu liegen. „Nie lagen so viele Keimknospen in kräftiger Erde", sagt hoffnungsfroh der Verfasser — und man blättert begierig die Seiten, um zu suchen, was die Theaterdirektoren aufzuführen versäumten, und findet — einzig Sohnrey („Dorfmusikanten") und Fritz Stavenhagen. Über Wert oder Unwert sei nicht gestritten, doch wie soll sich ein Dutzend großer Theater einen Winter lang damit ernähren? Schauen wir über die Dünen des märkischen Sandes: Wo sind da die großen Erfolge? Obwohl man draußen eifrig bemüht war, Wege abseits von Berlin zu gehen. Ich möchte deshalb in den Gründen über den Niedergang Berlins als Theaterstadt weitere und tiefere Zusammenhänge geöffnet sehen und glaube, daß dann vor der Krisis des Berliner Thespiskarrens von der Krisis der dramatischen Produktion zu sprechen wäre. E. Glock.

Kurze Anzeigen.

Finckh, Ludwig: Rapunzel. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart und Leipzig. Geb. 3,50 Mk.

Reichert, Anna: Der Roman der Marianne Vanmeer. Berlin, E. Fleischel u. Co. Geb. 7,50 Mk.

„Nirgends wachsen die alten Weiden, Linden und Lebensbäume lieber als auf den stillen Kirchhöfen, nirgends nisten die Singvögel besser und ungestörter als da, wo nur wenige Male am Tag das Tor aufgeht, um die Totengräber oder eine bekümmerte Frau hereinzulassen. Die alten Steinbilder an den Wänden waren von Vogelnestern besetzt, und auf den schwarzen Holzkreuzen schmetterten die Stare ihre Liebeslieder.

Der Totengräber, ein uralter Mann, hatte vom frühen Sommer bis in den späten Herbst eine frische Rose zwischen den Lippen. Das war der einzige Lohn, den er von seinen Toten wollte. Er hütete die Gräber wie schlafende Kinder und redete mit den Gestorbenen, die ihm anvertraut waren, und die er alle zu Lebzeiten gekannt hatte. Er war ein bescheidener und zurückgezogener Mann, der niemand zu nahe trat; aber wenn er einmal du zu ihnen sagen durfte, gehörten sie ihm und waren seine Freunde.

‚Was ist dir heut wieder für ein schön's Rösle aufgegangen, Luz; komm, schenk mir's'; und er brach es und steckte es in den Mund."

So dichtet Ludwig Finckh Sonnenscheinpoesie in die drückende Alltagsprosa hinein. Ein heimeliges Buch ist's, voll sonniger und sinniger Freude am Leben, auch wo es nachtet. Die Welt, in die er uns führt, ist klein und still wie die Welt der Kindes, und einen kindlich reinen und einfachen Zug tragen alle seine Gestalten. Mit zarten Händen gestaltet der Dichter ein Menschenleben, in dem das Alltäglichste und Gewöhnlichste wie ein Sonntagswunder erscheint. Konrad ist ein rechtes Sonntagskind, das allen Dingen bis ins Herz schaut und an ihrem süßen Kern sich labt. Wie ein einziger langer Frühlingstag verrinnt sein Jugendleben — über Nacht ist er zum Mann geworden, dem ein früher Herbst über seine lachenden Augen einen dunklen Schleier wirft: er erblindet. Aber der lichte Schimmer haftet unverlöschlich in der Seele. „Wo soviel Glück ist, muß ein Opfer sein." Das Leid vertieft dieses bis dahin kampflose Dasein, und die Liebe eines jungen Weibes leuchtet als stille, gütige Herzenssonne über seinen dämmrigen Erdenweg.

Wenn Grimms Märchen „Rapunzel" namengebend gewesen ist, dann stammt dorther auch die trauriglicbe Symbolik: „Zwei von ihren Tränen aber benetzten seine Augen, da wurden sie wieder klar, und er konnte damit sehen wie sonst."

Der schlichten Haupthandlung sind einige wenige Nebenfiguren glücklich eingefügt: die steinalte Urahne mit ihrem einzigen Zahn, der von dem Enkel wie

ein Reliquie angestaunt und dennoch zum Nüssefnacken mißbraucht wird, der blinde Großvater mit seiner viereckigen Bauernweisheit und seinen lustigen Erinnerungen, der Vater, „dem es nicht wohl war, wenn ihm nicht zwanzig Uhren im Hause tackten.“ Aber jede dieser Uhren hat ihren Namen, ihre Seele, ihre Geschichte. Ludwig Finckh fühlt mit allen seinen Geschöpfen, lebenden und toten. Uhren, Sterne werden ihm ebenso lebendig wie Schafe, Hunde, Raben. Welche Prachtgestalt, dieser Schäfer-Christoph, würdig und weise „wie ein Erzvater!“ Hier ersteht die Poesie das wahren, nicht eines erdichteten Schäferlebens aufs neue vor uns, so glaubhaft und eindringlich, daß wir versucht werden, auf der schwäbischen Albweide selbst ihren Spuren nachzugehen.

Die Sprache dieses köstlichen Buches ist ebenso echt wie seine Menschen. Ob ein norddeutsches Ohr alle diese Klänge auffassen wird? Einige fremdartige Ausdrücke verlangen wohl eine Erklärung oder kurze Umschreibung, wie sie in den Reuterausgaben üblich sind, — z. B. umweiferte, Froschmetzge, Kuter, gebockelt, Besenwirtschaft, Burre, Butscheere, lachte helle Schollen.

Auch in seiner Sprache strömt dieses Buch den frischen, reinen Würzgeruch des Mutterbodens aus, dem es entsprossen ist. Schlicht und liebenswert, wie das Werk ist, wird es keine laute Wirkung üben können. Wer aber auf die leiseren Herzenstöne eines Dichters zu lauschen weiß, wird sich lange daran erfreuen. Es ist zeitlos im besten Sinne.

Anders das zweite Buch. Fast könnte man den Grundgedanken der Schillerschen Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ an diesem gegensätzlichen Beispiel erläutern: Rapunzel — Marianne Vanmeer.

Hier haben wir einen weiblichen Wertherroman, Bekenntnisse einer leidenschaftlichen Frauenseele vor uns: einer jungen Kunstschülerin, die sich bewußt zu den Idealen einer neuen Zeit erzieht, Freiheit im Schaffen und Genießen fordernd. Es gelingt ihr nicht, im Wetteifer mit dem männlichen Geschlecht ein lebensfähiges Kunstwerk hervorzubringen. Ihr Studium des Lebens aber bringt sie in bedenkliche Umgebung, der sie sich innerlich fremd fühlt. Das tiefe Verlassenheitsgefühl weckt alle weibliche Sehnsucht ihres Herzens und macht sie empfänglich für die Werbungen eines älteren Mannes. Abgestoßen und angezogen zugleich von dem herrisch begehrenden Wesen des selbstsüchtigen Sonderlings, durchlebt sie das herbste Frauenlos, daß ihr Liebesopfer verschmäht wird. Doch der schmerzlichsten Enttäuschung verdankt sie hellsichtig gewordene Augen, und, ein zweiter Tasso, fühlt sie jetzt in sich die Gabe, der Welt zu sagen, was sie gelitten. So wird das Leben der Marianne Vanmeer zum Kunstwerk des Romans.

Ein tiefer Abgrund liegt zwischen „Rapunzel“ und „Marianne“: dort die Gesundheit — hier der Schrei des Kranken nach Gesundheit, dort „natürliches Empfinden — hier Empfinden des Natürlichen, das die Naturwidrigkeit unserer Verhältnisse nur stärker hervortreten läßt“, dort klares Wollen, ruhiges Besitzen, sicheres Bewahren — hier schwankendes Suchen, leidenschaftliches Kämpfen, erzwungenes Entsagen. Der Frauenroman erhebt sich zu der Höhe leidenschaftlich umstrittener Tagesfragen und führt uns tief hinab in das Getriebe der Nacktkultur-Gesellschaften. Das Buch des schwäbischen Dichters entführt uns in ländliche und kleinstädtische Unkultur, stellt uns aber auf den weitschauenden Gipfel reinen Menschentums. Als Zeitbild wird „Marianne Vanmeer“ die stärkere Nachwirkung, „Rapunzel“ als echtes Dichtwerk die tiefere Fernwirkung üben.

Leopold Ripcke. Rostock.

Friede, R: Unter der Sonne. Gedichte. — Verlag von Otto Wigand, Leipzig. Geb. 3,50 Mk.

Richard Friede in Wyk auf Föhr, der sich mit seinem Schauspiel „Ostern“ verheißungsvoll in die Literatur eingeführt hat, verstärkt durch diese Gedichtsammlung den Eindruck eines ernst und tief veranlagten Talentes. Seelenvoll setzt das Bändchen mit dem Widmungsgedicht „Den Manen der Mutter“ ein. Zu ihr schwebt die Erinnerung des Dichters immer wieder zurück. Daher das heimische Gefühl, das den Jüngling zur Osterzeit selbst in der Fremde beschleicht:

„Ist's wohl der lieben Mutter Geist,
Der mich umschwebt?

Die Gottesliebe, die auch hier
In allem lebt?"

Daher die Sehnsucht, die den Mann von den Dünen am weiten Meer bei Abenddämmerung nach dem Land seiner Jugend entrückt:

„Ich sehe die Gassen wieder,
Die ich als Knabe durchsprang,
Die alten Giebelhäuser
Mit dunklem Treppengang,
Die straßenbelebende Menge —
Ich kenne fast jedes Gesicht;
Ein einziges sähe ich gerne,
Ein liebes — ich find es nicht.
Doch draußen vor dem Tore
In langen Gräberreih'n,
Da weiß ich einen Hügel,
Der birgt mein Mütterlein.
Die trauteste, beste Mutter!
Umwachte mich je und je
Mit einem Meer von Liebe,
— Und ich tat doch ihr weh! . . ."

Nicht minder sympathisch berührt die sittlich ernste, tief innige Verherrlichung von Weib und Kind, die sich gleich weit von philiströser Pedanterie wie von konventionellen Liebesergüssen entfernt hält. Bezeichnend feiert der Dichter seinen Geburtstag:

„Mein Weibchen strahlt, es jubeln die Jungen;
Geschäftig und froh wird herumgesprungen.
Heute endlich! Sie haben seit Wochen
Fast von nichts anderem mehr gesprochen.
's ist mein Geburtstag, und allerwegen
Lacht mir ehrliches Glück entgegen.
Ich allein bin nicht froh. Ich stehle
Still mich davon mit schmerzender Seele;
Fühl ich doch jäh, was ich meinen Lieben
Alles an Liebe schuldig geblieben!"

Aus tiefster Seele blüht der Liederkranz, dem toten Kind gewunden. Eng aneinander eilten Vati, Mutti und drei Buben die Lebensstraße:

„Vieren das Herz aus dem Leibe gerissen!
Da liegt unser Karl, und vorwärts zu müssen —
Das Leben umtobt uns; acht Lebensstreiter.
In jedem von uns kämpft der Tote weiter.
Jeder von uns, den Toten im Blut,
Doppelt so ernst und doppelt so gut!"

Die Totenklage wandelt sich echt künstlerisch zu Gestaltung und Darstellung; der Vater hält am Grabe Zwiesprach mit dem toten Liebling:

„Bübchen!" — „„Vati —?"" So manche Nacht
Ist er mir lächelnd aufgewacht . . .
„„Wie lange soll ich denn schlafen, du?!""
„Mach nur wieder die Guckel zu!
Schlaf, bis alle Wesen hier oben
Glücklich sind und das Leben loben."
Sinnend guckt er: „„Dauert das lange?""
„Ich weiß nicht, Liebling. Sei nur nicht bange:
Wir haben nur einiges noch zu tun,
Dann kommen wir auch und wollen ruhn
Und liegen bei dir wieder Seit' an Seit'
Und warten zusammen der herrlichen Zeit.
Willst du? Schlafe! Bald sind wir da!"
Er schließt die Augen und lächelt: „„Ja!""

Wie sich hier schon die Tragik in Humor löst, fehlt es in der Betrachtung des häuslichen Glückes überhaupt nicht an Schalkheit. Man lese nur von der „Wanderlust", die den Helden dieser Gedichte ergreift, wenn die Stare bauen und die Knospen treiben, wie gern er nach alter Sitte — ein Weilchen nur! — durchgebrannt wäre, wie ihn aber nun das Nestchen hält. Oder man frage den „Arbeitsamen" nach seinem Bekenntnis:

„Die Arbeit? Ha, die fällt mir nicht schwer! —
Wenn nur mein trauliches Stübchen nicht wär.
Vom Fenster seh ich im Frühlingsglanz
Die Insel, das Meer und der Halligen Kranz . . .
Kämen nur auch die Jungen nicht immer,
Bald mit Gejuchze, bald mit Gewimmer...
Ja, und mein Weibchen. Wär das nur nicht
So lustig und lieb und nett von Gesicht!..
Und wenn auch! Wenn nur der Frühling nicht wär!
Die Arbeit an sich ist gewiß nicht schwer."

Unter den Jugendgedichten überwiegen sogar die scherzhaften Töne, und nicht alle tragen geistigen Gehalt in sich. Am eindrucksvollsten bleiben die zarteren Seelentöne, die von Weihestimmung erzittern. Besonders die Einsamkeit ist die Mutter solcher inneren Erlebnisse. So führt der „Feierabend" den Dichter in sein Kämmerlein zurück:

„Wie nach einer langen Reise
Grüß ich alles freundlich wieder;
Lächle still und schreite leise,
Denn ich mag mich selbst nicht hören,
Mag die wunderstillen Lieder
Meiner Heimlichkeit nicht stören...“

Eine ganze Abteilung der Sammlung ist religiös-philosophischen Gedichten eingeräumt. Sie stehen in einem inneren Zusammenhang, den man getrost als Entwicklung bezeichnen darf. Vom Gottesglauben abgewendet, richtet sich der Jüngling zunächst in dem Glauben an die Natur und an sich selbst auf. Aber er wird zum Gottsucher, dessen moderne Weltanschauung sich in hymnischem Schwung zu der Erkenntnis des Johannes-Evangeliums erhebt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe.“ Und auch zum Gebet ringt sich diese durch die Naturwissenschaft gegangene Seele empor:

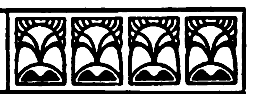
„Kann das Beten doch nicht missen,
Wollt ichs einst auch besser wissen!
Fürchten, hoffen, lieben, leiden,
Sich begeistern, sich bescheiden —
Ohne beten??
Freilich betteln nur und klagen,
Vorgesprochene Worte sagen
Ist nicht „beten“.
Doch das sehnliche Begehren,
Bei sich selber einzukehren,
Um sich von der Welt zu heilen,
Rein sich ihr dann mitzuteilen,
Das ist beten,
Und das kann ich nicht entbehren!“

Niemand wird dies Gedichtbuch ohne reichen inneren Gewinn aus der Hand legen, zumal auch der Versbau, frei von konventionellem Schema, sich fast immer gewandt dem Rhythmus der Empfindungen anschmiegt.

Eugen Wolff.



Bibliotheksnachrichten.



Die 12. Versammlung Deutscher Bibliothekare in Hamburg. (Eigener Bericht.)

Am 8. u. 9. Juni d. Js. fand in der alten Hansestadt Hamburg die 12. Versammlung deutscher Bibliothekare unter starker Beteiligung aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes und aus dem Auslande statt. Bereits am Begrüßungsabend (7. Juni) im Restaurant des Zoologischen Gartens, wo der Direktor der Hamburger Stadtbibliothek, Prof. Dr. Münzel, die Anwesenden begrüßte, waren gegen 80 Teilnehmer erschienen und am folgenden Tage wurden 125 Teilnehmer gezählt. Nach der amtlichen Liste waren durch einen oder mehrere Beamte vertreten: die Königlichen Bibliotheken zu Berlin, Hannover, München und Stuttgart, die Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen, die Universitäts-Bibliotheken in Berlin, Bonn, Göttingen, Greifswald, Halle, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg, Münster, Rostock und Tübingen, die Stadtbüchereien bezw. städtischen Volksbüchereien in Aachen, Barmen, Bielefeld, Bremen, Breslau, Bromberg, Charlottenburg, Crefeld, Dortmund, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Essen, Frankfurt a. M., Hamburg, Köln, Lübeck, Stettin, Ulm, Weimar und Zwickau, die Bibliotheken der technischen Hochschulen zu Charlottenburg, Hannover, Karlsruhe und Danzig und eine ganze Anzahl von Bibliotheken einzelner Staatsbehörden, technischer Institute und wissenschaftlicher Gesellschaften. Außerdem hatten die K. K. Universitäts-Bibliothek in Wien, die Universitäts-Bibliotheken in Lund und Upsala und die Staatsbibliothek Jütland eigene Vertreter entsandt.

Die Sitzungen fanden im neuen Vorlesungsgebäude der Stadt am Dammtor-Bahnhof statt und wurden am Morgen des 8. Juni von dem derzeitigen Vorsitzenden des Vereins, Bibliotheks-Direktor Dr. Schnorr von Carolsfeld-München, mit herzlichen Worten der Begrüßung eröffnet. Darauf dankte Prof. Dr. Münzel-Hamburg dem Verein für die Wahl Hamburgs als Sitz der diesjährigen Tagung und hieß die Teilnehmer im Namen der Hamburgischen Unterrichtsverwaltung und des Ortsausschusses willkommen. Die Reihe der Vorträge wurde von Bibliothekar Dr. G. Schulz-München eröffnet, der über die Versicherung von Wertsendungen der Bibliotheken

sprach. Bisher wurden Sendungen wertvoller Werke dem Spediteur oder der Post übergeben und gegen Beschädigungen und Verlust nach den üblichen Bestimmungen versichert, doch hat diese Maßnahme sich vielfach als unzulänglich erwiesen, da bei Beschädigungen oder Verlust infolge höherer Gewalt eine Ersatzpflicht von der Post und von der Transportgesellschaft abgelehnt wurde. Infolgedessen mußten die Bibliotheksverwaltungen darauf bedacht sein, Vorkehrungen zu treffen, die sie bei Wertsendungen gegen jeden Verlust und Schaden schützen, und auf Anregung der Königl. Hof- und Staatsbibliothek in München ist man mit der Transportgesellschaft „Alliance" in Verbindung getreten und hat mit dieser eine Vereinbarung getroffen, wonach Wertsendungen bis zur Höhe von 10 000 Mark gegen jeden Schaden versichert werden. Der Prämientarif ist für alle deutschen Bibliotheken einheitlich, die Prämiensätze nach dem Auslande sind je nach Entfernung und Transportgelegenheit verschieden. Die Wertsendungen werden in ein Versicherungsjournal eingetragen, die Versicherung zieht von Bibliothek zu Bibliothek bis zur Übernahme seitens des Empfängers und die Rückversicherung ist im Vertrage mit eingeschlossen. Bei allgemeiner Annahme des Tarifs und einheitlicher Durchführung der Wertversicherung ist eine Gewähr für stete Sicherung gegen Schaden oder Verlust gegeben. In der an den Vortrag sich anschließenden Besprechung wurde von verschiedenen Seiten die neue Einrichtung der Wertsendung beifällig begrüßt.

Prof. Dr. Loubier, Kustos der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums in Berlin, berichtete über die Ergebnisse der Verhandlungen der „Lederkommission". Da die Bibliotheksverwaltungen in den letzten Jahrzehnten üble Erfahrungen mit dem Leder der neueren Einbände gemacht hatten, wurde auf Veranlassung des Vereins Deutscher Bibliothekare eine Kommission von Fachleuten erwählt, die sich mit den Ursachen des Verfalls der Ledereinbände beschäftigen sollte. Bereits auf der Bibliothekar-Versammlung, die am 18. und 19. Mai 1910 in Nürnberg tagte, hatte Prof. Loubier über die Haltbarkeit der Ledereinbände früherer Jahrhunderte und den Verfall der neueren Ledereinbände berichtet und mitgeteilt, welche Maßnahmen die englischen Bibliothekare zur Abwendung dieser Mißstände ergriffen hätten. Auf seine Ausführungen und seinen Antrag hin hatte der Bibliothekartag die Einsetzung der genannten Kommission beschlossen. Diese „Lederkommission", die aus Bibliothekaren, Lederhändlern und Buchbindern bestand, hat mehrfache Sitzungen gehabt und ihre Arbeiten zur Untersuchung des Einbandleders im Februar dieses Jahres zum Abschluß gebracht. Unter den Beschlüssen, die im Börsenblatt 1911, Nr. 44, veröffentlicht wurden, sind folgende von allgemeiner Bedeutung. Als dauerhafte Einbandleder sind Ziegen-, Schweins-, Kalb-, Rind- und Schafleder zu empfehlen, jedoch unter der Voraussetzung ihrer sachgemäßen Gerbung, Zurichtung und Behandlung. Die Anwendung von Mineralsäuren während der ganzen Herrichtung des Leders ist zu vermeiden, ebenso sind schnellwirkende Gerbstoffe als schädlich zu verwerfen. Die Leder dürfen nicht dünner gearbeitet werden, als ihre Verwendbarkeit für Buchbinderzwecke es erfordert, gespaltenes Schafleder und Leder mit künstlicher Narbung sind ganz auszuschließen. Das Bleichen des Leders ist zu verbieten, da unschädliche Bleichmittel nicht bekannt sind, und für dauerhafte Einbände empfiehlt es sich, nur ungefärbte Leder zu verwenden. Die fertigen Leder sollen vor der Verarbeitung auf ihre Brauchbarkeit und Dauerhaftigkeit geprüft und die geeigneten Leder mit einem Stempel versehen werden, durch den der Fabrikant unter Namensnennung die Garantie übernimmt, daß er ein einwandfreies Fabrikat liefert. Da die Lederfabrikanten sich zum großen Teil bereit erklärt haben, die vorgeschlagenen Vorschriften zu befolgen, so ist zu hoffen, daß in Zukunft besseres Einbandleder auf den Markt gelangt und der frühzeitige Verfall der Ledereinbände verhütet wird. Im Anschluß an Loubiers Vortrag berichtete Abteilungsdirektor Professor Dr. Paalzow über die Untersuchungen, die von der Kommission mit anderen Einbandstoffen, wie Pergament, Kaliko, Kunstleinen und Bezugpapier, vorgenommen worden sind, und teilte mit, daß ähnliche Vorschriften wie für die Herrichtung des Einbandleders auch für die von gewebten Einbandstoffen, von Pergament und Bezugpapier erlassen werden sollen. Wenn ein allgemeiner Druck auf Fabrikanten

und Buchbinder ausgeübt werde, sei zu hoffen, daß auch in dieser Hinsicht eine erhebliche Besserung eintreten werde. Sobald die textilen Einbandstoffe besser und haltbarer seien, könne man bei vielen Einbänden vom Leder absehen und Webstoffe wählen.

Nachdem Prof. Paalzow noch einen kurzen Bericht über die Tätigkeit der Kommission zur Regelung der Ablieferung der amtlichen Drucksachen an die Bibliotheken erstattet hatte, wurde die Vormittagssitzung geschlossen. Die Teilnehmer begaben sich nun nach den St. Pauli-Landungsbrücken, wo ein Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie bereit lag, um eine Hafenrundfahrt zu unternehmen. Nach der genußreichen Fahrt, die an verschiedenen Werkstätten und Werften vorüberführte, folgten die Bibliothekare mit ihren Damen einer Einladung der Hamburg-Amerika-Linie zur Besichtigung des großen Dampfers „Graf Waldersee" und nahmen an Bord ein von der Direktion gebotenes Frühstück ein, bei dem Direktor Eggert die Anwesenden begrüßte.

Am Nachmittage wurde zunächst die Öffentliche Bücherhalle an den Kohlhöfen besichtigt, wo der Leiter, Bibliothekar Dr. Plate, unter Beihilfe seiner Assistentinnen die Vorzüge des Ausleihverfahrens unter Benutzung des Indikators und die Vorteile der freihändigen Benutzung der wissenschaftlichen Abteilung seitens des Publikums erläuterte. Darauf wurde der von Dr. E. Schulze geleiteten Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung in Groß-Borstel ein Besuch abgestattet, und am Abend wurden die Teilnehmer der Tagung im Uhlenhorster Fährhaus von der Hamburgischen Unterrichtsverwaltung empfangen, bei welcher Gelegenheit Senator Dr. W. von Melle in gemütvoller Ansprache die erschienenen Bibliothekare mit ihren Damen willkommen hieß.

Am Morgen des 9. Juni fand eine geschäftliche Sitzung des Vereins Deutscher Bibliothekare im Vorlesungsgebäude statt, in der Geschäftsbericht und Rechnungslegung erstattet wurde. In der darauf folgenden öffentlichen Sitzung ergriff zuerst der erste Vorsitzende, Direktor Dr. Schnorr von Carolsfeld, das Wort, um eine Übersicht über die wichtigsten bibliothekarischen Ereignisse des vergangenen Jahres zu geben und der verstorbenen Kollegen zu gedenken. Dann sprach Oberbibliothekar Dr. Helßig-Leipzig über den § 606 des Bürgerlichen Gesetzbuches, der von den Ersatzansprüchen des Verleihers wegen Veränderungen oder Verschlechterungen der verliehenen Sache handelt und die Verjährungsfrist dafür auf 6 Monate festsetzt. Der Vortragende zeigte an verschiedenen Beispielen aus der bibliothekarischen Praxis, daß der § 606 für Entleihungen aus Bibliotheken kaum anwendbar sei, da sehr häufig mehr als 6 Monate verstrichen sind, ehe die Beschädigung oder Veränderung eines wertvollen Buches oder dergl. entdeckt wird, und Entschädigungsansprüche dann keine Aussicht auf Erfolg haben. Es muß deshalb auf eine Änderung oder Erweiterung des betreffenden Paragraphen hingewirkt werden, zumal die Vorschriften und Leseordnungen der einzelnen Bibliotheken meist keine gesetzmäßige Kraft haben und in Bezug auf Schadenersatz für den Entleiher nicht bindend sind. Es müssen von den maßgebenden Behörden für die einzelnen Bibliotheken gesetzliche Bestimmungen über die Verpflichtung des Entleihers zum Schadenersatz erlassen und diese dem Publikum öffentlich bekannt gegeben werden. Nach einer längeren Besprechung, in der durch viele Beispiele die Richtigkeit der Ansicht des Vortragenden bestätigt wurde, nahm die Versammlung einstimmig eine bezügliche Resolution an.

Oberbibliothekar Dr. Kaiser-Berlin hielt einen Vortrag über die von ihm angestellte Vergleichung der preußischen und der anglo-amerikanischen Instruktion und führte an zahlreichen Beispielen aus, daß eine Übereinstimmung der beiderseitigen Instruktionen nicht möglich sei, da die englische und amerikanische Katalogisierung Eigenheiten aufweise, die wir abweisen müßten, außerdem seien die Regeln für die Verzettelung vielfach zu kompliziert und mit unserm Sprachgebrauch nicht vereinbar. Der Gedanke einer Übereinstimmung der beiderseitigen Instruktionen wäre mit Freuden zu begrüßen, würde sich aber nicht verwirklichen lassen. Der Vortragende legte auch eine vom Oberbibliothekar Dr. Meyer-Berlin angefertigte synoptische Zusammenstellung der preußischen und anglo-amerikanischen Bibliotheken vor,

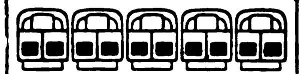
die seine Ausführungen in jeder Hinsicht bestätigte. In der an den Vortrag sich anschließenden Besprechung wurde von verschiedenen Rednern betont, daß eine solche Übereinstimmung mit Rücksicht auf die sprachlichen Verhältnisse überhaupt unmöglich sei und daß man zunächst dahin streben müsse, gemeinsame Regeln für das deutsche Sprachgebiet aufzustellen und eine einheitliche Instruktion für die deutschen Bibliotheken zu schaffen.

Im weiteren Verlaufe der Sitzung berichteten Oberbibliothekar Dr. Fick-Berlin über den Stand der Arbeiten am Gesamtkatalog der preußischen Bibliotheken, der in etwa 8 Jahren druckfertig sein wird, Geheimrat Direktor Dr. Schwenke über die von ihm geplante Herausgabe von Lehr- und Handbüchern der Bibliothekskunde, die einzelne Zweige des gesamten Gebiets behandeln sollen, und Oberbibliothekar Dr. Geiger-Tübingen über Mißstände im Dissertationswesen, die seit Jahren von ihm bekämpft, aber immer noch nicht beseitigt seien. Vor Schluß der Sitzung teilte der Vorsitzende mit, daß der nächste Bibliothekartag in München stattfinden werde und daß dort eine gemeinsame Tagung mit den österreichischen und schweizerischen Bibliothekaren geplant sei. Da die Anregung hierzu den Beifall der betreffenden Kollegen gefunden habe, sei eine rege Beteiligung zu erwarten.

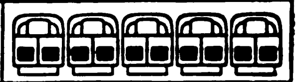
Am Nachmittage fand eine Besichtigung der Hamburger Stadtbibliothek im Johanneum statt, wo Direktor Prof. Dr. Münzel einen Vortrag über die Geschichte der Bibliothek hielt. Diese wurde im Anfang des 17. Jahrhunderts als Bücherei des Johanneums ins Leben gerufen und ihr Bestand durch Schenkungen bald derart vermehrt, daß sie am Anfang des 19. Jahrhunderts über 100 000 Bände umfaßte. Zur Zeit sind in der Stadtbibliothek 550 000 Bände und 7550 Handschriften aufgestellt. Ein Rundgang durch die Bibliotheksräume gab den Besuchern einen Begriff von der Reichhaltigkeit der dort aufbewahrten Bücherschätze. Nach der Besichtigung wurde ein Dampferausflug nach Blankenese unternommen, wo ein Festessen die Teilnehmer der Tagung bis zum Abend vereinte.

Am folgenden Morgen unternahm ein Teil der Bibliothekare mit ihren Damen eine Fahrt nach Friedrichsruh, wo am Grabe des Fürsten Bismarck ein Kranz des Vereins Deutscher Bibliothekare niedergelegt wurde. An den Besuch des Mausoleums und des Herrenhauses in Friedrichsruh schloß sich ein Spaziergang durch den Sachsenwald und ein gemeinsames Essen in Aumühle, dann kehrten die Besucher nach Hamburg zurück.

Dr. Gustav Albrecht.



Mitteilungen.



August Trinius.
Der „Thüringer Wandersmann".

Zu seinem 60. Geburtstage am 31. Juli.

„Wandern heißt leben!" lautet der Wahlspruch jenes Poeten, den der Volksmund seit Dezennien „Thüringer Wandersmann" nennt. In der Tat ist sein Leben bisher nur ein Wandern gewesen, kreuz und quer durch das deutsche Vaterland „zwischen Polen und Luxemburg, Dänemark und der Schweiz", hauptsächlich aber durch das sagenumwobene Thüringen. Dies gibt seiner Persönlichkeit jenes Relief, das sie so markant in unserer Zeit erscheinen läßt. Trinius' ungewöhnliche Wanderungen kennzeichnen den ganzen Menschen; sie fließen aus seinen tiefsten Lebensanschauungen heraus, wie diese wiederum vielfach das Ergebnis seiner Wander-Erfahrungen sind. Selten aber wird man einen Menschen finden, bei dem, wie bei Trinius, Werdegang und Lebensführung, Charakter und Schöpfungen des Geistes, Anschauungen und Gewohnheiten so in ihrer Eigenart übereinstimmen, daß man sagen kann, sein Charakterbild zeigt einen Menschen ganz aus einem Guß, einen Menschen, wie er eben nur auf der Basis einer so eigenartigen Lebensgeschichte sich zu entwickeln vermochte.

Trinius' Leben und Wesen gibt das vollkommene Widerspiel zu dem der zeitgenössischen großstädtischen Kaffeehaus-

literaten. Seine wahre Lebensstätte fand er nicht in der Stube und am Schreibtisch, sondern in der freien Natur zwischen Berg und Tal. Obwohl von Geburt Sachse — er erblickte am 31. Juli 1851 zu Schkeuditz bei Leipzig das Licht der Welt — kam er schon in frühester Jugend in das Reich der grünen Waldberge, da seine Eltern bald nach seiner Geburt nach Erfurt verzogen. Die alte Lutherstadt, die seinerzeit noch eine düstere, eng eingeschlossene Festung war, ist ihm denn auch seine eigentliche Heimat geworden. Die Flut der geschichtlichen Erinnerungen, die alten Bauten weckten in ihm den geschichtlichen Sinn und der damals noch blühende katholische Kultus warb um seine Phantasie. Doch seine merkliche Vorliebe für die Natur lockte ihn oft hinaus auf den Steigerwald. Von dessen Höhen blickte er zu der blauen Linie des Thüringer Waldes, sah den Kyffhäuser: so kam das heiße Sehnen in die Ferne. Gar oft saß er als Junge auf den Steinstufen der Haustür und sang Rückerts „Der alte Barbarossa“ in den Abend hinein.

Als zwölfjähriger Knabe mußte Trinius der Heimat auf lange Jahre hinaus Valet sagen, um seine weitere Ausbildung in Berlin zu erhalten, wo er später die Universität bezog. Damit änderte sich zwar die Umgebung, aber seine tiefe Liebe für die Natur erstarkte mehr und mehr. Die Mark griff mit leiser Schwermut in sein Herz, zumal er für geschichtliches Empfinden in „Deutschlands Streusandbüchse“ vorbereitet war. So entschleierte sie dem nachmaligen „Thüringer Wandersmann“ ihre Wunder und Geheimnisse. Dazu kam der frühzeitig in dem Studentlein erwachende Hang zur Schriftstellerei.

Um die Mitte der achtziger Jahre trat Trinius mit den dreibändigen „Märkischen Streifzügen“ auf den Plan, die bald vergriffen waren, obwohl erst in den voraufgegangenen Jahren Theodor Fontanes klassische „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ (in vier Bänden) erschienen waren. Schon in diesem seinem Erstlingswerke erweist sich der junge Trinius als ein feinsinniger Schilderer von Landschaft und Volkstum. Von seinem Aufenthalt in Berlin stammen u. a. noch „Vom grünen Strand der Spree“, „Auf märkischer Erde“ und „Gegen den Strom“. Trotz Fontane hat Trinius sich als dessen „Ährenleser“ viel Anerkennung und eine stattliche Schar von Freunden erworben. Er wurde damals der „Matthison der Mark“ geheißen, den das „Adagio dieser Landschaft“ so unwiderstehlich anzog. Dessenungeachtet wird doch Fontane als der kongenialste Wanderführer durch die Mark Brandenburg angesehen werden müssen. Trinius selbst sagt einmal mit Bezug auf ihn: „Er war der echte Märker!“

Im Jahre 1890 kehrte Trinius wieder nach Thüringen zurück und wählte das freundliche Puppenstädtchen Waltershausen zu seinem bleibenden Wohnsitz, wo er ein idyllisches Gartenheim sein eigen nennt. Was ihn in das Reich der grünen Waldberge lockte, spricht der Dichter folgendermaßen aus:

„Ich hab wie ein Spielmann durchwandert das Land
In Lenzglück und Sommerpracht,
Wenn die Felder still wogten, die Sichel erklang,
Und die Wälder rauschten so sacht.

Es war wie ein Suchen nach Rast und nach Glück
Und trieb mich von Ort zu Ort,
Nun umrauschen Thüringer Tannen mein Dach,
Nun zieht es mich nimmer fort.“

Seit zwei Jahrzehnten lebt der Dichter nun schon in Thüringen; in diese Zeit fällt seine Hauptschaffensperiode. Von Waltershausen aus hat er immer und immer wieder neue Schönheiten Thüringens erwandert und sozusagen entdeckt. Er wird nicht müde, auch die entlegensten Orte und Waldeswinkel aufzusuchen; kein Gebüsch ist ihm zu dicht, kein Gestrüpp zu undurchdringlich, keine Schlucht zu tief und finster.

Das Wandern ist den meisten Menschen eine Erholung nach der Berufsarbeit. Doch was dem Durchschnittsmenschen nur Nebenzweck sein darf, das macht der Künstler zu seinem Lebensinhalt. Das ist für die anderen ein Segen, weil ihr Dasein dadurch veredelt und erhöht werden kann, während das gleiche dem Künstler zum Unsegen werden kann, insofern er die praktischen Bedürfnisse der harten Wirklichkeit oft außer acht läßt. Dem, der da sprach: „Wandern heißt Leben!“ ist das Wandern der Inhalt seines Lebens. Er ist der Künstler des Wanderns. Das bezieht sich natürlich nicht auf die äußere, praktische

Seite des Wanderns, sondern auf die seelischen Eindrücke und Erlebnisse. Aus ihnen bildet er ein Kunstwerk. Wie der Bildhauer das Unbedeutende wegläßt oder nur andeutet, dagegen das Wichtige, Charakteristische hervorhebt, so macht es der Künstler des Wanderns mit einer Wanderung. Er hat einen ungewöhnlichen Feinsinn für das Wesentliche und Bedeutsame, das Schöne und Erhabene einer Landschaft, dessen Zauber er sich hingibt. Ihm wird das Höchste im Menschenleben zuteil, sich selbst vergessend, Stunden reinsten Genusses zu verleben. Die Lichtstrahlen des Schönen sammelt er in seiner Seele wie in einem Brennglase und läßt sie dann in seinen Werken wieder ausstrahlen. So erscheint bei ihm eine Wanderung als Ganzes, als stimmungsvolles Wanderbild.

Die Haupttätigkeit des Dichters konzentriert sich zwar auf Thüringen, für das er die sinnige Bezeichnung „Das grüne Herz Deutschlands" prägte, aber dennoch ist er kein Spezialist, der etwa nur die Thüringer Lande besänge. Kreuz und quer hat er das deutsche Vaterland durchwandert und gegen fünfzig Wanderbücher — mit dem dreibändigen „Alldeutschland in Wort und Bild" an der Spitze — als Früchte dieser Wanderfahrten der Welt auf den Tisch gelegt. Den Rennstieg, Thüringens „heiligen Höhenpfad" hat er aufs neue entdeckt und seine gemütswarme Schrift „Der Rennstieg" ist der Ausgang der modernen Rennstieg-Wanderungen geworden; Forscher erschienen auf dem Plane, ein Verein trat sogleich ins Leben. Die alte Hansastadt Hamburg mit ihrer wunderbaren Umgebung und dem fieberhaften Leben und Treiben im Hafen hat er in seinen dreibändigen „Hamburger Schlendertagen" so wahrheitsgetreu und packend geschildert, wie es vollendeter kaum möglich ist. Das an geschichtlichen Erinnerungen so reiche Unstruttal hat er befahren und es in seinem fesselnden Wanderbuche „Durchs Unstruttal" besungen. Mit dem groß angelegten und anziehend geschriebenen Reisewerk „Die Vogesen" hat er das erste Wanderbuch über den schönen, eigenartigen Wasgau geschaffen und somit als erster den Strom unzähliger Wanderlustiger in jenes Grenzgebirge gelenkt. Das mit mannigfachen Schönheiten und Reizen gesegnete Moselland hat er in seiner buntfarbigen Schrift „Durchs Moseltal" geschildert. Durch sein spannendes Werk „Durchs Saaltal" tönt lieblich die unvergängliche Volksweise „An der Saale hellem Strande stehen Burgen stolz und kühn". In seinem neuesten Wanderbuche „Durchs Werratal" tritt der Wanderpoet nochmals warmen Herzens dafür ein, nicht ganz zu vergessen, daß die Werra einstens auch den Namen Weser führte, daß man dem Thüringer Walde nicht gedankenlos die Ehre raube, einen der vier Hauptströme dem Meere zuführen zu dürfen.

Ein monumentales Werk ist das „Thüringer Wanderbuch", das nicht weniger als acht Bände umfaßt und als Trinius' Hauptwerk anzusehen ist. Mit diesem Zyklus krönt der Dichter die stattliche Sammlung seiner poesieverklärten Wanderbücher über Thüringen, von denen nur erwähnt seien „Aus grünen Bergen", „Über Berg und Tal", „Thüringer Stimmungsbilder", „Goethestätten und andere Erinnerungen Thüringens", „Thüringer Land", „Thüringerwald-Poesie", „Streifzüge durchs Thüringer Land", „Auf grünen Pfaden" und „Das grüne Herz Deutschlands". Die Liebe zur Heimat hat dem Dichter in allen diesen Büchern die Feder geführt; das Nationalbewußtsein sucht er darin zu heben und die Anhänglichkeit an die heimatliche Scholle zu stärken.

Für Trinius bildet die Natur, die Landschaft in ihrer bunten Vielgestaltigkeit den Stoff zu seinen Werken. Zum rechten Erfassen und Gestalten besitzt er in seiner dichterischen Veranlagung die Organe. Vor allem ist ihm ein feines Gefühl für das Malerische und Musikalische in der Natur eigen. Daher wird der Maler — und wohl auch der Tonkünstler — mit Gewinn in seinen Schriften lesen. Der gewaltige Meister, das Leben, hat auf seiner Seele gespielt, hat diese himmelhoch aufjauchzen, hat sie in schriller Disharmonie erklingen lassen. Sein Innenleben ward dadurch bereichert und vertieft. Und das, was der Dichter in seinem Herzen fühlte, fand er draußen in Gottes freier Natur im Großen wieder. Er hörte ihren Herzschlag, verstand ihr Freuen und Jauchzen, vernahm ihr Weinen und Trauern. In seinen Gedichten machte er sich zu ihrem Sprecher. Mit diesen Gedichten meine ich die Naturpoesie des Wanderpoeten. Wenn ihnen auch der Reim fehlt, so fehlt doch nicht der Rhythmus; denn sie sind durchaus musikalisch, zum Vortrag geeignet. Diese

Naturpoesie ist das Beste, was Trinius geschaffen; von ihr geht der Hauch des Waldes aus; denn sie sind nicht am Schreibtisch fabriziert, sondern in der Natur empfunden worden. Hier stehen wir auf echtem Dichterboden; hier haben wir das Ursprüngliche und darum Bleibende in seinen Werken berührt. —

Schon in seinem 1885 erschienenen ersten Skizzenbuche „Vom grünen Strand der Spree" wettert Trinius gegen Schmutz und Schund in Wort und Bild. Er läßt die, für die damaligen Berliner Zustände bezeichnende und auch heute noch zutreffende Skizze „Berliner Hintertreppen-Literatur" also ausklingen: „Ein Volk, welches wie kaum ein anderes, das Volkslied ehrt und pflegt, ist wahrlich empfänglich genug, die weit wohlfeileren, schlichteren, gemütvolleren und sittenreineren Erzählungen unserer trefflichen Volksschriftsteller zu würdigen und lieb zu gewinnen, in dankbarer Treue sie sich zu eigen zu machen. Darinnen liegt ein noch viel zu wenig gehobener reicher Schatz für unser Volk."

Wenn die Schundliteratur aber ihr Hydrahaupt in den letzten Jahrzehnten immer frecher und giftiger emporheben konnte, trifft da nicht die Ästhetenkunst ein Teil der Schuld? Dem Volke — und die Mehrzahl der Gebildeten gehört nach ihrem Verhältnis zur Kunst auch zum Volke — wurde von den Dichtern, oder richtiger gesagt, den Literaten, kein Wein gereicht, der es stärkte und anregte, und so griff es vielfach zu dem rohen Branntwein, den ihm gewissenlose Skribenten darboten. So kam es, daß der Ruf nach guter, gehaltreicher, künstlerischer Unterhaltungsliteratur in der letzten Zeit laut anschwoll. Sinnvolle Erzählungen will das Volk haben, mit kräftigen Geschehnissen, mit klaren Worten, in verständlichem Aufbau. Aber freilich, die große Kunst des Erzählens ist bei vielen in der Sorge um aparte Ausdrucksformen und seltsame Psychologie verloren gegangen. Doch sie wird wiedergewonnen werden. Schon sind wir auf dem besten Wege dazu. Und dieser Weg ist um so sicherer zu finden, als uns tüchtige Führer aus den älteren Generationen zu Gebote stehen. Einer der frischesten ist zweifellos Trinius, der außer seinen Wanderbüchern gegen 20 Bände Novellen und Erzählungen veröffentlicht hat, so u. a. „Vom Thüringer Walde", „Thüringer Geschichten", „Wilde Rosen", „Wenn die Sonne sinkt", „Im Frühlingssturme" und „Allerneustes aus Lerchental". Wenn je volkstümlicher Ton und Gehalt mit dichterischer Weise und künstlerischer Form in Einklang gebracht wurden, so ist es in Trinius' Erzählungen der Fall.

Er knüpft an irgend eine Wanderung auf den Höhen oder in den Tälern an. Den Menschen, deren Geschicke er erzählt, ist er selbst begegnet, oder er erfährt die Geschichte aus dem Munde eines Mannes oder eines Mädchens, die Selbsterlebtes oder Selbsterfahrenes ihm mitteilen. Der Eindruck der „wahren Begebenheit" wird dadurch, daß Trinius sich selbst oftmals in die Geschichten mit einflicht, nur verstärkt. Dieser Eindruck ist deshalb so stark, weil nirgends der Gedanke an etwas Erdichtetes oder Erfundenes uns nahekommt. Nicht nur, daß Ort und Gegend, Natur und Umwelt überall mit den echtesten Farben lebendiger Natürlichkeit geschildert sind; auch die Vorstellungswelt, die Welt des Handelns und Empfindens erscheint bei Trinius' Menschen in allen seinen Erzählungen als durchaus möglich und wahrhaftig. Trinius hat eben sein Volk studiert; weiß, wie bei dem grobhändigen Wäldler romantische Phantasie lebendig ist, weiß, wie wilder Mut, der sich leicht bis zur Rachsucht verirrt, im gleichen Gemüte seine Heimat hat, in dem Milde, naive Güte und wahre Gottesfurcht wohnen. Nie hat Trinius seine Thüringer ins Süßliche hinabgezogen. Er zeigt seine Menschen in ihrer Tapferkeit und Ausdauer, zeigt, wie sie einander lieben und Gutes tun, zeigt aber auch, wie Leidenschaft und niedrige Gesinnung sie hinabziehen können.

Aber noch eines gibt den Geschichten und Erzählungen die Patina der Echtheit: Die scheinbare Kunstlosigkeit des Erzählens. Auf Raffinement in der Komposition des Stoffes verzichtet Trinius leichten Mutes. Er weiß, daß innere Geschlossenheit, Tempowechsel im Vortrag, gelegentlich ein Heraustreten aus dem Rahmen der objektiven Erzählung mehr Lebendigkeit und Teilnahme des Lesers bewirken, als akademische Korrektheit. Trinius hat eben dem Volke, in dem das Erzählen noch geübt wird, das Geheimnis dieser Kunst abgelauscht, und deshalb wirken seine Prosageschichten wohltuend persönlich.

Tief empfunden sind Trinius' kurze lyrische Strophen. Hier kommt der

Dichter — und er ist es in seinen Wanderbüchern stets — voll zur Geltung. In C. F. W. Siegels Musikalienhandlung zu Leipzig erschien kürzlich auch eine Serie Lieder von Trinius in der Vertonung seines Sohnes Hans.

Auch auf dramatischem Gebiete hat Trinius sich mehrfach versucht — er schrieb die Schauspiele „Recht für Recht" und „Schiffbruch", sowie die Lustspiele „Im Vereinswege" und „Das Echo" — doch zu Schöpfungen von einschlagender Bedeutung konnte er es nicht bringen.

Als gewandter Geschichtsschreiber hat er sich in dem vier große Bände umfassenden Werk: „Geschichte der Einigungskriege 1864, 1866 und 1870/71" erwiesen. Hier zeigt er eine gewisse Schärfe des Urteils, namentlich in Bezug auf die Schilderung des Überganges nach Alsen. Während er sich dadurch auf der einen Seite sogar einen Militärvereins-Boykott zuzog, wurde ihm auf der anderen Seite die Anerkennung des berufensten Sachkenners Moltke zuteil. Ferner schrieb Trinius das humorsprühende Buch: „Aus der Chronik der Gemeinde Gabelbach", das er dem Altreichskanzler Bismarck in seiner Eigenschaft als „Ehrenschulze von Gabelbach" widmete, wofür ihm der Reichsschmied noch in der Todesstunde seinen Dank ausdrückte.

Kaiser Wilhelm II. und mit ihm andere deutsche Landesherren haben Trinius wiederholt ausgezeichnet, in der Erkenntnis, daß in den Tagen der Irrungen und Wirrungen unserer Zeit nichts Verdienstvolleres geleistet werden kann, als dem deutschen Volke die Augen und Herzen für die Schönheit und Bedeutung der Heimat wieder zu öffnen. Auch an sonstigen äußeren Ehrungen hat es ihm nicht gefehlt. Fürsten haben den Dichter mit ihrer Freundschaft beehrt, auf der Wartburg war und im Schlosse zu Gotha ist er ein gern gesehener Gast. Allein die Freude, die einem jeden Dichter doch die größte ist, daß seine Werke von einem großen Kreise gelesen werden, seine Schöpfungen im Volke wirken, sie ist gerade einem Trinius noch nicht in vollem Maße zuteil geworden. Indessen will es mich bedünken, als ob eine Zeit anhebe, die seiner Kunst tiefe Freundschaft weihen wird, und zwar den Wanderbildern sowohl als auch den Erzählungen.

Arno Reilitz.

Platos Mythus von den Gefangenen in der Höhle.

Reinhold Seeberg hat jüngst, geistreich wie immer, in einer Erörterung der Schwierigkeiten, die der Ausspruch des Apostels Paulus im ersten Korintherbrief XIII, 12 bietet, zur Erläuterung auf Platos Mythus von den Gefangenen in der Höhle hingewiesen. Der Ausspruch lautet in Luther's Übersetzung: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich's stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin." Es ist sehr glaublich, daß der Hinweis Seebergs auf Plato das Richtige trifft. Die Dunkelheit der Stelle wird dadurch wirklich aufgehellt; bei dem Apostel aber ist die Vermutung einer Bekanntschaft mit platonischer Philosophie und selbst mit platonischen Schriften schwer abzuweisen. Dafür zeugt neben anderen schon die Ausführung des Apostels, die wir gleichfalls in Luthers Übersetzung wiedergeben: „Denn unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig." (II. Kor. IV, 17—18.)

Wenn wir für den Mythus von der Höhle, wie er im Eingange des 7. Buches der Schrift Platos „Vom Staate" dargestellt wird, hier einen Platz in Anspruch nehmen, so geschieht es in der Überzeugung, daß dieser Mythus ein für Plato als Denker wie als Schriftsteller höchst charakteristisches Gebilde und wohl geeignet ist, nicht nur in Platos gesamte Denkweise einzuführen, sondern auch durch seine Form einen Anreiz zu erteilen, sich mit Plato näher bekannt zu machen. Den heute überwiegenden Auffassungen der Platonischen Lehre gegenüber, die ihr kaum gerecht werden, mag es von besonderem Vorteil sein, auf diesen Mythus als auf ein sprechendes Zeugnis von dem wirklichen Plato aufmerksam zu machen. Die hier gegebene Übersetzung sucht Platos Redeweise nach Möglichkeit getreu in unserem geliebten Deutsch nachzuahmen und läßt nur die an dieser Stelle überflüssigen Zwischenreden fort, die die dialogische Form im Original mit sich bringt.

Die Situation, die für den Mythus die Anknüpfung bildet, ist die, daß Sokrates sich mit Glaukon einem Bruder Platos über die Wege zu wahrhafter geistiger Bildung unterredet, die zu der Erfüllung der höchsten Aufgaben fähig macht. „Auf Grund dessen, was wir besprochen haben, sagt Sokrates, nimm folgendes Gleichnis entgegen für unsere menschliche Natur, wie sie nach und wie sie vor empfangener Ausbildung beschaffen ist.“ Wir lassen nun den Mythus selbst folgen.

* * *

Stelle dir vor, Menschen wohnten in einer Art von Höhle unter der Erde. Die Höhle habe eine Öffnung, die sich nach dem Lichte zu auftut die ganze Ausdehnung der Höhle entlang. Nimm an, die Bewohner der Höhle seien von frühester Jugend her an Schenkeln und Hals so gefesselt, daß sie unbeweglich still dazusitzen gezwungen sind und den Blick nur geradeaus nach vorne richten können ohne jede Möglichkeit, den Kopf nach rechts oder links umzuwenden. Das Licht komme von oben, von einem Feuer hinter ihnen, weit aus der Ferne. Zwischen dem Feuer und den gefesselten Menschen ziehe sich oben quer ein Gang, und diesen entlang sei eine niedrige Brustwehr errichtet, etwa wie die Schranken, oberhalb derer Taschenspieler den Zuschauern ihre Kunststücke vormachen. Stelle dir weiter vor, an dieser Brustwehr trügen Leute allerlei Gegenstände entlang, die über die Brustwehr hinausragen, Statuen von Menschen, Bilder von Tieren aus Holz, Stein und sonstigem Material, und einige von denen, die diese Dinge tragen, gäben auch Töne von sich, andere wieder nicht, wie es sich eben treffen mag. Was würden die Gefangenen von sich selbst oder von den anderen wahrnehmen können? Doch wohl nichts als ihre Schatten, die das Licht auf die Wand gegenüber vor ihrem Angesichte würfe, und ebenso auch die Schatten von den Gegenständen, die vorübergetragen werden. Könnten sie sich nun gegenseitig Mitteilung machen, so würden sie den Schattenbildern, wie sie vorüberziehen, Namen zuteilen dem entsprechend, wie sie sie sehen. Und gäbe nun die Kerkerwand ihnen gegenüber auch ein Echo zurück von den Tönen, die die Vorüberziehenden hören lassen, nicht wahr, sie würden auch den Ton den vorüberziehenden Schattenbildern zuschreiben? Und so würde ihnen denn nichts als wahr gelten als jene Schatten dessen, was man ihnen vorgeführt hat.

Denke dir nun, es käme jemand, der nähme ihnen die Fesseln ab und suchte sie von ihrem Wahne zu heilen. Wie würden sie sich wohl dabei benehmen? Gesetzt, der so lange Gefesselte würde aufgefordert, auf einmal aufzustehen, sich umzuwenden, umherzugehen und in das Licht zu sehen: alles das würde ihm wehtun, wenn er's vornähme, und die Dinge, deren Schatten zu sehen er vorher gewohnt war, würde er wegen des schimmernden Glanzes vor seinen Augen nicht imstande sein anzublicken. Wenn ihm nun jemand erklärte: was er zuvor gesehen, das sei alles nur ein unwirkliches Schattenspiel gewesen; jetzt sei er dem wahren Sein schon näher; die Gegenstände, denen er sich jetzt zugewandt, das seien die wirklichen Gegenstände, und er sehe nunmehr auch schon richtiger; wenn man nun weiter auf jedes der vorüberziehenden Dinge hinwiese und ihn aufforderte zu sagen, was es sei: was würde er wohl dazu meinen? Sicherlich würde er in die äußerste Verwirrung geraten und der Meinung sein, die Schattenbilder, die er zuvor geschaut, das seien die eigentlich wirklichen Dinge, und nicht die, die man ihm jetzt gezeigt hat. Forderte man ihn aber gar auf, in das Licht selbst zu sehen, so würden ihm die Augen wehtun; er würde fortlaufen, würde sich lieber wieder zu jenen Schattenbildern wenden, die er ruhig ansehen kann, und allen Ernstes behaupten, diese hätten höhere Wirklichkeit als die, die er jetzt erblickt.

Gesetzt nun, es zöge ihn jemand mit Gewalt aus der Höhle heraus den rauhen, steilen Abhang empor und ließe ihn nicht eher los, als bis er ans Tageslicht gelangt wäre: da würde er doch wohl große Betrübnis empfinden und sich sehr darüber empören, daß man ihn so hinaufzerrt; an das Licht aber der Sonne gekommen, würde er völlig geblendet sein und von den Dingen, die man ihm als die wirklichen bezeichnet, würde er schlechterdings nichts sehen können. Schon um die Dinge auf der Erde erkennen zu können, würde er sich erst allmählich an ihren Anblick gewöhnen müssen. Zuerst würde es ihm am leichtesten werden, in den Schatten zu sehen, darauf die Spiegelbilder von Menschen und anderen Gegenständen etwa im Wasser zu betrachten; dann erst würde er die Gegenstände selbst

ins Auge fassen können, und hat er diese beiden Stufen überwunden, so würde er nun die Himmelskörper und den Himmel selbst betrachten können, zuerst bei Nacht, indem er seinen Blick an das Licht der Sterne und des Mondes gewöhnt; denn das würde ihm leichter werden, als wenn er am Tage die Sonne und in das Licht der Sonne sehen wollte. Und nun endlich erst würde er vermutlich die Sonne, nicht mehr bloß ihre Spiegelung im Wasser oder in sonst einem Bereiche, sondern sie selbst in ihrer Reinheit und an ihrem eigenen Platze zu betrachten und ihr eigentliches Wesen zu erkennen imstande sein. Und damit würde er dann so weit sein, daß er über sie seine Schlüsse ziehen könnte, daß sie die Urheberin der Jahreszeiten und des Jahreslaufes, die Mutter aller Dinge in dieser Welt der Sichtbarkeiten und die Spenderin auch aller jener Erscheinungen ist, die sie dereinst drunten geschaut hatten.

Wenn er sich nun an seinen früheren Aufenthaltsort, an die dortige Weisheit und an seine einstigen Mitgefangenen erinnert: wird er sich nicht wegen der Veränderung, die in ihm vorgegangen ist, glücklich preisen und jene bedauern? Hätten sie sich aber in jenem Zustande gegenseitig Ehren und Auszeichnungen zugedacht, Belohnungen ausgesetzt für den, der die vorüberziehenden Schatten am besten beobachtete, dessen was vor, nach und mit diesen Erscheinungen aufzutreten pflegte, sich am treuesten erinnerte, das was nachher kommen würde am kundigsten vorhersagte: es würde ihn schwerlich noch nach solchen Belohnungen gelüsten, noch würde er diejenigen beneiden, die bei den Höhlenbewohnern besonderer Ehre und Ansehens genießen. Würde es ihm nicht vielmehr ergehen wie jenem Manne bei Homer, daß er viel lieber das Feld als Tagelöhner bei irgend einem anderen dürftigen Manne bestellen und alles in der Welt über sich ergehen lassen wollte, als zu seinen früheren Ansichten und zu seinem früheren Leben zurückkehren?

Nun nimm an, der Mann stiege wieder hinab, und da säße er wieder auf seinem alten Platze: würde er nicht, plötzlich aus dem Sonnenlicht dahin versetzt, in völliger Finsternis schweben? Und sollte er nun, mit noch verdunkeltem Blick, in der Deutung jener Schattenbilder mit den in der ewigen Gefangenschaft verharrenden wetteifern, bevor er sich wieder zurecht gefunden hätte, — und zu solcher Umgewöhnung würde sicher nicht geringe Zeit erforderlich sein, — würde man ihn nicht auslachen und ihm klarmachen, mit seinem Aufsteigen habe er sich nur das Augenlicht verdorben, und es sei keineswegs geraten, auch nur den Versuch zu solchem Aufsteigen ihm nach zu machen? Und unternähme er es nun gar, ihnen die Fesseln abzunehmen und sie emporzuführen, würden sie ihn nicht, wenn sie ihn in ihre Gewalt bekämen, umbringen, falls sie es könnten?

Das Gleichnis paßt durchaus auf das, was wir oben ausgeführt haben. Die Welt, die wir sinnlich wahrnehmen, entspricht den Erscheinungen im unterirdischen Gefängnis, der Schein des Feuers in ihr dem Lichte der Sonne. Und wer das Emporsteigen und Betrachten der Dinge über der Erde auf den Aufschwung der Seele in die nur der Vernunfterkenntnis zugängliche Welt deutet, wird von meiner persönlichen Auffassung nicht weit abweichen. Diese aber begehrst du ja von mir zu hören. Ob sie an sich die wahre ist, Gott weiß es. Meine Ansicht aber darüber stellt sich so: Die Idee des Guten ist im Umkreise der Vernunfterkenntnis das, was zuletzt und was am schwierigsten erkannt wird. Hat man sie aber erschaut, so muß man zu der Einsicht kommen, daß sie die Ursache aller Gesetzmäßigkeit und Schönheit in allen Dingen ist, daß sie in der Welt des Sichtbaren das Licht und den Urquell des Lichtes erzeugt und in der intelligiblen Welt selbst der Urquell ist, aus dem ebensowohl die Wahrheit als solche als unsere Vernunfterkenntnis derselben entspringt, daß ferner wer sich im eigenen Leben wie im Leben des Staates mit Verständnis bewegen will, auf die Idee des Guten hinschauen muß. Dann aber hat es gar nichts Befremdliches, daß die zu solchem Schauen Gelangten keinerlei Neigung verspüren, sich in die Händel der Menschen einzumischen, sondern daß der Trieb ihrer Seele dahin geht, im Überirdischen zu verweilen; es hat nichts Befremdliches, daß wer sich aus der Anschauung des Göttlichen in die Trübseligkeit des Menschenlebens versetzt sieht, den Eindruck von Ungeschicklichkeit und Torheit macht, wenn er, während sein Blick noch blöde und an die Finsternis noch nicht hinreichend gewöhnt ist, im Gerichtshof oder sonst irgendwo über die Schattenbilder der Gerechtigkeit oder

über die Gegenstände, die die Schatten werfen, sein Urteil abgeben und darin wetteifern soll mit der Art, wie die Menschen darüber denken, die das an sich Gerechte niemals geschaut haben.

Wer nun Verständnis besitzt, der wird sich erinnern, daß es für die Behinderung des Sehvermögens zwei Quellen gibt: die eine, wenn man aus dem Licht in die Finsternis, die andere, wenn man aus der Finsternis in das Licht versetzt wird. Wer sich nun klar macht, daß sich die gleichen Erscheinungen auch in der Seele darbieten, der wird nicht gedankenlos darüber lachen, wenn er sieht, wie eine Menschenseele beim Anblick eines Gegenstandes sich betroffen und ungeschickt anstellt, sondern er wird erst untersuchen, ob sie aus dem lichtvolleren Leben herkomme und ihr Blick bloß durch die Ungewohnheit getrübt sei, oder ob ihre Betroffenheit von dem helleren Glanze herrühre, der sie bei ihrem Übergange aus dem Zustande der Unwissenheit in den der Lichtfülle umgibt. Und demgemäß wird er dann die einen wegen ihres Zustandes und ihres Loses glücklich preisen, den anderen wird er sein Mitleid nicht versagen. Ein Lachen aber über die letzteren würde ihm immer noch weniger zu Hohn und Vorwurf gereichen, als wenn er über eine arme Seele lachen wollte, die aus dem Lichte kommt.

Sind nun diese Ansichten die wahren, so wird man daran festhalten müssen, daß geistige Ausbildung nicht in der Weise sich vollzieht, wie gewisse fachmäßige Jugendbildner es darzustellen lieben. Nach ihrer Auffassung gäbe es in der Seele schlechterdings kein ihr ursprünglich zugehöriges Wissen, sondern sie pfropften es hinein, als gelte es blinden Augen die Sehkraft einzufügen. Dem gegenüber lehrt die hier vorgetragene Ansicht, daß in der Seele ein Vermögen des Wissens ursprünglich mitgegeben sei. Man muß nur das Organ der Erkenntnis, gerade so wie sich ein Auge nur zusammen mit dem gesamten Körper aus dem Dunkel heraus der Helligkeit zuwenden kann, mit der ganzen Seele aus dem Gebiete des wandelbaren Wesens hinwegführen, bis die Seele imstande ist, die Anschauung des reinen Seins und seiner vollen Helligkeit zu ertragen. Diese volle Helligkeit aber liegt nach unserer Erklärung da, wo das höchste, das wesenhafteste Gut liegt.

* * *

Das ist Platos Mythus von der Höhle, von den Gefangenen darin und von ihrer Erlösung. Das Gleichnis wird seinen Eindruck auf keinen fühlenden, keinen denkenden Menschen verfehlen; jedes weitere Wort könnte den Eindruck nur abschwächen. Aber schon hieraus wird es verständlich werden, wie die alten Lehrer der Kirche sagen konnten: niemand ist uns, den Christen, näher gekommen, als Plato und die Platoniker. Die Apostel Jesu Christi, Paulus vor allem und Johannes, sind der gleichen Überzeugung, und indem sie den Herrn verkündigen, der der ganzen Welt das Heil gebracht hat, sprechen sie in Begriffen und Ausdrücken, die auf dem Höhepunkte hellenischer Weisheit von Plato geprägt worden sind. Die in den Banden der Sinnlichkeit gefesselt die sinnlichen Dinge, die doch nur Schattenbilder des Wirklichen sind, für das wahrhaft Seiende halten, sind Höhlenbewohner, sind Gefangene im unterirdischen Kerker. Aber wir sind berufen, die Wahrheit zu erkennen, und die Wahrheit wird uns frei machen. Denn der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.

Adolf Lasson.

Herr Wladimir Schindler (Berlin NO, Weinstr. 3), mit einer vollständigen Martin Greif-Bibliographie beschäftigt, bittet alle, die über den Dichter oder seine Werke Artikel bezw. Rezensionen publizierten, ihm hiervon Mitteilung machen zu wollen mit genauen Angaben der Titel der Besprechungen und der Zeitschriften bezw. Zeitungen. Erwünscht wäre es, die Kritiken leihweise zur Einsichtnahme erhalten zu können. Einsendungen sind unter obiger Adresse erbeten.

Verantwortl. Schriftleiter: Wilhelm Fahrenhorst, Berlin. — Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H. (Abt.: Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken), Berlin SW 68.



Jahrgang 1910/11. Nr. 11. August

Die Romantik in der Dichtung und im Leben.

Von Hermann Conrad.

Wenn wir in einer modernen Dichtung Vorgänge als höchst unwahrscheinlich, als den Gesetzen der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit oder gar der Natur widersprechend bezeichnen, so zählen wir damit ebenso viele kleinere oder größere Fehler des schaffenden Künstlers auf, die auf seiner mangelhaften Kompositions- oder Motivierungskunst, seiner ungenügenden Lebenskenntnis oder der Disziplinlosigkeit seiner Phantasie beruhen. Wir verlangen von den Handlungen, wie von den Charakteren, moderner epischer oder dramatischer Dichtungen, daß sie der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit, wie wir sie kennen, entsprechen, und nennen dieses Schaffensgesetz Realismus.

Vom Standpunkt dieses Realismus ist nun auch Shakespeares Kaufmann beurteilt und gefunden worden, daß beide Handlungen, die Kästchenwahl wie die aus dem seltsamen Schuldkontrakt sich ergebende Gefährdung von Antonios Leben, unmöglich und daher künstlerisch zu verwerfen sind. In dem Lotteriespiel um die Hand Porzias kann, wie in jedem andern, auch der Unwürdigste den größten Erfolg haben und zufällig das richtige Kästchen treffen. Diese Möglichkeit der Verbindung mit einem geistig oder sittlich tiefstehenden Menschen, also des lebenslangen Unglücks seiner Tochter, mußte auch dem Vater vorschweben, und wenn er bei vollem Verstande war, durfte er ihre Vermählung nicht an eine so unerhörte Bedingung knüpfen. Und auch die geistesstarke, gesunde Porzia müßte — ein vollkommener Widerspruch! — an einem geistigen Defekt leiden, wenn sie in dem folgenschwersten Akt ihres Lebens auf die Betätigung ihres von natürlicher Klugheit und reifer Erfahrung geleiteten Willens verzichten wollte, um ihrem toten Vater selbst in seinem sinnlosen Einfall gehorsam zu sein.

Aus dem Schuldkontrakt, den Shylock mit dem Kaufmann abschließt, geht offenkundig hervor, daß er diesem nach dem Leben trachtet, und zwar feigerweise auf einem Wege, auf dem ihm das Gesetz, wie er meint, kein Haar krümmen könne. Was aber in der Barbarei des alten Rom Gesetz war: daß der zahlungsunfähige Schuldner seinen Leib und sein Leben als Buße hergeben mußte, ist nicht bloß in einem christlichen, sondern in jedem einigermaßen gesitteten Staatswesen undenkbar. Ein Jude, der bei der damaligen Schätzung seiner Rasse die vermessene Absicht gehabt hätte, das Leben eines venetianischen Nobile auf diese nichtswürdige Art zu gefährden, wäre des martervollsten Todes sicher gewesen. Und beide, der Kaufmann wie der Jude, mußten sich sagen, daß solch ein Schuldkontrakt ganz unverbindlich, unausführbar, sinnlos war. Der Glaube des Dogen aber und der Signorie an die Verbindlichkeit dieses Scheines und die schließliche Erlösung des Kaufmanns durch einen in sich haltlosen Rechtskniff — denn wenn das Gesetz das Ausschneiden des Pfundes Fleisch gestattet, so muß es selbstverständlich auch das Vergießen von Blut gestatten —, das sind Dinge, die ganz außerhalb des Bereichs des vernunftmäßigen Handelns liegen.

Da sie die Forderung des modernen Realismus, der ihnen für alle Zeit Gültigkeit zu haben schien, so mißachtet sahen, so sind einige neuere Kritiker, unter ihnen der mit frischer Unbefangenheit urteilende Bulthaupt, dazu gekommen, bei aller Anerkennung der vielen Einzelschönheiten dieser Dichtung das Gesamtkunstwerk zu verwerfen; womit sie ein großes kritisches Unrecht begangen haben. Wenn sie das Ungewöhnliche, das schwer Glaubliche, das Romantische in den Dichtungen nicht anerkennen wollen, welches Recht soll dann das absolut Wunderbare haben? Mit dem Romantischen verwerfen sie die Gesamtheit unserer altdeutschen Epik und die überwiegende Masse der großartigen Renaissance-Literatur; mit dem Wunderbaren die größten Dichtungen der Weltliteratur: die Ilias und die Odyssee, die göttliche Komödie, den Hamlet und unsern Faust. Diesem Holzwege wären sie fern geblieben, wenn sie das Romantische als integrierendes Element des wirklichen Lebens erkannt und sein Verhältnis zu den übrigen Seiten des Kunstschaffens richtig abgeschätzt hätten.

Auch das heutige, im ganzen recht nüchterne Leben hat höchst romantische Seiten: man denke an die vielen Kriege, die Erforschung und Besiedelung unbekannter Erdgegenden, die Luftschiffahrt und Aviatik, an die vielen ans Wunderbare grenzenden und doch wirklichen Vorgänge, die uns fast jedes Zeitungsblatt erzählt, und die uns zu dem Sprichwort geführt haben: das Leben ist romanhafter als der abenteuerlichste Roman. Denn das Romantische oder Romanhafte ist nach der Herkunft der Vorstellung aus den altromanischen Ritterepen weiter nichts als das Abenteuerliche, das, was aus dem ausgefahrenen Geleise des jeweiligen alltäglichen Lebens ausweicht, das Ungewöhnliche, Staunenerregende, was aber — und dies ist die beachtenswerteste Seite der Begriffsdarstellung — von der Masse der jeweiligen Menschheit für glaubwürdig, für möglich gehalten wird. Wenn Minna von Barnhelm auf der Suche nach Tellheim zufällig in demselben Berliner Gasthaus absteigt, in dem er wohnt, so ist das gewiß eine ganz ungewöhn-

liche, romanhafte Fügung; aber wir können vom Standpunkte unseres Realismus keinen Einspruch dagegen erheben, denn den von uns anerkannten Gesetzen der Wirklichkeit widerspricht sie nicht. In Ariosts Rasendem Roland verschwinden wiederholt Helden oder geliebte Frauen von der Bildfläche, werden durch die ganze Welt gesucht und ohne besondere Schwierigkeit gefunden: das nennen wir romantisch, wir halten das für unmöglich, und es ist unmöglich. Aber dieses Romantische, uns Unglaubwürdige, ist für die vor dreihundert Jahren lebenden Menschen genau dasselbe wie das, was wir in der heutigen Zeit romanhaft nennen: jene Menschen hielten das für möglich, sie glaubten das. Es ist also eine logische Schiefheit, den heutigen Realismus mit der einstigen Romantik in Gegensatz zu stellen: das Element des Ungewöhnlichen, des Romantischen oder Romanhaften, ist in der modernen wie in der älteren Dichtung vorhanden. Der wirkliche Unterschied liegt nur in der Masse dessen, was damals von solchen ungewöhnlichen Vorgängen für glaubwürdig galt und was heute dafür gilt. Die Mächtigkeit des romantischen Lebenselementes steht eben in umgekehrtem Verhältnis zu der Höhe der Kultur.

Außerhalb des engen Rahmens, in dem sich das Leben der Millionen im 16. Jahrhundert abspielte, lag das unendlich große Gebiet der Romantik, welches jeder von den relativ wenigen Menschen betrat, die, zumal allein, aus dem Weichbilde ihrer Stadt- oder Landgemeinde hinausritten, um, was man damals eine Reise nannte, zu machen. Die Alltäglichkeit des Lebens hörte auf mit seiner Sicherheit; auf den Landstraßen gab es kein Gesetz und Recht; der Reisende war von Gefahren umlagert, die sich hinter Hecken, in Wäldern und in Wirtshäusern verbargen; wenn er am Morgen ausgeritten war, konnte er sich am Abend in einer unerhörten, gefährlichen Situation befinden, in welcher er die Verwegenheit, mit der er in unbekannte Gegenden eingedrungen war, tief bereute. Der Prozentsatz derjenigen, welche kleinere Reisen im Heimatlande machten, war gering; derjenigen, welche fremde Länder kennen lernten (außer auf Kriegs- oder Handelsreisen), verschwindend. Für die Masse der Menschen war die Welt außerhalb der Grenzen des Vaterlandes in ein mystisches Dunkel gehüllt, das nur von den Berichten der wenigen Reisenden derselben Stadt und der noch selteneren Reisebücher wie von einzelnen Strahlen durchdrungen wurde. Viele Einzelheiten, die aus der Fremde und besonders aus den neuentdeckten Ländern jenseits der Ozeane in die engen Gassen der Städte drangen, waren so erstaunlich, lagen einem durch Weltkenntnis und Buchwissen nicht erweiterten Vorstellungskreise so fern, daß schließlich alles glaubwürdig erschien. Die damalige Menschheit — immer als Masse betrachtet, abgesehen von auch nur vereinzelten Gebildeten — glaubte an die ihr berichteten Wunder, die unserer tieferen Natureinsicht, unserer umfangreicheren Lebenserfahrung und geographischen Kenntnis als ungereimte Erdichtungen erscheinen. Wenn wir im Rasenden Roland lesen, wie die Helden in ihren unablässigen Kämpfen eine aller Naturgesetze spottende Kraft beweisen, wie Einzelne ganze Heere in die Flucht schlagen, wie sie durch ein beliebig ersonnenes Wunder den Klauen des Todes entrissen werden, wie ins Meer gestreute Baumblätter sich in eine Flotte

verwandeln: so werden wir von diesen Fabeleien ermüdet und abgestoßen; wir würden Ariost überhaupt nicht lesen, wenn uns die wundervollen Schilderungen von Situationen, von Menschen und Seelenzuständen, die entzückenden eingestreuten Novellen und die gewandte, anmutige, humorvolle Form, in die alles gefaßt ist, nicht immer wieder anzögen. Die Masse jener Zeit aber, sofern sie von dem Inhalt des Epos Kunde erhielt, hat an diese Wunder geglaubt. Astolf steigt aus einem irdischen Paradiese mit dem heiligen Johannes auf dem Feuerwagen des Elias zum Monde empor, dort wird er an einen Ort geführt, wo alles, was auf Erden verloren geht, — außer der Narrheit, die hier nie verloren geht — aufgespeichert ist; er sieht hier eine ungeheure Menge von etikettierten Flaschen stehen, welche den von den Menschen verlorenen Verstand enthalten, er nimmt die, auf welcher der Name Roland steht, fährt zurück zur Erde, besteigt sein Flügelroß, und als er den Helden erreicht, wird dem Rasenden sein Verstand gewaltsam eingeflößt. Auch diese tolle Geschichte wird die Masse, ohne die satirische Absicht des Dichters zu merken, für buchstäblich möglich gehalten haben.

Um uns den Unterschied von heute und damals klar zu machen, vergegenwärtige man sich, daß dieses Epos von den gebildetsten Männern Italiens und Englands — es war gegen das Ende des 16. Jahrhunderts übersetzt worden — verschlungen wurde, ebenso wie Spensers Feenkönigin, die wenigstens hinsichtlich des romantischen Charakters der Vorgänge nach seinem Muster gearbeitet war. Man vergegenwärtige sich, was die gebildetsten Männer selbst glaubten, z. B. Shakespeare. Er glaubte, wie die Masse, daß die Hexen Dienstboten des Teufels wären; daß die Geister Verstorbener zur Erde zurückkehren könnten, daß die Lüfte von Myriaden von guten und bösen Geistern bevölkert wären, und vieles andere. Und was die Vorgänge im Kaufmann betrifft, so wußte er, weil er selbst in Venedig gewesen war, daß zu seiner Zeit ein Prozeß wie der Antonios unmöglich gewesen wäre; ob er aber über eine hinreichende geschichtliche Anschauung verfügt hat, um zu erkennen, daß er auch zweihundert Jahre früher für den Juden von Mestri*) unmöglich gewesen wäre, ist sehr zweifelhaft. Die Quelle zur Kästchenwahl gehört einer noch früheren Zeit an, und bei der ihm bekannten brutalen Eigenmächtigkeit, mit der die italienischen Väter über die Hand ihrer Töchter verfügten, dürfte ihm dieses Wahlverfahren nicht unmöglich erschienen sein. Die Masse, vor der der Kaufmann aufgeführt wurde, war sicher von der Wahrheit der Vorgänge überzeugt. Sie sah in dem, was wir als unmöglich erkennen und darum vom Standpunkt des einseitigen dichterischen Realismus, der nicht über die Gegenwart hinaussieht, verwerfen, nur etwas zwar Ungewöhnliches, aber Glaubwürdiges.

Nun wohl, wird der Realist darauf antworten, wenn die damalige Zeit solche Unmöglichkeiten als glaubwürdig ansah und eine auf sie basierte Handlung als künstlerisch vollwichtig hinnahm, so ist unser Geschmack mit der Vertiefung unserer Einsicht und der Erweiterung unseres Wissens strenger geworden: wir können ein Drama, dessen Handlung von Anfang bis zu Ende unwirklich ist, nicht als ein bedeutendes Kunstwerk anerkennen. Ich glaube,

*) Das Urbild des Shylock in Giovannis „Pecorone".

Bulthaupt hat einen schweren inneren Kampf bestanden, ehe er dieses Urteil hinschrieb; denn die Stimme seines künstlerischen Gewissens mußte ihm sagen, daß es falsch war. Der Kaufmann von Venedig ist für uns Heutige genau dasselbe herrliche Kunstwerk, das er für die damalige Menschheit war. Kunstwerke können ihren Wert nicht je nach der Zeit wechseln; ihr Wert beruht auf ihrem Gehalt, und der bleibt für alle Zeit derselbe. Wer mit seinen Idealen noch nicht ganz aufgeräumt und sich dem materialistischen Zynismus ergeben hat, der muß erschüttert und gehoben werden von dem Gemälde aufopferungsvoller Freundschaft und reiner, hingebender Liebe, wie es hier ohne Überschwänglichkeit, mit voller Erdenwahrheit in dem siegreichen Kampf gegen grausamen Egoismus gezeichnet wird; er muß die Feinheit und Wahrheit der Charakteristik bewundern, er muß entzückt sein von Menschen wie Antonio, Bassanio und vor allem von dem glänzendsten Frauenbild, das in greifbarer Körperlichkeit und Naturfrische vor uns hingestellt wird, obgleich es wohl schwerlich in seiner Ganzheit, sondern nur stückweise hier auf Erden gefunden werden kann; er muß innerlich durchwärmt, beglückt aus dem Theater gehen, nachdem er drei Stunden in der schönen, über dem dürftigen Alltag so hoch erhabenen Welt dieses Dramas gelebt hat, wenn es so vollendet dargestellt wird, wie gegenwärtig auf unserer königlichen Bühne. So war es vor dreihundert Jahren, so ist es heute, und so wird es immer sein; die Wirkung echter Kunst ist eben immer dieselbe.

Mit dem Worte Gehalt berühren wir die Sackgasse, in welche der Realist geraten ist. Er hat nämlich eine zwar nicht gleichgültige, aber verhältnismäßig nebensächliche Seite des Kunstschaffens zu seinem Kern und Wesen gemacht; er hat den Rahmen mit dem Gemälde verwechselt. Die Handlung, die Kästchenwahl und der Prozeß des Kaufmanns mit dem Juden, ist ja gar nicht das eigentliche Kunstwerk, sondern nur der Tatsachen-Rahmen, innerhalb dessen das Kunstwerk vor unseren Augen sich vollendet, das tatsächliche Fundament, auf dem die dichterische Handlung sich aufbaut. Man kann also vom realistischen Standpunkt höchstens bedauern, daß das Kunstwerk nicht einen besseren Rahmen von glaubwürdigen Tatsachen hat; der Wert des Kunstwerkes selbst aber kann dadurch nicht verringert werden, das ist und bleibt von ganz besonderer Schönheit. Ja, vielleicht hat gerade die Unvollkommenheit des Rahmens den Dichter mit veranlaßt, das Gemälde um so feiner auszuführen, damit von dessen besonderer Schönheit der unvollkommene Rahmen überstrahlt, nicht beachtet, vergessen würde.

Die Romantik, das Märchenhafte der Voraussetzungen einer Handlung ermäßigt die Anforderungen an die künstlerische Leistungsfähigkeit des Dramatikers nicht nur nicht, es erhöht sie vielmehr; er muß im Detail ihres Aufbaus die peinlichste Folgerichtigkeit zur Geltung bringen, die Charaktere mit unanfechtbarer Konsequenz sich entwickeln lassen, wenn er über die Unwahrscheinlichkeit jener Voraussetzungen dem Schauenden hinweghelfen und nicht in dessen unablässigen Zweifeln und Fragen die Wirkung der Handlung untergehen lassen will. Und das hat Shakespeare in beiden Handlungsteilen mit höchstem Geschick getan.

Fritz Anders.

Von Wilhelm Poeck.

Fast gleichzeitig mit Wilhelm Raabe, am 14. November 1910, ist Fritz Anders gestorben. Zwei große Humoristen, die bedeutendsten der neueren Zeit, haben wir Deutschen verloren. Was Fritz Anders (Max Allihn) mir kurz vor seinem Tode hinsichtlich seiner Anschauungen über literarisch-künstlerische Moderichtungen schrieb: „Ich war ein fertiger Mensch, als die neuen Tendenzen einsetzten, und ich ließ mir nicht imponieren, sondern wußte, was ich wollte. Das hat nun zur Folge, daß ich auch von der gegenwärtigen Strömung nicht getragen werde": das kann für beide gelten. Auch Raabe ist von der gegenwärtigen Strömung nicht getragen worden, wird es immer noch nicht und kann es seiner Natur nach auch nicht, obwohl in dem Blätterwald aller literarischen Schattierungen ein gewaltiges nekrologisches Rauschen vernehmbar war. Der Alte von Braunschweig mit seiner heimlichen Leuchtkraft und eigenbrödlerischen Buntheit, mit seinem still nachdenklichen Lächeln und zwischen den Zeilen raunenden Weltweisheit wird auch nach seinem Tode immer nur auf eine kleine Gemeinde beschränkt bleiben. Bei der viel kräftigeren Palette Allihns ist es nicht ausgeschlossen, daß er, ähnlich wie sein Amtsgenosse Bitzius (Jeremias Gotthelf), später einmal in starkem Maße volkstümlich werden wird.

Die Schriften Allihns, auch die Romane, sind keine reinen Phantasiegebilde, sondern Lebenserfahrungen, oder wie er selbst einmal von seinen berühmten „Skizzen aus dem deutschen Volksleben" sagt: es sind arrangierte Erlebnisse. Um zu erkennen, in welcher Weise er die Elemente der Wirklichkeit in Kunstwerke umgeschmolzen hat, müssen wir einen kurzen Blick auf seinen äußeren Lebensgang werfen.

Er war an sich einfach genug. Max Allihn wurde am 31. August 1841 zu Halle a. S. geboren. Schon das Elternhaus — sein Vater war der bekannte Herbartianer Dr. Theodor Allihn, Dozent an der dortigen Universität — brachte ihm mannigfache geistige Anregungen. Das elterliche Haus, der Verkehr mit den Geschwistern, vielleicht auch mit gleichgearteten Altersgenossen aus befreundeten Familien werden in dem gesellig und vor allem künstlerisch reich veranlagten Max die spätere vielseitige Entwicklung vorbereitet haben, wie denn Frische, ein tiefgehendes Verständnis für die kindliche Seele und eine herzliche Freude an natürlich empfindenden unschuldig fröhlichen jungen Menschen selbst noch aus seinen späteren Schriften erkennbar sind. Lust zu allerlei Allotrien wird auch wohl von Anbeginn in ihm gesteckt haben, wenigstens läßt darauf ein späteres Buch „Der junge Tausendkünstler" schließen, worin in allerliebster und humorvoller Weise Anleitung zu Taschenspieler- und anderen Künsten und Schnurrpfeifereien gegeben wird, aber auch sehr brauchbare Winke zur Erbauung eines Marionettentheaters, zur Selbstherstellung von Kasperlepuppen und dergleichen, die alle auf ein besonderes Verständnis für Technisches und allerlei Handfertigkeit schließen lassen. Über diese Geschicklichkeit auch in mechanischen Dingen schreibt die Zeitschrift für Instrumentenbau: Allihn war ein Mann

von einer Vielseitigkeit, wie man sie selten wieder vereint findet. Er verstand ebenso gut mit der Feder wie mit der Säge und Feile umzugehen, und auf der Hobelbank war er ebenso zu Hause wie auf der Drehbank. In Weißenfels und später in Athenstedt hatte er sich ein ganzes Zimmer zur Werkstatt eingerichtet. Hier experimentierte, baute und bastelte er, und selten ging eine Arbeit über Orgelbau aus seiner Feder hervor, ohne daß die darin vertretenen Ideen vorher durch praktische Versuche, durch akustische und mechanische Experimente von ihm erprobt waren. Für seine Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, baute er eigenhändig von Grund auf ein kunstvolles Marionettentheater, das heute noch in der Familie erhalten ist. Auch auf dem Gebiete der Photographie hat Allihn Bedeutendes geleistet, und sein Lehrbuch der Amateurphotographie gehört zu den besten seiner Art. Mehrere Ehrenpreise und bronzene Medaillen, die er auf den großen photographischen Ausstellungen erhielt, sprechen am besten für sein Können und Wissen auf diesem Gebiete.

Allihn studierte von 1863—1865 in Halle und Leipzig Theologie und gründete in Halle zusammen mit anderen den Studentischen Shakespeareverein, in dem er jedenfalls die Seele gewesen sein dürfte. Er zog dann 1870/71 mit zu Felde, war beim roten Kreuz und hatte dort die Transporte von Lebensmitteln für die Soldaten zu leiten. „Briefe vom Kriegsschauplatze", im Daheim erschienen, berichteten von seinen dortigen Erlebnissen, sie bilden zugleich den Anfang seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Nach Beendigung des Feldzuges wurde er Hilfsprediger in Barby, dann 1872—76 Pastor in Dingelstedt auf dem Eichsfeld, 1876—85 Archidiakonus in Weißenfels a. S., nach seiner eigenen Mitteilung „einem schwammig aufgegangenen Orte, in dem der Geistliche ganz genau in Berliner Verhältnissen lebte". In Weißenfels lernte er seine nachmalige Frau Martha, eine Pfarrerstochter, kennen, seine spätere treue Gehilfin und Beraterin in allen Dingen, heiratete im Mai 1885 und ging — doch halb gegen seinen Willen — als Pfarrer nach Athenstedt, einem kleinen aber hübsch gelegenen Orte bei Halberstadt, in der Nähe des Harzes. Hier hat er fünfundzwanzig glückliche Jahre im Kreise seiner Familie verlebt, bis er sich im Herbst vorigen Jahres emeritieren ließ. Schon in Weißenfels hatte er mit den „Skizzen" begonnen, aber erst in Athenstedt entfaltete sich sein Schaffen zur völligen *dichterischen* Höhe, besonders zu den beiden großen sozialen Kulturromanen (ich glaube, daß diese Bezeichnung am besten für sie paßt) „Doktor Duttmüller und sein Freund" und „Herrenmenschen". Diese äußerlich kleine Pfarrstelle genügte trotz (oder besser wohl wegen) seiner geistigen Bedeutung dem innerlich so bescheidenen Manne vollkommen, ja, sie war ihm sogar erwünscht, weil sie ihm zu seinen Nebenämtern und Arbeiten auf verschiedenen Gebieten Zeit ließ. Sicherlich ist von diesen seine schriftstellerische Tätigkeit die weitaus bedeutendste, nicht nur weil sie ihm einen der geachtetsten literarischen Namen schuf, sondern auch weil sie gewissermaßen einen Brennpunkt seiner übrigen Beschäftigungsarten, einen Niederschlag der Ergebnisse eines reichen, uneigennützigen Lebens auf den allerverschiedensten Gebieten darstellt. Nicht um eine statistische Aufzählung zu geben, nur weil sie für das Verständnis seiner Werke von Wert sind, weil sie

zeigen, wie die unendlich zahlreichen Fühlfäden und Ausstrahlungen seines Wesens immer zur großen Welt Beziehungen suchten und fanden, seien sie hier angeführt. Zunächst war Allihn, obwohl Landgeistlicher, doch einer der führenden Männer der Halberstädtischen Gegend, war unter anderem achtzehn Jahre lang Kreisschulinspektor für den Landbezirk Halberstadt, Vorsitzender des Kuratoriums der Ackerbauschule zu Badersleben, Vorsitzender eines photographischen Vereins, dessen Mitglieder über ganz Deutschland verbreitet sind, Ehrenmitglied des deutschen Orgelbauervereins, ständiger Mitarbeiter der Zeitschrift für Instrumentenbau, Sachverständiger in Orgel- und Harmoniumangelegenheiten, schließlich noch Vorsitzender des Pfarrvereins des Fürstentums Halberstadt, also sozusagen frei gewählter Superintendent über zehn Ephorien, und nicht allein das, sondern auch eine der treibenden Kräfte im Pfarrvereinsverband von Preußen und Deutschland.

Seine Emeritierung erfolgte aus Gesundheitsrücksichten (er litt an Arteriensklerose) im Herbst vorigen Jahres. Er fühlte sich geistig noch frisch und hoffte, frei vom Amte, noch auf eine glückliche Mußezeit zu weiterem Schaffen. Es hat nicht sein sollen. Am 14. November, mittags 12½ Uhr, ist er nach nicht leichtem Todeskampf an dem Geburtstag seiner Gattin in deren Armen gestorben.

Merkwürdig ist es, daß die glänzende, künstlerische mit schärfestem Verstand geparte Begabung Allihns eines nicht erkannte: sich selbst. Die Selbstkritik in ihm war so stark, daß der spätere Schöpfer des Duttmüller zweifelte, soviel Phantasie zu besitzen, um ein größeres Kunstwerk hervorzubringen. So war seine ursprüngliche Absicht, von der Zeit an, wo er für Examina nicht mehr zu arbeiten brauchte — nebenbei bemerkt, hat er das von jeher als unnütz angewandte Mühe gehalten — über Gegenstände kunsthistorischen (Dürer) und kulturhistorischen (15. und 16. Jahrhundert) Inhalts zu schreiben, und es wäre vielleicht einmal zu einer Kulturgeschichte der Reformationszeit gekommen. Doch hätte er zur Fortsetzung dieser Studien an einem Orte mit großer Bibliothek wohnen müssen; da aber das nicht möglich war, wandte er sein schriftstellerisches Interesse anderen Gegenständen zu.

Gewiß ist es zu bedauern, daß wir dies kulturgeschichtliche Werk von Allihns Hand nicht erhalten haben. Bei seiner Fähigkeit zur Stoffdurchdringung und kritischen Sichtung, dem glänzenden Spiegelschliff seiner trotz Durchsetzung mit modern-realistischen Elementen im besten Sinne humanistischen Bildung und seinem eisernen Fleiß wäre es gewiß ein vorzügliches geworden. Aber es ist anderseits fraglich, ob die gelehrtenmäßigen Neigungen Allihns durch ein solches Lebenswerk — denn zu dieser Bedeutung hätte ein solches Werk sich sicher ausgewachsen — der Frische seiner Natur, dem auf die Realitäten der Dinge gerichteten Kern seines Wesens nicht erhebliche Einbuße getan haben würden. Allerdings hätten wir auch darin den Abglanz seiner Persönlichkeit verspürt, seine ganze dichterisch-künstlerische Begabung würde auch die wissenschaftliche Darstellung eines so gewaltigen Stoffes geformt und durchleuchtet haben. Doch glaube ich kaum, daß Allihn sich gewissermaßen nebenbei zu dem glänzenden Satiriker, dem

vorzüglichen Erzähler, dem echten Poeten und ausgezeichneten Stilisten entwickelt hätte, den wir jetzt in seinen Werken bewundern.

Zwei Seelen ringen in seinem Schaffen durcheinander: eine verneinende und eine bejahende. In jüngeren Jahren ist der Gegensatz der Persönlichkeit zur Welt stärker als in späteren, die Kritik wiegt vor, wir glauben schneiden zu dürfen, weil wir von unserem Messer Besserung erhoffen. Auch bei Allihn war das der Fall. In seiner amtlichen Tätigkeit hatte er Gelegenheit, im Gemeinde- und Schuldienst manches zu beobachten. So kam er auf den Gedanken, in Form von Einzelbildern darzustellen, wie sich Gesetze und Verordnungen, die oft gar zu sehr am grünen Tisch gemacht werden, in der Praxis ausnehmen. Allmählich erweitert sich dann das Thema. Auch allgemein Menschliches, Erlebtes, Erfahrenes wurde aufgegriffen und in der erwähnten arrangierten Form dargestellt. So ist z. B. „Der Brandschaden" eine Geschichte, deren erste Hälfte Allihn selbst und deren zweite Hälfte ein Schwager erlebt hat, und „die kleinen Füchse" (eine allerliebste Pensionshumoreske) sind in seinem eigenen Hause durcheinander gesprungen, während der Schauplatz nach einem anderen Pensionat der Gegend verlegt wurde.

So entstanden die „Skizzen", die zuerst in den Grenzboten veröffentlicht wurden und dann auf Fr. Wilh. Grunows Betreiben (Allihn in seiner Bescheidenheit glaubte nicht, daß es sich lohnen würde) in Buchform erschienen. Sie wurden fast von der ganzen Presse mit Begeisterung begrüßt, so schrieb u. a. die Rheinisch-Westfälische Zeitung:

„Wir haben in Fritz Anders einen ganz meisterhaften Kenner und Maler des Volkslebens vor uns, der seine Beobachtungen und Schilderungen mit einem so köstlichen Humor und einer so erheiternden Satire darbietet, daß auch der grämlichste Rheumatiker bei der Lektüre ein fröhliches, urkräftiges Behagen spüren muß. Seine Gestalten, so wunderseltsam sie uns auch zuweilen anmuten, haben Fleisch und Blut! Wir beobachten nicht nur ihr Leben und Treiben, nein, wir sehen in ihr innerstes Wesen und Sinnen. Und mit den Personen werden einzelne Schattenseiten unsers öffentlichen, staatlichen, kommunalen, sozialen und kirchlichen Lebens so scharf, witzig und treffend skizziert und gegeißelt, daß jeder Leser dem treuherzigen, schalkhaften und geistvollen Verfasser dankbar sein wird."

Ich möchte das Urteil noch ein wenig vertiefen. Wer diese Federzeichnungen aufmerksam betrachtet, der erkennt, ähnlich wie bei den einfachen Konturen der Buschschen Zeichnungen, zweierlei. Einmal eine bei scheinbar kunstloser Linienführung höchst bemerkenswerte *formale* Begabung. Dann: daß ihr Zeichner in hohem Maße das in sich hat, was die Philosophie das Apriorische nennt, d. h. die *angeborene* Erkenntnis der Menschen und Dinge. Allihn war gewiß kein Weltflüchtler, wie der Einsiedler von Wiedensahl, er blieb in ganz anderer Weise mit dem Leben der kleinen und großen Welt verbunden als Busch. Aber ein gewisser Zusammenhang in Schaffen und Wesen besteht doch zwischen beiden. Beide hatten den inneren Reichtum, die Fülle der Gesichte durch eine im Wesen gleichartige Optik in sich aufgenommen; beide schufen in der Abgeschiedenheit; bei beiden sind die Gegenstände fast nichtssagend; — und was die Hauptsache ist: beide waren

schon in verhältnismäßig jungen Jahren in sich abgeschlossene Charaktere. Wer den Figuren Buschs nachgeht, wird finden, daß seine Modelle fast alle niederdeutschen Ursprungs, aus der engen und engsten Heimat geschöpft sind. So ist es auch bei Allihn, wenigstens in den Skizzen. Er hat die große Kunst, aus Nichts Etwas zu machen, und dabei die größere, im engen Kreise doch nicht selbst zu verengen, unter Durchschnittsmenschen ein Eigener zu bleiben. Mir scheinen sie für seine dichterische Entwicklung sogar von großer Bedeutung zu sein. Denn dem geborenen Beobachter genügt eben schon das Bedeutungslose, um aus ihm das Allgemeingültige herauszufinden. Die Menschen bleiben, wenn man ihnen die in mehr oder weniger dicken Schichten gelagerten Kulturhäute abzieht, im Kern ihres Wesens überall dieselben. Ja, die engen Zirkel einer kleinen Stadt, eines Dorfes können dem, der richtig zu sehen versteht, sogar mehr geben, als dem Schilderer großer Kulturkomplexe. Hier — etwa in einer Großstadt — laufen die Fäden des Lebens zu einem so wirren, kunterbunten Gewebe zusammen, daß es schwer hält, die Idee des Grundmusters herauszufinden. Dort aber müssen Menschen, Dinge, Verhältnisse dem Beschauer standhalten, ihre Verschlingungen, ihr Wesen, ihr innerster Kern werden dem künstlerisch geschärften Auge gar bald klar wie Glas. Und wenn dann eine formende Hand wie die Allihnsche hinzukommt, so schafft sie aus bescheidenstem Beobachtungsmaterial nicht nur kleine Prachtminiaturen, sie bildet sich auch, ohne es selbst zu wissen, in der Stille zu immer größerer Meisterschaft in der Formung des Stoffs, bis sie sich stark genug fühlt, die stärksten Felsblöcke aus dem Strom der Welt zu Kunstwerken zu fügen.

So belustigend auch die „Skizzen“ durch ihre Vortragsweise sind, ein so ernster Kern ist doch in manchen verborgen. Gewisse soziale Erscheinungsformen sehen uns daraus mehrfach mit traurigen oder unerquicklichen Augen an. Da wird z. B. die Zuchtkinder- und Zwangserziehungsfrage an dem unglücklichen Gustav Schwamm, alias Neumann, alias Zeidler erörtert, einem unehelichen Kinde, das eine Gemeinde und Behörde um die andere unter unendlichem Papier- und Paragraphenverbrauch in seeschlangenartiger Korrespondenz sich bis zur Bewußtlosigkeit gegenseitig zuschiebt, für den Leser vergnüglich, für den Menschenfreund sehr betrübend, denn er sieht das zwischen Aktenstücken und Paragraphen umhergeschubste Objekt der öffentlichen Fürsorge mit Sicherheit dem Zuchthause entgegenwandern. Da wird an dem Beispiel zweier Dörfer gezeigt, wie die Demoralisierung der ländlichen Bevölkerung einerseits mit Aufkauf und Ausschlachtung des bäuerlich-ländlichen Besitztums durch das Kapital, andererseits mit der Freizügigkeit zusammenhängt. Es werden die Armenfrage und Almosenpraxis kritisiert, es wird die Wohltätigkeitsindustrie gewisser Gesellschaftskreise mit ihrem dilettierenden Christentum gegeißelt. In einem durchaus echten Stück „Von Steuern und Lasten“ wird ausgeführt, wie die Bevölkerung eines ganzen Dorfes zur Sozialdemokratie übergeht, weil sie selbst alle Kommunallasten zu tragen hat, während der Großgrundbesitz sich zu drücken weiß. Sehr heiter auf den Leser, recht ungemütlich für die davon Betroffenen wirkt die auf oft wunderbaren Wegen es doch zum letzten Ende immer „herrlich“ oder doch wenigstens aktenmäßig befriedigend hinausführende Praxis

des heiligen Bureaukratius in mancherlei Gestalt, am ergötzlichsten dargestellt im „Brandschaden". Da wir in der dort glossierten Behörde einmal selbst gearbeitet und einem Prachtexemplar von Bureaukratius-Inkarnation wiederholt zwar nicht ganz disziplinmäßig aber dafür um so nachdrücklicher klar gemacht haben, daß Gesetze, Verordnungen und Bestimmungen, sie möchten zu welchem Zweck immer da sein, so doch jedenfalls nicht zu dem, Leute zu tujonieren: da wir also, wie gesagt, den Betrieb dieser Behörde genau kennen, so können wir uns für die „Echtheit" dieser Geschichte persönlich verbürgen. Stark ins Komische übertrieben erscheint die Kunst, die Welt mit möglichst viel Papier, Polizei und Paragraphen zu regieren, in der köstlichen Satire „Simplicissimus orientalis", die übrigens für den aufmerksamen Leser nebenbei die große, ich möchte fast sagen kosmopolitische Horizontweite des Athenstedter Pfarrers erkennen läßt. Noch lustiger wirken die Skizzen, in denen die Jubiläums-, Fest- und Denkmalsseuche, das Pickwickier-, Kunstdilettanten-, Musiknarrentum und andere zur Satire herausfordernden Eigenschaften des deutschen Bürgers behandelt werden, in einer Form, die dem reinen Humor schon eher nahe kommt. Die „Pickwickier", „ein Stadtjubiläum", „Königsgeburtstag" sind wahrhaft ergötzliche Sachen. Die mancherlei Pastorenkalamitäten wirken ebenfalls außerordentlich lebenswahr, dürften auch nicht selten am eigenen Leibe erlebt sein. In Stücken wie „die kleinen Füchse" überwiegt dagegen fast ganz die Freude am reinen Gestalten. Man fühlt, wie der Künstler, der lächelnde Humorist, das Bejahende, mit wachsender Reife immer mehr in Allihn zum Durchbruch kommt, wie die Neigung zur Schärfe, zur Satire, zur Kritik vom Behagen am rein Menschlichen, wie es in der Fülle des Lebens bunt und anscheinend regellos zu Tage tritt, immer mehr zurückgedrängt wird. Es war für Allihns Talent eine ihm selbst unbewußte Notwendigkeit, daß es die Skizze, in der er sich künstlerisch nicht restlos ausgeben konnte, zersprengen mußte, um nach einer neuen Form zu suchen. Für die alte war es zu groß geworden.

Das aber erkannte wiederum Grunow. Hören wir, was Allihn selbst darüber mitteilt. „Auch zum Duttmüller bin ich von Grunow gegen meinen Willen gedrängt worden. Ich war der Meinung, daß meine Phantasie für eine größere Aufgabe nicht ausreiche und daß ich nur befähigt sei, kleine Sachen mit scharfen Linien und kritischem Grundton zu schreiben. Es war in Grunows Comptoir, als wir uns über diesen Gegenstand einmal wieder zankten und Grunow sagte: Du weißt selber nicht, was du kannst. Versuchs nur. Und nicht bloß Federzeichnung, sondern ausgeführtes Bild. Da ging es mir nun merkwürdig. Während ich noch nein sagte, stand mir der ganze Plan des Duttmüller plötzlich vor den Augen und ich setzte ihn Grunow auseinander. Also das schreibst du, sagte Grunow, und ich habe es geschrieben." Es bedurfte also, wie man es nicht selten bei starken, aber durch Selbstkritik in sich retardierenden Talenten beobachten kann, eines äußeren Anstoßes zu einem großen Werk. Erst das Vertrauen des andern löste das eigne Selbstvertrauen aus; was in heimlicher Seele gegohren hatte, vielleicht schon geboren war, gestaltete sich nun, nicht mühelos, sondern in nachdenklich wägender Arbeit, nicht mit genial-sorgloser, sondern sorgfältig durchdachter Kompositionsweise, dabei aber in leichtflüssiger Verschmelzung der Erfahrun-

gen eines ganzen Lebens mit gewissen an sich recht alltäglichen Vorkommnissen unserer heutigen Zeit, zu einem geschlossenen Kunstwerk ersten Ranges. Eine „Geschichte aus der Gegenwart" nennt der bescheidene Verfasser dies Buch „Doktor Duttmüller und sein Freund", aber es ist in Wirklichkeit viel mehr. Es ist ein Roman, wie wir in Deutschland nur wenige haben, wie er in seiner Art — es handelt sich vornehmlich um industrielle und kaufmännische Verhältnisse — nach „Soll und Haben" nicht mehr erschienen ist. In der neuen ausländischen Literatur ist ihm, stofflich genommen, ebenfalls nur ein einziger zu vergleichen, Zolas „Germinal", der auch Bergwerksverhältnisse behandelt, in ganz anderem Lichte allerdings, in viel grandioserer und unerbittlicherer Weise, in viel üblere Gerüche, grimmigere Tragik, blutigere Unversöhnlichkeit getaucht, als das Werk des evangelischen Pfarrers. Als Kunstwerk aber ist der deutsche Roman mit dem leider allzubescheidenen Titel dem französischen durchaus an die Seite zu stellen. Mag er ihn an Wurf, Größe, Kraft nicht erreichen, so übertrifft er ihn dagegen durch eine ganz wunderbare innere Durchleuchtung, durch eine bei aller Versöhnlichkeit und allem Humor der Darstellung wundervoll realistische Auffassung der großen und kleinen treibenden Kräfte dieser Welt, wie sie in Schicksalen, Charakteren und Wollen einzelner Menschen und ganzer gesellschaftlicher Gruppen zum Ausdruck kommen. Selten findet man romanisches und germanisches Wesen so gegensätzlich ausgeprägt, wie in diesen beiden Romanen. Dabei ist, was allerdings dem Modegeschmack völlig ins Gesicht schlägt, dieser Roman von einem kraftvollen Optimismus getragen, er stellt volle Naturen dar, keine gebrochenen, er läßt neben dunklen Schatten seine Lichter hell leuchten und liebt nicht die Verwendung halbgedeckter Töne. Es steckt ein von aller Modernitis unangekränkeltes Gesundes und Echtes, etwas Reines und Frohes, Wurzeltiefes und wirklich Deutsches in dieser einfachen „Geschichte", sie ist dabei von einer so restlos harmonischen Verarbeitung aller Elemente, Begebenheiten, Charaktere und zugleich von einer solchen Lebendigkeit der Darstellung, daß sie für den natürlich empfindenden und gleichzeitig ästhetisch gebildeten Leser ein Quell reinsten Genusses ist. Als Beispiel betrachte man nur die Frauengestalten des Romans und vergleiche sie etwa mit der „Heldin" in Karin Michaelis' bekannten Buche. Nach optischen Gesetzen erscheinen die auf einer schiefen Ebene stehenden Gegenstände selbst schief, so wird hier aus einem möglichen Grenzfall, einer psychopathischen Natur, die aller wirklichen Weiblichkeit schon dadurch Hohn spricht, daß sie sich ganz offen zum allerkrassesten Egoismus bekennt, mit vorgetäuschter dichterischer Mache Allgemeingültiges für die Frauenpsyche hergeleitet. Wie anders stehen gegenüber diesem hysterischen Hirngespinst, das von literarischer Modenarrheit als Offenbarung der Weibseele gefeiert und, weil aus dem Auslande stammend, im Handumdrehn zum „Buche der Saison" wurde, die Frauengestalten Allihns da, besonders die vornehme sensitive Alice, die nicht an eigener Perversität, sondern an der Gemeinheit der Umgebung zu Grunde geht, dann die famose Ellen, die mit herber Jungfräulichkeit und elastischem Lebensmut die Widerwärtigkeiten des Lebens bezwingt. In diesen wie in zahlreichen anderen Frauengestalten liegt etwas so Kerniges, so wundervoll Keusches, so bezwingend Weibliches, daß man die

Allihnschen Bücher schon deshalb der jetzt so beliebten Literatur des gehobenen Dirnentums als wahren Gesundbrunnen gegenüberstellen muß.

Über Gehalt und Technik des „Duttmüller" einige skizzenhafte Andeutungen:

Den Hintergrund des Romans bilden die Gründung und Schicksale eines Kalibergwerks in dem wohlhabenden Bauern- und Gutsdorf Holzweißig. Man hat gewirtschaftet, schlecht und recht, mit der steigenden landwirtschaftlichen Kultur mäßig fortschreitend, und im ganzen zufrieden. Da legt eine Berliner Gesellschaft das Bergwerk an, und nach kurzer Zeit erhält die Physiognomie des Ortes ein ganz anderes Aussehen. Fremde Elemente mischen sich in die Bevölkerung, der schöne landschaftliche Charakter der Gegend ist verdorben, die Industrie drängt die Landwirtschaft zurück, die ländlichen Arbeiter strömen zum Werk. Der Direktor des Werkes, ein ziemlich skrupelloser, geschäftsschlauer Herr, drückt durch den absichtlich schlecht geleiteten technischen Betrieb den Kurs der Kuxe, bis er sie fast sämtlich in seiner Hand hat, treibt ihn darauf durch angemessene Förderungen auf und über normale Höhe und stößt dann die Kuxe an die durch Geschmuse und Champagnerdiners verdienstgierig gemachten Bauern ab. Denn er selbst sieht einen verhängnisvollen Streik herannahen, der in der Tat das Werk stilllegt. Es wird in die Luft gesprengt, und die Kuxinhaber sind zum zweiten Mal die Geprellten.

Dieses flüchtig skizzierte Gerippe gibt keine entfernte Vorstellung von den kraftvollen Farben, der Fülle plastischer Gestalten und dem aufs kunstvollste verschlungenen Fadensystem dieses einzigartigen Kulturbildes. Dabei ist die Technik des Romans unübertrefflich. So wird z. B. das Licht, das die manchmal düstere Haupthandlung notwendig erfordert, durch die Gestalten der „Gesellschaft zur merkantilen Ausbeutung der toten Asse" erzeugt. Das ist ein fideles Konsortium aus der nahen Stadt Braunfels, das Aktien à zehn Mark ausgibt, um die in der „toten Asse" befindlichen Karpfen herauszufischen. Die klugen Bauern, die später auf Wenzels Kuxe hineinfallen, hüten sich verflucht, zehn Mark bei der Fischereigesellschaft zu riskieren, die übrigens später selbst durch eins ihrer Mitglieder, das ihnen heimlich die „tote Asse" ausfischt, pleite geht. Die Einfügung dieser lustigen Parallelgesellschaft mit ihren überaus humoristischen Charakteren ist ein meisterhafter Kunstgriff. Sind diese mit ihrer überwältigenden Komik (Kantor Larisch, Bolze) mehr zur gegensätzlichen Belebung der Handlung bestimmt, so kommt in dem Gewerkschaftsarzt Dr. Duttmüller und dem zweiten kaufmännischen Leiter des Werks, Felix Wandrer, ein anderer Gegensatz zum Ausdruck. Duttmüller ist ein streberhafter Emporkömmling aus einer sozial niedrigen Schicht, Wandrer der intelligente und vornehm denkende Sprößling einer Gelehrtenfamilie, der leider im lateinischen Klausuraufsatz einmal ut finale mit dem Indikativ konstruiert und infolgedessen zu einem nicht gelehrten Beruf hat überschwenken müssen. Beide treten zu einer im Vermögensverfall befindlichen adligen Fronhofsfamilie in Beziehungen und können neben ihren individuellen Charaktereigenschaften zugleich mit deren Mitgliedern als typische Vertreter gewisser sozialer Erscheinungsformen gelten: Duttmüller als der des akademisch gebildeten proletarischen Empor-

kömmlings, der aus seinem Beruf nur ein Geschäft macht (und außerdem noch ein Schuft ist; er überweist z. B. eine arme Patientin gegen Prozente an einen berühmten Privatkliniker), Wandrer als der des modernen, kosmopolitischen Kaufmanns, die Fronhofsfamilie als die des degenerierenden niederen Adels, am stärksten betont in dem spielenden Gardeoffizier York. Duttmüller heiratet die vornehme, sensitive Alice, die an seiner gemeinen Gesinnung zu Grunde geht, Wandrer die frisch-resolute Ellen und bringt mit ihrer Hilfe durch gemeinsame Gründung eines Zementwerks die Fronhofverhältnisse wieder hoch.

Kommt so im „Duttmüller" wiederum, wie in den Skizzen, das Verständnis Allihns für soziale Fragen, besonders für ihre politischen Erscheinungsformen, die gewaltigen in der Eisenkonstruktion des heutigen Gesellschaftskörpers zuckenden Spannungen zum Ausdruck, so führt uns sein zweiter großer Roman „Herrenmenschen" in seine Weltanschauung hinein. Sie ist eine positiv christliche und richtet sich somit, wie der Titel ahnen läßt, gegen Nietzsche. Und in der Auseinandersetzung zwischen diesen zwei grundverschiedenen, die Seelen der heutigen Gebildeten wohl am stärksten bewegenden Auffassungen von der Stellung des Individuums zu sich selbst und zur Gesellschaft, schlagwortartiger: von Altruismus und Egoismus, zeigt sich wieder Allihns reiches Künstlertum. Es ist poetisch und technisch unendlich schwierig, ein solches Thema in Romanform zu behandeln, es gehört durchdringende philosophische Begabung, großes Taktgefühl, eine tiefe Kenntnis der Zeitseele dazu, derartige, ich möchte sagen dynamische Stoffe durch das körperlose Medium der Kunst restlos aufzulösen. Ganz ist das auch Allihn nicht gelungen, denn man k a n n es nicht, soweit es aber möglich ist, erscheinen die sich bekämpfenden Ideen in dem Roman so sehr menschlich inkarniert, daß dieser selbst vom vorurteilsfreien Leser als Kunstwerk, nicht als Tendenzwerk empfunden wird. Mir wenigstens ist es bei mehrfach wiederholter Lektüre so ergangen, es war für mich ohne Weiteres zweifellos, daß Allihn zuerst wirkliche Begebenheiten, wirkliche Menschen aus Fleisch und Blut geschaut und sie dann erst zu Trägern seiner Geschichte gemacht, nicht aber den Roman der Tendenz zuliebe erfunden habe. Dies habe ich schon früher ausgesprochen und es ist mir später von ihm bestätigt worden, daß es so sei, allerdings fügte er hinzu, bei den Herrenmenschen habe er hier und da den Vorwurf hinnehmen müssen, daß sie tendenziös konstruiert seien. Der Roman bringt eine ganz ungewöhnliche, beim ersten Hinsehen fast unglaublich scheinende Fabel und ebensolche Menschen. Prüft man aber die Erzählung auf ihre innere Wahrheit und die Personen auf Herz und Nieren, so kommt man wieder wie beim „Duttmüller" zu der Überzeugung, daß hier eine ganz außerordentliche dichterische Kraft aus Verhältnissen, die stellenweise an einen Schauerroman erinnern, ein zwar außergewöhnliches aber darum um so anziehenderes Kulturbild voll ringender seelischer und elementarer Kräfte geschaffen hat. Den Groppoff, die markanteste Figur der Geschichte, nebst seinen Helfershelfern hat es nach Allihns Mitteilung wirklich gegeben, das „preußische Schlößchen" ist der nur anderswohin verlegte wirkliche Schauplatz der Begebenheiten, und der Baron Bordeau, eine wundervolle humoristische Figur, geht gleichfalls auf eine be-

stimmte Persönlichkeit zurück. Ich weiß wohl, daß diese Dinge für die Beurteilung des Kunstwerts der „Herrenmenschen" gleichgültig sind; ich führe sie nur an, um jenen angedeuteten Mißverständnissen bei der Beurteilung des Romans vorzubeugen, dann aber auch, um einen Einblick in die Konzeptions- und Arbeitsweise Allihns zu geben.

Drei Vertreter der Nietzschelehre, ein waschechter und zwei scheinbare, müssen durch ihre eigenen Schicksale, durch den Kampf des einen gegen den anderen an sich selbst die Erfahrung machen, daß es mit dem Herrenmenschentum in praxi nicht geht. Da lebt in dem masurischen Fischerdorf Tapnicken der Amtshauptmann Groppoff, der sich in seinem Bezirk zu einem vollkommenen Autokraten skrupelloser Art entwickelt hat. Wer ihm widersteht, wird zerbrochen, durch Tücke, durch amtliche Schikanen, durch Gesetzesverletzungen. Die durch ihn zu Verbrechern gewordenen Beamten des Orts sind in seiner Hand. Nur auf dem „preußischen Schlößchen" lebt eine Frau, deren Mann er in den Tod getrieben hat, die er begehrt und die ihm widersteht. Da sie ihn mit der Reitpeitsche gezüchtigt hat, sucht er sie wirtschaftlich zu vernichten. Da greift ein Verwandter der Besitzerin, Dr. Ramborn, Nietzscheanhänger aus philosophischen Gründen, in den Gutsbetrieb ein und es gelingt ihm unter unendlichen Mühen, das Gut zu halten. Eva, Groppoffs Tochter, der dritte Herrenmensch, hilft ihm dabei gegen ihren Vater. Ein Mordanschlag Groppoffs auf Ramborn schlägt für ihn selbst zum Unheil aus, er erkennt, daß er an der Klippe des Herrenmenschentums gescheitert ist. Ramborn muß zuletzt sich selbst eingestehen, daß er nicht aus dem Willen zur Macht heraus, sondern aus selbstloser Aufopferung das Gut gerettet hat, also gar kein richtiger Herrenmensch ist. Und Eva, die sich ihrem Verlobten Ramborn nicht unterordnen will, springt zwischen Ramborn und die tückische Kugel und erkennt, daß ihre Liebe größer ist als der weibliche Herrenmensch in ihr.

Wiederum nur ein rohes Gerippe der Fabel. Wie Ramborn, nachdem er unbewußt praktisches Christentum getrieben, nämlich die dem Trunk ergebene Fischerbevölkerung zur Nüchternheit zurückgeführt hat, selbst zum Christentum zurückkehrt; ferner wie eine Gesellschaft dreier Maler den Anlaß zu den lustigsten, aber sehr gescheiten Kunsterörterungen gibt, kann hier im einzelnen nicht ausgeführt werden. Hier ist der Humor die Lasierfarbe, unter der die gründliche ästhetische Bildung des Verfassers fortwährend hervorschimmert. Sonst aber durchdringt er, wie im „Duttmüller", die Poren des Buches; einige Szenen sind wie aus altholländischen Meistern herausgeschnitten. Im Gegensatz dazu das grandios hineinkomponierte Bild der mit dem Schacktarp, das ist der nordische Schirokko, zur Nachtzeit auf einem Eisfeld in die Ostsee hinaustreibenden Fischer. Die Lokalfarbe des Romans ist außerordentlich echt, Allihn kennt Land und Leute genau und so sind die „Herrenmenschen" gleichzeitig ein wertvolles Kulturbild aus dem Leben der masurischen Küstenbevölkerung.

Bestimmen in diesen beiden großen Romanen soziale und seelische Brandungstöne aus dem heutigen Leben den Ton der Musik, so erklingt im „Duett aus Asdur und Anderes" eine ganz andere, nämlich die Musik der Kirche. Sie, vor allem die der Orgel, ist Allihns Seelengeliebte, und so dreht

sich denn das „Duett" um eine große Kirchensinfonie, die den Mittelpunkt für alle Fäden der kunstvoll verschürzten Handlung bildet. Einer Handlung, die ohne Zutat von Satire von reinem Humor getragen ist und durch das farbige Kleinstadtmilieu der Biedermeierzeit mit famos erfundenen Situationen und köstlichen Typen von Anfang bis zu Ende fesselt, nicht nur als lustige Geschichte, sondern auch als echtes Kulturbild. Sie spielt in den Tagen des Philhellenismus, zu deutsch Griechennarrheit, ihr „Held" ist der famose griechische Graf Adamanthios Karauskaki, in Wirklichkeit ein slowakischer Barbier, der plötzlich vom „Kriegsschauplatz" in eine brave Pastorenfamilie hereingeschneit kommt, und nun in der biederen Kleinstadt allerlei Unfug, Schwindel und Herzensverwirrung anrichtet, bis man ihn erkennt und zum Tempel hinaustreibt. Sein poetisches Gegenstück, die Turmbläserstochter Friederike Großmann, die über das große Kirchenduett hinaus in die Welt der größeren Kunst gelangt, ist wieder eine jener meisterlichen Allihnschen Frauenfiguren, die mit ihrer herben Süße von seinen Schöpfungen so unzertrennlich scheinen, wie die Blume von edlem Wein.

So finden wir auch im „Parnassus von Neusiedel" eine solche wieder, die diesmal ein wenig an Ellen im „Duttmüller" erinnert. Auch hier wird viel Musik gespielt und noch mehr Theater. Allihn ist im Reiche der Coulissen nicht weniger zu Hause als im Orchesterraum, und die Bilder aus beiden sind mit köstlicher Lebensweisheit gezeichnet. Aber im Gegensatz zum „Duett" drängt sich in diese Gegenwartgeschichte stellenweise wieder die Satire kräftig zwischen den Humor. Ein durch Testament vermachtes Stadttheater ist zwar ein Geschenk, nicht selten aber ein Danaergeschenk. Das müssen auch die Bürger der guten Stadt Neusiedel am eigenen Leibe erfahren und es mit ansehen, wie ihr anfangs so gut funktionierender Kunsttempel aus falsch angebrachter Sparsamkeit und sonstigen Gründen von Stufe zu Stufe sinkt, bis er als Tingeltangel niedrigster Sorte sein Dasein beschließt. Diese sonstigen Gründe sind vornehmlich in einer vornehmen Stadtklique, der Wagnernärrin Frau v. Seidelbast und ihren Anhängern zu suchen. Man stellt an die anfangs vernünftig arbeitende Theaterleitung das unvernünftige Verlangen, Wagneropern mit ersten Kräften zu bieten, und ruiniert durch die ohne Geschäftskenntnis erfolgte Durchführung dieser Absicht das Theater, den Theatergeschmack des Publikums und nicht zuletzt sich selbst. Ähnlich dem slowakischen Grafen hilft auch hier eine komische Desperadofigur den Gang der Ereignisse beschleunigen, nämlich der Windbeutel Diedrich Lappensnider, ein verkommener Literat, der die Köpfe der Neusiedler mit seinen Kunstartikeln belichtet, bis man ihm selbst heimleuchtet.

Als Bestes hinter seinen Werken steht die edle Persönlichkeit Max Allihns. Sie sind ja nicht größte und letzte Kunst, sie geben ja keine Lösungen und neue Verschlingungen des Weltlaufs, sie schürfen nicht hinab in unergründliche seelische Tiefen, sie scheuen vor bluttriefenden Konsequenzen, sie blicken weniger in die Zukunft hinaus, als in die Gegenwart hinein. Sie werden, außer dem „Duttmüller", vielleicht auch die Zeiten nicht überdauern. Schließlich aber tut das, außer der allergrößten, wohl überhaupt keine Kunst. Allihns harmonische, in rechtem Sinne verstanden goethische Persönlichkeit aber hat auch außerhalb seiner Schriften, zwar nur in engerem

Kreise, so befruchtend gewirkt wie wenige, wie sie innerhalb seiner Werke einen Kompaß errichtet für die, die selbst magnetischen Sinn haben. So wird ihm die Literaturgeschichte vielleicht nicht den Namen eines Großen zuerteilen, die aber, die ihn kennen, werden ihn zu unsern ganz Echten, zu unsern Besten zählen. Und vielleicht ist das mehr als ein „aere perennius“ auf Grabdenkmälern.

Gerhart Hauptmann und die Griechen.

Von Privatdozent Dr. phil. Konstantin Oesterreich-Tübingen.

Ist doch Griechenland eine Provinz jedes europäischen Geistes geworden und zwar ist es noch immer die Hauptprovinz.
Gerhart Hauptmann (Griechischer Frühling).

Noch immer leben wir in einer Zeit der Vorbereitung: Vergegenwärtigung fremden Innenlebens, vergangener Geistesgeschichte, das ist es, was den Menschen der Gegenwart noch immer am meisten zu sich zieht. Solche Seelenhaltung aber ist stets die der Zeiten der Vorbereitung, des Suchens und Nochnichtgefundenhabens.

Nicht, daß der reife, seiner selbst sicher gewordene Mensch nicht auch sich die Vergangenheit vergegenwärtigt, — in Goethes Leben nahm ja sogar gerade erst von der Zeit seiner größten Reife an die historische, rückwärts gewandte Betrachtung eine selbständige größere Rolle ein — aber die Betrachtungsart ist dann doch eine andere, als die in der Zeit der Unreife. Sie sucht nicht mehr, sondern sie übersieht nun den Werdegang der Geschichte bis zum gegenwärtigen Tage, der als zu einer Epoche der Höhe gehörig empfunden wird.

Nichts kennzeichnet besser den Unterschied in der Lage, als das Verhalten der Philosophie, die ja stets das geistige Selbstbewußtsein der Zeit darstellt, — in der immer wieder auch jetzt noch die Geschichte ihrer Vergangenheit durchforscht, in der nach Anregungen, Anknüpfungspunkten, möglichen Wiederbelebungen gesucht wird — alles nur ein unverkennbares Symptom, daß im eigenen Bewußtsein der Zeit sich noch kein neuer Geistesquell aufgetan hat. Es ist kein Zufall, auch keine bloße Folge seines eigenen Systems, daß Hegel, als er die Geschichte der Philosophie vortrug, es nicht in toter philologisch-referierender Weise getan, sondern in dieser Geschichte einen Werdegang gesehen hat, der vorläufig in seiner eigenen Philosophie als dem bis nunmehr höchsten Standpunkt kulminierte. Wie wäre es auch möglich gewesen, daß ein philosophischer Genius in anderer als in solcher Gestalt die Geschichte der Philosophie hätte vor sich sehen können.

Ganz anders verhält sich die Gegenwart. Eigenen Reichtums inneren Erlebens, das noch immer die Voraussetzung ganzer Philosophie gewesen ist, entbehrend, sieht sie sich selbst noch dauernd auf die Vergangenheit hingewiesen und sucht in reicheren Zeitaltern Ersatz für das eigene Unvermögen. Nachdem die Philosophie Kants nach allen ihren Richtungen durchforscht worden ist, ohne daß es zur Entstehung einer das moderne Bewußtsein wirklich befriedigenden Weltanschauung gekommen ist, wendet sich

nunmehr der Blick immer energischer auf den deutschen Idealismus hin, dessen Renaissance die nächsten Jahre uns bringen werden.

Diese Bewegung im Geistesleben geht parallel mit einem Neuerwachen des Verständnisses für die Antike. Dieser Parallelismus ist das Verheißungsvollste, denn es ist offenbar keine zufällige Koinzidenz. Es ist die gleiche tiefe innere Wandlung des modernen Geistes, die ihn nach beiden Richtungen hin seine Wurzeln, Nahrung suchend, in die Vergangenheit treiben läßt.

Der deutsche Idealismus und die Antike, zumal das Griechentum, sind nahe Verwandte. In den Philosophien Hegels und Schellings hat der deutsche Geist seine erste Weltanschauungs-Vermählung mit der Antike gefeiert. Waren es bei Schelling allein die Kunst und Religiosität des Hellenentums, die in die Adern seines Gedankensystems eingeströmt sind, so hat der größere Hegel es vermocht, auch den Staat geistig zu bewältigen.

Unter allen Aufgaben, die die Anknüpfung an Vergangenes und der Versuch, durch seine Wiederbelebung den Geist auf einen höheren Ton zu stimmen, hier zu eröffnen vermögen, wäre eine der bedeutendsten die, einmal in umfassender Weise die sich wieder zu erneuern beginnenden Beziehungen des deutschen Geistes zum Griechentum zur Verdeutlichung zu bringen. Man kann sagen: solange jener innere geistige Zusammenhang mit der hellenischen Kultur bestanden hat, solange haben wir produktive geistige Hochkultur gehabt, d. h. solche, die neue höchste Werke in raumzeitliches Dasein treten ließ. Auch Goethes Höhen sind dort gelegen, wo jene Vermählung die innigste gewesen ist.

Mit dem Augenblick aber, wo die Tendenz zur Antike im Geistesleben erloschen ist, hört dieses auf, reichere Blüten zu treiben. Nicht, daß dieses Versiegen der Produktivität eine unmittelbare Folge des Zurückweichens des Einflusses der Antike ist, wohl aber besteht der andere Zusammenhang: Höhere eigene Produktivität war stets verbunden mit der Fähigkeit des Verstehens jener vergangenen Kulturwelt.

Produktive Zeitalter verstehen einander. Deshalb auch läßt uns das spontane Neuerwachen dieses Verständnisses, das in der Gegenwart ohne äußeren Anlaß ganz frei aus dem Innern heraus wieder zu entstehen begonnen hat, die Hoffnung, daß es ein tieferes Symptom des Sichregens einer geistigen Gesamtverfassung ist, die neue eigene Früchte emporzutreiben imstande sein könnte. —

Wie die Geschichte so oft in den in die Zukunft Eingehenden, ihre Gegenwart Überlebenden sich Paradoxien erlaubt — die Paradoxien doch wiederum nur scheinbar, nur von beschränktem Gesichtskreis aus sind —, so ist auch dies Mal wieder der größte dichterische Vertreter der realistischen Kulturepoche, die auf die militärisch-politische Gründung des deutschen Reichs folgte, der erste unter seinen Genossen (wenn man diesen unadäquaten Ausdruck zuläßt), der den Weg in die weitere Zukunft weist, wie auch er es gewesen ist, der neben dem Realismus die Möglichkeit der Erlösung des modernen Geistes in der Traumwelt des Märchens in der Form der Kunst entwickelt hatte, soweit sie nur bestehen mochte.

Es muß Gerhart Hauptmann um sein Verhältnis zur griechischen Welt sehr ernst sein, daß er es ausgesprochen hat, wie er es an ihren Stätten noch einmal von Grund aus an sich erfahren hat. Seit der Jugendzeit hat er kaum jemals anders als in den Worten des Dramas, also unpersönlich, zu uns gesprochen. Man weiß, wie er es als eine Art Martyrium empfunden hat, in Person vor die Augen der Zuschauer zu treten. Abgewandt vom Leben, das er doch so vollendet im Kunstwerk wiedergab, hat er die Seele voll von Herbigkeit, ja fast Härte.

In einer anderen inneren Verfassung, als einst Hölderlin-Hyperion sich in das Griechen-Land, in Sehnsucht sich verzehrend, hingeträumt hat, ist der Dichter der Gegenwart vor seine Stätten getreten. Manches ist ihnen freilich gemeinsam, wie denn immer der deutsche Geist, solange er sich nicht gänzlich vergißt, in Zeiten der eigenen Leere und Armut ein hyperionhaftes Element in seinen Adern spüren wird. Aber daneben welch Unterschied.

Hölderlin-Hyperion, eine zerrissene Seele, in elegischer Melancholie schon dem noch so ruhigen, ihm von Grund auf unstät und materiell erscheinenden Leben seiner Tage tief entfremdet gegenüber stehend, eine hoffnungslose Liebessehnsucht im Herzen und langsam seelisch verblutend in innerer Zerrissenheit . . . .

Der Dichter des „Hannele" dagegen, sicherlich nicht von geringerer seelischer Empfindlichkeit als Hyperion und doch weit widerstandshärter veranlagt. Keine aktive Kampfnatur, wohl kaum auch eine Siegernatur mit der gewaltigen Freude des Sieges, aber doch hart genug, um gegen Welt und Gesellschaft trotzen zu können und seinen Willen für sich durchzusetzen. Eine unverkennbare Geistesverwandtschaft, die bis auf die Ähnlichkeit gewisser Gesichtszüge hinabgeht, verbindet ihn mit dem Wagenlenker von Delphi, den er als einzige Kunstbeilage dem Tagebuch seiner griechischen Reise, dem „Griechischen Frühling" (Berlin, S. Fischer) hat beigeben lassen.

So hart ist die Gegenwart, daß sie selbst dem Dichter Eisen ins Herz verleiht.

Ein moderner Mensch auch ist er in der Subjektivität seiner Haltung gegenüber den Dingen geblieben. Mitten zwischen objektive Betrachtungen von größtem Gehalt über Leben und Weltanschauung treten andere, die die banalen Tatsachen des Reisens mit gleichhartem Griffel in die Tafel eintragen.

„Ich befinde mich auf einem Lloyddampfer im Hafen von Triest" — sind gleich die ersten Worte des Tagebuchs.

Was zog den Dichter nach Griechenland?

In der Jugend schon wurde der Grund zu dieser Sehnsucht gelegt. „Es ist länger als fünfundzwanzig Jahre her, daß mein Geist auf dem Götterfelsen der Akropolis heimisch wurde. Damals entwickelte uns ein begeisterter Mann, den inzwischen ein schweres Schicksal ereilt hat, seine Schönheiten." — Kann man klassischem Unterrichte der Jugend größeren Erfolg wünschen, als daß es ihm gelungen ist, dem größten Dichter seiner Zeit auf fremden Fels die Seele in Sehnsucht anzuschmieden?

Mit achtzehn Jahren zog es ihn dann, damals „hyperion-sehnsüchtig“, in jene Welt. Er erzwang sich einen Aufbruch dahin, aber die Wunder der italienischen Halbinsel verhinderten ihn, sein Ziel zu erreichen.

Ein Menschenalter hindurch dann, zuweilen gehofft, zuweilen nicht mehr gehofft, zuweilen gewünscht, zuweilen auch nicht mehr gewünscht, einmal die Reise geplant, begonnen und liegen gelassen, hat sie sich schließlich ihm doch noch erfüllt.

„Und ich gestehe mir ein“, schreibt der Dichter noch unterwegs ins Tagebuch, „daß ich eigentlich niemals an die Möglichkeit ernstlich geglaubt habe, das Land der Griechen mit Augen zu sehen. Noch jetzt, indem ich diese Notizen mache, bin ich mißtrauisch!“ Aber die Erfüllung vollzog sich ohne Hindernis und auf attischem Boden konnte der Dichter von sich sagen: „Mit reifem Geist, mit bewußten, viel umfassenden Sinnen, im vollen Besitz aller schönen Kräfte einer entwickelten Seele, ward ich auf dieses feste Erdreich so vieler ahnungsvoll-grundloser Träume gestellt, in eine Erfüllung ohnegleichen hinein.“

Was *Gerhart Hauptmann* aber gegenüber anderen Griechenfahrern auf das entschiedenste charakterisiert und ihn auch hier wieder als einen die leisesten Wandlungen des Zeitgeistes mit erhöhter Intensität empfindenden Geist offenbart, das ist die *religiöse Gesinnung*, mit der er die hellenische Erde betreten hat. —

Auf das realistisch-naturalistische Stadium der Moderne ist zunächst ein rein ästhetischer Zeitraum gefolgt, in dem wir uns zum größeren Teil auch noch gegenwärtig befinden. Der Kultus des Häßlichen ist ersetzt durch den Kultus des Genußvoll-Ästhetischen. Die Niederungen des Lebens, Hunger und physische Not, die mit wilder Gier ans Licht des Tages gezogen worden waren, haben sich wieder ins Dunkel zurückzuziehen begonnen; sie werden, als den Genuß des Schönen störend empfunden und sehen sich wieder vor die Schwelle zurückgewiesen.

Schon aber hat sich in die Kunst und den höheren Genuß des Ästhetischen ein neues Moment eingedrängt, das zumeist als religiöses bezeichnet wird, das man aber bei seiner Enthobenheit über eine bestimmte historische Form von Religiosität besser als „metaphysisch“ bezeichnen sollte.

Die künstlerische Lebensstimmung, die produktive wie die genießende, ist in vielen gegenwärtig nicht mehr rein positivistischer Natur. Wo wir Kunst erleben, sehen wir das Kunstwerk nicht mehr an als isoliertes Moment im Dasein, sondern wir setzen es mit dem Gesamtsein der Welt in Verbindung und so erscheint es als Gipfelpunkt, als Konzentration des inneren Weltseins selbst, ja geradezu als Durchbruch eines höheren Transzendenten, als ein Zutagetreten der Ideenwelt *Platos*, der es in ihm gelungen, was sonst ihm nur unvollkommen glückt, die Materie formend ganz zu durchdringen. Das Kunstwerk ist eine reinste und vollendetste Manifestation des Göttlichen in der unserem Bewußtsein zugänglichen Sphäre des Seins.

Es ist neuerdings im Gegensatze zur positivistischen und pantheistischen Kunstanschauung von einer Kunst des Idealismus der Freiheit gesprochen worden. Eine solche Kunst gibt es nicht, der Idealismus der Freiheit hat keine eigentliche Repräsentation in der Kunst, wie denn sein hervorragendster

Vertreter, Fichte, charakteristischer Weise ganz und gar kein tieferes Verhältnis zur Kunst gehabt hat. Man hat hier Diltheys Versuch einer Klassifikation der Weltanschauungen der Sphäre der Kunst vergeblich aufzuzwängen unternommen. Man mußte dabei Schiffbruch erleiden, denn vorurteilsfreie Kunsterfahrung lehrt, daß es nicht das Bewußtsein der Freiheit ist, das jenen Teil der Kunst charakterisiert. Es ist das Bewußtsein des Metaphysischen, das uns in dieser Kunst entgegentritt, deren gewaltigster Renaissancevertreter Michel Angelo gewesen ist und die uns heute Lebenden durch Anselm Feuerbach als den uns zeitlich Nächsten unter den Großen der Kunst repräsentiert wird.

In beiden hat der moderne Geist zugleich eine Versöhnung mit der Antike gefeiert, die über diese selbst hinausführte, indem sie gewisse Momente in ihr zu hoher Stärke steigerte. Ganz so und in derselben Richtung wie Plato den griechischen Geist über sich selbst hinaus gesteigert und erhoben hatte.

Mit einer verwandten metaphysisch-religiösen Seelenhaltung ist auch Gerhart Hauptmann nach Griechenland gegangen. Auch er ist nicht Realist und Positivist geblieben, ja er ist es niemals völlig gewesen, denn es gibt außer in der reinen Wissenschaft — und auch in ihr kaum oder nur selten — kein religiositätsloses Genie. Das Genie ist seiner Konstitution nach religiös-metaphysisch gerichtet.

So hat der Dichter auch die Griechen unter religiösem Standpunkt betrachtet.

Diese Stellungnahme ihnen gegenüber ist nicht gänzlich neu. Auch „Die Götter Griechenlands" Schillers sind ein religionsphilosophisches Gedicht gewesen, das über den Standpunkt der deutschen Anakreontiker tief hinausging. Aber doch welch ein Unterschied in der Gefühlsfärbung des Verhältnisses zum Griechentum. In jener Dichtung war es reine leichthin schwebende aetherklare Seligkeit, auf die die Sehnsucht ging, während in der Seelenhaltung des Dichters der Moderne ein Widerschein von all den Wandlungen liegt, die unsere Anschauungen vom Griechentum durchgemacht haben und die zu einem Stillstand auch heute noch nicht gekommen sind.

Jakob Burckhardt hatte im Gegensatz zu der verbreitetsten Auffassung vom Pessimismus der Griechen gesprochen. In ihm liege der Kern der griechischen Lebenshaltung beschlossen. Andere haben diesen Gedanken des großen geistvollen selbständigen Forschers noch weiter gesteigert, weit über das Maß des inneren Rechtes hinaus, das ihm überhaupt zukommt. Auch die großen Entdeckungen Schliemanns und seiner Nachfolger, der gesamten „Wissenschaft des Spatens", wie man sie einst höhnend genannt hat, haben das Bild des Griechentums um manche Nuance geändert. Nicht nur das seiner Frühzeit, sondern auch der reiferen Epochen. Sie haben es vor allem realistischer gemacht und es uns dadurch gleichermaßen näher gebracht wie ferner gerückt. Dahin ist der Hauch und der allzu ätherische Schimmer der Griechenanbetung Hölderlins, wie ihn zum letzten Mal in dem vollendeten Glanze seiner Kunst Hamerling in seinem Roman „Aspasia" vor uns hingezaubert hatte. Statt der allzu lichtgleich schwebenden Gestalten dieser Dichtungsphantasien haben die Schatten

der griechischen Vergangenheit von neuem am rauchenden Blute des Lebens getrunken und sind noch einmal vor uns auferstanden, gänzlich Menschen und doch Menschen mit dem Götterfunken künstlerisch-geistiger Genialität in der Brust.

Endlich und nicht zum wenigsten hat Erwin Rohdes klassisches Werk „Psyche“ unserer Ansicht von der hellenischen Geisteswelt eine andere Farbennuance gegeben. Mit dem sicheren Augenmaß und der maßvollen Darstellungsweise, die stets die völlige Einsicht in den Gegenstand und die innere Selbständigkeit des Forschers anzeigt, hat er den Unterstrom moralisch tief innerlicher und selbst ekstatischer Religiosität in der griechischen Kultur ans Licht gehoben, ohne dabei irgendwie im geringsten die volle relative Berechtigung der gewohnten Ansicht vom Griechentum in unselbständiger innerer Maßlosigkeit zu erschüttern zu versuchen.

Alle diese neuen Entdeckungen haben den allgemeinen Gefühlston, mit dem sich der Begriff des Griechentums in uns verbindet, in manchen Punkten in merklicher Weise geändert. Hatte doch selbst Hegel der griechischen Welt noch das Moment der Innerlichkeit abgesprochen.

Aber der tiefste Punkt ist doch die religiöse Wendung der Betrachtung, die zum wesentlichsten Teil freilich nicht blos eine Verbesserung unserer Erkenntnisse ist, sondern mehr noch eine einfache unmittelbare Folge der veränderten Bewußtseinslage der Gegenwart überhaupt, die uns überall die Beziehungen zum religiösen Problem mit erhöhter Deutlichkeit wahrnehmen läßt.

Schon einmal, in der frühen Zeit der ersten Jahrhunderte ihres Bestehens hat die christliche Religion eine Taufe mit griechischem Geiste erhalten; es entstanden Symbole, die, als der hellenische Geist aus ihnen entwich, ihr Leben verloren und teilweise zu Formen wurden, die niemand mehr zu verstehen imstande wäre, der nicht ihre Geschichte und ihren einstigen Lebensgehalt begriffen hätte. Ob sich noch einmal eine hellenische Wiedergeburt in ihnen vollziehen wird, die ihnen den entwichenen Lebensgeist zurückruft?

Der moderne Geist wird heute für die frühchristlich-hellenistische Religiosität zusehends empfänglicher. Auch Gerhart Hauptmann nennt sich selbst einen bis ins tiefste religiös erregten Menschen. Und er ist es nicht nur im allgemein religiösen, metaphysischen Sinne. Auch spezifisch-christliche Momente sind, was die „Einsamen Menschen“ nicht hatten ahnen lassen, ihm tief in die Seele gedrungen.

Mitten auf der Reise begegnet es ihm, daß die Gestalt des Heilandes in seinen Gedanken hervortritt in der Art einer Vision. „Mehrmals und immer wieder kam es mir vor, als stiege der Schatten eines einzelnen Mannes mit uns nach dem gleichen Ziele hinan, und zwar auf einem Fußsteige immer die Kehren der großen Straße abschneidend. Kamen wir bis an die Kreuzungsstelle heran, so schien es, als sei er schon vorüber, oder er war zurückgeblieben und stieg weit unten, schattenhaft über die Böschung der tieferen Straßenschleife herauf. Auch jetzt unterliege ich wieder dem Zwang dieser Vorstellung.“

Es sei unumgänglich, daß ein religiöser, christlich erzogener Mensch, auch wenn er das innere Auge abwende, gleichsam mittelst des peripherischen

Sehens doch immer auf die Gestalt des Heilands treffen muß. „Und dies war und ist mir noch jetzt jener Schatten. Etwas wie Unruhe, etwas wie Hast und Besorgnis scheint ihn den gleichen Weg zu treiben, und etwas, wie der gleiche immer noch ungestillte Durst."

Es ist die romantische Ader in des Dichters Seele, die sich auch hier im Religiösen äußert. Wir fühlen uns wie in die Romantik zurückversetzt, so dämmerungshafte Tiefen des Seelenlebens sind in diesem halbvisionären Zustande emporgestiegen.

Aber diese Tendenzen füllen doch die Seele des großen Dramatikers nicht aus; sie sind mehr als eine einmalige niemals stärker wiederkehrende Regung in ihm, aber sie erringen nicht die Herrschaft. Neben ihnen und dauernder behaupten sich doch Stimmungen, die klassischer Herkunft sind, obschon auch über sie die Romantik ihren Hauch ausgeströmt hat. Homer, die griechischen Tragiker und die attische Komödie sind es, die sich dem Dichter am tiefsten eingeprägt haben.

Kraftvolle Heiterkeit und düstere Tragik haben in ihm einen seltenen Bund miteinander geschlossen.

Es sagt etwas Abschließendes über den Menschen, ob er für die Größe der antiken Tragödie reines Verständnis hat. Die Höhe und der Grad innerer Kraft, zu der er aufzusteigen vermag, gelangt darin zum Ausdruck.

Hier liegt die letzte Größe menschlicher Seelenart.

Die Tragödie ist nach der Auffassung der Antike etwas rein Menschliches. Der Gottheit bleibt das Tragische im wesentlichen fern. In dieser Ansicht liegt der ganze Gegensatz der griechischen Frömmigkeit zur nachantiken beschlossen.

Das Tragische reicht nicht hinauf in die Höhen göttlichen Lebens. Es entsteht da, wo der Mensch die Ketten seines Geschickes durchbricht und zersprengt und doch an die Bedingungen der Erde gefesselt bleibt. Oder, und das ist die andere noch grausigere Art der Entstehung des Tragischen: es ist dort vorhanden, wo das der Gottheit Entgegengesetzte zur Welt-Realität wird. Dieser Quell des Tragischen ist es, der dem Dichter am gegenwärtigsten bleibt.

„Wenn wir einen Durchbruch des apollinischen Glanzes in die Bereiche des Hades als möglich erachteten, so möchte ich die Tragödie, cum grano salis, mit einem Durchbruch der unterirdischen Mächte, oder mit einem Vorstoß dieser Mächte ins Licht vergleichen. Ich meine damit die Tragödie seit Äschylos, von dem es heißt, daß er es gewesen ist, der den Erinnyen Schlangen ins Haar geflochten hat." „Das Tragische offenbart sich als die schaudernde Anerkennung unabirrbarer Blutbeschlüsse der Schicksalsmächte: keine wahre Tragödie ohne den Mord."

Aber so groß, so erhaben, so welterschütternd das Tragische ist, so sehr sich in ihm der Mensch über die Grenzen seines Geschlechts hinaus steigert, es ragt nicht empor bis zu den Höhen der Gottheit selbst. Durch einen Abgrund bleibt es von ihr geschieden. „Die Tragödie ist immer eine Art Höllenzwang."

Die ganze Kraft und die Seelenstärke des Hellenen offenbart sich mit zwingender Macht darin, daß es ihn immer wieder hinaustreibt über

das Tragische. Nur der kranke romantische Mensch verharrt darin und spiegelt seine Seele in diesem Blick. Wo das Individuum Kraft hat und das Leben die Oberhand behält, da ringt es selbst die Tragödie zu Boden und bleibt Herr seines Geschicks.

In dieser Hinsicht ist Homer noch gesünder, noch unromantischer als es die klassische Tragödie gewesen ist; in ihm siegt das Leben und nicht sein Gegensatz. „Über seinen Gedichten ist nirgend das Haupt der Medusa aufgehängt."

Und wenn man den modernen Dichter selbst als den mit dem Leben Zerfallenen, ruhelos todessüchtigen Helden seiner Dichtungen bezeichnet hat — es ist eine Täuschung gewesen. Wie es eine Täuschung ist, daß der Dichter das Ganze seines Lebens und seines persönlichen Seins in seine Werke hineingeben, in ihnen aussprechen muß. Jedes Werk ist nur ein über sich selbst hinaus gesteigertes Stück von der Seele seines Schöpfers.

„Ich bin durchaus" — so sagt Hauptmann es uns — „homerisch gestimmt, wie denn mein ganzes Wesen dem Homerischen huldigt." „Wo ist," fragt er über den Trümmerstätten Mykenes, „das Blutlicht, mit dem Äschylos und Sophokles durch die Jahrhunderte rückwärts diese Stätte beleuchteten? Es ist von der Sonne Homers getilgt . . . Das Löwentor, der mykenaische Schutthügel und die Hügel ringsum sind von Sonne durchglüht und von Sturm umbraust . . ." „Es ist von eigentümlichem Reiz, sich nach den mykenaischen Gräberfunden in dieser Umgebung ein Leben in Üppigkeit und Luxus vorzustellen: Männer und Frauen, die sich schnürten, und besonders Frauen, deren Toiletten an Glanz und Raffinement der Toilette einer spanischen Tänzerin, die in einem Pariser Theater tanzt, gleichgekommen. Aber schließlich ist es wieder Homer, der überall den Sinn für Komfort und Luxus entwickelt und nie vergißt, Bäder, duftende Betten, reinliches Linnen, hohe und hallende Säle, Schmuck und Schönheit der Weiber, ja sogar den Wohlgeschmack des Getränkes und der Speisen gebührend zu würdigen." —

Norddeutsche düstere Formen der Religiosität haben vielfach nichts geringer geschätzt als die Heiterkeit. Sie galt ihnen als die sündige Lebensstimmung an sich. Der Mensch als der Sünde verfallen und aus eigener Kraft unvermögend von ihr freizukommen, soll finster gestimmt sein und nur im Hinblick auf höheren Freispruch darf er freier atmen.

Man kann sagen: Keine mögliche Gemütshaltung ist dem modernen Menschen fremder geworden als diese aus der schlimmsten Zeit der deutschen Geistesgeschichte, dem siebzehnten Jahrhundert, herrührende Lebensgesinnung, die auch dem frühen Christentum auf das entschiedenste widerspricht. Das junge Christentum trug Jubelstimmung und Zuversicht in der Seele, göttliches, erhabenes inneres Glück war es, das die ersten Generationen der neuen Religion über die Verfolgungen Roms sieghaft hinübertrug.

Immer aber noch lastet jene psychische Verfassung wie ein Druck über zahlreichen Menschen, und wenn sie sich ihr nicht mehr unterwerfen, so tragen sie doch das unruhige drückende Gewissen mit sich, daß sie es eigentlich sollten.

Immer wieder ist dem deutschen Geist hier gerade die Antike zur inneren befreienden Erlösung geworden und vor allem sind es die Athener

gewesen, deren Geist wie mit Flügeln dahinfährt. Wie Nietzsche die göttliche, gottgegebene Heiterkeit der Seele in hundert Zungen gepredigt hat, und ihrem höchsten körperlichen Ausdruck, dem Tanze, Opfer streute, so zeigt sich auch Gerhart Hauptmann von der Tendenz zur Heiterkeit erfüllt: „Als höchste menschliche Lebensform erscheint mir die Heiterkeit: die Heiterkeit eines Kindes, die im gealterten Mann oder Volk entweder erlischt, oder sich zur Kraft der Komödie steigert. Tragödie und Komödie haben dasselbe Stoffgebiet: eine Behauptung, deren verwegenste Folgerungen zu ziehen der Dichter noch kommen muß. Der attische Geist erzeugt, wie die Luft eines reinen Herbsttages, in der Brust jenen wonnigen Kitzel, der zu einem beinah nur innen spürbaren Lachen reizt." „Man soll nicht vergessen, daß Tragödie und Komödie volkstümlich waren. Es sollen das diejenigen nicht vergessen, die heute in toten Winkeln sitzen. Beide, Tragödie wie Komödie, haben nichts mit schwachen, überfeinerten Nerven zu tun, und ebensowenig wie sie ihre Dichter — am allerwenigsten aber ihr Publikum. Trotzdem aber keiner der Zuschauer jener Zeiten, etwa wie viele der heutigen, beim Hühnerschlachten ohnmächtig wurde, so blieb, nachdem die Gewalt der Tragödie über ihn hingegangen war, die Komödie eines jeden unabweisliche Gegenforderung: und das ist gesund und ist gut." —

Es ist ganz falsch, wenn gesagt wird, jede Heiterkeit sei unfromm, ungöttlich. Alles hängt hier von der Farbe, der Konstitution der Heiterkeit ab. Es gibt eine „Heiterkeit", die lediglich animalischer Natur, ja fast tierisch ist, aber es gibt auch eine andere, die an die Grenzen des Göttlichen rührt. Diese Heiterkeit kann selbst metaphysischen Charakter annehmen, wenn sie die Folge des Bewußtseins von der Göttlichkeit des Lebens selber ist, davon, daß alles Dasein eine Emanation aus dem göttlichen Welt-Zentrum ist. Diese Art von Heiterkeit darf nicht mit gemeiner Vergnügtheit gleichgestellt werden. Sie hat die Weihe des Göttlichen.

Wenn man Menschen wissen will, die sie wahrhaft gekannt haben, so wende man sich zu den Genies, zu Genies aller Arten; wenn sie zur Produktion gestimmt gewesen sind, dann haben sie diese flügelbeschwingte Heiterkeit in der Seele gehabt. Es ist ihnen, als flögen sie dahin über die Erde, leicht beschwingt, mit Götterflügeln an den Füßen.

Überall, wo eine wahrhaft produktive Kunstatmosphäre herrscht, nicht blos Geschwätz im Salon, sondern volle, reiche Produktion im Gange ist, da kann man den Hauch dieser götterleichten Heiterkeit wie ein unsichtbares Fluidum in der Luft spüren.

Ein solches Fluidum muß in der geistigen Atmosphäre Athens gelegen haben, sowie es im Florenz und Rom der Renaissance in manchen Jahren vorhanden gewesen sein muß. Es ist eine Ausstrahlung höherer, hemmungsfreier Genialität.

Wenn die athenische Heiterkeit nicht von dieser geistgesättigten Art gewesen wäre, schwerlich könnte man es verstehen, daß die antike Komödie mit dem Gottesdienst im Zusammenhang gestanden hat. Dazu stimmt der Eindruck, den die Komödien des Aristophanes und auch die neuentdeckten großen Fragmente des Menander hinterlassen. So gewagt, ja so absolut unanständig diese Komödien zum großen Teile sind, der

Geist darin und darüber ist ein höherer als der einer Unanständigkeit gewöhnlicher Art. Sie sind so durchtränkt mit Esprit, daß sie selbst im Unsittlichen noch in der Form göttlich bleiben.

Die Abgewandtheit von dem Finster-Zerknirschten als vermeintlich zur Religiosität notwendig Gehörigem ist es zuletzt, was auch Hauptmann wie den deutschen Klassizismus zu den Griechen geführt hat. „Während unsere Kirchen eigentlich nur den Unterirdischen geweiht zu sein scheinen, galten die griechischen Tempel als Wohnung der Himmlischen. Deshalb senkten sie lichte Schauder ins Herz, statt der dunklen, und die Pilger ergriff zugleich, in der olympischen Nähe, Furcht, Seligkeit, Sehnsucht und Neid."

Und hier findet er auch den tiefsten Grund dafür, weshalb in der Neuzeit das Theater bei der Kirche im Banne ist, während im Griechentum beide zusammengehörten. „Der Karren der Thespis war nicht in Acht und Bann getan; ja, Thespis erhielt im Theater, im heiligen Bezirk des Dionysos, ihre Statue . . . Kurz, was heute in Theater und Kirche zerfallen ist, war damals ganz und eins; und weit entfernt ein memento mori zu sein, lockte der Tempel ins höhere, festliche Leben, er lockte dazu, wie ein buntes, göttliches Gauklerzelt."

In der Tat, hier liegen die tiefsten Differenzen zwischen griechischer Volksreligiosität und dem, was in unserem Norden Jahrhunderte hindurch allein als religiöse Gesinnung angesehen worden ist. Es war vergessen worden, daß auch das Christentum zuletzt tiefste Momente der Freude und des Jubels in sich enthalten hat und daß Ernst und Düsterkeit auch in ihm nicht alle Zeit das Ende gewesen sind. Jene düsterstrenge Gestaltung der Religion ist nur eine ihrer möglichen Formen gewesen.

In den südlicheren romanischen Ländern hat sich die andere Seite der Religiosität: Glück und Freude in viel höherem Maße erhalten. Noch heute unterscheiden sich die festlichen Zeremonien auf italienischem und griechischem Boden wohl nur wenig von den Festtagen und der Feststimmung, wie sie in der Antike vorgelegen haben muß, von der wir mit Unrecht aus Vorurteil annehmen, daß darin keine religiösen Momente enthalten sind. Auch Glück und Freude sind religiöser Natur, wenn sie sich über den Kreis des Individuums erheben und in den Weltzusammenhang eintreten.

Auch hier hat Schiller tief gesehen, wenn er zu sagen wagte: „Freude, schöner Götterfunken." Eine Auffassung der Freude, die durchaus unmodern ist, wenn man unter „modern" die durchschnittliche Gesinnung der letzten Jahrhunderte versteht. Wie nahe sie aber hellenischem Geiste verwandt ist, das zeigt das Wort eines griechischen Autors, der gesagt hat: wir dienen den Göttern am meisten dann, wenn wir glücklich sind.

Der tiefste Wandel, der sich in der Lebensgesinnung der europäischen Völker seit der Renaissance immer von neuem stoßweise den Sieg zu erringen trachtet, liegt eben darin, daß die positiven Affekte der Freude, des Glücks und der reinen hohen Lust wieder als göttlicher Herkunft empfunden werden, und nicht in erster Linie und einseitig die negativen Zustände der Depression, des Sündenbewußtseins und des Schuldgefühls. Es bedeutet das eine unverkennbare Annäherung an die Antike, der die moderne Kultur ständig verwandter wird. —

Auch die Wiederanknüpfung des religiösen Bewußtseins an die Natur ist eine Folge der veränderten geistigen Situation. Zwar fehlt auch in der Religiosität der vergangenen, hinter uns liegenden Jahrhunderte dies Moment nicht völlig, die Natur — eine Offenbarung der Gottheit, dieser Gedanke war ausdrücklich anerkannt. Aber er blieb ohne Lebensgewalt.

Die Natur stand dem Menschen tot und lebensleer gegenüber, und in der seelischen Hingabe an sie wurde ein religiöses Moment nicht anerkannt.

Der Quell aller Religiosität blieb für diesen allzu engen Standpunkt nur das moralische Innere des Menschen.

Auch in diesem Punkt ist der Umschwung ein durchgängiger. Die moralischen Selbsterfahrungen sind nur eine der Quellen der Religion. Gerhart Hauptmann geht sogar in der entgegengesetzten Richtung bis zu dem Ausspruch hin: „Religiöses Empfinden hat seine tiefsten Wurzeln in der Natur; und sofern Kultur nicht dazu führt, mit diesem Wurzelsystem stärker, tiefer und weiter verzweigt in die Natur zu dringen, ist sie Feindin der Religion."

Merkwürdig ist, wie in dichterischen Naturen diese Geistesbewegung stets eine, wenn auch in den Schranken der Poesie verbleibende Tendenz zum Polytheismus mit sich führt. Auch hier zeigt Gerhart Hauptmann eine unverkennbare Verwandtheit mit Schiller.

> Schöne Welt, wo bist du? — Kehre wieder,
> Holdes Blütenalter der Natur!

Nicht anders heißt es in des Heutigen Tagebuch: „Polytheismus und Monotheismus schließen einander nicht aus. Wir haben es in der Welt mit zahllosen Formen der Gottheit zu tun, und jenseit der Welt mit der göttlichen Einheit. Diese eine ungeteilte Gottheit ist nur noch ahnungsweise wahrnehmbar. Sie bleibt ohne jede Vorstellbarkeit. Vorstellbarkeit ist aber das wesentliche Glück menschlicher Erkenntnis, dem darum Polytheismus mehr entspricht. Wir leben in einer Welt der Vorstellungen, oder wir leben nicht mehr in unserer Welt. Kurz: wir können irdische Götter nicht entbehren, wenngleich wir den Einen, Einzigen, Unbekannten, den Alleinen, hinter allem wissen."

Hatte nicht auch Goethe bekannt: „Ich für mich kann, bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist als Naturforscher, und eines so entschieden als das andere."

Wir stehen hier vor einer Eigentümlichkeit jeder dichterischen Geistesorganisation: sie hat eine erhöhte Fähigkeit, fremde Seelengestalten sich vor das Bewußtsein zaubern zu können. Ein besonderer Ausfluß dieses Vermögens ist die Belebung der Naturformen, die in der modernen Welt mit ihrem Übergewicht physikalischer Weltbetrachtung sich freilich nicht mehr bis zu Ende zu entwickeln vermag.

Wohl aber sind die Bahnen der Einbildungskraft frei, wo es sich nicht um das Eindringen des Geistes in die Natur, sondern um die Wiedergeburt der Geister der Vergangenheit handelt. Auch hier offenbart sich die Überlegenheit der produktiven Natur.

Diese Auferstehung entwichener Schatten im Bewußtsein des Dichters, daß sie aus seinem geistigen Blut sich neues Leben zu trinken vermögen, ist es zuletzt gewesen, die Gerhart Hauptmann in seinem Verhältnis zu den Griechen über bloße Gedanken hinaus zu einer engeren Erlebnisbeziehung hat kommen lassen.

Die Macht und die Lebenskraft, die die Vorstellungen der Phantasie in der dichterischen Organisation zu gewinnen vermögen, sind so groß, daß selbst die Realität der gewöhnlichen Außenwelt ihnen gegenüber auf Augenblicke erblassen kann. Auch Gerhart Hauptmann unterliegt darin dem Geschick aller Dichter, und einen Zweifler an seinen Qualitäten müßten schon diese Seelenvorgänge in ihm, wenn er sie hinreichend zu verstehen imstande ist, eines anderen zu überzeugen die Kraft haben.

Mannigfach sind die Begebnisse, wo diese Einbildungskraft sich geltend macht.

„Ich habe, auf meinem Maultier hängend," hören wir von ihm, „Augenblicke, wo mir dies alles nicht mehr wirklich ist. Ein alter Knecht und Geschichtenerzähler fällt mir ein, der mir in ländlichen Winterabenden ähnliche Bilder (wie sie die Landschaft und das Naturleben auf ihr zur Stunde bot) als Visionen geschildert hat. Er war ein Trinker, und als solcher ja auch verknüpft mit Dionysos . . . ."

Für jeden Dichter wie jeden ganzen Idealisten — so auch für die gesamten Philosophien des Idealismus — hat das eigene innere starke Gefühlserlebnis stets einen höheren Grad von Realität als das Materielle der Welt.

„Was mir bevorsteht," — sagt der Dichter beim Nahen der Phäakeninsel — „ist eine Art Besitzergreifen. Es ist keine unreale, materielle Eroberung, sondern mehr. Ich bin wieder jung. Ich bin berauscht von schönen Erwartungen, denn ich habe von dieser Insel, solange ich ihren Namen kannte, Träume geträumt."

Diese psychische Stärke des Phantasieerlebnisses ist bei Gerhart Hauptmann so groß, daß sie sich selbst ungünstigen äußeren Eindrücken gegenüber mit voller Kraft zu erhalten vermag. Mitten in Wind und Wetter, unter ganz ungriechisch düsterem Himmel bringt ihn der Zug vom Isthmus her Athen näher. Aber seine Seele gerät auch so noch in einen „luziden Zustand, wo es ihm möglich wird, von allem Störenden abzusehen und deutliche Bilder längst vergangenen Lebens in die phantastische, sogenannte (!) Wirklichkeit hineinzutragen. Fast erlebe ich so den tapferen Bergmarsch eines Trupps athenienfischer Jünglinge, etwa zur Zeit des Perikles, und freue mich, wie sie, gesund und wetterhart, der Unbill von Regen und Wind, wie wir selbst es gewohnt sind, wenig achten. Ich lerne die ersten Griechen kennen. Ich freunde mich an mit diesem Schwarm, ich höre die jungen Leute lachen, schwatzen, rufen und atmen. . . . Und dies Erleben wird so durchaus eine Realität, daß irgend etwas so Genanntes für mich mehr Realität nicht sein könnte."

Auf dem Wege nach Delphi überkommt es ihn ähnlich: „Es zieht mich nach den Gipfeln des waldreichen Kiona hinauf, wohin ich die angestrengten Blicke meiner Augen aussende, als vermöchte ich dort noch heute

einen gottselig begeisterten Schwarm rasender Bacchen zwischen den Stämmen aufzustöbern. Es liegt in mir eine Kraft der Zeitlosigkeit, die es mir, besonders in solchen Augenblicken, möglich macht, das Leben als eine große Gegenwart zu empfinden: und deshalb starre ich immer noch forschend hinauf, als ob nicht Tausende von Jahren seit dem letzten Auszug bacchischer Schwärme vergangen wären."

Diese Stärke der Einbildungskraft zusammen mit den veränderten wissenschaftlichen Erkenntnissen über das Griechentum mit der religiösen Sehnsucht der Gegenwart und ihrem eigenen Idealismus in Beziehung gesetzt zu haben, das ist der geistige Ertrag der griechischen Reise des Dichters.

Auch die Tempel Athens sieht er mit anderen Augen an, als die Tradition es nicht selten getan. „Ich habe das schwächliche Griechisieren, die blutlose Liebe zu einem blutlosen Griechentum niemals leiden mögen. Deshalb schreckt es mich auch nicht ab, mir die dorischen Tempel bunt und und in einer für manche Begriffe barbarischen Weise bemalt zu denken. Ja, mit einer gewissen Schadenfreude gönne ich das den Zärtlingen." — „Wie der Parthenon jetzt ist, so heißt seine Formel: Kraft und Ernst! Davon ist die Kraft fast bis zur Drohung, der Ernst fast bis zur Härte gesteigert. Die Sprache der Formen ist so bestimmt, daß ich nicht einmal glauben kann, es sei durch die frühere bunte Bemalung ihrem Ausdruck etwas genommen worden."

Es ist kein müdes Sehnen nach einer idealvollen Zeit reiner Harmonie, nichts mehr von den romantischen glutschönen, aber krankhaften Affekten der Hyperionseele, die den Dichter unserer Zeit an den attischen Boden fesseln. Nichts mehr von den alle Glieder selbst des Körpers durchziehenden schmelzenden Gefühlstönen, nichts mehr von einem Dahinbluten der eigenen Seele in ungestillter unerfüllbarer Sehnsucht.

„Starker Wind. Gesundes, sonniges Wetter" — trägt er in sein Taschenbuch ein. „In der Luft wohnt deutscher Frühling. Der Parthenon: stark, machtvoll, ohne südländisches Pathos, rauscht im Winde laut, wie eine Harfe oder das Meer. Ein deutscher Grasgarten ist um ihn herum. Frühlingsblumen beben im Luftzug. Um all die heiligen Trümmer auf dem grünen Plateau der Akropolis weht Kamillen-Arom. Es ist ein unsäglich entzückender Zustand, zwischen den schwankenden Gräsern auf irgend einem Stück Marmor zu sitzen, die Augen schweifen zu lassen über die blendende, helle attische Landschaft hin . . . Geradeaus, unter mir liegt, tiefblau, in die herrliche Bucht geschmiegt, das Meer. Ägina und Salamis grüßen herüber . . . Ich atme tief! . . ."

Oder: „Frische nordische Luft. Nordwind. Eine ungeheure Rauch- und Staubwolke wird von Norden nach Süden über das ferne Athen hingejagt. Gegen den Hymettos zieht der bräunliche Dunst, Akropolis und Lykabettos in Schleier hüllend. Ich verfolge, vom Rande der phalerischen Bucht, ein beinahe ausgetrocknetes Flußbett, in der Richtung gegen den Parnes. Schwalben flattern über den spärlichen Wasserpfützen in lebhafter Erwerbstätigkeit . . . Die Finger erstarren mir fast, wie ich diese Bemerkung in mein Buch setze. Die Landschaft ist fast ganz nordisch. Vereinzelte Kaktuspflanzen an den Feldrainen machen den unwahrscheinlichsten Eindruck. Ich

beschreite einen Feldweg. Um mich, zu beiden Seiten, wogt tiefgrün die Gerste. Man muß die Alten und das Getreide zusammendenken, um ganz in ihre sinnliche Nähe zu gelangen, mit ihnen vertraut, bei ihnen heimisch zu sein.

Die Akropolis, mit dem Parthenon, erhebt sich unmittelbar aus der weiten Prärie, aus der wogenden See grüner Halme, empor."

Fast streng ist die Stimmung dieser Worte. Von romantischer Gefühlsweichheit liegt nichts mehr darin. Doch auch das ist Idealismus, echter, starker Idealismus. Es ist der Idealismus, des im Leben der Gegenwart härter gewordenen Menschen. Es ist etwas Verrocchiohaftes darin. Strenge, sichere Konturen und doch dahinter die vibrierende, religiös erregbare Seele der Frührenaissance.

Aber so mächtig und tief bestimmt ist die griechische Natur, daß sie auch einen so herben modernen Menschen auf Stunden sich ganz zu unterwerfen vermag und wieder hinzieht in dies weiche linde Sichlösen aller Spannung: „. . . Wir ahnen, von welchem Boden Platon zu seiner Erkenntnis der reinen Idee sich aufschwang. Welche Bereiche erschlossen sich in solchen schönheitstrunkenen Nächten, die warm und kristallklar zu ein und demselben Element mit den Seelen wurden . . . welche Bereiche erschlossen sich den Künstlern und Philosophen hier, als den Gästen und nahen Freunden der Himmlischen."

„Ich kann nicht glauben, daß irgend ein Land an landscha tlichen Reizen und in der Harmonie solcher Reize mit dem griechischen wetteifern könnte. Es zeigt den überraschendsten Wechsel an Formen und überall eine bestrickende Wohnlichkeit.

Ich möchte behaupten, daß der Reichtum der griechischen Seele zum Teil eine Folge des eigenartigen Reichtums der griechischen Muttererde ist. Wobei ich von dem landschaftlichen Sinn der Alten den allerhöchsten Begriff habe. Natürlich nicht in der Weise moderner Malerei, sondern als eine Art Empfindsamkeit, die eine Seele immer wieder zum unbewußten Reflex der Landschaft macht."

So zwingt die griechische Landschaft, ihre Formen und ihre Farben, die Seele des Sehenden zu einer genau bestimmten Vibration, sie läßt sie erzittern zu jenem harmonischen Klang, der aus der Kultur Athens uns entgegen tönt.

Das Geschlecht, das sie schuf, ist dahin; es bedurfte seiner, um aus der bloßen Stimmung der Seele eine ewige Kunst und Philosophie entstehen zu lassen, aber der Rahmen, der dieses Leben in sich faßte, besteht noch und macht den Empfänglichen doppelt empfänglich für die Frucht, die aus diesem Boden hervorging und die eine der höchsten von allen geblieben ist, die aus der Seele des Menschen entstanden sind.

„Ich wüßte nicht, wozu der europäische Geist eine stärkere Liebe fühlen sollte, als zum Attischen . . . Der Geist, der hier herrscht, blieb leicht und rein und durchsichtig, wie die attische Luft, auch nachdem das Gewitter der Tragödie sie vorübergehend verfinstert, der Strahl des Zeus sie zerrissen hatte." —

Baltische Dichter.*)

Von Elsa Bernewitz.

I.

Der geistige Ertrag von dem Leben eines Volkes wird am eindrucksvollsten in seiner Dichtung niedergelegt, denn sie ist imstande die Traditionen und Erinnerungen eines ganzen Landes, all die feinen Zusammenhänge zwischen der Scholle und ihren Kindern, wie alle lebendigen Kräfte überhaupt, in sich aufzusaugen, zu erhalten und weiterzutragen. Sie spricht eine verständlichere Sprache, faßt weitgreifender zusammen, als es alle übrigen Dokumente geistigen Lebens vermögen. So wird die Dichtung die eigentliche Vermittlerin zwischen der Gegenwart und Vergangenheit, und sie ist es auch, die das Leben ihres Landes über die Grenzen desselben hinaus in die Ferne trägt.

Das Baltenland hat keine so großen Dichter gehabt, daß der Fremde sich durch sie in diesem Winkel im Norden, in dem sich unter schwierigsten Verhältnissen ein sehr eigenartig ausgeprägtes Deutschtum durchgerungen und erhalten hat, zu Hause fühlen könnte.

Zwar wer Pantenius' Romane gelesen hat oder die Memoiren der Elisa von der Recke, wird einigermaßen Bescheid wissen, meist aber ist es doch so, daß der Balte, der nach Deutschland kommt, so schwer er sich in die ihm fremden wirtschaftlichen Verhältnisse dort finden mag, im geistigen Leben des Volkes, dessen Lieder er gesungen und aus dessen Büchern er gelernt, völlig zu Hause ist und mit Entzücken die Stätten der großen Männer aufsucht, an denen sein Geist sich bildete, Luthers und Kants, Goethes und Schillers, und es berührt ihn fremd und peinlich, daß, während er so den lebendigsten Zusammenhang zwischen der deutschen Kultur- und Geistesgeschichte und der seines eigenen kleinen Landes empfindet, der deutsche Reichsangehörige fortfährt, die Wurzeln der baltischen Kultur in Rußland statt in Deutschland zu suchen.

Mehr als siebenhundert Jahre sind in Freud und Leid über das baltische Land hingegangen, seit der Augustinerpriester Meinhard, ein Mann mit gottesfürchtigem Sinn und würdigem grauen Haupthaar, der sich einigen nach Livland fahrenden Kaufleuten angeschlossen hatte, am einsamen Dünaaufer die erste Kirche baute und so den Grundstein zur Christianisierung dieses Landstrichs und zu seiner Eroberung durch den Schwertbrüderorden legte. In all dem wechselnden Geschick, in dem das ohnmächtige, von inneren Wirren zerrissene Land bald aus den Händen der Ordensbrüder in die Schwedens und Polens, zuletzt Rußlands übergeht, bleibt der geistige Zusammenhang mit Deutschland immer rege, und so steht auch die baltische Dichtung in engster Beziehung

*) Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, ein vollständiges Bild dessen, was auf dichterischem Gebiet in den baltischen Landen geleistet worden ist, zu geben. Das baltische Dichterbuch nennt noch viele Namen, die hier nicht erwähnt worden sind. Es sind nur einige Gestalten herausgegriffen, um an ihnen und ihrer Dichtung ein Stück baltischer Eigenart zu zeichnen und den engen geistigen Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande. E. Bz.

zu der Deutschlands und erhält von hier aus ihre Richtung. Fast jede Strömung der deutschen Literaturgeschichte findet man daher auch in Livland vertreten, nur daß sie hier später aufzutreten und länger anzuhalten pflegt.

Es ist anzunehmen, daß in den fortwährenden Kriegsnöten und den damit verbundenen Feuersbrünsten, die Livlands*) Schlösser und Städte wieder und wieder in Asche legten, viel in alter Zeit Aufgezeichnetes verloren gegangen ist.

Es ist daher überaus schwer, über die mittelalterliche Literatur einen Überblick zu gewinnen. Was auf uns gekommen ist, die livländische Reimchronik, die Minne- und Marienlieder, die Tanzlieder und Totentänze, sowie die durch die lokalen Verhältnisse bedingten sehr zahlreichen politischen Gedichte, meist Klagen über das Elend des Krieges und die Verwüstungen des Landes, so wertvoll sie für die Kulturgeschichte Livlands sind, als Dichtungen betrachtet, wirken die meisten ziemlich matt und unselbständig. Nur einmal begegnet uns im Mittelalter ein großes dichterisches Talent, aber der weit über die Grenzen Livlands bekannte Burckard Waldis, der treffliche Humorist, geniale Fabeldichter und Sänger manchen frommen Liedes, ist von Geburt Hesse und im Laufe seines unstäten Wanderlebens nach Livland verschlagen worden, wo er in der Reformationsgeschichte des Landes eine Rolle spielte. Die meisten seiner Dichtungen (Esopus [Fabeln], das Drama vom verlorenen Sohn etc.) sind in dem kleinen Laden, den er als „Kannegeter" in Riga auf dem Rathausplatz innehatte, entstanden, oder in Livland, in „schwerer Gefängnis", und so mit den Erfahrungen und Beobachtungen, die er in seiner zweiten Heimat machte, aufs engste verknüpft.

Es wird immer eine interessante Frage bleiben, warum das Baltenland, dessen Menschenschlag ein eigenartig ausgeprägter ist und von jeher eine hohe Zahl übernormaler Begabungen gezeitigt hat, in künstlerischer Beziehung besonders unproduktiv genannt werden muß. Könnte die Natur eines Landes allein Dichter hervorbringen, so müßten die baltischen Provinzen reich an ihnen sein. Denn wer je die eigenartig schwermütige Poesie dieser Landschaft empfunden hat: die großen Flächen, die am Horizont der Dämmerstreifen des Waldes schließt, die langen niedrigen Häuser der Bauern, die mühselig und gebückt am Boden hinzukriechen scheinen, den rauhen weißen Winter, den kurzen Sommer, wo die Luft, in der Mittagshitze zitternd, über den fruchtbaren Feldern schwebt, aus denen die von dunkeln Baummassen umgebenen Gutshöfe, Kirchen und Pastorate wie die Inseln aus dem Meere aufragen, der sollte meinen, daß die Zwiesprache des Menschen mit dieser herben und großzügigen Natur eine seltene, herrliche Poesie der Öde und Einsamkeit hervorbringen mußte.

Sicher ist, daß ein starkes Gefühl für die poetische Eigenart seines Landes in jedem Balten lebt und mit seiner Heimatliebe aufs engste verwachsen ist, und wo je einer schrieb, da versuchte er diesem Gefühl Ausdruck zu geben. Man lese Bertram und man wird aus seinen Schnurren, die oft an das albern Possenhafte streifen, doch den Eindruck einer spezifisch baltischen Poesie gewinnen, die als reizvolle Stimmung über allem schwebt,

*) Livland hier als Gesamtname für die 3 Provinzen: Estland, Livland, Kurland.

so wenn er von den Vorgängen in der Leutestube erzählt, oder von den Vorbereitungen auf den Sonntag in einem livländischen Pastorat, wie da die eine Magd den weißen Sand auf die Diele wirft, während eine andere gehackten Grünstrauch darüber streut, und ist es Sommer, so kommen noch Waldblümchen oder Mohnblätter hinzu, und der Sonntag wird empfangen wie ein Herrscher mit Blumen.

Oder man lese, wie P a n t e n i u s die Sommernächte beschreibt, die er als Knabe bei den Pferden verwachte. „Rings um uns das Dämmerlicht der nordischen Sommernacht, in der das Tierleben rege bleibt: im Korn schlägt die Wachtel, in der Wiese schreit der Wachtelkönig, im Graben surrt der Erdkrebs. Den Pferden sind die Vorderfüße zusammengekoppelt, wenn sie sich vorwärts bewegen wollen, müssen sie einen schweren Sprung tun. Von Zeit zu Zeit schnaubt eins, während man die andern den Klee abrupfen hört. Der Knecht aber erzählt uns von seinem Leben, in dem es, so einfach es auch verlief, doch Höhepunkte gab. Allmählich verstummt er, und auch wir verfallen in den gesunden Schlaf der Jugend, bis uns die Morgenkühle weckt . . . . "

Wie die Natur des Landes, so ist auch seine Geschichte nicht arm an poetischem Gehalt. „Bieten die Kämpfe der Ritter nicht reichen Stoff?" so ruft bei Pantenius eine kurische Patriotin aus. „Muß das Ringen um Terweeten nicht zahlreiche poetische Motive hergeben? Gilt nicht dasselbe von den späteren Grenzfehden mit den Litauern? In einer Nacht wie dieser ritt vielleicht der Semgalle Westhard über diese Scholle und spähte sorgenvoll stromabwärts nach blinkenden Rüstungen, oder lauschte, ob nicht auf jenem Ufer streifende Litauer auf flüchtigen Pferden klirrend heransprengten!"

Aber während Pantenius selber einem Stück baltischer Vergangenheit in seinem historischen Roman „Die von Kelles" ein herrliches Denkmal setzte, liegen ganze Perioden voll starker äußerer und innerer Bewegung als Aktenmaterial in den Bibliotheken vergraben und sind vergessen. Wer weiß heute noch etwas von der geistlich reich bewegten Zeit, als die Herrenhuter ins Land kamen und das große Feuer des Herrn ausbrach, als in dem Dorfe Üppel auf Ösel die frommen Eheleute Üppe Jürgen und sein Weib Trine göttlich erweckt wurden, und in der Verkündigung, der ihnen widerfahrenen Gnade so laut, daß die ganze Umgegend, Herrschaften und Bauern, zusammenströmte, um ihrer Rede zu lauschen? Wer ahnt noch etwas von der großen Erschütterung, die damals die Leute ergriff, so daß sie ihre Sackpfeifen, Harfen und Geigen um des Gewissens willen verbrannten, die Weiber ihren Putz ablegten und die Wirtshäuser verödeten? Wie viele hörten etwas von den Zeiten der Verfolgung, wo die Versammlungen heimlich in den großen Wäldern von Korropäe an den kalten Märzabenden zusammentraten, die verfolgten Gläubigen heimlich durch das Gehölz geschlichen kamen, um der Rede eines frommen Bruders zu lauschen, der über die Materie „vom Umgang mit dem großen Martermanne" so gewaltig predigte, daß man vor Übernommenheit nicht auseinander konnte . . .

„O hätten wir einen Walter Scott!" heißt es wiederum bei Pantenius. „Er hätte mehr zur Erhaltung und zum Verständnis unserer Eigenart getan, als unsere Landesbevollmächtigten und Landtage zusammen!"

Gewiß ist, daß die Geschichte des Baltenlandes, so viel sie auch dem Rückwärtsschauenden an Stoff zur Dichtung geben könnte, der Dichtung nicht günstig war. Selten hat ein Volk um die Erhaltung seiner Kulturgüter, seiner Nationalität und seines Glaubens schwerer ringen müssen als die baltischen Deutschen. Ein großer Teil deutscher Geisteskraft ist daher in dem Widerstand verbraucht, den der Balte leisten mußte, um von fremden Völkerschaften (Letten, Esten, Russen) nicht zerrieben und auf eine niedrigere Kulturstufe harabgedrückt zu werden. Überschüssige Kraft zu künstlerischer Produktion wurde so nur selten frei. Mehr aber als in den äußeren Umständen sind die Gründe der künstlerischen Unproduktivität in der eigentümlichen Beanlagung des Balten, seiner innersten Natur, zu suchen.

Der Balte ist kein willenskräftiger Tatenmensch. Wo eine starke Begabung bei ihm vorhanden ist, da liegt sie in philosophisch-kritischer Richtung. Er ist Grübler und Forscher; die Wagschale der intellektuellen Berechnung überwiegt die der Unmittelbarkeit; mit Zweifel, Mißtrauen und einer immerwachen Kritik werden die Erscheinungen des Lebens erforscht, beobachtet, zerpflückt; der zweifelnde Verstand greift bei solchen Naturen meist einem praktischen Versuch vor: und so durchschneidet das Talent sich die Flügel, ehe es den Flug zur Sonne überhaupt gewagt hat. Pantenius, einer der besten Kenner baltischer Eigenart, schildert in „Allein und frei!" die zwiespältige Seele seines Heinz Eichenstamm in der folgenden bedeutsamen Weise:

„In dem Heinz wohnen zwei Seelen, die nicht zusammen stimmen und ihn nie werden zu einem rechten Fluge kommen lassen. Die eine Seele ist die Eichenstammsche. Die ist gerade, ehrlich, fleißig und ausdauernd, wenn auch hochmütig, eitel und trotzig; die für sich kann's aber zu nichts Großem bringen, weil sie zu leicht mit sich zufrieden ist, in Staunen gerät über sich, es nicht merkt, wie viel ihr noch fehlt, zufrieden ist, wenn sie nur die Erste ist, die Erste gleichviel wo, und wärs auch nur wie der Hahn auf dem Misthaufen. Wie ich die andere Seele, die der Heinz im Leibe hat, nennen soll, weiß ich nicht, denn ich weiß nicht, wo er sie her hat, aber ich will sie die Eschenseele nennen, denn sie ist wie eine Esche. Tief in den Sommer hinein bedenkt sie sich, ob sie überhaupt ausschlagen und grün werden soll, und kaum ist sie grün, so läßt sie auch die Blätter schon wieder fallen. Die Eschenseele ist eine Träumerin, eine gute, liebe Träumerin, mit einem wachsweichen Herzen; mit der Eschenseele könnte der Heinz sich sein Nestchen bauen im hohen Kornfelde, mit seiner Brut einmal froh durch die Halme schlüpfen und glücklich sein, wie ein Feldhuhn, aber das wird die Eichenstammsche Seele nicht zulassen. Dann ist da noch etwas dabei, das ihm keine Ruhe geben wird, ein drittes, ich weiß wohl, was es ist, aber mir fehlt das Bild dazu. Ich meine, er wird auch als Hahn immer wissen, daß der Misthaufen, auf dem er steht, nur ein Misthaufen ist, und das wird ihn sein lebelang unglücklich machen . . Nein, er wird nie hoch fliegen! Die eine oder die andere Seele wird ihn hindern. Wenn die eine sagen wird: „Jetzt greif zu und du hast es!" so wird die andere sagen: „Laß es stehen, es lohnt sich ja doch nicht der Mühe!" und wenn die eine sagen wird: „Ach, wie schön ist

es hier!" so wird die andere ihm zuflüstern: „Ach, das ist doch nichts für einen so klugen Mann, wie du bist, es ist doch nur eine Lumperei!"

Andere Umstände, die die dichterische Produktion hindern, treten erschwerend hinzu. Im kleinen Lande rücken einem die Dinge besonders nahe. Die künstlerische Objektivität, die der Dichter seinem Stoffe gegenüber braucht, jene feine Scheidewand, die ein Zunaherücken des Objekts hindert, wird hier schwerer gewonnen. Manche baltische Dichtung krankt an dem allzupersönlichen, familiären Ton, der die Grenze zwischen Kunst und Leben nicht einhält. Die Enge des Landes und der Verhältnisse, in denen jeder jeden kennt, drückt auch jeder Kritik von vornherein den Stempel des Persönlichen auf, und nur ungern setzt der verschlossene Balte, der sein inneres Leben zögernd nach außen treten läßt, sich ihr und den Rückschlüssen aus dem Kunstwerk auf persönliches Erleben aus.

Dazu kommt, daß das Baltenland seinen Dichtern von vornherein ein nur geringes Interesse entgegenbringt. Voll Mißtrauen wird jeder neuen Produktion entgegengesehen, und die Frage, ob das Talent denn groß genug sei, daß die Drucklegung sich lohne, ist gleich zur Hand. In seiner familiären Weise erzählt Bertram, daß, wenn jemand in den baltischen Landen den Wunsch äußerte, Künstler zu werden, man sein Vorhaben von vornherein für „dummes Zeich" erklärte, und gewiß charakterisiert Pantenius aus eigener Anschauung die Stellung eines ganzen Kreises zur baltischen Literatur, wenn er einem braven Landjunker folgende Worte in den Mund legt: „Ich kann durchaus nicht wünschen, daß auch die Balten an der Literatur sich beteiligten, ich kann wenigstens nicht wünschen, daß sie ihre Heimat schilderten. Gott weiß, wie sie das täten! Sie könnten ohne Talent sein, oder sie könnten den Adel hassen oder sie könnten taktlos sein und uns politisch schaden. Und eigentlich ist das Dichten ja auch keine Beschäftigung für eine Mannsperson. Nu natürlich: Goethe, Schiller Lessing — aber z. B. Gutzkow oder Laube, wozu schreiben sie? Warum suchen sie nicht lieber ein ehrliches und sicheres Brot in einer Behörde oder in einem Comptoir oder beim Steuerfach?"

So ist das baltische Talent von vornherein in einen besonders schwierigen Kampf gestellt, und das sich Durchsetzen erfordert ein hohes Maß von zielbewußter Willenskraft. Aber gerade die wird hier schwer aufgebracht. Man wird selten ein Land finden, in dem zwischen Begabung und Leistungen ein solcher Zwiespalt klafft wie im Baltenlande. Das Unterschätzen intensiven Strebens auf Kosten des angeborenen Mutterwitzes ist landesüblich. „Der Rohstoff", sagt Graf Hermann Keyserling in einem Vortrag über „Individualität und Zeitgeist", „wird bei uns so hoch bewertet, daß die meisten es ganz aufrichtig für unnütz halten werden, noch etwas aus ihm zu schaffen. Man ist klug und damit basta . . ."

In einem Lande, das seinen Kindern keine strenge Disziplin und Willensschule geben kann, wo eine siebenhundert Jahre alte Herrengeschichte Eigenmächtigkeit und Selbstherrlichkeit in das tiefste Bewußtsein eines jeden Deutschen eingewurzelt hat, wo die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht schwierig zu nennen sind, werden die Persönlichkeiten, die ihren ganzen Willen an die Durchbildung ihrer Individualität setzen, seltener sein, als

die Naturen, die sich nicht zu zähmen wissen und denen darum Leben und Dichten zerrinnt.

Mehr als einmal werden wir ihnen unter den baltischen Dichtern begegnen.

II.

Das XVIII. Jahrhundert bringt dem Baltenlande seinen ersten großen Dichter: Jakob Reinhold Lenz.

Es ist interessant, die kulturellen Verhältnisse dieses Jahrhunderts näher zu betrachten. In den ersten vier Jahrzehnten bieten die baltischen Provinzen das Bild vollständiger Erstarrung. Wie der dreißigjährige Krieg in Deutschland, so hatte der große nordische Krieg, der die Unterwerfung der Ostseeprovinzen unter Rußland zür Folge hatte*), eine müsam erworbene, Jahrhunderte alte Kultur scheinbar vernichtet. Das Land war bis aufs Mark ausgesogen, jede Kraft schien gebrochen, der einst blühende Handel lag darnieder, Unbildung und Roheit herrschten, die furchtbare Kluft zwischen deutscher und undeutscher Bevölkerung war noch mehr erweitert und drückte letztere auf das tiefste Niveau herab.

„Das Elend des Bauernstandes," so heißt es in der geradezu klassischen Schilderung, die Viktor Hehn von den livländischen Zuständen während der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts entwirft, „war das natürliche Ergebnis der geschichtlichen Ereignisse wie der Natur und des Klimas dieser Erdgegend. Die schrecklichen Katastrophen der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, dann die Verwüstungen der polnischen und schwedischen, meist unmenschlich hausenden Soldateska, die erzwungenen Adelsbewilligungen, der nordische Krieg, die Leibeigenschaft und ihre Geschwister, die Rutenstrafe und der Branntwein, hatten das Landvolk auf die tiefe Stufe herabgedrückt, auf der wir es noch am Ende des Jahrhunderts erblicken. Regelmäßig im Frühjahr trat Hungersnot ein, regelmäßig im Herbst Völlerei. Die dunkle Winterhälfte des Jahres verschlief der Bauer im eigentlichen Sinne; den Ackerbau trieb er in rauher, halb nomadischer Gestalt, d. h. Rüttis brennen war seine Lust, und der Haken, dessen er sich bediente, auf ausgerodeten, wurzelreichen Waldboden berechnet. Mißwuchs, Vieh- und Pferdeseuchen traten häufig ein, und dann schoß ihm der Herr Korn auf „Bath", d. h. auf hohen Zins, vor, und der Unglückliche verfiel in immer tiefere Schulden. Kein Wunder, daß er faul und gleichgültig war: er rührte sich kaum, wenn er in der Saatzeit Schweine auf dem Acker wühlen oder Rindvieh mitten im Kornfeld sah. Zahlreiche Wölfe, welche in Rudeln umherstrichen, holten ihm sein Schaf weg, zerrissen ihm nachts sein Pferd. So voll unabsehbarer Öde war das Land, daß die Ärmsten der ländlichen Bevölkerung, die Bettler, die Lostreiber (Tagelöhner), die Badstübler, oft mitten in den Wäldern, die im Winter der Schnee, im Sommer der Sumpf undurchdringlich machte, trotz der strengen darauf gesetzten Leibesstrafe, eine höher gelegene Stelle sich heimlich ersahen, sie abtrieben und mit Korn

*) 1721 kommen Livland und Estland an Rußland, 1795 Kurland.

besäten, — eine Poesie des Elends und der Wildnis, von der schon Olearius im XVII. Jahrhundert gehört hatte, ganz geeignet, einen Einblick in die Natur eines Landes zu gewähren, wo im heißen Sommer der Reisende weit und breit Rauch mit der Luft atmet und links und rechts die Rüttisfeuer aus der Erde hervorbrechen sieht; wo im Winter der Schnee zwischen den Bäumen sich aufhäuft und zwei, auch drei Pferde vor einander in langem Zuge die Schlitten vermummter Menschen ziehen; wo im Frühling die Wege grundlos werden und jedes kleine Rinnsal zum Strome wird und die Brücken abreißt." — Wie in der alten Zeit, charakterisiert das von Olearius aufgezeichnete Liedchen wieder das Elend der Bauern:

> Ich bin ein Liffländischer Bauer,
> Mein Leben wird mir saur,
> Ich steige auf den Birkenbaum,
> Davon hau ich Sattel und Zaum.
> Ich binde meine Schuh mit Baste
> Und fülle meinem Junker die Kaste,
> Ich gebe dem Pastor die Pflicht
> Und weiß von Gott und seinem Worte nicht!

Da werden Anfang des XVIII. Jahrhunderts von Deutschland her zwei neue lebenweckende Elemente ins Land getragen und bereiten eine neue Epoche der Blüte baltischen Lebens vor: während durch „gottselige Männer" die Herrnhuterei eindringt und sich stärker und nachhaltiger als alle früheren religiösen Bewegungen der Volksseele bemächtigt, sie wachrüttelt, verinnerlicht und für kulturelle Güter empfänglich macht, während auch ein Teil des Adels diesem Einflusse unterliegt, bemächtigt sich des höheren Bürgertums die Aufklärung, und mit einer in der Geschichte der baltischen Lande selten erlebten Tatkraft werden nun, im Gegensatz zu der rein religiösen Bewegung der Herrnhuter, die Dinge „dieser Welt" in die Hand genommen und kräftig gefördert.

Man mag sich zu der Aufklärungsepoche stellen, wie man will, sicher ist, daß sie für die Ostseeprovinzen die Arbeit tat, die geleistet werden mußte. Wie schnell und glänzend der Aufschwung war, erhellt aus der Tatsache, daß Herder, der 1769 Riga verließ, dasselbe Land, das noch um die Mitte des Jahrhunderts durch die Hehnsche Schilderung treffend charakterisiert wird, seine zweite Heimat nennt und Riga mit Genf vergleicht. „In Livland," äußert Herder einmal, „habe ich so frei, so ungebunden gelebt, gelehrt, gehandelt, als ich vielleicht nie mehr im Leben imstande sein werde zu leben, zu lehren und zu handeln." Und ein Zeitgenosse Herders schreibt: „In allen Sachen leben wir frei, freier als der auf sein Vaterland so stolze Engländer."

Für die baltischen Lande bedeutet die Unterwerfung unter Rußland den Anbruch seiner glücklichsten Epoche, die bis zum Anfang der achtziger Jahre des XIX. Jahrhunderts, dem Beginn der Russifizierung, währt. Unter mächtigen Schutz gestellt, aber in ihrer Selbstverwaltung durch Privilegien geschützt, können sie sich in ihrer Eigenart frei ausleben und ihre Kräfte in den Dienst ihres Landes stellen.

Die literarische Produktion der Aufklärungszeit trägt denn auch einen vorwiegend kritischen Charakter und beschäftigt sich mit den Zuständen der Heimat.

In den krassesten Farben schildert H. G. Merkel das Elend der eingeborenen Bevölkerung in seinen „Letten“, in denen er die Aufhebung der Leibeigenschaft mit großer Leidenschaft fordert. Unterstützt wird er in seinen Bestrebungen von Jannau, einem klugen Kopf und scharfen Beobachter, der zahlreiche Schriften veröffentlichte, die die Hebung und Besserung der baltischen Lande durch schonungsloses Aufdecken aller Schäden und Mängel anstreben.

Dem gleichen Zweck dienen die „Bonhomien“ des Ratsherren J. C. Berens, der der Mittelpunkt des „Berensschen Kreises“ war, in dem Herder viel verkehrte.

Wie an der Aufklärungsperiode sind die baltischen Lande an der Sturm- und Drangzeit beteiligt durch Jakob Reinhold Lenz, in dessen Persönlichkeit und Dichtungen diese Epoche ihren erschöpfenden Ausdruck gefunden hat.

Lenz ist 1752 zu Seßwegen in Livland geboren, wo sein Vater Pastor war. Er ist in einer gebildeten, das Persönlichkeitsbewußtsein nicht einengenden Atmosphäre erwachsen. Selbst der pessimistische Jannau rühmt die Unabhängigkeit des baltischen Pastorenstandes: „Dreist wie die römischen Zensoren können unsere Geistlichen sprechen, denn sie haben mit dem Adel gleiche Rechte und dürfen nichts als Gott und die Gesetze fürchten.“

Lenzens Leben gleicht dem eines Meteoren, der schnell und glänzend am Himmel aufgeht, um, nachdem er kurze Zeit geleuchtet, in Nacht und Nebel unterzugehen. Er war ein frühreifes, nervöses Kind; seine Reizbarkeit und große Eindrucksfähigkeit wurde durch keinen gesunden Körper ausgeglichen: er war von Jugend auf kränklich, klein von Wuchs und hatte sehr schwache Nerven.

Siebzehnjährig bezieht er die Universität Königsberg, wo er Theologie studiert und sich mit der schönen Literatur, englischer und französischer Sprache beschäftigt.

Im Jahre 1771 wird er von den Seinigen in der Heimat zurückerwartet, statt dessen erhalten sie die Nachricht, daß er als Begleiter zweier Landsleute, Herren von Kleist, nach Straßburg gegangen sei. Die kurzen Jahre von 71—75, die er hier verlebt, bilden den Glanzpunkt seines Lebens. Von den genialsten seiner Zeitgenossen wird er als einer der ersten anerkannt und als Genie bewundert; Goethe ist sein Freund, und sie verleben Göttertage mit einander; seine bedeutendsten Werke entstehen hier, er selbst fühlt sich zu großen Dingen berufen. Aber auch über diesen glänzenden Tagen schatten schwere Wolken: die Eltern, mit seinem Straßburger Aufenthalt unzufrieden, entziehen ihm jede materielle Hilfe, er ist daher in beständiger Geldnot; schon kündigt sich der Wahnsinn an und ängstigt ihn; allerlei Liebeserlebnisse, in die er sich, als rechtes Kind seiner liebeskranken und rührseligen Zeit mehr hineinphantasiert, als daß er sie wirklich erlebt, quälen ihn, vor allem aber wird Goethe sein Verhängnis: er zerbricht an der Erkenntnis, daß er den Freund nicht erreichen kann; in dem Bestreben,

dies fremde Leben nachzuahmen, offenbart er seine Krankheit. Schon damals nennt ein Mädchen, das ihn zum besten hat, Lenz kurz und bündig einen „Narren“ und Jakobi schreibt über ihn: „Lenz hat, wie wir sämtlich wissen, einen herrlichen Geist in sich: aber vor seinen Augen schweben fast immer Wolken und Dünste, sogar, wenn er als Dichter sieht.“

1775 kommt Lenz nach Weimar. Noch einmal fühlt er sich auf den Höhen des Lebens wandeln, aber er ist der Situation nicht gewachsen und „macht“, wie Wieland bemerkt, „jeden Tag regelmäßig seinen dummen Streich und wundert sich dann darüber wie eine Gans, wenn sie ein Ei gelegt hat.“

Eine Taktlosigkeit, die er sich gegen Goethe und Frau v. Stein erlaubt, besiegelt sein Schicksal: Goethe, durch die „Eseley“ Lenzens im Innersten verletzt, verweist den Freund aus Weimar.

Ein Jahr später hat er den ersten Wahnsinnsanfall. Er wird nachhause gebracht, wo ihn die Familie zögernd und unwillig aufnimmt; es folgen traurige, haltlose Jahre; von wenigen betrauert, von niemandem vermißt, stirbt er in Moskau, fern von den Stätten seiner glänzenden Tage, auf der Straße. Sein Grab kennt niemand (1792).

Das Urteil über Lenz als Dichter lautet heute, wo sich die Forschung ihm immer wieder zuwendet, günstiger denn je: er war nicht nur der bedeutendste Lyriker neben Goethe, er hat auch im Roman Hervorragendes geleistet und besaß ein starkes dramatisches Talent. Doch ist seine Dichtung durch allerlei wunderliche Züge, wie sie uns in Lenz' Wesen befremden und die wir in seiner Dichtung wiederfinden, in der Wirkung gehemmt: durch die Lehrhaftigkeit, durch einen oft rohen Humor, durch die Seltsamkeit, mit der er seine Personen handeln läßt, die wunderlichen Reformprojekte, die ihre Köpfe ersinnen.

Es ist ein Schwanken zwischen Genialität und Ungeheuerlichkeiten, das einen beim Lesen innerlich zerreißt und künstlerisch unbefriedigt läßt. „Mir fehlt zum Dichter Muße und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das bei mir tief auf den kalten Nesseln meines Schicksals, halb im Schlamm versunken liegt, und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten kann,“ bekennt er selber.

Bei der Beurteilung von Lenz' Persönlichkeit fällt Goethes Charakteristik im XIV. Buch von Dichtung und Wahrheit an erster Stelle ins Gewicht. Sie ist streng, aber gerecht.

Er ist voller Widersprüche: der unpraktische, mit allem militärischen Wesen unbekannte Balte beschäftigt sich mit Vorliebe mit praktischen Fragen und trägt sich beständig mit Reformideen, vorzüglich auf militärischem Gebiet. Er ist ängstlich, fast feige und tritt dann wieder mit größter Dreistigkeit auf. Er ist intrigant, aber er liebt, wie Goethe sagt, die Intrige an sich, ohne durch sie persönliche Zwecke zu verfolgen. Er kann boshaft sein „wie ein Äffchen“, und doch ein „lieber, herrlicher Junge, fromm, wie ein Kind“. Wir haben es eben mit einer durchaus pathologischen Erscheinung zu tun.

Treffend bringt Wieland die Haltlosigkeit in Lenz' Charakter zum Ausdruck: „Man kann den Jungen nicht lieb genug haben, so eine seltsame

Komposition von Genie und Kindheit! So ein gutes Maulwurfsgefühl und so ein neblichter Blick! Und der ganze Mensch so harmlos, so befangen, so liebevoll! Ein heteroklites Geschöpf, gut und fromm wie ein Kind, aber zugleich voller Offenheit, daher er oft ein schlimmerer Kerl scheint, als er ist und zu sein das Vermögen hat. Er hat viel Imagination und wenig Verstand, möchte immer was beginnen und wirken und weiß nicht was, und richtet wie die Kinder manchmal Unheil an ohne Bosheit, bloß weil er nichts anderes zu tun weiß."

Lenz ist so ganz ein Kind der Sturm- und Drangzeit und damit Deutschlands, daß es schwer fällt, spezifisch baltische Elemente in ihm zu finden. Vielleicht charakterisiert ein leidenschaftliches Nachinnenleben, das sich nicht durch Handeln nach außen Bahn bricht, ein Sichverzehren und Zugrundegehen nicht an äußeren Lebensumständen, sondern an sich selbst, ihn als Balten. Unbaltisch dagegen will einem die schrankenlose Subjektivität, mit der Lenz sich in seiner Dichtung ergießt, anmuten: wir finden in ihr nicht nur jeden Zug seines unglücklichen Wesens wieder, sondern auch in den geheimsten Winkel seines Herzens läßt er uns schauen, wo wir sein Leben sich in seinen Träumen und Phantasien, so wie er sich's wünschte und wie es ihm die Wirklichkeit des Lebens nie schenkte, abspielen sehen. Den Stoff zum Hofmeister hat er heimatlichen Verhältnissen entnommen. Seine scharfe Kritik des Erziehungswesens stimmt mit der seines Zeitgenossen, des Pastors Jannau, überein, der über das Hofmeisterwesen urteilt: „Die Mode will Hofmeister und Gouvernantin, und das ist genug, um sorgenfrei zu sein und etwas daran zu wenden" und „in dem höchsten Geschäfte, des Menschen Herz zu bilden, finde ich Livland in voller Größe sorgloser Schwachheit." Die Sprache des Lautenlehrers Rehner verrät den unverkennbaren Einfluß des „Halbdeutschen."

Lenz hat seine Heimat nicht geliebt. Der Gedanke, einst in sie zurückkehren zu müssen, war ihm qualvoll. Davon legt das folgende kleine Gedicht Zeugnis ab, unter das Goethe die Bemerkung schrieb: „Als der Dichter in seine nördliche Heimat zurückzukehren sich weigerte."

An die Sonne.

Seele der Welt, unermüdete Sonne!
Mutter der Liebe, der Freude, des Weins!
Ach ohne dich erstarret die Erde
Und die Geschöpfe in Traurigkeit.
Und wie kann ich von deinem Einfluß,
Hier allein beseelt und beseligt,
Ach, wie kann ich den Rücken dir wenden?
Wärme, Milde, mein Vaterland
Mit dem süßesten Strahl, nur laß mich,
Ach, ich flehe, hier dir näher
Noch wie der Adler dir bleiben.

Und durch seine späteren Briefe, als er fern von der Stätte seiner leuchtenden Tage, in Rußland lebt, klingt immer wieder die rührende, sehnsüchtige Klage: „O wäre die Moskwa doch der Rhein!"

In seiner Heimat fand Lenz eine wenig freundliche Aufnahme. Seine merkwürdigen Lebensschicksale waren hier keine Empfehlung: man sah nicht den Dichter in ihm, den Freund Goethes, der an eines Herzogs Tafel wie ein Freund gespeist hatte, für Riga, wohin sein Vater als livländischer Generalsuperintendent gezogen war, war er nur der Schiffbrüchige, der verlorene Sohn, eine Last für die Gesellschaft und die Familie.

Ein starkes Interesse weckte Lenz in dem baltischen Dichter Carl Petersen, der seine Gedichte sammelte und sich mit dem Plane einer Biographie und Herausgabe seiner Werke trug. Lenzs Dichtung mochte in ihm verwandte Seiten berühren. Er ist wie Lenz eine Sturm- und Drangnatur, keine gefestigte, durchbildete Persönlichkeit, das Mißverhältnis zwischen Begabung und Leistungen ist hier noch weit größer, es sind nur wenige Gedichte — darunter die prächtige „Wiege" —, die Petersen hinterlassen hat, aber sie legen Zeugnis ab von einem starken, ursprünglichen Talent, dem der künstlerische Ausgleich zwischen Form und Inhalt nicht fehlt; da ist keine Disharmonie zwischen Wollen und Können, alles aus einem Guß, fest, blank und sicher.

Ebenso ruhmlos geht ein anderes starkes Talent unter, der Freund Petersens, Kasimir Ulrich Böhlendorff, nächst Lenz der begabteste lyrische Dichter seiner Zeit. Seine in ihrer Einfachheit rührenden Lieder schlagen oft einen Ton an, der an Goethe erinnert. Zwei seiner reifsten und ergreifendsten Gedichte „Ungestilltes Sehnen" und „Einsamkeit" sind tiefe Klagen über sein zerstörtes, unstätes Leben. Nachdem er vergebens versucht hatte, sich eine Lebensstellung zu verschaffen, „irrte er durch ganz Kurland von Gut zu Gut, von Pastorat zu Pastorat, im elendsten Aufzuge, oft kaum notdürftig bekleidet, herum und fiel jedem zur Last, den er heimsuchte." Unfähig, sich aus diesem Elend emporzuarbeiten, machte er seinem Leben selbst ein Ende.

Auch das Zeitalter der Empfindsamkeit hat, wie fast alle geistigen Strömungen Deutschlands, in den baltischen Landen seinen Widerhall, und zwar finden wir den Typus der „schönen Seele" hier ganz rein ausgebildet in der Persönlichkeit der Elisa von der Recke.

Das alte Kurland mit seinen Herrensitzen, seinen derb fröhlichen, naiven Menschen, Feste, Ballszenen und Jagddiners bilden den Hintergrund, von dem sich die intimen Bekenntnisse ihrer schönseligen und empfindsamen Seele eigenartig abheben.

Der erste Teil ihrer Aufzeichnungen enthält die Geschichte ihrer seltsamen und gequälten Jugend.

Sie ist als Tochter des Reichsgrafen Medem im Jahre 1754 geboren und wird, da ihre Mutter früh stirbt, ihrer Großmutter, der reichen und mächtigen Starostin Korff, zur Erziehung übergeben.

Eine Gestalt wie aus Gösta Berling tritt uns in ihr entgegen: stolz wie eine Königin, derb wie ein Kerl, ist sie wie die Majorin von Eckeby Herrin über sechs große Güter und die mächtigste Frau in Kurland. Alles, was sie umgibt, zwingt sie unter ihren starken Willen; Fluch und Segen ruhen in ihren mächtigen Händen, und sie verteilt sie über ihre Umgebung nach dem Gutdünken ihres ungezügelten Temperaments.

In Gehorsam und Demut erstarrt, zitternd vor der Rute der Großmutter, verbringt Elisa ihre erste Kindheit beschäftigungslos auf einem Schemel neben dem Lehnstuhl der von allen gefürchteten Frau.

Seltsame Eindrücke nimmt ihre wache Kinderseele auf: sie sieht Menschen unverhüllt aus schlechten Motiven handeln, aus Neid, Haß oder Bosheit; beim Schein der Nachtlampe werden sie und ihre treue lettische Wärterin um eines kleinen Versehens willens mit Ruten gestrichen; für dieselbe Wärterin verfaßt sie später heimlich und mühsam Liebesbriefe; der Quälgeist ihrer Kindheit, ihre Cousine Constanze Kleist, läßt sich von ihrem Freier heimlich entführen; Elisa ist zugegen, als die Großmutter auf ihren Sohn, der gegen ihren Willen heiraten will, das Donnerwetter des Himmels herabruft. „Da er unwankend blieb," erzählt sie, „sprang meine Großmutter von ihrem Stuhl auf, trat ans Fenster, zeigte ihrem Sohn ein aufsteigendes Gewitter und rief mit fürchterlicher Majestät und Donnerstimme: „Fritz, du bist mein Liebling, willst du aber das verdammte Hahnengekräh in mein Haus bringen (Fräulein von Hahn), so bitte ich Gott, daß er dich durch dies aufsteigende Donnerwetter tot zu meinen Füßen niederstürzen möge, und wenn Gottes Rache dich nicht gleich trifft, — nun so verfluche ich alle Kinder, die aus dieser Ehe kommen . . ."

Als Elisa dreizehn Jahre alt ist, ändert sich der Hintergrund ihres Lebens: aus der rauhen Unkultur des düsteren von zahllosen Krähen umflatterten Brucken (das Gut der Großmutter), wird sie in eine lebenslustige, verfeinerte Atmosphäre, zu ihrer Stiefmutter nach Alt-Autz, verpflanzt. Elisa wird von nun an Gesellschaftsdame. Ihr Leben gleicht einer ununterbrochenen Kette von Festen; sie ist viel begehrt und umworben und wird sehr eitel; auf Wunsch ihrer Stiefmutter, einer klugen, oberflächlichen Frau, die ihre kühle Berechnung geschickt unter der Maske der Erfahrung und Weltklugheit segeln läßt, heiratet sie siebzehnjährig Herrn von der Recke, den reichen Besitzer der neuenburgischen Güter, einen derben Nimrod und Buschklepper, wie er sich selber gern nennt.

Hier bricht die Geschichte ihrer Jugend ab, und es beginnt der Briefwechsel mit einer Vertrauten, der uns in die Nöte ihrer unglücklichen Ehe einführt. Wir sehen, woran eine Frau in ihrer Zeit litt und was ihre Sehnsucht war.

Unvereinbare Gegensätze, zwei Kinder völlig verschiedener Zeitalter sind hier durch die Ehe aneinander gebunden: das rauhe alte Kurland und das Zeitalter der Empfindsamkeit. Daß beide noch ganz unpsychologisch sind, unfähig einander in ihren Wesenseigentümlichkeiten zu erfassen, erschwert die Situation noch mehr. All der gute Wille von seiten Elisas, ihr Gehorsam, ihr demütiges Händeküssen kann ihrem Gemahl ein derbes, gesundes Liebesglück nicht ersetzen, mit Spott und derben Witzen weist er sie zurück; ihr Gefühls- und Tränenkultus, ihre Liebhaberei für die Bücher sind ihm ein alberner Gefühlskram; je mehr Elisa sich bemüht, ihm eine gute Frau zu sein, desto lächerlicher erscheint sie ihm. „Alle Weiber, auch die besten unter ihnen, sind eitle, törichte Närrinnen und falsch wie Galgenholz," lautet sein Urteil über Frauen, das ihm das rätselhafte Wesen der eigenen noch mehr zu bestätigen scheint.

Elisa fühlt sich in ihrem heiligsten Streben mißverstanden; als ihr Kind stirbt, löst sie die Ehe und verbringt ihr Leben auf Reisen. Mehr und mehr verliert sie sich in eine schöngeistige Bücheratmosphäre und überschwengliche Gefühlskultur. Ihr Briefwechsel aus diesen Jahren gibt ein anschauliches Bild von diesen empfindsamen Reisen: es wird viel gedichtet und geweint, Bekanntschaften mit Dichtern und anderen bekannten Persönlichkeiten gesucht, schwärmerische, platonische Freundschaften kultiviert und im Nacherleben sentimentaler Romanszenen geschwelgt.

So bilden Elisa von der Reckes Aufzeichnungen ein Kulturbilderbuch von größter Mannigfaltigkeit und Frische, es sind Seelenstudien einer aus der Bewußtlosigkeit erwachenden Frau, die uns in das intimste Gefühlsleben ihrer Zeit einführen. Künstlerisch befriedigend sind sie nicht: was wirkt, ist in erster Linie der packende Stoff, ist die Beobachtung; die Kraft, ihr Material künstlerisch zu durchleben und zu durchbilden, fehlte der Recke, ebenso wie das künstlerische Wortgefühl: sie erzählt meist ungelenk, lang und breit, sie ermüdet durch Wiederholen; der Sprache fehlt das Individuelle, sie bedient sich fast durchweg des empfindsamen Zeitstils, und es geschieht jedesmal zu Gunsten der Anschaulichkeit der Darstellung und wirkt erfreulich, wenn sie einmal aus ihm herausfällt, um die derben Späße und mürrischen Antworten Reckes oder die dröhnende Rede der Großmutter wörtlich wiederzugeben. Ihre Briefe und Aufzeichnungen sind von Paul Rachel Berlin 1900 herausgegeben.

Elisa von der Reckes Prosaschriften (Tagebuch einer Reise nach Italien, Familienszenen usw., sind gänzlich der Vergessenheit anheimgefallen. Größere Lebensfähigkeit ist immerhin ihren Dichtungen zuzusprechen: sie findet hier für ihr feines Naturempfinden und die Gefühle ihres zarten, ringenden Gemüts oft einen eignen Ton, der ihrer Prosa fehlt.

Die Begleiterin Elisas, Sophie Becker, veröffentlichte die Eindrücke der gemeinsamen Reise in den „Briefen einer Kurländerin.“ Sie zeigen das damalige Deutschland mit den Augen einer kritischen Gouvernante gesehen und haben künstlerisch gar keinen Wert.

Die Zeit des geruhigen Lebens und wohligen Behagens, die Zeit der Zufriedenheit mit sich und anderen und des idyllischen Friedens, über der der Vers „Ach wenn es doch immer so bliebe, hier unter dem wechselnden Mond“ klingt, hat ihren charakteristischen Vertreter in Dr. Bertram (Pseudonym für v. Schultz) gefunden.

Bertram erzählt, wie gemütliche alte Herren aus ihrer Jugend zu erzählen pflegen: behaglich, mit breitem Verweilen bei ihnen lieben Einzelheiten, ohne daß es ihnen dabei in erster Linie auf die Wahrheit ankäme, besonders, wo es sich um die Wiedergabe komischer Geschichten handelt.

Bertram hat ein scharfes Auge für das Eigenartige, was das baltische Leben gezeitigt hat, in der Sprache sowohl, wie in den Lebensformen oder in den Menschen selber; aber sein Bemühen, möglichst alle Charakteristika hervorzuziehen und aufzuzählen, hindert die künstlerische Wirkung seiner Schriften, ebenso wie die familiär nachlässige Sprache, deren er sich gern bedient. Trotzdem ist es ihm gelungen, die Stimmung einer ganzen Epoche, der guten alten Zeit mit ihren stillen Pastoraten, der großen

Heerstraße mit Poststationen und Krügen, der ungebundenen Fröhlichkeit des Dorpater Studentenlebens wiederzugeben.

In dieselbe Zeit fällt ein Gedicht, das sich in den baltischen Provinzen großer Popularität erfreut. Es ist die „Oberpahlsche Freundschaft" des J. J. Malm, jenes echt livländische Gewächs, wie Bertram es nennt, das jeder fast auswendig kennt. Sie ist in dem von jedem Balten als komisch empfundenen Dialekt verfaßt, wie er in Estland und im nördlichen Livland von den Handwerkern, Dienstboten usw. gesprochen wird, die zwar, von Hause aus Esten, von deutscher Bildung oberflächlich berührt sind, und sich, wenn sie falsches Deutsch sprechen, vornehmer dünken, als wenn sie sich der eigenen Mundart bedienen. (Unter denselben Voraussetzungen hat sich in Süd-Livland und Kurland ein Lettisch-Deutsch herausgebildet.) „Halbdeutsch" nennt der baltische Deutsche diese Sprache der untern Volksklassen, die Bertram den Fledermäusen vergleicht, die weder von den Vögeln, noch von den Mäusen als gleichberechtigt angesehen werden.

Die komische Wirkung der Oberpahlschen Freundschaft beruht in erster Linie in der Sprache, dann aber in der gelungenen Charakteristik des Esten, für den die Mischung von Verschlagenheit und Dummheit, harmloser Gutmütigkeit und Eitelkeit typisch ist, ebenso wie die Verachtung für die eigne Nationalität und das verunglückte Bestreben, den Gebildeten zu spielen.

Bertram erzählt in seinen baltischen Skizzen, daß sich in der Oberpahlschen Freundschaft, unter dem Bilde des halbzivilisierten Esten, der bei seinem Spitzbuben von Freund, „oberpahlse Wreind", zu Besuch ist, eine Satire verbirgt, auf den Verwalter des Gutes Oberpahlen, der sich durch allerlei Geschicklichkeiten ein großes Vermögen erwarb und der Stammvater einer adligen Familie wurde.

Es sei hier der Anfang der Oberpahlschen Freundschaft in Dialekt und Übersetzung mitgeteilt:

„Vart' tenkt ich mal in meinen Sinn, Willst vahren toch heinmal Su Wreind nach Oberpalen in Und jing nu in tas Tall.	„Wart, denk ich mal in meinem Sinn, Willst fahren doch einmal Zum Freund nach Oberpahlen hin Und ging nun in den Stall.
Und nehmt tes Wuchs mit lange Vanz Und pannt tas vor tas Saan; Tann nehmt ich meine Mitz und Ans Und wangt su jagen an!	Und nahm den Fuchs mit langem Schwanz Und spannt ihn vor den Sann (Schlitten, russ.), Dann nahm ich meine Mütze und Handschuhe Und fing zu jagen an.

(Schluß folgt.)



Lesefrüchte.

Simplicissimus orientalis.

Von Fritz Anders.

Ich fuhr im Orientexpreßzuge über Breslau und Oderberg nach Pest, hatte im Speisewagen Platz genommen und die Bekanntschaft eines Herrn gemacht, der mich interessierte. Er hatte sich auf vielen Gebieten als wohl unterrichtet gezeigt und wußte im Orient gründlich Bescheid. Der Herr stand an der Grenze des Alters, wo es

wenigstens nicht mehr aufwärts geht. Er hatte eine ansehnliche Platte, trug eine goldene Brille, einen schwarzen Schnauzbart und hatte Kinn und Wangen voll borstiger Stoppeln, wie einer, der die Absicht hat, sich den Vollbart stehen zu lassen. Es war ein Deutscher, wenn er auch das Deutsche in etwas fremdländischer Betonung sprach. Hörte man genau hin, so klang ganz leise der schwäbische Vokalton durch. Wir hatten zusammen zu Mittag gegessen; dabei war mir aufgefallen, daß der Fremde, der den nicht ungewöhnlichen Namen Müller trug, eine nervöse Unruhe zeigte, häufig aus dem Fenster sah und dem Kellner einschärfte, ihm doch ja mitzuteilen, wann man die Grenze überschritten habe. Mir kam der Gedanke, ob nicht dieser Herr Müller vielleicht ein Kassenbeamter sei, der es nötig habe, eine Reise ins Ausland zu machen. Aber ich verwarf diesen Gedanken sogleich wieder. Bewußter Herr Müller sah viel zu ehrlich aus; auch würde ein Durchgänger nicht so offen nach der Grenze gefragt haben.

Wir waren beim Butterbrot, als der Kellner kam und meldete, daß man sogleich die Oderberger Brücke passieren werde. Herr Müller trat ans Fenster und sah eifrig zu, wie der letzte schwarz-weiße Pfahl verschwand. Darauf griff er mit Entschiedenheit in die Tasche, zog einen roten Fes heraus und setzte ihn sich auf den entblößten Schädel mit der Entschlossenheit eines Menschen, dem es endlich möglich ist, sein gutes Recht auszuüben.

Zieht es? fragte ich.

Nein, mein Herr, erwiderte er, aber ich konnte nicht wissen, ob es erlaubt ist, in Preußen einen Fes zu tragen, und ich wollte lieber erst warten, bis wir die Grenze hinter uns hätten, ehe ich wagte, etwas zu tun, was vielleicht verboten ist.

Aber wer sollte Ihnen denn verbieten, einen Fes, oder was sie sonst wollen, aufzusetzen?

Die Polizei, sagte er mit bedeutsamer Betonung.

Ach, Sie scherzen.

Die Polizei, mein Herr. Kein Mensch kann wissen, was in Deutschland die Polizei verbietet und was sie erlaubt.

Ich bitte Sie, wie kommen Sie darauf? Wir leben doch in Deutschland in einem Rechtsstaate, wir haben doch dort hinter den schwarz-weißen Pfählen keine türkischen Zustände.

Das glaubte ich auch, sagte Herr Müller. Als ich vor einem Jahre an dieser selben Stelle die deutsche Grenze überschritt, da habe ich mir eine Flasche Sekt aufstellen lassen, um den Augenblick zu feiern, wo ich aus orientalischer Barbarei in geordnete Verhältnisse kam; jetzt kehre ich nach der Türkei zurück. — Dabei sah er eine junge Dame, die neben ihm saß, an, als fordere er sie zum Zeugen der Wahrheit auf. Es war seine Tochter, sie war mir vorgestellt worden, hatte sich aber an unserem Gespräch nicht beteiligt. — Ja, sagte sie, die Augen züchtig zu Boden schlagend, jetzt kehren wir in die Türkei zurück.

Sie müssen wissen, fuhr Herr Müller fort, daß ich den größten Teil meines Lebens außerhalb Deutschlands, zumeist im Orient, zugebracht habe. Zuletzt hatte ich eine Teppichfabrik in Charput in Kleinasien. Ich habe da ein schönes Stück Geld verdient und kann mich auch im übrigen nicht beklagen. Man lebt gar nicht schlecht in der Türkei, namentlich als Ausländer. Man darf sich nur nicht in die Politik und in die Religion mischen, was im Orient dasselbe ist, und braucht auch nicht den Kopf hinzuhalten, wo Köpfe eingeschlagen werden. Aber eins bedrückte mich doch; man hat dort kein geschriebenes Recht, keine Rechtsgarantie, man hängt von dem Wohlwollen der Machthaber ab und muß das nötige tun, sich dieses Wohlwollen zu erhalten. Der Backschisch, mein Herr, ge-

hört zu den öffentlichen Lasten, wie in Deutschland die Gewerbesteuer, und wird gezahlt und einfach auf die Betriebskosten übernommen. Als ich mich nun zur Ruhe setzen konnte, übergab ich meine Fabrik meinem Schwager und reiste mit meiner Tochter — dabei sah er seine Tochter an, und die Tochter sah ihren Vater an — in die Heimat zurück. Mein Herr, es geschah mit großen Erwartungen, die ich von dem ersten Kulturlande der Welt haben mußte.

Und diese Erwartungen haben sich nicht erfüllt? fragte ich.

Nein, mein Herr, sie haben sich nicht erfüllt. Wenn ich überlege, was mir in diesem Jahre begegnet ist, so sind es ja lauter kleine Dinge, meinetwegen Nadelstiche, aber sie haben mich toll gemacht. Man sagt mir, ich sei polizeinervös geworden. Mag sein. Man muß wohl in Deutschland das Regiertwerden mehr gewöhnt sein als ich und eine härtere Haut haben. Es ist in der Tat erstaunlich, was man sich für eine Behandlung, welches Willkürregiment, welche Schikane man sich gefallen lassen muß.

Ist die Möglichkeit, sagte ich. Ich wäre begierig zu hören.

Ich will als Beispiel eine ganz einfache Sache wählen, erwiderte er, etwas, was eigentlich ein Nichts ist. Aber aus Nichts hat Gott die Welt gemacht, und aus Nichts schafft der Teufel den größten Ärger. Ich ließ mich also in D. nieder. — Hier sah Herr Müller seine Tochter an, und diese bestätigte durch ernstes Kopfnicken, daß man sich tatsächlich in D. niedergelassen habe. Sie kennen die große Brücke in D. und wissen, daß man da immer rechts gehen soll. Mag sein! Wo Menschen eng bei einander wohnen, muß einer auf den andern Rücksicht nehmen, obwohl das, meine ich, auch ohne Polizei geht. Zum Beispiel im Orient. Wie oft bin ich über die Brücke von Kilissa gegangen, ein hohes, enges, gewölbtes Bauwerk, auf dem sich täglich um die Marktzeit eine Menge von Menschen, Lastträgern und Eseln drängt. Jeder geht, wie er will, hat Geduld, wenn der Strom stockt, und tritt auf die Seite, wenn jemand Eile hat. Und wenn ein beladenes Maultier im Wege steht, gibt man ihm einen Schlag mit der Gerte, dann tritt es zur Seite, und niemand nimmt den Schlag übel. So ist es im Orient; aber die Kulturländer brauchen Polizei und Polizeiverordnung. Können Sie begreifen, warum? — Über die Brücke zu D. muß man also rechts gehen, es steht auch irgendwo geschrieben, ich hatte es aber nicht gelesen. Als ich nun zum erstenmal die Brücke betrat, begleitete ich einen Bekannten und kehrte auf der Hälfte des Weges um. Sogleich war ein Schutzmann da und schnauzte mich an: Wissen Sie nicht, daß rechts gegangen werden muß? — Nein, sagte ich. Ich wußte es wirklich nicht. — Haben sie keine Augen, zu lesen? fragte er. — Wo steht denn etwas geschrieben? sagte ich. Auch störe ich ja niemand. Sie sehen ja, daß der Fußsteig fast leer ist. — Herr, schrie er, wenn Sie nicht augenblicklich auf die andere Seite gehn, so werde ich sie hinüberbringen, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht. — Ich mußte also über den schmutzigen Fahrdamm hinüber und die letzten hundert Schritte auf der andern Seite zurücklegen. Ich frage Sie, warum regte sich der Mann so auf? Warum war er so unhöflich? Im Orient würde sich der Polizist verneigt und gesagt haben: Effendi, Allah segne deine Augen, aber siehe, ob dort nicht geschrieben steht: Wende dein Angesicht rechts.

Nicht übel, erwiderte ich lachend, eine solche Redeblume würde im Munde eines preußischen Polizeisergeanten ausgezeichnet klingen. Aber Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie im Orient zur bevorzugten Klasse gehörten. Einem Hamal gegenüber würde der türkische Polizist nicht Segenswünsche ausgesprochen, sondern den Knüppel gebraucht haben.

Das ist richtig, sagte Herr Müller, aber hier scheint es umgekehrt zu sein. Hier braucht man den Knüppel wider die „bevorzugte“ Klasse, und dem Pöbel geht man vorsichtig aus dem Wege.

Und man muß sich überhaupt nicht mit einem Schutzmann einlassen, fuhr ich fort, man zieht dabei immer den kürzern.

So? sagte er, das wußte ich nicht. Ist in Deutschland etwa zwischen Polizei und Publikum ein ähnliches Verhältnis wie zwischen Kurden und Armeniern? Aber weiter! Ich ließ mich also in D. nieder und kaufte mir ein Haus mit Garten und Nebengebäuden in der neuen Georgsstraße. Die Lage war nicht gerade die beste, aber das Haus gefiel mir, und es war gerade nichts andres zu haben. Da saß ich nun auf meinem Balkon zwischen den Blumen meiner Tochter — Blick auf die Tochter und bestätigendes Kopfneigen der Tochter —, rauchte meine Zigarette und warf den papiernen Rest über Bord. Sogleich klingelte es. Darauf erschien ein Schutzmann, meinen Papierstummel in der Hand, und inquirierte, ob ich ihn auf die Straße geworfen hätte, ob ich nicht wüßte, daß es verboten sei, Zigarren auf die Straße zu werfen? und daß er der aufsichtführende Polizeibeamte des Bezirks sei, und daß er mich anzeigen müsse. Er konnte kein Ende finden. Ich wurde ungeduldig und sagte, was er denn wolle? Wenn er mich um den Stummel anzeigen müsse, so möge er es tun. Kostete drei Mark. Nach ein paar Tagen goß meine Tochter ihre Blumen, und es fielen einige Tropfen Wasser auf die Straße. Sogleich war der Schutzmann wieder da, zeigte auf einen Wassertropfen auf seiner Uniform und stellte eine Untersuchung an. Kostete wieder drei Mark. Ich will es nicht loben, daß man im Orient alles auf die Straße wirft und es den Hunden überläßt, aufzuräumen; daß es aber strafbar sein soll, einen Tropfen Wasser auf die Straße zu schütten, hätte ich auch in einem Lande höchster Kultur nicht erwartet. In Charput hatten wir unsern Garten auf dem Dache unsers Hauses, und es begegnete meiner Tochter, eine volle Gießkanne umzuwerfen. Das Wasser floß einem Araber auf seinen weißen Turban. Der grüßte freundlich herauf und sagte: O Mädchen, Tochter einer Huri, möge deine Hand die Felder tränken, meinen Kopf habe ich erst diesen Morgen gewaschen. Damit wars gut. Und hier muß ich für einen Tropfen drei Mark zahlen. Es dauerte nicht lange, so war der Schutzmann wieder da, um zu sehen, ob die Eisenstangen am Blumenbrett fest säßen, ob Seifenwasser in den Rinnstein geflossen sei, ob die Flurlampe brenne. Was wollte der Mann? Wollte er mich ärgern?

Bewahre, lieber Herr, sagte ich, er wollte seinen Backschisch. Sie hätten ihm gleich das erstemal ein paar Zigarren geben sollen.

Aber wie kann ich wissen, daß man hier Beamte bestechen darf? fragte Herr Müller.

Von Bestechen ist nicht die Rede, antwortete ich, aber kleine Geschenke erhalten die Freundschaft. Die gibt bei uns gelegentlich jedermann.

Herr Müller war sichtlich in die Erinnerung der erfahrnen Unbilden versenkt und sagte mit tragischer Betonung: Ich habe auf offnem Markte den Pferdebahnzettel, den ich weggeworfen hatte, wieder aufheben müssen, weil das verboten sei, und habe dabei meinen Hut verloren und bin ausgelacht worden. Ich bin angehalten und bestraft worden, weil mein Hund keinen Maulkorb trug. Und wie ich nun hinging und ihm einen Maulkorb kaufte, bin ich wieder zur Rede gestellt worden, und es fehlte nicht viel, daß ich wegen Tierquälerei wiederum bestraft worden wäre. Was sagen Sie dazu?

Das ist allerdings merkwürdig, sagte ich. Haben Sie sich nicht darüber beschwert?

Ich habe mich beschwert, mein Herr. Man sagte mir, beide Bestimmungen seien in Gültigkeit. Die eine vom Jahre 1885 sei von der Landespolizei, und die andre vom

Jahre 1897 sei von der Sanitätspolizei erlassen worden. Ich könnte ja aber meinen Hund an der Leine führen.

Ich gebe zu, sagte ich, daß der Stacheldraht, der den Pfad des Kulturträgers eingrenzt, etwas eng gezogen ist; und doch spürt man die Beengung nicht. Man tut, was man für recht hält, man eckt nicht an, und damit ist die Schranke überhaupt nicht vorhanden.

Sehr gut, mein Herr, antwortete Herr Müller, ich habe nur leider gefunden, wenn ich etwas für recht hielt, dann war es allemal falsch. Liegt das daran, daß man in der Türkei durch eine zu große Freiheit verwöhnt ist? Hier ist meine Tochter Amalie. Sie spielt ausgezeichnet Klavier. —

O Papa, sagte die Tochter Amalie.

— im Sommer legt man sich nicht um acht Uhr zu Bett, auch schließt man nicht die Fenster. Ich liebe es sehr, daß mir meine Tochter Amalie des Abends vorspielt. Hierüber beschwert sich der Nachbar, und die Musik, wirklich ausgezeichnete Musik, wird mir als ruhestörender Lärm verboten. Aber früh morgens um sechs Uhr, während ich noch schlafen möchte, machen der Milchmann und der Grünzeughändler mit ihrer Klingel einen polizeiwidrigen Spektakel. Jetzt beschwerte ich mich. Man wies mich ab. Abends zehn Uhr sei Nacht, und morgens um sechs Uhr sei Tag. Aber, sagte ich, der gebildete Mensch lege sich doch nicht um 8 Uhr hin und stehe auch nicht um sechs Uhr auf. Das sei gleichgültig. Gut. Ich lasse also am Tage vor dem Fenster meines Herrn Nachbars ein paar Stunden lang Teppiche ausklopfen. Er beschwert sich, und man sagt mir, ich solle das Klopfen unterlassen. — Es sei ja Tag, antwortete ich. — Aber daß man drei Stunden lang Teppiche klopfe, hieß es, sei nicht nötig. — Ich sagte: Was in meinem Hause nötig sei oder nicht, das zu beurteilen sei doch meine Sache. Und ob es denn nötig sei, daß bei dem mir gegenüber wohnenden Eisenhändler jede Eisenstange mit Gedröhn auf das Pflaster geworfen werde. — Dies sei, entgegnete man mir, ein ordentliches, das heißt ein mit der gewöhnlichen Ausübung einer Tätigkeit oder eines Geschäfts regelmäßig verbundenes Geräusch. Ein solches Geräusch sei gesetzlich gestattet. Aber, sagte ich, ich finde, daß es kein ordentliches, sondern ein außerordentliches Geräusch sei, wenn Eisen aufs Pflaster geworfen würde. Der Polizeirichter wurde grob, nannte mich einen Querulanten und wies mich ab. Aber ich hatte doch Recht, und wie soll man eine solche richterliche Tätigkeit anders nennen, als Willkür? Müssen Sie mir nicht zustimmen?

Nicht ganz, Herr Müller, sagte ich. Es gibt ordentlichen, das heißt gesetzlich zulässigen, und außerordentlichen, das heißt gesetzlich unzulässigen Lärm, es gibt einen gesetzlichen Tag und eine gesetzliche Nacht.

Wie? Sie haben ein Gesetz, das sagt: Jetzt soll es Tag sein oder Nacht! Ich sollte meinen, darüber entscheidet die Sonne.

Gewiß haben wir ein solches Gesetz, sagte ich. Es darf doch nicht in dem Belieben des Einzelnen stehen, zu sagen: Jetzt bin ich wach, also ist es Tag, jetzt lege ich mich hin, also ist Nacht. Tag und Nacht müssen gesetzlich feststehn.

Ah, nun verstehe ich, sagte Herr Müller mit großem Erstaunen. Hören Sie zu. Ich kam mit meinem Motorzweirad von einem Ausfluge abends zurück. Es war so hell, daß man jeden Baum auf die Entfernung eines Kilometers erkennen konnte. Vor mir tauchte ein Reiter auf, ich sah die Spitze des Helms glänzen und erschrak schon im voraus. Natürlich war es ein Gendarm. Mein Rad war in Ordnung, Nummer vorhanden, gesetzliche Schnelligkeit nicht überschritten, das Tuthorn gibt Laut, was will er also? Richtig reitet mir der Mensch in den Weg und ich muß abspringen. Sie haben die Laterne

nicht angebrannt, schrie er. — Aber Sie sehen doch, erwiderte ich, daß es ganz hell ist. — Is janz ejal, sagte er. — Aber wie kann ich wissen, sagte ich, daß es nötig ist, eine Laterne anzubrennen, wenn es hell ist? — Is janz ejal, sagte er, die jesetzliche Ignoranz ist schädlich! und er notierte mich. Kostete drei Mark.

Was sagte er? fragte ich.

Die gesetzliche Ignoranz ist schädlich.

Aha, ignorantia legis nocet. Siehe da, ein gebildeter Gendarm!

Es ist mir nicht um die drei Mark zu tun, mein Herr, fuhr Herr Müller fort. Ich bin der loyalste Untertan. Ich setze meine Ehre darein, wissentlich kein Gesetz zu übertreten, und komme mir vor wie ein Knabe in der Schule, der seine Prügel kriegt, er mag es so oder so anfangen. Sie sprachen vom natürlichen Rechtsgefühl. Sehr schön, dann muß aber auch jedes Gesetz seinen vernünftigen Zweck haben, den jedermann, ohne das Gesetz zu kennen, einsehen muß. Im Orient hat man kein geschriebnes Gesetz. Entsteht ein Rechtsstreit, so begeben sich beide Parteien zum Imam. Der Imam hat keine Exekutive — es gibt keinen Gerichtsvollzieher — sondern nur eine moralische Autorität. Und der Imam entscheidet allein nach dem gesunden Menschenverstande, und zwar so, daß er den, der Unrecht hat, von seinem Unrecht überzeugt. Er erzählt ein Bu adem, einen Schwank, der mit Bu adem, das heißt „Es war einmal ein Mann", beginnt und mit einer Nutzanwendung schließt, oder er legt die Entscheidung des heiligen Suleiman oder des heiligen Jussuf (alej hisélam Gott habe ihn selig) vor und spricht: Entscheide Mosch hed Husá, bist du nicht ein Esel? Und Mosch hed Husá kreuzt die Hände auf der Brust, verneigt sich und spricht: Gelobt sei Gott, Rifat ibn Sali, du redest die Wahrheit. — Können das Ihre Richter mit ihren Paragraphen, die niemand kennt und niemand begreift, auch?

Aber, erwiderte ich, es muß doch über dem gesunden Menschenverstand ein formales Recht geben, das, weil das subjektive Urteil schwankt, unter allen Umständen gilt. So ist der Tatbestand, so ist das Gesetz, so ist das Urteil. Fertig! Licht und Dunkelheit schwanken, das Urteil, wieviel Licht da sein muß, daß man mit genügender Deutlichkeit sehen kann, schwankt auch, also muß eine objektive Bestimmung da sein: Dies ist Tageszeit und dies Nachtzeit.

Und dann muß unter Umständen eine Stunde als Nacht angegeben werden, in der es gar nicht dunkel ist?

Unter Umständen ja.

Merkwürdig! Höchst merkwürdig! Hätte ich bei der Seele meines Vaters (alej hisélam) nicht gedacht. — Dann gibt es wohl auch ein Eigentum, das gar kein Eigentum ist?

Wie meinen Sie das?

Hören Sie zu. Das Trottoir vor meinem Hause bestand aus Mosaikpflaster und war nicht mehr neu. Es wuchs Moos durch die Fugen, das nicht zu beseitigen war, und ich bekam ein Mandat nach dem andern, ich sollte dafür sorgen, daß das Moos ausgestochen werde. Ich erwiderte, was mich das angehe? Das Moos wachse außerhalb meines Eigentums, die Stadt möge es wegkratzen lassen. Worauf man mir sagte: Gott bewahre, der Bürgersteig sei Eigentum des Hausbesitzers, und ich sei zur Reinigung verpflichtet. Schön, ich lasse den Pflasterer kommen, um die kleinen Steine wegnehmen und Platten legen zu lassen. Sogleich ist der Mann mit dem roten Kragen wieder da und verbietet es. Ich beschwere mich und erhalte die Antwort: Der Bürgersteig sei zwar mein Eigentum, ich dürfe aber nicht dran rühren. Ich hätte nur die Pflicht, das Moos auszukratzen und Geld zu bezahlen, wenn man für nötig halte, das Trottoir umzulegen. Das also soll ein Eigentum sein, das Verpflichtungen auferlegt, über das man aber kein

Verfügungsrecht hat. Mein Herr, wenn unser Imam Rifat ibn Sali eine solche Entscheidung getroffen hätte, so würde ihn seine Heiligkeit nicht davor geschützt haben, daß man ihm mit dem Stocke auf seinen Turban geschlagen und gesprochen hätte: O Rifat ibn Sali, du Sohn einer Eselin, der Teufel hat deine Sinne verwirrt, darum verdienst du, daß man dich auf den Schädel schlage.

Sagen Sie das ja nicht vor den Ohren eines unserer Imame, sagte ich, es könnte Ihnen übel bekommen.

Ein Schatten flog über die Mienen des Herrn Müller, aber er schwieg. Nach einer Pause nahm er das Gespräch wieder auf und sagte: Mag nun Ihr Recht ein natürliches oder ein Paragraphenrecht sein, das müssen Sie doch zugeben, vor dem geltenden Rechte müssen alle gleich sein, und es darf dem einen nicht erlaubt werden, was dem andern verboten ist.

Selbstverständlich! sagte ich.

Urteilen Sie selbst, ob in folgendem Falle nach dem Recht oder nach Gunst und Ungunst entschieden ist. Hinter meinem Garten ist ein Graben. Weiter unten, an meinen Garten angrenzend, wohnt ein Färber, der seine Farbwässer in den Graben laufen läßt. Ich war, da ich ja Zeit genug hatte, dem Verein für Volkswohlfahrt beigetreten und hatte mich bemüht, die Hausindustrie zu heben. Die Einführung der armenischen Teppichknüpferei schien mir sehr empfehlenswert. Aber ich hatte immer meine Not, die richtigen Farben für die Wolle zu erhalten. Unsere Färber wußten alles besser, gingen nach ihrem Kopfe und machten mir immer die Farben zu schön. So richtete ich selbst in meinem Hinterhause eine kleine Färberei ein, wie ich sie in Charput gehabt hatte, und ließ die Farbwässer in den erwähnten Graben laufen. Sogleich lief ein Strafmandat ein wegen Verunreinigung des Grabens. Ich bitte Sie, Verunreinigung eines durchaus verunreinigten Grabens! Ich trug auf gerichtliche Entscheidung an und war meiner Sache ganz sicher, denn was dem einen recht ist, muß dem andern billig sein. Wenn mein Nachbar seine Farbwässer in den Graben laufen lassen darf, so darf ich doch meine paar Tropfen auch dazu tun. Ich wurde abgewiesen. Denken Sie, ich wurde abgewiesen. Mein Nachbar, hieß es, hätte bei der Eröffnung seiner Färberei um die Erlaubnis nachgesucht, die Schmutzwässer in den Graben zu lassen, man habe im Amtsblatt aufgefordert, Widerspruch geltend zu machen, dieser sei nicht erfolgt, und so habe man die Erlaubnis gegeben, hätte sie aber eigentlich aus dem und dem Grunde nicht geben sollen. Die erteilte Eraubnis könne nun zwar nicht zurückgezogen werden, aber eine neue Erlaubnis könne unter keinen Umständen gegeben werden. Sagen Sie, mein Herr, wäre es vielleicht am Platze gewesen — er machte die Bewegung des Geldzählens. —

Um Gottes willen! rief ich. Sie irren auch, wenn Sie meinen, es sei parteiisch verfahren worden.

Aber es ist doch Unsinn, mein Herr, dem einen zu erlauben, was man dem andern verbietet. Die Sache ist doch ganz einfach. Der Zweck des Verbots ist der, daß der Graben in seinem weitern Laufe nicht verunreinigt werden soll. Gut. Er ist verunreinigt und darf weiter verunreinigt werden; aber nur von dem einen Anwohner und nicht von dem andern. Es ist derselbe Graben, der eine läßt Farbe hinein, der andre läßt Farbe hinein, dem einen wirds erlaubt, dem andern wirds verboten, das kann doch nicht in einem und demselben Gesetzparagraphen stehen. Soviel Verstand hat man doch schließlich, daß man einsieht, was Sinn hat und was nicht.

Und doch irren Sie, sagte ich, es sind formale Gründe, die gegen Sie sprechen. Jener hat die Erlaubnis — ob versehentlich oder nicht, ist gleichgültig —, Sie können die

Erlaubnis aus vorhandenen Gründen nicht erhalten, also können Sie Ihre Schmutzwässer nicht in den Graben lassen, und Ihnen bleibt verboten, was jenem erlaubt ist.

Aber das ist doch Unsinn, mein Herr. Ich tue doch niemand Schaden, ich kürze doch niemand sein Recht; ob zu dem vorhandnen Farbwasser noch ein paar Eimer mehr kamen, war doch völlig irrelevant. Nein, nein, ich war übel angeschrieben, und darum wurde ich abgewiesen. — Wenn ich noch hätte zweifelhaft sein können, so wurde ich durch das, was nun kam, in meiner Ansicht, daß man nach Gunst und Willkür verfahre, bestätigt. Vor meiner Toreinfahrt ist eine steinerne Überbrückung des Rinnsteins. Ein Kohlenhändler, der übrigens in meiner Toreinfahrt nichts zu suchen hatte, fuhr mit seinem Wagen, da er umlenken wollte, bis über die Überbrückung. Dabei brach eine der Platten durch, das Pferd trat in das Loch und brach das Bein; ich aber sollte dem Mann das Pferd bezahlen, da ich an dem Unfalle schuld sei. Ich hätte es ohne weiteres getan, wenn mich der Mann gebeten hätte; da er sich auf das Recht stellte, tat ich es auch. Und verlor. Denken Sie, mein Herr, ich verlor. Nach dem Haftpflichtgesetz, Paragraph soundso, sei ich verpflichtet, für den Schaden aufzukommen, wenn ich es an der nötigen Vorsicht hätte fehlen lassen. Dies sei der Fall gewesen, da der Stein auf der Unterseite, wie nachgewiesen worden sei, einen Sprung gehabt habe. Aber meine Herren, sagte ich, wie kann ich wissen, ob der Stein, den ich nicht selbst gelegt, sondern vorgefunden hatte, unten einen Sprung hat? Und was hat denn der Mann in meiner Toreinfahrt zu suchen gehabt? — Man erwiderte mir: Ich sei verpflichtet, nicht bloß offne Schäden zu bessern, sondern auch verborgnen nachzuspüren. Die Überbrückung gehöre, obwohl sie mein Eigentum sei, zum öffentlichen Verkehrswege. So, sagte ich, ich soll wohl aller fünf Jahre mein Haus einreißen, um verborgnen Fehlern nachzuspüren? Meine Herren, rief ich, wenn dieses Urteil dem Rechte der Kulturländer entspricht, so ziehe ich türkische Rechtszustände vor. — Es faßte mich jemand am Arm und riet mir, zu schweigen, ich aber war erregt und fuhr fort: Ich bin zwanzig Jahre im Orient gewesen und habe mancher Gerichtssitzung beigewohnt und bin erstaunt gewesen, mit welcher Sicherheit ein türkischer Richter, der nicht studiert hat und keinen Talar trägt, das Richtige trifft. Eine Entscheidung wie diese, daß man die Brücken aufreißen solle, um etwaigen verborgnen Fehlern nachzuspüren, und daß man einen Menschen entschädigen solle, der dort, wo er den Unfall erlitt, nichts zu suchen hatte, würde auch der kleinste arabische Dorfrichter für Unsinn halten. — Da erhob sich der Herr Amtsrichter in voller Länge und verurteilte mich feierlich wegen Ungebühr vor Gericht zu vierundzwanzig Stunden Gefängnis. Denken Sie, mein Herr, mich, der ich der loyalste Bürger bin und einen Ehrenpunkt darin suche, keinen I-Punkt des Rechtes zu verletzen, der ich mit Paschas aus einer Pfeife geraucht habe, und den unser Imam einen Brunnen der Weisheit und Vater der Gerechtigkeit genannt hat. Ich rief: Ich protestiere, ich appelliere, wie kann man mich gleich einem Lumpen oder Vagabunden ungehört einstecken? — Man machte mir klar, daß zwar der Mörder appellieren könne, und jedem Lumpen sein Recht werde, daß es aber, wenn ein anständiger Mensch in der Empörung seines Herzens etwas gesagt habe, was nach der Meinung des Richters eine Ungebühr sei, keine Appellation und keinen Aufschub gebe. Sagen Sie, mein Herr, ist das nicht mehr als türkisch? In dieser Nacht, in der ich natürlich kein Auge zugetan hatte, beschloß ich, den Staub von meinen Schuhen zu schütteln und in die Türkei zurückzukehren. Kellner, sind wir ganz sicher über die Grenze?

Jawohl, Herr, schon seit einer halben Stunde.

Bringen Sie eine Flasche Sekt. Nein, bringen Sie keinen Sekt. Auf den Abschied aus der Heimat Sekt trinken, das will ich trotz alledem nicht. Wenn ich meine Jugend in Deutschland verlebt hätte, fügte er nachdenklich hinzu, vielleicht würde ich mich an Ihr Recht und an Ihre Polizei gewöhnt haben. Jetzt bin ich zu alt dazu, und darum wandre ich wieder aus, ich und meine Tochter.

Damit sah Herr Müller seine Tochter Amalie an, und die Tochter Amalie sah den Herrn Müller an, und so bestätigten sie sich gegenseitig, daß sie tatsächlich wieder auswanderten. Mögen türkische Gendarmenlippen vor ihren Füßen Blumen reden.

Kritik.

Goldene Klassiker-Bibliothek. Hempels Klassiker-Ausgaben in vollständig neuer Bearbeitung und Ausstattung. — Berlin und Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Der Wetteifer verschiedener Buchhandlungen in der Veranstaltung immer neuer Klassiker-Ausgaben wirft vieles auf den Büchermarkt, dessen Daseinsberechtigung in rein äußeren Vorzügen besteht: bald in schöner Ausstattung, bald in billigem Preis, bisweilen in möglichster Vereinigung von beiden. Nur verschwindend wenige Ausgaben entsprechen einem inneren Bedürfnis, indem sie durch selbstständige Revision des Textes, durch zweckmäßigere Anordnung oder gar durch gründliche Erläuterung Genuß und Verständnis der Dichtungen fördern. Den meisten Teilen der „Goldenen Klassiker-Bibliothek" darf man zugestehen, daß sie all diesen Anforderungen zugleich gerecht zu werden streben und einen selbständigen Wert in sich tragen.

So liegen uns im Augenblick die Werke von Herder, Arnim, Eichendorff und Heine vor. Schon ihr Preis macht sie für Massenabsatz geeignet. Die Auswahl aus Herder bietet 8 Teile in 3 Leinenbänden für 6 M, in 3 Halbfranzbänden oder als Prachtausgabe in 3 Goldleinenbänden für 9 M, als Prachtausgabe in 3 Luxus-Halbfranzbänden für 12 M. Die Auswahl aus Arnims Werken umfaßt 4 Teile, die in 2 Leinenbänden 4 M, in den eleganteren Ausgaben entsprechend mehr kosten. Von Eichendorffs Werken werden die 4 Teile in 2 Leinenbänden sogar für nur 3½ M feilgeboten. Die Heine-Ausgabe ist vollständig, ihre 15 Teile werden in 4 Leinenbänden mit 6 M berechnet. Dabei ist der Druck durchweg groß und gefällig, die ganze Ausstattung würdig. Vor allem sind die Ausgaben der „Goldenen Klassiker-Bibliothek" inhaltlich reich ausgerüstet. Den Werken sind durchgehends Biographie, Einleitungen und Anmerkungen beigegeben, die meist mit dem Rüstzeug der modernen Literaturwissenschaft in das Verständnis einführen, Schwierigkeiten lösen und überall dem Zusammenhang von Leben und Dichten nachgehen. Für die Textrevision waren Hempels Klassiker-Ausgaben, an welche die „Goldene Klassiker-Bibliothek" anknüpft, einst grundlegend. An diese wissenschaftliche Bedeutung reichen die neuen Bearbeitungen vorherrschend gewiß nicht heran. Indes gehen sie überwiegend auf die zuverlässigsten kritischen Ausgaben oder die Originale zurück, um weitesten Kreisen das echte Dichterwort zu erschließen.

Herders Werke gibt Ernst Naumann heraus. Er stellt ein ausführliches, geschickt entworfenes Lebensbild des großen Bahnbrechers voran. Besonderes Interesse erweckt die zuverlässige Darstellung des Verhältnisses zu Goethe, zu Karoline Flachsland und dem Darmstädter Kreis, zu der Gräfin Maria von Lippe, zu der Weimarer Gesellschaft.

Sorgsam ist der inneren Entwicklung Herders nachgegangen. Auch der Zusammenhang des Lebens mit Herders künstlerischen oder religiösen Überzeugungen kommt zur Geltung. So scheint ihm die Gegend von Bückeburg und Pyrmont „die schönste, kühnste, deutscheste, romantischeste Gegend der Welt. Wenn er, die bückeburgischen Wälder und Berge durchstreifend, nicht weit von der Stätte der Varusschlacht, Ossian und Klopstock liest, sieht sein Auge die Landschaft belebt von dem Helden der Vorzeit, und er empfindet von neuem die Urständigkeit der Poesie auf einheimischem Boden." — Die Einleitungen zu den Einzelwerken machen dem Leser die Ergebnisse der modernen Forschung zugänglich. Die programmatische Bedeutung der Fragmente „Über die neuere deutsche Literatur" für Herders gesamte Entwicklung kennzeichnet der Herausgeber treffend: „es lassen sich alle die Eigenschaften, die Herder späterhin als Schriftsteller entwickelte, in dieser Schrift im Keime vorgebildet entdecken". Ähnlich hat Goethe betont, daß schon im Straßburger Umgang Herder alles, was er nachher allmählich ausgeführt hat, im Keim andeutete. Ebenso würdigt die Einleitung zu den „Kritischen Wäldern" und zu den Aufsätzen über Shakespeare wie über „Ossian und die Lieder alter Völker", ebenso später zu den Volkslieder-Sammlungen in aller Knappheit aufschlußreich die historisch-kritische Stellung und vorwärtsweisende Bedeutung dieser epochemachenden Schriften. Ausführlicher verweilt Naumann bei dem Hauptwerk der Reifezeit, den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Verdienstvoll bringt die Einführung in diesen Vorläufer der modernen Entwicklungslehre den reichen Einschlag aus der Persönlichkeit des Verfassers zur Geltung. Der Herausgeber weist auf, wie hier dichterisches Schaffen die wissenschaftliche Erkenntnis beflügelt, wie dies monumentale Werk vor allem von Goethe und von Herders Lebensgenossin Förderung erfuhr, wie fortgesetzt die äußere Geschichte und innere Ausbildung der kühnen Arbeit sich durchschlingen und durchdringen.

Heines Werke gibt die „Goldene Klassiker-Bibliothek" vollständig. Gerade ihre Einleitungen und Erläuterungen bringen viel selbständige Bemerkungen von literaturgeschichtlichem Wert. Kein Unbefangener wird ein Bestreben nach objektiver, wissenschaftlich gegründeter Würdigung des Vielbewunderten und Vielgeschmähten verkennen. Aber Heine steht unserer Zeit und ihren Kämpfen noch zu nahe, um nicht vielfach die Möglichkeit verschiedener Beurteilung zuzulassen. Ohne also über Einzelheiten mit den Herausgebern zu rechten, dürfen wir uns mancher lehrreichen Aufschlüsse für das große Publikum und mancher Bereicherung unseres eigenen Wissens freuen. Nachdem schon Erwin Kalischer in dem vorangestellten Lebensbild dem Entwicklungsgang Heines sorgsam folgte, wirft Helene Herrmann nach der Methode der heutigen Literaturforschung einen Blick über die Entwicklung seines lyrischen Könnens und Leistens. Den großen Rausch der „Bewegtheit", die man als Wesenszug der Romantik bezeichnen durfte, hat Heine nicht miterlebt — und ein Zug des Rationalismus in seiner Natur verhinderte auch, daß er ihn nacherlebte. Aber die verfeinerte Ausbildung des Stimmungslebens war in der Entwicklung der Romantik schon Selbstzweck geworden, und ihr kamen Heines Nerven, kam sein flackerndes Stimmungsleben entgegen. Erst das „Lyrische Intermezzo" und die „Heimkehr" können als charakteristische Offen-

barungen von Heines poetischem Stil gelten; in den vorhergehenden Liedern — die Balladen ausgenommen — erklingt nur vereinzelt ein eigener Ton. Das eintönige Verweilen bei demselben Gegenstand führt die Herausgeberin mit Recht nicht sowohl auf Nuancenreichtum des Gefühls zurück, als vielmehr auf stets erneute Bespiegelung und wechselnde Beleuchtung des gleichen Gefühls, demnach auf Impression. Was Heine dem Volkslied verdankt, ist allbekannt; nicht minder offenbar aber liegt die Grenze der Berührung in Heines intellektueller Bewußtheit. Die Eintönigkeit und Nervosität ist in den „Nordseebildern" geschwunden: hier erringt er Weite des Horizonts, Kraft der Gestaltung und ein eigenes Naturgefühl, das nicht mehr durch das Medium fremder Naturanschauung gebrochen ist. Dies Erwachen zur Selbstständigkeit wird besonders in der Farbengebung augenfällig. So lange Heine von romantischer oder volksliedartiger Naturanschauung gefesselt war, gibt er den Himmel immer blau, den Mond golden oder silbern; jetzt kehren zwar auch gewisse Grundfarben wieder, aber es wechseln dazwischen doch komplizierte Stimmungsfarben nach eigenem impressionistisch-phantastischem Schauen. Indem die gelehrte Herausgeberin der Entwicklung Heines weiter folgt, erkennt sie in den Pariser Dichtungen vor der Erkrankung eine zunehmende Virtuosität: aber der Steigerung des technischen Vermögens entspricht eine traurige Verschleuderung seelischen Gutes. Nun aber flüchtet alles Echte seiner Empfindung, wirklich inneres Erleben, in die Romanzen. Durch seine Zeitgedichte dagegen wird Heine nur der poetische Karikaturist seiner Zeit; „und wer verlangt von einem Karikaturisten Gerechtigkeit?" — Ähnlich gewissenhaft geht dieselbe Forscherin dem Wesen und der Entwicklung von Heines epischen Dichtungen in Prosa und Vers nach. Auch die Einleitungen der übrigen Werke offenbaren, daß wir uns auf dem Vormarsch zu einer geschichtlich objektiven Ergründung des Problems Heine befinden. Sie rühren von Raimund Pissin, Erwin Kalischer, Hermann Friedemann und Veit Valentin her. Manchen Seiten von Heines schriftstellerischen Leistungen hätten wir neben der philologischen und historischen Beleuchtung noch eine großzügige, überlegene Kritik gewünscht, welche das Ve hältnis zu Literatur und Leben und die Wirkung auf beide ins Auge faßt.

Die Auswahl aus Arnims Werken bietet außer Gedichten den Aufsatz „Von Volksliedern", „Reise-Erinnerungen und Briefe," alsdann das Hauptwerk: den Roman „Die Kronenwächter", Bruchstücke aus der „Päpstin Johanna", das Doppeldrama „Halle und Jerusalem", „Die Appelmänner", „Der Stralauer Fischzug", schließlich eine Reihe kleinerer Novellen. Der Herausgeber, Monty Jacobs, hat die Methode und die Ergebnisse der Literaturwissenschaft geschickt verwertet und so namentlich für „Die Kronenwächter" tieferes Verständnis geweckt.

Eichendorffs Werke gibt Ludwig Krähe heraus; auch er hat durch ein Lebensbild, Einleitungen und Anmerkungen zur Erläuterung der Dichtungen beigetragen.

Eugen Wolff.

Kurze Anzeigen.

Ohorn, Anton: Wenn die Schwalbe zieht. Novellen und Geschichten. Leipzig, Verlag von C. F. Tiefenbach. 3 M.

Dies Büchlein mit seinen zehn einfachen volkstümlich gehaltenen Geschichten ist Peter Rosegger gewidmet. „Wenn die Schwalbe zieht, ist der Herbst gekommen,

die Garben sind eingebracht" — heißt es im Vorwort. So muß denn wohl der Verfasser ein Mann sein, der das Seine hinter sich hat und Anschluß da sucht, wohin ihn Charakter, Zuneigung und die Erkenntnis einer gleichgestimmten Seele zieht. So ist es auch. *Anton Ohorn*, der Deutsch-Böhme, den seit vielen Jahren der Beruf an Chemnitz fesselt, ist am 22. Juli dieses Jahres 65 Jahre alt geworden. Er ist nicht nur als Lehrer geschätzt, sein Ruf als Dichter warmherziger Novellen, kampfesfroher Romane und Dramen ist weit über sein Geburts- und jetziges Heimatland gegangen. Wer hätte nicht vor wenigen Jahren erst von dem Erfolg der *Brüder von Sankt Bernhard* gehört? Wird es nicht viele geben, die beim Anhören seines Namens an den aus den nationalen Verhältnissen Böhmens genommenen Roman „*Deutsches Erbe*" denken? Warmherzigkeit, volles Mannesverständnis, ein aufrechter Charakter und eine kampfesfrohe Natur sprechen auch aus der vorliegenden Geschichtensammlung, die der Dichter viel zu bescheiden eine Nachlese nennt. Als 6. Folge zu früheren Novellensammlungen stellt sie sich den früheren mindestens vollgültig an die Seite. Mit Peter Roseggers Schriften haben sie außer dem Volkstümlichen nur das gemein, daß sie kernhaft deutsch und unaufdringlich erzieherisch zum Deutschen und zu einer rechten Tiefe in Glaubenssachen zu führen streben. Zu solchen, die das Letztere im Sinne haben, gehören vor allem „*Der neue Pfarrer*" und „*An der Grenze*." Zu denen, die den dramatisch stark unterstrichenen Ton des Dichters nicht verleugnen, den er überhaupt vor Rosegger voraus hat, ist „*Sein einziger Sohn*", „*Mein ist die Rache*", „*In dunkler Tiefe*" zu rechnen. Die mittlere von den genannten gehört aber auch zu den historisch fundierten, unter denen „*Der Herzog von Reichstadt*" eine besondere Stelle einnimmt. Wie gut historisch beschlagen, wie temperamentvoll bei der Verteidigung seiner deutschen Erbgüter der Verfasser aber auch ist, seine Schöpfungen wären wirkungslos ohne das warmschlagende, das Leben und die Welt in starker Poetenliebe umfassende Herz. Diese Liebe leuchtet aus der Anfangserzählung „*Mit gebundenen Flügeln*" besonders stark heraus, ebenso aus der schlichten am Schlusse „*Nur ein Korrektor*". *Anton Ohorn* hat mit seiner Altersgabe seinem deutschen Volke ein gutes Geburtstagsgeschenk gebracht. Es verdient, gut aufgenommen zu werden.

Wilhelm Arminius.

Ernst Zahn als Lyriker.

Die große und stetig wachsende Gemeinde des kraftvollen Schweizer Dichters ist es nun schon gewohnt, von ihm einen neuen Roman oder Novellenband auf jeden Weihnachtstisch beschert zu erhalten. Diesmal jedoch hat es eine Überraschung gegeben, und Zahn ist seinen Getreuen nicht episch, sondern lyrisch gekommen. Für mehr als einen mag das eine Enttäuschung bedeuten; denn es ist ja eine allbekannte Sache, wie niedrig zur Zeit die Lyrik im literarischen Kurswert steht. Und doch kann jeder, der das Bedürfnis fühlt, mit dem Mann, den er als Dichter liebgewonnen hat, nun auch als Menschen recht vertraut zu werden, mit dem Tausche wohl zufrieden sein. Das rein Persönliche gelangt eben in dieser Sammlung, die schlechtweg den Titel „Gedichte"*) trägt, doch weit mehr zu seinem Rechte als bei der objektiven Darstellungsart der Erzählung. Das bleibt der Gewinn des Buches, unabhängig von seiner künstlerischen Einschätzung.

Mit einer völlig neuen Erscheinung haben wir es hier nicht zu tun. Schon zu Anfang seiner literarischen Laufbahn hat Zahn einmal einen „In den Wind" betitelten Gedichtband veröffentlicht, aber nicht mehr auflegen lassen, nachdem die zweite, vermehrte Auflage (1896) vergriffen war. Von ihm selbst zu leicht befunden und darum verworfen als „unfertige und durch keinerlei Eigenart sich auszeichnende Verse!" Und in der Tat machen jene Jugendgedichte bei großer Leichtigkeit in der Formgebung der Mehrzahl nach einen ziemlich konventionellen Eindruck. Die Leser von Zahns Erzählungen haben dann Proben seiner reifer gewordenen Verskunst in den Widmungsgedichten zu kosten bekommen, die er gerne seinen epischen Werken voranstellt. Auch wenn er seine

*) 1. — 5. Tausend. Stuttgart und Leipzig Deutsche Verlagsanstalt 1910. Geb. 4 M.

vielbesuchten Vortragsabende „im Reiche" veranstaltet, pflegt er etliche lyrische Stücke zu spenden, die sich stets herzlichen Beifalls erfreuen. Und jetzt hat er, wie er selbst in einer bescheiden genug gehaltenen Vorbemerkung angibt, die Gedichte gesammelt, die während der letzten 15 Jahre in den Pausen zwischen größeren Prosaarbeiten entstanden sind. Für anderthalb Jahrzehnte keine allzu ergibige Ernte! Aber ausreichend, um tiefe Blicke in des Dichters inneres Leben zu gewinnen. Vor uns steht eine in sich gefestete Persönlichkeit, von Natur eher schwer- als leichtblütig veranlagt, zu sorglosem Genuß nicht geschaffen, ob ihm selber gleich ein freundliches irdisches Los gefallen ist. Neben sich hat er von jeher „die graue Schwester Menschenscheu" gehen sehen, und er vernimmt „ahnungsbange Stimmen", daß „viel zu verlieren hat, wer viel besitzt". Aber nicht bloß eigene Sorge läuft hinter ihm her: auch die Not der armen, bedrängten Menschheit rings um ihn lastet auf seinem mitfühlenden Gemüt. So ist ihm der elegische Ton fast naturgemäß, und des Herzens ungestilltes Sehnen klagt aus seinen Liedern. Aber er weiß, wo er nie vergebens anklopft, wenn er des Trostes bedarf: in seinem Haus und Heim, bei Weib und Kind. Wenn er darauf zu sprechen kommt, leuchtet es auf in seinem Innern, und dann wird es auch uns so recht warm bei ihm.

In andern Gruppen der Sammlung greift Zahn über das Subjektive hinaus. Von echter Begeisterung sehen wir ihn übermannt, wo es die Heimat und ihre Naturschönheiten, sein geliebtes Urnerland und Urnervolk zu preisen gilt. Etwas schwächlich finden wir ihn in der eigentlichen Ballade, stärker in der knappen poetischen Erzählung, mag er nun einem mißachteten „Helden des Alltags" ein schlichtes Denkmal setzen („Der Hans ist tot") oder, wie auch in seiner Prosa wiederholt, die den Menschen unheimlich umlauernde Gestalt des Sensenmannes personifizieren („Der Strahler und der Tod"). Ein paar liebenswürdig frische Dialektstücke sind an den Schluß des abwechselungsreichen Bandes gestellt, der durch Echtheit des Empfindens und eindringliche Bildersprache auch höheren ästhetischen Ansprüchen etwas bietet.

R. Krauß.

Presber, Rudolf: Die bunte Kuh. Berlin, Concordia, 1911. 663 Seiten. Geb. 6 M.

Presbers humoristischen Roman anzuzeigen, ist fast ein ebenso großes Vergnügen für mich, als ihn zu lesen. Seine urgesunde Art, in dem modernen Narrenhause als Seelenarzt umherzugehen und durch eine neuartige „Diätetik der Seele" Wunderkuren zu erzielen, ist unter allen Umständen dankenswert und immer von neuem freudig zu begrüßen. Doppelt interessant wird er seinen alten Verehrern diesmal dadurch erscheinen, daß er nicht kurze Novellen oder humoristische Skizzen, sondern einen dickleibigen Roman von mehr als 600 Seiten geschaffen hat, um einen figurenreichen Ausschnitt aus dem heutigen Berlin zu geben und zugleich so etwas wie eine Idee oder vielleicht besser eine Weltanschauung zu predigen.

Die „bunte Kuh" ist nämlich Berlin, „eine Kuh, die sie alle melken möchten, jeder auf seine Weise — der eine ganz öffentlich mit plumpen, gierigen Fingern, der andere heimlich ins silberne Eimerchen." Und dem Satiriker macht es nun unverkennbar riesigen Spaß, ein paar Dutzend Typen zu entlarven und die verschiedenen Formen des Großstadtschwindels zu verspotten, unter denen sich die menschliche Eitelkeit und Erbärmlichkeit verbirgt. Besonders hat er es auf die mannigfachen Spielarten der modernen Ritter vom Geiste abgesehen, und man kommt aus der Vergnügtheit garnicht heraus, wenn man seine Literaturjünglinge, seine Kunstheroen und Theatergrößen siebenten Ranges mit ihrem Größenwahn und ihrer Unzulänglichkeit aus der Nähe betrachtet. Einen kundigeren Führer durch die Großstadtabgeschmacktheiten kann man kaum finden, und da er immer fidel bleibt, wenn er das Kaleidoskop menschlicher Narrheit vor unseren Augen schüttelt, so lernt man allmählich über den Schwindel und die Jämmerlichkeiten der lieben Nächsten lachen, und das ist oft befreiender als das sittliche Pathos der Entrüstung. Köstlich ist die Spiritistengeschichte, köstlich auch die prächtige Verulkung der albernen Genieprotzen und impotenten Kunstpropheten, deren letztes Geheimnis in ihrer Sucht nach Reklame beschlossen liegt. Daneben zeigt Presber ein paar prächtige „Außen-

leiter der Genialität", die größtenteils aus der „Provinz", besonders aus Süddeutschland importiert sind und gesundes Empfinden, fröhliche Gutherzigkeit und jene schöne Einfalt des Herzens mitbringen, die in der Großstadt nicht recht gedeiht und daher immer ein stilles Heimweh mit sich herumschleppt. Warum allerdings der Held der Geschichte, der sich vom Theologen rasch zum dramatischen Dichter und zum Journalisten durchmausert, mit der Geliebten durchaus zuerst ein paar Jahre in wilder Ehe leben muß, ehe er sich mit ihr trauen läßt, bleibt Presbers Geheimnis; denn daß diese beiden Menschen nicht wieder auseinanderlaufen werden, sieht man ihnen sofort an. Auch ist die Technik bisweilen ein wenig unbeholfen, und der Zufall muß etwas zu oft die gerade erwünschten Personen herbeischaffen. Was in der Humoreske ganz gern hingenommen wird, bedarf im Roman doch wohl tieferer Begründung. Zu bemängeln ist auch das gebrochene Deutsch des Russen Muschick; wenn ein Slave schlecht deutsch spricht, macht er ganz andere Fehler in der Aussprache: er sagt z. B. statt „Hellseher" nicht „Ellseher", sondern spricht im Anfang einen sogar sehr scharfen — Gaumenlaut.

Doch das sind geringfügige Schönheitsfehler, und es gibt so viel Erfreuliches in dem Buche, daß es gewiß bald die Herzen aller Freunde flotten Humors und gesunder, berechtigter Satire erobern wird. Zu dem Erfreulichen rechne ich auch die epigrammartigen Aussprüche, die als kecke Weisheit zwanglos bald diesem, bald jenem in den Mund gelegt werden. So prangen zwischen der Fülle liebenswürdiger Teufeleien, zwischen derber Situationskomik und Szenen, die in eine „Biermimik" hineinpassen würden, auch manche Perlen guter, gemütvoller Gedanken, und oft genug erhebt sich die Darstellung auch zu zartpoetischer Innigkeit. — Glückauf dem Buche und allem fröhlichen Lachen!

Steglitz. Willibald Klatt.

Eilers, Ernst: Haus Ellerbrook. Hamburger Roman. Berlin W. 30. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock. Geb. 5,50 M.

Ein gediegener und fesselnder sozialer Roman von volkstümlichem Gepräge! Der Stil des Verfassers hat keine starke persönliche Note, und auch seine psychologische Kunst weist nichts Außerordentliches auf. Aber er weiß gut zu erzählen und eine drängende Fülle von Ereignissen planvoll zu ordnen und logisch zu entwickeln. Während er die wechselnden Geschicke eines Hamburger Patrizierhauses durch mehrere Generationen verfolgt, läßt er zugleich die Geschichte Hamburgs selbst während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor uns erstehen und er zeigt die enge Verflechtung zwischen den Schicksalen des allgemeinen deutschen Vaterlandes und seiner größten Handelsstadt. Wir sehen diese zunächst aus den Ruinen des großen Brandes vom Jahre 1842 neu erblühen, wir erleben die Wirkungen des Revolutionsjahres 1848, das Schillerfest des Jahres 1859, die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 mit ihren politischen Folgen, wir begrüßen den Begründer des Deutschen Reiches in Hammonias Mauern und bewundern das gewaltige Denkmal, das dort dem heimgegangenen Heros errichtet wird, wir machen die Leiden der furchtbaren Cholerazeit mit durch. Diese lebendigen Schilderungen sind von ehrlichem Stolz auf Hamburgs Größe durchwärmt. Die Senatorenherrlichkeit, die steife Grandezza der alteingesessenen Geschlechter taucht vor uns auf. In den Bildern aus dem Treiben der Großkaufleute waltet etwas von dem guten Geiste, der uns aus Gustav Freytags „Soll und Haben" bekannt ist. Aber Eilers steigt auch aus den Höhen der Gesellschaft in ihre Tiefen hinab, um als eine Art von Hamburger Zola das Elend der armen Leute darzustellen, die im „Gängeviertel" hausen. In Schnapskellern und Dirnenhäusern kehrt er bei der Hefe des Volkes ein. Dann wieder sucht er es bei seinen Lustbarkeiten auf, die er mit derbem Realismus und mitunter etwas banaler Munterkeit veranschaulicht. Von einer schmutzigen Mietskaserne im „Bäckergang" führt zum vornehmen Hause am Glockengießerwall ein schmaler Steg hinüber, der sich im Verlaufe der Erzählung zur breiten Brücke erweitert. Der durch jahrhundertelange Tradition verpflichtete Patriziersohn kann mit der Proletariertochter nicht gesetzlich zusammenkommen, aber die Kinder der unglücklich Liebenden finden sich in einer über Vorurteile mehr erhobenen Zeit. Der eigentliche Träger

der Handlung ist der kernige Heinrich Ellerbrook. Der große Börsenkrach des Jahres 1859 ruiniert ihn, der sich in gewagte Spekulationen eingelassen hat; aber er rettet seine und seiner Familie Ehre. Einen zweiten, noch tieferen Sturz erlebt er, als sein einziger Sohn leichtfertig den erheirateten Reichtum durchbringt und sich das Leben nimmt. Doch der Enkel macht alles wieder gut und bringt das Haus zu neuem Glück und Glanz. Der alte Ellerbrook, der ein Alter von 93 Jahren erreicht, bleibt aufrecht, von den Schicksalsschlägen ungebeugt. Dabei läßt der Dichter diese Hauptfigur eine bedeutsame innere Entwicklung durchmachen: vom starren Fanatismus äußerer Pflichten zur alles verstehenden echten Menschenliebe und zugleich vom Hamburger Lokalpatriotismus zu deutsch-nationalem Empfinden. So geht auch im moralischen Sinne die Rechnung in dem gesinnungstüchtigen und warmherzigen Buche glatt auf.

R. Krauß.

F. Gräfin zu Reventlow: „Ellen Olestjerne.“ Roman. 3. Tausend. München, Albert Langen. 266 S. 3,50 Mk. Geb. 5 M.

Das Prinzip der entwicklungsgeschichtlichen Erzählung hat allmählich auf sehr viele Menschentypen Anwendung gefunden. Es liegt kein Grund vor, warum es nicht auch auf das freie Weib angewendet werden sollte Das freie Weib, das herausgewachsen ist aus dem wilden Mädel adliger Herkunft. Es hat früh angefangen, eigene Wege zu gehen; die Mutter, der Vater gaben ihm nicht Liebe, nicht Verständnis genug; so löste es sich vom Vaterhaus, fand sich in der Künstler-Boheme leicht zurecht und ward in jeder Beziehung ein Wesen nach deren Art. Eine kurze Ehe, durch eigene Schuld zerstört, leitet über zu Krankheit und jammervoll ungeordneter Existenz. Als die Ellen aber ein Kind bekommt (NB. ein uneheliches!), da strafft sich ihr wieder der Wille. „Nun sehe ich dem Leben ins Auge und bete es an, weil ich weiß, daß es heilig ist.“ Mit welchem Maßstab soll man diesen Roman beurteilen? Ich lasse den moralischen ganz außer Gebrauch, obwohl bei derartigen Schilderungen die Moral immerhin auch etwas zu sagen haben dürfte. Aber was von daher etwa zu sagen ist, kann jeder sich selber klar machen. Ich wende den Maßstab der künstlerischen Formgestaltung an: Gräfin Reventlow hat Kraft und Kunst in ihrer Feder; auch wo sie banale Dinge erzählt, gibt sie ihnen Farbe und Licht. Und sie erzählt, z. T. in Tagebuchmanier, frisch, lebhaft, mit Geist, mit modernen Gedanken. Es ist ein recht hübscher, wenn auch nicht ganz neuer Satz: „Von dir hab ich erst die Seele bekommen, vorher hatte ich keine.“ Sie verfügt auch über Bilder und Zitate. Alles in allem: das Buch ist geschickt geschrieben. Aber ich wende auch noch einen andern Maßstab an: den der inneren Kunstgestaltung. Und an diesem entscheidenden Punkt fehlt es. Vielleicht bin ich in dieser Hinsicht voreingenommen, weil ich, als der alten Moral anhängig, mich in das neue freie Weib gar zu wenig hineinversetzen kann. Ich wills gern zugeben und bitte daher, mein Urteil mit großer Vorsicht aufzunehmen. Aber aussprechen muß ichs: diese Ellen Olestjerne ist nicht natürlich erfaßt. Sie ist Konstruktion der neuen weiblichen Moral. Sie ist nicht einheitlich, nicht klar. Sie ist nicht voll verständlich. Es gibt bekanntlich in der christlichen Literatur (im engen Sinne des Wortes) zahllose Charaktere, die nur Konstruktionen aus der Dogmatik und Ethik sind; hier haben wir einen Charakter, der die Lehrsätze der freien Sittlichkeit typisch veranschaulichen soll, dem aber darüber gleichfalls die Wahrscheinlichkeit verloren gegangen ist. Und noch mehr: auch das rein menschliche Mitgefühl versagt der Leser dieser Ellen. Daß die Mutter nicht genug Liebe für das Kind hat: es wird uns nicht wahr gemacht. Daß das junge Mädchen sich derart zügellos benehmen kann wie in der Seebadzeit, wir fassen es nicht; daß es, als eines Anderen Braut so existieren kann wie in der Liebesepisode mit Henryk, wird nicht wirklich begreiflich gemacht. Daß Ellen, Henryks Kind unter dem Herzen, die Ehe mit Reinhard schließen und den ganzen notwendig werdenden Betrug spielen kann, das bleibt ein Rätsel. Anderes noch mehr. Die Verfasserin läßt uns im Dunkel darüber, welches eigentlich der Vater des Kindes ist, das ihr zum Schluß helfen muß. Johnny, den Ellen liebt, ist ja längst über alle Berge; Bel-Ami, dessen Namen sie nicht kennt, ist nicht ihr Liebhaber, obschon sie wie sehr nahe Kameraden

leben: „Wir zwei verlieben uns nicht ineinander, auch nicht vorübergehend, kommen uns auch freundschaftlich nicht näher, es liegt eine weite Ferne zwischen uns . . .“ Also? Ich verstehe das nicht. Natürlich nicht. Diese neue Moral verstehe ich nicht. Es ist wohl so des rechten Weibes Art und Wesen. Wenn nur ein Kind kommt, ein Kind! § 2 aus der modernen Ethik: „Die Sehnsucht nach dem Kinde muß unter allen Umständen Erfüllung finden.“

Man sieht also: ich war nicht der richtige Rezensent für das Buch. Mir fehlt das moderne Verständnis. Und das gehört nun einmal dazu, um eine Ellen nicht bloß als ein Produkt eigener Zügellosigkeit sondern als einen ernsthaft zu nehmenden Charakter zu begreifen. Es wird übrigens dem Buche nicht schaden, daß ich es hier so beurteile. Schon steht es im 3. Tausend. Ich sagte ja auch: es ist gewandt, farbig, modern geschrieben. Viele, viele wollen es so haben. Sie werden das Buch lesen, sogar kaufen. Männer! Aber auch Frauen! Möchten sie auch ein wenig darüber nachdenken, ob sie diese Ellen — lieben könnten!

Martin Schian.

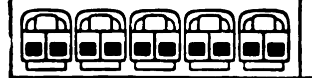
Anna Schieber: Wanderschuhe u. andere Erzählungen. 1.—5. Tausend. Heilbronn: Eugen Salzer 1911. (241 S.) 2,50 *M*, geb. 3,50 *M*.

Sechs treffliche Proben von der seelenvollen Kleinkunst Anna Schiebers sind in diesem Bande vereinigt. Am besten hat mir die Skizze „Aus Kindertagen“ gefallen. Die bei allem Mangel an erbaulichen Redewendungen tiefreligiöse Lebensanschauung der Dichterin und ihr feiner Humor, den man, wenn auch nicht dem Grad so doch der Art nach, mit dem Raabeschen vergleichen darf, treten hier besonders sympathisch und künstlerisch ausgereift in die Erscheinung. Und wie verklärt erscheint der landschaftliche Schauplatz dieser Jugenderinnerung, die alte rebenumkränzte Reichsstadt Eßlingen am Neckar! Auch auf die Novellen „Ellen“ u. „Ein Vater“ möchte ich noch besonders hinweisen. Sie gehören ebenfalls zum Besten, was Anna Schieber bis jetzt geschrieben hat.— Das schön gedruckte Bändchen verdient weiteste Verbreitung und sollte vor allem in jeder Volksbibliothek zu finden sein.

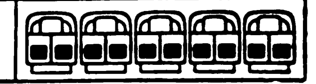
Erwin Ackerknecht.

Frank, Bruno: Flüchtlinge. Novellen. München, Albert Langen. 217 S. Geh. 3 Mk.

Sichere Technik der Erzählung. Geschickte Herausarbeitung der Pointen. In vier, vielleicht auch fünf der sieben Geschichten ein originelles Thema; in den anderen immerhin originelle Aufmachung. In zwei oder drei der Skizzen auch etwas wie ein ernsterer Gedanke (Pantomime; das Böse); in einer (Die Mutter einer ganzen Stadt) ein übermütig-frecher Spott. Langweilig also sind diese Novellen nicht, künstlerisch tief und fein freilich auch nicht. Es sind hübsch zurecht gemachte, etwas kräftig gewürzte, vorurteilslosen Leuten sicher ganz gut schmeckende Bissen. Martin Schian.



Mitteilungen.



Bernau-Potsdam-Pichelswerder. Drei märkische Freilichtbühnen. Im vorigen Jahre hatte Chorin den Reigen der märkischen Freilichtbühnen eröffnet, den in diesem Jahre Bernau, das alte märkische Städtlein, Potsdam, die von friderizianischem Geiste durchwehte Havelstadt, und das sagenumwehte Pichelswerder mit Kunst und Anmut fortführen. Ich halte es nicht für richtig, Freilicht- und geschlossene Bühne gegeneinander auszuspielen, wie es einige Schriften dieser Tage tun. (Savits: „Das Naturtheater“ und Wachler: „Die Freilichtbühne“.) Ich glaube, wir können jeder ihre Berechtigung zugestehen. Denn jede hat besondere Aufgaben: die Kunstbühne will uns psychologische Vorgänge schildern, Konflikte der Einzelmenschen, die draußen in der freien Natur zerflattern würden, ja, vielleicht lächerlich wirken. Sie brauchen die ganze

geistige Anspannung des Zuschauers. Draußen aber, unter Gottes freiem Himmel, da kann eine Bühne uns nur Vorgänge schildern, Schicksale, die einer Stadt, einem Lande, einem Volke beschieden sind. Da wird und muß das Einzelwesen das Sinnbild eines Ganzen sein. Deshalb wird es Hauptaufgabe der Freilichtbühne sein und bleiben, vergangene Zeiten heraufzubeschwören, die den Menschen unserer hastenden Zeit wieder ein wenig von der Bodenständigkeit jener Tage geben. Sie wieder ein wenig lebendig machen in Heimatliebe.

Sehen wir darin die Aufgabe des Naturtheaters, so wird Bernau in diesem Jahre wohl die Siegerin sein. Denn da lebt und webt die ganze Stadt in ihrem Hussitenspiele. Vom Stadtoberhaupte bis zum kleinsten Hosenmatz reden sie alle von „unserm Spiele". Mag auch der petuniäre Ausfall nicht der beste sein, so haben doch 500 Stadtkinder durch ihr Mitwirken eine hohe Freude gehabt.

* * *

In Bernau wird an der Westseite der Stadt gespielt. Der Bühnenraum schmiegt sich eng an die innere Stadtmauer an, die den Sturm der Jahrhunderte mit ihrem alten ragenden Pulverturme überlebt hat. Vor ihr hat man die äußere Stadtmauer wieder hergestellt mit Lughäusern, Ausfallpforten und Türmen. In der Mitte aber trotzt das Mühlentor. Rechts und links grenzen Hügel das Bühnenbild ab. Die Bäume, die man auf dem Platze stehen ließ, gliedern ihn günstig. Er ist so recht geschaffen für das Spiel von Rudolf Lorenz: Die Hussiten vor Bernau. Dieser Stoff war ja für die Hussitenstadt von vornherein gegeben. Schützenfest und Bierprobe bilden den Eingang. Und da sind die wirksamsten Bilder geschaffen, die in einem Kinderreigentanz ihren Höhepunkt finden. Dann der Schreckensruf durch einen gemißhandelten Schäfer: Die Hussiten! Da reißt sich märkische Bürgerkraft empor und schlägt mit dem Kurprinzen geeint die Horden mit der Kelchfahne zurück. Das ist ein buntbewegtes Leben, das sich da vor unsern Augen abspielt, das Lagerleben der Hussiten, die Anstürme und das heldenhafte Abwehren. Wenn so zwanzig und mehr Rosse über die Bühne jagen, wenn vom hohen Turm der Wächter seinen Warnruf tönen läßt, so zeigen sich uns die Vorzüge der Naturbühne. Gleich daneben sehen wir aber auch ihre Mängel, wenn das Bürgermeistertöchterlein sich um ihren Geliebten härmt, wenn Nebenbuhler gegen Nebenbuhler steht, dann sind die Arme des Einzelnen, die in der Luft herumfuchteln, dann sind die Worte des Hasses, namentlich aber die der Liebe, Störungen in all der Schönheit des Bühnenbildes. Die Entführung eines Heimatverfehmten durch den Tod für die Vaterstadt ist der innere Kern, der nur ein wenig gedrängter erscheinen müßte. Der Bühnenraum mit seinen 80 Metern Breite und 40 Metern Tiefe ist eben für den Einzelspieler zu gewaltig.

* * *

'Viel friedestiller ists in Potsdam. Da hat sich am Brauhausberg Axel Delmar, der gleichzeitig Dichter, Leiter und Regisseur ist, einen Waldgrund ausgesucht, in dem wunderbare Bäume wachsen. Dazwischen hindurch geht eine Mulde, vor der er dann eine zerschossene Schmiede aufbaute. Die Schmiede „Zum eisernen Heiland" in der Nähe von Kunersdorf. Sie steht so echt und natürlich da, als ob sie schon seit Jahrhunderten dagestanden hätte. Und vor ihr rauscht ein Brünnlein, als ob es schon immer hier gerauscht hätte. Und Geranien blühen kümmerlich in den Kriegsläuften des blutigen siebenjährigen Krieges. In den hinein führt uns Axel Delmar, in das Trauerspiel von Kunersdorf. Der Schmied vom „Eisernen Heiland" hat schon vier Söhne verloren, der fünfte soll bei Kunersdorf die Feuertaufe empfangen. Er desertiert aber vor den Schrecknissen der Schlacht. Der Vater schickt ihn zurück. Da hilft nicht das bange Flehen der Mutter, das Weinen der Braut. Und der Sohn geht, um seine Flucht durch umso kräftigeres Dreinhauen zu sühnen. Schmied Hagen aber hält die zurück, die das Vaterland verlassen wollen. Ein Kurier meldet den Sieg, alles jubelt. Dann aber kommt der große König selbst, zerbrochen, todmüde. Und nun spielt sich das historisch Beglaubigte ab, wie aus der Verzweiflung des Königs neuer Siegesmut wird durch die unterbliebene Verbindung von Russen und Österreichern. Dahinein spielen buntbewegte Soldatenszenen und königstreues Sterben. Auch der Deserteur kommt heim, verwundet, da er seinen

König vor den Kroatensäbeln rettete. Er bleibt daheim. Schmied Hagens Sechster geht für ihn in den Kampf. — Aus dem Walde heraus kamen die Husaren über weiches Moos geritten, den Abhang herunter kam zwischen grünen Bäumen der flüchtende Bauernzug, über die Holzbrücke müdeten im glitzernden Sonnenscheine die buntfarbigen Grenadiere des „Vater Fritze". Es waren köstlich stille Bilder in diesem Eichenhaine, die selbst die nicht recht in den Zeitabschnitt passende Waldpredigt des Schmiedes und ein paar andere Kleinigkeiten nicht stören konnten. Es war, als ob von der Terrasse von Sanssouci Windspiele herüberbelferten.

* * *

Und nun Pichelswerder. Da hat sich alle Schönheit märkischer Schönheit vereinigt. An der Nordspitze des Werders ist ein Platz, den ragende Kiefern begrenzen. Darüber hinaus schaut man das sonnenbeglänzte Havelband. In der Ferne Schildhorn, das heute den Stoff gegeben. Zwischen die Föhren hat man alte Wendenhäuser erbaut, mit Strohdächern und Tierschädeln. Und über allem goldiger Tag und Walddduft und Finkenschlag. Da hinein hat Eberhard König seinen „Albrecht der Bär" gedichtet. Wuchtige Augenblicke durchrütteln den Wald, da Christentum und Heidenhaß aufeinanderstoßen. Petrissa, die Witwe des Christ gewordenen Wendenfürsts Pribislaw, verheimlicht den Tod ihres Gatten. Nur Albrecht dem Bären will sie das Havelland als Erbe übergeben. Sie wartet auf ihn mit dem Bischof von Brandenburg. Die alte irre Wendin Wera weissagt Pribislaws Tod, dessen unbestatteter Geist die Vögel stört. Und Jaczo kommt. Er will das Havelland haben, wie er auch nach Petrissa giert. Es kommt zu Zusammenstößen zwischen Wenden und Christen, bis endlich Albrecht der Bär erscheint. Der richtet Kreuz und Mark Brandenburg auf. Das führt zum Kampf, zum Wendensturm. Jaczo siegt, wird aber dann von Albrechts Scharen besiegt und muß, als letzter von allen, durch die Havel schwimmen. Seine Rettung besiegt auch seinen Haß, er wird Christ. — Der Dichter hat sein Stück in Jamben geschrieben, die sich durch klingende Sprache auszeichnen. Aber fast mehr als der Dichter scheint mir der Regisseur geleistet zu haben, Heinrich Frey. Wie er die Massen zu bewegen, wie er die Einzelpersonen zu malerischen Gruppen zu ordnen weiß, das brachte ihm einen vollen Erfolg. Aber wieder die Wahrnehmung, daß Monologe und Dialoge äußerst zu beschränken sind, daß der Einzelne mit seinen Gefühlsausbrüchen in der Größe der Szene untergeht.

* * *

Heimatstücke sinds alle drei. Gewachsen auf märkischer Erde, zwischen märkischen Kiefern. Aber auch dort dargestellt. Und das ist eine der Schönheiten der Freilichtbühne, daß sie uns festhält eine kurze Spanne in der Heimat Bann. Daß sie uns ein Leuchten aus all dem Glanze mit nach Hause nehmen läßt. Und uns wieder näher führt, was wir fast schon vergaßen, ein Stücklein aus dem Werden des Bodens, der uns trägt.

Deshalb müßte es noch viel mehr Freilichtbühnen geben. Nicht so groß und vielgestaltig wie die dieser Tage. Denn mit dem großen Personal und Bühnen- und Zuschauerraun kommen große Kosten. So daß es nicht stimmt, was da auf den Reklamen von Volksschauspiel steht. Denn bei einem Volksschauspiel ist ein Eintrittspreis von 2 und 3, ja von sogar 5 Mark ein Unsinn. Da kommt das Volk nicht.

Gedenkt jener alten Spiele unter der Linde, denkt an Hans Sachs! Da spielte auch das Volk für das Volk. Vielleicht, daß wirs damit wieder einmal versuchen? Das wäre doch ein köstlicher Frühling, wenn nach des Tages Last nicht mehr die Schenke der Sammelort wäre, sondern die Linde, der Stadtwall. Da dann Heimatspiel und Reigentanz.

Wäre es nicht schön, deutsche Dichter, dafür zu schaffen?

Oder bleibts ein Traum, geträumt unter den Kiefern märkischer Heide?

Helmuth Neumann.

Zu dem Aufsatze „Richard Weitbrecht". Der Essay über Richard Weitbrecht gibt ein treffliches Bild des wackeren Mannes und auch das, was über seine schriftstellerische Tätigkeit ausgeführt wird, ist vorzüglich. Es scheint aber doch nicht unzweckmäßig und auch im Interesse der Verlagsbuchhandlung billig, zu bemerken, daß die einst im Verlage von Hugo Klein, Barmen, erschienenen Werke: „Feindliche Mächte" und „Der Bauernpfeifer" seitdem

in den Verlag von Ernst Finckh in Basel übergegangen sind. Und in eben diesem Verlage befinden sich jetzt auch eine größere Anzahl schlichterer Erzählungen für verschiedene Volksstände und Volkszustände, die zumeist in Hugo Kleins „Familienbibliothek" erschienen und heute noch für Volksbibliotheken ebenso wie jene vorgenannten größeren Arbeiten etwas höheren Tons dringend empfohlen werden können. So „Des Meisters Tochter" (Handwerkergeschichte), „Der Heidebauer und sein Sohn" (Wuchergeschichte), „Von Stufe zu Stufe" und „Um Haus und Hof", „Glassplitter" und „Glänzendes Elend", „Der Kopf des Apostels", „Auf Wanderschaft", „Wodans Rache". Endlich mag auch noch „Ein Kampf um Rom" genannt sein, ohne novellistischen Einschlag, Erzählung der Erlebnisse des Papsttums im Jahre 1527. Es würde nicht recht sein, wenn jetzt alle diese frischen schlichten Erzählungen R. Weitbrechts für weite Kreise nicht auch ins Gedächtnis zurückgerufen würden, hoffentlich nicht ohne auch Beachtung zu finden. — Wir haben so gesunden einfachen Lesestoffs doch nicht allzu viel.

Hermens.

Vom Büchertisch.

Albrecht, F.: Der Rebell. Leipzig, Xenienverlag.

Amicis, Edmondo de: Im Reich der Liebe. Leipzig, Josef Singer.

Asmussen, Georg: Wegsucher. Dresden, Carl Reißner.

Baath-Holmberg, Cecilie: Vater und Sohn. Dresden, Carl Reißner.

Bardey Franz: Wachet und wachset. Hamburg, Verl. d. Norddeutschen Männer- und Jünglingsbundes.

Bartels, Adolf: Der Väter Erbe. Stuttgart, Ev. Gesellschaft.

Bartsch, Moritz: Opferfeuer. Breslau, Paul Schimmel.

Bärwinkel, D. Dr.: Der Religionsunterricht in der Volksschule und seine Leitung durch die Kirche. Erfurt, Karl Villaret.

Bastier, Paul: L'ésotérisme de Hebbel. Paris, Emile Larode II, Rue Victor Cousin.

Bauer, Karl: Was ein evangelischer Christ heute wissen muß. Heidelberg, Evangel. Verlag.

Bäumer, Gertrud: Goethes Freundinnen. Deutsche Charakterköpfe Bd. 5. 6. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.

v. Beeker, Käthe: Hedwigs Ferienstreiche. Berlin SW. 48, Trowitzsch u. Sohn. Wilhelmstr. 29.

Beetz, Friedrich: Männerspiegel. Drei Bilder von Albrecht Dürer, der katholischen Männerwelt zur Betrachtung dargeboten. Herder, Freiburg i. Br.

Berge, Heinz vom: Schatten. Ein Menschenschicksal. Wiesbaden, Emil Behrend.

Bericht über die Verhandlungen des IV. deutschen Volkshochschultages. Berlin W. 8, Carl Heymann.

Berninger, Johannes: Dur und Moll. Schule und Elternhaus in harmonischem Wirken. Verlag der Ärztlichen Rundschau, Otto Gmelin, München.

Beyer, A.: Volkserzieher, bildet Menschen! Berlin, Franz Wunder.

Bezold-Frischmann, Anna Cäcilie v.: Die Narrenfiedel. Leipzig, Xenien-Verlag.

Blankenburg, B. v., geb. v. Bülow: Der werfe den ersten Stein. Schwerin in Meckl., Fr. Bahn.

Bloem, Walter: Der neue Wille. Berlin NW. 52, Vita, Deutsches Verlagshaus.

Boelsche, Wilh.: Stunden im All. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Böthlingk, Arthur: Napoleon. Leipzig, Xenien-Verlag.

Bonhoff, Carl: Der Tod und die Tödin. Leipzig, Fritz Eckardt.

Bonsels, Waldemar: Don Juans Tod. München, E. W. Bonsels u. Co.

Bosse, Georg v.: Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten. New York, E. Steiger u. Co., Stuttgart, Chr. Belser.

Brackel, F. v.: Gedichte. Köln a. Rh. J. P. Bachem.

Braun, H. F.: Verschlungene Pfade. Bertelsmann, Gütersloh. Volks- und Jugendbibl. Bd. 242.

Brausewetter, Arthur: Die neue Göttin. Berlin, Otto Janke.

Bronner, Ferdinand: Vaterland. Wien u. Leipzig, Carl Fromme.

Bülow, Frieda Freiin v.: Freie Liebe. Deutsche Novellen, Bd. I. — Ottomar Enking: Die Schwester: Deutsche Novellen, Bd. II, Dresden, Carl Reißner.

Bünnings, Emil: Die Frau im Drama Ibsens. Leipzig, Xenien-Verlag.

Burghauser, Wolfgang: Kardeiß. Wien, Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).

Bürkner, R.: Dürer. Band 59 der Biographischen Sammlung Geisteshelden. Ernst Hoffmann u. Co., Berlin.

Burmester, Marie: Unterwegs. Schwerin, Fr. Bahn.

Christaller, Helene: Wer aber nicht hat. Sueviaverlag, Jugenheim a. d. Bergstraße.

— : Schiffe im Sturm. Wismar i. Meckl., Hans Bartholdi.

Conradi, Hermann: Liebes-Beichte. Eisenach, H. Jakobi.

Cooper, J. F.: Lederstrumpferzählungen in der ursprünglichen Form. Berlin, Paul Cassirer.

Der Volksverein. 20. Jahrg. 1910. Zeitschrift des Volksvereins für das katholische Deutschland.

Diefenbach, Heinrich: Die Scholle. Ein Bauernroman aus Nassau. I. und II. Teil. Emil Behrend, Wiesbaden.

Die Mitarbeit der Frau in der christlichen Liebestätigkeit und der sozialen Fürsorge. Breslau, Gerhart Kauffmann.

Dietrich, K.: Byzantinische Charakterköpfe. Leipzig, B. G. Teubner.

Dittmann, Charlotte: Passiflora, Novelle. Verlag Berlin Wien.

Domanig, Karl: Zum Frieden. Friedenskomitee in Tyrol.

Donders, Adolf: Heimkehr. Stille Gedanken. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag G. m. b. H.

Donnerberg, Edit: Paradoxa. Berlin W. S. Schottländer.

Droste-Hülshoff, Annette Freiin v.: Die Judenbuche. Leipzig, C. F. Amelang.

Ebhardt, Marta: Wenn das Käuzchen ruft. Leipzig, Xenienverlag.

Eckart, Rudolf: Johannes Falks Kriegsbüchlein. Beiträge zur Geschichte Thüringens 1806—1813. Jena, Frommannsche Buchdruckerei.

Efeuranken. Illustrierte Jugendzeitschrift, 20. Jahrgang. Volksvereinsverlag, M.-Gladbach.

El-Correi: Vom blühenden Dasein. Berlin W. 30, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

Elsner, Richard: Gedichte. Berlin, Ernst Elsner.

Enders, L. van: Am Ende der Welt. J. P. Bachem, Köln a. Rh.

Engel, Fr.: Pastor D. Dr. Friedrich v. Bodelschwingh. Sein Leben und Wirken. Stuttgart, Steinkopf.

Eschelbach, Hans: Der Abtrünnige. Ravensburg, Friedrich Alber.

Eulenberg, Herbert: Der natürliche Vater. Berlin-Westend, Erich Reiß.

Eymann, Alfred: Ein Tag aus dem Leben eines Landarztes. Osnabrück, G. Pielmeyer (Jul. Jonscher.).

Faber, Hermann: Der dramatische Dichter und unsere Zeit. Leipzig, Georg Wiegand.

Fischer, Marthe Renate: Die letzte Station. Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.

Flesch, Siegfried: Brutus. Trauerspiel in 5 Akten. München, Richard Etzold.

Fleuriot, Zenaide: Ein verzogenes Kind. Freiburg i. B., Herder.

—: Das junge Familienhaupt. Freiburg i. B., Herder.

Frau Rat in ihren Briefen. C. F. Amelang, Leipzig.

Freiheit und Arbeit, Kunst und Literatur. Sammlung. Leipzig, Xenien-Verlag.

Fricke, Karl: John Paton, der Apostel der Neuen Hebriden. Stuttgart, J. F. Steinkopf.

Friedrich, Paul: Schiller und der Neuidealismus. Leipzig, Xenien-Verlag.

Friedrichs, E.: Aus dem Leben deutscher Musiker. Braunschweig, Hellmuth Wollermann.

Frischlin: Nikodemus: Fraw Wendelgard. Stuttgart, Grüninger.

Gaehtgens, Eva: Auf Großmutters Landgut. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.

Gassert, H., Dr.: O alte Burschenherrlichkeit! Freiburg i. B. Herder.

Girgensohn, Karl: Zwölf Reden über die christl. Religion. München, Oskar Beck.

Girgensohn, Lotta: Erleben. Schwerin, Fr. Bahn.

Godin, Marie Amelie Freiin v.: Alte Paläste. Köln a. Rh., J. P. Bachem.

Goebel, Dr. H.: Neudeutsche Prosadichtung. Deutsche Schulausgaben. Bd. 68. Berlin, L. Ehlermann.

Goethe: Faust I. Teil. Leipzig, C. F. Amelang.

—: Hermann und Dorothea. Leipzig, C. F. Amelang.

Goltz, Ed. v. der: Der Dienst der Frau in der christlichen Kirche. Potsdam, Stiftungsverlag.

Graef, Hermann: Beiträge zur Literaturgeschichte. Heft 56. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Grillparzer, Franz: Der arme Spielmann. Linz, Lehrerhausverein, Oberösterreich.
Gros, Erwin: Vom Jungbrunnen der Freude. Stuttgart, Ev. Gesellschaft.
Gudden, Hans, Prof. Dr.: Pubertät und Schule. München, Otto Gmelin.
Günther, Hermann: Jakob Heim. E. Pierson, Dresden.
Haardt, J.: Ave Imperator! Stuttgart, Max Kielmann.
Haber, Louisa v.: Durch tiefe Wasser. Novelle. Herder, Freiburg i. Br.
Hammer, Ernst: Der tote Gott. G. Soltau in Flensburg.
Hammerstein, Olga Freiin v.: Was Gott zusammenfügt. Berlin, Martin Warneck.
Hannsen, Hans: Beiträge zur Technik der Bühnenregiekunst. Leipzig, Xenien-Verlag.
Hamsum, Knut: Das Sausen des Waldes. Leipzig, Xenien-Verlag.
Hans, Dr. Wilhelm: Ibsens Selbstporträt in seinen Dramen. München, Oskar Beiß.
Hartenau, Gert: Gewehr ab! Drama in 3 Aufzügen. Leipzig, Xenien-Verlag.
—: Ursula. Leipzig, Xenien-Verlag.
Hashagen, D. Fr.: Johann Sebastian Bach. Wismar i. Mecklbg., Hans Bartholdi.
Kralik, Richard v.: Hausbrot. Märchen u. Sagen-, Ritter- u. Räuber-, Hexen- u. Wildschützen-Gesch.- Familienerzählungen u. Lebensbilder — Lieder — Sprüche. Sitten u. Gebräuche. Bd. 8—12. Donauwörth, Ludwig Auer.
Heiberg, Herrmann: Auch Eine. Glückstadt, Max Hansen.
Heine, Heinrich: Briefe. Pan-Verlag, Berlin.
Heinze, Christoph: Licht- und Schattenbilder. Leipzig, Friedr. Brandtstetter.
Heller, Leo: Neue Lieder, Berlin W. 9, S. Schottlaenders Schles. Verlagsanstalt.
Heller, Theodor: Über Psychologie und Psychopathologie des Kindes. Wien, Heller u. Cie. Bauernmarkt 3.
Herbert, M.: Alessandro Botticelli. Köln, J. P. Bachem.
Herndl, Franz: Die Trutzburg. Leipzig, Max Altmann.
Herrmann, Rudolf: Die Dorfbühne. Sammlung ernster und heiterer Aufführungen. Heft 8. Berlin SW. 11. Deutsche Landbuchhandlung.
Heß, Ad.: Aus dem Leben eines kleinen Mädchens und andere Novellen. Dresden und Leipzig, E. Pierson.
Hesse, Hermann: Faust und Zarathustra. Bremen, Otto Melchers
Hilty, C.: Das Evangelium Christi. Leipzig, F. C. Hinrichs.
Hoechstetter, Sophie: Frieda Freiin v. Bülow. Dresden, Carl Reißner.
Hoffman, Franz: Toby und Maly. Volks- und Jugendbibl. Bd. 32. Gütersloh, Bertelsmann.
Hoffmann, Frau Adolf, Genf: Nicht umsonst gelebt. Stuttgart, Ev. Gesellschaft.
Homo-Theos: Lebenszeugen. Gedichte. Dresden, Rudolf Kraut.
Hübner, Friedr., Dr. phil.: Paul Bourget als Psychologe. Dresden, Holze u. Pahl, vorm. E. Pierson.
Hügli, Emil: Die Jungfrau. Schkeuditz, W. Schäfer.
Hulsch, Wilh.: Goslar. Leipzig, Otto Maier.
Humboldt, Wilh. v. Deutsche Charakterköpfe Bd. 7. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner.
Huonder, Anton: Die Rache des Mercedariers. Freiburg i. B., Herder.
Jacobowski, Ludwig: Leuchtende Tage. Berlin, Egon Fleischel u. Co.
Janke, C. F.: Spätherbst. Liegnitz, Carl Seyffarth.
Jantzen, Dr. Hermann: Dichtungen aus mittel-hochdeutscher Frühzeit. Sammlung Göschen. Bd. 137. Leipzig.
Jörg, Paul, Spielmannsträume. E. Hartmann, Elberfeld.
Josty, Felix: — und trotzdem! Berlin W. 30, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. Hermann Ehbock.
Isemann, Bernd: Im Zwielicht der Liebe. München, E. W. Bonsels u. Co,
Istel, E.: Das Kunstwerk Richard Wagners. (Aus Natur und Geisteswelt 330). Leipzig, B. G. Teubner.
Jung Land. Halbmonatschrift für das junge Landvolk. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.

Verantwortl. Schriftleiter: Wilhelm Fahrenhorst, Berlin. — Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H. (Abt.: Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken), Berlin SW 68.



Jahrgang 1910/11. Nr. 12. September

Grabbe.

Gestorben am 12. September 1836.

Von Julius Havemann.

Weit höher, als er selbst den Einsichtigsten seiner Zeit erschien, werden wir heute schon Grabbe stellen. Und noch ist seine Zeit nicht gekommen. Lange hat man in ihm nur das Muster des verkommenen Genies sehen wollen. Zeitgenossen sehen das Riesenschloß vor Steinen nicht. Und ihr Vorrecht ist es, nachdem sie an den Oberflächen das ihnen Unverdauliche allzu gierig weggegrast haben, auf Jahrzehnte den Quell der Erkenntnis durch ihre Ergüsse zu trüben. „Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt.“ Man glaubt schon ein Übriges zu tun, wenn man, wie von des Lebens ganzem Jammer angefaßt, das Bild Scherrs aus der „Menschlichen Tragikomödie“ heraufbeschwört, das die den Vielen interessanteste Seite dieser Dichterphysiognomie wenigstens in gerechterer Überleuchtung hinzeichnet. Doch den ganzen Grabbe haben wir nur, wenn wir dabei auch sein Wachsen von innen heraus, wie es sich in seinem Werke vor uns entwickelt, mit in die Betrachtung einbeziehen. Schuld und Verhängnis. Niemand ist ohne Schuld. Grabbe ward um seiner Schuld willen der Pein überantwortet, aus seiner Schuld zog andererseits seine Kunst ihre brausendsten Säfte, mag sie schließlich auch infolge seiner Schuld verdorben sein. Wer immer strebend sich bemüht — auch er wird auf Erden von den Folgen seiner Irrtümer nicht erlöst. Und der geistige Grabbe war früh ganz auf sich selbst gestellt. Er wuchs keinem Mentor an die Brust hinauf. Dann tobt die heiße Jugend empor gegen die unerbittliche Frohnkette von Ursache und Wirkung, bis sie sich bescheiden lernt. Grabbe hat sich nie beschieden. Es hat etwas Erschütterndes, wie dieser einst titanisch zuversichtlich ins Leben stürmende Westfale Schritt um Schritt die äußere Welt darangibt, ihr gegenüber aber seine innere nur

um so trotziger und selbstherrlicher behauptet. Das ist *seine* Resignation: Schaffen, während man sich mit einem schmutzigen Kneipenwinkel als ganzem Tribut der Erde begnügt. Im Gothland schon mag er solch einen Ausgang dunkel vorgeahnt haben:

„Drum, wie sich auch der Edle wehrt, um nicht
Zu fallen — fehlen, fallen muß er doch.
Denn selbst die Taten seiner Jugend werden
Zu Freveltaten durch des Schicksals Fügung!"

Er will es schließlich gar nicht anders. In einem Brief an seinen Jugendfreund Petri heißt es, als er fern von Herd und Heimat in Düsseldorf dichtet: „Ein Genius hat über meinem Schicksal gewaltet, gut, daß ich niedrig geboren ward, das Geschäftsleben kennen lernte, besser aber, daß ich nun diese harten Lehren heiter benützen kann." Für sein Werk nämlich. Das „heiter" aber darf man gewiß nicht im Goetheschen Sinne nehmen. Dieser Mann, durchdrungen von der Gewißheit seiner genialen Kraft, fühlte seine Künstlermission. Es hat ihn das reich und elend gemacht. Es erklärt seine Fehler und das Bewundernswerte an ihm. Er sah verständnislose, hohngrinsende, schulmeisternde, strafende Gesichter am Weg. Das reckte die Hälse aus seinem hindumpfenden Mißmut heraus, obs hier kein belebendes Skandälchen zu genießen gäbe. Da schlug er mit dem Tagel drein vor Ingrimm. Die Unantastbarkeit des Gentlemans war nicht seine Sache. Er kraftmeierte. Er spielte das Genie, um den Spießer zu ärgern. Er lumpte. Und schließlich amüsierte ihn wohl gar die zerfetzte Masse, die beim Überklettern aller der mit Stacheldraht für den ordentlichen Durchschnitt eingezäunten Wege von dem jungen Rechtsbeflissenen übrig geblieben war, so daß er, von Immermann zurechtgewiesen, weil er sich in Damengesellschaft eine Zote nicht hatte verkneifen können, nur das behagliche Grienen eines kleinen Fauns zur Verfügung hatte, dem ein Gott zu sagen erlaubte, was andere verschweigen. Was kümmerte ihn noch der den Sinnen wahrnehmbare Grabbe? Den hatten die Dinge, das Andere zur Fratze gemacht; ihn kümmerte nur noch der schaffende, nur noch das zu Schaffende. Um das aber war's ihm ernsthaft zu tun — bis zum Schluß.

Grabbes Körper hatte in einer durchbrausten Jugend, der keine edle und feine Weiblichkeit zur Seite stand, das Gift in sich aufgenommen, an dem so viele edle Geister zu Grunde gegangen sind, dem ein Hutten unterlag, gegen das auch sein Genius später ohnmächtig ringen sollte, dessen Wirkungen so vieles in seiner Weiterentwicklung erklären. Denn das ewige Maß bewahrt sich doch nur der Gesunde, im Leben wie in der Kunst. Wie wollte ein Kranker die Mängel seiner Herkunft überwinden, die ihm auferlegten, das Zehnfache von dem zu leisten, was ein von geistig Durchgebildeteren und in einer geistig verfeinerten Atmosphäre Geborener etwa zu leisten hat, um auch schön zu leben und zu bilden? Wie wollte dieser nur in den Schlachten der Niederungen seinen Geist stählende und seine Sinne heranbildende Grabbe sich in die reineren und geheiligten Regionen der Kunst, in denen etwa der von ihm nirgends in seiner Größe recht verstandene Goethe daheim war, erheben? Und nun kam als bitteres Verhängnis für sein Leben die

Chemisère, für seine Kunst die fortdauernde Interesselosigkeit der Theaterleiter hinzu. Er verlor Heim und Heimat; er verlor den Boden für einen sich bändigenden Willen zum Wirken. Sollte er noch Schranken respektieren, innerhalb deren niemand ihn respektieren wollte? Er riß sie nieder und gönnte seiner Phantasie sich ins Ungemessene auszudehnen, unbekümmert darum, ob jemand anders etwas damit werde anzufangen wissen. So entstehen denn freilich im allgemeinen die wahrhaft großen Werke. Und wer kann sagen, ob nicht auch ihm gerade auf diese Weise der gewaltigste Wurf gelungen wäre, wäre er nicht bereits der gebrochene Mann gewesen, als er sich, nach aufschäumendem Jugendübermut, in mannhafter Resignation bis zu diesem Grade befreit hatte. Der Schauplatz seiner letzten Spiele war die Lebensbühne selbst statt der weltbedeutenden Bretter. „Das rechte Theater des Dichters ist doch — die Phantasie des Lesers", schreibt er schon 1831 an Menzel. Und gegen Kettembeil verwahrt er sich dagegen, daß „dieser hölzerne Lumpenkram, der total verändert werden, weit einfacher und doch weit großartiger werden muß", ihn durch seine jetzige Äußerlichkeit im freien Gebrauch seiner Phantasie stören sollte. Er verzichtet auf ein Konzentrieren im Raum zu Gunsten eines solchen in der Zeit. Immer wuchtiger, aber auch immer seltsamer wird sein al Fresko-Stil. Man kann sich hin und wieder eines Kopfschüttelns und eines Lächelns nicht erwehren.

Wenn nun an Grabbe abstoßend wirkt, daß er zuweilen, als sei das heldisch, mit an den Stiefeln klebendem Kot in einen Tempel trapst, so ist andererseits anzuerkennen, daß er im Kunstwerke dem großen Haufen nie Konzessionen gemacht hat. Das spart er sich in jüngeren Jahren für die Selbstanzeigen — das, was wir heute „Waschzettel" nennen würden, die er selber verbricht — und für seine devoten Briefe an einflußreiche Männer, denen er „mit unüberwindlichem Zagen" zu nahen vorgibt, auf. Später verachtet er jene Anzeigen sowohl wie — diese Männer. Und es ist auch eine Art hohnvollen Widerspruchs gegen seine Jugend, die gläubig gemeint hatte, auf die Kleinen wie die Großen wirken zu können, in dem, was ihn immer mehr in Einsamkeit, Eigenbrödelei, Selbstherrlichkeit, Verachtung jeder Form hinein und dem Schnaps zutreibt. Hatte er von Detmold aus noch damit renommiert, Wagen und Pferde zerschmettert zu haben, von einem tollen Hunde gebissen zu sein, ohne daß ihm, dem Tollen, dergleichen hätte schaden können, hatte er von „fünf Seelen in seinem Kopf" gesprochen und gemeint, daß er „nur nicht selbst einzustürzen brauche, um in den Tagen der Ruhe alle die Schätze, Schlacken und Felsen zu sehen, die er ausgeworfen habe, und sie zu benutzen," so fand er zuletzt wenig Vergügen mehr daran, sich selbst, wenn auch nur brieflich, in Szene zu setzen; er zog es vielmehr vor, das Allzulebendige wie das Allzuhochtönende bei sich und anderen durch Zynismus und ein erbarmungslos darauf gepfropftes Schicksal schnell mundtot zu machen. Er fügt sich aber auch dem wohlanständigen Umgangstone nur noch sehr wenigen gegenüber. Er will trinken und schaffen und erwartet nichts von den Leuten. Er lebt in seiner Phantasiewelt voll wilder Größe und Mannhaftigkeit, voll gigantischer Bilder und einer Tragik, die düster, unaufhaltsam, aber durchfrischend hereinbricht, wie die Wolken, die in Sturmnächten über seine heimatlichen Waldgebirge hinfegen.

Doch wer dem Tage nichts gibt, dem gibt der Tag auch nichts. Und als er elend und müde war, da ward er es erst recht gewahr. Wie sein Heinrich VI. hatte er wohl irgendwo eine Frau und auch manchen Getreuen; aber doch fühlte er sich von niemand recht geliebt. Gesundheit, Anerkennung und Achtung bei den Menschen fehlten. Das Leben der Tatmenschen immer nur mit der Phantasie zu leben, ohne den Widerhall davon an greifbaren Dingen zu spüren, widerte ihn an in seiner irdischen Versunkenheit wie eine zu burleske Komödie voll Hohn und Clownsprüngen. Er war Sulla, Napoleon, Hannibal gewesen und sollte immer wieder Grabbe sein. „Das Leben hat nur drei Güter: Frühling, erste Liebe, Krieg." Und nach dem Krieg sehnt er sich jetzt mit der Verzweiflung des im Schlamm Erstickenden. „Gäb's nur Krieg, gesund wär ich!" Wie sich sein Herz in dieser Zeit an weniger als an einen Strohhalm klammert, verrät auch dies: Seine erste Braut ist gestorben. Er war einst überzeugt gewesen, daß er sie mit Seelenruhe einem andern als Gattin habe folgen sehen. Nun erquickt ihn der Gedanke, daß sie wieder *sein*, „makellos, ein Stern über ihrem Grabe und ihrem Grabbe sei." (Mit solchen Wortspielereien liebt er seiner aufquellenden Empfindsamkeit ein Schnippchen zu schlagen, als fühle er, daß sie sich ein wenig verirrt habe.) Und im Traume sucht er sich jetzt auch die Heimat zuzueignen. Da ist er auf vertrauteren Wegen. Indem er, alle anderen Pläne zurückdrängend, seine „Hermannschlacht" zu schreiben beginnt, spürt er den Erd- und Eichwaldgeruch des Teutoburger Waldes. Und auch Krieg hat er — wenn auch wieder nur in der Phantasie. Jedenfalls nimmt ihn dies Werk völlig hin. Als Varus geht er selbst in den vertrauten Waldschluchten und in einer Wildnis mit Rückblicken auf die Stätten hoher Kultur, die er durchschritt, elend zu Grunde. Schließlich aber wächst unter dieser Arbeit Liebe und Sehnsucht nach dem Fleckchen Erde, auf dem er jung und gläubig gewesen war, ins Unüberwindliche. Sein Herz nimmt nicht mehr an, was die Phantasie ihm reicht, es will Nahrung durch die Sinne. Selbst das Schreckbild der Frau Lucie mit ihrem Bedürfnis zu chikanieren und zu skandalieren und mit Rechtsstandpunkten und kleinlichstem Flunkerkram anspruchsvoll aufzuwarten, scheucht ihn nicht mehr zurück. Als ein vom Tode Gezeichneter macht er sich auf den Weg. Lebt ihm dort ja doch auch noch eine ihm unveränderlich getreue Seele. Als Schaffender und Ringender hatte er sie nicht neben sich brauchen können. Ja, noch kürzlich hatte er sie, die „nichts Katholisches, nichts Vornehmes, nichts Hochdeutsches" verstände, grob angefahren, weil sie nach Düsseldorf hatte kommen wollen. Nun aber, da er fühlt, daß sein Lebenswerk getan ist, ist sein natürlicher Weg zu ihr. Denn mochte sie den Dichter in ihm weder je verstanden noch gesucht haben, so hatte sie doch auch den Menschen nie verurteilt, sondern zeitlebens nur das ringende und leidende Kind, das er — nach Immermanns Erzählung — in Vielem wirklich geblieben war, in ihm gesehen. Solange er noch an der „Hermannsschlacht" besserte, hielt er sich den zu gewärtigenden Widerwärtigkeiten beim Wiedersehen mit seiner Gattin fern, indem er durch seinen Freund Petri ein Zimmer in Detmold für sich mieten ließ. Aber als er kränker wurde, sich auch an Luft und Leute gewöhnt hatte, zog er doch in sein Haus. Und dann kommen schnell die letzten Tage. Drau-

ßen keift Frau Lucie, die der alten Mutter gern das Haus verboten hätte. Drinnen spinnt der Sterbende seine Eulenspiegelpläne. Bis ihm in die Qualen der Auflösung hinein die tröstenden, wenn auch nicht hochdeutschen Worte klingen: „Sui man getraust, Du kriegst et ja niu baale wuit bedder — sui, Diu kümmst ja niu tom Vaddern — muin leuwe, leuwe Christian!" Sie warfen sein ganzes irdisches Mühen wie sein Scheitern im Lebenskampfe zu dem Nicht-der-Rede-Werten.

Das ist die Tragödie von Grabbes Dichterleben.

* * *

Und welch ein Werk wuchs nun auf der Grundlage eines solchen Lebens empor? Trotz ihm und mit ihm, um es zu adeln? Aus Felsenblöcken türmt es sich vor uns auf, wie jener Turm zu Babel, eine Ruine, um deren höchste Bogengänge die Wolken wehen.

Klärung und Aufstieg und Sichverlieren in die Wolken werden bezeichnet durch die Dramen: Herzog Theodor von Gothland — Marius und Sulla — Don Juan und Faust — die Hohenstaufendramen: Friedrich Barbarossa und Heinrich VI. — Napoleon oder die hundert Tage — Hannibal — Hermannsschlacht. Dazwischen hinein fallen: Nannette und Maria — Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung — Aschenbrödel — das Fragment Kosciuszko und allerlei Entwürfe, Pläne und Prosaschriften, Werke von zum Teil für den Dichter sehr bezeichnender Art, aber nicht so sehr auf seiner Fortbildungslinie als in einem von der Entwicklung weniger berührten Seitab gelegen.

Im „Gothland" schwebt der Geist noch über dem dunklen Urbrei. Gegen eine sentimentale Art, seine Lebenskraft durch unzulängliche Grübeleien über die letzten Fragen zu schwächen, lehnt sich der jugendliche Trotz kraftmeiernd auf, überteufelt die Teufel durch Menschen und wühlt juchzend in Blut und Schlamm. Es sind hohle Töne, die unter dem hängenden Gewölk den Frühling nur eben ahnen lassen. Noch ist kein Licht hindurchgebrochen, die junge Stirn zu baden. Der Held dieses für Spirituosen und Theater hungernden und frierenden Studenten ist ein recht widerlicher Schwächling, der sich in einem drastischen Pessimismus gefällt wie ein Junge mit grauem Bart. Berdoa, der Mohr, macht ihn wie sein Söhnchen zum gelehrigen Scheusal. Nur in einigen Nebenfiguren zeigt sich gesunderes Mark; und in ihnen, im Dialog wie in der Führung der Handlung haben wir die Klaue des Löwen. Tieck hat das Werk mit Vorsicht gelobt. Grabbe verehrte ihn zuerst wegen seines Lobs, begann ihn dann aber wegen seiner Vorsicht zu schmähen. Das ist auch ganz jugendliche Unreife. Wie man in dem ganzen Werk in der Rohheit die Kraft — ohne das verheißungsvolle dichterische Können dabei zu übersehen —, im Unedlen den Sinn vermißt, so fehlt noch hinter den Gedanken das überzeugende innere Erlebnis. Man hat den Berdoa mit dem Aron in Shakespeares „Titus Andronicus" verglichen. Das mag angehen. Aber damit sagen zu wollen, man spüre in diesem Drama schon den Geist Shakespeares, wäre falsch. Die wüsten Grausamkeiten im „Titus" sind nicht von Shakespeare, und wenn schon von ihm verwertet,

nicht aus seinem Geiste geschaffen. Wer nichts den tieferen Werten Verwandtes in sich erlebte, der bleibt am Äußerlichen kleben. Er, der sich später titanisch auch gegen diesen Großen mit seinem krausen Aufsatz „über die Shakespearo-Manie" auflehnte und ihn mit den „Hohenstaufen" „unterzukriegen" hoffte, wuchs jedoch an ihm und dem Leben bald aus den gährenden Niederungen empor und gab schon in dem hochbedeutsamen, leider Fragment gebliebenen „Marius und Sulla" ein Römerdrama, das, ohne Grabbes Eigenart zu verwischen, dem Meister ein Wesentliches abgesehen hat, nämlich die Köpfe scharf herauszuarbeiten. Und zwar in bewundernswert arrangierten Massenszenen, in denen Völker und Heere in Aufruhr, Schlacht und Gemetzel oder in stürmischen Ratsversammlungen aufeinanderplatzen. Die gehäuften Grausamkeiten wirken hier um so aufdringlicher grabbisch, und das heißt: fast qualvoll durchschauernd, da uns die Gesichter daheraus so menschlich und mit so individuellen Zügen anschauen. Es spielen durch manches natürlich Mienen und Lichter, die auf Grabbe selbst hindeuten. Diese Verwandlungsfähigkeit mag den Dichter auf den verhängnisvollen Gedanken gebracht haben, er sei zum Schauspieler geboren und werde einen Hamlet so gut wie einen Falstaff spielen. Ihn drängt es eben überall aus dem Phantasieleben ins Tatleben hinaus, und wäre es nur auf die bretterne Bühne als Komödiant. Bitter enttäuscht von allerlei Irrfahrten um eine solche Anstellung wieder in Detmold bei den Eltern gelandet, vollendet er hier, nachdem sein Studienfre und Kettembeil 1827 seine Jugendwerke in Verlag genommen hat, „Don Juan und Faust". Der Gedankenmensch Faust wird durch die Liebe zum Tatmenschen und ringt mit dem durch seine skrupellosen Liebesabenteuer so viel routinierteren Don Juan um das Weib. Die unendliche Sehnsucht verleiht ihm tiefere Kräfte als dem nur verneinenden Gothland, vergönnt es ihm auch nicht, im Alltagsleben umherzuprobieren wie Goethes schwächlicher Verführer. Um Donna Anna zu gewinnen, tötet dieser Faust, der verheiratet ist, sein Weib, raubt Donna Anna und entführt sie durch Zauberkünste auf den Gipfel des Mont Blanc. Als ihm Gegenliebe nicht wird, vernichtet er das Weib. Don Juan, dem alles zwecklos ist, kommt damit wenigstens um die Befriedigung einer Laune. Der Dichter hat sich von Shakespeare entfernt und sich Byron genähert. Die Gestalten sind schemenhafter geworden. Ideen beherrschen dieses Dichtwerk. Er überzeugt uns damit so wenig, wie er Goethe mit ihnen überwunden hat. Aber der Drang in ihm, konkret zu gestalten, der sich nicht an den Figuren ausgab, lebt sich dafür nirgends wie hier in genial hingeworfenen Impressionen, in Landschaftsbildern von hohem lyrischem Reiz aus, die gleichwohl nirgends den ihnen durch ihre Bedeutung im Ganzen gewiesenen Raum sprengen. „Ein Gedicht, was nicht hinreißt, ist dummes Zeug," schreibt er später einmal an Schreiner. „So mit Rückerts neuesten Sachen. Blitze und Donner müssen im Dichter wohnen, sonst ist er nichts." Nun, auch wie glutvolle Juwelen wissen seine Verse Blitze zu schießen.

> „Sieh! grau und himmelhoch wie ein
> Senat uralter Erdtitanen, die
> In stummem, eisigem Trotz zur Sonne schaun,
> Am Fuß gefesselt zwar, doch nicht besiegt,

Die mit Verheerung stäubender Lawinen
Das leiseste Geräusch, das sie im Traum
Zu stören wagt, bestrafen — liegen da
Die Alpen. — — Blicke weiter (meine Kunst
Reißt dir die Fern' in den Gesichtskreis):
Dort zieht die Rhone hin, stolz auf Lyon,
Das sich in seiner Wellen Spiegel schmückt —
Dann öffnen sich die grünen Auen der
Provence, voll von Lieb' und von Gesange —
Und dort, wo, um dein Auge nicht zu hemmen,
Der Pyrenäen Kett' ich auseinander sprenge,
Erscheint Hispania, wollüstig in
Zwei Meeren seinen heißen Busen badend —
Und jene Türme, deren Spitzen fast
Wie Wetterstrahlen nach den Wolken zucken,
Es sind die Türme deiner Vaterstadt,
Sevillas."

So aus den Wolkenhöhen seiner Phantasie beschaut auch der Dichter damals die Erde, räumlich und zeitlich. Durchwimmelt von den bunten, in der Sonne blitzenden Heerscharen der Hohenstaufenkaiser sieht er die Alpenpässe, Italien von der üppigen lombardischen Tiefebene bis hin zu den Normannenschlössern um Vesuv und Ätna. Hier wird Schillers Einfluß mächtiger und glättet seine Verse. Aber zum Pathos steigert sich der höhere Schwung doch nie. Es bleibt seiner Sprache das Harte und Rissige, in dem sich die Physiognomien schärfer ausprägen, und unter den satten Farben fühlt man das Herz eines Mannes pulsen, der das alles als das Glück einer Fremde in sich hineintrinkt, der daheim ist in des Löwen düsteren Harzbergen, der gekargt und geträumt hat und stark geworden ist in Sehnsucht in einem harten Lande, das die Freude, die nicht am Wege blüht, in die Welt zu schaffen lehrte. Eben das ist es, was diesen Hohenstaufendramen etwas so Echtes, so Deutsches gibt, etwas, wodurch wir diese Kaiser als Blut von unserem Blut empfinden und in ihrem Wollen und Untergehen zutiefst verstehen lernen. Manchem erscheinen der „Barbarossa" und der „Heinrich" als der Höhepunkt in Grabbes Schaffen. Er selbst, der seltsamerweise seine Zeit als groß empfand — wohl um der Art und Weise willen, wie er auf ihren Geist reagierte — er nennt die „Hohenstaufen" einmal „zu klein für seine Zeit". Daß sie durch Raumer Mode geworden waren, mag dabei auch mitgesprochen haben. So kommt es, daß sich allzufrüh und bevor er seinen „Liebling, der höher stehen könnte als Sulla", bevor er Friedrich II. zum Helden eines dritten Dramas gemacht hatte, neue Bilder mit seinen veränderten Stimmungen verwandteren Gestalten verdunkelnd vor die leuchtenden der Staufenwelt schieben. Der „Barbarossa" war ihm immer zu zahm erschienen. Das gute Verhältnis zu seinem Verleger Kettembeil begann sich zu trüben, als dieser, der immer mehr den Geschmack der großen Menge annahm, neben dem „Barbarossa" den genialeren „Heinrich VI." nicht wollte gelten lassen. Die vulkanischen Blöcke fallen dort gewissermaßen lautloser oder doch pompöser. Die Diktion erinnert zuweilen sogar an Uhland. Grabbe nannte ihn aus Opposition „widerlich".

Sein ursprünglichstes Wesen zog sich in die Gestalt des stammverwandten Heinrich des Löwen zurück.

„Der Elbstrom braust mir durch
Die Adern, und der Harz mit seinen Schrecken,
Mit seinen Felsen, Bäumen, Geiern zieht
In meinen Geist und wird lebendig! Nicht
Mehr zag' und zweifle ich — Er
Ist da, der Tag, wo sich der Welfe trennt
Vom Hohenstaufen, wo die deutsche Erde
Zerrissen wird nach Nord und Süd, und wie
Ich ahne, auf Jahrtausende!"

Pferde vom Elbstrom hatten den Po getrunken, aber der Löwe hatte gefunden, daß aus dem Heimatboden seine Größe wachsen müsse. So wird in die Gestalt des Kaisers Heinrich, in den Grabbe noch einmal all sein gewaltiges Wollen hineinlebt, die Notwendigkeit des Unterganges gegeben und die Tragik dieses Loses damit so hinreißend gemacht. Das Drama leidet an einem Zuviel von Helden. Die Normannenfürsten zwar treten zurück, aber als Kontrastfigur zum Staufer hätte der alte Löwe genügt. Die Szenen mit Richard Löwenherz beeinträchtigen als überflüssige Episoden die straffe Wirkung des Kunstwerkes. Grabbe aber versagt sich selten das Anbringen einer noch so banalen Anekdote. Wie er weder an dem „Hannibal est ante portas", dem „Varus, gib mir meine Legionen wieder!" oder auch nur dem „Veto!" der Tribunen vorbei gekonnt hat, so mußte auch die Geschichte von Blondel vorgeführt werden. Der Höhepunkt des Dramas ist die Reichsversammlung zu Hagenau. Das Leben des Löwen, neben dem seine Knechte ein freies Wort führen, das nur fast zu viel Einsicht und Übersicht verrät, klingt fast lyrisch aus. Manches ist hier schwach motiviert. Aber der Ausgang des Kaisers ist gewaltig. Grausamkeit im Übermut, Kraft in den Launen, poetische Anwandlungen und ein feuriges Gefühl von Lebensfülle auf dem Glutberge mitten in der durchfrierenden Gewißheit, niemanden zur Liebe erwärmt, sondern nur alle fasziniert zu haben, das alles drängt sich noch einmal zusammen und klingt hinaus in dem siegestrotzigen „Ich will!", das ihm im Überschwang der Gefühle über seinen gewaltigen Traum von Herrschergröße jäh das Herz zersprengt. Er sieht die Erfüllung in einer Welt der Schönheit, überfunkelt von der Kaiserkrone und rauchend von zertrümmerten Herrschaften und dem Blut der Gegner, und sinkt wie Moses vor dem erschauten Traumlande, ein Nichts, dahin.

Schon viel von einem Napoleon ist in dieser Gestalt, dessen Welt Grabbe um diese Zeit immer dringender in Anspruch zu nehmen beginnt. Ja, er nahm den Weltbezwinger eigentlich in diesem Heinrich vorweg. Im Hannibal sollte ein solcher dann noch einmal in einer schrägen Beleuchtung über das Schicksal aufstöhnen, um als Varus unter dem Urweltbrausen aufbegehrender Naturkräfte im Seitab zu verlöschen.

* * *

Mit dem „Napoleon" lassen die Einen Grabbe den Gipfel seines Schaffens erreichen, die Anderen den Verfall beginnen. Ich meine in allen drei Dramen einen fortwährenden Aufstieg zu erkennen. Der zähe Wille läßt nicht nach, die Phantasie bleibt frisch, mag auch der keuchende Körper, nicht rechts, nicht links blickend, hin und wieder nur in wilden Sprüngen vorwärtshasten und ihm die Kraft zuweilen versagen. Der Ausblick wird immer weiter, die Einzelheiten zergehen und oft überschleiern Nebel das Ganze. Man hört den Sturm der Höhen, der den felsigen Menschenbau hin und herbiegt. Der Dichter aber wirft seine Gesichte mit weitausholendem Pinsel an die Wände.

Zusammengehören diese drei Dramen schon äußerlich, weil hier für den Vers die Prosa eintritt. Sie bringt die „Helden dem Herzen näher". Aber mehr noch gehören sie darum zusammen, weil über ihre Helden — ich nenne auch Varus so — das Gegenspiel, ein Äußeres triumphiert. Sie gehen nicht, wie Heinrich oder Faust, an ihrem eigenen Titanismus von innen zugrunde. Die Welt, die Anderen, die Vielen werden das Mächtigere. Die Resignation des Dichters wächst wie eine dunkle Flut, wirft sich wie ein Verhängnis auf die großen Einsamen und schlingt sie hinab. Die glutvollen Farben sind erloschen. Es liegt ein fahles, nüchternes Licht unter den finsteren Wolken. Der Held der 100 Tage interessiert den Dichter eigentlich weniger als seine Wirkung auf die Massen. Durch sie erhebt er sich zu neuem Fluge von Elba her. So ist auf die Ausgestaltung der vielen individuellen und typischen Einzelerscheinungen die größte Sorgfalt verwendet, und Grabbes Herrschaft über die bewegten Szenen feiert Triumphe. Napoleon mit seiner deklamatorischen Sprache, in die pietätvoller als geschmack- und wirkungsvoll überlieferte Aussprüche verflochten sind, hat viel von einem Theaterkaiser, obgleich Grabbe ihn sicher nicht als einen solchen aufgefaßt sehen möchte. Noch ist dies Schicksal im Dichter mehr ein Vorgeahntes, als ein Selbsterlebtes. Den sentimental patriotischen Erguß über die Königin Luise hätte ein Bertrand vor dem wirklichen Napoleon kaum für angebracht gehalten. Daß Grabbe noch nicht in die Krisis eingetreten war, wenn auch alles schon ihr zudrängte, geht auch daraus hervor, daß er nach Vollendung des Napoleon an Kettembeil schreibt, er sei ohne Pläne, und dessen Anregungen betreffend des ihm unsympathischen „Quaïter" Kosciuszko willig entgegennimmt, um in dies Drama, wenn auch ohne Begeisterung und ohne weit damit zu kommen, seine inneren Erlebnisse abzuladen. In Bezug auf die Formung hat er begonnen, die Schranken, die durch den Hinblick auf eine Aufführbarkeit gezogen sind, völlig zu mißachten. Ganze Armeen läßt er über Waterloos Gefilde hintoben oder zeigt sie im Marsch, und bald bei den Franzosen, bald bei den Preußen oder Engländern hat einer in drei Zeilen das Wort.

Während er dann aber am „Hannibal" arbeitete, erfüllte sich das, was ihm geschwant hatte. Er war Gatte geworden. Anfang Oktober 1834 aber schon sah er sich genötigt, auszureißen, und fuhr nach Frankfurt. Dort ging dann auch um des „Hannibal" willen die längst wackelige Freundschaft mit Kettembeil in die Brüche. Dafür fand er Immermann und als Verleger Schreiner. Hier und in Düsseldorf im wideraufgenommenen

Zigeunerleben hat die Resignation schnell von seinem ganzen Wesen Besitz ergriffen, seinen Sarkasmus dunkler getönt und durch sein Phantasieleben einen Ton hingegossen wie das ununterbrochene, bald nähere, bald fernere Läuten umhüllter Trauerglocken. Er nimmt Abschied von den Träumen seiner Jugend, von jenem Schlachtfelde, auf dem er Ehren erntete, auf dem er Größeres zu gewinnen hoffte. Wie Hannibal vom Boden Italiens. Das Krämerinteresse der Vielen zwang ihn, immer endgiltiger auf eine Theaterlaufbahn zu verzichten. Wie der Kleinmut der Karthager den Hannibal zwang, dem Gedanken an ein Niederwerfen Roms zu entsagen. Er weicht immer entschiedener aus der guten Gesellschaft und sucht sich mit Saufkumpanen abzufinden und fühlt doch, daß die Kunst ihm dabei verderben muß. So wendet sich Hannibal wieder den barbarischen Gestaden seiner Herkunft zu. Es ist, wie Grabbes Herausgeber (bei Hesse) Otto Nieten sagt, „die Tragödie vom verratenen Genie“. Dreimal hat er zu diesem mächtigen düsteren Stück ausgeholt, bevor er den Stoff bewältigte. Kleine Widersprüche deuten noch auf das Ineinanderfließen verschiedener Fassungen. Die letzte, die Prosa-Form, gab er ihm auf den Rat Immermanns, dem er dann sein Werk widmete. Vieles erinnert seltsam an Flauberts „Salambo“. Der Franzose überspinnt die Lücken in den geschichtlichen Überlieferungen mit konsequenterer Objektivität im Geiste der Zeit. Grabbe wirft sich und seine Welt gerade in solche Lücken. Der Markt mit Weibern, Sklavinnen und Stutzern erinnert an sein Paris. Aber aufffallend ist es, wie gut sein Wesen zu dem harten und wilden dieser barbarischen Kultur paßt. Zuweilen entspricht, was er aus sich hinzugab, ganz dem, was Flaubert, dem Geist der Zeit folgend, konstruierte und lebendig machte. Auch bei ihm ist es das Volk, dem „der Schleier der Thanit“ noch vorenthalten war, d. h. das noch nicht mit ein menschliches Rühren fühlenden Seelen in diese grausame Fleischeswelt geblickt hatte. Das Weib ist noch Lustobjekt oder starre Priesterin, nicht Bringerin milderer Sitten. Und wie bei dem Franzosen dieses erste Rühren mit der Liebe erwacht und das unselige Paar vernichtet, so bei Grabbe mit der Liebe zu der nunmehr geschauten, schöneren, kultivierteren Welt, zu Italien; und hier ist Hannibal selbst das Opfer. Es entspricht ganz der Art Grabbes, daß er dabei der aufwallenden norddeutschen Sentimentalität die ärgsten Zynismen entgegenwarf. Hannibal will auf italischem Boden als Andenken durchaus seine — Exkremente zurücklassen. Der empörte Kettembeil hat ihn jedenfalls noch vermocht, davon abzustehen. Dann aber ist er wieder in der Tragik der Ereignisse drin. Erschüttert hören wir vom Untergange Karthagos in Turuns Erzählung. Die Frauen waren zu Helden geworden. Hannibal und Turun sterben durch eigene Hand an Gift.

Immermanns so anders geartete Natur hätte mit zuweit gehendem Einfluß diesen elementaren Menschen in seinen eigenartigen Gebilden nur verflachen können. Grabbe gab denn auch seine Originalität nicht preis. Immermann konnte ihm in seine wüste Welt nicht folgen, und so erfolgte der Bruch, mögen die letzten Veranlassungen gewesen sein, welche sie wollen.

„Ich betreibe jetzt die Vorstudien zum Armin, ende sie wohl morgen. Teufel, da wächst was! Mein Herz ist grün vor Wald!“ schreibt er im März

1835 an seinen neuen Verleger Schreiner. Und später: „Die Studien zu diesem Nationaldrama haben mich tief erschüttert. Ihretwegen war ich so krank, mochts aber nicht sagen." Wenn er nicht in der Kneipe sitzt, so liegt sein zerrütteter Körper oft halbe Tage lang auf dem Bett, und sein Geist wirft dabei seine Riesenblöcke unter Nebeldampf und Explosionen und dem zeitweiligen Gekiecher aller Teufel aus. Was den ordentlichen Bürger beunruhigt, das hat er längst hinter sich abgetan. Bei seinen Riesenimpressionen kümmern ihn räumliche und zeitliche Zusammenhänge nun gar nicht mehr. Er zeigt nicht mehr mit dem Schulmeisterrohrstock auf die Motive und die Logik hin. Einzelheiten entwickelt er in gedankenschweren oder humorvollen Dialogen; anderes läßt er im Nebel versinken. Zwischen zwei Zeilen wechselt oft der Schauplatz. Am dritten Tage treten ganze Legionen und Heerhaufen in einem großen Zimmer auf, wenn man nicht geneigt ist, anzunehmen, nach den ersten Zeilen gleich wäre des Dichters Geist wieder in die freie Natur des Teutoburger Waldes entwichen. Und welch ein Waldgeruch! welch eine kühle Luft! welch eine fliegende Beleuchtung! Wolkenschatten werden lebendig und reden mit den Stimmen der brausenden Eichen, der in den Tiefen gurgelnden Flüsse. Da mögen sich denn getrost zweie, die eine halbe Meile voneinander entfernt stehen, innerhalb zwei Zeilen aussprechen. Ja, sie verstehen einander sogar unter dem Schlachtenlärm und dem Orgeln der Bäume, wie Hermann auf seiner Anhöhe genau hört, was Varus seinen Soldaten sagt. Kein Theater kann diesen Teutoburger Wald in sich aufnehmen; aber in des Dichters Hirn liegen die Einzelheiten des wirklichen nahe beieinander. Dem entspricht es nur, daß die Physiognomien der Bewohner dieser Gegend ihre scharfen Umrisse verlieren und zu Lichtstrahlen und Wolken, zu Naturgöttern werden, die über die Waldkronen hinbrausen. Die Seele seiner Heimat ist es, die sich in ihrem Zusammenwirken verkörpert. „Da über euch steigen unsere lebendigen Adler empor, schütteln Regen und Unwetter von ihren Fittichen, uns zum Heil, dem nicht daran gewöhnten Feinde zum Verderb, und zucken von Nord nach Süd und von Süd nach Nord, wie die grimmig bewegten, die Welt durchrollenden Augenwimpern des Wodan!" Thusnelda — er liebkost ihr im Hinblick auf Kleist als „Neldchen" — ist ein Lichtstrahl, der durch düsteres Nebelgeflatter fährt. Sie ist die Hausfrau, die am Herde dem Gesinde vorsteht und vom Glück des geordneten freien Hauswesens einen Hauch in die Schlachtreihen trägt, die Männer für ihr Eigenstes zu begeistern. Sie ist das Warme und zugleich zu höchster Kraftentfaltung Emporjagende im Herzen dieses nordischen Volkes. „Gegen ihre Stirn tausch ich nicht die Sonne, nicht den Blitz gegen ihr Lächeln". Mitten in das Gebrodel der Sturmnacht klingen wie von erstickenden Lebensbächen in den Tiefen die Römerrufe. Sie sind Menschen: Varus, Eggius usw. Sie w a r e n einst Kämpfer und griffen lachend nach der Lust der leichten jungen Tage, sie, die jetzt, fern ihrem stolzen leuchtenden Rom, in einer einsamen wilden Waldschlucht Germaniens, alternd und gehärtet, hilflos zerstampft werden. Tiefe Resignation spottet durch ihre Gespräche, während die Augen klar das um sie Vorgehende, das ihnen den Tod bringen wird, beobachten. Ihre Herzen sind ohne Furcht, nur Trauer über die Vergäng-

lichkeit so großer Entwürfe ist darin. Hannibal trat ab vom Schauplatz seiner Ehre; sie sind bereits abgetreten. Sie kauern sich zu einander, bereit, wo Menschliches sich gegen sie erheben wird, es ihre Römerarme fühlen zu lassen, aber auch völlig gewiß, daß sie den Naturmächten unterliegen werden, dem gesunden unkultivierten Leben. Und „Was hat man endlich von all den Plagen? Ein bißchen Schlaf," sagt einer zum anderen. Ab und zu ergötzt sich Grabbe dazwischen in einer von Jugend her gewöhnten Weise oder er tändelt gar harmlos im Seitab. Varus wie Hannibal wurden Opfer der „Federfuchser", der schriftgewandten Mittelmäßigkeit. Auch ihm hatte ja Freund Kettembeil einst Raupach zum Vorbild empfohlen. Noch in den Hannibal hatte er tolle satirische Ausfälle auf die Literatur einfließen lassen mögen. Hier begnügt er sich, ein armes Schreiberlein grausam abzutun. Dazwischen tauft Hermann mitten unter Feinden kindlich Berge und Flüsse der Heimat um. Grabbes Geist, der wie Varus „ein zu weit vorgeschobener Posten" war, sitzt scheinbar müde lächelnd auf einem Stein am Weg und denkt: Das ist schließlich ebenso wichtig, als der Untergang von Legionen oder sonst irgend etwas auf der Welt.

Die „trauernde" Witwe, die dem Toten einen Lorbeerkranz aufs Haupt gesetzt hatte, gab 1836 diese „Hermannsschlacht" heraus, nachdem sie einige ihr nötig scheinende Änderungen vorgenommen hatte. Man wird diese Frau nicht allzuschwer anklagen dürfen. Eine unerfahrene Kleinstädterin, die einen kranken Mann in die Ehe bekommt, mag denn wohl jäh aus einer Guten in eine Böse umgewandelt werden. Und nun einen Grabbe . . .! Aber diese Komödie hätte sie sich doch sparen können. Hätte sie ihn recht gekannt, sie hätte befürchten müssen, der Tote noch würde eine Grimasse schneiden, weil man zuguterletzt noch eine Szene ganz im Sinne seines tollen Humors mit ihm selber aufführte.

* * *

Grabbe hat das Leben geliebt — sein Leben — trotz allem. Er ist es, der durch den Mund des Löwen redet:

„Das Blatt, der Leib fällt ab!
Es sei — und doch, ich könnte weinen —
Ist's mir doch fast, als schied' ich nun auf immer
Von einem alten Freunde. — Diese Brust,
Mit der ich oft so freudig atmete,
Und dieser Arm, der oft für mich so stark
Gekämpft — nun Asche wieder?"

Dieses starke Lebensgefühl und eine Freude an den wechselvollen Erscheinungen des Lebens dürften auch die Quellen seines ganz eigenartigen Humors sein. Mit einem Überschuß von Kräften verdreht er alle Dinge, stellt sie auf den Kopf, erfindet die tollsten Phantasiegestalten hinein. Nieten weist auf die Verwandtschaft seines Humors mit dem Mark Twains hin. In der Tat hat er ganz und gar die grotesken Formen, zu denen in Amerika alles ausartet. Grabbe scheint sich in solcher Laune über die Welt und sich, seinen Ernst, sein und der Menschen Ringen und Leiden so lustig zu machen, wie über allerlei ihm literarisch unsympathische Erscheinungen. In

dieser Hinsicht das tollste Gebräu ist sein „Lustspiel“ „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“. Die Szenen zwischen Kutscher und Zofe im „Aschenbrödel“ sind von ähnlicher Färbung. Sonst hat dieses Märchen in den Schuhanziehszenen viel Lustiges und auch etwas zweifellos Elegantes, das bei Grabbe einzig dasteht, wie denn auch die Physiognomie der Olympia viel individuellen Reiz besitzt. Grabbe beweist sonst nur, daß er Frauen, zumal in ihrer weiblichsten Betätigung, der Liebe, nicht natürlich wiederzugeben weiß. In „Nanette und Maria“, das er unverständigerweise mit „Romeo und Julia“ in einem Atem nennen mag, tritt das am deutlichsten zu Tage. Durch nichts steht er mehr hinter dem von ihm durch Herkunft so verschiedenen, ihm in Schaffen und Schicksal so ähnlichen Kleist zurück, als durch seine Erfassung und Wiedergabe des Weiblichen. Es war mehr Klugheit als Gebot des Stoffes, was ihn die Frauen in seinen Hauptwerken in den Hintergrund rücken ließ. Sie müssen wohl aus einem Holz geschnitten werden, das eine sorglichere Modellierung zuläßt. Kleist vermochte auch seinen Frauen Eigenartigkeit und Einzigartigkeit, dies nervös Verfeinerte und Aristokratische, das in ihm lebte, zu geben; bei Grabbe haben sie alle etwas Männisches, und sie lieben in Hyperbeln. Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß Grabbe für Schönheit und Liebreiz kein Verständnis gehabt hätte. Das Gegenteil ließe sich aus zahlreichen Stellen seiner Dichtungen erweisen.

Nicht unerwähnt soll übrigens unter seinen komischen Figuren der Berliner Freiwillige im „Napoleon“ bleiben, der mit derber norddeutscher Spottlust gezeichnet ist und das wesentlich Berlinische recht gut trifft. Auch ein Werk der Kneipenlaune haben wir von Grabbe: die Oper „Der Cid“.

Und nun frage ich: war das Schicksal dieses Menschen ein so bedauernswertes? Tragisch ja. Aber bedauernswert? Grabbe hätte mit keinem derer, die, ihn oder die Götter anklagend oder gar ein Tränchen zerdrückend, sich wegwenden, getauscht. Er litt Pein. Aber er ward etwas dabei. Er lebte in einer Zeit, wo ihm ein Freund den Weg in die Öffentlichkeit bahnen konnte. Heute hätte keines seiner Dramen das Licht der Öffentlichkeit erblickt, und vielleicht wären die meisten ungeschrieben geblieben. Er war krank, aber darum brauchte er nicht zu altern, um zu sehen, wie seine Dichterkraft, sein einziges Gut, verging. Seine Energie im Schaffen ermattete nie. Mit 36 Jahren konnte er ein Werk hinterlassen, das Zeugnis davon ablegt und noch lange ablegen wird, er habe nicht umsonst gelebt und gelitten.

Wilhelm Raabe und die Landschaft.

Drei Kapitel von Kurt Arnold Findeisen-Plauen.

„Dämmerung!

Rolands Horn ertönt hilferufend über Berg und Tal, und Kaiser Karl wendet lauschend sein Streitroß. — Peter Schlemihl sucht jammernd seinen verkauften Schatten. — Reineke Fuchs schleicht blinzelnd aus seiner Veste Malepartus. — Faust und Mephistopheles lauschen vor Gretchens Tür. — Chriemhildens Klage erschallt an Siegfrieds Leiche. — Leibgeber

und Siebenkäs, hager und dürr, schreiten lächelnd durch die Gassen von Kuhschnappel. — Barbarossa schaut auf aus seinem Traum: Fliegen noch immer die Raaben um den Kyffhäuser?“ — — —

Und Wilhelm Raabe wandelt aus Nebelwiesen und Zwielichtgründen hinüber in die Unsterblichkeit. —

Auf seiner ernsten Stirn lag schon lange ein Abendsonnenstreif, und in seinen guten, blinzelnden Augen glomm ein Heimwehfieber. Seine zitternde Hand war schon lange der Feder müde, und seine hohe Gestalt wandelte nicht mehr aufrecht in trotziger, niedersächsischer Art.

Um sein Körperliches listete schon lange die Vergänglichkeit.

Das wußten wir und wollten ihn doch nicht lassen. Wir bangten vor der Möglichkeit, daß dieser Haushalter deutscher Herzensbildung einmal nicht mehr sein könnte, wie wir uns als Kinder vor der Stunde fürchteten, wo die Mutter im Zwitterlicht vom Märchenstuhl aufstand und aus dem Hause ging.

Und nun ists doch so gekommen. In der Novemberdämmerung hat er sich von bebenden Händen losgemacht, um wieder einmal einen eignen, einsamen, strengen Weg zu gehen.

Der fünfzehnte Tag des Allerseelenmonats 1910 verlor sich gegen Westen auf der großen Landstraße der Zeit und Wilhelm Raabe mit ihm.

Der Dichter schied mit dem Tag und der Tag — mit dem Dichter.

Trauernde, zwitterlichtverdüsterte Gestalten ließen sie beide zurück: der Tag solche, die zwischen gestern und morgen rätseln und die Köpfe schütteln und weinen; der Dichter solche, die unvergängliches Wesen von ihm selbst bekamen und um gestern und morgen nicht bange sind.

Nachdenkliche, zwischenlichtverstellte Landschaften ließen sie zurück: der Tag eine, über die der wechsellaunische Novemberabendwind winselte; der Dichter eine, in der seine Menschen zwischen ja und nein unsterblich auf und niedergehen. — Den Landschaften Wilhelm Raabes sollen diese Blätter gewidmet sein:

Mit Landschaft bezeichnet man einen Erdsektor, dem Land und Wasser, Himmel oder Atmosphäre mit Luft- und Lichterscheinungen, Pflanze, Tier und Mensch eine Physiognomie verleihen.

Ich verstehe hier unter Landschaft die Raum- und Zeitausschnitte, die Folien und Hintergründe, von denen sich des Dichters Menschen abheben, und die raum- und zeitlosen Provinzen, die er in ihre Seelen projiziert:

I.

Die räumlichen Hintergründe Wilhelm Raabes sind von einer interessanten, fast beispiellosen Mannigfaltigkeit, fröhlich-wahrhaftig und sachlich-treu.

„Da liegt die Studierstube des Philosophen, die Kinderstube des Dichters, das Schloß des Königs. Daran grenzt die Gasse, der Markt oder der Garten. Dahinter dehnt sich die Stadt oder der Stadtpark aus. Es folgen einzelne Häuser. — Es folgt das Feld — ein Wald — eine Eisenbahnlinie — eine Landstraße. Wieder Felder und Dörfer — das Meer —

die Insel — die Gegend, die im Sonnenschein liegt, und jene, über welche der Regensturm fährt. — Nächtliches Urwalddickicht. — Ein Sumpf im haushohen Schilf. — Die Wüste — wieder die See und so weiter, so weiter — rundum! Eisenbahnstation H. H. „Ein Billet nach Hause!" Das Schloß des Königs, die Kinderstube des Poeten, die Studierstube des Weltweisen". — — — Und überall verraten Raabes Folien die feinste Künstlerhand.

Manchmal wird man vor ihnen an niederländische Meister erinnert:

Seltene Interieurs schweigen einen an: so das Observatorium Heinrich Ulexens mit seiner Überfülle toter und doch so lebendiger Dinge:

„Mit Büchern und Instrumenten war es vollgestopft wie das Studierzimmer des Faust. Merkwürdigkeiten aus allen Naturreichen, Globen, astronomische Gerätschaften waren überall hingestopft, wo Raum und auch nicht war, und schienen es darauf abgesehen zu haben, den Unvorsichtigen überall zum Stolpern zu bringen. Auf dem grünbehangenen, schwerfälligen Tische neben der Lampe, unter ungeheuren Haufen beschriebenen Papiers stand ein zierliches Kunstwerk des 18. Jahrhunderts, eine sogenannte Sphaera armillaris, das Kopernikanische Weltsystem kunstreich und ganz vortrefflich darstellend. An der Wand hing eine genaue Abbildung der mensa Isiaca neben einem schönen Bildnisse Keplers. Des Jesuiten Kaspar Schotts Magia naturalis von 1657 lag auf Hegels Naturphilosophie, und Vaninis de admirandis Naturae Reginae Deaeque Mortalium arcanis libri IV neben Kants Kritik der reinen Vernunft, Giordano Brunos Del infinito universo und Della Causa, del principio ed uno neben Schellings Buch über die Weltseele." —

So das Bilderkabinett in Philipp Kristellers Apotheke „Zum wilden Mann":

„Das Kabinettchen hinter der Offizin war mit einer gelblichgrauen, grauschwarz geblümten Tapete, soweit sich das überblicken ließ, ausgeklebt. Auf der Fensterbank stand neben einigen Blumentöpfen ein Käfig mit einem schlafenden Zeisig. Eine Eckschenke mit allerlei Tassen, bunten Töpfen und Gläsern, und auf ihr eine ausgestopfte Wildkatze in einem Glaskasten dürften in der Inventaraufnahme nicht zu vergessen sein. Ein vordem recht blumiger, aber nunmehr längst verblaßter und abgetretener Teppich bedeckte den Boden; von der Decke hing eine künstlich geflochtene Graskrone, ein Staub- und Fliegenfänger herab.

Die Bilder an den Wänden waren schon an sich interessant. Ihre Anzahl allein mußte jeden eintretenden Betrachter höchlichst in Erstaunen setzen. Sie bedeckten in kaum zu berechnender Menge die Wände von oben bis unten, das heißt, so weit nach unten, als es nur irgend möglich war. Alle Arten und Formate in Kupferstich, Stahlstich, Lithographie und Holzschnitt, alle Gegenstände und Situationen im Himmel und in der Hölle, auf Erden, im Wasser, im Feuer und in der Luft, schwarz oder koloriert.

Viele Rambergsche und Chodowieckische Kunstschöpfungen, unzählige Szenen aus dem Leben Friedrichs des Zweiten und Napoleons des Ersten, die drei alliierten Monarchen in drei verschiedenen Auffassungen auf dem

Leipziger Schlachtfelde, die am Palmbaum hängende Riesenschlange, an welcher der bekannte Neger hinaufklettert, um ihr die Haut abzuziehen, Szenen aus dem Korsar, „ein Gedicht von Lord Byron", Modebilder, ein Porträt von Washington, ein Porträt der Königin Mathilde von Dänemark und des Grafen Struensee und, verloren unter all der bunten, kuriosen Nichtsnutzigkeit, zwischen zwei Straßenszenen aus dem Jahre 1848, ein echter alter Dürerscher Kupferstich: „Melancholia!" —

So die Bildhauerwerkstatt des unglücklichen Querian: „Ein roter Schein und eine erstickende Glut. Auf einem Backsteinherde unter einem mächtigen schwarzen Schlote loderte das Feuer, das den schwarzen Dampf durch den Schornstein sandte. Die Tannenscheite prasselten, knackten und krachten, und der Wind trieb einen Teil des Qualms und der Funken zurück in das weite und doch in der verwirrendsten Weise vollgepfropfte Gemach. Steine und Erze, Holzstücke, riesige Haufen von Hobelspänen, Töpfe, Tiegel und Pfannen, Abgüsse von antiken und modernen Bildwerken, das Material und Werkzeug des Erzarbeiters, Zimmermanns, des Bildschnitzers, Bildhauers und des Chemikers durcheinander! Im Hintergrunde aber durch die wirbelnden Dämpfe und knisternden Funken sichtbar das jüngste Werk Querians. Von der dunklen Wand hob sich die Tongruppe im roten flackernden Schein des Herdes riesenhaft, übertrieben karikaturartig, aber doch mächtig und überwältigend ab: Der nackte Gigant mit dem toten Kinde in den Armen lebte!" —

Manchmal denkt man bei Raabes Hintergründen an Karl Spitzwegs köstliche, brauntonige, nachsichtig-humorvolle Ölbilder: „In dieser mürrischen, zänkischen, lärmvollen Welt stille, vergnügte Winkel", verschachtelte Gassen, vergessene Höfe und Plätze mit heimtückischem Pflaster, verrauchte Trödelläden und Werkstätten, rattendurchraschelte Keller und Schuppen, katzenumkletterte Bodenkammern, Erker und Giebel.; Philisterheimstätten, aber niemals ohne ein Guckfensterchen hinaus in die Fülle der Tage und ins Universum. („Stets und überall zieht der germanische Genius ein Drittel seiner Kraft aus dem Philistertum." —)

Wir denken vor des Dichters Landschaften wohl auch an die seelenvollen, linienzarten, dingreichen Zeichnungen Ludwig Richters:

Alte Nester und Klappermühlen zwischen Lindenbäumen und Kornblumenfeldern, efeuüberwucherte Pfarrhäuser und Gottesäcker, verfallende Schlösser und weltentlegene Gehöfte, ergraute Klostergelände und Wirtshäuser an der Landstraße, kulissenreiches Gelände, „breit, weit, sonnig, grün, Berghügel und Berghügel, Tal und Tal, und dann einmal zwischen zwei Bergen das Glitzern einer Flußwindung." —

Auch Moritz von Schwinds märchenflüsternden Waldbezirk, seine Fernsichten und Talblicke, seine Ein- und Zweisiedlerklausen und Kapellchen lassen die Naturstücke Wilhelm Raabes ahnen.

Und wenn wir an der verzückten Schau teilnehmen, die der Kandidat Hans Unwirrsch in seiner ersten Nacht im Ostseehungerdorfe hält, so geht vielleicht an unserm inneren Auge auch eins von Kaspar David Friedrichs stimmungstiefen „Erdlebenbildern" vorüber:

„Zur Linken lag das schweigende Dorf, in welchem jetzt kein Licht mehr glimmte; vor ihm dehnte sich der kahle Strand, über den sich in den letzten Abendstunden eine leichte Schneedecke gelagert hatte, und der sich im weiten Bogen in Dunst und Nebel verlor. Über Dorf und Strand aber hinaus bewegte sich das Meer, beleuchtet vom Monde, der verschleiert vom Gewölk sich dem Untergange zuneigte: das Meer, gekleidet in Wolken und in Dunkel eingewickelt wie in Windeln." —

Aber nicht nur in das Idyll und in den Rahmen der großen freien Natur weiß der Dichter seine Menschen zu stellen:

Die traulichen Gänsewinkel und poetischen Vogelheckenvororte, die Sperlings- und Sauregurtengäßchen, die Hanebutten- und Kröppelstraßen, gehören nicht nur einer leise versinkenden Kleinstadt- und Kleinstaatwelt an; sie lassen sich zum Teil auch in den Handels- und Verkehrsmetropolen und in den Industriekesseln unserer Tage finden.

Es tauchen neben uns, die wir zuweilen im Eisenbahnwagen des Dichters Landschaft durchqueren, die lärmhaften Mietskasernen des 19. Jahrhunderts, die qualmenden Schornsteine der Maschinen- und Schokolade-Fabriken, der Kohlenwerke und Dampfwäschereien ebenso oft auf wie nette weiße Kirchtürmchen, zerbröckelnde Stadtmauern, Wald und Teich und Schäfereien. Und wenn wir da wieder eine gemütliche Nische in der ungemütlichsten Fabrik oder einen stillen, verrauchten Bierkeller, eine engste und versteckteste Gasse und das Viertel der kleinen Leute, „Matthäi am Letzten", mit dem Erzähler zuerst ausfindig machen, so führt er uns doch auch gelegentlich mitten ins Asphaltstraßengewühl, in die Soiree des Millionärs und in das Polizeibureau. Dann steigt er wohl mit uns, wie er es liebt, zu einem Aussichtspunkt empor, und wir überschauen das Erste und das Letzte, das Enge und das Weite; wir blicken über eine „große, lebendige, im Handel und Wandel sich regende Stadt, in eine im ersten Frühlingssonnenschein erglänzende Landschaft. Der Schnee ist zergangen; die befreiten Wasser blitzen wie geschmolzenes Silber; der Dunst, der aus der feuchten Erde emporsteigt, verleiht der Gegend einen neuen Reiz und erfüllt ,wenn er duftig über der Ferne liegt, die Seele mit jenem süßen Verlangen nach den Flügeln des Vogels." — Und Vogelfittiche braucht unsere Einbildungskraft, wenn sie dem Dichter in seine fernsten Weiten folgen, wenn sie mit ihm auf die Weltfahrt gehen will; denn auch auf der Folie des ewigen Meeres, unter dem heißlastenden Himmel von St. Thomas und im Schatten Dschebel al Komri's, des Mondgebirges, lieben und hassen seine Menschen; in Texas und im neuentdeckten kalifornischen Goldlande am Ufer des Sacramentoflusses erfüllen sich ihre Geschicke, ehe sich ihnen das geheimnisvolle, west-westliche Zauberland, „wo unbekannte, majestätische Ströme durch unbekannte Täler rollen, wo unendliche Schätze offen und doch unerreichbar daliegen", aufgetan.

Wenn wir die Hintergründe der Raabeschen Menschenschicksale weiter geographisch betrachten, so finden wir sie ferner über ganz Mitteleuropa zerstreut:

Die schwarze Gal eere streicht unter den Kanonen des spanischen Forts Lieffenhoek auf der Schelde hin, und der Sarg des freigeistigen Kurators Gedelöcke wandert über die Friedhöfe Kopenhagens.

In der Bastille zu Paris nimmt der Geldmacher Stefano Binache ein versiegeltes Geheimnis mit in den Tod, und auf Umwegen zwischen Rom und dem Sankt Gotthardthospiz liegt für die Sängerin Alida und den Doktor Hagen ein gelöstes Lebensrätsel.

Die schöne Antonie Häußler aus dem Siechenhaus zu Krodebeck gerät in Wien auf den entsetzlichen Schüdderump, und das schwermütige Herzchen der sanften Jemima Löw verzuckt unter den Hollunderblüten des alten Judenkirchhofs von Prag, der „tollen, feierlichen Stadt, der Stadt der Märtyrer, der Musikanten und der schönen Mädchen."

Die kulturhistorische Grabesruhe der Keltischen Knochen wird am Hallstädter See versehrt, die Freiheit der Gänse zu Bützow im alten Obotritenland. Der Marsch nach Hause bewegt sich durch die Mark Brandenburg an die Ufer des Bodensees, und des Reiches Krone kehrt vom Karlstein in Ungarn nach Nürnberg heim.

Die internationale Liebesgeschichte Christoph Pechlins trägt sich um den Hohenstaufen herum, in Stuttgart, München und Frankfurt zu, und Gutmanns Reisen zur Coburger Nationalversammlung verhelfen zu einem Lobe Thüringens:

„Diese Thüringer Städtchen haben das so an sich, daß sie ihren Vorteil wahrzunehmen und sich so recht ins Grüne zu legen wissen. Ihre Lauben und Laubengänge wissen sie anlockend zu machen, nicht nur für Poeten und Politiker, sondern auch für Verliebte, Verlobte und ganz besonders für solche, die letzteres werden wollen. —

O Fest der Freuden, o Pfingsten in der Ruhl! Sonnenschein über dein Tal bei Tage, Ruhla, und hellster Lichterglanz bei Nacht über deinen fröhlichsten Tanzboden, o Thüringen." —

In Berlin hat nicht nur der Dichter sein erstes Buch geschrieben; hier sind auch viele seiner Leute, nicht zuletzt die aus Wald und Provinz, zu der Erkenntnis gekommen:

„Berlin ist eine große Stadt, und man kann es darin zu vielem bringen, wenn man die Augen offen und auch seine übrigen vier Sinne beisammen hält und nicht ganz ohne Grütze im Kopfe ist."

Und wenn Wilhelm Raabe eine seiner tiefinnerlichen Frauen seufzen läßt: „O, wer doch einen Stern mit seiner Mutter und seinem Vater und sonst noch ein paar guten Leuten allein hätte!" so weiß er doch noch eine Stelle auf unserm Planeten, wo er gut und glücklich war und noch sein kann: Das ist seine engere Heimat, sein Kinderkönigreich, das Gebiet an der mittleren Weser ungefähr von Höxter und Corvey bis zur Rattenfängerstadt Hameln, die Landschaft zwischen Teutoburger Wald Solling, Elm und Harz.

„Himmel leitet die deutsche Sprache von dem alten Worte Heime, Heimat ab, und des Menschen Heimat ist im Glück. Sehnt sich das Erdenkind nach einem höheren, seligeren Glück, seiner weiteren, unbekannten

Heimat, so nennt es sein Sehnen — G l a u b e ; sehnt es sich nach einem verlorenen, irdischen Glück, so nennt es sein Sehnen — H e i m w e h."

Im Lande seines Heimwehs, in seinem Weserjugendtal spielen die meisten und besten seiner Geschichten:

Um Eschershausen, wo er geboren ward, in Stadtoldendorf, Holzminden und Wolfenbüttel, wo er in Schulen saß, in und um Braunschweig, wo er vierzig Jahre lang — von neuem zu Hause war.

Die gelbe Weser windet sich durch viele seiner Erzählungen. Der alte Sollingwald rauscht hinein; und der heilige Blocksberg schaut von ferne herüber.

Ja: „In meiner Heime ist es gar schön", schwärmt die goldige Annete Mey aus Stadtoldendorf, „da sind die Berge und die Wiesen so grün; da schaut die alte Burg, sie heißen sie die Homburg, herab auf das Städtel. Da sind die hohen weißen Felsen, ganz weiß, weiß. — Da wohnen die klugen Zwerge in tiefen runden Löchern. Das ist wahr, ganz gewiß wahr! Es ist auch schaurig da; manchmal rührt sich der Boden, und der Wald sinkt in die Erde, tief, tief, — und ein Wässerlein springt dann unten in dem Grunde auf; das Wasser trinken die Leute nicht gern. Aber mitten in den Bergen, da ist ein kühler Bronn, der Wellborn geheißen, aus dem kommt das Wasser durch Röhren in die Stadt, und die Brunnen rauschen und plätschern immerzu."

Der Teutoburger Wald mit Wodans-Wundervögeln und der heilige Blocksberg mit Mephistopheles und Walpurgisnachtzauber, mit hartnäckigen Nebeln und kolossalen Schattenbildern gehören in die typische (Raum-) Landschaft Wilhelm Raabes, so wie die „unaustilgbare Sonne Homers", die vergötterte Künstlerin, der Mond, der zuweilen „in seliger Frechheit und vollwangiger Gleichmütigkeit herablächelt auf das arme Geschlecht der Menschen", und die Sterne, die schönen, schönen Sterne, „die nie höhnisch, nie falsch sind, die sich nicht über das Elend der Erdgeborenen freuen". Der Blocksberg, der alte B r o c k e n gehört hinein, „auf welchem deutscher Geist dem bildlosen Wodan opferte, auf welchen deutscher Geist den Faust im ewigen Streben nach der Lösung der Rätsel der Menschheit führt", und die W a r t b u r g , „wo das alte Geistesrüstzeug, die gute Wehr und Waffen unsres Volkes neu geschmiedet wurde", und der K y f f - h ä u s e r , in dem eine große Vergangenheit der Stunde harrte, in „welcher die Raaben nicht mehr fliegen werden, der Stunde, wo ein Volk gegeboren wird! —

Welch eine andere Nation kann solche Bergesgipfel aufweisen?" Und welcher deutsche Dichter solche Landschaften? —

II.

Die märchenschimmernden, germanisch-phantastischen Bildereien der Zauberlaterne Wilhelm Raabes, die, am Kreuzweg der Zeit aufgestellt, zu diesen Ausführungen einladen sollte, gelten hier neben den Rubrizierungen von Gestern und Morgen zu Jahr und Jahrhundert, Sommer und Winter, Tag und Nacht als Landschaften der Zeit.

Insofern, als jede räumliche Landschaft notwendigerweise auch eine zeitliche sein muß, ist von letzterer schon gehandelt worden.

Es soll nun in diesem Kapitel auf die spezifisch zeitlichen Hintergründe Raabescher Dichtungen ankommen:

Da sind zunächst die vier Jahreszeiten, auf deren Folie sich die Gestalten des Dichters bewegen und von deren Eigentümlichkeiten sie, wie wir alle, mehr oder minder beeinflußt werden.

Eine Charakteristik des Lenzes in seiner reifsten Stunde nehmen wir aus dem bewegten Buche „Ein Frühling":

„Frühling, Frühling! Alle Nachtigallen sind erwacht, alle Blüten sind erschlossen! Frühling, Frühling! Das junge Laub duftet, glänzt und schimmert; freudig rauscht und sprudelt es in den Wäldern. Frühling, Frühling! Vor uns die Welt so weit, so unbeschreiblich frei, sonnig und wonnig! Ist es denn möglich, daß es noch Gefängnisse und Fesseln, Krankenlager und Särge, Trübsinn, Hader und Zorn auf Erden geben kann? Frühling, Frühling! Selbst der Tod wird ja Leben; keine vierzehn Tage ist es her, seit ein Grabhügel aufgeworfen wurde, und schon drängt es sich zwischen den braunen Erdschollen, dem rieselnden Sand hervor; grüne Spitzen, zarte Blättchen, feine Ranken, feine, kleine Blütenknöspchen: Frühling, Frühling! Gekommen ist der Frühling, gekommen die schönste Pracht des Frühlings, die wonnigste Stunde, der einzige Tag, der erste Juni, wo die Rosenknospen aufgebrochen und die Maiblumen noch nicht ganz verwelkt sind. Gruß dir, Frühling!" —

Wir tun ferner einen Blick in das tiefste Wesen des gleißnerischen deutschen Sommers an seinem grellsten, schwülsten, bangsten Tage, in dessen Rahmen noch schlimmere „Eulenpfingsten" Raabescher Menschen als das der Liebesleute Elard Nürrenberg und Käthchen Nebelung inszeniert werden:

„Es ist nicht wahr, daß die Nacht, die Finsternis, vorzugsweise das Reich des Bösen ist; im Gegenteil, es macht ihm gerade ein Hauptvergnügen, den schönen, hellen, lichten, sonnigen Tag zu seinen schlimmen Werken zu benutzen. Wenn die Sonne scheint, wenn die knospende Rose unter ihrem Strahl den Schoß zu öffnen willens ist, wenn die Lerche über dir singt, wenn du die Flasche Asmannshäuser der Kühlung wegen im dunkelsten Schatten des Buchengebüsches verbirgst, — wenn du, holde Braut, den Schein des prächtigsten aller Fixsterne in dem seligen Tropfen, der sich an der Wimper des Geliebten sammelt, sich wiederspiegeln siehst: dann — dann gerade ist die richtige Zeit für old iniquity: dann ist die Zeit, wo der seltene, gewitzigte Mensch der Schönheit und Lieblichkeit der Welt um ihn her am wenigsten traut."

Halten wir daneben (aus der adligen Geschichte von der Frau Salome) ein Stück Julinacht, so vertieft sich noch das Gemälde der Sommerlandschaft, in der das Milieu der Zeit vor dem des Raumes versonnenen Zauber wirkt:

„Kein Lüftchen regte sich; der Mond ging an dem wolkenlosen Himmelsgewölbe hin, und die Berge und Wälder lagen im tiefen Frieden. Von der Hitze und dem Frost, von dem Hundstagsfeuer, von dem Knirschen

des Schnees und dem Krachen des Eises schien die Natur nichts zu wissen. Es war nur eine linde Kühle.“ —

Der *Herbst* als Folie wird in einem unvergleichlichen Hymnus gepriesen:

„O süßer Herbst, was ist lieblicher als deine Schritte im Tal? Was ist herrlicher als dein Wandel auf den Hügeln? Redet uns nicht von den Wonnen des Maien. Der Mai ist ein Lump, und wer ihn aus dem Kalender striche, der würde ein gutes Werk an der durch den grinsenden Betrüger vergrillten Menschheit tun. — Der September ist die Zeit, Gedichte zu machen und aus dem Leben ein Gedicht.“

(Wir sehen einander lächelnd an: War doch der Dichter auch ein Septemberkind!) —

Und der germanische *Winter* mit seinem glückseligen Sonnenwendwunder, dem Feste der Christgeburt, kann als Hintergrund nicht deutlicher umrissen werden, als wenn der philosophische „Schmied von Jüterbog“ bekennt, daß ihm der Mann aus dem sonnigen Nazara am deutlichsten in die Erscheinung trete, „wenn hier zu Lande die Tage kurz und die Nächte lang sind, die Dachrinnen gießen oder der Schnee fällt“. Er gehe dann gern „die deutschen Regen- und Rauhfrosthalden entlang oder — noch lieber — durch die Rinnsteine oder unter den Dachrinnen unserer Städte und träume und denke Undruckbares.“ —

Geistvoll und plastisch skizziert liegen im Hintergrund der geschichtlichen Erzählungen Wilhelm Raabes auch die *Säkula*, in deren Tiefe seine Menschen auf- und abtreten, reden und gestikulieren, handeln und bejahen oder verneinen, je nachdem ihr Schicksal es will.

Da ist das 16. *Jahrhundert*, wo der heilige, heilsame Wunderborn von Pyrmont zum Wallfahrtsort wird, wo Magdeburg, „Unsres Herrgotts Kanzlei“, dem Belagerer mit protestantischem Mute trotzt, wo der lutherische „Student von Wittenberg“ für Katholiken und Welsche in den Tod geht.

„Es war ein gläubiges, ungläubiges, abergläubiges Jahrhundert, dieses sechzehnte nach Christi Geburt. Selbst in den aufgeklärtesten, hellsten Köpfen schlangen sich Licht und Finsternis zu so seltsamem Knäuel zusammen, daß man nie wissen konnte, welche tollen, phantastischen, verrückten oder — erhabenen Gedanken, Meinungen, Taten im nächsten Augenblicke daraus emporschlagen würden.

Das siedete, kochte, brodelte, warf Blasen, sprühte Funken und flammte hier in leuchtenden, phantasmagorischen Farbenspielen auf, um dort in tiefster Finsternis zu versinken! Das Banner der religiösen Freiheit wird aufgeworfen, die Gewalt und Autorität des Papstes und seine Macht zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden wird siegreich angegriffen, die Rechtfertigung soll nicht mehr an das Individuum von außen kommen: aus dem Staub und Schutt der Jahrtausende wühlt und gräbt man die Pracht der versunkenen antiken Welt ans Licht zurück und — errichtet Scheiterhaufen und verbrennt Hexen. Ewig schöne Bilder und Gedichte werden geschaffen, und — Volksleben und Gesellschaft sind dabei fast in Tierheit und roheste Genußsucht verfallen! — Es war die

Zeit der großen Gärung, die Zeit des Zersetzungsprozesses, der später seine Krisis im dreißigjährigen Kriege fand, in welchem der morsche Bau des Mittelalters krachend zusammenbrach, damit aus der Blut- und Schmutzpfütze, aus dem gebirghohen Trümmerhaufen eine andere Welt mit anderen Anschauungen sich erheben könne." —

Da ist das siebzehnte Säkulum mit der „größesten Kriegsflamme, die je Gottes Erde verwüstet hat," und das achtzehnte mit dem (nach Stopfkuchens Meinung) „wundervollen Streithahnen, dem Alten Fritz, und dem himmlischen, göttlichen siebenjährigen Krieg", der in die Geschichten vom Odfeld, der Innerste und Hastenbeck ebenso bedeutungsvoll hineinzüngelt wie jene in die vom Marsch nach Hause, von Lorenz Scheibenhart und Else von der Tanne. Die Epoche des Übergangs vom siebzehnten zum achtzehnten Jahrhundert, die entgötterte, götzengläubige, goldstrotzende Ära Ludwigs XIV. wird unvergleichlich feinsinnig und stimmungsecht in flüchtigen Strichen festgehalten:

„Der spanische Erbfolgekrieg hatte begonnen. — Zu Grabe gegangen waren die Schriftsteller und Dichter; Pasqual und Franz von La Rochefoucauld ergründeten nicht mehr die Tiefe des menschlichen Herzens, Jean de Lafontaine hielt nicht mehr den lustigen Spiegel der Welt vor, Jean war davongegangen, wie er gekommen war; — verstummt war die mächtige Leier des großen Corneille; Jean Racine hatte sein Schwanenlied gesungen und war hinabgesunken in die blaue Flut der Ewigkeit. Tot, tot war Moliere, der gute Kämpfer gegen Dummheit, Heuchelei, Aberglauben und Laster, tot war Jean Baptiste Poquelin, genannt Moliere, aber Tartuffe lebte noch.

Die Heiterkeit des Daseins war verblaßt, auch die feierlichen Stimmen der großen Kanzelredner Bossuet, Bourdaloue, Flechier verstummten! König in Frankreich war der Pater La Chaise, Königin in Frankreich war Franziska d' Aubigne." —

Da ist das 19. Säkulum, zu dessen besten Namen der unsres Dichters schon heute zählt, das 19. Säkulum, in dessen Schoß die meisten seiner Helden und Heldinnen agieren und dessen siebenundsechzigsten Juli, den Monat des — Abu-Telfanjahrs, wo Horacker in der Gegend von Gansewinkel „grassierte", er also malt:

„Es war ein merkwürdiger Monat, dieser Monat Juli des Jahres 1867! Es war erstaunlich, was alles sich in der Welt ereignete und aufdringlich von der schon so konfusen Menschheit verlangte, in Obacht genommen und in Überlegung gezogen zu werden. In Paris befand sich die Weltausstellung im Gange, und Louis Napoleon, der dritte seines Namens, tat noch immer, als ob ihm ungeheuer leicht und so recht seelenvergnügt zu Mute sei, obgleich eben Max von Mexiko zu Queretaro vom schlimmen Juarez erschossen worden war. In den Chignons der Damen wurden die Gregarinen entdeckt, und Santa Anna, weiland Präsident der Republik Mexiko, starb auch in diesem Monat. Es versammelte sich zu seinen Vätern Heinrich der Siebenundsechzigste, regierender Fürst des Fürstentums Reuß jüngere Linie. Gera trauerte. Es verschied König Otto von Griechenland; doch blieb es unklar, ob Athen trauerte. Jedenfalls legte man keine Trauer in Deutschland an, als Thurn und Taxis sein vierhundertjähriges Post-

privilegium niederlegte. Viele Bücher, Broschüren usw. erschienen immer noch über den Krieg von Sechsundsechzig; doch das größte Wunder sollte gegen den Schluß des Monds eintreten: Die Türken erschienen am Rhein! Sultan Abdul Aziz besuchte den König Wilhelm zu Coblenz." —

Ja, es kommt in den Werken Wilhelm Raabes sogar zu einer Psychologie der zeitlichen Landschaft: Gestern und Morgen werden, wohl in Stunden Schopenhauerscher Anwandlungen, in ihrem tiefsten negativen Sein enthüllt:

„Gestern! Wer kann den Gram ermessen, der sich in dem kleinen Worte bergen kann? Es ist der gierige Schlund, der das gespenstische „morgen" gebiert, das uns mit tausendfachen Schrecken ängstet, bis die finstere Höhle, die alles verschlingt, wodurch wir leben, uns selber in ihre Tiefen herabzieht." (Else von der Tanne.) —

„Morgen! Das ist unter Umständen das fürchterlichste Wort im ganzen Wörterbuche, und das Behagen, welches sich dann und wann an dasselbe knüpft, ist von einer verschwindenden Geringfügigkeit dem Grauen gegenüber, welches es mit sich bringen kann. Der Mensch sagt „Morgen!" und würde vergehen ohne den Trost, den der große Schrecken stets bei sich führt. Dieser Trost aber liegt in der unumstößlichen Gewißheit, daß dem Morgen stets ein Übermorgen folgt und daß wir armen Erdenwürmer also immer noch Gelegenheit finden, uns zu besinnen und von Neuem einzurichten, wenn nicht ein gütiges Schicksal uns übermorgen bereits aller Mühe und Qual entledigt hat, indem es uns jeglichen Verkehrs in der Zeit überhob." (Christoph Pechlin.) —

III.

Nun soll auch noch der Weg in das Kapitel von den Landschaften, die der Dichter in die Seelen der Menschen, seiner Menschen, projiziert, die, losgelöst von Raum und Zeit, wie segelnde Inseln zwischen Traum, Wahn und Phantasie schweben, durch die deutsche Dämmerung gehen:

„Da liegt noch ein roter Streif von der Sonne am Rande des Himmels und irgendwo ist es immer noch schön Wetter. — — Dieser rote Streif am Westhimmel; — kein heitrer, blauer, kein Regenhimmel, kein klarer Sonnenauf- und -untergang übt solche geheimnisvolle, bald bängliche, bald beruhigende Wirkung, solche Magie auf das Menschengemüt aus wie dieser blutfarbene Strich, wenn es Abend werden will nach einem unruhvollen, stürmischen oder auch in stumpfer Langeweile vergangenen Tage. —

Das blödeste Auge, das den ganzen Tag über für nichts anderes da war als das Nächstliegende, das schärfste Auge, das die ganze Welt überflog und keinen Horizont an den Dingen der Erscheinung fand; sie heften sich beide an den roten Strich im Westen. Die Straßendirne in ihrer Kammer, der König am Fenster seines Schlosses, der Weise in seiner Studierstube, der einsame Wanderer auf der Landstraße, der Reiter im Zuge der bewaffneten Hunderttausende, der Reiche und der Arme, der Gesunde und der Kranke: sie haben alle ihre nachdenklichen Gedanken bei dem Blick auf diesen roten Streifen. Und — seltsamerweise — nur selten sind diesen Gedanken Worte zu geben." —

Sie segeln auf Heimwehschwingen und Glaubensflügeln hinüber ins Zauberland der Wünsche und der Wunder, ins Reich der Luftschlösser und Hoffnungsgärten; denn es ist, wie wir in den „Alten Nestern" lesen, eine „nichtige, dumme Phrase: Mein Haus ist meine Burg! gegen die so sehr unpolitische, so selten ausgesprochene und doch so tief und fest, ja manchmal mit der Angst der Verzweiflung im Herzen festgehaltene Überzeugung: Mein Luftschloß ist mein Haus!"

Freilich, die Luftschlösser melancholischer Abendgänge, die Wolkenkuckucksheime feierabendlichen oder sonntagnachmittäglichen Ferneleids zerfließen zuweilen in Nichts wie trügerische Seegesichte; ihre prachtvoll opalisierenden Kuppeln zerplatzen wie Seifenblasen; ihre heiligen Lampen verlöschen wie törichte irrende Lichter, aber sie können, unabhängig von Ort und Stunde, andächtiger und glänzender ausstaffiert, wieder aufgerichtet werden:

In uns liegt Baugrund an Baugrund.

In uns sind Schaufel und Spaten, Kelle und Winkelmaß des weckenden Rufs bereit.

In uns harren die emsigsten Maurer und fleißigsten Zimmerleute, die treusten Feldbesteller und umsichtigsten Landschaftsgärtner des kühnen, wolkenstürmenden Befehls.

In uns wirken die furchtlosesten Tunnelwühler und Weltumsegler.

In uns rühren sich die verwegensten Taucher und Kletterer und Luftschiffer.

In uns wohnen die großen Bauspekulanten und Neulandpioniere, die genialen Conquistadores und Kolonisatoren.

Ein Wink: Und in uns eröffnen sich

„— Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen.
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft. —
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand." — —

„Ja, ja," sagt der Extabaksfabrikant und Kommerzienrat Florenz Nürrenberg mitten im Eulenpfingsten zur Tante Lina Nebelung, „wir sind Oasen in der Wüste. Rund um uns her heult der Schakal, winselt die Hyäne, yant der wilde Esel und rollt der Skarabäus seine heilige Kugel mit seiner Nachkommenschaft durch den Sand, aber in uns wachsen und blühen die Palmbäume und springt der Quell." —

In uns werden die Eulenpfingsten und Sankt Nimmerleinsfeste dieses Erdenlebens schließlich alle überwunden.

In uns wird die Trivialität der Tage ausgestrichen. In uns wird die Tücke des Objekts, die uns umgibt, wenn auch oft erst nach wilder Bewegung

bewältigt und nicht selten „in wundervoll erleuchteter, in lichter Seele zum Austrag" gebracht.

„Des Menschen Seele ist gleich einem klaren, ruhigen See. In ihm spiegeln sich der blaue Himmel, die ziehenden Wolken, die Sonne; Nymphäen schaukeln sich auf ihm, andere Blumen nicken rings um seinen Rand, und die darüber hinschießenden Schwalben berühren leise im Fluge seine blitzende Oberfläche wie flüchtige, liebliche Gedanken. Laßt den Sturm das stille Wasser aufwühlen, so verändert sich alles. Ein trübes, trauriges Grau tritt an die Stelle des Himmelblaus und Sonnenscheins. Die abgerissenen Wasserlilien werden dem Ufer zugeschleudert, die geknickten Blumen sinken nieder in das überwuchernde Unkraut, der Kranz der Schönheit ist zerrissen, das stille Heiligtum verwüstet und verheert. Aber die Schönheit des Sees kehrt bald wieder; die nächste Sonne bringt neuen Glanz, der nächste Frühling neue Blumen." — — —

Und so wechselt in der Menschenseele die Landschaft mit Sturm und sanftem Säuseln, Sonne und matter Nacht, Frühling und Dezemberschnee, Feldeinsamkeit und Meeresbrausen, Marktgewühl und Nachtigallenklage, bis die letzte Nacht über sie hereinbricht und die schreckhaft schweigende Leere.

Dann sagt man wohl:

„Eine Seele ist geschieden vom Leibe; das schwere, mühselige Erdenleben liegt hinter ihr." Und in dem Buche von den Sternen, Wegen und Schicksalen der Leute aus dem Walde geben wir ihr noch ein Stück das Heimgeleite:

„Durch das Weltall sucht sie ihren Weg dahin, woher sie stammt. Aber das Weltall ist dunkel; das Licht klebt nur, wie wir wissen, an den kapriziösen Bällen, welche durch die ewige Finsternis ihre rätselhaften Bahnen gehn. Die arme Seele ist ratloser auf diesem Wege als auf irgend einem andern, welchen sie auf Erden jemals wanderte. Schwankende Zustände mag sie auf ihrem Erdenwege gekannt haben; aber das war doch alles nichts gegen die Schwierigkeiten, welche sie jetzt vor sich findet. Durch die ewige Nacht wirbelt sie wie ein Blatt im Winde und erkennt die ganze schreckliche Bedeutung des horror vacui. Sie fängt an zu bedauern, daß die Seelen nicht auch, dem Lichte gleich, an den Körpern kleben; da — plötzlich — fällt ein Schein auf ihren Pfad, ein Glänzen geht blitzschnell vor ihr vorüber, und in dem Glanz ein prachtvoller weißer Engel, ein glänzender Schmetterling der Unsterblichkeit, ein echter Paradiesvogel. — Verschwunden ist das Leuchten, wie es kam; aber die arme, irrende Seele hat wenigstens den Glauben wiedergewonnen, daß es wirklich einen Weg zum Himmel gibt." —

Schließen wir unsere drei Kapitel über Wilhelm Raabes Landschaft mit diesem Aufschwung durch transcendentales Gelände und mit diesem Fernblick auf „Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde," zwischen denen sich heilige Anachoreten und selige Knaben malerisch gelagert haben, zwischen denen die tiefen Herzen und die hohen Geister in schönem Bunde gehen und die großen Dichter einander lächelnd begegnen!

Baltische Dichter.

Von Elsa Bernewitz.

(Schluß.)

Am lebendigsten und umfassendsten dargestellt finden wir baltisches Leben in den Romanen von Theodor Hermann Pantenius, der nächst Lenz das stärkste Talent ist, das die baltischen Provinzen hervorgebracht.

Pantenius ist 1843 in Mitau geboren als Sohn einer alten kurischen Familie. Seine Jugendjahre verbringt er in der Heimat, geht darauf nach Berlin und Erlangen, um Theologie zu studieren, kehrt 1866 in die Heimat zurück, wo er als Lehrer und Redakteur in Riga tätig ist. Im Jahre 1876 zieht er nach Deutschland, wo er zuerst in Leipzig, später in Berlin das „Daheim" und „Velhagen und Klasings Monatshefte" redigierte. 1906 legte er die Redaktion nieder und lebt jetzt in Leipzig.

Pantenius ist Heimatdichter. Vom Boden ausgehend, von der eigentümlichen Beschaffenheit der Gegend, des Volksschlages, der Stände mit ihren Eigentümlichkeiten und Unterschieden, schöpft er das provinzielle Leben aus und gestaltet es künstlerisch. Wenn so das Besondere, Heimatliche eine starke Betonung erfährt, so hebt doch das allgemein Menschliche der Probleme, um die es sich in seinen Werken handelt, sie über die Sphäre des Begrenzt-Provinziellen hinaus und macht sie allgemein verständlich.

Pantenius ist Kurländer, und so erhalten Menschen und Dinge, Sprache und Landschaft bei ihm ihren besonderen Ton und ihre Farbe vom Gottesländchen.

Sehr viel für seine Kunst verdankt Pantenius seiner Kindheit und Jugend. Fließt auch der Strom des äußeren Lebens gleichmäßig vorüber, so schenkt es doch seiner regen Beobachtungsgabe helle Einblicke in das Leben seiner Heimat. Als Sohn des Pastors kommt er mit allen Gesellschaftsklassen in Berührung und weiß bald ebenso gut, wie es in den baltischen Literatenkreisen (d. h. den akademisch gebildeten) zugeht, wie auf den Gutshöfen der Adligen; auch halbdeutsche Handwerkerkreise und das lettische Landvolk sind ihm vertraut. Seinem jahrelangen Aufenthalt in dem Pastorate Sallgallen, das von „dem großen Baum", der in Pantenius' späteren Werken immer wieder eine Rolle spielt, beschattet wird, verdankt er sein Naturgefühl, das echte und starke Verwachsensein mit der Natur, das den Kurländer charakterisiert, jenen offenen Sinn und das rege Interesse für alles, was in ihr lebt und webt, die Tiere, die Vogelstimmen und jedes Gewächs. Hier nimmt Pantenius, was die kurische Landschaft an poetischen Eindrücken bietet, bewußt und für alle Zeiten in sich auf. In seinen Erinnerungen erzählt er einmal, daß, so oft er eine Sternschnuppe über eine nächtliche Straße Berlins gleiten sieht, sie ihm ein nächtliches Feld aus der fernen Heimat vor die Seele zaubert.

Vor allem aber dankt Pantenius seiner Heimat die Bekanntschaft mit jenen echt kurischen Originalen, harmlosen Kindern der guten alten Zeit, die sich in ihrer Eigenart auf dem freien Boden Kurlands ungehindert ausleben und entwickeln konnten. In ihnen mit Liebe und gutem Humor

kurisches Wesen zu schildern, ist so recht eigentlich Pantenius' Lust und seine Gabe.

Es liegt Pantenius' nüchterner und kritischer Natur fern, seine Heimat zu verhimmeln. Er liebt sie, „aber meine Liebe war nicht von der Art," heißt es in seinen Jugenderinnerungen, „die die Heimat und die Heimatgenossen in lauter goldenes Sonnenlicht getaucht sieht, sondern jene andere, die uns den Maßstab des Ideals in die Hand drückt und uns mit Zorn und Spott erfüllt, wenn Personen und Dinge mit ihm gemessen klein und unschön erscheinen." In ihm ist die Liebe zu seiner Heimat und die zur Wahrheit gleich groß. Er will klar sehen und wahr darstellen.

„Ich gab, was ich geben konnte, und ich gab es so, wie ich es allein geben konnte."

Im baltischen Lande, wo jeder Stand ein in sich abgeschlossenes Ganze bildet, liegt die Frage der Standesunterschiede nahe. Kein Problem interessiert Pantenius wie dieses, vorzüglich, wo es sich um das Verhalten des Adels zum Bürgerlichen und der deutschen Bevölkerung zur lettischen handelt. Wo diese Frage nicht das Hauptproblem seiner Erzählungen bildet, wie in „Die von Kelles" und „Im Banne der Vergangenheit", spielt sie doch mehr oder weniger in jedes seiner Werke hinein.

In seiner Meisternovelle „Um ein Ei" läßt Pantenius einer ängstlich an der Tür stehenden Bäuerin folgende Belehrung über die vier Stände und ihre Aufgaben im Lande aus dem Munde einer adligen Dame zuteil werden: „Vier Stände hat der liebe Gott in Kurland gesetzt: den Edelmann, damit er der Herr sei und alles in Zucht und Ordnung halte; den Literaten (akademisch Gebildeten), damit er Gottes Wort verkündige oder die Kranken wieder gesund mache oder in der Stadt die Verwaltung führe und die Kinder unterrichte; den Bürger, damit er Handel und Gewerbe treibe, und den Bauer, damit er das Feld bestelle." Es folgt die Belehrung, daß diese Ordnung uralt und gottgewollt sei und jeder Verstoß gegen sie Unordnung und andere Mißstände nach sich ziehe.

Mit großer Objektivität, ohne Tendenz oder Parteinahme, zeichnet Pantenius den Adel, wobei die ihm eigene Freude an jeder Eigenart, sei sie nun individuelle oder Standeseigentümlichkeit, immer wieder durchblitzt.

Stärker als bei den andern Ständen treten beim Adel die Standeseigentümlichkeiten hervor und verleihen auch individuell verschiedenen Menschen gemeinsame Züge. Der osthöffsche Hennematt, der das Betrügen beim Pferdehandel noch wie in der guten alten Zeit für einen Witz hält, der trotzige und verschlossene Werner Hennematt und sein Onkel Franz, dieser Typus eines edlen Mannes, der Baron Langerwald, der sein Pferd in das Hotelzimmer führt, Felix Langerwald, bei dem jeder Gedankengang auf der Jagd endigt, Otto Schweinsberg, in dem sich ein Stück mittelalterliches Heldentum mit Roheit mischt, von den Frauen vor allem Tante Evchen, sind bei der größten persönlichen Verschiedenheit doch die typischen Vertreter des kurischen Adels in den sechziger und achtziger Jahren.

Ihnen allen liegt das Standesbewußtsein so stark im Blut, daß es, ihr ganzes Wesen durchsetzend, der bestimmende Faktor ihres Empfindens und Handelns wird; es sind durchweg angenehme gesellschaftliche Typen,

denen eine alte Außenkultur eignet, nicht ungebildet, aber keine Grübler, keine Philosophen, rechtschaffne, ritterliche Menschen mit kräftigen Lebensinstinkten und einer unerschöpflichen Freude an lustigen Geschichten, wie sie der kurische Humor gern erfindet und wiedergibt; feste Liebe zur Scholle, zur Jagd und zum Walde, fehlt bei keinem, ebensowenig wie allerlei typische Wendungen, die den kurischen Adel äußerlich charakterisieren. Da taucht die Anrede „Lieber" oder „meine Liebe" immer wieder auf; ist von einem Bürgerlichen die Rede, so wird dem Namen ein „gewisser" beigefügt, oder die bekannte Aufzählung anwesender Personen: „es waren sieben Herren da, der Pastor und der Doktor," sowie die Gedächtnisschwäche, sobald es sich um bürgerliche Namen handelt.

Die typischen Vertreter des Literatenstandes sind in Pantenius' Romanen die Familien Eichenstamm und Wolfschild. („Allein und frei" und „Wilhelm Wolfschild"). Auch bei ihnen spielt der Name eine große Rolle, denn er und nicht der Beruf entscheiden über die Stellung im Lande. Aber die Überzeugung, die berufenen Repräsentanten von Kultur und Bildung zu sein, gibt hier dem Standesbewußtsein eine andere Färbung.

Das Verhältnis zwischen Adel und Literaten wird durch den Hochmut von der einen, durch Mißtrauen von der andern Seite erschwert.

„Mein lieber Herr von Hennematt," äußert eine adlige Dame in dem Roman „Im Banne der Vergangenheit", „sprechen Sie mir von allen Schrecken; aber vom Volke sprechen Sie mir nicht, und nun gar vom brillentragenden Volke . . . brrr. . . ."

Im heftigsten Zorn fährt Eberhard Proßnitz gegen seinen adligen Freund auf, weil der Verdacht, er könne seine Schwester beleidigt haben, sofort zur Hand ist: „Hat er dich beleidigt, so sage ja und du sollst gerächt werden, wie nie zuvor ein Mädchen!"

„Gieße du falsches Tschernomorenblut (Spottname für den Adel) und gutes Literatenblut in einen Topf, sie werden sich scheiden, wie Wasser und Öl," sagt der alte Proßnitz.

Verwundert sieht eine aus Sachsen eingewanderte Frau diesem Treiben zu. „Wunderbar, was das für losbändige Menschen sind", denkt sie, „da will keiner Diener, jeder Herr sein!" —

In seinen Jugenderinnerungen erzählt Pantenius, er habe die Liebe zum lettischen Volk von seinem Vater geerbt. Das Verhältnis der Deutschen zum Landvolk war in damaligen Zeiten noch ein durchaus patriarchalisches: der Deutsche war der Herr, der Lette der Knecht und Dienstbote. Die Zeiten der Leibeigenschaft waren noch nicht vergessen. Die Geschichte der alten Viehmagd in „Im Banne der Vergangenheit" voller Härten und Rutenstrafen erzählt noch von ihr.

Fast in all seinen Werken ist Pantinus ein Anwalt des lettischen Volkes. Wilhelm Wolfschild und sein Freund Paul schmieden Pläne zur Befreiung des Volkes, Therese Proßnitz will das Unrecht ihrer Väter durch eine Heirat mit einem Letten sühnen. Es ist dies ein fremdes, unbaltisches Element in Pantenius. Der Ausspruch Theresens, es käme ihr in erster Linie darauf an, Kurländerin zu sein, und wäre ihr gleichgültig, ob sie einer deutschen oder lettischen Familie entstammte, wird gewiß im baltischen Lande

von keinem Mädchen getan werden. In der Volkserzählung „Um ein Ei" tragen die Bauern durchaus germanische Züge, so daß sie — obwohl künstlerisch eine der besten von Pantenius — was die Charakteristik des Volkes anbelangt, als durchaus verfehlt angesehen werden muß.

Dagegen ist Pantenius überall da Meister, wo er J u d e n schildert. Szenen wie die, wo der auf dem Sofa liegende Baron mit dem Juden über einen Pferdekauf verhandelt, oder jene ganz mittelalterlich wirkende, in der der erzürnte Herr von Langerwald einen Juden, der seine Tochter bei einem Stelldichein belauscht hat, so lange unter einem Floß durchziehen läßt, bis er betäubt ist ,gehören zu seinen besten, ebenso ein Gespräch zwischen Vater und Sohn, wo es sich um das Feststellen der Persönlichkeit eines zugereisten Barons handelt: — „Nu, warum soll er nicht sein einer von unsern (ein Baron)?" — „Erstens weil er hat gehabt eine andere Sprache, zweitens weil er nicht geraucht hat eine Papyros (Zigarette), drittens, weil er hat gesessen mitten im Schlitten, statt auf der linken Seite . . ."

Die beiden saßen eine Weile schweigend da, dann sagte der jüngere:

„Vatersleben, wenn ihr fragt den Itzig, wer ist er? kann er Euch sagen, wer er ist."

Itzig legte, während er seine Schlüsse zog, mit dem Zeigefinger der Rechten einen Finger der linken zum andern.

„Vaterleben", — sagte er — „er ist gefahren mit dem Neuhöfschen (Baron) seine Pferde, also wird er sein gefahren nach Neuhof. Wird er sein gefahren nach Neuhof gleich von der Bahn, muß er sein ein Freund von dem Neuhöfschen. Kann ein so junger Mann sein ein Freund von dem Neuhöfschen, wenn er nicht ist ein Verwandter von dem Neuhöfschen? Ist er ein Verwandter vom Neuhöfschen und hat der Neuhöfsche keinen Sohn, so muß er sein ein Brudersohn von dem Neuhöfschen. Ist er ein Brudersohn von dem Neuhöfschen und hat er gehabt nur einen Bruder, welcher war der seliger Lindenhöfsche, so muß er sein ein Sohn von dem seligen Lindenhöfschen Baron, so ist er der junge Lindenhöfsche Baron. Also wenn ihr den Itzig fragt, wer ist er? kann euch der Itzig geben den Bescheid, daß er ist der junge Lindenhöfsche!" —

Als künstlerische Persönlichkeit ist Pantenius eigenartig und selbständig. Er selbst nennt Walter Scott den Künstler, der den stärksten Eindruck auf ihn gemacht hat.

Alles windige, leichtfertige Wesen, jede Phantasterei, vor allem jede Pose liegt ihm fern.

Rechtschaffen, schlicht und wahr wie seine Persönlichkeit ist seine Kunst. Er bleibt immer der echte Kurländer mit nüchternem, klarem Sinn und weichem Herzen. So ist auch seine Sprache knapp, einfach und schmucklos, wodurch er zuweilen dürr wirken kann, so z. B. wenn er zum Schluß von „Im Banne der Vergangenheit" die Leichen der durch den Einsturz des Hauses Erschlagenen ganz sachlich aufzählt: „Karl hielt noch Theresens Rechte umklammert, Werner und Eberhard hatten sich umarmt, Tante Amalie lag etwas abseits . . . ."

Andererseits erreicht er mit seinen schlichten, von konkreten Wirklichkeiten des Lebens erfüllten Worten, starke, dichterische Wirkungen, so in

„Die von Kelles“ mit der Schilderung des grausamen Todes der Barbara Thedingsheim, die, weil sie als eine vom Adel mit einem schlechten Gesellen davonlief, von ihren Verwandten gesäckt wird. Mit einer Reserve, die an Fontane gemahnt, wird hier alles Grausige, Spannende, Pomphafte der Situation umgangen. „Der Tag war schwül und heiß gewesen, und er ging eben zur Ruhe. Schwarze Gewitterwolken hingen schwer und fast unbeweglich am Himmel, heiß und drückend lag die Luft auf dem schwarzen Wasser des Schloßgrabens. Nichts regte sich im Schloß, denn den Reitern lag das Trauerspiel, dessen Zeugen sie gewesen waren, noch schwerer in den Gliedern, als die Schwüle des Wetters und sie saßen, sofern sie nicht Wache standen, leise flüsternd auf ihren Stuben beisammen.

Als die Dunkelheit seit einer Stunde hereingebrochen war, flogen die wilden Enten, die im Schilf am Ufer ihr Wesen getrieben hatten, plötzlich auf und eilten mit pfeifendem Flügelschlag davon. Am Hungerturm hatte sich das auf den See gehende Fenster geöffnet und ein weißer Ballen war schwer in das Wasser gefallen, das an dem Hungerturm emporbrandete . .“

Pantenius' künstlerisches Sprachempfinden zeigt sich vor allem bei der Behandlung des kurischen Dialekts: es fehlt bei ihm weder eine Redensart, noch irgend eine Spracheigentümlichkeit, wie sie im Lande gebräuchlich sind, aber sie sind durchaus künstlerisch empfunden und verwendet; die Vorliebe des Kurländers für Vergleiche und Bilder verleiht ihr eine kräftige und oft sehr schöne Eigenart.

Pantenius war nicht von vornherein ein Fertiger. Von „Wilhelm Wolfschild“ bis „Die von Kelles“ hat er einen langen Weg der Entwickelung zurückgelegt, der in künstlerischer Beziehung einen steten Aufstieg bedeutet.

„Wilhelm Wolfschild“ und „Allein und Frei“ zeigen noch stark den Anfänger: Unsicherheiten in der Komposition, bald ein Vor-, bald ein Zurückgreifen in der Handlung, romanhafte Verwickelungen der Handlung, manche Unwahrscheinlichkeit in den Schicksalen der Personen, ein schematisches Zuendeführen des Lebens einer jeden einmal erwähnten Person, und eine starke Veräußerlichung in der Charakteristik und der Begebenheiten, sobald die Handlung aus Kurland ins Ausland versetzt wird. Und doch finden sich schon in den Anfangswerken Szenen und Menschen, die die Sicherheit und Eigenart dieses Talents verraten.

Unter seinen Erzählungen ist „Im Banne der Vergangenheit“ die bedeutendste, sowohl was die Schilderung des kurischen Lebens, als Reife der Kunst anbetrifft.

„Das rote Gold“, eine Erzählung, die das Rigaer Kaufmannsleben schildert, wirkt, bei aller Sicherheit der Komposition und mancher scharfen Beobachtung, doch am äußerlichsten. Sie erscheint mit dem Kopf konstruiert, nicht mit dem Blut und Herzen geschrieben, wie seine Bilder aus Kurland.

Pantenius' Meisterwerk ist der historische Roman „Die von Kelles“. Mit einem kühnen Griff hat er hier das Leben einer vergangenen Epoche — den Untergang Altlivlands — wieder lebendig gemacht. Gleich die Eingangsszene ist von starker Wirkung: den einsamen Reitern, die gegen den Frühlingswind ankämpfen, tritt ein Büßer entgegen und ruft sein

„Wehe! Wehe! gewogen und zu leicht befunden!" über Livlands Lebensfreude und Leichtsinn, dann gesellt sich ein lustiger Reiter zu ihnen und liefert die drastische Schilderung einer Köste in Wolmar, an die sich eine wochenlange Reise von Burg zu Burg bis tief nach Kurland hinein schließt, wo überall gleich gut gegessen und getrunken und den Frauenzimmern die Cour geschnitten wird; darauf folgt ein lebendiges Bild von Festjubel und Schlägerei, wie sie sich auf dem Rathausplatz in Riga abspielen, während Gottes Zuchtrute, der Komet, warnend am Himmel steht.

Weiter heißt es dann, die Zustände trefflich charakterisierend: „Die Verluste waren auf beiden Seiten nicht groß. Peter Tedingsheim von Weißensee war mit einem Hebebaum der linke Arm zerbrochen worden, Klaus Unger hatte einen Stich durch das rechte Bein, Jürgen Schwartzhof durch die Brust bekommen; Johann Üxküll von Mentzen waren zwei Diener, Reinhold Voß drei erschlagen, drei Bürger lagen tot auf dem Platz. Außerdem waren auf beiden Seiten ein halb Dutzend Undeutsche zu Fall gebracht worden. Übergroß aber war auf beiden Seiten die Erbitterung. Die Bürger schimpften laut auf die verdammten Junker, die Jungen von Adel trugen den von Fahrenbach, der übel zugerichtet war, aber munter in die Welt schaute, auf den Schultern nach Johann von Üxkülls Haus in der Marstallstraße und sangen dabei:

„Wir wollen die Bürger auf die Köpfe schlah'n
Das Blut soll in den Straßen stah'n!"

Bald war all der Glanz in alle Winde zerstoben, und als die Verwundeten und die angesehenen Toten fortgeschafft waren, blieb auf dem Platz nichts zurück, als zwei unvernünftige, undeutsche Weiber, die über den Leichnamen ihrer Männer so jämmerlich heulten und klagten, als wenn sie Deutsche gewesen wären."

So geht in Zwietracht und Krieg, in Trunk und Tanz das alte Livland unter und aus den Trümmern des alten verderbten ringt neues, besseres Leben sich empor.

Von dem dunkeln Hintergrunde des Zeitgeschehens hebt sich die Geschichte der Barbara Thedingsheim ab, eines adligen Fräuleins, die ihren Vetter Eilert Kruse, den die Kopfpein gar unritterlich plagt, nicht zum Gemahl will, sondern einen schlechten Gesellen, Bonnius, den verwegenen Schreiber von Kelles, lieb gewinnt, mit dem sie bei Nacht und Schneesturm davonläuft. Sie verfällt dadurch dem Pernauer Beschluß: „Wenn eine Jungfrau von Adel sich mit einem schlechten Gesellen vergeht, so sollen beide geschmächtigt werden."

Während Barbara von ihrer Familie gerichtet wird, gelingt es Bonnius zu entkommen und in grausamem Wüten gegen den livländischen Adel Rache für den furchtbaren Tod seiner Geliebten zu nehmen.

In weiser Selbstbeschränkung hat Pantenius nach dem Erscheinen seines großen historischen Romans, der den besten der deutschen Literatur zuzuzählen ist, nur noch kleinere Sachen veröffentlicht. Seine 1907 veröffentlichten Erinnerungen „Aus meinen Jugendtagen" bringen noch einmal Bilder aus dem alten Kurland.

Pantenius hat es einmal ausgesprochen, daß, wenn er an das Kurland in seiner Jugend denkt, es ihm wie eine Insel erscheinte, die das Meer spurlos verschlungen hat. Es ist alles anders geworden im Gottesländchen. Indessen werden seine Werke immer eine Brücke von der neuen Zeit hinüber in die gute alte bilden.

Karl Emanuel Worms, 1857 zu Talsen in Kurland geboren, ist gleich Pantenius ein episches Talent, doch fehlt ihm die Verinnerlichung, die Achtung vor dem Objekt, die seinen größeren Landsmann charakterisiert. Worms zwingt und meistert die Dinge, um eine rasch fortschreitende Handlung und spannende Situationen zu gewinnen. So ergeben seine Werke (Erdkinder, Toms freit, Du bist mein usw.) nicht viel mehr als eine spannende Romanlektüre. Zu wirklichen Kunstwerken fehlt ihnen die letzte Durchbildung in Form und Inhalt. Was die Charakteristik baltischer Verhältnisse anlangt, so mangelt es ihnen, ausgenommen ein paar wohlgelungene Typen, stark an Lokalfarbe. „Du bist mein!", das die Geschichte eines Pastors, der in wilder Ehe lebt, erzählt, kann direkt als verzeichnet angesehen werden.

Unter den baltischen Lyrikern der Neuzeit gebührt Carl Freiherrn von Fircks die erste Stelle. (1828—71). Sein Leben spielt sich, außer der kurzen Zeit, die er im Krimkriege weilt und einigen größeren Reisen, in der Abgeschlossenheit des kurischen Landlebens ab. Fern von den großen Verkehrs- und Kulturzentren, fließt das Leben hier still und friedlich hin, es weist den Menschen stärker ,inniger auf das Familienleben und einen nahen Freundeskreis an, hilft ihm sich auf sich selber conzentrieren. Das Leben zerstreut die Kräfte nicht, sammelt sie vielmehr, und so wird jeder Eindruck stärker empfunden, nachhaltiger verarbeitet.

Eine gesunde, edle Natur, ein schlichtes Empfinden und tiefer Reichtum in sich selber charakterisieren Carl v. Fircks.

Seine Kunst wirkt urgermanisch: Schwulst und Phrasen, jede Steigerung der Empfindung liegt ihm fern, vielmehr verbirgt sein weiches Gemüt sich gern hinter einer ruhigen Herbigkeit, aus der es nur selten, aber dann in Tönen süßer Innigkeit hervorbricht. Ein grübelnder Kopf, der die Tiefe der Dinge sucht und sich an ihrem Schein nicht genügen läßt; eine aus seinem tiefsten Sein aufquellende Frömmigkeit, — so charakterisiert Fircks sich aus seinen Liedern.

Unzweifelhaft gehören Fircks' Gedichte zu dem Schönsten, was im baltischen Lande geschrieben wurde, trotzdem sind sie dort fast gänzlich unbekannt.

Fircks selber dichtete aus innerstem Bedürfnis, für sich selber, ihm mag an einer Verbreitung seiner Gedichte wenig gelegen haben. 1864 erschien der erste Band, 1871 der „Poetische Nachlaß", die beide völlig unbeachtet blieben. Nach dem Erscheinen des „baltischen Dichterbuchs" (1893), in dem der Herausgeber desselben, Jeannot Freiherr v. Grotthuß, ihm eine eingehendere Besprechung widmet und eine Anzahl Gedichte veröffentlicht, haben sich „Schorers Familienblatt" (Nr. 6, 1894) und die „Preußischen Jahrbücher" eingehender mit ihm beschäftigt. „Nichts von dem mühseligen Haschen nach Originalität", heißt es im ersteren, „das die Halbtalente charakterisiert,

vielmehr ein eigenartiger Duft, ein Ungewolltes, das sich kaum charakterisieren läßt und das ihn doch von anderen unterscheidet. Man darf auf das Grab des Freiherrn von Fircks schon einen schönen Gedenkstein setzen."

1909 hat dann wiederum Grotthuß Ausgewählte Dichtungen von Fircks in den Büchern der „Weisheit und Schönheit "herausgegeben. So dankenswert das ist und so aufrichtig man Fircks eine weitere Verbreitung wünscht, so bleibt es zweifelhaft, ob Grotthuß ihm durch sein Vorwort einen Dienst erwiesen hat; denn ihn „einen der ersten Dichter deutscher Junge" nennen, heißt die Erwartung gar zu hoch schrauben, und so wird vielleicht mancher Leser das Buch mit einer leisen Enttäuschung beiseite legen, der sich sonst ungetrübt an diesen liebreizenden Liedern gefreut hätte.

Unter den baltischen Dichtern verdienen ferner genannt zu werden: K. M. v. Stern, ein starkes Talent, das aber ein schweres Leben, ein aufreibender Kampf gegen das Schicksal und drückende körperliche Leiden nicht ausreifen ließen. Resignation und Schwermut sind so, als traurige Lebensernte, Grundzüge seiner Gedichte, die in formaler Beziehung oft unvollendet erscheinen. Daß ihm zuweilen ein ganz echter Ton gelingen konnte, das sagt uns ein kleines rührendes Lied, das er für seine alte, einsame, erblindete Schwester verfaßte, die ihm einige Gedichte geschickt hatte. Nach 20 Jahren trostlosen Schweigens bricht da aus seinem wehevollen Herzen zum ersten Male wieder ein Lied:

An meine Schwester.

„O wunderbares Abendrot!
O wunderbare Welt!
Das Vöglein singt von seinem Tod,
Eh es vom Aste fällt!
O Schwester lieb, o Schwester traut,
Du hast mein Herz erschreckt,
Hast mich mit zartem Sangeslaut
Aus tiefem Schlaf geweckt.
Jetzt laß uns fliehen Hand in Hand
Aus dem verfallnen Haus
Hinweg ins unbekannte Land,
Da ruhen wir uns aus."

Sein Sohn Maurice Reinhold v. Stern hat ein buntbewegtes Leben, das ihm viele Erfahrungen und Erkenntnisse schenkte, schon früh aus der Heimat in die Fremde geführt, wo er auch jetzt noch als Verlagsbuchhändler in Zürich lebt.

Träumerische Weltmüdigkeit, ein Zug von Sehnsucht und Weichheit charakterisieren seine Gedichte. Eine seltene Grazie des Ausdruckes ist ihm eigen, eine spielende Leichtigkeit, die ihn zuweilen zur Äußerlichkeit, zum Spiel mit dem Wort verleitet, und den Eindruck des Gekünstelten und Erklügelten hervorruft. Es klingt und singt, es blitzt und funkelt in seinen Liedern und hinterläßt doch das Gefühl der Leere. (Ausgewählte Gedichte, Nebensonne, Weltgold usw.)

Ein starkes und schönes Naturgefühl spricht aus den Gedichten von Carl Hunnius, („Gedichte" und „Zu höheren Sternen".) Seine Liebe zu

Wind und Wetter, Wiesen und Feldern, zu Blumen und Bäumen spricht zum Herzen, selbst da, wo die Form unvollkommen ist. Die Gedichte, in denen er andere Stoffe behandelt, so z. B. seine Tondichterprofile, in denen seine Liebe zur Musik ausklingt, wirken gezwungen und maniriert und lassen den Leser kalt. Dagegen offenbaren seine Übersetzungen aus dem Russischen, Lettischen und Estnischen ein feinfühlig nachschaffendes Talent. Reizvoll durch den ausgesprochenen Lokalton, durch seinen Gefühls- und Anschauungsgehalt ist die „Idylle vom Ufer der Narowa: Am heiligen Pfingstabend." Hunnius schildert darin das Leben in seinem Elternhause und die Pfingstfeier in der St. Johanniskirche in Narva, wo sein Vater als Pfarrer wirkte. Trotzdem rethorische Elemente sich nicht verkennen lassen und die Schwierigkeiten des Metrums — des Distichons — nicht immer gut bewältigt sind, gewinnt man im ganzen doch den Eindruck des dichterisch Geschauten, einer Dichtung voller Herzblut und echtem Leben.

Einen Gesamtüberblick über die baltische Lyrik gewährt das von Jeannot Freiherr v. Grotthuß herausgegebene „Baltische Dichterbuch", sowie die neueren „Heimatlieder". Beide hinterlassen den Eindruck von fester Heimatliebe und guter Gesinnung, denen die künstlerische Kraft, diese inneren Werte in Kunstwerke umzusetzen, nicht die Wage hält.

* * *

Spärlicher denn je fließt die baltische Dichtung in den achtziger und neunziger Jahren, den drückenden Jahren der Russifizierung. In dumpfer Resignation lassen die Balten diese neue schwere Prüfung über sich ergehen. Sie ziehen sich ganz in das Privatleben zurück, russischem Geist und russischer Kultur den Eingang dahin wehrend.

Und doch hat die Moderne einen ihrer bedeutendsten Vertreter in einem Kurländer gefunden, aber Graf Eduard Keyserling, 1855 in Kurland geboren, hat schon in der Jugend seine Heimat verlassen und lebt in München.

Eduard Keyserling gehört zu den Dichtern, die ganz aus einem Milieu heraus ohne weitumfassenden Zeitzusammenhang schreiben. Er ist ein stiller Beobachter, ein Nachbilder seiner Zeit, die er gut, raffiniert gut kennt, und mit scharf zugespitztem Stift wirft seine Meisterhand subtile feine Federzeichnungen hin, Linien, die dem Leben aufs genauste nachgezogen sind.

Keyserling ist ein sehr bewußter Künstler, er ist auch darin ein echter Moderner: wie er die Zeit und die Menschen, die er schildert, aufs genaueste kennt, so sich selbst, seine Gaben und ihre Grenzen. Es ist kein Suchen, kein Ringen in ihm, er gibt von dem, was er hat, und so ist zwischen Wollen und Können kein Bruch, Stoff und Art der Behandlung gleichen sich harmonisch aus und er erreicht in seiner Art etwas nahezu Vollkommenes.

Wie er stiller Zuschauer des Lebens ist, redet in seinen Werken seine Stimme nirgends lauter, nirgends ergreift er Partei für den einen oder den anderen; mit leichter Ironie, die aber nie ganz verständnislos wird, werden uns Menschen in ihrer Besonderheit so eindrucksvoll hingemalt, daß — ob wir mitwollen oder nicht, — wir hinein müssen in den gezogenen Kreis, gebannt von der

starken Stimmung, der Atmosphäre, die der Künstler von seinen Geschöpfen ausgehen läßt.

Es ist eine Welt für sich, die Keyserling schildert, die Welt der Ästheten, der Feinsinnigen, deren höchstes Interesse sich auf die eigene Person richtet; seine Genußmenschen und Anbeter der Schönheit sind seine Geschöpfe, Menschen, die an der groben Wirklichkeit und ihren alltäglichen Forderungen zerbrechen, weil sie dem Glauben leben, daß für sie nur eine Auslese des Lebens vorhanden sei; Menschen, die von zwei Faktoren ausschließlich regiert werden: von ihrer Sinnlichkeit und ihren Nerven.

Etwas Vages, Tastendes, unendlich Unbefriedigtes ist diesen Menschen gemeinsam, den Frauen vor allen, die verlorenen Irrlichtern gleichen, die wohl einmal aufflammen, ihr Schicksal erleben, davonlaufen, wie Carola, Claudia, Billy, um dann, kleiner als ihr Schicksal, selber enttäuscht über die Kurzlebigkeit ihrer Liebe, unfähig mit ihren Lebensformen ganz zu brechen, in sie zurückzukehren. Alle Qualen und Leiden, das ganze Erlebnis war nur ein Erwachen der Sinne, nicht der Seele; ein Rausch flammt auf und erlischt, kein eigentliches Lebensdrama wird erlebt mit Kampf und Spannung und Läuterung.

Es liegt in der Natur eines Ästheten wie Keyserling, daß ihm alle lauten Töne, die heftigen Willenskonflikte, alles Tragische zuwider ist.

Die bewußte Stilisierung, die feine Ironie, die um Menschen und Situationen gezogen wird, die Distanz, die der Künstler selber seinem Stoff gegenüber wahrt, lassen uns Keyserlings Menschen nicht recht ernst nehmen. Dumala, dem Stoffe nach eine Tragödie, wirkt durch die Art der Behandlung, als würde der Entwurf zu einer Symphonie auf dem Spinett gespielt.

Für Menschen, wie Keyserling sie schildert, ist nicht das Tatsächliche und Wirkliche, das Ausgesprochene, maßgebend, sondern alles Unausgesprochene, die Untertöne, die, dem feinen Ohr leise mitschwingend, die Dinge begleiten — die Stimmung. Sie mit feinsten Mitteln in ihrer Gewalt über die Menschen zu schildern, ist Keyserlings höchste Kunst. Beispiele dafür werden sich in jedem von seinen Werken finden, so in der feinen Skizze „Harmonie". Obwohl es nirgends in Worte gefaßt ist, empfinden wir hier mit der überzarten, nervenkranken Frau die Abneigung gegen ihren heimgekehrten Gatten, fühlen, wie der aus derberem Holz Geschnittene nicht hineinpassen will in die überzarte, leidende Atmosphäre der Frau, wie seine Versuche, sich gegen sie aufzulehnen, von der Frau als plump empfunden werden, wie sie, obwohl sie nach außen die Form der liebenswürdig sanften Abwehr nie verläßt, doch aufs peinvollste unter ihm leidet und, unfähig, ihre Natur nach seiner umzuformen oder ihn auf ihre Atmosphäre, die ihr Lebensnotwendigkeit ist, abzustimmen, in den Tod geht.

Ebenso stark ist die Stimmung in den „Schwülen Tagen".

Ein aus der Dumpfheit der Kinderzeit erwachender Knabe erlebt die Liebesgeschichte seines Vaters mit, die diesen in den Tod treibt.

Hier ist nichts mehr einfach, nichts einseitig, alles scheint tausend Seiten zu haben, selbst die Natur, den Menschen seltsam angepaßt, wird zum drückenden Rätsel.

Ähnlich lastet die Öde und Einsamkeit von Schloß Dumala auf dem Leser oder die schwüle Angst in dem „Frühlingsopfer".

Nirgends in Keyserlings Werken wird Kurland als Schauplatz seiner Erzählungen genannt, und doch wird der mit den Verhältnissen Vertraute Keyserling unschwer als Kurländer erkennen; nicht nur einzelne Anklänge in der Sprache, dialektisch gefärbte Wendungen; seine Schilderungen des Volkes, der Diener und Mägde mit ihren, dem Lettischen entnommenen, Namen, auch die Gebildeten sind in ihrer Art Kinder des Baltenlandes — man nehme den kranken Baron aus Dumala und seine für einen Kurländer typische Art von Witzen — alles sind Dokumente dafür, daß, wie jede geistige Strömung Deutschlands auch die der Dekadenz sich im Baltenlande ihre Typen gebildet, die in dem hier langsam fließenden Strome des Lebens sich tiefer einwurzelnd und reiner ausbildend, von Keyserling künstlerisch dargestellt worden ist.

Eine Blüte aristokratischer Kultur wird bei Keyserling eine vornehme Frau einmal von dem Manne, der sie liebt, genannt. Als eine Blüte aristokratischer Kultur wirkt Keyserlings Kunst, vornehm in ihrer reinen Formenschönheit und Feinheit der Beobachtung, aber alternd und müde, dem Tode geweiht.

Gleichfalls auf der dekadenten Linie bewegt sich Carl v. Freymann, ein Livländer, dem ein früher Tod sein starkes Talent nicht ausreifen ließ. († 1906).

Auch er schildert in seiner künstlerisch geschlossensten Arbeit, dem pikanten Einakter „Nach dem 9. Thermidor" dekadente Ästheten. Es sind drei der französischen Aristokratie angehörende zum Tode Verurteilte, die er uns vorführt, ein alternder Marquis, eine junge Gräfin und ihr jugendlicher Verehrer.

Mit Musik und leichten Gesprächen bringen sie ihre letzten Stunden hin. Als erster wird der Marquis zum Tode geführt, die beiden Jungen bleiben allein, der junge Mann, von der Kraft der Stimmung mitgerissen, markiert seine Verliebtheit stärker. Da tritt der Marquis wieder ein, die Tore des Gefängnisses werden geöffnet: es wird nicht mehr geköpft nach dem neunten Thermidor.

Der drei, denen das Leben wieder geschenkt ist, bemächtigt sich eine drückende Verlegenheit, sie fühlen nur das Lächerliche in der Situation, fühlen, daß manches Wort, das gesprochen wurde, für den eingetretenen Fall nicht berechnet war und schleichen bedrückt auseinander, zurück ins Leben.

Das Werk, wodurch Carl v. Freymann in seiner Heimat schnell bekannt geworden ist, ist das Drama „Der Tag des Volkes", zugleich das einzige bedeutendere Werk, das Vorgänge aus den Revolutionsjahren 1905/06 schildert.

Als Drama betrachtet, zeigt die Arbeit Schwächen: es sind lose aneinander gereihte Bilder, die uns die baltische Revolution vorführen. Wir sehen dieselben Bauern, die im ersten Akte noch ganz die ergebenen Diener ihrer Herrschaft sind, im zweiten Akte, der eine der damals häufig vorkommenden Kirchenunruhen schildert, noch zur Herrschaft halten, in den letzten Akten

als Revolutionäre und Mörder ihres Pastors wieder, ohne daß dabei eine innere Entwickelung gegeben wird.

Auch bietet die Charakteristik viel Übertriebenes: alle Züge, die den Deutschen am lettischen Volk abstoßen, Hinterlist, Feigheit, Falschheit, sind hier im Übermaß auf die Repräsentanten des Volkes gehäuft, den Küster Kalnig, der mit dem Brotmesser auf seinen Pastor losgeht, Behrsing, der seinen Pachthof anzündet, um den Verdacht der Brandstiftung auf den Pastor zu wälzen, Lise, ein altes Weib aus dem Armenhause, die ihrem Pastor diesen Verdacht ins Gesicht schleudert . . .

Es mag schwer sein für den Deutschen, dem Letten gegenüber gerecht zu sein, besonders wo es sich um die Darstellung einer Zeit handelt, die jeden schlechten Instinkt, alle Habgier und Ungerechtigkeit, einen Haß zur Reife brachte, der in Jahrhunderten der Knechtschaft gewachsen war. Derb, grob, übertrieben wirkt hier die Zeichnung.

Daß Freymann viel feiner malen und individualisieren kann, beweist seine Zeichnung der Deutschen, des Pastors, seiner Frau und Tochter, des jungen Baron Prach.

Diese Menschen, rechte Kinder des heimatlichen Bodens, manche packende Szene, ergreifende Worte, der Nachklang vor allem einer bewegten, schicksalsschweren Zeit, die hier in ihren Grundlinien, der schweren Düsterkeit der Stimmung, wahr und lebensvoll gezeichnet ist, haben dieser Arbeit eines baltischen Dichters in seiner Heimat Beachtung und Liebe gesichert.

Im Vordergrunde des Interesses steht die Gestalt des Pastors Dörmann. Er ist ein schlichter Mensch, wahr, fest in sich selber, kindlich und rein, voller Liebe und Vertrauen; dem Volke gegenüber verständnisvoll, aber herablassend überlegen im Verkehr mit ihm als der ältere Freund gegenüber dem jüngeren. In der Abschiedsszene von Frau und Tochter, die der allzu gefahrvollen Lage auf dem Lande wegen in die Stadt ziehen, reißt sich ihm eine Lebensbeichte von den Lippen:

„Ich bin kein Eiferer gewesen vor dem Herrn und kein Auserwählter — nein — das bin ich leider nicht gewesen! Ich habe schwer gerungen mit meiner Niedrigkeit, denn ich war nur ein einfacher Mann und sollte Gottes Wort verkündigen! Ich habe selten den Geist des Herrn in meiner Rede gespürt und habe mich niemals für einen Gesalbten des Herrn gehalten, nicht getauft mit dem Geiste, sondern leider nur mit Wasser! — Ich habe gelernt, daß den Menschen beides not tut, das Gottvertrauen und die kluge Berechnung ihres Vorteils, das habe ich mit Schmerzen gelernt. Das Volk hier braucht einen Mann, der ihre Nöte anhört von Amtes wegen und ihnen bisweilen davon redet, was über den Wolken ist! Das habe ich gekonnt! Einen Pastor brauchen sie, der ihnen den Text liest und den Kopf zurechtsetzt und doch aufs Wort glaubt, daß sie zum Guten hinwollen, selbst wenn sie das Schlechte tun, der glaubt, daß dieses Volk empor will zum Licht, und jeder von ihnen vorwärts kommen will im Leben, und daß es keine Bosheit ist und keine Niedertracht, wenn sie das irdische Gut manchmal fast höher schätzen, als das geistliche! — — Wir Menschen sind ein armes Geschlecht, das sich abmüht im Staube, und unser Gott wohnt sehr hoch über den Höhen,

deshalb ist es ein eigenes Ding um ein fröhliches Christentum und um einen christlichen Seelsorger . . ."

Er will nicht daran glauben, das sein Leben inmitten seiner Gemeinde gefährdet ist.

„Wenn meine Bauern mir ans Leben wollen und mich hassen in den Geheimtiefen ihrer Herzen, während ich geglaubt habe, ihre Herzen zu leiten, wenn ich Liebe gepredigt habe und sie gedacht haben Haß, so haben wir auseinander geredet dreißig Jahre, ich und meine Gemeinde — und das ganze ist eine Farce gewesen!"

Im letzten Akte bricht dieser feste Glaube an das Volk und damit der Glaube an den Sinn seines Lebens und an Gott zusammen.

Zuerst kündigt ihm sein Kutscher den Dienst.

Sarring: „Von morgen ab also muß der Herr Pastor seine Pferde selbst füttern!"

Dörmann: „Das werde ich schwerlich können, ich bin ein alter Mann, siehst du."

Sarring: „Der Pastor können ja den Herrn Baron bitten!"

Dörmann: „Hm — ja — da hast du recht, das ist mir noch nicht eingefallen . . .!"

Bald darauf dringt das Volk ein, lauter Gemeindeglieder Dörmanns unter Anführung dreier Agitatoren aus der Stadt. Eine wilde Gerichtsszene folgt. Dörmann, der Brandstiftung angeklagt, wird zum Tode verurteilt; die Leiche seines jungen Freundes, des Baron Prach, wird ihm vor die Füße geworfen. In dem Gemarterten lodert der Haß auf.

Dörmann: „O ihr Buben! Ihr Buben! Ihr erbärmlichen Buben!" — — (Indem er die Hand aufhebt.) „Wenn mein Amt von Gott ist, so fluch ich dir, Behrsing, kraft meines Amtes, wenn es aber Menschenwerk ist und Selbstbetrug — so soll doch der Fluch eines alten Mannes dich treffen ins Herz!"

Die Agitatoren und Behrsing nehmen den Pastor in ihre Mitte und führen ihn hinaus. Bald darauf fallen mehrere Schüsse.

In wüstem Tumult klingt das Stück aus: Nieder mit der Selbst-Herrschaft! Tod den Blutsaugern! Es lebe die Freiheit!"

Behrsing: „Lettisches Volk, die Augen der Welt sind auf dich gerichtet! Du hast die Tyrannei verjagt, du hast die Sklavenketten zerbrochen, du bist die Donnerstimme, die sagt: Es gibt keine Sklaven mehr! Es gibt keine Herren mehr, weder hohe noch niedrige!"

Lise, ein altes Weib, das während der Zeit teilnahmlos im Winkel gesessen hat, drängt sich, die Leute beiseite schiebend, nach vorne und stürzt auf Behrsing zu:

Lise: „Du Mörder! — Du bist ein Mörder! Du hast den Herrgott gemordet! — Erst den Herrgott und dann den Pastor! — Daß meine Nägel in dein Fleisch kommen!" —

Es ist zu bedauern, daß Freymann dem Konflikt in der Seele Pastor Dörmanns diese Wendung gegeben hat, diesen unerbittlich herben Schluß, daß er den Mann, der selber von sich sagt, er habe Liebe gepredigt sein Leben lang, mit einem Fluch auf den Lippen sterben läßt, sonst hätte er in ihm eine

herrliche Gestalt geschaffen, die besonders dem Balten lieb sein muß, weil sie Züge verkörpert, die der Balte an sich selber hochhält: die Freiheit der Persönlichkeit, Reinheit der Gesinnung und weise Selbsterkenntnis. So aber werden durch den Schluß störende Striche hineingezeichnet, und das Bild will sich nicht zu etwas Einheitlichem zusammenschließen. Es ist hier eine Stunde baltischer Leidensgeschichte zur Dichtung geformt worden. Ein Erinnerungsblatt für die, denen das gequälte Land die Heimat ist, zeigt es den Fremden lebhafter, eindringlicher, als jedes geschichtliche Dokument, die Gefahr, die aus der Mitte des Landes selber aufsteht und eine der ältesten deutschen Kolonien zu vernichten droht. Ob das Volk, das die Stürme des XVI. Jahrhunderts überdauert hat, wie die Verwüstungen des nordischen Krieges, dessen passiver Widerstand sich gegen jede Russifizierung wehrte, auch aus dem Kampf mit dem Lettentum, seiner jüngeren Kraft und schonungsloseren Energie, siegreich hervorgehen wird, werden die nächsten Jahrzehnte entscheiden.

Doppelexemplare in Volksbibliotheken.

Von Dr. Ernst Schultze in Hamburg-Großborstel.

Unter den vielen Fragen, die sich bei der Verwaltung einer Volksbibliothek ergeben und deren Mehrzahl naturgemäß dem Laien, auch wenn er sich für die Frage der Volkslektüre interessieret, in ihrer Bedeutung wie in ihrer Schwierigkeit nicht auffällt, ist auch die Frage der Anschaffung, Einstellung und Verwendung von Doppelexemplaren recht wichtig. So trocken sie auf den ersten Blick erscheinen mag, so interessante Seiten kann ihr doch der Volksbibliothekar abgewinnen. Wird eine Bibliothek erst begründet, so glaubt man die Frage der Beachtung wenig wert; besteht sie aber erst auch nur einige Monate, so taucht sie immer und immer wieder vor dem Blick des Volksbibliothekars auf, und je mehr die Benutzung der Bibliothek zunimmt und je größer ihr Bücherbestand wird, desto dringender und wichtiger erscheint sie.

Es gibt Bibliotheksverwaltungen, die auf dem Standpunkt stehen, daß jedes Buch in einer Volksbibliothek nur in einem einzigen Exemplar vorhanden zu sein brauche. Diese Meinung kann indessen nur von Leuten verfochten werden, die die Wirksamkeit und die Aufgaben der Volksbibliotheken aus eigener Tätigkeit nicht kennen, vielmehr nur theroretisch darüber urteilen. In der Regel geht sie von der Ansicht aus, daß es für die Volksbibliotheken sehr erwünscht sei, in ihrem Bücherbestand möglichste Reichhaltigkeit zu erzielen; und zweifellos ist diese Ansicht durchaus richtig — nur ist eben die Folgerung falsch. Scheinbar gestützt wird die Annahme, daß es unnötig sei, ein Buch für eine Volksbibliothek in mehr als einem Exemplar anzuschaffen, dadurch, daß die größten wissenschaftlichen Bibliotheken, die wir in Deutschland besitzen — die Königliche Bibliothek in Berlin, die mehr als eine Million Bände zählt, und die zweitgrößte Bibliothek Deutschlands, die Königliche Hof- und Staatsbibliothek in München, die in ihrem Bücherreichtum gegenüber der Königlichen Bibliothek in Berlin nur wenig zurücksteht — Doppelexemplare nicht einzustellen pflegen, außer wenn sie sie geschenkt erhalten

oder wenn es sich um neue Auflagen desselben Werkes handelt, oder wenn das zweite Exemplar für besondere Zwecke (etwa für die Aufstellung in der Präsenzbibliothek des Lesesaals) notwendig ist.

Selbstverständlich ist es aber grundfalsch, wissenschaftliche Bibliotheken ohne weiteres mit Volksbibliotheken zu vergleichen und alle Grundsätze der einen unbedingt auch auf die anderen anzuwenden. Für die wissenschaftlichen Bibliotheken ist die größtmögliche Reichhaltigkeit der Bestände der alleroberste Grundsatz. Lehrbücher und andere viel benutzte Werke zu verleihen, gehört nicht zu ihren eigentlichen Aufgaben, da ihr Hauptzweck die Förderung wissenschaftlicher Forschung ist. Wer Lehrbücher entleihen will, um sich in die Vorhalle einer Wissenschaft einführen zu lassen, der wird mit Recht an die Universitätsbibliotheken verwiesen, die ihrerseits in völlig richtiger Beurteilung ihrer Aufgabe, auch dem Universitätsunterricht zu dienen, die wichtigsten Lehrbücher in einer ganzen Anzahl von Exemplaren anzuschaffen pflegen.

Schon diese Tatsache zeigt, daß die Anschaffung von Doppelexemplaren auch in wissenschaftlichen Bibliotheken — außer eben in den beiden größten deutschen Bibliotheken, die nicht der wissenschaftlichen Ausbildung, sondern nur der gelehrten Forschung dienen sollen — eine Maßregel von anerkannter Notwendigkeit ist. Schon daraus geht also hervor, daß die Volksbibliotheken auf ihrem Gebiete die gleichen Maßregeln werden anwenden müssen. Auch kommt hinzu, daß die Abteilung, die in allen Volksbibliotheken verhältnismäßig bei weitem die stärkste Benutzung findet, die der schönen Literatur ist, die bei den großen wissenschaftlichen und Universitäts-Bibliotheken zwar nicht ganz fehlt, aber doch nur von bestimmten Lesern, die literaturgeschichtliche Zwecke damit verfolgen, benutzt werden darf. In den Volksbibliotheken aber ist die schöne Literatur ja gerade dazu da (ebenso wie auch ihre übrigen Abteilungen mit wenigen Ausnahmen, wie etwa Bücher über Frauenhygiene), in möglichst viele Hände zu kommen.

Wenn nun bei der Eröffnung einer kleinen Volksbibliothek etwa 500 Leser vorhanden sind, von denen, um ein Beispiel zu nennen, Goethes „Faust" im ersten Monat 16 mal, Gustav Frenssens „Jörn Uhl" 12 mal, die verschiedenen Bände der „Ahnen" von Gustav Freytag zusammen 35 mal, Liliencrons „Kriegsnovellen" 7 mal begehrt werden, so liegt es auf der Hand, daß dieser Nachfrage der Leser mit nur je einem Exemplar dieser Werke im Augenblick nicht Genüge geschehen kann. Ist also kein Geld für die Anschaffung von Doppelexemplaren vorhanden oder glaubt man von der doppelten Anschaffung absehen zu wollen, so wird man die Leser, die die gewünschten Bücher nicht erhalten haben, bis zur Rückgabe dieser Bücher vertrösten und ihnen bis dahin andere Bücher empfehlen müssen. Nun liegt es aber in der Natur eines guten Buches, wenn es nicht langweilig geschrieben ist oder zu hohe Anforderungen an den Bildungsgrad des Lesers stellt, daß es den Leser so mit Freude erfüllt, daß er zu seiner Familie, zu seinen Bekannten, zu seinen Freunden darüber spricht und ihnen das Buch empfiehlt. Viele dieser Menschen werden nun auch Leser der Volksbibliothek, soweit sie es nicht schon sind, und verlangen die ihnen empfohlenen Bücher. Die guten — und manchmal auch die weniger guten — Bücher der Volksbibliothek, die vielen

Lesern gefallen haben, werden infolgedessen in immer wachsendem Maße begehrt, und wenn gleichzeitig auch noch die Zahl der Leser anschwillt, so steht die Bibliotheksverwaltung bald vor der Unmöglichkeit, der Nachfrage nach diesen Büchern mit dem vorhandenen je einen Exemplar zu genügen. Ist z. B. die Zahl der Leser von 500 im Laufe eines Jahres auf 1500 gewachsen — gar kein seltener Fall! —, so werden die obengenannten Bücher nun nicht etwa 3 mal so stark begehrt werden wie im Anfang, vielmehr wächst die Nachfrage danach, um mich eines Ausdruckes aus der Mathematik zu bedienen, nicht in arithmetischer, sondern in geometrischer Progression. Es läßt sich dann mit Sicherheit voraussagen, daß jeder der vielleicht 80 Leser, die Goethes Faust zu erhalten wünschen, nicht nur Wochen, sondern Monate und Jahre warten müssen, bis die Reihe, das Buch zu erhalten, an sie kommt — ja, daß viele von ihnen aller Voraussicht nach das Buch überhaupt nicht erhalten werden, da immer neue Leser das gleiche Verlangen äußern werden, und da jedes Buch ja nur eine bestimmte Anzahl von Entleihungen (in der Regel wohl nicht mehr als 100) aushält. Ein einfaches Rechenexempel sagt also der Bibliotheksverwaltung, daß die Anschaffung mindestens eines weiteren Exemplares von Goethes „Faust", von Gustav Freytags „Ahnen", von allen andern guten Büchern, die in so besonders starker Weise begehrt werden, erforderlich ist.

Dies alles ist so selbstverständlich, daß man eigentlich kein Wort darüber zu verlieren brauchen sollte. Indessen gibt es, wie gesagt, manche Strömung im Vorstande auch der Volksbibliotheken großer Städte, die die Anschaffung von Doppelexemplaren nicht gut heißen möchte, sondern auf ein Mindestmaß beschränken will. In solchen Fällen fragt es sich, welches denn das Mindestmaß ist? Und auch für diejenigen Mitglieder der Bibliotheksverwaltungen, die den erwähnten törichten Standpunkt nicht teilen, wird sich doch die Frage ergeben, in wievielen Exemplaren man ein und dasselbe Buch anschaffen darf?

Denn in ungemessen hohe Zahlen will man sich natürlich auch nicht verlieren. Für die meisten Bücher wäre es grundfalsch, so viel Exemplare anzuschaffen, daß die Nachfrage der Leser etwa in einem Monat befriedigt werden könnte. Zudem verbieten die Mittel der allermeisten oder wohl aller deutschen Volksbibliotheken ein solches Vorgehen schon von vornherein. Es wird daher aller Geschicklichkeit und des ganzen Taktgefühls des Volksbibliothekars bedürfen, um den richtigen Ausgleich zwischen der Anschaffung neuer Bücher zur Vermehrung der Reichhaltigkeit der Bibliothek und dem Ankauf von Doppelexemplaren zur Befriedigung der Leserwünsche nach bestimmten Büchern zu finden.

Feste Regeln lassen sich dafür nicht geben. Indessen können doch gewisse Grundsätze für einzelne Seiten dieser Frage aufgestellt werden, die schon manchem Volksbibliothekar arges Kopfzerbrechen verursacht hat.

Zunächst sollte nicht vergessen werden, daß es die vornehmste Aufgabe der Volksbibliotheken ist, nicht der bloßen Unterhaltung und Zerstreuung zu dienen, sondern wirkliche Bildung zu verbreiten. Daß Bildung nicht gleichbedeutend mit Wissen ist, daß sie mit bloßen Kenntnissen nicht verwechselt werden darf und daß die Verbreitung von Bildung

deshalb nicht nur in der Verbreitung belehrender Bücher gesucht werden darf, braucht an dieser Stelle wohl nur ganz kurz erwähnt zu werden. Gerade die schöne Literatur kann auf die Herzens- und Charakterbildung unendlichen Einfluß ausüben, und die großen Dichter sind mit Recht von jeher als die wahren Erzieher des Menschengeschlechts gepriesen worden. Daraus ergibt sich aber die Notwendigkeit, daß es die Aufgabe der Volksbibliotheken ist, die vielen Bücher der schönen Literatur — soweit sie dem allgemeinen Verständnis keine besonderen Schwierigkeiten machen — beständig in den Vordergrund zu rücken und sie durch Empfehlung und durch Anschaffung aller irgend beschaffbaren Doppelexemplare den Lesern so leicht erreichbar zu machen wie nur irgend möglich. Sie brauchen dabei dem Publikum durchaus nicht aufgedrängt zu werden. Gegen direkte Bevormundung ist ja namentlich unser großstädtisches Publikum und zwar gerade auch das der weniger wohlhabenden Bevölkerungsschichten sehr zurückhaltend und sehr empfindlich. Wenn aber ein Rat von dem Volksbibliothekar oder seinen Assistentinnen erbeten wird, oder wenn man dem Leser die Unschlüssigkeit ansieht, welches Buch er wählen soll, so wird ein in nicht lehrhaftem Ton gegebener Rat in den allermeisten Fällen gern angenommen werden. Gerade bei solcher Raterteilung sollten aber ganz bestimmte Meisterwerke der schönen Literatur immer und immer wieder empfohlen werden. Es ist doch wirklich jammerschade, wenn auch nur ein einziger erwachsener Mensch in unserer Nation stirbt, ohne Goethes „Faust" kennen gelernt zu haben; augenblicklich aber mögen es unter den Erwachsenen Deutschlands höchstens 20 Proz. sein, die den Faust wirklich gelesen haben.

Gewiß gibt es unter den unbestreitbar guten Dichterwerken, die nicht zu den allerersten Meisterwerken gehören, sehr viele, die sich zur Volkslektüre recht gut eignen. Ist man aber vor die Wahl gestellt, ob man einem Leser ein wirkliches Meisterwerk oder ein zwar gutes, aber nicht gerade hervorragendes Buch in die Hand geben soll, so wird sich die Wage doch immer dem ersten zuneigen müssen. Volksbibliothekare sollten daher auf die Anschaffung von Doppelexemplaren solcher Bücher ein ganz besonders großes Gewicht legen. Alle Mittel, die sie außer für die Vermehrung der Bibliothek mit neuen Büchern aufbringen werden, die natürlich nicht vernachlässigt werden darf, können für die Anschaffung von Doppelexemplaren einer beschränkten Anzahl hervorragender, aber leicht verständlicher Meisterwerke verwendet werden.

Vielleicht würde es sich hier und da empfehlen, eine besondere Kasse zu bilden, aus der die Anschaffung von Doppelexemplaren bestritten werden könnte. Man würde dann in den Jahreshaushalt vielleicht nur eine verhältnismäßig kleine Summe dafür einzustellen brauchen, während der Bibliothekar je nach dem Umfang der Summen, die der besonderen Kasse zufließen, in der Lage sein würde, noch weitere Doppelexemplare zu beschaffen.

Ich meine z. B., daß die Mahngelder ganz gut in diese Kasse fließen könnten. Pünktliches Einmahnen der nicht rechtzeitig zurückgelieferten Bücher ist für jede Volksbibliothek im Interesse ihrer Ordnung sowohl wie

auch der Erziehung ihrer Leser von größter Bedeutung. Ein Groschen, dessen Ausgabe die Leser etwa als wöchentliches Lesegeld sehr schwer ankommen würde, wird in der Regel ohne weiteres bezahlt, wenn er als Mahngebühr erhoben wird. Die Unkosten für das Mahnen sind aber außer dem Porto (5 oder nur 3 Pfennig) sehr unerhebliche, so daß die Mahnkasse am Ende jeden Jahres erhebliche Überschüsse aufzuweisen pflegt. Wird ein Buch nach erfolger erster Mahnung innerhalb 3 Tagen nicht zurückgeliefert, so erfolgt eine zweite Mahnung, für die mit Fug und Recht eine Mahngebühr von 20—30 Pfennigen erhoben wird. Alle überschüssigen Mahngelder könnte man vielleicht durch besonderen Beschluß der Bibliotheksverwaltung für die Anschaffung von Doppelexemplaren verwenden.

Auch für Formulare, seltener für Kataloge, pflegt in vielen Bibliotheken am Ende des Jahres ein Überschuß in der Kasse zu sein, da mehr Geld dafür eingenommen als ausgegeben wurde. Auch dieser Überschuß könnte ein für allemal für die Anschaffung von Doppelexemplaren Verwendung finden.

Ferner könnte am schwarzen Brett der Volksbibliothek ein Anschlag gemacht werden, der unter Hinweis auf die vielen Vormerkungen, die auf bestimmte Bücher vorliegen, die Notwendigkeit der Anschaffung von weiteren Doppelexemplaren betont und um Beiträge für diesen Zweck in einer daneben aufgehängten Sparbüchse oder in anderer Form bittet.

Endlich aber scheint mir eine Einrichtung Nachahmung zu verdienen, die in einer der besten amerikanischen Volksbibliotheken bereits seit Jahren in Gebrauch ist. In der Public Library in Washington (die nicht mit der großen, weltberühmten Nationalbibliothek, der sogenannten Library of Congreß, zu verwechseln ist)besteht eine „Duplicate Pay Collection," deren Namen wir vielleicht am besten mit „Abteilung von Doppelexemplaren gegen Leihgebühr" übersetzen können.

Ihr Wesen besteht darin, daß von einem neuerschienenen Werke, das vom Publikum sehr stark begehrt wird, nur dann weitere Exemplare neben dem zuerst gekauften eingestellt werden, wenn die Nachfrage so lebhaft ist, daß man glaubt, eine Anzahl von Lesern würde dies Buch auch gegen Entgelt entleihen. Das erste Exemplar wird nach wie vor unentgeltlich verliehen, wie alle anderen Bücher der Bibliothek. Das zweite Exemplar aber und alle weiter angeschafften werden nur an solche Leser abgegeben, die bereit sind, für die Annehmlichkeit, dieses vielbegehrte Buch nun verhältnismäßig früh zu erhalten, eine Kleinigkeit zu bezahlen. Werden dafür auch nur 10 oder 20 Pfennige für das Buch erhoben, so ist doch im Laufe spätestens eines Jahres, in der Regel aber schon sehr viel früher, der gesamte Ladenpreis des Buches in die Kasse dieser Abteilung für Doppelexemplare zurückgeflossen. Das Buch hat sich damit gewissermaßen freigekauft, und sobald dies' der Fall ist, wandert das betreffende Doppelexemplar — gleichgültig, ob es nun das zweite, das dritte oder zehnte oder zwanzigste Exemplar ist — in die allgemeine Abteilung hinüber, wo es dann wie alle anderen Bücher umsonst verliehen wird.

Diese Einrichtung hat den doppelten Nutzen, daß diejenigen Leser, die ein bestimmtes Buch brennend gern haben möchten, das Buch tatsächlich

viel eher erhalten als sonst und daß die Bibliothek selbst in den Stand gesetzt wird, ein so viel verlangtes Buch sehr bald in einer Reihe von Exemplaren zu besitzen, ohne doch mehr als ein einziges davon wirklich aus eigenen Mitteln beschafft zu haben. Gewiß wäre es vielleicht noch schöner, wenn es nicht nötig wäre, für die Verleihung von Doppelexemplaren vielbegehrter, soeben erst erschienener Bücher, ein besonderes Entgelt zu fordern. Solange aber die Volksbibliotheken nicht über völlig zureichende Mittel verfügen, werden sie sich solcher Hilfsmittel bedienen müssen, um die vorhandenen Bedürfnisse zu befriedigen. Ich habe deshalb gerade dieses Beispiel aus den Vereinigten Staaten angeführt, wo doch die Volksbibliotheken sich in sehr viel günstigerer finanzieller Lage befinden als in Deutschland.

Zuweilen ist es für den Volksbibliothekar recht schwer, zu entscheiden, ob ein neues Buch, das erst vor kurzer Zeit erschienen ist, die Anschaffung in Doppelexemplaren verdient oder nicht. Der Bibliothekar ist beruflich viel zu sehr in Anspruch genommen, als daß er noch viel selbst zum Lesen kommen könnte. Bringt er es auf jährlich 100 Bücher, so ist dies gewiß eine stattliche Zahl. Im übrigen muß er sich auf die Urteile verlassen, die er hört oder liest. Obwohl nun aber die meisten Volksbibliothekare durch ihre jahrelange Tätigkeit ein großes Taktgefühl dafür in sich ausgebildet haben, welchen Urteilen und welchen Besprechungen besonderer Wert beizumessen ist und welche anderen mit Vorsicht aufzunehmen sind, so kann sich doch sehr leicht der Fall ereignen — und er ereignet sich immer und immer wieder — daß ein solches Urteil aus zweiter Hand nicht zutreffend ist. Diese Tatsache ist niemandem besser bekannt als unseren Bibliothekaren selbst. Sie wissen auch, daß es sehr viel leichter ist, sich ein zutreffendes Urteil über ein schon vor mehreren Jahren erschienenes Buch zu bilden als über ein Buch, das erst vor wenigen Wochen die Presse verlassen hat. Sensationslust, Vorliebe für die Person eines bestimmten Dichters, tausend andere Gründe können dazu führen, daß ein neues Buch von der Königin Mode so emporgehoben wird, daß jeder, der es nicht nach zwei Monaten gelesen hat oder glaubwürdig versichern kann, daß er gerade dabei sei, es zu lesen, von oben herab angesehen wird. Vielfach spricht von einem solchen Buche nach zwei oder drei Jahren kaum ein Mensch mehr, und die Literaturgeschichte wird es später, wenn überhaupt, so nur des unverdienten Erfolges wegen erwähnen, den es im Jahre So und So erzielt hat. Solche Bücher in Doppelexemplaren anzuschaffen, würde natürlich zwecklos sein. Denn so sehr auch das Publikum in der ersten Zeit danach schreit, so wenig kümmert es sich doch nach einigen Jahren um die überschätzte Größe. Dann stehen neue Sterne am Himmel und man mag nach den alten nicht mehr den Kopf wenden. Wenn dann ein Exemplar des Buches in der Bibliothek vorhanden ist oder nur noch Doppelexemplare, die in der obengeschilderten Art beschafft worden sind, so ist dies für die Bibliothek gut, während der Bibliothekar manche heimlichen Gewissensbisse empfinden würde, wenn er sich sagen müßte, daß er das Buch für die Bibliothek allzu voreilig in Doppelexemplaren angeschafft hat.

Es empfiehlt sich daher, Bücher, die soeben erst erschienen sind, nicht in Doppelexemplaren anzuschaffen — auch nicht, wenn sie von einem noch so

glänzenden Namen gedeckt werden. Denn wir wissen ja zur Genüge, daß auch der größte Geist zuweilen Bücher schreibt, die ohne das Schild seines glänzenden Namens niemals den Beifall des Publikums erringen und niemals als wertvoll betrachtet werden würden. Erst wenn eine gewisse Probezeit verflossen ist, wenn also das Urteil maßgebender und selbständiger Literaturkenner über das Buch vorliegt und wenn es nicht mehr zu den Tagesereignissen gehört, von denen „man spricht", erst dann ist die Zeit gekommen, es in mehreren Exemplaren anzuschaffen, falls sich in der Zwischenzeit sein wirklicher Wert ergeben hat. Wie lange diese Probezeit zu bemessen ist, läßt sich natürlich allgemein nicht sagen. Will man sie sehr reichlich bemessen, so setze man sie auf zwei Jahre fest. Vielfach wird aber auch schon ein Jahr genügen, um ein zutreffendes Urteil über ein Buch gewinnen zu können.

Auch von der Einreihung der Doppelexemplare mag hier kurz die Rede sein, nachdem in den vorhergehenden Ausführungen die bei weitem wichtigere Frage der Anschaffung oder Nichtanschaffung besprochen worden ist.

Es ist früher, als es eine eigene Bibliothekstechnik noch nicht gab, oder als man sich wenigstens in den meisten Volksbibliotheken noch nicht darum kümmerte, üblich gewesen, Doppelexemplare ebenso wie neue Bücher zu behandeln. Meistens wurden sie hinten an eine bestimmte Bücherreihe angegliedert. Standen also die Bücher der Unterhaltungsschriftsteller unter der Signatur U, die nach den Anfangsbuchstaben der Verfasser in die Unterabteilungen Ua bis Uz zerfiel, so waren die Romane, Novellen und Gedichte der Schriftsteller, deren Namen mit F anfing, vielleicht unter Uf 1 — Uf 120 aufgestellt. Theodor Fontanes Meisterwerk, seine prächtige Novelle „Grete Minde", stand vielleicht unter Uf 37. Kam ein zweites Exemplar hinzu, so erhielt dieses aber, weil unter Uf die Nummern 1 —120 vergeben waren, die Nummer Uf 121. Selbstverständlich ist dieses System unpraktisch, da es die zusammengehörigen Exemplare weit auseinander reißt. Es ist vielmehr einzig und allein richtig, den verschiedenen Exemplaren desselben Buches auch eine und dieselbe Nummer zu geben, sodaß also beide Exemplare von Fontanes „Grete Minde" in dem angenommenen Falle unter Uf 37 zu stehen hätten. Selbstverständlich aber müssen sie für den inneren Bibliotheksdienst von einander unterschieden werden. Es gibt dafür ein sehr einfaches Mittel. Sobald nämlich ein zweites Exemplar eingestellt wird, fügt man für dieses der eigentlichen Nummer einen kleinen lateinischen Buchstaben hinzu. Nur halte ich es nicht für richtig, wie dies Dr. Emil Jaeschke in seinem vortrefflichen Büchlein „Volksbibliotheken, ihre Einrichtung und Verwaltung" (Sammlung Göschen Nr. 233) tut, das zweite Exemplar mit dem Zusatz a zu bezeichnen. Logischer und für die Zählung richtiger ist es, für das zweite Exemplar den Buchstaben b, für das dritte Exemplar c u. s w. zu nehmen. Das erste Exemplar würde also eigentich mit Uf 37a bezeichnet werden müssen. Doch kann man das a gern fortlassen, da es selbstverständlich ist, daß man sich für jedes erste Exemplar diesen Buchstaben hinzuzudenken hätte. Besteht das Werk aus mehreren Bänden, so wird der Signatur der Doppelexemplare ganz ebenso wie der der ersten

Exemplare die Bandbezeichnung hinzugefügt; also z. B. Uf 63 II, Uf 63 b II, Uf 63 c II u. s. w.

In größeren städtischen Volksbibliotheken, die mit Zweigbüchereien verbunden sind, kann die Frage der Einreihung und Aufstellung der Dopppelexemplare von besonderer Wichtigkeit sein. Ich möchte für diesen Fall sehr empfehlen, den Büchern in der Zweigbibliothek genau dieselbe Signatur zu geben wie denen in der Hauptbibliothek. Steht also z. B. Fontanes „Grete Minde" wie erwähnt unter Uf 37, so würde dasselbe Buch bei der Einstellung in die Zweigbibliothek ebenfalls die Signatur Uf 37 erhalten. Nur würde man zweckmäßig dieser Signatur im inneren Bibliotheksdienst zur genauen Kenntlichmachung noch das Kennzeichen der Zweigbibliothek vorausschicken: am besten ein B, da man auch die Zweigbibliotheken in ähnlicher Weise mit Buchstaben numerieren kann, wie dies für die Doppelexemplare geschildert ist. Fontanes „Grete Minde" würde in der Zweigbibliothek also die Signatur B Uf 37 erhalten. In den Buchungen in der Zweigbibliothek B selbst kann man übrigens dieses B ohne weiteres fortlassen — nur muß man dann sämtlichen Buchungen, die dort etwa für Bücher der Hauptbibliothek vorgenommen werden (also für solche Bände der Hauptbibliothek, die durch die Zweigbibliothek B an das Publikum verliehen werden) ein A vorausschicken. Wird dagegen das Exemplar von Fontanes „Grete Minde", das der Zweigbibliothek B gehört, irgendwo in den Buchungen der Hauptbibliothek erwähnt, so muß es dort heißen B Uf 37.

Die übereinstimmende Numerierung eines und desselben Buches in der Hauptbibliothek und in den Zweigbibliotheken hat nicht nur den großen Vorteil, daß man sofort durch Nachschlagen im Katalog sehen kann, welche Signatur das Buch in der Zweigbibliothek haben müßte — falls es überhaupt vorhanden ist — sondern daß man auch jederzeit in der Lage ist, Bücher aus der Hauptbibliothek dauernd dem Betriebe der Zweigbibliothek zu übergeben, falls dies aus irgend welchen Gründen wünschenswert erscheint. Solche Gründe können sich sehr leicht ergeben. Ist die Hauptbibliothek z. B. bisher ohne Zweigbibliothek gewesen und tritt ihr nun eine solche zur Seite, so ist anzunehmen, daß alsbald nach der Eröffnung die Leserzahl bei der Hauptbibliothek sich vermindert, weil ein Teil der Leser zu der Zweigbibliothek übertritt, die für sie vielleicht günstiger gelegen ist. Ja, es kann sich auch der Fall ereignen — wie er z. B. in Hamburg eingetreten ist, wo die Hauptbibliothek der Öffentlichen Bücherhalle nicht im Mittelpunkt der Stadt, sondern abseits davon liegt, während die erste „Zweigbibliothek" dem Mittelpunkte der Stadt viel näher liegt —, daß die Benutzung der Zweigbibliothek binnen kurzem die der Hauptbibliothek überflügelt. Stehen in solchem Falle nicht sehr reichliche Mittel zur schnellen Vermehrung des Bücherbestandes in der Zweigbibliothek zur Verfügung, so wird es notwendig sein, eine teilweise Übertragung der Bücher der Hauptbibliothek auf die Zweigbibliothek vorzunehmen. Müssen dann erst sämtliche Signaturen geändert werden, so ist dies überaus zeitraubend. Dagegen ist es eine kleine Arbeit, die Signatur eines fünften oder sechsten Exemplars so zu ändern, daß sie zum zweiten und dritten Exemplar der Zweigbibliothek werden. Hat z. B. die Hauptbibliothek 6 Exemplare von Fontanes „Grete Minde" besessen, die also die Signatur

Uf 37 — Uf 37 f tragen, und sollen zwei davon von der Zweigbibliothek übernommen werden, die bisher nur e i n Exemplar besaß (B Uf 37), so wird das Uf 37 e und Uf 37 f abgeändert in B Uf 37 b und B Uf 37 c.

Zum Schluß noch eine Bemerkung darüber, daß natürlich n i c h t v o n a l l e n B ü c h e r n D o p p e l e x e m p l a r e g e b r a u c h t w e r d e n k ö n n e n. Die meisten Bücher belehrenden Inhalts, sehr viele Gedichtwerke und eine ganze Anzahl von Romanen sollten auch in großen Volksbibliotheken nur in einem Exemplar eingestellt werden. Ein zweites würde nur die Zahl der nutzlos auf den Bücherbrettern stehenden Bücher vermehren. Das gleiche gilt auch für die Doppelexemplare eines Buches, die auf verschiedene Zweigbibliotheken derselben Stadt verteilt sind. Ist die Nachfrage nach diesem Buch nicht so stark, daß es jährlich mindestens drei mal begehrt wird, dann ist es ganz zwecklos, es in den Volksbibliotheken derselben Stadt in mehr als einem Exemplar zu besitzen. Dies ist ja einer der Hauptgründe, aus denen die neuere deutsche Bibliothekstheorie den Schluß gezogen hat, daß es nicht richtig ist, in einer Stadt nebeneinander mehrere gleichwertige Volksbibliotheken zu haben, ohne daß diese durch eine Hauptbibliothek zusammengeschlossen sind und von ihr überragt werden. Alle Bücher, die nur selten verlangt werden, gehören in einem einzigen Exemplar nur in die Hauptbibliothek hinein. In die Zweigbibliotheken gehören als Grundstock nur häufig verlangte Bücher; selbstverständlich müssen alle Bücher der Hauptbibliothek auch durch sämtliche Zweigbibliotheken ausgeliefert werden können. Ich erwähne dies nur, um darauf hinzuweisen, daß es nutzlos ist, wie dies noch jetzt häufig geschieht, Doppelexemplare eines an sich guten Buches, das aber nur sehr wenig verlangt wird, nur deshalb in einer Bibliothek einzustellen, weil die Verwaltung zufällig in den Besitz eines Doppelexemplares gelangt ist. Es ereignet sich ja oft genug, daß solche Bücher einer Bibliothek durch Schenkung zufallen, während sie für ein zweites Exemplar eigentlich keine Verwendung hat. Auf den Bücherbrettern wird dieses ein trauriges Dasein führen, weil es nicht benutzt werden wird. Es nimmt nur Platz fort, nachdem es bei der Katalogisierung unnötige Arbeit gemacht hat, und es wird bei allen Revisionen, beim Staubwischen u. s. w. immer wieder unnötige Arbeit verursachen. Solche Doppelexemplare gehören nicht in die Bibliothek hinein. Man sollte vielmehr versuchen, sie für die Bibliothek dadurch nutzbar zu machen, daß man sie v e r t a u s c h t. Der Antiquar würde zu wenig dafür zahlen, als daß der Verkauf des Buches Zweck hätte. Andere Bibliotheken aber besitzen das Buch vielleicht noch nicht und könnten es ganz gut gebrauchen, während sie ihrerseits wieder andere Bücher in Doppelexemplaren haben, die sie gern vertauschen würden. Auch Privatleute tauschen unter Umständen gern mit Bibliotheken Bücher aus.

Jede Bibliothek erhält ja auch zuweilen Bücher an sich wertvollen Inhalts, die für sie nicht in Betracht kommen — weil sie zu schwer verständlich gehalten sind, oder weil die Behandlung des Gegenstandes durch die neuere Forschung überholt ist, oder aus anderen Gründen. Auch diese Bücher muß sie gelegentlich zu vertauschen suchen. Sie kann alsdann auch die nutzlosen Doppelexemplare in diesen Versuch mit einbeziehen.

Jede Bibliothek sollte eine Liste solcher Bücher führen, die sie zu vertauschen wünscht, und die Liste gelegentlich mit den gleichen Listen anderer Bibliotheken austauschen. Dann wird aus den Büchern, die sie notgedrungen hat bei Seite schieben müssen, noch mancher Vorteil gezogen werden können, und die nutzlosen Doppelexemplare werden dadurch in brauchbare andere Bücher verwandelt werden, von denen jede gute Volksbibliothek gar nicht genug Exemplare besitzen kann.



Lesefrüchte.

Die Römerschanze.

Von Martin Greif.

Vorbemerkung: Professor Wilhelm Kosch, der Herausgeber von Martin Greifs literarischem Nachlaß, teilt uns mit, daß dessen Prosa, sowie eine Auswahl aus dessen lyrischen Gedichten demnächst bei Amelang in Leipzig erscheinen werde. Die Prosa Greifs ist ungemein reich und umfaßt Lebenserinnerungen, (u. a. Berichte vom deutsch-französischen Kriegsschauplatz 1870), drei größere Novellen, (eine davon „Goethe und Therese“ verdankt einem Tagebuch von Goethes Jugendfreund Dr. Christian Ehrmann in Straßburg, Greifs Urgroßvater mütterlicherseits, ihre Entstehung), sowie zahlreiche philosophische, ästhetische und literarische Essais, Reisebilder usw. Greifs Universalität wird uns erst nach dieser Veröffentlichung völlig klar werden. Die Auswahl aus den Gedichten dagegen, „Martin Greifs Liedertraum,“ die für Amelangs Taschenbibliothek (geb. 1 Mk.) zunächst vorbereitet wird, (sie erscheint im Novbr. d. J.), soll charakteristische Proben aus seinem lyrischen Schaffen geben. Uns ist eine bisher unveröffentlichte, in einer Abschrift von Bayersdorfer im Nachlaß vorgefundene Jugenddichtung „Die Römerschanze,“ zum Erstabdruck überlassen worden, die der Dichter, dem böswillige Rezensenten zeitlebens jeden kritischen Sinn abgesprochen haben, seinerzeit merkwürdigerweise verworfen hat. Wenigstens ist die Abschrift Bayersdorfers, die zahlreiche Korrekturen aufweist, doppelt durchgestrichen. Wir bringen das Gedicht, das erst gelegentlich einer Neu-Auflage der „Gesammelten Werke“ Verwendung finden soll, in der ersten Fassung.

„Zieht den Wall nach allen Seiten;
Schirret ab, der Platz ist gut;
Schau ich recht, so hat vor Zeiten
Hier schon Kriegervolk geruht.“

Gern vom Führer ward's vernommen;
Mann und Roß fühlt bald sich wohl;
Lagerfeuer sind erglommen;
„Rom und Cäsar!“ die Parol.

Doch der Führer will nicht trauen;
Stehet auf um Mitternacht,
Sich bedächtig umzuschauen,
Ob die Postenkette wacht.

Tiefes Dunkel, keine Sterne,
Dort und da ein Feuer bloß;
Waffen sieht er in der Ferne,
Und er schreitet auf sie los.

„Losung?“ rufts mit fremdem Schalle.
„„Rom und Cäsar!““ — Schweigen dort;
Nur das Echo bringt vom Walle
Spät zurück das letzte Wort.

Schauet Einen, auf dem Speere
Lehnend; auf dem Helm ein Aar.
Blickt zurück: in fremdem Heere
Lagert seine kleine Schar.

Und er fraget ohne Zagen:
„Losung?" „„Glück"" kam es zurück.
Kommt's vom Widerhall getragen,
Oder wie voll Spottes: Glück?

„Schatten!" ruft er aus, und: „„Schatten!""
Ruft das Echo wieder zu. — —
Wo die einst geschlummert hatten,
Halten wir jetzt unsre Ruh'.

Kritik.



Einige Aufführungen auf dem Harzer Bergtheater (Friedrich Lienhards „Odysseus").

In diesen Blättern ist eine Studie von Gerhard Böhme erschienen über „Das Harzer Bergtheater".*) „Die beste Studie", nach dem Urteil Dr. Wachlers, des Gründers dieser ersten deutschen Freilichtbühne, „über die technisch-akustischen Probleme des Theaters unter freiem Himmel".

Nach so berufener Vorarbeit möchte ich hier nur dreier Aufführungen und einer Uraufführung gedenken, die ich dort zu genießen Gelegenheit hatte. Es waren Schillers „Räuber", Gerhard Hauptmanns „Versunkene Glocke", Shakespeares „Wintermärchen" und dann Friedrich Lienhards dramatische Dichtung „Odysseus".

Zur Kennzeichnung der erstgenannten, bereits mehrfach auf dem Bergtheater mit Erfolg gegebenen Werke nur wenige Worte. Daß „Die Räuber" (mit Auslassung einer einzigen, aber durchaus entbehrlichen Szene, nämlich in der Bildergalerie beim Wiedersehen zwischen Carl Moor und Amalia) ganz unter freiem Himmel aufgeführt werden können, war mir eine Überraschung, die wohl manche teilen werden. Mit einem vergrößerten „Apparat" ließen sich selbstverständlich auch Szenen im Innenraum (z. B. im „Faust", oder anderen klassischen Stücken) ebenso gut darstellen auf der Freilichtbühne wie im Innen-Theater. Überhaupt ist, theoretisch wie praktisch, nicht zu bestreiten, daß an sich dramatische Szenen aus dem Innenraum auf der Außenbühne genau so berechtigt und darstellbar sein sollten, wie die von Außen-Szenen (Park, Garten, Wildnis, Wald usw.) auf der Innen-Bühne. Doch fragt es sich, ob diese Art der Szenen, z. B. im „intimen" Drama Ibsens, im modernen Konversationsstück usw. gerade für das Naturtheater besonders wichtig und wünschenswert erscheinen? Ich möchte das, mit anderen erfahreneren Beurteilern übereinstimmend, bezweifeln. Die Notwendigkeit scheint mir ausnahmsweise und selten gegeben. Weil Sinn und Bedeutung der Freilichtbühne mehr in der Richtung des Erhebenden, auch ernst Erheiternden, des Weihevollen oder Romantischen (letzten Endes im Ethischen, Religiösen) liegt, weniger in der Darstellung feinster und gedämpfter psychologischer Geheimnisse grüblerischer Stubenmenschen oder der Wiedergabe diplomatischer Finessen und großer Staatsaktionen.

*) Eckart Jg. II, Heft 2, S. 91–100.

Bei den „Räubern" wirkt natürlich das Leben der Bande in den böhmischen Wäldern viel packender unter freiem Himmel, als auf der Bretterbühne im Rampenlichte. Wie da die wilden, buntgekleideten Gestalten aus dem Walde kommen und im Dunkel desselben Waldes wieder verschwinden; wie sie über die Felsen klettern, am Felsenhang herunterrutschen, sich lagern unter deutschen Eichen, Wasser von einem fernen Quell herbeiholen; wie sie fechten und fallen: das alles kann man sich vorstellen. Hier, in solcher Umgebung, läßt sich die Forderung eines guten Spielleiters: „auf der Bühne muß man mit 10 Mann eine Schlacht schlagen können", verwirklichen! Nur wenige Leute sind erforderlich, um hier die Illusion zu steigern, als ob es viele wären. Die Illusion, besser die illusionistische, suggestive Stimmung kommt auf dem Naturtheater leichter und williger, weniger kritisch, weniger skeptisch zum Ausdruck, als beim geschlossenen Theater. Die Stimmung, dieser Hauch des Erhabenen, dieser geistige Zustand der Empfänglichkeit, auf den kommt es an. Wenn man die Bühne als „moralische Anstalt" betrachtet, ist dieser geistige Zustand Voraussetzung. Er wird aber — und das ist das Wichtigste – viel weniger geweckt durch die Mittel einer noch so raffinierten optischen oder räumlichen Täuschung (wie das wohl die meisten oberflächlichen Beobachter meinen), als vielmehr mit Hilfe einer geläuterten Stimmung, eines Zustandes der Bereitschaft und des ahnungsvollen Sinnes, wie ihn die Natur, ein Hain, ein hoher Berg, das offene Meer, ein verborgener Quell, eine wilde Gegend oder die Einsamkeit erzeugt. Das Gemüt des Menschen scheint dann mehr aufnahmebereit. Die Fenster der Seele, sie stehen geöffnet, um des Geistes Hauch hineinzulassen und einmal gründlich zu „lüften". Wenigstens sind dann die gewöhnlich zugezogenen Vorhänge der Verdrießlichkeit und Verschlossenheit, der Verbissenheit und Vorsicht von den geistigen Fenstern und Türen zurückgezogen. Und darauf eben kommt es an, soll eine künstlerische oder religiöse Offenbarung in die Seele dringen. In dieser Grundstimmung liegt das Geheimnis der heiligen Schauer, die erheben, rühren und versöhnen. Das Geheimnis der Rauschstimmung, die entsinnlicht und doch durch die Sinne empfängt, und, obwohl sie in weltentrückte Trunkenheit versetzt, „alkoholfrei" ist. — Wer das weiß, kann auch begreifen, was für die Griechen in der vor-euripideischen Zeit ihre gottesdienstliche Weihebühne war, begreift, was für unsere heidnischen Ahnen ein heiliger Hain, ein Sonnwendfest oder ein „Hexentanzplatz" war und noch weit in die christliche Ära hinein blieb. Doch zu den „Räubern". Die Bühne ist denkbar einfach ausgestattet. Links eine Gartenterrasse, auf der sich der ganze erste Akt und später die Szenen zwischen Franz und Amalia u. s. w. abspielen. Hinten in der Mitte ein Gitter, der Eingang zum Turm des alten Moor. Weiter nichts. Und es geht. Es reicht vollständig aus. Ja, die Szene zwischen Franz und Amalia erscheint im Freien, auf der Terrasse und im Garten, noch natürlicher als etwa in einem Zimmer; denn daß Amalia vom Festmahl sich fortstiehlt ins Freie, um allein zu sein, ist ganz begreiflich; und dies wirkt auch noch womöglich mehr „Rokoko," wie es schon in der Absicht und der Zeit der Handlung begründet liegt! Überhaupt kann ich mir ungemein feine Wirkungen mit und aus dem Rokokostil für die Freilichtbühne denken: Vor allem eine Ausdehnung des Repertoires, namentlich nach der Seite des Idyllischen, oder des Satirischen, Sittengeißelnden; dann aber auch des feineren Lustspiels (Königsleutnant). Daß das Rokoko etwas Tra-

gisches, ja Heroisches keineswegs ausschließt (man denke nur an Friedrich den Zweiten von Preußen und sein Heer), bedarf keiner Begründung für die Freilichtbühne.

Shakespeare, dieses funkelnde Rätsel, in seiner kristallenen Klarheit, in Abgründen und Höhen und im Helldunkel germanischen Tiefsinns, Shakespeare, der heimliche Kaiser der Bühne, bewährt seinen beispiellosen Reichtum der Linien und Farben auch auf der Freilichtbühne. Im Wintermärchen war links vom Zuschauer „Sizilien" und rechts wieder „Böhmen!" Dazwischen im Hintergrunde der bis zum Schluß des Stückes verhüllte tempelartige Pavillon, in welchem Hermione, die vermeintlich Verstorbene, wieder dem Leben und den Ihren zurückgegeben wird. Die Dekoration bleibt hier unverändert während der ganzen, durch Zeit und Raum weit getrennten Begebenheiten; aber es stört gar nicht. Keine Verwandlung, kein Vorhang; ohne größere Pause wird durchgespielt.

Ähnlich die „Versunkene Glocke". Hier kommt der Waldschratt nicht hinter einem, fast immer lächerlich unnatürlichen „Waldversatzstück" hervor, sondern in munteren Sätzen purzelt und kollert das Bocksbein über Baumwurzeln und Geröll herunter auf den „Schauplatz der Handlung"; die Elfen tanzen im Hain und Nickelmann kommt leibhaftig aus der Erde hervor: Über dem moosbewachsenen Brunnenrand sprüht der grüne Teichkönig seinen Wasserstrahl aus der Tiefe empor. Das nächste Mal taucht er an einer ganz andern Stelle auf, sodaß bei all dem Spuk der stille Wald von Elementargeistern zu weben und zu leben scheint. Die Sage, das Volksmärchen sind Wirklichkeit geworden in solcher Umgebung!

Und nun Lienhards „Odysseus". Eine dramatische Dichtung in rhythmischer Sprache — eine V e r d i c h t u n g des epischen Stoffes. Denn an diesem Stoff, am Inhalt der Sage, an ihrer Größe und Hoheit, hat Lienhard wohlweislich nichts verändert. Nichts verschlimmbessert, wie's so mancher Moderne an alten Motiven der Volkssage herum zu deuten und zu düfteln versuchte. Lienhard hat verdichtet, zusammengezogen, breit Episches, Erzähltes in knappe, drängende Handlung umgewandelt. Das köstlich klare des alten Stoffes läßt sich überhaupt nicht verfeinern, indem man es (wie z. B. bei „Tantris" aus dem alten Tristanmotiv) psycho-unlogisch umbiegt, wie es meinem Empfinden nach Ernst Hardt tat. In diesen Fehler zu verfallen, davor bewahrt den Dichter nur ein ganz zartes, aber innerlich gesundes Takt- und Tastgefühl, mit dem wir am Ariadnefaden der Sage uns durch das Labyrinth moderner Mischgefühle, Schutzgefühle, Halb- und Viertelgefühle und wer weiß was sonst noch hindurchtasten müssen zur leuchtenden Reinheit und schlichten Größe der alten Mythen und Mären, die so zart wie stark, so keusch und kraftvoll waren wie nichts von heute.

Odysseus Heimkehr nach Ithaka, das Wiedererkennen, das Wiedererobern von Heimat und Haus, die Tötung der Freier und aller Ungetreuen: das ist die Handlung. Ein Lied der treuen Liebe, ein deutsches Lied. Wenn man die Sprache dieser Dichtung liest oder hört, hat man tatsächlich den Eindruck einer nordisch-germanischen Volkheit und Wesenheit. Diese „Begebenheit" hätte nach meinem Gefühl (von Namen und Klima abgesehen) so gut auf einer friesischen oder dänischen Insel, wie auf Ithaka geschehen können. Alles wirkt unmittelbar, nicht mittelbar, nicht übertragen, wie das „Griechische" eines Goethe oder Grillparzer. Deren „Antike" hatte zwar auch die Schönheit deutscher Sprache, aber sie erscheint mir, wenn man genau hinhorcht, weder rein deutsch noch rein antikisch. Beim „Odysseus" ist der Schau-

platz zwar griechisch, doch der Antrieb zur Handlung und die Geschehnisse selbst sind so verlebendigt, daß sie zeitlos und allgemein menschlich erscheinen.

Inhalt und Auszüge aus dem Drama hier wiederzugeben, würde zu weit führen. Mit der Wiederkehr des „edlen Dulders“ nach Ithaka beginnt die Handlung. Odysseus erwacht am Strande, ohne zu ahnen, daß er in der Heimat ist. „Das ist der Ton der See, der heimatlosen See“. . . . . . sind seine ersten Worte. Als Bettler verhüllt, gibt er sich Telemach zu erkennen, sonst vorerst keinem, und sie beschließen, eine Versammlung der Bürger einzuberufen. Der Älteste spricht:

Ist auch dem Alter noch in diesem Knäuel
Der Leidenschaft ein Wort erlaubt, ihr Freier?
Denn wie beim Wagenrennen, wenn die Pferde
Der Viergespanne ineinandersausten
Und sich verwickelten — es tobt vergeblich
Die Wut der Wagenlenker, immer wüster
Verknäuelt sich das zappelnde Gemenge —
So tobt ihr im Palaste des Odysseus!

— — — — — — — — — — —

Griechische Jugend? Die verstarb vor Troja!
Das Tänzertum, das jetzt sich Jugend nennt,
Ist keine griechische Jugend — so wie wir,
Wir Alten, jung und fromm gewesen sind.
Wir lernten Ehrfurcht und wir lernten Würde,
In edlen Künsten waren wir voran,
Doch Lüsteleien dünkten uns gemein!

— — — — — — — — — — —

Dies als Probe der bildhaften Anschaulichkeit der Sprache in diesem Griechenstück. Mit der Tötung der Freier und der ungetreuen Mägde durch den Herrn, der sein Hausherrenrecht streng und furchtbar ausübt, endet die schlichte Handlung.

Mit der Freilichtbühne scheint die Möglichkeit einer vaterländischen Festspielbühne gegeben. Ein Theater, in welchem das Wort wieder im Mittelpunkt steht, alles, noch so realistische Beiwerk der Ausstattung zurückgestellt wird zugunsten weniger wesentlicher dekorativer Andeutungen. Diese Einfachheit f ö r d e r t die Illusion, indem der Zuschauer „mitspielend“ in seiner Phantasie ergänzen soll. Es ist nicht Schlichtheit der Armut, Mangel eines Bessern, sondern des Reichtums Schlichtheit. Die Erkenntnis eines neuen, uralten künstlerischen Stils.

Prof. W i l h e l m S c h ö l e r m a n n, Weimar.

Kurze Anzeigen.

W i l h e l m R a a b e. Photogravure nach der Photographie von Privatdozent Dr. Fr. Limmer. 14 : 18 cm. Verlag der Ramdohrschen Buchh. (F. Kallmeyer), Braunschweig. Preis 1 ℳ.

Ein ergreifend schönes Bild von Wilh. Raabe, das bisher nicht zugänglich war, wird hier in den Handel gebracht. Wir sehen den Dichter am Fenster seines Arbeitszimmers. So pflegte er sinnend zu stehen, wenn er einen Augenblick von der Arbeit ausruhte. Sein Blick schweift über den Platz, auf dem die frische Jugend sich im Ballspiel tummelt, hin nach der Kapelle der Sondersiechen von St. Leonhard, nach dem Schilldenkmal, nach Lessings Grabe. Er blickt auf die Gassen und sieht auf zu den Sternen, und forschend sucht das Auge den Schleier zu durchdringen, der seines geliebten deutschen Volkes Zukunft noch verhüllt. „Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt. Ich blick' in die Ferne, Ich seh' in der Näh' Den Mond und die Sterne, Den Wald und das Reh. So seh ich in allen Die ewige Zier, Und wie mir's gefallen, Gefall' ich auch mir. Ihr glücklichen Augen, Was je ihr gesehn, Es sei, wie es wolle, Es war doch so schön!“ Das war auch eines seiner letzten Worte: „Alles gut . . .alles schön!“ Aber nichts von Weichheit ist in der Gestalt dieses aufrechten Mannes, der die geballte Rechte auf das Fensterbrett stützt; ruhige, gesammelte Kraft liegt darin: In Bereitschaft sein ist alles! Von allen mir bekannten Photographien Raabes ist diese

neben dem Werdandi-Bilde die bedeutendste; zwingend bringt sie die Größe des Mannes zum Ausdruck.

Hans Martin Schulß.

Schulze-Schmidt, Bernhardine: Die Tat, eine vergessene Geschichte. Zeichnungen von Carl Weidemeyer. Dresden, Reißner. (154 S.) Geb. 3 Mk.

Wie Cassen Heinks, der Totschläger aus Eifersucht, nach Verbüßung seiner zwölfjährigen Zuchthausstrafe als gebrochener Mann in seine Heimat Wangeroog zurückgekehrt, den Haß seiner treulosen Braut in das Bewußtsein ihrer Mitschuld an seiner Tat verwandelt, das ist in dieser prächtigen Novelle mit großer Wucht und dichterischer Feinheit erzählt. Ganz ausgezeichnet ist die friesische Insel und ihre Bewohner in ihrer Eigenart gezeichnet. — Ich kann das schöne, vom Verlag musterhaft ausgestattete Buch namentlich auch den Volksbibliotheken aufs wärmste empfehlen.

Erwin Ackerknecht.

Zeitschriftenschau.

Wilhelm Raabes achtzigster Geburtstag wird von Iven Kruse in den Hamburger Nachrichten (Nr. 426) also beschrieben:

Niemand, der Raabe und seine Gesellen kennt, sollte es verwundern: wir haben den 8. September ganz so gefeiert, als wenn er inzwischen nicht ohne Rückfahrkarte verreist wäre, „unbekannt wohin", wie der nüchterne Aktuarius des An- und Abmeldeamtes die Personalakten des großen Wilhelm verdrießlich abgeschlossen haben wird; ins Elysium, wie wir anderen mit Bestimmtheit wissen. Wüßte man nur so manches andere mit gleich großer Gewißheit, als eben dieses! Daß er dort oben, ohne erst fehl zu gehen, gleich seinen rechten Platz gefunden habe, machte uns keinerlei Sorgen. Wußte er, der so manchen Heimweg überlegen nachgewiesen hat., doch auch im Übersinnlichen trefflich Bescheid; hatte seine Gestalt doch schon, als sie noch in diesseitiger Realität durch Braunschweigs winklig-romantische Gassen wandelte, etwas mythisch und mystisch Jenseitiges. So wußten wir ihn unter uns, obwohl er seinen Geburtstagskuchen am diesjährigen achten September nicht mehr im Grünen Jäger oder — trotz all seiner Abneigung gegen Feierlichkeiten — im ehrwürdig-pathetischen Saal des Altstadtrathauses, sondern über den Wolken an den goldenen Tischen der Unsterblichen anschneiden mußte und statt seiner getreuen Freunde Justizrat Louis Engelbrecht und Oberschulrat Wilhelm Brandes etwa Miguel de Cervantes und Jean Paul als Festordner und Festredner neben sich sah, während Till Eulenspiegel und Baron Münchhausen — beide berühmte engere Landsleute von ihm, „lustige Braunschweiger, die sein wir!" — für die Nachtisch-Fidelität sorgten. Sicherlich hat er bei ihren Scherzen auch unterweilen nach seinem lieben Braunschweig hinuntergehorcht, und so konnten wir — in dem tröstlichen Bewußtsein, „hei lewet noch" — seine Abwesenheit getrosten Herzens ignorieren. Hirn und Herz des großen Mannes mögen in dem schön und friedlich gelegenen Grabe auf dem Zentralfriedhof dem Schicksal alles Irdischen anheim gefallen sein; ihre Schöpfungen, phantasiegewaltig, gedankentief, lebenswarm und lebenzeugend, können nie vergehen.

Schon dieses liebe Braunschweig, wie es im warmen Golde des Septembertages dalag, ließ den Gedanken an einen Verlust gar nicht aufkommen. Diese Stadt, von der man nur bedauern mag, daß sie ihren alten ehrenfesten Namen Brunswik so übel verhochdeutscht hat, ist Raabe. Sein liebes seelenpfiffiges Gesicht schien uns bedachtsam aus jedem Giebelfenster ihrer Gassen zu lugen. Auch sie hat der modernen Zeit ihren Zoll entrichten müssen; aber die Vergeblichkeit, zu bewahren, was stirbt, zurückzurufen, was unwiederbringlich dahin ist, fällt einem hier nicht mit jener niederschlagenden Melancholie in die Seele, wie in anderen Städten, z. B. in Nürnberg. Das Gestern hat sein Recht neben dem Heute und ist durchaus nicht abgetan; seine Schöpfungen sind noch nicht zu Raritäten degradiert, sondern geben der Stadt in Gegenteil ihre schöne und imposante Physiognomie, die sich vielfach zu superben Wirkungen erhebt, aber auch im bescheidenen Bürgerhaus sprechenden Ausdruck hat, der alle heutigen Bauschöpfungen in ihrer ganzen rat-

losen Phrasenhaftigkeit zeigt. Und so wanderte ich am Vormittag, der mir meine Freiheit noch durch keinerlei Festverpflichtungen beschränkte, ziellos durch die Altstadt der uralten Residenz, atmete in ihrer Schönheit und genoß der Sonne, die es herzlich gut meinte, und der Luft, die von schmeichlerischer Lindigkeit war. „Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah." Und dort träumte ich, unberührt vom Gassenlärm, ohne über irgend etwas nachzudenken, ohne auch nur innerlich, was es auch sei, zu formulieren, von den vielverschlungenen Beziehungen des alten Dichters zu seiner alten Stadt. Er war ein Heimatdichter, wie jeder echte Dichter ein Heimatdichter ist. Das niedersächsische Bürgertum des klein- und mittelstädtischen Volkswesens hat Raabe seine liebsten und besten Stoffe gegeben; besonders gern suchte er jene Stellen auf, an denen das Leben des gebildeten Volkes sich mit jenem der weniger gebildeten Schichten berührt. Dieses Grenzgebiet, auf dem sich so oft kraftvolles und originales Streben erhebt, kannte der Dichter genau, weil sein eigener Lebensgang sich vielfach auf ihm bewegt hatte, und er schätzte es hoch ein, weil er seine Bedeutung für die Zukunft des deutschen Volkes, die ihn so oft mit Sorgen erfüllte, erkannte. So reich er an plastischer Kraft und an Gestalten war, vielleicht der reichste aller neueren Dichter: hier sind die besten und charaktervollsten seiner Menschen daheim und so hoch sie über ihren Kreis hinauswachsen mögen, sie verlieren doch nie ihre heimatbestimmte Artung. Sie sind alle Ostfalen, wie er selber, und bewahren den Kern ihres Wesens, wie weitgezogen auch der Kreis der Bildung sein mag, in dem sie heimisch werden und den ihr Streben erfüllt. . . .

Die offizielle Feier begann nachmittags 4 Uhr in dem ehrwürdig-pompösen Saal des wundervollen Altstadtrathauses. Das ist ein Wunderwerk der Gotik, dessen Bau — mit Unterbrechungen — von 1250 bis 1468 reichte, an allen Ecken ziseliert, ein echtes Kleinod lapidarer Goldschmiedekunst, reich mit Statuen geschmückt und dem Historikus Raabe ans Herz gewachsen, obgleich er sich an seinem 70. Geburtstag nur sehr ungern als Opferlamm der über Nacht gekommenen Berühmtheit in seinen Saal mit der reich bemalten Balkendecke und den sauertöpfisch-bärbeißigen Fürstenbildnissen führen ließ. Hier ward nun von etwa fünfzig Raabekennern und Raabeverehrern in einer von Justizrat Engelbrecht taktvoll geleiteten Beratung die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes konstituiert.... Es war eine Freude, während der Debatte zu beobachten, wie starke Wurzeln die Raabebegeisterung geschlagen hatte und wie der Dichter auch in Süddeutschland, das Professor Geiger aus Tübingen als Wortführer entsandt hatte, trotz seiner ausgesprochen niederdeutschen Eigenart feurige und tatkräftige Verehrer in Menge besitzt. Selbst das Ausland erhob seine Stimme für ihn, war doch z. B. aus Moskau ein Anhänger des Dichters in der Versammlung vertreten....

Die Stätte der eigentlichen Weihefeier des Geburtstages war das vom Herzog-Regenten für diesen Tag zur Verfügung gestellte Hoftheater, das einen prächtigen Rahmen für die Veranstaltung bildete. Die Darbietungen der Hofkapelle — der Trauermarsch aus der Eroika-Sinfonie von Beethoven und das Vorspiel zu Wagners Meistersingern — und des Braunschweiger Lehrergesangvereins — die Chöre „Sei getreu" von Blumner und „An die Kunst" von H. Hofmann — waren des Gefeierten würdig und der von Louis Engelbrecht verfaßte und von einer Hofschauspielerin mit tiefer Empfindung gesprochene Prolog bereitete auf den Höhepunkt der Veranstaltung trefflich vor. Dieser war selbstverständlich die von Oberschulrat Wilhelm Brandes, dem besten Freund und tiefsten Kenner Raabes, gehaltene Festrede. . . .*)

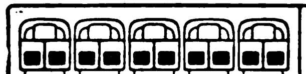
Tiefer in diese Erkenntnis hinein führte dann der folgende Tag, der den zahlreichen Teilnehmern eine Fahrt durch die Jugendheimat des Dichters ermöglichte und sie bis an den geheimsten Wunderherd seiner Poesie geleitete. Denn auch hier zeigte es sich, daß die Jugend und die Jugendheimat der heilige Born aller Poesie ist. Bei vielen Dichtern ist er leicht erschöpft und sie werden dann leer und ratlos; Raabe aber hat er bis an die Schwelle des Greisenalters in unerschöpflicher Fülle gesprudelt, wie noch sein letztes Werk, das Fragment „Altershausen," unwiderleglich dartut. Was mich persönlich betrifft, so erlöste mich diese Fahrt von der heimlich quälenden Vorstellung, die die unmittelbare Umgebung Braunschweigs in jedem feiner empfinden-

*) Erscheint im Oktoberheft des Eckart.
Die Red.

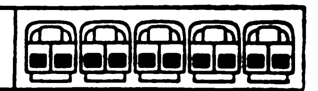
den Gemüt erwecken muß, diese unendlich flache und bis zum fernsten Ende dem modernen Landwirtschaftsbetrieb dienstbar gemachte Ebene: alle diese sorgsam bebauten Felder sehen nicht aus, als würden sie bewohnt; man arbeitet dort, aber man lebt dort nicht. Man hat die unerfreuliche Vorstellung, daß die, die sie besitzen, sie ausnutzen, aber sie nicht lieben. Die Ansiedlungen, die in der flachen und fast baumlosen Ebene auftauchen, sind reizlos und die vielen rauchenden Fabrikschornsteine unterstützen nur die unheimliche Einbildung, daß hier die unersättlich raffende Erwerbsgier selber hinter dem Pflug ginge, der diese Äcker bis zur Erschöpfung zu immer neuen freudlosen Ernten zwingt. Freilich war erst eine lange Bahnfahrt erforderlich, um uns aus dieser flachen Gemüse- und Getreideprärie zu entführen. Dann aber tauchten bewaldete Berge auf und rückten näher; und als der Zug endlich hielt, sahen wir uns in einer so herz- und kerndeutschen Waldhügellandschaft, daß es wie eine Last vom endlich freiatmenden Gemüt abfiel. Man hört heimliche Wasser rieseln und man fühlt die Frische des Laubdaches. Wir waren in den Weserbergen, die bisher gottlob noch wenig von Touristenstiefeln betreten sind, und ohne Ermattung tauchten wir in ihre Waldschönheit hinein; eine körperliche Begeisterung, die unseren kundigen Führern viel Genugtuung bereitete, trug uns unwillkürlich fort und da der Himmel wolkig war — in der Nacht und am Morgen war ein schwerer Regen gefallen und hatte der Luft alle Beklommenheit genommen — und die Sonne, die nur als blasser Fleck in dem grauen Gewebe stand, nicht stach, so konnte dieser Enthusiasmus sich frei entfalten. Der schönlinige, ganz von Eichen- und Buchenwald bestandene Hügelzug vor uns war der Hils, dessen Kamm es zu erklimmen galt, um auf ihm, an dem ersten Raabedenkmal vorbei, nach Eschershausen zu gelangen, seinem Geburtsort. Uralte Eichen und Buchen beschatteten unseren selten betretenen Pfad, der beim Seiten- und Rückblick die herrlichsten Aussichten in bläulich schimmernde Täler und Schluchten, auf schön gerundete Bergkuppen und lange Hügelzüge bot. In größerer Höhe nahm uns Tannenwald auf, dessen Harzduft das Herz derartig erfrischte, daß selbst nach Stunden noch keine Ermattung zu spüren war. Auf der Höhe wartete der Findlingsblock mit Prof. Müllers trefflichem Raaberelief auf uns und wurde freudig begrüßt; dann ging es einen entwaldeten, mit großen Farnwedeln und Brombeergebüsch überwucherten Abhang hinab und querfeldein wieder in Buchenwald hinein, durch den im Zickzack ein halsbrecherischer Fußpfad ins Tal führte. Gelegentliche Ausblicke zeigten eine sehr romantische Landschaft, Bergzüge von schönen Kurven, reichen Wald, von sickernden Quellen durchrieselt, alles im silbrigen Nebel des Septembertages. Ja, hier konnte sich der tiefe Natursinn des Dichters entwickeln. Endlich fanden wir uns im Tal wieder zusammen und ein uraltes Dorf nahm uns auf; die schieferbekleideten Wände der Bauernhäuser sahen verwittert und urtümlich aus und brachten die ewig grünende Jugend des Waldes um so mehr zur Geltung. Von dem Tal, das wir jetzt an einem Bach entlang durchschritten, hatte freilich der Pflug schon seit einem Jahrtausend Besitz ergriffen, aber über den Feldern erhob sich nun zur Rechten der Bergzug des Ith und aus seinen Buchenwäldern sahen die grauen Wolkenstühle verwitterter Dolomitkuppen ernst und in sich versunken über das weite Land zu den jenseitigen Bergzügen des Solling hinüber. Dann gab die Sonne den Kampf mit den Wolken auf; Regen fiel und wir waren froh, als wir endlich Eschershausen erreichten, ein malerisches kleines Landstädtchen, dessen Häuser noch meist den dörflichen Typus dieser Gegend zeigen: Fachwerk mit Schieferplatten bekleidet. In den ländlich breiten Gassen war nur wenig Leben; fern herüber klang der Gesang melkender Mädchen und aus den offenen Türen der alten Häuser kam der Geruch des dampfenden Herdes und floß mit dem Duft herbstlicher Blumen in den Vorgärten zusammen, in denen nachdenklich besorgte Hennen gluckſten. So heute, so gestern und vorgestern bis in unergründliche Tiefen der Vergangenheit hinab. Und sie ist nicht vergessen: alte Mauern, alte Inschriftbalken erinnern an die Existenzen von ehemals. Echte Raabestimmung erwacht und nun erkennen wir mit einem Male, wie vielerlei Anregungen dem Dichter aus der Kinderzeit erwachsen sind. Die Gestalten des „Heiligen Borns", der „Alten Nester" und anderer Werke gehen traumhaft durch unseren Sinn und geleiten

uns — an seinem einfachen Geburtshause vorüber, das wir andachtsvoll betrachten — durch die Gassen und dann jenseits des Dorfes auf das Odfeld, das sich im Abenddämmer zwischen den Bergen ausbreitet, von denen uns der Vogler, der große Sohl, die Homburg von den Einheimischen kenntlich gemacht werden. Und nun wird uns auch die großzügige Szenerie seines „Odfelds" ganz lebendig, zumal, als einige Raben über die Fläche dahinstreichen und in der Tiefe die Gebäude des einstigen Klosters Amelungsborn sichtbar werden, von denen jetzt in Wirklichkeit nur noch die rote Sandsteinkirche steht, uralt, romanisch-gotisch, von einem schwarzen Schindelturm überragt. Die Versuchungen der Natur traten in dem Regendämmer zurück, der uns mehr und mehr überfiel; aber die Versuchungen der Geschichte wurden von seiner Unbestimmtheit erhöht und die Sihouette dieses alten Gotteshauses erweckte unendliche Begier, tiefer in das Werden der Kultur hineinzusehen und die schlafengegangenen Geschlechter aus ihren Grüften zu rufen, damit sie uns von ihren Leidenschaften und Taten erzählen möchten. Aber nicht jeder ist, wie Raabe, ein Erwecker, Erklärer, Seher und Deuter.

Spät abends erreichten wir dann Stadtoldendorf, den Schauplatz seines letzten Werkes, das abermals eine Heimkehrgeschichte, die Geschichte nachdenklicher, nie erlöschender Sehnsucht ist. Denn Stadtoldendorf ist Altershausen und in der Tat ein uraltes Städtchen, zwischen dessen Fachwerkhäusern man in dem trüben Regendunkel die spukhaft unheimliche Empfindung hatte, in einen jener verwunschenen Orte gekommen zu sein, die sich nur einmal alle hundert Jahre wieder aus der Tiefe erheben dürfen, in die sie gebannt sind. Auf dem engen Marktplatz plätscherte der Brunnen; unweit davon erhob sich der kleine Gasthof zum Ratskeller, in dem der Geheime Sanitätsrat Feyerabend Wohnung nimmt, um seine Jugendstätte noch einmal zu begrüßen, und jenseits davon fanden wir auch das stattliche efeuumrankte Elternhaus Raabes, aus dessen geöffneter Tür warmes heimeliges Lampenlicht über die breite Freitreppe floß. Wie oft mag er als Junge ihre Stufen hinabgesprungen sein zum Spiel mit den Altersgenossen oder zu Streifereien in den Ithwald, der ihn geheimnisvoll lockte. Wir aber, indem wir in dem abendlichen Dunkel die Gassen hinab und hinauf durchstrichen, wie sein alter ego Feyerabend in seinem letzten Roman, und uns dann langsam zum Bahnhof begaben, waren voll von dem Gefühl, am Quellpunkt seines Schaffens zu stehen und sein heimliches Rauschen zu vernehmen, in dem die Natur und die Geschichte ihre Stimmen melodisch vereinen, alle Melancholie, mit der der ewige Doppelstrom dessen, „was ist" und „was war", schwächere Gemüter so leicht bedroht, siegreich überwältigend.



Mitteilungen.



Berichte deutscher Seminaristen über die Weimarer Festspiele.

Zum zweiten Male haben in diesem Jahre die Weimarer Nationalfestspiele für die deutsche Jugend stattgefunden, und, da diesmal 3300 Schüler statt der 1800 im Jahre 1909 kamen, unter weit stärkerer Beteiligung aus ganz Deutschland und auch mit durchschlagenderem Erfolge als das erste Mal. Es kann kein Zweifel mehr darüber herrschen, daß die Festspiele berufen sind, ein wichtiger Faktor in der nationalen Erziehung der Deutschen, der Erziehung zur nationalen Kultur zu werden, und S. M. der Kaiser hat das auch bereits anerkannt, indem er unter Vermittlung des Reichskanzlers eine Stiftung von 5000 ℳ für die Festspiele machte. Wie Weimar und die Festspiele auf die deutsche Jugend wirken, mögen die folgenden, nicht retouchierten Aufsätze eines Auricher und eines Segeberger Seminaristen dartun.

Die Nationalfestspiele des Deutschen Schillerbundes zu Weimar 1911.

Der Nestor unter den Geschichtsschreibern der letzten hundert Jahre, Heinrich von Treitschke, sagt einmal bei Darlegung der Stellung Goethes zu

den Romantikern: „Eine Wallfahrt nach Weimar zu dem würdevollen, feierlich ernsthaften Altmeister gehörte längst zu den Anstandspflichten der jungen Schriftsteller.“ So zog vor hundert Jahren das junge Deutschland hin nach der Musenstadt an der Ilm, um dem Größten jener Zeit seinen Dankesbesuch abzustatten. Heute hebt wieder eine solche Wanderung an. Sie gilt nicht allein jenem großen Manne, sondern auch den andern großen Geistern aus den „goldenen Tagen Weimars.“ Aber wieder ist es die Dankbarkeit für jenes hohe Erbe aus dem klassischen Zeitalter unserer Literatur, die helle Begeisterung für all das Wahre, Gute und Schöne und der laute Wunsch, die Stätten kennen zu lernen, an denen Goethe, Schiller, Herder und Wieland gelebt und gewirkt haben, die Deutschlands Jugend in Weimar zusammenführten. So sahen wir uns denn auch in diesem Jahre auf dem geweihten Boden, weit über dreitausend Söhne und Töchter aus allen Gauen unseres Vaterlandes und über dessen Grenzen hinaus.

Wir alle kamen als Gäste des deutschen Schillerbundes und waren voller Erwartung: „Was werden uns diese Tage in Weimar bringen? Werden unsere Hoffnungen und Wünsche erfüllt werden?“ Ich glaube, ich kann es im Namen aller Festteilnehmer fröhlich ausrufen: „Ja, unsere Erwartungen trafen nicht allein ein; sie sind um Vieles übertroffen worden!“ Wir haben in Weimar Tage der Weihe, Tage einer großen und reinen Freude erlebt, durchlebt, die unverlöschlich in das Gedächtnis jedes jungen Festteilnehmers eingezeichnet sind, Tage, deren gehobene Stimmung nicht durch den geringsten Mißton gestört wurde. Jeder von uns war sich bewußt, daß der Boden, auf dem er weile, heiliges Land sei, daß es einen Frevel begehen heiße, nur in der geringsten Weise unliebsam aufzufallen. Darum nahmen die Tage von Weimar, so weit es an den Gästen lag, einen glänzenden Verlauf.

Dafür hatte aber in gleichem Maße der deutsche Schillerbund gesorgt, der in rastloser, wochenlanger Vorbereitungsarbeit alle Einzelheiten geregelt hatte. Mit der größten Gastfreundschaft wurden wir jungen Weimarpilger aufgenommen, in der uneigennützigsten Weise sorgten die Herren des Schillerbundes für unsere Bequemlichkeit und auch der Magenfrage, die bei aller Begeisterung und bei all dem Idealismus jener Tage nun einmal nicht zum Schweigen zu bringen war, hatten unsere Wirte in weitgehendstem Maße Rechnung getragen. So war denn eine wahre Feststimmung vorbereitet, die sich denn auch schon bei der Begrüßungsfeier laut genug kundgab. Nichts hat an jenem Abend mehr und nachhaltiger auf unsere jungen Gemüter, die so gern und so viel von dem Schönen aufnehmen wollten, eingewirkt als die Rede des ersten Bürgermeisters der Stadt Weimar, des Herrn Dr. Donndorf. In seiner Rede, die durch ihre Schlichtheit und Wärme ein rhetorisches Meisterstück war, ermahnte er uns, mehr und mehr hinabzusteigen in die Tiefe der großen Geistesschätze, die uns die Großen von Weimar geschenkt haben, aus diesen großen Lebensquellen Kraft und Stoff zu schöpfen für unser Inneres, für die Ausgestaltung unserer Persönlichkeit. Ich glaube, ich bin nicht der einzige Frohe, der dort auf dem Begrüßungsabend den Entschluß faßte, all das Neue der kommenden Tage von dieser Seite aufzufassen und innerlich zu verarbeiten. Denn auf diese Weise konnte ich den Ertrag, die Frucht der Weimarer Tage mehren. Die Begeisterung, die uns lange genug in ihren Banden hielt, wird doch nach deutscher Art bald verrauchen, und jeder wird sich später fragen, welche bleibenden Ergebnisse der Aufenthalt für ihn gezeitigt habe.

Jedem Festteilnehmer möchte ich gewünscht haben, sein Suchen nach Belehrungen und Kenntnissen unter das Wort Goethes zusammenzufassen: „Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erst von außen her wieder erinnert, gleichsam erjagt werden. Es muß sich vielmehr gleich von Anfang her in unser Inneres verweben, mit ihm eines werden, ein neues, besseres Ich in uns erzeugen und so ewig bildend in uns fortleben und schaffen.“ Wer mit diesem Vorsatz an alle Sehenswürdigkeiten des schönen Weimar herangetreten ist, wer unter diesem Gesichtspunkt die äußeren Eindrücke zu wirklich innerlichen Erlebnissen hat werden lassen, hat nach meiner Meinung den größten Genuß gehabt. Der Eindrücke sind so viele, daß es ein gewagtes Unterfangen wäre, an dieser Stelle nur einen Teil derselben wiederzugeben. Wir sind durch die Museen der Stadt gewandert, haben mit Bewunderung alle die reichen Schätze der Naturwissenschaft und der Erdgeschichte in Augenschein

genommen und den interessanten Vorführungen unseres liebenswürdigen Führers gelauscht.

Mit Staunen und Ehrfurcht haben wir vor den ausgezeichneten Sammlungen gestanden, die von einer rastlosen, ernsten wissenschaftlichen Arbeit Zeugnis ablegen. Freilich, die weite Welt weiß nichts von diesen Reichtümern des kleinen Weimar, das um derentwillen allein schon eines Besuches wert ist. Ich erinnere die Festteilnehmer nur an die große geologische Sammlung mit den reichhaltigen Ehringsdorfer Schätzen. Durch die Säle des neuen Museums sind wir gewandert und mancher deutsche Jüngling hat sich gewiß bei dem Anblick der Prellerschen Landschaften unter den blauen Himmel und an das wellenumrauschte Gestade des alten Hellas versetzt. So mächtig wirkt in jenem Saal, der Prellers griechische Landschaften enthält, der schlichte Schönheitssinn auf den Besucher ein. Es ist kein Zufall, daß gerade hier auf dem Boden Weimars, wo uns die antike Muse so häufig entgegentritt, der Schönheitssinn so stark entwickelt ist. Ich habe in der ganzen Stadt keine nüchternen, kahlen Häuserfronten gefunden. Überall aber empfand man das Ringen nach Schönheit: prächtige Anlagen, saubere Häuser in gefälligem Baustil, blumengeschmückte Fenstersimse und weinberankte Mauern beweisen die Freude an dem Schönen, die uns nüchternen Norddeutschen leider nicht in so ausgeprägtem Maße beschieden ist. In ruhiger Schönheit ist auch das Großherzogliche Hoftheater ausgestattet, das uns an vier Abenden der Festwoche aufnahm. Das Bestreben, aus jedem Theaterstück herauszuarbeiten, was nur irgend möglich ist, trat in jeder Vorstellung hervor. Selbst dem belanglosen Grillparzerschen Lustspiel „Weh dem, der lügt", wußte der Darsteller des pfiffigen Leon noch eine einigermaßen spannende Seite abzugewinnen. Die vier Festspiele standen wirklich szenisch und auch mimisch durchaus auf der Höhe der gestellten Anforderungen. Der deutsche Schillerbund hat auch hier sein Bestes geleistet. Wir Jungen danken es ihm.

Was unserm Aufenthalt in der Musenstadt die rechte Weihe und den rechten Inhalt gab, war das Bewußtsein, an den Stätten zu weilen, an denen die Geistesheroen aus der Blütezeit unserer Literatur gelebt, wo sie ihre unvergänglichen Werke geschrieben, und wo sie sich unter schweren inneren Kämpfen zu der großartigen Freiheit des Geistes und Willens durchgerungen haben, der sie vor allen anderen Menschen auszeichnet. Zwei Männer haben in und um Weimar unauslöschliche Spuren ihrer großen Genialität zurückgelassen: Wolfgang von Goethe und Friedrich Schiller. Keiner aber hat seiner Umgebung so deutlich und darum so nachhaltig das Siegel seines Geistes aufgedrückt wie der Erstgenannte. Für den Weimarbesucher, dem nur verhältnismäßig kurze Zeit zum Suchen und Forschen gelassen ist, erscheint Goethe mehr von seiner künstlerischen als von seiner dichterischen Seite. Auf seine Tätigkeit als Maler verweisen die italienischen Landschaften, die er für Anna Amalie, Karl August oder für sich selbst in Italien gemalt hat. Sie bedeuten eigentlich wenig gegenüber den anderen Schöpfungen des großen Mannes. Der Park, in dem das schlichte Gartenhaus Goethes liegt, und durch den sich unter herrlichen Buchen und Ulmen die kleine, dunkle Ilm schlängelt, ist ein Meisterstück gartenkünstlerischer Betätigung. Nicht mit der Herstellung einzelner, zusammenhangloser Baumgruppen und weiter, flacher Rasen begnügte sich das schönheitsuchende Auge des großen Künstlers; nein, er suchte neue Landschaftsbilder zu schaffen. Meisterlich ist es ihm gelungen. Ich weise nur auf den herrlichen Park von Tiefurt hin. Dort zaubert er durch die perspektivische Anpflanzung der Bäume dem Auge eine sich weit forterstreckende Gipfellinie vor und belebt die langgestreckten Formen lieblich durch die runden Kronen weitausladender Kastanien und Buchen oder durch die schlanken Pyramiden der Fichten. Ein wunderbarer Formensinn und ein geklärter Geschmack reden eindringlich aus allen Schöpfungen dieser Art. Der große Praktiker Goethe tritt uns in dem Bau der Bibliothek entgegen, die er nach seinem Plan aus einem Wohnhaus in eine riesige Bücherei umgewandelt hat. Meisterlich hat er besonders die Lichtverhältnisse bedacht. Obgleich die großen Regale mit Büchern ringsherum den Raum ausfüllen, ist doch dem Lichte soviel Zutritt gelassen, daß man auch an jeder Stelle lesen kann. Hier in der Bücherei sind auch die berühmten Büsten von Schiller und Goethe aufgestellt, die den größten Anspruch auf Wahrheit erheben. Goethes Büste zeigt die ganze apollinische Schönheit des Olympiers. Die ganze Universalität Goetheschen Geistes tritt

in ihrem wahren Umfange und leicht überschaubar in ihrer äußeren Betätigung in seinem Wohnhause zutage. Seinen geologischen und mineralogischen Studien legte er die Stein- und Mineraliensammlung zugrunde, Münzsammlungen, Schnitte, Skizzen und Entwürfe dienten seinen geschichtlichen Forschungen. Den Messungen an Schädeln und Knochen gelten seine Arbeiten der Entwicklungslehre. Überall suchte er konkretes Material, Anschauungsstoff zu finden, um aus der Anschauung heraus zur neuen Erkenntnis fortzuschreiten. Welch großer Lehrmeister für die älteren und jungen Pädagogen unter den Weimarfahrern!

Es ist hier nicht der Ort, nach den vielen neugewonnenen Belehrungen über dieses Geistesheros Lebensgang und -inhalt ein Urteil abzugeben. Wir wissen alle, wie ernst und eifrig er nach Erkenntnis gestrebt hat, wie jedes kleine Ereignis im Menschenleben wunderbare Gedanken in ihm auslöste, wie jeder Stein, jede Pflanze, jedes Insekt seinen Geist in Bewegung setzte. Es ist uns aber ebensowenig unbekannt, wie dieser Mann nach einer wahren und tiefen Herzensbildung strebte, um auch der gemütlichen Seite seines Ichs den rechten Umfang und Inhalt zu geben. Er hat den großen Wert der harmonisch gebildeten Persönlichkeit erkannt.

„Volk und Knecht und Überwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit!"

Es ist sein eigenes Bekenntnis. Keinem ist es wohl je so schwer geworden, sich zu diesem Bekenntnis durchzuringen, wie gerade diesem mit allen Vorzügen der Seele und des Körpers begabten Manne, der sein ganzes Leben lang von Leidenschaften und Neigungen ruhelos hin- und hergeworfen wurde. Wieviel uns von seinem Verhältnis zur Herzogin Anna Amalie, von seinem Verkehr mit der geistreichen Charlotte von Stein und dem jungen Karl August, von seinem Leben inmitten der übrigen Hofgesellschaft und schließlich von dem Verhältnis zu Christine Vulpius, seiner nachmaligen Gattin, berichtet worden ist, alles bezeugt den reinen, edlen Sinn und das tiefe, warme Gemüt des großen Dichters. Stolz dürfen wir zu diesem großen Lebenskämpfer aufschauen, der von der Höhe des Daseins in der Menge buntes Treiben unter sich schaut, denn er ist einer der Edelsten unter den Geistesgewaltigen unseres Volkes, denn gerade in ihm vereinigen sich der ernste, nachdenkliche Sinn und die reine Gemütstiefe des Deutschen zu einem hehren Charakter.

Auch dem anderen Dioskuren von Weimar haben wir unsern Dankesbesuch abgestattet, Friedrich Schiller. Mit stiller Andacht haben wir seine Wohnräume betreten, haben vor seinem schlichten Arbeitstisch gestanden, von dem aus seine herzerhebenden Werke hinausgestürmt sind in das deutsche Volk, das damals in den Banden der großen Völkerknechtung seufzte. Hier in diesen ärmlichen Räumen haben wir ganz besonders den Geisteshauch des größten Idealisten verspürt, der sich trotz der Not des Daseins nicht zu Boden drücken ließ, sondern sich stark und kühn aus dem Pessimismus der Jünglings- und ersten Mannesjahre zu einem freudigen Optimismus aufschwang. Auf der Höhe einer solchen Lebensanschauung waren die Sorgen des Alltags für ihn belanglos. Seine Ideale schufen ihm ein neues, von allem Materiellen freies Leben. Sein Streben ging nicht wie das Goethes endlos in die Breite, sondern bewegte sich in die Tiefe. Gar leicht möchte Mancher darum Goethes Geistesentwicklung den Vorzug vor der Schillers geben. Es ist ein Irrtum und ein Mangel an Kenntnissen, wenn dies behauptet wird. Ebenso müßig ist es, lange über die größere oder geringere Bedeutung des einen oder des andern Dichters für unsere Nationalliteratur hin und her zu handeln. Beiden Männern kommt ein gleich großes Verdienst zu an der Entwicklung unserer Literatur und an dem Einfluß auf unser gesamtes Denken. Beide haben uns mit einem gewaltigen Gedankenschatz beschenkt. Schiller hat uns den himmelanstürmenden Idealismus beschert, der das Verlangen nach jenem verlorenen Ideal und dem höchsten Gut weckte, die Sehnsucht nach Freiheit. Sein Idealismus hat mitgekämpft in den Tagen der Befreiungskriege und dem deutschen Volke seine politische Selbständigkeit zurückgewinnen helfen. Goethe hat uns den gesunden Realismus gegeben, den er sich selbst in jahrzehntelangem Ringen erworben hatte. Er stellte nach den Tagen der Befreiung aus korsischem Joch und mittelalterlicher Engherzigkeit den Besten unserer Nation ein neues, edles Lebensziel vor die Augen, die Ausbildung des Einzelnen zur Persönlichkeit und damit zu schlichter, wahrer Menschlichkeit. Weiter und weiter drang dieser

Goethesche Lebensgeist, immer tiefer schlug er Wurzel und gestaltete das gesamte Denken unseres Volkes um. Gerade in unseren Tagen, wo das Ringen nach einer gesunden Weltanschauung lauter denn je gefordert wird, erscheinen uns die Gedanken Goethes so neu, so „modern", da kämpft der lebensfrohe Optimismus so gewaltig um eine bleibende Stätte unter der Kulturmenschheit, daß jeder Einzelne teil daran haben will. Das wäre undenkbar, wenn nicht Schiller diesem vorgearbeitet hätte. Wie beide Dioskuren unsere Literatur mit reichem Schatze beschenkt haben, o haben sie durch diese in gleichem Maße an der sittlichen Erziehung unseres Volkes mitgearbeitet. Beiden gebührt darum in gleichem Maße der Ruhmeskranz.

So sind wir an all den Dichterheroen vorübergewandert, so haben wir sie noch einmal vor unser geistiges Auge treten lassen in ihrer frischen, lebenweckenden Tätigkeit und in ihren großen, anspornenden Persönlichkeiten. Auch einen Sänger aus jüngeren Tagen haben wir an seinem Grabe besucht, Ernst von Wildenbruch. Der Festesjubel in Weimar geht achtlos an der Ruhestätte dieses Sängers aus großer Zeit vorüber, und doch verdient auch dieser edle freie Sohn einer glücklichen Zeit gefeiert zu werden wie andre. Eine Menge andrer Namen, mehr oder weniger bekannt, klangen an unser Ohr, wirkten im Stillen nach und regen jetzt, wo sich die mannigfaltigen Eindrücke klären, zu neuem Suchen an. Ich erinnere nur an Liszt, Hummel, Gluck, an den Komödiendichter Kotzebue, an Arnold Böcklin und Franz von Lenbach, die alle kürzere oder längere Zeit in Weimar weilten. Jetzt in der stillen Arbeitsstube ist es Zeit, ihnen nachzuspüren. So wirkten die Tage der Nationalfestspiele anregend auf uns ein.

Tausendfach waren an den ersten Tagen die neuen Eindrücke auf uns eingestürmt, Auge und Ohr, Herz und Kopf hatten Arbeit die schwere Menge gehabt. Fast wurde es des Guten zu viel. Darum war es uns eine Freude, an einem Tage die Sinne in der freien Luft der Thüringer Berge zu entlaiten. Mit frohem Wandermut fuhren wir hinaus in das einzig schöne Land. Hinauf auf die Wartburg ging unser Weg, auf die feste Burg des deutschen Protestantismus. Zuerst schweifte unser Blick hinaus bis weit an die Berge des Thüringer Waldes, hinweg über grüne Wiesen in den Tälern, über dunkle Tannen oder freundliche Buchen auf den Bergen. Überall genossen wir die Schönheit des Thüringer Landes in vollen Zügen. Eine Perle auf unsern Wanderungen bildete der Trippstein mit dem unvergleichlich schönen Blick in das Schwarzatal. Trotz der ziemlich tropischen Hitze, die uns ungezählte Schweißtropfen und auch manchen guten Seufzer entlockte, blieb die Stimmung froh und feierlich.

Alle Tage standen im Zeichen der Freude. Überall trafen wir freudige Altersgenossen aus Nord und Süd, aus Ost und West. Und das gerade wurde uns eine besondere Freude, unseren Brüdern aus allen Teilen unseres Vaterlandes näher treten zu können und an unserem Teil dazu beizutragen, daß wir uns nicht als Westfalen, Rheinländer, Sachsen, Thüringer, Märker oder Schleswig-Holsteiner fühlten und als solche erkannt werden sollten. Wir waren aus allen Gauen unseres deutschen Vaterlandes zusammengekommen, als Deutsche wollten wir uns an der großen Vergangenheit und ihrem „Nibelungenhort" erfreuen, erbauen und bereichern. Damit wird die Veranstaltung des Deutschen Schillerbundes eine nationale Sache, ein Mittel, die nationale Einigung und Einheit zu fördern. In der deutschen Jugend setzt sie ein, sie wird und muß Früchte bringen. Ein Wehe darum denen, die Bedenken gegen die Weimarer Nationalfestspiele hegen und gar offen aussprechen. Sie verspotten die höchsten und heiligsten Gefühle der deutschen Jugend und aller derjenigen, denen es ernst ist, den nationalen Sinn unseres Volkes zu erhalten und zu stärken.

Für uns Junge aber, die wir in diesem Sommer, dank der Umsichtigkeit der Herren des Deutschen Schillerbundes, dank der Gastfreundlichkeit der Weimarer Bürger und dank der Liebenswürdigkeit der Weimarer Stadtvertretung in dem schönen Ilm-Athen jene unvergeßlichen Stunden der Weihe, der Begeisterung und des fruchtbringenden Suchens und Forschens verlebt haben, besteht der Wunsch: Der Deutsche Schillerbund möge immer mehr Freunde und Gönner finden, daß er fortbestehe und einstmals noch Geschlechtern ebensolche Stunden und Tage bereite, wenn uns die Jugend geflohen hat.

28. VIII. 1911.

A. H. Bachmann,
Seminarist,
Segeberg i. Holst.

Erinnerungen an die Weimarer Festtage 1911.

Was uns dazu trieb, nach Weimar zu gehen? Uns lockten Thüringens schöne Berge, uns zog Weimar mit seinen heiligen Erinnerungen, wir hofften auf fröhliches Beisammensein mit jugendfrohen Genossen. — Nun hat der Alltag uns auseinandergeführt in alle Winde: uns an den Nordseestrand; euch Waldenburger und dich, meinen lieben Grimmaer, zurück ins schöne Sachsenland, ihr Freunde aus Tondern haust nun wieder an der dänischen Grenze, und ihr aus der Magdeburger Gegend wieder bei euren Zuckerrüben: euch alle grüße ich in Gedanken! Prost Lichtenhainer, bei dem wir Brüderschaft getrunken! Wir hatten nie voneinander gehört, wir sind geschieden, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, und doch hat sich um uns ein Band geknüpft, das nie zerreißen wird, ein Band, so stark wie unsre Jugendkraft. Ich seh' euch vor mir, vor mir schweben Bilder, die sich dort mir einprägten, ich möchte zurückeilen und noch einmal genießen und mich noch einmal freuen an all dem Schönen und Großen, was Weimar uns geboten hat. Es ist uns bitter schwer geworden, von diesem wunderschönen Stück deutscher Erde zu scheiden. Und heute, wo die Pflicht und die Arbeit unsere Gedanken wieder beschäftigen, winken diese Tage aus der Ferne und rufen: Vergeßt uns nie, dann werden wir euren Alltag immer verschönen, dann werdet ihr auch nie vergessen, daß ihr durch uns zusammengehört.

Wir kamen aus dem äußersten Nordwesten unseres Vaterlandes. Ich lobe mir meine Heimat, die unsere Vorfahren dem gewaltigen Meere in hartem Kampfe abrangen; sie ist schön. Und doch sind jene gesegneten Landstriche, die wir durcheilten, ganz anders schön. Was wir nur aus Bildern kannten: die stolze Wartburg auf waldiger Höhe, das liebliche Schwarzatal mit seinen rauschenden Wassern und all die andern Perlen des Thüringerlandes, unsere Augen haben ihre Schönheit getrunken. Wir sind gewandert durch die Sommerwelt vom Wartburgfelsen hinüber zum Inselsberg. Da lag das weite deutsche Land zu unsern Füßen: links Thüringen, rechts Franken, und der Ausblick von dieser Völkerstraße ließ uns ahnen, wie schön unser Deutschland ist. Die Sonne lachte so freundlich hernieder und half uns weit hinauszublicken; da haben wir's einmal aus Herzenslust hinausgeschmettert: Ich wollt', mir wüchsen Flügel! — Und nun die Leute dort! Bei uns im Norden ernst und düster und einsilbig, dort immer froh und mitteilsam. Es schien uns, als ob wir überall gern gesehen waren. Das hob die Stimmung nur noch mehr.

Dann standen wir auf Weimars geweihtem Boden. Leise Schauer der Andacht durchwehten mich, als ich hörte: hier wohnte Schiller, hier ist Goethes Haus. Diese Großen die bisher nur durch ihre Worte auf uns wirkten, sind uns nun auch menschlich nahe getreten. Die wenigen Tage haben uns tiefer in ihr Verständnis eingeführt als die langen Jahre vorher, in denen wir uns nur dann und wann mit ihnen beschäftigten. Auf Schritt und Tritt stießen wir auf Erinnerungen, und alle diese zusammen versetzten uns im Geiste lebendig hinein in jene klassische Zeit, als die Männer, die wir verehren, sich hier freuten und hier auch litten. Wir sind dieselben Wege gegangen, die sie täglich gingen, haben dort geweilt, wo die Meisterwerke unserer Literatur geboren wurden. Da kamen nun all die Hunderte von Altersgenossen, alle schauten sie gleich uns ehrfürchtig zu dem Dichterpaar empor — es war, als ob Goethe uns ins Herz blickte, als wenn Schiller uns nach oben zog — und so haben wir alle die heiligen Stätten besucht, wo diese Männer wirkten, haben voll Wehmut an den Särgen in der Gruft gestanden und haben dann immer wieder gefühlt: das ist etwas, was uns alle angeht, es muß doch etwas Großes sein um diese Geisteshelden; ihr unsterblicher Geist hat uns alle angelockt, sie haben uns junges Deutschland in idealster Weise fühlen lassen: Durch uns seid ihr geeint!

Nun traten wir ins Hoftheater. Das war der Mittelpunkt, darauf hatten wir uns am meisten gefreut. Wir Kleinstädter mußten uns schon glücklich preisen, wenn wir im Winter von irgend einer Wandertruppe „Wilhelm Tell" oder „Maria Stuart" freilich mehr als verstümmelt zu hören bekamen. Und nun dieser Genuß der Dramen, die wir bisher nur im Lesen hatten auf uns wirken lassen. Schon da hatten sie uns gepackt, schon da hatten wir uns die Gestalten vor Augen gemalt. Nun standen sie vor uns: der finstere Hagen, Siegfried wie ein lichter Gott, der rasende

Othello, Leon, der treue Schelm, und zuletzt Karl Moor inmitten seiner Räuberschar. So schön hab' ich mir's nie gedacht, so lebenswahre Darstellung habe ich mir kaum vorgestellt. Da haben wir gelernt, welche Lebensfülle diese Werke in sich bergen, und wie sie erst recht Leben gewinnen, wenn ein Künstler seine Seele hineinlegt. Eine Zuschauermenge, wie wir sie bildeten, mag nun ja längst nicht die Urteilskraft, die Erfahrung und das künstlerische Verständnis besitzen, die sonst vielleicht in diesem Raume richten; das eine aber dürfen wir bekennen, das rufen wir laut in alle Welt: Weimars Hoftheater hat uns etwas Hohes geschenkt, hat vielen von uns einen Genuß bereitet, der als erster dieser Art für unser ganzes Leben bleibenden Erziehungswert haben wird. — Ich habe die Nibelungen mehrfach gelesen, gewiß haben sie auf mich gewirkt, wohl jeder von uns wird einmal etwas von dem Höllenzwang gespürt haben, der einen beim Lesen dieses ergreifend traurigen Heldengeschicks festhält. Schon dabei sah ich greifbar alles vor mir sich abwickeln. Hier aber hab' ich alles um mich vergessen, ich fühlte mich hineingezogen in das Treiben da vor mir, — den ganzen Abend klang's in mir von unendlicher Treue, von Treubruch und blutiger Sühne. Wir gingen wie zu einem Gottesdienst, hatten uns vorher gesammelt und waren nachher wie gebannt von dem Schicksal der Helden. So ging es jeden Abend.

Als nun das letzte Wort verklungen war, als der Vorhang sich zum letztenmal schloß und wir dem Tempel der Kunst den Rücken kehrten, da haben wir's im stillen gelobt: Wir standen nicht zum letztenmal hier. Wenn der Schillerbund wieder ruft, sind wir die Ersten, die kommen.

Und du, mein liebes Weimar, mit allem, was dich hoch hinaushebt über deinesgleichen, hab' tausend Dank; du warst der Magnet, der uns alle anzog, du warst der Zauberer, der uns zusammenschmiedete, du warst das Feuer, das uns hoch aufflammen ließ in deutsch-nationaler Begeisterung, du wirst ein helles Licht sein in uns, so lange unsre Jugend blüht.

Friedr. Gerdes, Seminarist in Aurich.

Die Enthüllung des Fritz Reuter-Denkmals in Stavenhagen. „Daß Du die Nase ins Gesicht behältst", würde der biedere Bräsig sagen, was war das für eine „Festivität"! Wahrlich, es war nicht leicht, sich durch diese dreitägige Reuterfeier in Stavenhagen hindurchzufinden. Das sonst so ruhige und bedächtige Obotritenland weiß Feste zu feiern. Und nun erst, wo es galt, den erkorenen Liebling des Volkes zu ehren, ihn, der anfangs wenig beachtet und viel verkannt wurde, von dem es immer wieder hieß „ut em ward nix", der sich dann aber hindurchrang und alle Herzen gewann.

Von nah und fern ist man herbeigeströmt; die kleine Stadt Stavenhagen kann in ihren Gasthöfen die Teilnehmer an der Feier kaum noch fassen. In den Straßen, namentlich in der „Hauptpulsader" der Stadt, der Malchiner Straße, herrscht ein fröhliches und erregtes Hin und Her. Auch der Himmel hats gut gemeint. Er sendet seinen schönsten und wärmsten Sonnenschein herab, der die bunten Farben der mecklenburgischen Fahnen noch heller leuchten läßt, der die kleinen Giebelhäuser mit ihren fuchsien- und goldlackbestandenen Fenstern in ein strahlendes Licht taucht und der sich auf allen Gesichtern widerspiegelt. So waren alle Vorbedingungen für eine fröhliche Feststimmung gegeben, und schon am Vorabend, beim allgemeinen Begrüßungskommers gingen die Wogen der Begeisterung hoch.

Das Hauptinteresse nahm hier eine Rede des bekannten Germanisten der Rostocker Landesuniversität, Prof. Wolfgang Golther, in Anspruch, die darin gipfelte, daß Golther bekannt gab, man trage sich in Rostock mit der Absicht, eine niederdeutsche, eine Art „Fritz Reuter-Professur" und ein plattdeutsches Archiv zu errichten, wie überhaupt eine vielseitige wissenschaftliche Erforschung der plattdeutschen Literatur in die Wege zu leiten. Es folgten dann Ansprachen seitens eines Vertreters der Jenenser Burschenschaft, weiter des Vorsitzenden des „Allgemeinen Plattdeutschen Verbandes", Karl Seemann-Berlin, des Herrn Burmeister-Rostock als Vertreter des „plattdeutschen Landesverbandes Mecklenburg und Lübeck" und des Vorsitzenden des „schleswig-holsteinischen Landesverbandes", Fritz Wischer-Kiel. Da diese drei letzten Reden endlich

auch dem Plattdeutschen, das von der Festleitung leider arg vernachlässigt wurde, zu seinem guten Recht verhalfen, wollte der Jubel kein Ende nehmen.

Am Hauptfesttage, Mittwoch, den 12. Juli, morgens 8 Uhr, wurde die feierliche Schmückung der Gräber von Reuters Eltern und Freunden vorgenommen. Dann wurden die Stadt und die mannigfachen Reutererinnerungen besichtigt, allen voran die Geburtsstätte Reuters, das Rathaus. Auf einer Marmortafel liest man, daß hier am 7. November 1810 Fritz Reuter geboren wurde. „Auf Beschluß von Rat und Bürgerschaft" — so heißt es eine Zeile drunter — wurde diese Tafel hier an diesem Hause angebracht. Ein nettes Bürokraten- und Krähwinkelstückchen, das denn auch gebührend durch den Mecklenburger Volkswitz gegeißelt worden ist. Die Stemhäger pflegen nämlich zu sagen, Fritz Reuter sei hier auf „Beschluß von Rat und Bürgerschaft" geboren! — Auf dem Markte befinden sich weiter das Wohnhaus vom Ratsherrn Herse „Unkel Hers'", des „Bäcker Witt", „de Retters-schaul", das „Tanzlokal von Grammelin", wo der berühmte Rahnstädter Reformverein tagte; weiter sieht man noch Moses' Haus, die Wohnung des Färbers Ladendorf („Meinswegen") und des Apothekers Grischow. — Hinter der Kirche liegt die alte Reutersche Brauerei mit der „Krappmühle" auf dem Hofe. Die Brauerei wurde bekanntlich Mitte der 30 er Jahre vom Bürgermmeister Reuter als erste Bierbrauerei in Mecklenburg errichtet. Man weiß auch, welch' guten Rufes sich das hier gebraute „Stemhäger Burmeisterbräu" erfreute. — Endlich kommt man zum „Schloß", diesem altehrwürdigen, inmitten eines wundervollen Parks gelegenen Amtsgebäude, das in seinem prächtigen Blütenschmuck von Glycinen und „roten Rankröselein" einem Märchenschlosse gleich aus den hohen Bäumen emporragt. Hier residierte einst der biedere Amtshauptmann Weber. Hier verübte der „Slüngel" Fritz Sahlmann seine Streiche; hier schwang „in den unteren Regionen" Mamsell Westphalen ihr Szepter.

Um 11½ Uhr fand dann die feierliche Enthüllung des Denkmals statt, die mit dem durch einen plattdeutschen Männerchor gesungenen schönen Liede „Min Mecklenburg" von Helmuth Schröder ihren Anfang nahm. Offiziell vertreten waren die sämtlichen plattdeutschen Verbände und Vereine aus ganz Niederdeutschland, sowie aus Koblenz, Mainz und Frankfurt a. M.; weiter das „Nedderlandsche Reuterkomitee", das in Amsterdamm besteht, alle deutschen Burschenschaften, die Universität Rostock usw. Auch der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der Herzog-Regent Johann Albrecht von Braunschweig und Prinz Heinrich der Niederlande wohnten der Feier bei. An bekannten Persönlichkeiten sah man — außer den Verwandten Fritz Reuters — den Reuterforscher Prof. Gaedertz, Oberkirchenrat Giese, die plattdeutschen Schriftsteller Carl Schöning, August Seemann, Louis Israels, Friedrich Cammin, Fritz Kähler, Albert Schwarz u. a. — Die Festrede hielt der jetzt in Berlin als Chefredakteur des Kladderadatsch ansässige Schriftsteller Paul Warncke, ein gebürtiger Mecklenburger, der sich schon als Verfasser der ausgezeichneten plattdeutschen Reuterbiographie „Fritz Reuter, woans hei lewt un schrewen hett" eine angesehene Stellung in der plattdeutschen Literatur erworben hat. Er wies auf die engen Beziehungen hin, die Reuter mit seiner Vaterstadt Stavenhagen für immer unlösbar verknüpfen, und zeichnete in kurzen prächtigen Strichen ein Bild Stemhagens zur Zeit Reuters. Dann pries er den Dichter als einen Helden, der alles Leid, alle Zeiten der Prüfung und der brennenden Sorge siegreich überdauert habe und der dann die Größe, die Reinheit, die Güte seiner Seele offenbart habe; „denn nur der Gute, der Gütige hat Humor!" „Den Begriff niederdeutscher Art und Sprache wird man nie trennen und trennen können von dem Namen Fritz Reuters." Und endlich zog Warncke die Summe von Reuters reichem Leben in den köstlichen Versen:

„Vel harte Last
Un wenig Rast,
Vel Hen un Her
Un Krüz un Quer.
Vel tau vergewen;
Vel Sorg, vel Nod —
Ach Gott, wo swer
Un doch wo grot,
Wo schön so'n Lewen!"

Nachdem Warncke geendet hatte, sprach noch der Stavenhager Bürger-

meister Dr. Wunderlich einige Worte, worauf sich die fürstlichen Herrschaften das Denkmal in seinen Einzelheiten von dem Schöpfer desselben, Prof. Wandschneider, einem gebürtigen Mecklenburger, erläutern ließen. Es folgte dann eine schier endlose Reihe von Deputationen, so daß sich Kränze auf Kränze häuften. — Das Denkmal selbst ist in seiner Eigenart höchst anziehend. Das Gesicht Reuters ist von großer Ähnlichkeit und prächtig im Ausdruck getroffen. Rechts und links von dem Bildnis des Dichters, das in Bronze gegossen ist, sieht man, gleichsam einen Reigen um Fritz, ihren geistigen Vater schlingend, seine Musenkinder. Alle die bekannten Reuterschen Figuren sind da: aus der „Stromtid", „Hanne Nüte", der „Franzosentid" und den übrigen Hauptwerken. Auf alle diese, in einem durchbrochenen Reliefries prächtig herausgearbeiteten Gestalten schaut nun der Dichter, wie zurückblickend auf sein Lebenswerk, herab. Die Figuren, die etwa 50 Zentimeter hoch sind, sind gleichfalls aus Bronze und stellen eine schöne bildhauerische Illustration zu Reuters Werken dar. Die Anordnung des Frieses ist höchst reizvoll und eigenartig. Es ist eine Art in acht Abteilungen geteilte Balustrade der oberen Lehne einer monumentalen Granitbank, die das Postament und die Reuterfigur begrenzt. Die Größenverhältnisse sind sehr glücklich dem Platz vor dem Rathaus und diesem selbst angepaßt. Die Feier in ihrer Gesamtheit bot bei dem herrlichen Sommerwetter ein prächtiges Bild und nahm einen weihevollen Verlauf, mit dem scheinbar auch der „Meister Langbein", der sein Nest oben auf einem Giebeldache am Markt aufgeschlagen hatte, zufrieden war, denn er begleitete die Höhepunkte des Festes prompt durch sein zustimmendes Geklapper.

Am Nachmittag fand ein großer Festzug statt, der eine Reihe von Gestalten und Szenen aus Reuters Werken in historischen Kostümen in sehr gelungener Weise darstellte. Daran schloß sich ein Festessen, und abends gab es noch Vorträge aus Reuter. Schließlich war Musik und Tanz in allen Gärten und Lokalen der Stadt, und noch lange, bis spät in die herrliche Sommernacht hinein, jubelte und sang es überall.

Als Abschluß der Festtage wurde am Nachmittag des 13. Juli ein Ausflug nach dem nahen Ivenack gemacht, das im Glanz des Sommertages dalag „als eine liebliche, der Ruhe geweihte Oase in dem rings von Mühe und Arbeit durchfurchten Lande, die, einer schlummernden Najade gleich, sich auf grünender Au und blumiger Wiese gelagert hat und ihr vom Laube tausendjähriger Eichen umkränztes Haupt in dem flüssigen Silber des Sees spiegelt." Es war in der Tat eine vortreffliche Idee, gerade diese Stätte zu wählen, von der Fritz Reuter sagt, daß sie ihm „das Liebste, was er auf Erden kannte", war. —

Und als man des Abends, umwoben von den Erinnerungen an des Dichters Jugendparadies, selbander heimwärts zog, da gab es nur lachende, fröhliche Menschen. Gesang und Musik ringsum. Frohsinn im Herzen und helle Lust auf allen Gesichtern — wahrlich ein schöner Ausklang der ereignisreichen Festtage, die dem Dichter galten, der wie kein zweiter Frohsinn und Humor mit vollen Händen spendete und dem es nach seinem eigenen Ausspruch als das Höchste galt „alle Menschen glücklich wissen, alle Menschen glücklich machen."

Dr. Richard Dohse.

Von Dmitri Mereschkowski, dessen machtvoller Roman „Leonardo da Vinci" erst in den letzten Tagen in einer billigen Volksausgabe auch den weitesten Kreisen zugänglich wurde, bringt demnächst die Verlagsbuchhandlung Schulze u. Co. in Leipzig eine mustergültige Übersetzung des neuesten gewaltigen historischen Romanwerkes über Alexander I. und die Dekabristen. Um dem Werke größte Verbreitung zu ermöglichen, wird der Preis ein ungewöhnlich billiger sein.

An die Leser. Noch einmal — wir glauben versprechen zu können: zum letztenmal — müssen wir eine Bitte an unsere verehrten Leser wagen. Es handelt sich um eine Erhöhung des Bezugspreises um vierteljährlich 50 Pfennig. Das macht für das Monatsheft rund 16 Pfennig aus. Wir hoffen, daß die, denen unser Blatt lieb

geworden ist, diese kleine Mehrbelastung ohne Murren auf sich nehmen werden. Für den Eckart bedeutet der Zuschuß eine große Unterstützung sowohl angesichts der gesteigerten technischen Herstellungskosten (Erhöhung der Buchdrucker- und Buchbinder-Tarife) wie einer würdigen Honorierung der Mitarbeiter. Daß auch dann noch unsere Zeitschrift im Verhältnis zu Umfang und Wert des Inhalts zu den billigsten deutschen Blättern gehört, dürfen wir ohne Übertreibung behaupten. Auf hohen Gewinn hat es die Geschäftsleitung des Blattes nicht abgesehen. Wohl aber besteht die Absicht, den Eckart immer vollkommener auszubauen. So werden die Abonnenten außer den Veröffentlichungen der Deutschen Zentralstelle zur Förderung der Volks- und Jugendlektüre das wertvolle Beiblatt „Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes“ als neue Zugabe erhalten. Der belletristische Teil, den wir mit einer schönen Originalnovelle Julius Havemanns eröffnet haben, wird sorgfältig gepflegt und bereichert werden. Auch für die Bücherkritik ist eine Vermehrung unter Ausschluß gleichgültiger Erscheinungen geplant. Selbstverständlich bleibt der Umfang der Hefte zum mindesten erhalten. Wir hoffen jedoch, daß wir, wenn wir wie oft eine Überfülle guter Gaben haben, auch hier leichteren Herzens als bisher den Raum erweitern können. In den ersten Heften des neuen Jahrgangs werden außer Aufsätzen erster Schriftsteller Veröffentlichungen aus Wilhelm Raabes Nachlaß, Ungedruckte Gedichte von Strachwitz, Novellen von Julius Havemann, H. W. Seidel u. a. erscheinen. So bitten wir, dem Eckart die Treue zu halten, auch wenn er von nun an vierteljährlich 2 Mark von seinen Abonnenten erhebt.

Redaktion und Verlag.

Vom Büchertisch.

Junk, Viktor: Tannhäuser in Sage und Dichtung. München, C. H. Beck.

Kaiser, Isabelle: Der wandernde See. Köln a. Rh. J. P. Bachem.

Kalcher, Kurt: Trust, Zeitbild in fünf Teilen. Leipzig, Xenien-Verlag.

Karsch, Hans: Dur und Moll. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Keller, Gottfried: Abraham a Sancta . Clara. Bern, Gustav Grunau.

Keyserling, Hermann Graf: Schopenhauer als Verbilder. Leipzig, Fritz Eckart.

Kiene, Adolf: Macht und Recht. Eine Geschichte aus dem Anfange des XVII. Jahrhunderts. Wolfenbüttel, Zwißler.

Kiesewetter, Bruno: Student u. Arbeiter. Dresden, E. Pierson.

Kind, Aug. D.: Erlösung und Versöhnung. Heidelberg, Evangelischer Verlag.

Klaiber, Theodor Dr.: Frauenbriefe aus drei Jahrhunderten. Stuttgart, Ev. Gesellschaft.

Klee, E.: George Washington und Benjamin Franklin. Volks- und Jugendbibl. Bd. 63. Gütersloh, Bertelsmann.

Klob, K. M.: Im Reiche der Töne. Ulm, Heinrich Kerler.

Koester, Hugo: Kothurn und Leyer. Dramatische und lyrische Dichtungen. I., II. u. III. Bd. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.

Kolbe, Elisabeth: Marienfäden. Lengerich i. Westf., Bischof u. Klein.

Korn, Eugen: Heine-Kalender für das Jahr 1911. Leipzig, Xenien-Verlag.

Krause, Anna Freiin v.: Das Licht und die Finsternis. Köln a. Rh., J. P. Bachem.

—: Starke Liebe. Köln a. Rh., J. P. Bachem.

Kück, Dr. Eduard, und Prof. Heinr. Sohnrey: Feste und Spiele des deutschen Landvolkes.

Kügelgen, Const. Wilh. v.: Erlebtes und Erstrebtes. Leipzig, Röder u. Schumke.

Küßner, Gustav: Was ist Christentum. Leipzig, J. C. Hinrichs.

Lau, Fritz: Kattenlüd. Garding, H. Lühr u. Dircks.

Lechler, Cornelie: Der Tiere Klugheit und Gemüt. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Lehmann, Dr. Joh.: Paulus. Bilder aus dem Leben des Apostels. Deuben b. Dresden, B. Weißer.

Lemp, Eleonore: Schillers Welt- und Lebensanschauung. Frankfurt a. M.: Moritz Diesterweg.

Lepoids, M.: Wie Gertrud die Kunst lieben lernte und anderes. Borna, Albert Reiche.

Liliencron A. v.: Ein junger Held aus dem Befreiungskriege.

Lindau, Paul: Der Held des Tages, Berlin W. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

Liselotte in ihren Briefen. C. F. Amelang, Leipzig.

List, Guido: Die Religion der Ario-Germanen in ihrer Esoterik und Exoterik. Leipzig und Zürich, Adolf Bürdeke.

Loewenfeld, J. R. v.: Kirchlicher Liberalismus von heute. Karlsruhe i. B., Ev. Schriftenverein.

Lonau, Walter: Der Weg des Lichts. Drama aus der ersten nachchristlichen Zeit. Selbstverlag des Verfassers.

Loti, Pierre: Die Entzauberten. Berlin, Dr. Wedekind u. Co.

Lublinski, Samuel: Kaiser und Kanzler. Tragödie. Leipzig, Xenien-Verlag.

Lutz, Walter: Die Kraftgenies, Lustspiel aus der Biedermeierzeit in fünf Akten. Stuttgart, R. Lutz.

Maartens, Maarten: Heilende Mächte. Bonn, Albert Ahn.

Matzdorf, Paul: Wander- und Spielbüchlein. Ratgeber für Wanderungen und Schulfeste. Leipzig, Arwed Strauch.

Meier, Josef, Hofrat: Fürsorgewesen für das frühe Kindesalter. 8 Vorträge. München, O. Gmelin.

Meister, Friedrich: Das verschollene Schiff. Leipzig, Abel u. Müller.

Mercator, B.: Blicke in allerlei Pfarrhäuser. Hamburg, Gustav Schloeßmann.

Mewis, Marianne: Mettes Kinder. Deutsche Novellen. Bd. IV. Dresden, Carl Reißner.

Michaelis, Karin: Der Sohn. Dresden-Loschwitz, Max Menzel.

Mistral, Frederic: Erinnerungen und Erzählungen. Leipzig-Berlin, Grethlein u. Co.

Müllendorf, P.: Deutschland und Frankreich. Bonn, Albert Ahn.

Müllenhoff, E.: Aus einem stillen Hause. Leipzig, C. F. Amelang.

Müller, Gustav Adolf: Stimmen toter Dichter. Dresden, Max Menzel.

Müller, Johannes: Bausteine für persönliche Kultur 1, 2, 3.

Müller, Richard: Die Budderbärwel von Diefedhal. Dorfbilder in Pfälzer Mundart. Eugen Crusius, Kaiserslautern.

Naumann, Heinrich: Du mein stilles Tal. (Bücherschatz d. Deutschen Dorfboten, Bd. IV.) Berlin, SW. 11, Deutsche Landbuchhandlung.

Neter, Eugen Dr.: Elternbriefe über Kinderpflege und Erziehung. München, Otto Gmelin.

Neumann, Philipp: Handbuch der Volksgesundheitspflege. München, Otto Gmelin.

Nevinson, W.: Die Bitte des Pan. Berlin, Schles. Verlagsanstalt.

— Credit. E. Pierson's Verlag, Dresden.

Niemann, August: Gefährliche Verbindungen. Berlin, Verlag Berlin-Wien.

Nieritz, Gustav: Der Findling oder Die Schule des Lebens. Volks- und Jugendbibl., Bd. 124. Gütersloh, Bertelsmann.

Oertzen, Georg von: Luginsland. F. Gutsch, Karlsruhe.

Oettinger, Kurt: Aus Sturm und Traum. Berlin W., Hans Bondy.

Orth, Minnie: Heimkehr, Ein Lebensbild. E. Pierson's Verlag, Dresden und Leipzig.

P., E. v.: Gute Umgangsformen. Ein Ratgeber insonderheit für junge Männer Breslau I, Altbüßerstr. 8-9. Evang. Buchhandlg., Gerhard Kauffmann.

— Ratgeber für junge Mädchen. Ebda

Pfeffer, Georg Dr.: Rabelais Gargantua und Pantagruel. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer.

Philippi, Sabine: Vom frühen Leben. Leipzig, Xenien-Verlag.

Plüß, Dr. B.: Unsere Bäume und Sträucher. Freiburg i. B., Herder.

Payot, Jules: Die Erziehung des Willens. Leipzig, Voigtländer.

Raschke, Theodor: Unsere Vaterstadt Charlottenburg. Schiller-Buchhandlg., Ch.

Retsiem, Carl: Das Buch der Freundschaft. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Reuter, Wilh. Dr.: Literaturkunde. Freiburg i. B., Herder.

Reventlow, Graf zu: Welt, Volk und Ich. Leipzig, Fritz Eckardt.

Richard, C.: Laboremus. Leipzig, Verl. Deutsche Zukunft, G. m. b. H.

Riehl, Ernst August: Das andere Leben. Leipzig, Xenienverlag.

Roeßler, Karl: Hinterm Zaun. München, Spiegel-Verlag.

Rohrmann, Erika: Nora. E. Pierson, Dresden und Leipzig.
Rosen, Friedrich: Die Sinnsprüche Omars, des Zeltmachers. Aus dem Persischen übertragen. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.
Rosegger, Peter: Volksreden. Berlin W. 9, E. Kantorowicz.
Rosegger, H. L.: Der Stegreifritter. Leipzig, E. Seifert.
Rudert, Theodor: Neue Theorien über die geschlechtliche Liebe etc. Halensee-Berlin, Verlag für aktuelle Philosophie.
Runeberg, Johann Ludwig: Fähnrich Stols Erzählungen. Deutsch von F. Tilgmann. Leipzig, Hinrichs.
Sandt, H., und W. Schlegel: Königin Luise. Schiller-Buchhandlung, G. m. b. H., Charlottenburg.
Schaffner, Jakob: Die Erlhöferin. Berlin, S. Fischer.
Schawaller, Curt: Dessauermarsch. Leipzig, Xenienverlag.
— Juliane. Leipzig, Xenienverlag.
— Mephi-Boseth. Leipzig, Xenienverlag.
Schawaller, Fritz: Das Blutgericht zu Thorn. Leipzig, Arwed Strauch.
Schemann, Ludwig: Gobineau und die deutsche Kultur. Leipzig, Fritz Eckardt.
Schettler, Paul: Mitternachtszauber. Stuttgart, Greiner u. Pfeifer.
Schierbaum, Heinr. Dr.: Literarische Ernte. Bd. I. Robert Hamerlings Dichtung. „Ahasverus in Rom." Münster (Westf.), Franz Coppenrath.
Schillers Liebesfrühling. C. F. Amelang, Leipzig.
Schilling, Herm.: Sonnenliebe. Berlin und Potsdam. A. Stein.
Schmidt, Gustav: Politik und Reich Gottes Leipzig, Excelsior-Verlag.
Schmidt, Maximilian: Der blinde Musiker. H. Haessel. Leipzig.
Schmitt, Askan: Herrn Manfred Pulvermüllers Wanderung von Lindenstadt nach Kaldenbreit. Weimar, Askan Schmitt.
Schmitt-Hartlieb, Max: Joachim Nettelbeck. (Deutsche Charakterköpfe, Bd. IV.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.
Schnabel, Heinz: Primitien. Leipzig, Fritz Eckardt.
Schott, Anton: Die Geierbuben. Freiburg i. B., Herder.
Schreiner, Ernst: Was dir im Herzen widerklingt. Stuttgart, Buchhandlg. des Deutschen Philadelphia-Vereins.
Schuder, Kurt: Friedrich Hebbel, Denker, Dichter, Mensch. Leipzig, Otto Weber.
Schulze, Friedr.: Die Franzosenzeit in deutschen Landen 1806—1815. Leipzig, R. Voigtländer.
Schulz-Tharau, Otto: Hildburg-Tragödie. Leipzig, Xenienverlag.
Schultze, Ernst Dr.: Kulturgeschichtliche Streifzüge. Hamburg, Gutenberg.
Schumacher, Tony: Meine Oberammergauer von einst und jetzt. Stuttgart, Levy u. Müller.
Seeliger, Ewald Gerhard: Der Schrecken der Völker. Berlin W. 30, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.
Seher, Dr. med., Carl: Was jedermann von der Gesundheitspflege wissen muß! Hygienischer Wegweiser. Martin Warneck, Berlin.
Seydel, Martin: Deutscher Glaube. Leipzig, J. C. Hinrichs.
Skovgaard-Petersen, C.: Das Buch der Jugend. Berlin, Martin Warneck.
Sleumer, Albert Dr.: Victor Hugo. (Bücher der Weisheit und Schönheit.) Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer.
Smidt, Heinrich: Der Glücksschiffer. (Volks- und Jugendbibliothek 230.) Gütersloh, C. Bertelsmann.
Soden, Eugenie von: Von Freiheit zur Größe. Basel, Ernst Findh.
— Wissen ist Macht. Basel, Ernst Finckh.
Sohnrey und Kassebeer: Deutscher Sagenschatz. Wiesbaden, Emil Behrend.
Spillmann, Joseph: Der schwarze Schuhmacher. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B.
— Um das Leben einer Königin. I. und II. Bd. Freiburg i. B., Herder.
— Ein Opfer des Beichtgeheimnisses. Freiburg i. B., Herder.
Spiessen, Max von: Tante Kläres Raritäten. Dülmen i. Westf., A. Laumann.
Stavenhagen, Fritz: Mudder Mews. Hamburg, Gutenberg-Verlag.
Stern, Maurice Reinhold von: Wilh. Jordan. Frankfurt a. M., Hans Lüstenöder.
Stieler, Karl: Bilder aus Bayern. Stuttgart, A. Bonz u. Co.
Stifter, A.: Der Hochwald. Leipzig, C. F. Amelang.
— Der Waldsteig. C. F. Amelang, Leipzig.
— Feldblumen. C. F. Amelang, Leipzig.
Stille, G.: Marie. Stade, Friedr. Schaumburg.
Streit, Alfred: Von der Wiege bis zum Grabe. Berlin W. 30, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, H. Ehbock.

Strümpfel, E.: Was jedermann heute von der Mission wissen muß. Berlin, Martin Warneck.

Strunz, Franz Dr. phil.: Beiträge und Skizzen zur Geschichte der Naturwissenschaften. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.

Sturmfels, Käthe: Was ist der Frau erlaubt, wenn sie liebt? Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer.

Sudermann, Herm.: Rosen. Vier Einakter. Stuttgart und Berlin, Cotta.

Tempsky, Elsbeth von: Mädchen. Ein Wort für unsere Zeit. Breslau, Gerhard Kauffmann, Altbüßerstr. 1.

Terramare, Georg: Goldafra. Dramatisches Gedicht in 3 Akten. Leipzig, Xenienverlag.

Teweles, Heinrich: Das Romanschiff. Berlin W. 30, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

Tolstoj, Leo, Graf: Kreuzersonate. Leipzig, Schulze u. Co.

— Brief an einen Chinesen. A. Sponholtz, Hannover.

Tönjes, Hermann: Ovambolaud. Berlin, Martin Warneck.

Traudt, Valentin: Gedichte. Cassel, Friedr. Scheel.

Traulsen, Heinrich: Die Leute im Watt. Leipzig, Thüringische Verl.-Anstalt.

Trebitsch, Arthur: Antaios. Wien und Leipzig, W. Braumüller.

— Antaios. Zweites Buch. Gespräche und Gedankengänge. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller.

Uhse, Beate: Unter der Lebenseſche. Leipzig, Xenien-Verlag.

Vedel, V.: Ritterromantik. (Aus Natur und Geisteswelt, 293 Bd.) Leipzig, B. G. Teubner.

Vogt, Fr.: Das Königs- und Kaiserideal in der deutschen Dichtung des Mittelalters. Marburg, N. G. Elwert.

Volk, G.: Aufwärts! Bücherei zur Belehrung und Erholung, Bd. 1—10. Frankfurt a. M., E. Grieser, Niddastr.

Volland, Friedrich: Balladen der Liebe. Axel Junker.

Wachsmuth, H.: Fatum Poloniae. Wolfenbüttel, Jul. Zwißler.

Wagener, Adolf J.: Das Recht auf ein Heim. Leipzig, Xenien-Verlag.

Wagner, E.: Jugend. Leipzig, Friedrich Jansa.

Wahlberg, Ferdinand von: Christian Bode. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller.

Wahlström, Irene: Kleine Märchen für große Leute. Stuttgart, Max Kielmann.

Walloth, Wilh.: Im Schatten des Todes. Sueviaverlag, Jugenheim a. d. Bergstraße.

Wallsemann, Hermann: Heinrich Pestalozzi. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.

Walter, Robert: Vögel. Bunte Fabeln. Hamburg, Alfred Janssen.

Warneck, D. Gustav: 1834—1910. Blätter der Erinnerung v. D. M. Kähler und Joh. Warneck. Berlin, Martin Warneck.

Wehrmann, Hans: Das Licht der Tiefe. Schwerin i. Meckl., Fr. Bahn.

Weiß, Heinrich: Gudrun, Schauspiel in 5 Akten. Leipzig, Xenienverlag.

Wendebourg, W.: Draußen und Daheim. Hannover, Erich Wendebourg.

Weniger, Ludwig: Jugenderziehung und Weiterbildung. C. Bertelsmann, Gütersloh.

Westenberger, Bernhard: Wie es so kam. Leipzig, Otto Wigand m. b. H.

Wette, Hermann: Neue Westfälische Gedichte. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Wied, Gustav: Wie die Menschen einmal sind. Berlin W. 230, Herm. Ehbock.

Winterfeld-Warnow, E. von: Fürstin Mechtild von Werle. Stuttgart, Max Kielmann.

Wir Pfarrerskinder. Aufzeichnungen eines Kindes. Suevia-Verl., Jugenheim a. d. Bergstraße.

Wirter, Owen: Novellen aus dem wilden Westen. Gutenberg-Verlag, Hamburg.

Woilin, M.: Die Belagerung von Woldegk. Stuttgart, J. F. Steinkopf.

Zettel, Karl, Dr.: Hellas und Rom im Spiegel deutscher Dichtung. I. und II. Palm u. Enke, Erlangen.

Verantwortl. Schriftleiter: Wilhelm Fahrenhorst, Berlin. — Druck und Verlag der Schriftenvertriebs-anstalt G. m. b. H. (Abt.: Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken), Berlin SW 68.

Jugendschriften-Rundschau

Herausgegeben, in Verbindung mit dem Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken, von der Deutschen Zentralstelle zur Förderung der Volks- und Jugendlektüre, Dahlem-Berlin, Post Gr.-Lichterfelde-W., Altensteinstraße 51

Nr. 12 November 1910

Mädchenlektüre.

Von Frida Schanz.

Die Junge-Mädchen-Geschichte ist von jeher ein Gegenstand meiner Vorliebe und meines besonderen Interesses gewesen. Das ist mir nicht gut bekommen. Kritiker meines poetischen Schaffens sprachen sich geringschätzend darüber aus, daß ich auch eine Jungemädchen-Schriftstellerin sei. Ganz langsam hat sich ein ansteckendes Vorurteil, das aus solchen Aussprüchen allmählig erwuchs, im Laufe der Jahrzehnte wieder gewendet. Ich habe mich oft im Stillen gefragt: hat wohl je einer jener Kritiker, die mir aus meiner Jugendschriftstellerei einen Vorwurf machten, sich darum gekümmert, w a s für Jugendgeschichten, was für Jungemädchengeschichten ich schreibe?

Wenn es einen Autor aus innerstem Interesse auf dieses Gebiet drängt, wenn seine Geschichten einfach, gesund, natürlich sind, sei der Titel „Jugendschriftsteller" der höchste Ehrentitel, habe ich immer gedacht.

Aber eine andere Seite der Sache hat mich noch viel mehr stutzig gemacht.

Die Jugendschriftenkommissionen selber, die Lehrer, bei denen ich im Stillen Interesse erhoffte, sprachen sich gegen die Jungemädchengeschichte aus, und das verächtliche Urteil über süßliche, kindische, törichte Mädchengeschichten wurde auch auf meine Sachen bezogen, oder meine Jungemädchengeschichten wurden in den Listen der empfehlenswerten Jugendbücher einfach nicht aufgezählt. Ich fragte auch da im Stillen, ob sie meine „Huberta Sollacher", meine mit Luise Koppen zusammen verfaßten Jungemädchengeschichten: „Wachsende Kräfte", mein „Morgenrot" wohl gelesen haben? Ich möchte nicht für mich und meine Bücher hier reden, sondern nur an meine eigenen Erfahrungen anknüpfend, für die Gattung, die mir nach wie vor wertvoll, erzieherisch im höchsten Grade erscheint, sprechen.

Einzelne Jugendschriftenkommissionen und sehr viele Lehrer und Kritiker brechen über die ganze Gattung der Jungemädchengeschichte einfach den Stab. Wozu eine Sonderliteratur für das Alter, in dem der Mensch das Auge für die ganze Welt öffnen soll?

Dem Prinzip, den Horizont der Jugend nicht einzuschränken, das junge Herz zu weiten, das Mädchen hoch zu nehmen, seine Anschauungen frei und groß zu machen, stimme ich aus voller Seele bei.

Auch ich sage: weg mit jener törichten, schmeichlerischen Backfischliteratur, die nur tausende von jungen Mädchen unglücklich macht und verstimmt, die sentimentale Sehnsucht erweckt nach Flirt und frühreifer Liebelei, die die Töchter grillig und ungerecht werden läßt gegen die nüchternen Anforderungen des einfachen Elternhauses!

Das ungezogene, aber in seiner Ungezogenheit reizende junge Mädchen wird zu angenehmer Strafe in eine Pension gesteckt, eine so törichte, wie es sie, Gott sei Dank, gar nicht gibt, — trotzt, flirtet, tollt da weiter, wird aber schließlich im Laufe von einem Viertel- bis höchstens einem halben Jahr irgendwie zu einem Ideal, um das sich drei bis sechs wertvolle junge Männer glühend bewerben. Der idealste und wertvollste führt die stachelbewehrte Heiderose schließlich strahlend heim.

Das ist der Typus einer Gruppe mit höchstem Erfolg gekrönter Jungemädchenbücher.

Aber wie falsch wäre es, die ganze Gattung mit diesen, auf den schlechtesten und ungebildetsten Töchter- und Elterngeschmack spekulierenden Machwerken in einen Ramsch zu werfen, hiernach der Jungmädchenliteratur die Existenzberechtigung abzusprechen!

Was von einer höheren Warte, von literarischem Reifestandpunkt aus dem Jungemädchenleben abzugewinnen ist an feiner Betrachtung, Humor, Liebenswürdigkeit und Ernst der Schilderung, haben die Meisterinnen der Mädchengeschichte, Ottilie Wildermuth und Johanna Spyri, reichlich bewiesen. Auch meine Mutter, Pauline Schanz, hat — das lasse ich mir nicht nehmen — das Drängen und Gähren der jungen Mädchenseele in vielen tiefergreifenden Mädchengeschichten seiner Zeit gut geschildert. Eine dieser Geschichten „Hermine", in der ein dem Vaterhaus in einer vornehmen Pension entfremdetes junges Mädchen unerwartet den Besuch ihrer altmodischen kleinstädtischen Mutter empfängt und sich ihrer vor den Freundinnen schämt, erscheint mir noch heute geradezu als das Muster einer Mädchengeschichte.

Wie viel Irrung und Wirrung, wie viel Torheit und Wahn, Sehnsucht und Streben, Liebe und Leid ist doch in einem solchen Mädchenherzen, heute wie damals! Alle Mädchengymnasien und Universitäten haben daran nichts geändert. Das Feld der Konflikte ist nur noch größer geworden. Das Klügerdünken, das Auflehnen der jungen Generationen gegen die alte, das Heraussehnen aus dem Engen, der unverstandene Märzsturm der Gefühle, den die Weibnatur herbeiführt und den kein Sport, kein Studieren, kein

Rauh- und Sprödetun je unterdrückt, ist heute genau dasselbe wie zu meiner eigenen Mädchenzeit.

Die Momente der Freundschaft, der jugendlichen Abneigungen, des oft so schmerzlichen Mißverstehens zwischen Mutter und Tochter, dazu alle die intensiv interessanten neuen Ausbildungs- und Bildungsmomente der Jugend, Reisen, Sport, — was kann die Feder der stillen, aufrichtigen Beobachterin aus dem allen Wertvolles, Erziehliches, Förderndes schöpfen!

Ein feiner, guter Humor geht dabei immer über ernsthaftes Dozieren! Die Hauptbedingung alles Jugendschriftstellerns aber ist die wirkliche echte Erzählerkunst. Wie viele meinen die zu haben, wie wenige haben die! Die Kunst, die mit dem ersten Wort umstrickt, die keine Effekte sucht, die das Kleine bedeutsam macht. Ich glaube, diese Kunst ist im Grunde nichts anderes als — Seele. Das tiefe wirkliche In-der-Sache-sein, die große Nächstenliebe, die zarte Teilnahme geben der Sprache den stillen leisen Zauberklang. Hermine Villinger, Luise Koppen, Anna Klie sind von den modernen Erzählerinnen als solche Zauberinnen zu nennen. Auch Agnes Hoffmann hat die rechte liebe Art. Der Norweger Aanrud in seinem „Sidsel Langröckchen" allen voran.

Ich habe ein Jahrbuch „Junge Mädchen", das ich einmal sieben Jahre lang redigierte, aus Mangel an genügendem Material, an wirklichen tüchtigen Meistergeschichten, eingehen lassen. Zugeständnisse mochte ich nicht machen. Es wächst zu wenig vom Besten, zu viel vom Schlechten auf diesem vielumstrittenen Gebiet!

Damit ist das Urteil über die ganze Mädchengeschichtenfrage, glaube ich, ausgesprochen.

Mitteilungen der Deutschen Zentralstelle zur Förderung der Volks- und Jugendlektüre.

1. Außer dem in der Septembernummer 1910 erschienenen Verzeichnis empfehlenswerter Bücher für junge Mädchen, veröffentlicht die Zentralstelle noch in diesem Jahre ein Verzeichnis guter Bücher für das Deutsche Haus. Dieses Verzeichnis, das von 50 sachverständigen Frauen und Männern geprüft wird, soll sich auf eine Auswahl von 5—600 Büchern beschränken und folgende Rubriken enthalten: 1. Sammelwerke und Gesamtausgaben. 2. Lyrik und Drama. 3. Ältere und neuere Erzählungsliteratur. 4. Religion. 5. Weltweisheit und Erziehungslehre. 6. Lebensbeschreibungen und Briefwechsel. 7. Geschichte, Kulturgeschichte und Frauenfrage. 8. Erdbeschreibung und Reisen. 9. Naturwissenschaften. 10. Literatur- und Kunstgeschichte.

2. Es gingen der Zentralstelle in den letzten 4 Monaten 400 Bücher von 85 Verlegern zu; die meisten Bücher wurden an die der Zentralstelle angegliederten Prüfungsausschüsse weitergesandt.

3. Folgende Prüfungsausschüsse haben die Zentralstelle bisher in dankenswertester Weise durch ihre Mitarbeit unterstützt:

Prüfungsausschüsse des Verbandes deutscher evang. Schul- und Lehrervereine.

Obmann: Rektor Langhans, Düsseldorf 60, Aachenerstr. 39.

1. Rektor Adams, Barmen-Rittershausen, Jägerstr. 53.
2. Rektor Langhans, Düsseldorf 60, Aachenerstr. 39.
3. Rektor Lategahn, Duisburg, Birkerstr.
4. Rektor Franzmann, Essen, Barthel-Bruynstr. 46.
5. Rektor Knapp, Velbert (Rheinland).
6. Rektor Kuhlmann, Linden (Ruhr).
7. Rektor Kiel, Hochemmerich.
8. Hauptlehrer Rheinen, Wickrathberg (Rheinland).
9. Hausvater und Lehrer Bamberger, Elberfeld, Blankstr.
10. Lehrer Bernhardt, Mülheim (Ruhr).
11. Rektor Müller, Bielefeld.
12. Lehrerin Frl. Sträßer, Barmen, Sandstr. 13.
13. Institutsvorsteher G. Stäbler, Stuttgart.
14. Seminardirektor Schliemann, Lübtheen (Mecklenburg).
15. Blindenlehrer Hahn, Neukloster (Mecklenburg).
16. Lehrer Richtstieg, Ludwigslust (Mecklenburg).
17. Lehrer A. Göbel, Hanau, Ameliastr. 1.
18. Mittelschullehrer Joh. Erler, Altenburg, Planken 2.
19. Rektor Schmell, Langerfeld (Kreis Schwelm).
20. Lehrer Kerner, Hamburg, Horner Landstr. 140.
21. Lehrer Diesener, Berlin S59, Graefestr. 31.
22. Rektor Oetke, Mölln (Lauenburg).

Die Mitglieder des Prüfungsausschusses der Südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission.

1. Direktor Th. Koch, Vorsitzender, Karlsruhe.
2. Pfarrer G. Günther, Vereinsgeistlicher d. Bad. Landesvereins f. I. M.
3. Pfarrer H. Diemer, Nöttingen bei Pforzheim.
4. Pfarrer Hauß, Spoeck bei Karlsruhe.
5. Gymnas.-Oberlehrer und Professor Weimar, Darmstadt.
6. Pfarrer Stempel, Bissersheim bei Grünstadt (Pfalz).

Und: Pfarrer Scheel, Rosenberg bei Adelsheim.

Mitglieder des Breslauer Prüfungsausschusses.

1. Lehrerin Frl. Abicht, Breslau XIII, Augustastr. 94.
2. Schulvorsteherin Frl. Becherer, X, Matthiasstr. 14.
3. Lehrerin Frl. Krause, X, Ottostr. 21.
4. Lehrerin Frl. Ogrowsky, I, Kleine Groschenstr. 33.
5. Lehrerin Frl. Peter, IX, Monhauptstr. 24.
6. Lehrerin Frl. Ranke, IX, Marienstr. 6.
7. Professor Bürger, X, Lehmdamm 60.
8. Pastor Fuchs, I, Herrenstr. 21/22.
9. Hauptlehrer Groß, Krietern-Breslau.
10. Buchhändler Kauffmann, I, Altbüßerstr. 8/9.

11. Lehrer **Knispel**, XVII, Berliner Chaussee 113.
12. Regierungsrat Dr. **Reuscher**, I, Ohlauer Stadtgraben 14.
13. Pastor **Seibt**, XIII, Körnerstr. 14.
14. Professor Dr. **Walter Schmidt**, XVI, Auenstr. 5.
15. Professor Dr. **Carl Teuber**, V, Augustastr. 16.
16. Professor Dr. **Tröger**, II, Palmstr. 8.
17. Lehrer **Zimmer**, X, Matthiasstr. 131.

Kritik

Aus klaren Quellen. Verlag der Ev. Gesellschaft in Stuttgart. Je Mk. 2,50.

Im Verlage der Evangelischen Gesellschaft in Stuttgart erschien eine Reihe von Büchern unter dem Gesamttitel: „**Aus klaren Quellen.**" Diese **Bücher des Lebens und der Freude** wenden sich an die Jugend und wollen insbesondere **Lebensbücher für junge Mädchen sein.**

Adolf Bartels bringt eine Auswahl von Prosastücken älterer Schriftsteller wie Geßner, Jung-Stilling, Goethe u. a. — „**Der Väter Erbe**" ist ein tüchtiges gediegenes Buch, das man gern auf vielen Weihnachtsbüchertischen sähe.

Erwin Groß spricht in seinem Buch „**Vom Jungbrunnen der Freude**" nachdenklich und warmherzig über Jesus und die Freude, Freiheit, Natur, Kunst und andere Lebensfragen.

Ein reizvolles Büchlein bilden die: **Frauenbriefe aus drei Jahrhunderten**, herausgegeben von Th. Klaiber. Wir finden hier Briefe von Liselotte, der Frau Rat, Charlotte Schiller, Bettina von Arnim, Annette von Droste-Hülshoff u. a. Die Sammlung könnte noch weit reicher sein, um die einzelnen Persönlichkeiten kräftiger zu individualisieren. Ein rechtes „**Mädchenbuch**".

Müllenhof E.: Von solchen, die zur Seite stehen. Dies ist auch ein gutes Buch für die Jugend. Es erzählt der Jugend, daß es auch Pflanzen gibt, die im Schatten gedeihen und will ihr einen Weg zu Dankbarkeit und Güte zeigen.

Hoffmann, Frau Adolf — Genf: Nicht umsonst gelebt, bringt die Lebensbilder von drei Frauen, deren Leben köstlich durch Mühe und Arbeit wurde.

Ich empfehle diese ästhetisch und ethisch wertvolle Sammlung aufs wärmste.

Kulturarbeiten von Schultze-Naumburg. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Callwey.

Bd. I: Hausbau. Mk. 3,50; 4,50.
Bd. II: Gärten. Mk. 4,—; 5,—.
Bilder zu Band II Mk. 3,—; 4,—.
Bd. III: Dörfer und Kolonien. Mk. 4,—; 5,—.
Bd. IV: Städtebau. Mk. 5,50; 6,50.
Bd. V: Kleinbürgerhäuser. Mk. 3,50; 4,50.

Diese Bücherfolge wünschte ich in jede Schülerbibliothek der Höheren Knaben- und Mädchenschulen. Schultze-Naumburg **erzieht zum Sehen**, öffnet die Augen für die Schönheit, indem er zeigt, daß Wahrheit und Schlichtheit die Grundlagen der Kunst sind. Er zeigt in Beispielen und Gegenbeispielen gut und schlecht angelegte Plätze und Straßen, schöne und unschöne Häuser, Gärten, Türen und Fenster, Treppen und Pforten — wie sie sein sollen und wie sie **nicht** sein sollen. Die stille Schönheit alter Häuser und Städte, das bauliche Anstands- und Feingefühl alter Zeiten tritt in grellen Gegensatz zu der unwahren Parvenükunst der letzten 40 Jahre.
Ich möchte die Leser der Jugendschriften-Rundschau ganz besonders auf den Nutzen **solcher Bücher für die Jugend** aufmerksam machen.

Bücher der Weisheit und Schönheit. Herausgegeben von J. E. von Grotthuß. Stuttgart, Greiner & Peiffer. Je Mk. 2,50.

An diese Bücher möchte man immer wieder erinnern, sie eignen sich besonders

als Geschenkgaben für die Familie. Das sind vorzügliche Einführungen in die verschiedensten Gebiete des Wissens aller Zeiten, die in guter Auswahl oder Zusammenfassung Schriftsteller, Dichter, Gelehrte und großen Staatsmänner selbst zu Worte kommen lassen. Nicht alle Bände eignen sich für die Jugend. Einige dagegen möchte ich als ganz besonders schöne Geschenkbücher für junge Mädchen nennen. Das sind die Beethoven-Briefe, Mozart-Briefe und Schumann-Briefe, herausgegeben von K. Storck; Was sagt Goethe? von Th. Achelis und Goethes Gespräche von L. Korn.

Stätten der Kultur. Herausgegeben von Dr. S. Biermann. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. Band 1—10 geb. Mk. 3,—; Band 11 u. ff. kart 3,—, geb. 4,—.

Diese „Sammlung künstlerisch ausgestatteter Städtemonographien" verdient eine warme Empfehlung. Wesen und Eigenart jeder einzelnen Stadt wurde sorgfältig nach allen Seiten hin studiert und in schöner Form lebendig gemacht. Natürlich sind alle Bände inhaltlich und formal nicht gleichwertig. — Auch der Bilderschmuck könnte in manchen Bänden reizvoller sein (z. B. Luzern, Rothenburg, Sizilien u. a.). Andere Bände dagegen möchte ich als besonders schön — nach Inhalt, Form und Ausstattung hervorheben: Altholland, Berlin, Danzig, Lübeck, Leipzig und Weimar. — Diese Monographien sollten schon in die Bibliotheken der oberen Gymnasialklassen eingestellt werden: reifere Schüler und Schülerinnen werden sie mit Genuß und Nutzen lesen. Für die Jugend ungeeignet halte ich die geistreichen Essays über Wien und das Bändchen Sanssouci, trotz der feinsinnigen Behandlung und Ausstattung.

Im ganzen eine gediegene, verdienstvolle Unternehmung des Verlages.

Bücher der Kunst. Eine Sammlung ausgezeichneter Werke über Gebiete alter und moderner Kunst. Leipzig, Klinkhardt & Biermann.

Bd. I: Giovanni Segantini von Franz Servaes. Broschiert Mk. 6,50, gebunden Mk. 8,—.

Eine schöne liebevolle Biographie, die den Freunden von Segantinis großer herber Kunst wahre Freude bereiten wird. Das Buch beginnt mit Segantinis köstlicher Selbstbiographie, an die sich dann eine feine Einführung in das Wesen und Werk des Künstlers schließt. Das Buch enthält auch viele Abbildungen nach zumeist unbekannten Werken des Meisters.

Bd. II: Rosalba Carriera. Die Meisterin der Pastellmalerei von E. v. Hoerschelmann. Mk. 6,50, geb. Mk. 8.

Dieses feinfühlige, interessante Buch wird von künstlerisch und ästethisch fortgeschrittenen Leuten mit Genuß gelesen werden — es setzt aber ziemlich viel bei seinen Lesern voraus: Kenntnis der Eigenart des 18. Jahrhunderts und die Fähigkeit diese Eigenart mitzufühlen.

Bd. III: Wilhelm Tischbein. Ein deutsches Künstlerleben des 18. Jahrhunderts. Von Franz Landsberger. Mk. 5,—, geb. 6,—.

Ich möchte hier mein Urteil über den vorhergehenden Band wiederholen — dieses ist auch ein Buch für die Kenner der Zeit, besonders für Goethe-Freunde von großem Interesse und Wert.

Bd. IV: Rembrandt als Dichter. Von Willy Becker. Mk. 5,—, geb. Mk. 6,—.

Diese Untersuchung „über das Poetische in der biblischen Darstellung Rembrandts" ist eine vorzügliche Anleitung zum „Sehenlernen", zugleich ein wichtiger Beitrag zum Verständnis Rembrandts. Es ist nur bedauerlich, daß die Illustrationen nicht in den Text eingefügt und zudem oft verwischt und unklar sind. Vielleicht ließe sich hier bei einer Neuauflage eine Änderung vornehmen. Bz.





I. Kinderbücher.

A-B-C. Die 25 Buchstaben auf ihrer Reise durch die Welt. Mit 40 farbigen Bildern nach Aquarellen von Willy Planck. Stuttgart, Weise. Mk. 3,–.

Eine Bilderfibel für 3 Mark; nicht jeder kann sichs leisten. Wer aber mit irdischen Glücksgütern reich gesegnet ist, der greife nur zu; er ist nicht betrogen.

Auf dem Schienenstrang. Ein Eisenbahnbilderbuch mit Text von Walter Heichen. Nürnberg, Th. Stroefer. Mk. 3,–.

Für wen ist das Bilderbuch eigentlich bestimmt? Die Kleinen, die gern Bilder besehen, verstehen den Text nicht. Die reifere Jugend weiß mit diesem Bilderbuch auch nicht viel anzufangen. Zudem gibt man für ein „Eisenbahn"-Bilderbuch keine drei Mark aus. (Düsseldorf.)

Beskow, Elsa: Hänschens Skifahrt. München, S. W. Dietrich. Mk. 3,–.

Ein ganz vortreffliches schönes Buch für unsere Kleinen. Die Bilder sind in einen wunderbaren Duft getaucht, dabei so klar und farbenfroh. Der Text ist leicht verständlich und kindlich. Und über dem ganzen Buch liegt der unvergleichliche Märchenzauber fröhlicher Kinderzeit. An dieser Gabe werden Eltern und Kinder Freude haben. (Karlsruhe.)

Binder, Helene: Für die Kinderstube. 31 S. Nürnberg, Stroefer. Mk. 3,–.

Die „Kinderstube" wird diese Bilder und Reime nicht verschmähen; die Knaben und die Mägdlein können herzlich dabei lachen. (Düsseldorf.)

Binder: Goldener Jugendschatz. 96 S. Viele Textabb. und Buntb. Nürnberg, Stroefer. Mk. 2,–.

Für Kinder von 8–14 Jahren.

„Der goldene Jugendschatz" birgt eine Fülle gediegener Unterhaltungs- und Belehrungsstoffe, die den Kindern große Freude machen werden und Erziehern wertvolle Anregungen bieten können. Auch der lobenswerte Bildschmuck erhöht die Anschaulichkeit und den Reiz des billigen Buches. (Rosenberg i. Baden.)

Clement, B.: Sonnentage. 210 S. 4 Tonb. Stuttgart, G. Weise. Mk. 3,–.

„Sonnentage" ist ein Buch, das kleinen und größeren Kindern viel Freude machen wird. Auch Mütter sollten es fleißig zur Hand nehmen, da sie daraus manchen Wink für die Erziehung erhalten können. Im Verhältnis zur Ausstattung und dem Inhalt ist der Preis gering. (Rosenberg i. Baden.)

Die Herzen auf! Ausgewählte Gedichte von Hoffmann von Fallersleben mit Bildern von Lena Baurnfeind. – Wie ist doch die Erde so schön! Verse von Robert Reinick. Bilder von Hans Schroedter. Mainz, Scholz. Je Mk. 1,–.

Jeder Freund der Jugend wird diese Bilderbücher mit Freuden begrüßen. Sie bringen die beiden Kinderlieddichter aufs neue zu Ehren und bereiten den Kindern einen Genuß. (Düsseldorf.)

Fraungruber: 1. Vergnügungsreise der Tiere zur See. 2. Der Aufstand der Tiere. Nürnberg, Stroefer. Mk. 1,20 u. 1,50.

In der Kindererziehung spielt das „Bilderbuch" eine wichtige Rolle, denn es vermittelt dem Kindesauge die ersten künstlerischen — und sagen wir auch gleich: sittlichen Eindrücke. Deshalb ist hier nur das Beste — nicht das Kostbarste! — gut genug. — Die beiden vorliegenden Tier-Bilderbücher aus dem rühmlich bekannten Stroefer'schen Verlag sind technisch sehr gut ausgeführt und in den Bildern wie in den sie begleitenden Dichtungen recht humoristisch aufgefaßt. Doch dürfte sehr fraglich sein, ob es pädagogisch richtig ist, den Tieren menschliche Schwächen und Leidenschaften anzudichten und sie damit zu Zerrbildern, die weder Tier noch Mensch sind, herabzuwürdigen. Schwächen und Leidenschaften sind und bleiben Untugenden, die bekämpft aber nicht lächerlich gemacht werden sollen. (Karlsruhe.)

Fraungruber: Weihnachten im Tierland. Viele Bilder. Nürnberg, Stroefer. Mk. 4,50.

„Weihnachten im Tierland" ist ein in Bild und Text höchst originelles Bilderbuch. Es paßt nur für städtische Verhältnisse, da viele Begriffe vorkommen, die nur in den Vorstellungskreis der Gebildeten gehören. Die Karikatur streift freilich zuweilen die Grenze des Erlaubten und überschreitet sie bei einer biblischen Anspielung. Doch ist es auch sonst dezenter als „Das Leben und Treiben im Tierland". Ältere Schüler wird es köstlich amüsieren. (Rosenberg i. Baden.)

Fraungruber: Leben und Treiben im Tierland. Nürnberg, Stroefer. Mk. 4,50.

Der rein künstlerische Wert dieser Karikaturen ist zweifelsohne hoch, aber die Bilder, besonders die schwarz-weißen, kommen nicht gerade edlen Instinkten entgegen. Die Verse sind oft übel, auch die biblischen Anklänge sind in diesem Zusammenhange unpassend. Doch wir zweifeln nicht, daß sich höhere Schüler, ja selbst Erwachsene z. T. an dem Buche erfreuen könnten. Wir kommen daher zu einer bedingten Annahme. (Rosenberg i. Baden.)

Haase, Paul: Wackelsteert der Enterich. 31 S. Viele Bilder. Stuttgart, G. Weise. Mk. 3,—.

Ich kann mich mit dieser Art von Bilderbüchern nicht befreunden. Als ich das vorliegende meinen eigenen Kindern zeigte, war ich nicht erstaunt, wie wenig Interesse sie diesen Bildern abgewinnen konnten. Das scheint mir ganz natürlich zu sein. Karikaturen sind eben für Kinder nicht geeignet; und was sollen sie mit „Mumien" anfangen! Noch unkindlicher als die Bilder sind die Reime. (Karlsruhe.)

Keilhack, R.: Die Freude des Kindes an der Natur. 20 S. Stuttgart, G. Weise. Mk. 2,40.

Weder die „gereimten" Erzählungen noch die steifen Bilder sind dazu angetan, die Freude des Kindes an der Natur zu erhöhen.

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. In neuer, sorgfältigster Auswahl. Mit 30 Textabbildungen. 96 S. Stuttgart, Löwe. Mk. –,75.

Gegen diese neue und sorgfältige Auswahl der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen ist nichts einzuwenden. Die hübsche Ausstattung des billigen Büchleins wird durch seine sinnigen Illustrationen noch gehoben. Es ist für die Mittelstufe sehr zu empfehlen. (Mülheim, Ruhr.)

Klie, Anna: Goldene Flügel. 123 S. 1 Bild. Wolfenbüttel, Heckner. Mk. 1,50, geb. Mk. 1,80.

Die goldenen Flügel enthalten Märchen und kurze Erzählungen, die wohl überall im Haus und in der Schule von Kindern und Kinderfreunden gerne gelesen werden. Es liegt auf ihnen Anmut und Poesie. Ihr Inhalt berührt wohltuend und erhebend und verspricht gute Nachwirkungen. Die Titel der 9 Abschnitte lauten: Engelslied, Goldene Flügel, Der unzufriedene Peter, Der Apfel, Die Wundersprache, Der Blütenzweig, Tante Barbara, Prinzessin Immerrecht, Das weiße Kleid. (Bissersheim.)

Lechler, Cornelie: Ein Sonntagsbilderbuch für unsere Kleinen. 18 S. Viele Bilder. Nürnberg, Stroefer. Mk. 1,50.

Dieses auch quantitativ dürftige Bilderbuch hat bei hohem Preis eigentlich nur geringen Wert. Es gibt auf diesem Gebiete weit besseres. Solche Bücher im Kinderschwesterngeschmack verderben den wirklichen Kunstsinn und sollten eigentlich nicht aufgelegt werden. Wir müssen es ablehnen. (Rosenberg i. Baden.)

Ralli-Rutenberg, A.: Edelsteine aus der Märchenwelt. 166 S. Stuttgart, G. Weise. Mk. 3,–.

Diese reizend geschriebenen Märchen werden die Kinder mit Freude und Interesse lesen. Viele Bilder in moderner, doch schöner Ausführung, sowie ein geschmackvoller Einband machen das Buch zu einem hübschen Festgeschenk für die Kleinen. (Barmen.)

Olfers, M. v.: Jungfer Balsaminens Wundergarten. 22 S. 10 Buntb. (Für Kinder von 3–8 Jahren.) Stuttgart, G. Weise. Mk. 3,–.

Das Buch bietet eine Imitation des Märchens vom Schlaraffenland mit glücklicher pädagogischer Tendenz. Die Verse sind freilich oft ungeglättet und schwach, auch im Versmaß ungleich. Die Bilder in Friesform sind bei wenig Mitteln sehr gut. Man weiß stets, was die Künstlerin will. Die Farben sind von zarter und wirkungsvoller Abtönung. Das Buch ist eine recht erfreuliche Leistung. (Rosenberg i. Baden.)

Pierson, M.: Was Susi und Hans erlebten. 168 S. Bielefeld, Bethel. Mk. 3,–.

Ein recht hübsches Kinderbuch mit harmlosen Streichen, das auch Erziehern und Müttern manche Anregung geben wird. Für Kinder von 6–10 Jahren recht geeignet. (Breslau.)

Schmidt, Julius: Das Märchen vom Hänschen im Blaubeeren- und Preißelbeerenwalde. Stuttgart, Löwe. Mk. 3,–.

Dies Märchen werden auch Erwachsene noch gern lesen. Schönere Bilder sind mir bisher noch nicht in einer Jugendschrift begegnet Wünschenswert wäre eine billigere Ausgabe. (Ludwigslust.)

II. Jugendschriften.

Alcock, D.: Und ob ich schon wanderte. 256 S. 6 B. Bielefeld, Bethel. Mk. 3,20.

Ein Buch besonders geeignet für Knaben reiferen Alters, denen es einen tieferen Einblick gewährt in die Leidenszeit der Hugenotten unter Ludwig XIV. nach Aufhebung des Ediktes von Nantes. Der Opfermut des hugenottischen Geistlichen Brusson, der ergreifend geschildert wird, erweckt die wärmste Anteilnahme an dem Leiden der frommen Hugenotten. (Breslau.)

Brünning, Chr.: Leben und Weben in Wald und Feld. 213 S. Stuttgart, Loewe. Mk. 4,50.

Wertvoller naturkundlicher Stoff in ansprechender, interessanter Form. Bilderschmuck und Ausstattung gut. Für Kinder von 12–14 Jahren. Empfehlenswert. (Essen.)

Der Prüfungsausschuß Ludwigslust spricht sich auch anerkennend über das Buch aus.

Dickens, Ch.: Im Lande der Jugend. 208 S. 4 Textbilder. Nürnberg, Nister. Mk. 3,–.

Ch. Dickens ist ein Kenner der Kinderpsyche; er weiß, was ein Kinderherz erfreuen und erheben kann, auch findet er das rechte Wort dafür. Manches wird deutschen Kindern fremd vorkommen, da D. für englische Kinder geschrieben. Außerdem setzt der Inhalt Kenntnis für Dinge voraus, die nur in gebildeten Kreisen bekannt sind. Das Buch wird der reiferen Jugend empfohlen. (Altenburg.)

Deutsche Seebücherei. Bd. 22. Tätigkeit unserer Marine. 94 S. 1 Buntb. Altenburg, St. Geibel. Kart. Mk. 1,–.

Belehrend. Nach den Quellen erzählt, streng geschichtlich, aber anschaulich und anregend. Für Junge und Alte interessant. Die Ausstattung mit dem modernen soliden Einband und dem farbigen Vollbilde ist vortrefflich. (Karlsruhe.)

Deutsches Jugendbuch. Unter Mitwirkung namhafter Schriftsteller und Künstler herausgegeben von W. Kotzde. I. Band. 184 S. Mainz, Scholz. Mk. 3,–.

Enthält Märchen, Erzählungen, Rätsel, Gedichte, Spiele und ist für alle Kinder einer Familie, große und kleine, Buben und Mädchen, geeignet. Die Abbildungen sind einfach und ergänzen den Text in glücklicher Weise. (Hanau.)

Erdmann, J. Ad.: Unter deutscher Kriegsflagge. (Deutsche Bürgerbibliothek Bd. 2.) 202 S. Viele Bilder. Altenburg, Geibel. Br. Mk. 1,50.

Der 2. Band der „Deutschen Bibliothek für Jugend und Volk“ erweist sich in seiner glücklichen Einkleidung, seiner phantasievollen Darstellung, seiner trefflichen

geschichtlichen Orientierung und wirkungsvollen Überführung der flottengegnerischen Einwürfe als ebenso glücklich wie der gebührend anerkannte 1. Band. Durch Bild, Poesie und Prosa wird ein anziehendes, ja begeisterndes Bild von dem Leben und Treiben eines deutschen Marinesoldaten geboten. Solche Bücher schaffen nationale Werte. (Rosenberg i. Baden.)

Enzberg, Eugen von: Nansens Erfolge. 251 S. 25 Textabbildungen und 8 Vollbilder. Stuttgart, Loewe.

Das Buch macht überall den Eindruck, als sei der Verfasser bestrebt, nur recht viele Blätter zu füllen. Die vielen Nebensächlichkeiten verdunkeln die Heldengestalt Nansens. Das Buch ist trotz der guten Ausstattung abzulehnen.

(Neukloster i. Mecklenburg.)

Der Prüfungsausschuß Ludwigslust kann das Werk ebenfalls nicht empfehlen.

Der abenteuerliche Simplizissimus von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen. Für die Jugend bearbeitet von Ludw. Schröder. Mit 4 farb. Radierungen von Rugendas und zahlreichen alten Stichen und Holzschnitten. 215 S. Nürnberg, Nister. Mk. 3,–.

Wenngleich der Simplizissimus vor allem als kulturgeschichtliches Denkmal in Betracht kommt, so ist doch diese Bearbeitung für ältere Knaben eine fesselnde und belehrende; auch für Jünglinge geeignet. (Ludwigslust.)

Lauff, Jos.: Der Tucher von Köln. 208 S. Mainz, Scholz. Mk. 3,–.

Die Charakterzeichnung ist eine ganz äußerliche; es fehlt eine wirklich psychologische Begründung der Handlungsweise der Hauptpersonen. Einiges wirkt unfreiwillig komisch, so das ewige Bartknoten des Dombaumeisters und einige geschmacklose Bilder der Rede. (Ludwigslust.)

Gramberg, G.: Aus großer Zeit. 108 S. 12 Textabbildungen. Stuttg., Loewe. Mk. 3,–.

Lebensbilder von Körner, Arndt, Nettelbeck und Schenkendorf. Inhalt und Ausstattung gut. 12–15 jährigen Knaben sehr zu empfehlen.

(Wickrathberg.)

Gramberg, G.: Vaterländische Erzählungen. Joachim Nettelbeck – Max von Schenkendorf. Mit 6 Bildern von H. Grobet. 108 S. Stuttgart, Loewe. Mk. 1,80.

Von Ludwigslust und Düsseldorf empfohlen.

Die Lebensbeschreibung Nettelbecks ist einer der besten Stoffe für die Jugend. Seine tatkräftige Vaterlandsliebe muß jung und alt begeistern. – Die Biographie Schenkendorfs kann nicht dasselbe Interesse beanspruchen, ist aber auch recht lesenswert. Im Anhang ist eine Auswahl seiner schönsten Gedichte beigefügt. – Die Bilder sind ein wertvoller Schmuck des Buches.

(Ludwigslust.)

Gramberg, G.: **Königin Luise von Preußen.** 151 S. 6 Bilder. Stuttgart, Loewe. Mk. 3,–.

Klar und wahr ist das Leben der großen Heldin geschildert, daß wir sie gleichsam als ein leuchtendes Vorbild handeln sehen. Die Ausstattung ist sehr schön, ja künstlerisch. Das wertvolle Buch ist warm zu empfehlen. (Barmen.)

Der Prüfungsausschuß Ludwigslust beurteilt das Buch auch recht günstig.

Hage, Paul: **Bismarcks Lebensgang.** Darmstadt, Hobbing. Mk. 1,–.

Eine kurze, übersichtliche, fesselnde Darstellung von Bismarcks Lebenslauf und Persönlichkeit. Sie bringt interessante Details über seine Entlassung und die Jahre, die darauf folgen. Es fehlt der versöhnliche Ton. Auch die religiöse Seite des Fürsten dürfte mehr Berücksichtigung finden. Sie hatte doch großen bestimmenden Einfluß auf den gewaltigen Mann. (Bissersheim.)

Kolbe, Paul: **Fürst Blücher.** 75 S. Leipzig, Engelmann. Geh. Mk. 2,–.

Im ganzen klar, interessant, volkstümlich. Nur manchmal drängt die Zeitgeschichte den Helden in den Hintergrund, und ist die Schilderung allzu militärisch-technisch, zu viel Namen und Zahlen, und geht in Gedanken und Stil über das Volkstümliche hinaus (Fremdworte). Druck und Ausstattung sind gut, Einband unbekannt. Der Preis dürfte der Verbreitung etwas im Wege stehen.
(Darmstadt.)

Lenk, Marg.: **Thomas der Leutpriester.** 246 S. Zwickau, Herrmann. Mk. 3,–.

Das Buch bietet für Kinder der Oberstufe anziehenden und fesselnden Lesestoff. Bei Behandlung der Reformation findet der Schüler darin eine willkommene Belebung und Ergänzung des Unterrichts. Inhaltlich klingt es häufig an das Zauberland der Romantik an; die Phantasie des Kindes wird jedoch dadurch nicht überreizt.
(Bielefeld.)

Lenk, Marg.: **Im Bahnhäuschen.** 96 S. 4 farbige Bilder. 5. Aufl. Zwickau, Herrmann. Mk. 1,80.

Recht anschaulich und lebensvoll geschildert. Einige Aussprüche und Gedanken eines Knaben dagegen sind übertrieben und nicht mehr kindlich. Das Buch eignet sich wohl besser für Erwachsene als für Kinder. (Bielefeld.)

Niese, Ch.: **Was Michel Schneidewind als Junge erlebte.** Mit Bildern von H. Schroedter. 201 S. Mainz, Scholz. Mk. 3,–.

Ein deutscher Junge erlebt nicht mehr und nicht weniger als die bedeutendsten Ereignisse der französischen Revolution. Es ist auch der dichterischen Begabung und Kraft einer Ch. Niese nicht gelungen, den Leser über die Unwahrscheinlichkeiten hinwegzutäuschen und sie glaubhaft zu machen. (Altenburg.)

Niese, Ch.: **Aus dem Jugendland.** 103 S. Viele Textabbildungen. Leipzig, Brunow. Kart. Mk. 1,50.

Es ist eine gute Auswahl von Jugenderinnerungen der Ch. Niese; sie atmen Heimatliebe und Sehnsucht nach dem Jugendparadies. Überall zeigt sich ein köstlicher

Humor. Die feine Ironie in einigen Erzählungen wird nur von älteren Kindern verstanden. Empfohlen für die Jugend im Alter von 12—16 Jahren.
(Altenburg.)

Pape, Justus: Auf nach Frankreich! Kriegsfreiwillig bei den Dreiundachtzigern 1870/71. 223 S. Stuttgart, Loewe. Mk. 3,—.

Das Buch bietet lebensvolle Schilderungen der Erlebnisse eines jugendlichen Kriegsfreiwilligen. Pape erzählt wahre Geschichte, man empfindet mit ihm. Nicht nur unter der Fahne, sondern auch bei der Darstellung des Selbsterlebten beherzigt er die Losung: Mit Gott für König und Vaterland! Es ist ein wahres, klares, deutsches Buch. (Linden-Ruhr.)

Rehtwisch: Geschichte der Freiheitskriege. Bd. I u. II. 652 u. 592 S. Viele Bilder. Leipzig, Wigand. Mk. 12,50.

Die Darstellung ist politisch und kulturgeschichtlich gleich eingehend und wertvoll, beruht zum großen Teil auf Quellenberichten und atmet warmes, vaterländisches Empfinden. Die Abbildungen erhöhen den Wert des Geschichtswerkes. Ein Buch nach Sprache und Inhalt für die gebildete Familie und für reifere Schüler höherer Lehranstalten zu empfehlen. (Breslau.)

Robinson Crusoe. Das Original des Daniel de Foe, bearb. von Otto Zimmermann. Mit Bildern von F. H. Nicholson. 238 S. Leipzig, O. Spamer. Mk. 3,—.

Die frische anschauliche Sprache macht dies Buch zu einer besonders angenehmen Unterhaltung für die Jugend. Es hat zugleich Bildungswert.
(Ludwigslust.)

Der Schatzgräber. Herausgegeben vom Dürerbund. 42 Bändchen. München, Callwey. Je Mk. —,10 bis —,50.

Die Auswahl der Schriften ist eine durchweg zu lobende, und aufrichtig wird jeder dem Dürerbund danken, daß er für billiges Geld anerkannt gute Kost mit gutem Papier und Druck gibt. Nur eine Aufnahme kann ich nicht billigen. Ich meine: Kerner: Die Heimatlosen. Ich kann der Erzählung kein Interesse abgewinnen. Habe sie auch nicht verstanden! Dann muß ich tadeln, daß Gotthelf's Kurt von Koppigen angezeigt wird: für Kinder und reifere Jugend. Es eignet sich m. E. nur für die reifere Jugend. So auch die übrigen Erzählungen von Gotthelf, der durch sein Schwyzer Dütsch keine leichte Lektüre ist. Dies ist meine Ausstellung an der sonst sehr empfehlenswerten Auswahl des Dürerbundes, einem Schatz fürs Volk. (Breslau.)

Schmitthenner, Adolf: Aus Geschichte und Leben. Erzählungen. 101 S. Leipzig, Grunow. Kart. Mk. 1,50.

Schmitthenner ist bekannt als ein Meister feinsinnigen Erzählens; hier finden wir sechs Proben seiner hohen Kunst. Inhalt und Form sind packend. Dazu beruhen die Erzählungen auf sittlich-religiöser Grundlage. (Düsseldorf.)

Speck, W.: Der Joggeli. 65 S. Leipzig, Grunow. Mk. 1,–.

In weltabgeschiedenen Dörfern trifft man mitunter gar seltsame Menschen. Einsam und allein gehen sie jahrelang durchs Leben. Sie betrauern ein verlorenes Glück. Ihr ganzes Dasein ist wie ihre alten Hütten sagenhaft umwoben. So war's mit Joggeli. Wie „feierliches Glockengeläut" zieht die Erzählung an der Seele des Lesers vorüber. Die wundersame Sprache ist fast zu reich an Bildern und Schilderungen. Das reizende Büchlein wird jung und alt hohe Freude bereiten. (Düsseldorf.)

Stevens, Frank: Ausflüge ins Ameisenreich. 148 S. Viele Bilder. Stuttgart, Franckh. Mk. 1,60. (Für Kinder von 10–12 Jahren.)

Ein Buch mit Geschick geschrieben, belehrend und unterhaltend; somit sehr geeignet, die Kinder in die große Wunderwelt der Schöpfung einzuführen und ihnen Achtung und Schonung für die kleinsten Lebewesen abzugewinnen. (Breslau.)

Stevens, Frank: Die Reise ins Bienenland. Mit zahlreichen Illustrationen und einer Farbendrucktafel. 2. Aufl. 159 S. Stuttg., Franckh. Mk. 1,60.

Dieses Buch macht uns in Form eines Märchens mit dem Bienenleben bekannt. Das ist keine langweilige Beschreibung, sondern lauter Leben und Handlung. Es ist hübsch gebunden und mit vielen Bildern ausgestattet. Für Kinder von 10–14 Jahren sehr zu empfehlen. (Barmen.)

Tiras: Lebenserinnerungen eines Hundes, von ihm selbst erzählt. 131 S. 25 Bilder. Darmstadt, Hobbing. Mk. 1,–.
(Für die unteren Klassen der Mittelschulen.)

Sachkundige und anschauliche, unterhaltende und belehrende, sowie zur praktischen Betätigung anregende Mitteilungen aus dem Leben und der Geschichte der Hunde. (Bissersheim.)

Wichert: Junker Heinz von Waldstein. 267 S. Dresden, Reißner. Mk. 4,–.

Junker Heinz von Waldstein erinnert an die Arbeiten von Gustav Freytag und seine berühmten Darstellungen aus dem Mittelalter. Es ist ein ganz ausgezeichnetes Buch, darinnen deutsches Wesen in vorbildlicher Weise der reiferen Jugend vorgeführt wird. (Bissersheim.)

Wiegand, A.: Wilhelm. Eine Erzählung aus dem Leben eines deutschen Soldaten. (Deutsche Bürgerbibliothek Bd. 1.) 171 S. Viele Bilder. Altenburg, Geibel. Br. Mk. 1,50, geb. Mk. 1,85.

Es ist in der Tat ein äußerst glücklicher Gedanke: das Wissenswerte des Staats- und Wirtschaftslebens, über Heer und Flotte – also zumeist ein spröder und trockener Stoff in frische Erzählungen und fröhliche Handlungen zu kleiden, wobei auch die üblichen Tiraden der Sozialdemokratie und philiströsen Vorurteile eine gebührende Zurückweisung erfahren. Eine geradezu vorzügliche Leistung und ein unentbehrliches Handwerkszeug bei der national-politischen Jugenderziehung. Auch der Bildschmuck verdient alles Lob. (Rosenberg i. Baden.)

Wettstein, K. A.: Mit deutschen Kolonistenjungen durch den brasilianischen Urwald. 195 S. Viele Bilder. Leipzig, Engelmann. Mk. 3,–.

Das freundlich dreinschauende und gut illustrierte Buch kann jedem Leser – Jung und Alt – ein treuer Spiegel sein von der Landesart, der merkwürdigen Volksmischung und dem Kulturstand der deutschvölkischen Kolonie Südbrasiliens. In frischer Unmittelbarkeit und reichlich mit Humor gewürzt, erzählt der Verfasser von den Eindrücken und Erfahrungen, seiner abenteuerlichen Expedition zur Ergründung eines Weges über das Hohe Gebirge zwischen den Kolonien Blumenau und Joinville, die er im Auftrag der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft unternommen hatte. Zwischen die eignen Beobachtungen sind schätzbare Mitteilungen sachkundiger Fachmänner jener Gegenden eingeflochten. (Karlsruhe.)

Thompson, S.: Jochen Bär. 128 S. Viele Bilder. Stuttg., Franckh. Mk. 1,60.

Die Erzählungen sind frisch und fesselnd geschrieben und bekunden liebevolles Verständnis für das Leben der wilden Tiere. Humor und tiefer liegender Sinn wird den Leser unterhalten und Liebe zur Tierwelt erwecken. Es ist ein Buch für die reifere Jugend. (Breslau.)

Thoma, A.: Der Sternensohn. 259 S. 5 Bilder. Bielefeld, Bethel. Mk. 4,–.

Ein interessantes und lehrreiches Buch, das uns die Bekehrung eines eifernden jüdischen Rabbi zu einem Christen in der Zeit der letzten Empörung der Juden unter dem Sternensohn Bar-Kochba erzählt. Da es keine leichte Lektüre ist, halte ich es nur für reifere Schüler höherer Lehranstalten für empfehlenswert. Ein Volksbuch dürfte es wegen seines oft gelehrten Inhalts kaum werden. (Breslau.)

Roland, E. R. A.: Eroberer der Lüfte. Zeppelin, ihr Beherrscher. 160 S. Stuttgart, Loewe. Mk. 3,–.

Es ist in den Tagen der Zeppelinbegeisterung eine dankbare Aufgabe, über die Eroberung der Lüfte zu schreiben. Die hier vorliegende Lösung genügt aber nicht den Anforderungen, die man an eine gute Jugendschrift stellen muß. – Die Hauptsachen treten nicht klar hervor; das Buch ist auch nicht übersichtlich gegliedert. Viel Nebensächliches wird breit getreten. Die Darstellung ist weitschweifig und geschwätzig, bringt z. B. sehr oberflächliche Bibelkritik. – Schade um den schönen Druck und die Bilder. (Ludwigslust.)

Meister des Märchens. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin. Jeder Band mit einer Einleitung und einer Reihe von Bildern. Leipzig, Abel & Müller. Je Mk. 1,50.

Es ist gewiß anzuerkennen, daß die „Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin" sich die hohe Aufgabe gestellt hat, der deutschen Jugend die Märchenwelt unserer großen Dichter zugänglich zu machen. Den Prüfungsausschüssen des Verbandes deutscher evangelischer Schul- und Lehrervereine lagen 7 Bändchen zur Beurteilung vor; es handelte sich um Märchen von Goethe, Hauff, Fouqué, Tieck, Arndt und Brentano. Keins der Bändchen ist unbedingt für die Jugend empfohlen worden. Bald findet man den Ausdruck zu hoch und die Handlung nicht durchsichtig genug; dann wieder einmal ist die Schilderung zu drastisch oder gar anstößig. Mitunter werden in diesen Märchen politische oder andere Verhältnisse durch beißenden Sarkasmus gegeißelt, aber der Jugend fehlt das Verständnis dafür. Hin und wieder erscheint sogar eine religiöse Handlung in lächerlichem Rahmen. (Düsseldorf.)

Im Auftrage des Zentral-Ausschusses für Innere Mission verantwortl. Schriftleiter: Prof. D. R. Seeberg. Berlin. – Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68.

Verzeichnis guter Bücher für das deutsche Haus :: :: :: ::

Herausgegeben, in Verbindung mit dem Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken, von der Deutschen Zentralstelle zur Förderung der Volks- und Jugendlektüre, Dahlem-Berlin, Post Gr.-Lichterfelde-W., Altensteinstr. 51

Weihnachten 1910.

Vorbemerkung:

Diese kritische Bücherliste wendet sich an das gebildete deutsche Haus. Sie will ein Ratgeber bei der Gründung und Ergänzung von Hausbibliotheken sein, ein Wegweiser durch die Geschenkliteratur auf allen Lebensgebieten, endlich will sie in großen Linien angeben, wie unendlich reich die deutsche Literatur an guten Büchern, deren Anzahl hier leicht hätte verdoppelt werden können, ist.

Die Ansprüche werden hoch gestellt. Es handelt sich hier nicht um das Problem der Volksbüchereien, sondern um die Frage: Welche Bücher bereichern die gebildete deutsche Familie? Die Sichtung geschah nach ethischen und ästhetischen Gesichtspunkten, das Verzeichnis wurde von 50 sachverständigen Personen geprüft.

1. Gesammelte Werke.

Arndt, E. M.: Kleine Auswahl aus seinen Werken. Hrsg. v. H. Meisner und R. Geerds. Leipzig, Hesse. 3,—

Inhalt: Arndts Leben und Schaffen. Gedichte. Erinnerungen aus dem äußeren Leben. Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Frh. vom Stein.

Claudius, Matthias: Bei den Demütigen ist Weisheit. Auswahl a. seinen Werken. Düsseldorf, Langewiesche . . . . . 1,80 und 3,—

— Vom Wandsbecker Boten. Bilder zu Matthias Claudius von Rudolf Schäfer. Hamburg, Schloeßmann 5,—

Cornelius, Peter: Literarische Werke. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Bd. 1 und 2. Ausgewählte Briefe, Tagebuchblätter und Gelegenheitsgedichte . . 9,—
Bd. 3. Aufsätze über Musik u. Kunst. 5,—
Bd. 4. Gedichte . . . . 6,—

Dante: Das neue Leben. — Die göttliche Komödie. Übertr. und erl. von Rich. Zoozmann. Leipzig, Hesse 3,—

Droste-Hülshoff, A v.: Briefe, Gedichte, Erzählungen. Hrsg. von H. Amelungk. Bücher der Rose. München-Ebenhausen, Langewiesche 1,80 und 3,–
– Gesammelte Werke mit Einl. v. L. Schücking. Stuttg., Cotta. 3 Bde. 3,–
Eichendorff, J. v.: Von Wald und Welt. Gedichte und Erzählungen. Hrsg. von W. von Scholz. Mit Bildern von M. von Schwind. Bücher der Rose. München, Langewiesche. 1,80 und 3,–
– Ausgewählte Werke. Hrsg. v. Karpeles. Leipzig, Hesse . . 1,25
Goethe, J. W. v.: Goethes Werke in 6 Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft hrsg. von Erich Schmidt. Leipzig, Insel-Verlag 6,–
Grillparzer: Ausgewählte Werke. Hrsg. von M. Necker. Leipzig, Hesse. 2 Bd. 3,50
Inhalt: Leben und Schaffen. Gedichte. Meisterdramen. Erzählungen. Selbstbiographie. Erinnerungen an Beethoven.
Hebbel, F.: Sämtliche Werke. Hrsg. von A. Bartels. Stuttg., D. Verl.-Anst. 4,–
Herder: Ausgewählte Werke. Hrsg. v. Ad. Stern. Leipzig, Reclam. 3 Bde. 6,–
Kleist, H. v.: Werke. Hrsg. von Erich Schmidt. Leipzig, Bibl. Inst. Kl. Ausg. 3 Bde. 6,–
Körner: Sämtliche Werke. Hrsg. v. E. Wildenow. Leipz., Hesse. 1,60
Ludwig, Otto: Ausgewählte Werke. Hrsg. von F. Bernt. Leipzig, Hesse 2,–
Inhalt: Einleitung. Gedichte. Die Rechte des Herzens. Meisterdramen und Fragmente. Die Heiterethei. Zwischen Himmel und Erde. Die Geschichte von den 3 Wünschen.
Luther: Werke. Für des deutsche Volk bearb. u. hrsg. von Lic. Dr. J. Boehmer. Stuttgart, D. Verl.-Anst. 6,–
Mörike, E.: Gesammelte Schriften. Neue billige Volksausgabe. Leipzig, Göschen. 2 Bde. 5,–
– Dasselbe. Hrsg. von R. Krauß. Leipzig, Hesse 2,–
Schiller: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausg. Hrsg. von Güntter u. Witkowski. 10 Bde. . . 20,–
– Dasselbe. Hrsg. von K. Goedeke. Stuttgart, Cotta. 4 Bde. . . 7,–
Shakespeare: Dramatische Werke. Übers. von Schlegel und Tieck. Leipzig, Hesse. 3 Bde 5,–
– Dasselbe. Hrsg. u. zum Teil neu übers. von F. Gundolf. Berlin, Bondi. Je 10,–
Simrock: Werke. Kleine Ausgabe v. G. Klee. Leipzig, Hesse. 2 Bde. 4,–
Inhalt: Biographie. Gedichte. Nibelungenlied. Gudrun. Wieland, der Schmied. Das kleine Heldenbuch. Gedichte Walthers von der Vogelweide.
Uhland: Gedichte und Dramen. Stuttgart, Cotta. 2,–

2. Lyrik. Episches.

a) Anthologien.

Wir empfehlen diese Rubrik der besonderen Aufmerksamkeit unserer Leser an: Die meisten dieser neuen Anthologien haben künstlerischen Wert und bringen vom Guten das Beste.

Avenarius, F.: Hausbuch deutscher Lyrik. Münch., Callwey. 4,–
– Balladenbuch. Ebda. . . 4,–
– Das fröhliche Buch Ebda. 4,–
Benzmann, H.: Deutschlands Lyrik. Das Zeitalter der Romantik. München, G. Müller 7,–
(Nur reiferen Lesern empfohlen.)
Bothmer, H.: Das deutsche Dorf. Leipzig, Grunow. Kart. . . 2,75
Bethge, H.: Deutsche Oden. Leipzig, Hesse . . . . –,60
Die Ernte aus 8 Jahrhunderten Deutscher Lyrik. Ges. von Will Vesper. Bücher der Rose. München-Ebenhausen, Langewiesche. 2 Bde. Je 1,80 und 3,–
Geibel, E.: Klassisches Liederbuch. Griechen und Römer in deutscher Nachbildung. Stuttgart, Cotta 4,–
Günther: Der heilige Garten. Ein Hausbuch religiöser Lyrik. Heilbronn, Salzer 3,–
Herder: Stimmen der Völker in Liedern. Stuttgart, Cotta . 1,25
Herold: Das Lied vom Kinde. Leipzig, Fritz Eckardt . . . 2,50
Weber, Ernst: Der deutsche Spielmann. Eine Sammlung deutscher Dichtung in Vers und Prosa, mit Bildern deutscher Künstler. 40 Bde. München, Callwey. Je . . . 1,–
Sammelbände je 4,50

Wustmann, G.: Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Leipzig, Grunow 7,–

– Auswahl daraus: Alte liebe Lieder. Ebda. 1,–

Wunderhorn, Des Knaben. Auswahl, neu hrsg. von P. Ernst. München, G. Müller 4,–

Wehr: Aus Volkes Herz und Mund. Leipzig, Voigtländer 1,80

b) Werke einzelner Dichter.

Bartels, Ad.: Lyrische Gedichte. München, Callwey 4,–

Brandes, W.: Balladen. Stuttgart, Cotta 3,50

Droste-Hülshoff, A. v.: Ausgewählte Gedichte. Jena, Diederichs 4,–

Eichendorff, J. v.: Gedichte. Leipzig, Amelang 3,–

Falke, G.: Die Auswahl. Hamburg, Janssen 5,–

Fontane, Th.: Ausgewählte Balladen. Stuttgart, Cotta. Geb. –,90

Frommel, Otto: Im farbigen Reigen. Berlin, Paetel . . 4,–

Geibel, E.: Ausgewählte Gedichte. Stuttgart, Cotta 4,–

Gerhard, Paul: Geistliche Lieder. Mit Bildern von Schäfer. Hamburg, Schloeßmann 5,–

Goethe, J. W. v.: Ausgewählte Gedichte. Hrsg. von O. Harnack. Berlin, Vieweg 3,–
In Leder 4,–
(Eine vorzügliche Ausgabe!)

– Über allen Gipfeln. Goethes Gedichte im Rahmen seines Lebens. Hrsg. von E. Hartung. Bücher der Rose. München-Ebenhausen, Langewiesche . . . . . 1,80 und 3,–

Greif, Martin: Gedichte. Leipzig, Amelang 5,–

Groth, Klaus: Quickborn. Volksausgabe. Kiel, Lipsius & Tischer. 4,–

Hebbel: Gedichte. Pantheon-Ausg. Berlin, Fischer 3,–

– Meine Kindheit. – Die einsamen Kinder. – Gedichte. Auswahl v. G. Falke. Hamburg, Janssen –,75

Hölderlin, J.: Gedichte. Jena, Diederichs . . . . . 3,– und 5,–

Knodt, K. E.: Aus meiner Waldecke. Altenburg, Geibel . . . 4,–

Langewiesche, W.: Planegg. München, Beck 1,80

– Und woll'n des Sommers warten . . . Ebda. 1,80

Lienhard, Fr.: Gedichte. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer 4,–

Liliencron, D. v.: Ausgewählte Gedichte. Volksausgabe. Berlin, Schuster & Löffler 2,–

Luthers Dichtungen: Auswahl von Will Vesper. Statuen deutscher Kultur. München, Beck. Kart. . . . 1,80

Meyer, C. F.: Gedichte. Leipzig, Haessel 5,–

Miegel, Agnes: Gedichte. Stuttgart, Cotta 3,–

– Balladen und Lieder. Jena, Diederichs 3,–

Mörike, E.: Du bist Orplid mein Land! Düsseldf., Langew. 1,80 u. 3,–

– Auswahl. Mit Buchschmuck von Vogeler-Worpswede. Lpz., Göschen 3,–

Novalis: Gedichte. Leipzig, Hesse –,60

Schanz, Frida: Kinderballaden. Leipzig, Fr. Eckardt 3,50

– Gedichte. Gesamtausgabe. Bielefeld, Velhagen & Klasing 4,–

Schönaich-Carolath, Prinz Emil von: Fern ragt ein Land. Leipzig, Göschen . . . . 1,60 und 2,–

Schiller, Friedrich: Gedichte. Pantheon-Ausgabe. Berlin, Fischer 3,–

– Philosophische Gedichte. D. Dichter-Ged.-Stiftung. Hamburg, Gutenberg-Verlag 1,–

Schüler, Gustav: Gottsucherlieder. Leipzig, Fritz Eckardt 1,80 und 3,–

Spitteler, Carl: Balladen. Frauenfeld, Huber & Co. 4,–

Strauß und Torney, L. v.: Balladen und Lieder. Berlin, Fleischel. 3,50

– Neue Balladen und Lieder. Ebda. 4,50

Vierordt, H.: Ausgewählte Dichtungen. Heidelberg, Winter . 1,–

Walther von der Vogelweide. Auswahl von R. Zoozmann. Bücher der Weisheit und Schönheit. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer 2,50

c) Epen. Dichtungen.

Engelmann: Das Nibelungenlied für das deutsche Haus. Stuttgart, Neff 2,–
– Gudrunlied. Ebda. . . . 2,–
– Das Lied v. Parzival. Ebda. 2,–
Alle 3 illustriert. Ebda. Je . . 5,–
Edda, Die. Übers. von Gering. Leipzig, Bibl. Inst. 4,–
– Dasselbe. Von Wolzogen. Leipzig, Reclam 1,20
Goethe, J. W.: Hermann und Dorothea. Hrsg. von Otto Harnack. Leipzig, Amelang. Geb. . . 1.–
– Reinicke Fuchs. Berlin, Grote. 2,–
Homer: Ilias. Deutsch von H. G. Meyer. Berlin, Trowitzsch . . 5,50
– Odyssee. Deutsch von H. G. Meyer. Berlin, Springer 4,50
– übers. von Voß. Leipzig, Hesse 1,75
Lienhardt, Fr.: Die Schildbürger. Ein Scherzgedicht. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer 2,50
Nibelungenlied, Unser, in metr. Übers. von Kamp. Berlin, Müller & Mayer 5,–
Spitteler, C.: Olympischer Frühling. Neue Ausgabe. Jena, Diederichs. 2 Bde. 9,50
Vergil: Aneide. Deutsch von Voß. Leipzig, Reclam . . . . . . –,80
Voß, J. H.: Luise. Hrsg. von Wasserzieher. Leipzig, Hesse. Geb. . –,60
Wolfskehl-Leyen: Ältere deutsche Dichtungen. Leipzig, Insel-Verl. 6,–

3. Drama.

Anzengruber, L.: Der Pfarrer von Kirchfeld. Volksstück. Stuttgart, Cotta 2,50
– Das vierte Gebot. Ebda. . 2,–
– Der Gewissenswurm. Ebda. 2,–
– Der Meineidbauer. Ebda. 2,50
Bartels, A.: Martin Luther. Dramatische Trilogie. Münch., Callwey. 5,–
– Römische Tragödien. Ebda. 6,–
Björnson, Bj.: Über unsere Kraft. I. u. II. Teil. Wohlf. Ausg. München, A. Langen 2,60
Calderon: Das Leben ein Traum. Leipzig, Reclam. Geb. . . . –,60
Freytag: Die Journalisten. Leipzig, Hirzel . . . . 1,—
Goethe: vergl. ausgewählte Werke.
– Faust. Gesamtausgabe. Leipzig, Insel-Verlag 3,–
– Torquato Tasso. Berlin, Fischer. (Pantheon-Ausg.) 3,–
– Götz von Berlichingen. Leipzig, Reclam . . . . –,60
– Egmont. Ebda. . . . . . –,60
– Iphigenie auf Tauris. Ebda. –,60
Grillparzer, Fr.: Meisterdramen. Leipzig, Hesse 2,–
– Das goldene Vließ. Ebda. –,80
Hauptmann, G.: Die Weber. Schauspiel aus den vierziger Jahren. Berlin, Fischer 3,–
– Hanneles Himmelfahrt. Ebda. 3,–
– Die versunkene Glocke. Ein deutsches Märchendrama. Ebda. 4,50
– Der arme Heinrich. Ebda. 5,–
Hauptmann, Carl: Moses. München, Callwey. 4,50
Hebbel: Meisterdramen. Ausg. von R. M. Werner und M. Koch. Leipzig, Hesse 2,–
– Die Nibelungen. Lpzg., Recl. –,80
Hofmannsthal, H. v.: Tor und Tod. Leipzig, Insel-Verlag . 1,80
– Der Tod des Tizian. Ebda. 3,–
Ibsen, H.: Brand. Berlin, Fischer. 1,50
– Dasselbe. Reclam . . . . –,80
Kleist, H. v.: vergl. oben: Gesamtausg.
– Das Kätchen von Heilbronn. Pantheon-Ausg. Berlin, Fischer 3,–
Lessing: Meisterdramen. Leipzig, Hesse. 2,–
Lienhard, Fr.: König Arthur. Trauerspiel. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer 3,–
— Wartburg. Drama. Ebda 6,–
Dichtung in 3 Teilen: 1. Heinrich von Ofterdingen. 2. Die heilige Elisabeth. 3. Luther.
Ludwig, Otto: vergl. oben: Gesamtausgaben.
Molière, J. B.: Meisterwerke. Deutsch von L. Fulda. 2 Bde. Stuttgart, Cotta 9,–
Schiller, Friedrich: vergl. oben: Gesamtausgaben.
[Andere gute Ausg. bei Reclam, Meyer, Grote.]
Shakespeare, W.: vergl. oben die gesammelten Werke.
– Hamlet. Pantheon-Ausg. Berlin, Fischer 3,–

— Ein Sommernachtstraum. Ebda. 3,—
Stavenhagen, Fr.: Der Lotse. Hamburg, Gutenberg-Verlag 2,—
— Mutter Mews. Ebda. . . 3,—

Tragödien, griechische. Übersetzt von U. v. Wilamowitz-Möllendorff. Berlin, Weidmann. 3 Bde. je 5,— und 6,—
[Warm empfohlen.]

Wilbrandt, A.: Der Meister von Palmyra. Dramatische Dichtung. Stuttgart, Cotta . . . . . . 4,—
Wildenbruch, E. v.: Die Quitzows. Berlin, Grote. . . . . . . 4,—
— Der Mennonit. Ebda. . . 1,60
— Die Rabensteinerin. Ebda. 1,—
— Der neue Herr. Ebda. . . 3,—
— D. Lieder d. Euripides. Ebda. 3,—
— Heinrich und Heinrichs Geschlecht. Ebda. Volks-Ausg. 1,50
— D. Tochter d. Erasmus. Ebda. 3,—

4. Ältere erzählende Prosa. Sage und Märchen.

Alexis, W.: Die Hosen des Herrn von Bredow. Ein vaterländischer Roman. Hamburgische Hausbibliothek. Hamburg, Janssen 1,25
— Der Werwolf. Ein vaterländischer Roman. Ebda. 1,50
— Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Halle, Hendel. 2,70
— D. Roland v. Berlin. Ebda. 3,—
— D. falsche Woldemar. Ebda. 3,50
Andersen: Gesammelte Märchen und Geschichten. Jena, Diederichs. 2 Bde. Je . . . . 4,—
Bartels, A.: Der Väter Erbe. Ältere deutsche Prosa. Bd. 4 der Sammlung „Aus klaren Quellen". Stuttgart, Ev Gesellschaft . . 2,50
Bonus: Isländerbuch. München, Callwey. 3 Bde. Je . . . 5,—
Brentano, Cl.: Chronika eines fahrenden Schülers. Bearb. von A. v. d. Elbe. Heidelberg, C. Winter. Kart. 2,—
Brentano-Tieck: Romantische Märchen. Diederichs, Jena . . . 4,50
Brinckmann, J.: Kaspar Ohm un ick. Leipzig, Reclam. Geb. . —,80
Caspari: Erzählungen für das deutsche Haus. Stuttgart, Steinkopf. Neue ill. Ausg. . . . 4,—
Cervantes, M. de: Don Quixote. Hrsg. von Möller. Mit 50 Rad. von A. Schröder. Köln, Schaffstein 5,—
Chamisso, A. v.: Peter Schlemihl. Berlin, Grote. . . . . . . 2,—
— Leipzig, Reclam . . . . . . —,60
Coster, Charles de: Tyll Ulenspiegel und Lamm Goedzak. Deutsch von Fr. von Oppeln-Bronikowski. Jena, Diederichs . . 8,—
[Nur reifen Lesern zu empfehlen: ein mächtiges Zeitbild, die Geuse..kämpfe schildernd.]
Dickens, Ch.: David Copperfield. Halle, Hendel. 4,50
— Oliver Twist. Ebda. . . . 3,50
[Auch andere Schriften von Dickens seien warm empfohlen.]
Droste-Hülshoff, A. v.: Die Judenbuche. Ein Sittengemälde. Leipzig, Hesse. Geb. . . . . . —,60
[Siehe auch Büch r der Rose: Die Droste. München-Ebenhausen, Langewiesche 1,80 u. 3,—.]
Eichendorff, J. v.: Aus dem Leben eines Taugenichts. Leipzig, Amelang . . . . 1,—
[Siehe auch Bücher der Rose: Von Wald Welt. München - Ebenhausen, Langewiesche. 1,80 und 3.—]
Goethe, J. W.: Die Leiden des jungen Werthers. Hamburg, A. Janssen. —,60
— Wilhelm Meisters Lehrjahre. Leipzig, Hesse. 1,20
— Wilhelm Meisters Wanderjahre. Ebda. . . . . . . 1,—
— Die Wahlverwandtschaften. Ebda. —,80
— Der Mann von 50 Jahren. Novelle. Leipzig, Amelang. Kart. —,50
— Romane und Novellen. Hrsg. von H. G. Gräf und C. Schüddekopf. Leipzig, Insel-Verlag . . . . 11,—
Gotthelf, J.: Uli der Knecht. Hamb. Hausb. Hamburg, Janssen . 1,30
— Dasselbe. Leipzig, Hesse . . 1,25
— Uli, der Pächter. Hamb. Hausbibl. Hamburg, Janssen 1,40
— Dasselbe. Leipzig, Hesse . . 1,25
Grimmelshausen: Simplicius Simplicissimus. Leipzig, Insel-Verlag. 3 Bde. . . . . 8,—
Grimm, Gebr.: Kinder- und Hausmärchen. Eingel. von H. Wolgast. Vollständige Ausgabe. Ill. von Vogeler-Worpswede. Lpzg., Hesse. 3,—
Hebel, P.: Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Stuttgart, Cotta. Geb. 1,20
— Dasselbe. Charlottenburg, Schiller-Buchh. Geschenkausg. . . . 1,20

Hoffmann, E. Th. A.: Menschen und Mächte. Ausgewählte Erzähl. Bücher der Rose. München-Ebenhausen, Langewiesche 1,80 und 3,–
Immermann: Der Oberhof. Hamb. Hausbibl. Hambg., A. Janssen. 1,50
Kingsley, Ch.: Hypatia. Reutlingen. Enßlin & Laiblin 2,50
– Dasselbe. Halle, Hendel . . 1,95
Kleist, H. v.: Erzählungen. Eingel. von Erich Schmidt. Leipzig, Insel-Verlag 2,–
Leyen, Fr. v. d.: Deutsches Sagenbuch. München, Beck. 4 Bde. je 2,50
Ludwig, Otto: Zwischen Himmel und Erde. Hamb. Hausbibl. Hamburg, Janssen 1,–
– Die Heiterethei. Leipzig, Insel-Verlag 2,–
– Dasselbe. Leipzig, Hesse . . 1,–
Meyr, M.: Geschichten aus dem Ries. Leipzig, Hesse 4 Bde. . 6,–
Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag. Lpzg., Insel-Verl. 3,50
– Dasselbe. Leipzig, Hesse. Geb. –,60
– Maler Nolten. Stuttg., Cotta 1,60
[Siehe auch gesammelte Werke von Mörike, erschienen bei Göschen, Volksausgabe. . 5,–]
Paul, Jean: Schulmeisterlein Wuz. Leipzig, Amelang. Kart. 1,–
– Quintus Fixlein. Lpz., Recl. –,80

Reuter, Fritz: Ut mine Stromtid. Leipzig, Hesse 2,–
– Dasselbe. Wismar, Hinstorff 2,40
– Dasselbe. Volksausg. mit Ill. von L. Pietsch. Ebda. 6,–
– Ut de Franzosentid. Frankfurt, Diesterweg 1,60
– Ut mine Festungstid. Halle, Hendel 1,75
– Dasselbe. Leipzig, Hesse . . 1,–
[Die gesammelten Werke erschienen bei Hesse, Leipzig, Bd. 1–3 . . . . . . 8,– bei Hinstorff, Wismar, Bd. 1–4 . . . 6,–]
Scott, W.: Ivanhoe. Bielefeld, Velhagen & Klasing 4,–
– Waverley. Berlin, Grote . 4,–
[Auch andere Schriften von Scott seien empfohlen.]
Stifter, A.: Hochwald. Leipzig, Amelang. Kart. –,50 Geb. 1,–
– Der Waldsteig. Ebda. Kart. –,50 Geb. 1,–
[Sämtliche Schriften Stifters seien aufs wärmste empfohlen. Die ausgewählten Werke erschienen:
bei Amelang, Leipzig, Bd. 1–3. . . . 8,–
bei Goerlich, Breslau 3,–
bei Hesse, Leipzig . . . . 4,–]
Stilling, H.: Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft. Von ihm selbst erzählt. Hamb. Hausbibl. Hamburg, Janssen 1,–

5. Neuere erzählende Prosa.

Anzengruber, L.: Der Sternsteinhof. Eine Dorfgeschichte. Leipzig, Breitkopf & Härtel 4,–
Arminius, W.: Aus der Ruhl. Thüringer Erz. Lpzg., Amelang 3,–
– Heimatsucher. Lpz., Avenarius 4,50
– Yorcks Offiziere. Roman von 1812/13. Stuttgart, Cotta . . 5,–
Barsch, P.: Von einem der auszog. Ein Seelen- und Wanderjahr auf der Landstraße. Leipzig, Hesse . . 6,–
Bartels, Ad.: Die Dithmarscher. Kiel, Lipsius & Tischer. . . . 7,–
Beyer, C.: Die Nonnen von Dobbertin. Schwerin, Bahn. 6,–
[Auch andere Schriften Beyers sind als wertvolles Gut zu empfehlen.]
Björnson, Björnstjerne: Synnöve Solbakken. Bücher des deutschen Hauses. Berlin, Verlag fürs deutsche Haus. . . . . . –,90 und 2,–
Böhlau, Helene: Ratsmädelgeschichten. Minden, Bruns. . 4,60

Christaller, Helene: Gottfried Erdmann und seine Frau. Basel, Reinhardt 5,–
[und anderes.]
Ebner-Eschenbach, Marie von: Das Gemeindekind. Berlin, Gebr. Paetel 4,–
– Lotti, die Uhrmacherin. Ebda. 5,–
– Aus Spätherbsttagen. 2 Bände. Ebda 10,–
– Erzählungen. Ebda . . . 4,–
– Neue Erzählungen. Ebda . 5,–
[Die übrigen Schriften der Ebner-Eschenbach sind auch zu empfehlen.]
Elkan, Sophie: Das Ende der Wasa. Stuttgart, Benzinger. 2 Bde. 5,–
Enking, O.: Familie J. C. Behm. Dresden, Reißner 5,–
– Patriarch Mahnke. Ebda. 3,–
Eyth, Max: Feierstunden. Heidelberg, C. Winter 4,–
– Der Kampf um die Cheopspyramide. Ebda. 8,–

– Der Schneider von Ulm. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. . 5,–

Fehrs, Gust.: Allerhand Slag Lüd. Garding, Lühr & Dierks. 2 Bde. je 2,50

– Maren. Ebda. 5,–

Fischer, Wilhelm: Unter altem Himmel. München, G. Müller. 3,50

– Grazer Novellen. Ebda. . 5,–

– Die Freude am Licht. Ebda. 5,–

– Lebensmorgen. Ebda. . . 5,–

– Sonnenopfer. Ebda. . . . 5,–

Fontane, Th.: Der Stechlin. Berlin, Fontane 5,–

– Vor dem Sturm. Stuttgart, Cotta. Wohlfeile Ausgabe. 5,–

– Grete Minde. Berlin, Fontane. 5,–

– Dasselbe. Stuttgart, Cotta . 3,50
[Wir nennen f. reif., ästhet. vorgeschritt. Leser: Effi Briest. Ebda. . . 5,–

Frapan, Ilse: Auf der Sonnenseite. Berlin, Paetel 5,–

Freytag, G.: Die Ahnen. Leipzig, Hirzel.
[1. Ingo und Ingraban 8,–
2. Das Nest der Zaunkönige 7,–
3. Die Brüder vom deutschen Hause . 7,–
4. Marcus König 7,–
5. Die Geschwister 7,–
6. Aus einer kleinen Stadt . . . . . . 7,–]

– Soll und Haben. 2 Bde. Ebda. 7,50

– Die verlorene Handschrift. Ebda. 7,50

Frommel, Emil: Erzählungen. Stuttgart, Steinkopf. 3 Bde. je 4,20

Geijerstam, G. af: Das Buch vom Brüderchen. Roman einer Ehe. Berlin, S. Fischer 4,50
[Ein feines Buch für reife ästhetisch fortgeschrittene Leser.]

Geißler, Max: Inseln im Winde. Leipzig, Staackmann 4,–

Handel-Mazetti, Enrica v.: Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr. Kempten, Kösel . . . 6,–

– Jesse und Maria. Ebda. . 6,–

– Die arme Margaret. Ebda. 6,–

Heer, J. C.: An heiligen Wassern. Stuttgart, Cotta. 4,50

Hesse, H.: Peter Camenzind. Berlin. S. Fischer 4,–

– Unterm Rad. Ebda. . . . 4,50

– Diesseits. Ebda. 3,50

Heyse, P.: Novellen. Auswahl fürs Haus. Stuttg., Cotta. 3 Bde. geb. 10,–
[Eine gute empfehlenswerte Auswahl.]

Hoffmann, H.: Geschichten aus Hinterpommern. Berlin, Gebr. Paetel 5,50

– Der eiserne Rittmeister. Ebda. 3 Bde. 15,–

– Irrende Mutterliebe. Ebda 3,–
[und anderes.]

Hugin, F.: (Feodora, Prinzessin zu Schleswig-Holstein), Hahn Berta. Eine psychologische Erzählung. Berlin, Grote 3,–

Jensen, W.: Die Nachfahren. Ein geschichtl. Roman. Leipzig, Elischer. 7,–

– Aus den Tagen der Hansa. Ebda. 3 Bde. je 3,–
[Auch andere Schriften Jensens sind zu empfehlen]

Keller, G.: Die Leute von Seldwyla. Stuttgart, Cotta. 2 Bde. je 3,80

– Der grüne Heinrich. Ebda. 3 Bde. je 3,80

– Züricher Novellen. Ebda . 3,80
[Gottfried Keller gehört zu unsern Klassikern. Die gesammelten Werke sind im Verlag von Cotta-Stuttgart erschienen. Band 1–10 je . . . . 3,80]

Keller, Paul: Die Heimat. München, Allgem. Verl.-Gesellsch. 5,–

– Waldwinter. Ebda. 5,–

– Die alte Krone. Ebda. . . 5,50

Kompert, L.: Aus dem Ghetto. Leipzig, Hesse. 1,20

Koppen, Luise: Heitere Bilder aus dem Bodenstedter Pfarrhause. Berlin, Trowitzsch & Sohn. . . 3,–

– Kleinstadtzauber. Ebda. . 3,–
[Fröhliche, warmherzige Bücher.]

Kretzer, Max: Meister Timpe. Lpz., List 5,–

Kröger, Timm: Leute eigner Art. Hamburg, A. Janssen . . . 3,–

– Heimkehr. Ebda 3,–

– Um den Wegzoll. Ebda. 2. Aufl. 2,–

– Die Wohnung des Glückes. Ebda. 2,–

– Aus alter Truhe. Ebda. 3,–

– Des Reiches Kommen. 2,50
[Alle Schriften warm zu empfehlen.]

Krüger, H. A.: Gottfried Kämpfer. Ein herrenhutischer Bubenroman in zwei Büchern. Ebda. . . . 6,–

Kurz, Isolde: Italienische Erzählungen. Stuttgart, Cotta . 5,50

– Florentiner Novellen. Ebda. 4,50
[Ästhetisch fortgeschrittenen Lesern bedingt empfohlen.]

Lagerlöf, Selma: Gösta Berling. Leipzig, Haessel. 2 Teile . . 5,–
[Nicht für jedermann geeignet!]

– Jerusalem. München, Langen. 2 Bde. 4,50 und 5,–

– Herrn Arnes Schatz. Ebda. 4,–

– Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgerson. München, A. Langen. 12,50

– Eine Herrnhofssage. Ebda. 2,50

Leander-Volkmann: Träumereien an französischen Kaminen. Ill.

von H. v. Volkmann. Leipzig, Breitkopf & Haertel 3,–

Leitgeb, O. v.: Die stumme Mühle. Berlin, Fleischel. 6,50

Liliencron, D. v.: Kriegsnovellen. Berlin, Schuster & Löffler . . 3,–

Lobsien, W.: Hinterm Seedeich. Halliggeschichten. Bremen, Schünemann 3,–

Löns, Hermann: Mein braunes Buch. Hannover, Sponholtz . 3,50

Meyer, C. F.: Der Heilige. Leipzig, Haessel 5,–
– Jürg Jenatsch. Ebda. . . 5,–
– Novellen. 2 Bde. Ebda. Je 5,–
[C. F. Meyers Schriften gehören in jede Familienbibliothek.]

Niese, Charlotte: Die Klabunkerstraße. Leipzig, Grunow. . . 5,–
– Aus dänischer Zeit. Ebda. 5,50
– Geschichten aus Holstein. Ebda. 3,50
– Menschenfrühling. Ebda. . 4,–
[Auch die übrigen Schriften von Charlotte Niese sind zu empfehlen.]

Novellenbuch, Band 1–7. Hamburg Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Je 1,–
[Bd 1: C. F. Meyer, Wildenbruch u. a. Bd. 2: Dorfgeschichten. Bd. 3: Geschichten a. deutscher Vorzeit. Bd. 4: Seegeschichten. Bd. 5: Frauen-Novellen. Bd. 6: Kindheitsgeschichten. Bd. 7: Kriegsgeschichten.]

Oeser, H.: Vom Tage. Basel, Helbing & Lichtenhahn 3,–
– Stille Leute. Ebda. . . . 2,60
[Auch die übrigen Schriften Oesers sind zu empfehlen.]

Ompteda, G. v.: Sylvester von Geyer. Ein Menschenleben. Deutsch. Adel um 1900. Berlin, Fleischel. 2 Bde. 12,–
– Eysen. Deutscher Adel um 1900. Ebda. 2 Bde. 12,–
[Empfehlenswerte Zeitromane.]

Pantenius, Th. H.: Allein und frei. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 2 Bde. Je 4,–
– Die von Kelles. Ebda. 2 Bde. Je 4,–
– Im Gottesländchen. Ebda. 4,–
[Alle Schriften sind zu empfehlen. Die gesammelten Werke erscheinen bei Velhagen & Klasing Bd. 1–9 geb. je 4,–
je 4,–

Polenz, W. v.: Der Büttnerbauer. Berlin, Fontane 5,–
– Der Grabenhäger. Ebda. . 5,–
[Auch die übrigen Schriften von Polenz sind warm zu empfehlen. Die gesammelten Werke erscheinen bei Fontane, Berlin, Bd. 1–10. . . . . 30,– u. 40,–]

Pontoppidan, H.: Das gelobte Land. Übersetzt von M. Mann. Jena, Diederichs 7,50
[Bedingt empfohlen!]

Raabe, W.: Chronik der Sperlingsgasse. Berlin, Grote. . . . 3,–
– Der Hungerpastor. Ebda. . 5,–
– Die Akten des Vogelsangs. Ebda. 4,–
– Horacker. Ebda. 4,–
– Alte Nester. Ebda. . . . 5,–
[Sämtliche Schriften von Wilhelm Raabe seien warm empfohlen.]

Riehl, W. H.: Aus der Ecke. Stuttgart, Cotta 5,–
– Kulturgeschichtliche Novellen. Ebda. 5,–

Rosegger, P.: Frohe Botschaft eines armen Sünders. J. N. R. J. Volksausg. Lpz., Staackmann 1,30
– Schriften des Waldschulmeisters. Ebda. 4,–
– Erdsegen. Ebda. 5,–
– Der Gottsucher. Ebda. . . 4,–
– Das ewige Licht. Ebda.. . 4,–
[Auch andere Schriften Roseggers sind zu empfehlen. Die ausgewählten Werke erschienen bei Staackmann, Leipzig, Bd. 1–30 je . 4,–]

Saar, Ferd. v.: Novellen aus Österreich. Ohlau, Leichter 2 Bde. 6,–

Schanz, Frida: Hochwald. Berlin, Trowitzsch 3,50

Scheffel, V. v.: Ekkehard. Stuttgart, Bonz. 6,–

Schieber, Anna: Alle guten Geister. Heilbronn, Salzer 5,–
– Allerlei Kraut und Unkraut. Stuttgart, Gundert 4,50
– Sonnenhunger. Ebda. . . 2,40
– Wanderschuhe u. a. Erzählungen. Ebda. 3,50
[Köstliche, warmherzige Bücher.]

Schmitthenner, A.: Leonie. Leipzig, Grunow 5,–
– Psyche. Bielefeld, Velhagen & Klasing 5,–
– Das deutsche Herz. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt . . . 5,–
– Die sieben Wochentage. Ebda. 4,50
– Ein Michelangelo. Leipzig, Grunow 4,–
[Alle Schriften Schmitthenners sind warm zu empfehlen.]

Schoenaich-Carolath, Prinz E. v.: Lichtlein sind wir. Leipzig, Göschen. 2,50
– Bürgerlicher Tod. Ebda. . 1,–
– Der Freiherr, Regulus, der Heiland der Tiere. Ebda. 4,–
[Dichterwerke, die Liebe zu den Menschen und zur Kreatur wecken wollen! Auch anderes sei empfohlen! Die gesammelten Werke erschienen bei Göschen, Leipzig, Bd. 1–7 15,–]

Schulze-Smidt, Bernhardine: Im finstern Tal. Dresden, Reißner 5,–
– In Moor und Marsch. Bielefeld, Velhagen & Klasing 5,50
Seidel, H.: Leberecht Hühnchen. Stuttgart, Cotta 5,–
[Alle Schriften Seidels sind als gute Familienbücher zu nennen. Die gesammelten Werke erschienen im Verlage der J. G. Cotta-schen Buchhandlung, Bd. 1–20 je . . . 4,–]
Sick, Ingeborg Maria: Der Hochlandspfarrer. Stuttg., Steinkopf 4,–
– Jungfrau Else. Ebda. . . 5,–
– Von Erde bist du genommen. Ebda. 5,–
Sohnrey, S.: Friedesinchens Lebenslauf. Berlin, D. Landbuchh. 2 Bände je 4,–
– Der Bruderhof. Ebda. . . 3,–
– Die hinter den Bergen. Ebda. 4,–
[Alle Schriften Sohnreys seien warm empfohlen.]
Speck, W.: Zwei Seelen. Leipzig, Grunow 5,–
– Der Joggeli. Ebda. Volksausg. 1,–
– Menschen, die den Weg verloren verloren. 2 Novellen. Ebda. 5,–
[Werke eines echten Dichters.]
Speckmann, D.: Heidjers Heimkehr. Berlin, Warneck 3,–
– Herzensheilige. Ebda. . . 4,–
– Heidehof Lohe. Ebda. . . 4,–
– Das goldene Tor. Ebda. . 4,–
[Anspruchslose liebliche Heimatkunst.]
Sperl, A.: Die Söhne des Herrn Budiwoj. München, Beck . 6,–
– Die Fahrt nach der alten Urkunde. Ebda. 2,80
– Hans Georg Portner. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt . . . 5,–
– Kinder ihrer Zeit. Ebda. . 5,–
– Richiza. Ebda. 5,50
[Schöne Familienbücher, warm empfohlen.]
Stern, A.: Ausgewählte Novellen Dresden, Koch 4,–
Storm, Th.: Aquis submersus. Berlin, Paetel 5,–
– Bötjer Basch. Ebda. . . . 3,–
– Geschichten aus der Tonne. 5,–
– Der Schimmelreiter . . . 5,–
[Alle Schriften Storms sind als gute Hausbücher zu nennen und werden wohl immer Freunde haben. Die gesammelten Werke erschienen bei Westermann, 4 Bde. 24,–]

Strauß, E.: Freund Hein. Berlin, Fischer 5,–
[Ein ernstes, mahnendes Dichterwerk für Eltern und Erzieher!]
Sudermann, H.: Frau Sorge. Stuttgart, Cotta 4,50
Tolstoj, L. v.: Eheglück. Jena, Diederichs 3,–
– Krieg u. Frieden. Ebda. 4 Bde. 16,–
Turgenjeff: Memoiren eines Jägers. Leipzig, Reclam . . . 1,–
Ulfers: Ostloorn. Hagen, Rippel. 4,–
Villinger, Hermine: Aus meiner Heimat. Stuttgart, Bonz . . 3,–
[und anderes.]
Voigt-Diederichs, Helene: Schleswig-Holsteiner Landleute. Jena, Diederichs 3,50
– Dreiviertel Stund vor Tag. Ebda. 5,–
– Aus Kinderland. Skizzen. Ebda. 3,–
[Schöne Heimatkunst, reifen Lesern zu empfehlen.]
Weidemann, L.: Karl Maria Kasch. Auch ein Leben. Hamburg, Janssen 3,–
[Ein Buch, das vielen wohlgetan.]
Wette, M.: Krauskopf. Seine Kinderjahre. Leipzig, Grunow . . 4,50
– Dasselbe. 2. und 3. Buch. Ebda. Je 5,50
Wildenbruch, E. v.: Das edle Blut. Berlin, Grote 2,20
– Kindertränen. Mit Buchschmuck v. Vogeler - Worpswede. Kart. 1,50 Geb. 2,20
Zahn, Ernst: Kämpfe. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt . . . 3,–
– Bergvolk. Ebda. 4,–
– Erni Behaim. Ebda. . . . 5,–
– Herrgottsfäden. Ebda. . . 4,–
– Menschen. Ebda. 4,–
– Die Clari-Marie. Ebda. . 5,–
– Schattenhalb. Ebda. . . . 5,50
– Helden des Alltags. Ebda. 5,–
– Firnwind. Ebda. 4,50
– Lukas Hochstraßers Haus. Ebda. 4,50
– Einsamkeit. Ebda. 4,50
– Albin Indergand. Frauenfeld. Huber & Co. 4,–
[Zahns Schriften können warm empfohlen werden. Die gesammelten Werke erschienen in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin, Serie I, Band 1–10, geb. . . 25,–]

6. Religion.

Baum-Geyer: Kirchengeschichte für das evangelische Haus. München, Beck 15,–

Benz, G.: Vom Leben erfaßt. Ein Jahrgang Predigten. Basel, Reinhardt 5,–

Berger, E. A.: Luthers Leben. Berlin, E. Hofmann. 2 Bde. . 11,20
Blau, P.: Wenn Ihr mich kennetet. Berlin, Trowitzsch 3,25
Briefe aus Kleinasien von einem Frühvollendeten. Hrsg. v. Schönewolf, Pfarrer. Lichterf. Runge 4,50
Büchsel: Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen. Berlin, Warneck . . . . . 6,—
Buchwald: Geschichte der Evangel. Kirche. Hamburg, Schloeßmann 2,—
Bunke: Vater Bodelschwingh. Buchh. d. Berl. Stadtmission 1,25
Conrad P.: Trost und Kraft. Berlin, Warneck 1,50
Deißmann: Licht von Osten. Tübingen, Mohr . . . . . 15,—
Dennert, E.: Bibel und Naturwissenschaft. Stuttg., Kielmann. 5,—
— Klassiker der religiösen Weltanschauung. Hambg., Rauhes Haus. 2 Bde. je 4,50
[1. Kant, Kierkegaard, Kingsley. 2. Tauler, Tholuck, G. v. Kanjersberg.]
Dryander E.: Das Leben des Apostels Paulus in Predigten. Halle, Mühlmann 4,50
— Predigten über das christliche Leben. Ebda. . . . . 3,—
Erzieher, Unsere religiösen. Eine Geschichte des Christentums in Lebensbildern. Hrsg. von Lic. B. Beß. Leipzig, Quelle & Meyer. 2 Bde. je 4,40
Faber: Harte Reden. Berlin, Warneck 2 Bde. je . . . . 5,—
Frohnmeyer u. Benzinger: Bilderatlas zur Bibelkunde. Stuttgart, Benzinger 7,20
Girgensohn, K.: 12 Reden über die christl. Religion, München, Beck 4,—
Hennig, M.: Taten Jesu in unseren Tagen. Rauhes Haus . . . 3,50
— Wie der Meister uns in den Weinberg rief. Zeugnisse v. d. Taten Jesu, hrsg. von Hennig. Ebda. 3,50
— Welch eine Wendung! Gottes Walten in der Geschichte der Völker Ebda. 3,50
— Aus Gottes Werkstatt. Skizzen und Bilder aus Natur und Geisteswelt. Hrsg. u. Mitw. von Dr. Riem, Hauser, Sexauer, u. a. Ebda. 3,50
Kempis Thomas a: Nachfolge Christi. Kassel, Röttger . . 1,50
Kingsley, Ch.: Tägliche Gedanken. Göttingen, Vandenh. & Ruprecht 4,—
Kühl, E: Erläuterung der paulinischen Briefe. Lichterfelde, Runge. 2 Bde. . . . . . 7,50 u. 5,50
Lahusen: Das apostolische Glaubensbekenntnis für unsere Zeit, der Gemeinde ausgelegt. Berlin, Warneck . . . . 3,—
Luther: siehe Abt. 1 u. Lebensbeschr. Briefwechsel.
Preuschen: Kirchengeschichte für die christliche Familie. Reutl., Enßlin & Laiblin . . . . 6,—
Rasmus: Diasporafahrten. Dresden, Strauch 2,50
Richter, P.: Bannerträger des Evangeliums in der Heidenwelt. Stuttgart, Steinkopf. 2 Bde. je 4,50
Riem J.: Natur und Bibel in der Harmonie ihrer Offenbarungen. Ein Handb. moderner Forschung. Hrsg. in Verb. m. Dr. Hamann u. Dr. Hauser. Hamburg, Rauhes Haus . . 5,—
Robertson: Religiöse Reden. Leipzig, Hinrichs . . . . 6,—
— Reden über die Korintherbriefe. Göttingen, Vandenh. & Ruprecht 5,—
Schlatter A.: Einleitung in die Bibel. Calw. Vereinsbuchh. . . . . 5,—
— Erläuterungen zum Neuen Testament. Ebda. 3 Bde. je 10,—
Schrenk E.: Seelsorgerische Briefe für allerlei Leute. Kassel, Röttger. 2 Bde. je . . . . 3,—
Seeberg: R.: Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert. Leipz., Deichert 8,20
— Grundwahrheiten der christlichen Religion. Ebda. 3,80
— Von Christus und dem Christentum. Lichterfelde, Runge . . 3,—
— vgl. auch Erziehungslehre, Kulturgesch.
Seibt, G.: Excelsior. Ein Buch von der Kraft Gottes. Breslau, Kauffmann 3,—
Sohm, R.: Kirchengeschichte im Grundriß. Leipzig, Ungleich 4,—
Strümpfel: Was jedermann von der äußeren Mission wissen muß. Berlin, Warneck 1,50
Textbibel: Das Alte und Neue Testament wörtlich übersetzt. Hrsg. v. Kautzsch u. Weizsäcker. Tübingen, Mohr . 7,—
Uhlhorn, G.: Kampf des Christentums mit dem Heidentum. Stuttg. Gundert . . . . 4,—
— Kämpfe und Siege des Christentums in der germanischen Welt. Ebda. . . . . 4,—
— Die christliche Liebestätigkeit. Ebda. . . . . 14,—
Warneck G.: Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen. Warneck, Berlin . . . . . 7,—

Warneck, Joh.: Die Lebenskräfte des Evangeliums. Berlin, Warneck 5,50
Wichern, J. H: Gesammelte Schriften. Hamburg, Rauhes Haus. 6 Bde. 52,–
Weiß, B.: Das neue Testament mit Erläuterungen. Leipzig, Hinrichs, 2 Bde. je 6,–
Das Leben Jesu. Stuttg., Cotta 2 Bde. 20,–
Wurster, P. u. Hennig, M.: Was jederman heute von der inneren Mission wissen muß. Stuttgart, Kielmann 2,–
Zahn Th.: Skizzen aus dem Leben der alten Kirche. Leipzig, Deichert 6,40

Zeit- und Streitfragen, Biblische, zur Aufklärung der Gebildeten. Hrsg. von Dr. Fr. Kropatscheck. Gr. Lichterfelde, E. Runge
Beth, K.: Die Wunder Jesu. –,45
Bonwetsch, N.: Jesu im Bewußtsein und Frömmigkeit der Kirche. –,50
Girgensohn, K.: Seele und Leib –,50
Juncker: Das Gebet bei Paulus –,40
Kühl, E.: Das Selbstbewußtsein Jesu . . . . –,90
Oettli: Die Autorität des Alten Testaments für den Christen. –,45
Orelli, C. v.: Die Eigenart der Biblischen Religion . . . . . –,50
Seeberg, R.: Das Abendmahl im Neuen Testament . . . –,45
– Offenbarung und Inspiration 1,–
Sellin: Die biblische Urgeschichte –,50

7. Weltweisheit.

Persönliches und Ethisches.

Apel, Max: Kant. Berl., Skopnik 1,–
Apel, Paul: Geist und Materie. Ebda. 4,50
– Wie adeln wir unsere Seele? Ebda. 3,–
Aristoteles: Metaphysik. Hrsg. von A. Lasson Jena, Diederichs . . 7,50
Augustins Bekenntnisse. Übers. von Lachmann. Leipzig, Reclam . 1,20
Busse, B.: Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. (Aus Natur- und Geisteswelt). Leipzig, Teubner 1,25
Blütenkranz des Heiligen Franziscus von Assisi. Mit Einf. von Thode. Übers. von O. v. Taube. Jena, Diederichs 6,–
Carlyle, Th.: Arbeiten und nicht verzweifeln. Auswahl aus seinen Werken. Düsseldorf, Langewiesche 1,80 u. 3,–
Eckehart, Meister: Schriften und Predigten. Hrsg. von Büttner. Jena, Diederichs. 2 Bde. . . 6,50
Emerson: Die Sonne segnet die Welt. Düsseldorf, Langewiesche 1,80 u. 3,–
Eucken, R.: Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig, Veit & Co. 9,–
– Wahrheitsgehalt der Religion. Ebda. 10,–
– Gesammelte Aufsätze. Lpz., Dürr 5,20
– Lebensanschauungen der großen Denker. Leipzig, Veit & Co. 11,–
– Grundlinien einer neuen Lebensanschauung. Ebda. . . . 5,–
– Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt. Ebda. . . . 7,50
Falckenberg, R.: Geschichte der neueren Philosophie. Ebda. 10,–
Fischer, Kuno: Einleitung in die Geschichte der neueren Philosophie. Heidelberg, Winter . . 5,–
Gleichen-Rußwurm, A. v.: Keine Zeit u. a. Betrachtungen. Stuttg., Cotta 4,–
Grützmacher, R.: Nietzsche. Leipzig, Deichert 4,80
Häring, Th.: Das christliche Leben. Christliche Sittenlehre. Calwer Verlag 6,50
Hegel: Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Leipzig, Reclam . . . . , . . . 1,50
Herder: Ideen. Erzieher zu deutscher Bildung Jena, Diederichs . . 3,–
Hilty: Glück. Leipz. Hinrichs. 3 Bde. 12,–
Humboldt, W. v.: Universalität. Erf. zu deutscher Bildung. Jena, Diederichs 3,–

Kant: Kritik der reinen Vernunft. Leipzig, Reclam 1,50
– Kritik der praktischen Vernunft. Ebda. . . . . –,80
Kronenberg, M.: Kant. Münch., Beck 4,80
Külpe, O.: Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Lpzg. Teubner 1,25
– Einleitung in die Philosophie. Leipzig, Hirzel 6,–
Lhotzky: Vom Erleben Gottes. Düsseldorf, Langewiesche . . 1,80 u. 3,–
Lotze: Mikrokosmus. Leipzig, Hirzel. 3 Bde. . . . . . je 9,– u. 11,–
Maeterlinck, M.: Von der inneren Schönheit. Düsseldorf, Langewiesche 1,80 u. 3,–
Marc Aurel: Selbstbetrachtungen. Jena, Diederichs 4,50
– Dasselbe. Halle, Hendel . . 1,20
Pascal, B.: Gedanken. Jena, Diederichs 8,–
Paulsen, Fr.: Zur Ethik und Politik. Berl., Deutsche Bücherei. 2 Bde. je 1,50
– Einleitung in die Philosophie. Ebda. 5,50
Paulsen, P.: Du Seele, woher und wohin? Ausgewähite Stücke aus Platons Werken. Hamburg, Rauhes Haus. Kart. 2,–
Pfennigsdorf, E.: Persönlichkeit. Schwerin, Bahn 5,–
Platon. Hrsg. von G. Schneider. (Bücher der Weisheit und Schönheit). Stuttg., Greiner u. Pfeiffer 2,50
Platon: Apologie und Kriton. Übers. von Kaßner u. a. Jena, Diederichs 3,–
– Phaidon. Ebda. 3,–
– Der Staat. Ebda. 6,50
Pontoppidan: Kraft und Freude. Briefe über Christus. Aus dem Dänischen. Basel, Finckh . . 2,80
Riehl, A.: Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Leipzig, Teubner 3,60
Seeberg: Sinnlichkeit und Sittlichkeit. Berlin, Trowitzsch . . 1,20
Seuse, Heinrich (Suso): Hrsg. von W. Oehl. Kempten, Kösel . . 1,–
Simmel G.: Kant. Leipzig, Duncker & Humbert 3,70
Tolstoj, L. N.: Was sollen wir denn tun? Jena, Diederichs. 2 Bde. je 3,50
Treitschke, H. v.: Politik. Leipzig, Hirzel. 2 Bde. 26,–
Windelband, W.: Geschichte der neueren Philosophie. Tübingen, Mohr. 2 Bde. je 12,–
– Die Philosophie im Geistesleben des 19. Jahrhunderts. Ebda. 2,80
– Präludien. Aufsätze und Reden zur Einleitung in die Philosophie. Ebda. 9,–

Erziehungslehre.

Am Lebensquell. Ratschläge für geschlechtliche Erziehung. Gesammelt vom Dürerbund 4,50
Bäumer, G. und Dröscher, L.: Von der Kinderseele. Beiträge zur Kinderpsychologie. Lpzg., Voigtländer 7,–
Baumgarten, O.: Über Kindererziehung. Tübingen, Mohr 1,50
Biese, R.: Pädagogik und Poesie. Berlin, Weidmann 7,50
Emerson, R. W.: Essays. Jena, Diederichs. 6 Bde. je . . . 4,–
Förster, F. W.: Jugendlehre. Berl., Reimer 6,–
– Lebenskunde. Ebda. . . . 3,–
– Lebensführung: Ebda. . . 5,–
– Sexualethik und Sexualpädagogik. Kempten, Kösel. . . 3,–.
Frost, L.: Aus unseren vier Wänden Ein Buch für Mütter. Berl. Schwetschke 4,80
Gensichen, G. und Bernewitz, E. Mutters Kinder. Berlin, Warneck 2,–
Gruber: Unserer Ruth Lernjahre. Beiträge zur Erziehung der weibl. Jugend. Münch., Oldenbourg 4,–
Haushofer, M.: Lebenskunst und Lebensfragen. Ravensburg, O. Maier 2,50
Hilty, O.: Briefe. (Die Kunst der Erziehung.) Leipzig, Hinrichs . . 4,–
Hoffmann, Frau Ad. Genf: Mutter. Hamburg, Rauhes Haus . . 3,–
James, W.: Psychologie und Erziehung. Ansprachen an Lehrer. Leipzig, Engelmann 3,80
Klassiker, die pädagogischen: Zur Einführung in ihr Leben und ihre Schriften. Hrsg. von F. Friedrich und H. Gehrig. Schroedel je 1,– bis 1,60
(Wir nennen: Comenius, Fénelon, Friedrich der Große, Fröbel, Luther, Pestalozzi, Rousseau.)

Lhotzky, H.: Die Seele Deines Kindes. Düsseldorf, Langewiesche 1,80 und 3,—

Leixner, O. v.: Der Weg zum Selbst. Berlin, Felber 3,50

Martin, Marie: Die höhere Mädchenschule in Deutschland. (Aus Natur- und Geisteswelt.) Leipzig, Teubner 1,25

— Allgemeine Erziehungslehre. Schulbuchhandlung 2,60

Matthias, A.: Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin? Münch., Beck . . . . 4,—

— Wie werden wir Kinder des Glücks. Ebda, ... 4,—

Münch, W.: Aus Welt und Schule. Berlin, Weidmann 6,50

Paulsen, Fr.: Das deutsche Bildungswesen, (Aus Natur- und Geisteswelt.) Leipzig, Teubner 1,25

— Moderne Erziehung und geschlechtliche Sittlichkeit. Reuther 1,—

Payot, J.: Die Erziehung des Willens. Leipzig, Voigtländer 4,—

Pestalozzi. Hrsg. von L. Gurlitt. (Bücher der Weisheit und Schönheit.) Stuttgart, Greiner & Pfeiffer . 2,50

Rehmke, J.: Die Seele des Menschen. (Aus Natur- und Geisteswelt.) Lpzg., Teubner 1,25

Ruskin: Sesam und Lilien. Vorträge über Lebenskunst für junge Mädchen. Jena, Diederichs . 4,—

Schleiermacher: Harmonie. Erzieher zu deutscher Bildung. Jena, Diederichs 3,—

Skovgaard-Petersen: Das Buch der Jugend. Berlin, Warneck 4,60

Seeberg, R.: Alte und neue Moral. Hamburg, Rauhes Haus . . 1,—

Unold, J.: Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. (Aus Natur- und Geisteswelt.) Leipzig, Teubner . 1,25

Wagner C.: Männlich und stark. Übers. von R. Remé. Paris, Fischbacher . . . . 4,—

Wegener, H.: Wir jungen Männer! Düsseldorf, Langewiesche 1,80 u. 3,—

— Geschlechtsleben und Gesellschaft. Hagen, Rippel . . . . . . 3,—

Wychgram: Aufsätze und Vorträge zum Mädchenschulwesen. Leipzig, Teubner 3,60

8. Lebensbeschreibungen. Selbstzeugnisse. Briefwechsel.

Abeken, H.: Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit. Berlin, Mittler. 7,50

Arnim, Bettina von: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Stuttgart, Cotta 2,50

Averdieck, Elise: Lebenserinnerungen. Hamb., Rauhes Haus 5,—

Berger, K.: Schiller. Sein Leben u. seine Werke. München, Beck. 2 Bde. 14,—

Bielschowsky, A.: Goethe. Sein Leben und seine Werke. Ebda. 2 Bde. 14,—

Bismarck, Otto von: Gedanken und Erinnerungen. Stuttgart, Cotta. 2 Bde. . . . . 5,—

— Briefe an seine Braut und Gattin. Ebda. . . . . 8,—

Bismarck, Hedwig v.: Erinnerungen aus dem Leben einer 95jährigen. Halle, Mühlmann. 5,—

Bode, W.: Amalie, Herzogin von Weimar. Berlin, Mittler. 3 Bde. 10,—

(1. Das vorgoethesche Weimar. 2. Der Musenhof der Herzogin Amalie. 3. Ein Lebensabend im Künstlerkreise.)

— Goethes Leben im Garten am Stern. Ebda. 7,50

— Charlotte von Stein. Ebda. 10,—

Braun, L.: Im Schatten der Titanen. Ein Erinnerungsbuch an Jenny von Gustedt. Stuttg., Deutsche Verlags-Anstalt 7,50

Bülow, Gabriele von: Ein Lebensbild. Berlin, Mittler . 11,50

Carlyle, Th.: Lebenserinnerungen. Deutsch von P. Jäger. Göttingen, Vandenh. & Ruprecht. 2 Bde. je 4,80

— Friedrich der Große. Berlin, Warneck . . . . 6,—

Dalton, H.: Lebenserinnerungen. Berlin, Warneck. 3 Bde. Je 6,—

Douglas, Graf von: Lebensbetrachtungen. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt . . . . . . 6,—

Ebner-Eschenbach, M. v.: Meine Kinderjahre. Biogr. Skizzen. Berlin, Paetel. . . . . 6,—

Eckermann, J. P.: Gespräche mit Goethe. Hrsg. von Ad. Bartels. Jena, Diederichs 6,–
– Dasselbe. Nach dem Originalmanuskript neu hrsg. von Houben. Leipzig, Brockhaus 8,–
Eyth, Max: Im Strom unserer Zeit. Heidelberg, Winter. 3 Bde. Je 6,–
(1. Lehrjahre. 2. Wanderjahre. 3. Meisterjahre.)
Fischer, Karl: Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters. Jena, Diederichs. 2 Bde. je 5,50
Fontane, Th.: Meine Kinderjahre. Autobiogr. Rom. Berlin, Fontane. 5,–
– Von zwanzig bis dreißig. Ebda. 7,–
– Briefe an seine Freunde. Ebda. 12,–
Frey, A.: Conrad Ferdinand Meyer. Stuttgart, Cotta . . 7,–
Friedrich der Große. Hrsg. von Fr. Lienhard. (Bücher der Weisheit und Schönheit.) Stuttgart, Greiner & Pfeiffer 2,50
Frommel, Emil: Aus der Familienchronik eines geistlichen Herrn. Stuttgart, Steinkopf . 1,20
– Aus dem untersten Stockwerk. Ebda. 1,20
– Aus goldenen Jugendtagen. Ebda. 1,50
Ganghofer, L.: Lebenslauf eines Optimisten. I. Buch der Kindheit. II. Buch der Jugend. Stuttgart, Bonz je 5,–
Goethe, J. W.: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Hrsg. von Kurt Jahn. Leipz., Insel-Verlag. 6,–
– Tagebücher. Hrsg. von H. G. Gräf. Ebda. 2,–
[Für Kenner von Goethes Leben.]
– Briefe. Auswahl von W. Bode. Hamburg, D. Dichter-Ged.-Stift. 2 Bde. Je 1,–
– Goethes Leben in seinen Briefen. (I. Alles um Liebe! II. Vom tätigen Leben.) München, Langewiesche. in Leder geb. 7,20
(Jeder Band einzeln je 1,80 u. 3,–.)
— Briefe an Frau Charlotte von Stein. In Ausw. hrsg. von J. Petersen. Leipzig, Insel-Verlag . 2,–
— im Gespräch. Hrsg. von Deibel u. Gundelfinger. (Eine Auswahl, ohne die mit Eckermann geführten Gespräche) Leipzig, Insel-Verlag 6,–
Goethes Mutter, Briefe von. Hrsg. von A. Köster, Leipzig, Insel-Verl. 2,–

Gundelfinger, Fr.: Romantikerbriefe. Jena, Diederichs . . 8,20
Harnack, Otto: Schiller. Berlin, E. Hofmann. 7,–
Hase, K. v.: Ideale und Irrtümer. Jugenderinnerungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel 6,50
Hansjakob: Aus meiner Jugendzeit. Stuttgart, Bonz . . . 4,–
Hausrath: Luthers Leben. Berlin, Grote. 2 Bde. 20,–
Hebbel, Fr.: Der heilige Krieg. Hebbel in seinen Briefen, Tagebüchern, Gedichten. Bücher der Rose. München, Langenwiesche . 1,80 und 3,–
Hölderlin, F.: Leben in Briefen. Hrsg. von Litzmann. Stuttgart, Cotta. 11,–
Humboldt: Wilhelm und Karoline von, in ihren Briefen. Hrsg. von A. v. Sydow. Berlin, Mittler. Bd. 1 und 3 . . . . 10,– Bd. 2 8,–
– Briefe an eine Freundin. Hrsg. von Leitzmann. Leipzig, Insel-Verl. 2 Bde. 8,–
Kingsley, Ch.: Briefe und Gedenkblätter. Hrsg. von seiner Gattin. Gotha, Perthes . . . 9,–
Kleist, H. v.: Briefe an Schwester Ulrike. Berlin, Behr . . . 3,–
Kügelgen, W. v.: Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Bücher der Rose. München, Langewiesche . . . . . 1,80 und 3,–
Kuh, E.: Friedrich Hebbel. Biographie. Braumüller. 2 Bde. . . . 12,–
Kühnemann, E.: Schiller. München, Beck 6,50
Langer, W.: Erinnerungen eines Dorfschullehrers. Lichterfelde, Runge 4,–
Liebesbriefe, deutsche aus 9 Jahrhunderten. Leipzig, Zeitler . 7,–
Liselotte in ihren Briefen. Leipzig, Amelang. Kart. 1,–
– Auswahl in 2 Bdn. von Helmolt. Leipzig, Insel-Verlag . . . 16,–
Luise, Königin von Preußen. Ein Lebensbild in Briefen und Aufzeichnungen der Königin und ihrer Zeitgenossen. Hrsg. von der lit. Ver. d. Berl. Lehrervereins. Schöneberg, Hilfe. 3,–
Luther, Martin: Briefe. Hrsg. von Buchwald. Lpzg., Insel-Verl. 12,–
– Martin Luther als Mensch in seinen Briefen. Berl., Curtius 3,–
Marcks, E.: Wilhelm I. Lpzg., Dunker & Humblot 7,60

— Bismarck. Bd. I. Jugend. Stuttgart, Cotta 9,50

Mörike, E.: Briefe. Ausg. von Krauß und Fischer. Berlin, Elsner. 2 Bde. Je . . . . 5,—

— Eines Dichters Liebe. Brautbriefe. Hrsg. von Eggert-Windegg. München, Beck 3,50

Moltke, H. v.: Briefe an seine Braut und Gattin. Stuttgart, D. Verl.-Anst.. . . . . 5,—

Napoleon: Briefe. Ausw. v. Kircheisen. Stuttgart, Lutz. 3 Bde. . Je 7,—

Nettelbeck, J.: Ein Mann. Des Seefahrers u. aufrechten Bürgers J. Nettelbeck wundersame Lebensgeschichte v. ihm selbst erzählt. München, Langewiesche 1,80 und 3,—

Neumann, Franz. Erinnerungsblätter. Hrsg. von Luise Neumann. Tübingen, Mohr . . . . . 8,—

Oertzen, Dietr. v.: Adolf Stöcker. Lebensbild und Zeitgeschichte. Berlin, Vaterl. Verlagsanst. . . . . 12,—

Paulsen, Fr.: Aus meinem Leben. Jugenderinnerungen. Jena, Diederichs . . . . 4,—

Petersdorff, H. v.: Friedrich der Große. Berlin, Hofmann . . 16,—

— Kleist-Retzow. Ein Lebensbild. Ebda. . . . . 10,—

Richter, Ludwig: Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Leipzig, Hesse . . . . . . 3,—

Romberg: Gräfin Sophie Schwerin. Leipzig, Fritz Eckardt . 13,50

Roon, Graf v.: Denkwürdigkeiten. Berlin, Trevendt 24,60

Rosegger, Peter: Mein Himmelreich. Leipzig, Staackmann . 5,50

— Mein Weltleben. Ebda. . 5,50

— Waldheimat. Ebda. 2 Bde. je 4,—

Schiller, Friedrich: Die Briefe des jungen Schiller. Hrsg. von Hecker. Leipzig, Insel-Verlag . . . . 2,—

— Feuertrunken. Eine Dichterjugend in Briefen. Bücher der Rose. München, Langewiesche . 1,80 und 3,—

— Schiller und Lotte. Ein Briefwechsel. Hrsg. von A. v. Gleichen-Rußwurm. Jena, Diederichs. 2 Bde. 7,—

— Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Hrsg. von Chamberlain. Jena, Diederichs . . . 9,—

— Dasselbe. Stuttg., Cotta. 2 Bde. 2,—

Schleiermacher: Briefe. Auswahl von Rade. Jena, Diederichs . 5,—

Tolstoj, L. N.: Lebensstufen. Jena, Diederichs. 2 Bde. Je . . . 3,—

Wagner, Richard: Briefe an Mathilde Wesendonck. Berlin, A. Duncker 7,50

Wilhelm des Großen Briefe, Reden, Schriften. Berlin, Mittler. 8,—

Winter: Friedrich der Große. Berlin, E. Hofmann. 3 Bde. . 12,80

Wychgram: Schiller. Bielefeld. Velhagen & Klasing . . . . . 12,—

9. Weltgeschichte.

[Ergänzungen zu dieser Abteilung finden sich unter Lebensbeschreibungen und Kulturgeschichte.]

Arndt, E. M.: Geist der Zeit. Von H. Meisner. Leipzig, Hesse. 2 Bde. 3,—

Bismarck: vgl. Lebensbeschreibungen.

Carlyle, Th.: Über Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte. Halle, Hendel . . . . . . 3,—

— vgl. auch Lebensbeschreibnngen.

Domascewsky, A. v.: Geschichte der römischen Kaiser. Leipzig, Quelle & Meyer. 2 Bde. . . 9,—

Egelhaaf, G.: Geschichte der neuesten Zeit. Stuttgart, Krabbe 7,—

Fichte: Reden an die deutsche Nation. Halle, Hendel . . . 0,85

Fontane, Th.: Kriegsgefangen. Erlebtes 1870. Berlin, Fontane. 1,— und 1,50

Friedrich der Große: vgl. Lebensbeschreibungen.

Bildemeister: Aus den Tagen Bismarcks. Politische Essays. Leipzig, Quelle & Meyer 4,80

Heyck, E.: Deutsche Geschichte. 3 Bde. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 43,— und 50,—

— vgl. auch Monographien zur Weltgeschichte.

Jäger, O.: Deutsche Geschichte. München, Beck. 2 Bde. . . 7,50

— Weltgeschichte. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 4 Bde. je . . . 10,—

Kämmel, Otto: Werdegang des deutschen Volkes. Leipzig. Grunow. 1903. 2 Bde. . . . . 6,—

Klein, K.: Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870. München, Beck . 2,80

Klein, Katharina: Fröschweiler Erinnerungen. Ebda. . . 1,25

Kriegstagebücher, Schlesische, aus der Franzosenzeit 1806 – 15. Breslau, Wohlfarth 3,–

Luise, Königin von Preußen: vgl. Lebensbeschreibungen.

Luther: vgl. Monographien zur Weltgeschichte, Lebensbeschreibungen und Religion.

Moltke: vgl. Lebensbeschreibungen.

Monographien zur Weltgeschichte. Hrsg. von Ed. Heyck. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Je. 3,–
[Diese sorgfältig redigierten Monographien seien alle warm empfohlen. Wir nennen:
Heyck, E.: Die Kreuzzüge und das heilige Land.
— Florenz und die Mediceer.
— Luther.
— Maximilian I.
— Der große Kurfürst.
— Wilhelm von Oranien.
— Friedrich I. von Preußen.
— Bismarck.
Pantenius, Th. H.: Der falsche Demetrius.
Schäfer, D.: Die deutsche Hanse.]

Ranke, L. v.: Die römischen Päpste. Leipzig, Duncker & Humblot . 23,–

Ratzel: Glücksinseln und Träume. Leipzig, Grunow 8,50

Rindfleisch, H.: Feldbriefe 1870/71. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 4,–

Schäfer, D.: Deutsche Geschichte. Jena, G. Fischer. 2 Bde. . 17,–

Schiller: Geschichte des 30jährigen Krieges. Geschichte des Abfalls der Niederlande. Hrsg. von E. J. v Grotthuß. Bücher der Weisheit und Schönheit. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 2 Bde. je 2,50

Schmidt, Max: Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrika. Lichterfelde, Runge 3,–

Schreckenbach, P.: Der Zusammenbruch Preußens 1806. Jena, Diederichs 8,–

Sperl, A.: Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechtes. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. . . . . 10,—

Sybel, H. v.: Begründung des deutschen Reiches. Volksausgabe. München, Oldenburg 25,–

Taine, H.: Napoleon. Hrsg. von H. Landsberg. (Das Museum VI.) 07. Berlin, Pan-Verlag . . 2,50

Treitschke, H. v.: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Leipzig, Hirzel. 5 Bde. Je . 13,–
– Bilder aus der deutschen Geschichte. (Auswahl.) Ebda. . . 6,–

Vollmer, H.: Der deutsch-französische Krieg 1870/71. Berlin, Paetel. 2 Bde. . . . . . . 1,50 u. 2,–

Wilhelm I.: vgl. Lebensbeschreibungen.

Zeitz: Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus dem Jahre 1870/71. Altenburg, Geibel. 9,–. Kl. Ausg. 4,–

10. Kulturgeschichte.

Baumgarten, F., F. Poland und R. Wagner: Die hellenische Kultur. Leipzig, Teubner . . 12,–

Burckhardt, J.: Die Kultur der Renaissance in Italien. Leipzig, Seemann. 2 Bde. 12,50

Chamberlain, H. St.: Grundlagen des 19. Jahrhunderts. Volksausgabe. München, Bruckmann. 7,20

Classen, W. F.: Großstadtheimat. Hamburg, Gutenberg-Verlag . 4,–

Damaschke: Geschichte der Nationalökonomie. Jena, G. Fischer 4,–

Freytag, G.: Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Leipzig, Hirzel. 4 Bde. Je 6 bis 8,–

Gobineau, Graf: Auswahl ans seinen Schriften. Bücher der Weisheit und Schönheit. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer 2,50

Hamann: Sibyllinische Blätter des Magus. Herausgegeben von Unger. Erzieher zur deutschen Bildung. Jena, Diederichs 3,–

Harnack, A.: Reden und Aufsätze Gießen, Töpelman. 2 Bde. . 12,–

Henningsen: Deutsche Briefe. Leipzig, Spamer 4,50

Kralik, R. v.: Das deutsche Götter- und Heldenbuch. München, Allg. Verlags-Anstalt. 6 Bde. Je . 2,–

Kultur, Die, der Gegenwart: Ihre Entwickelung und ihre Ziele. Herausgegeben von P. Hinneberg. Band 1. Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart. Leipzig, Teubner 18,–

Lamprecht, K.: Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. Ergänzungsband 1. Tonkunst. Bildende Kunst.

Dichtung. Weltanschauung. Berlin, Weidmann. . . . . 8,—

Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. Herausgegeben von G. Steinhausen. Je 5,50
[Wir nennen aus der Serie: Bartels, Adolf: Der Bauer. Bösch, H.: Das Kind. Steinhausen, G.: Der Kaufmann.]

Riehl, W. H.: Kulturgeschichtliche Charakterköpfe. Stuttg., Cotta 5,—

— Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. Ebda. . . . . 5,—

— Naturgeschichte des Volkes. Ebda. 4 Bde. je . . . . . 6,—

Seeberg, R.: Aus Religion und Geschichte. Leipzig, Deichert. 2 Bde. Je 7,60

Steinhausen, W.: Geschichte der deutschen Kultur. Leipzig, Bibl. Institut . . . . 17,—

Wege nach Weimar. Herausgegeben von Fr. Lienhard. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 6 Bde. je . . . 3,50
[1. Heinrich von Stein — Emerson. 2. Shakespeare — Homer. 3. Friedrich der Große. 4. Herder — Jean Paul. 5. Schiller. 6. Goethe.]

Frauenfrage.

Aus der Gedankenwelt einer Arbeiterfrau. Von ihr selbst erzählt. Herausgegeben von Pfarrer Moszeik, Lichterfelde, Runge 2,75

Diers, Marie: Die Mutter des Menschen. Gedanken zur Frauenfrage. Berlin, A. Duncker . . 2,—

Frauenbriefe aus zwei Jahrhunderten. Herausgeg. von E. Burger. Frankfurt, Diesterweg . . . . 3,—

Frauenbewegung und Sozialethik. Von G. Bäumer, A. Blum, J. Freudenberg, A. Kraußneck, H. Lange, A. Pappritz, A. Salomon, M. Weber. Heilbronn, Salzer . . . . . . 3,—

Frauenleben. Herausgegeben von H. von Zobeltitz. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Je . . . 3,— bis 4,—
[Wir nennen Maria Stuart, Bettina von Arnim, Charlotte von Schiller, Annette von Droste-Hülshoff, Johanna von Bismarck.]

Gnauck-Kühne: Die deutsche Frau an der Jahrhundertwende. Berlin, Liebmann. 4,25

Goltz, E. v. d.: Der Dienst der Frau in der christlichen Kirche. Potsdam, Stiftungsverlag 3,75

Handbuch zur Frauenfrage Der deutsche evang. Frauenbund in seiner geschichtlichen Entwicklung, seinen Zielen und seiner Arbeit. Lichterfelde, Runge 2,50

Hoffmann, Frau Ad., Genf: Näher zum Ideal. Hamburg, Rauh. Haus 3,—

— Ins volle Leben, ins volle Glück! Ebda. 1,20

Jastrow, H.: Das Recht der Frau nach dem bürgerlichen Gesetzbuch. Für Frauen dargestellt. Berlin, Liebmann 2,80

Krukenberg, E.: Die Frauenbewegung, ihre Ziele und ihre Bedeutung. Tübingen, Mohr . . . . . 4,—

Kulturaufgaben der Frau: Herausgegeben von J. Wychgram. Leipzig, Amelang. 6 Bde. je . . . . 5,—
1. Krukenberg, E.: Die Frau in der Familie.
2. Freudenberg, J.: Die Frau und die Kultur des öffentlichen Lebens.
3. Wirminghaus, E.: Die Frau und die Kultur des Körpers.
4. Die Frau und der Haushalt.
5. Die Kultur der Wohnung.
6. Die Frau und das geistige Leben.

Lange-Bäumer: Handbuch der Frauenbewegung. Berlin, Möser. 5 Bände je. . . . 5,50 bis 11,—
1. Die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern 11,—. 2. Frauenbewegung und soziale Frauentätigkeit 6,50. 3. Der Stand der Frauenbildung in den Kulturländern 10,40. 4. u. 5. Die deutsche Frau im Beruf 9,60 und 5,50.]

Langewiesche, W.: Frauentrost. München, Beck 1,80

Lippe-Oberschönfeld, Gräfin zur: Die Fran auf dem Lande. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung. . 4,—

Mahling, F.: Probleme der modernen Frauenfrage. Hamburg, Rauhes Haus. Kart. . . . . 1,—

Malvery, O. Ch.: Vom Markte der Seelen. Entdeckungsfahrten einer sozialen Frau im Lande Armut. Deutsch von Martha Sommer. Leipzig, Voigtländer . . . . . . 2,—
[Reifen Leserinnen empfohlen.]

Martin, Marie: Aus der Welt der deutschen Frau. Berlin, Schwetschke & Sohn. . . . . 4,—

— Die weiblichen Bildungsbedürfnisse der Gegenwart. Berlin, Trowitzsch & Sohn 1,20

Recke, Elisa v. d.: Aufzeichnungen, Briefe und Tagebücher. Herausgegeben von Rachel. Leipzig, Weicher. 2 Bände je . . . . 10,—

Reuter, Gabriele: Aus guter Familie. Berlin, S. Fischer . . 5,–
[Nur für reife Leserinnen.]

Salomon, A.: Soziale Frauenbildung. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, Teubner . . . 1,25

Sohnrey, H.: Grete Lenz. Berlin, Deutsche Landbuchhandl. . . . 4,–
[Nur für reife Leserinnen.]

Wilbrandt, R.: Frauenarbeit. (Aus Natur und Geisteswelt) Leipzig, Teubner 1,25

11. Literaturwissenschaft.

(Ergänzungen zu dieser Rubrik befinden sich in der Abteilung Lebensbeschreibungen.)

Bartels, A.: Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig, E. Avenarius 12,–

– Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Ebda. 6,–

– Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur. Ebda. 6,–

Böckel, O.: Deutsche Volkssage. Leipzig, Teubner. (Aus Natur und Geisteswelt) 1,25

Bruinier, J. W.: Das deutsche Volkslied. Ebda. 1,25

Busse, Carl: Geschichte der Weltliteratur. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Bd. 1. 12,–

Dilthey: Das Erlebnis und die Dichtung. Leipzig, Teubner . 6,–

Fischer, Kuno: Goethes Faust. Heidelberg, Winter. 4 Bde. je 5,– bis 8,–

Goethe: vgl. Lebensbeschreibungen.

Hebbel: vgl. Lebensbeschreibungen.

Huch, Ricarda: Die Romantik. Leipzig, Haessel. 2 Bde. Je . 6,–
[Reifen Lesern empfohlen.]

Klaiber, Th.: Dichtende Frauen der Gegenwart. Stuttgart, Strecker & Schröder 4,60

Leixner, O. v.: Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig, Spamer. 2 Bde. Je . . . 10,–

– Geschichte der fremden Literatur. Ebda. 2 Bde. Je . . 10,–

Lessing, E.: Martin Luther als Klassiker. Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Gutenberg-Verlag. 1,–

Lessing, G. E: Hamburgische Dramaturgie. Leipzig, Reclam. Neue Ausgabe 1,20

Litzmann, B.: Goethes Faust. Berlin, Fleischel 7,50

Schian, M.: Der deutsche Roman seit Goethe. Görlitz, Dülfer. 4,50

Schiller: Ästhetische Erziehung. Herausgegeben von A. von Gleichen-Rußwurm. Jena, Diederichs . 2,50

Schlegel, Fr.: Fragmente. Erzieher zu deutscher Bildung. Jena, Diederichs 3,–

Schönbach, A. E.: Über Lesen und Bildung. Graz, Leuschner . 5,50

Stein, Heinrich von: Zur Kultur der Seele. Stuttgart, Cotta . 6,–

Stern, Adolf: Studien zur Literaten der Gegenwart. Nebst neuer Folge. Dresden, Koch. Je . 12,50

Stunden mit Goethe. Herausgegeben von W. Bode. Berlin, Mittler & Sohn. Jeder Jahresband 5,–

Vischer, Fr. Th.: Shakespeare-Vorträge. Stuttgart, Cotta 6 Bde. je 8 bis 10,–

Vogt & Koch: Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig, Bibl. Institut. 2 Bände je 10,–

Wilamowitz-Moellendorff: Einleitung in die griechische Tragödie. Berlin, Weidmann . . 7,50

Winckelmann & Lessing: Klassische Schönheit. Herausgegeben von A. von Gleichen-Rußwurm. Erzieher zu deutscher Bildung. Jena, Diederichs 3,–

Wychgram: Die deutsche Dichtung und das deutsche Volkstum. Meyers Volksbücher 0,65

Wolff, J. M.: Shakespeare. München, Beck 12,–

12. Kunstgeschichte. Kunstgaben. Musik.

Ars sacra. Blätter heiliger Kunst. Hrsg. von Bernhardt. Kempten, Kösel.
I. Vom Erlöser 2,50
II. Gleichnisse . . . . . . 3,—
III. Rosenkranz . . . . . . 3,—

Ehrenberg: Handbuch der Kunstgeschichte. Leipzig, Weber . 6,—

Grisebach: Der Garten. Eine Geschichte seiner künstlerischen Gestaltung. Leipzig, Klinkh. u. Biermann 10,—

Hausbuch deutscher Kunst. Hrsg. von Engels. Stuttg., D. Verl.-Anst. 10,—

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Ebda
1. Raffael . . . . 8,—
2. Rembrandts Gemälde . . . . . . 14,—
3. Tizian . . . . 7,—
4. Dürer . . . . 10,—
5. Rubens . . . . 12,—
6. Velazquez. . . . . 7,—
7. Michelangelo . . . . 6,—
8. Rembrandts Radierungen . . . . 8,—
9. Schwind . . . . 15,—
10. Correggio . . . . 7,—
11. Donatello. . . . . 8,—
12. Uhde . . . . 10,—
13. Van Dyck . . . . 15,—
14. Hans Memling . . . . 7,—
15. Thoma . . . . 15,—

Knackfuß, H., M. S. Zimmermann u. W. Gensel: Allgemeine Kunstgeschichte. Bielefeld, Velhagen & Klasing.
I. Altertum und Mittelalter . 10,—
II. Gotik und Renaissance . . 12,—
III. Barock, Rokoko u. Neuzeit 14,—

Die Kunst in Bildern. Jena, Diederichs. Kart. je 4,50
Geb. je 5,50
I. Die Altdeutsche Malerei. Mit gesch. Einf. v. E. Heidrich.
II. Die Frührenaissance der italienischen Malerei. Mit gesch. Einf. von R. Hamann.

Kunstblätter, zeitgenössische. Volkstümliche Ausg. moderner Werke der Griffelkunst. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Je . . . . 2,50 bis 6,—

Kunstblätter der Vergangenheit und Gegenwart. Berlin, Fischer & Francke. (vgl Verl.-Kat.)

Kunstgabeu in Heftform. Hrsg. von d. „Freien Lehrervereinig. für Kunstpflege in Berlin". Mainz, Scholz. Je 1,—
[Hans Thoma: Ein Buch der Kunst. — Landschaften. — W. Steinhausen: Göttliches und Menschliches. — Vom Heiland, ein Buch deutscher Kunst. — Alfred Rethel — Fritz v. Uhde — eine Kunstgabe für das deutsche Volk. — Giovanni Segantini. — Millet, J. Fr. — Kalckreuth, L. v. — Wilh. Leibl — aus seinem Lebenswerk. — Max Liebermann.]

Künstler-Mappen. Hrsg. vom Kunstwart. München, Callwey.
[Böcklin, 1,50. Dürer, 3,—. Grünewald, 2,50 und 5,—. Konewkas Osterspaziergang, —,50. Liebermann, 10. Meunier, 6,—. Millet, 5,—. Philippi, 4,—. Rembrandt, 3,— u. 5,—. Rethel, 1,50. Richter, 4 Mappen je 1,50. Schwind, 6 Mappen je 1,50 und 2,—. Spitzweg, 2,50. Steinhausen, 1,50 u. 4,—. Thoma, 12,—. Uhde, 10,—. Welti, 6,—.]

Künstler-Monographien. Hrsg. von H. Knackfuß. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Je . . . , 2,— bis 4,—
[Diese sorgfältig redigierten, gut illustrierten Monographien seien warm empfohlen.]
Wir nennen:
Giotto. Donatello. Fra Angelico. Luca della Robbia. Botticelli. Van Eyck. Memling. Peter Vischer und Adam Krafft. Veit Stoß. Leonardo da Vinci. Michelangelo. Raffael. Andrea del Sarto. Corregio. Tizian. Dürer. Holbein d. J. Lucas Cranach d. A. Murillo. Velasquez. Rubens. Van Dyck. Franz Hals. Rembrandt. Wereschtschagin. Millet u. Rousseau. Corot und Troyon. Ludwig Richter. Schwind. Lenbach. Leibl. Trübner. Uhde. Bracht. Böcklin. Feuerbach. Thoma. Menzel. Klinger. Liebermann. Rethel. Gebhardt. Burne Jones. Meunier. Rodin. Segantini. Bartels. L. v. Hofmann. Worpswede. Neu-Dachau.]

Künstler-Monographien von David Koch.
Ludwig Richter. Stuttgart, Steinkopf 3,80
Peter Cornelius. Ebda. 4,50
W. Steinhausen. Heilbronn, Salzer . . . . 4,—
— Gebhardtalbum. Stuttg., Verl. für Volkskunst . . . . 1,50 u. 2,—

Künstler-Steinzeichnungen Leipzig, Teubner. Je 1,— b. 6,— [vgl. Verl.-Kat.]

Dasselbe. Leipzig, Voigtländer. Je 2,50 bis 6,— [vgl. Verl.-Kat.]

Lange, K.: Das Wesen der Kunst. Berlin, Grote. 2 Bde. . . . 15,—

Lessing: Laokoon. Meyers Volksbücher . . . . —,65

Meisterbilder fürs deutsche Haus. Hrsg. vom Kunstwart. Münch., Callwey. Je —,25 [vgl Verl.-Kat.]

Meister, Alte. 100 Meister der Gegenwart. Leipzig, Seemann. Je 1,—

Naumann, Fr.: Form und Farbe. Schöneberg, Hilfe-Verlag . . . 2,—

Pfannschmidt, M.: Bilder aus der Geschichte der bildenden Kunst. Hamburg, Schloeßmann . . . 2,–
Rembrandt als Dichter. Von Willy Becker. Bücher der Kunst. Leipzig, Klinckhardt & Biermann. . . 6,–
Schäfer, Rudolf: Wandbilder für das deutsche Haus. Hamburg, Schloeßmann. Je . . . . . . –,75
– Bildermappen für das deutsche Haus. Potsdam, Stiftungsverlag Je 1,– und 1,25
Schultze-Naumburg: Kulturarbeiten. München, Callwey.
1. Hausbau 4,50. 2. Gärten 5,–. 3. Dörfer und Kolonien 5,–. 4. Städteb u 6,50. 5. Kleinbürgerhäuser 4,50. Erg. Bilder zu Band 2, 4,–.
Schwindrazheim, O.: Kunst-Wanderbücher. Bd. 1–5. Hamburg, Gutenberg-Verlag . . 1,80 bis 3,–
[1. Unsere Vaterstadt. 2. Stadt und Dorf. 3. In der freien Natur. 4. Wandern und Skizzieren. 5. Von alter zu neuer Heimatkunst.]
Sohnrey: Kunst auf dem Lande. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 7,–
Servaes, Fr.: Giovanni Segantini Leipzig, Klinckhardt & Biermann. „Bücher der Kunst". . . 8,–
Springer: Grundriß der Kunstgeschichte. Leipzig, Seemann 6,–
Thode, H.: Böcklin und Thoma. Heidelberg, Winter 3,–
Die Welt des Schönen. Düsseldorf, Langewiesche. Je 1,80
[Griechische Bildwerke. Der stille Garten: Deutsche Maler aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Bilder aus Italien. Deutsche Plastik des Mittelalters. Das Haus in der Sonne. Deutsche Dome.]
Wölfflin, H.: Die Kunst Albrecht Dürers. München, Bruckmann 12,–
– Die klassische Kunst. Ebda. 10,–
– Renaissance u. Barock. Ebda. 6 –

Musik.

Batka, R: Geschichte der Musik. Bd. I. Grüninger 5,–
Beethoven: Briefe hrsg. von K. Storck (Bücher der Weisheit und Schönheit). Stuttg., Greiner & Pfeiffer 2,50
Cornelius, Peter: Aufsätze über Musik und Kunst. Leipzig, Breitkopf & Härtel 5,–
Brunsky, K.: Musikgeschichte. (Sammlung Göschen) 3 Bde. Je –,70
Hausegger, S. v.: Gedanken eines Schauenden. Münch., Bruckm. 12,–
La Mara: Klassisches und Romantisches aus der Tonwelt. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Geb. . . 4,80
Mozart: Briefe. Hrsg. v. K. Storck. (Bücher der Weisheit und Schönheit) Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 2,50
Pforten, P. v. d.: Beethoven. München, Beck 1,25
Mozart. Ebda. 1,25
– Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagners Berlin, Trowitzsch 6,–
Schumann: Briefe. Hrsg. von K. Storck. Bücher der Weisheit und Schönheit. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 2,50
Schumann, Clara: Ein Künstlerleben. Nach Tagebüchern u. Briefen. Hrsg. von B Litzmann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 3 Bde. . 11,50
Söhle, K.: Musikantengeschichten. Berlin, Behr 3,50
Spitta: J. S. Bach. 2 Bde. Ebda. 33,–
Schindler: Beethoven-Biographie. Neu hrsg von Kalischer. Berlin, Schuster & Löffler 14,–
Wagner, R., in seinen Briefen. Hrsg von E. Kloß. Bücher der Weisheit und Schönheit. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer 2,50

13. Erdbeschreibung und Reisen.

Allgemeine Länderkunde von W. Sievers. Leipzig, Bibl. Institut. Kl. Ausgabe. 2 Bde. je . . 10,–
Adolf Friedrich zu Mecklenburg: Ins innerste Afrika. Leipzig, Klinkhardt & Biermann . . . 15,–
Allmers: Marschenbuch. Land- und Volksbilder Oldenburg, Schulze 7,–
Auf weiter Fahrt. Selbsterlebnisse zur See und zu Lande. Hrsg. von Lohmeyer. Leipzig, Weicher. Bd. 1–5. Je 4,50

Chamisso, A. v.: Reise um die Welt. Leipzig, Hesse 1,20

Eckenbrecher, M. v.: Was Afrika uns gab und nahm. Erlebnisse einer deutschen Ansiedlerfrau in Südwestafrika. Berlin, Mittler & Sohn. 5,–

Ehlers, O. E.: An indischen Fürstenhöfen. Berlin, Paetel. 2 Bde. 15,–

– Im Osten Asiens. Ebda. . 7,50

– Im Sattel durch Indo-China. Ebda 2 Bde. 15,–

– Samoa, die Perle der Südsee. Ebda. 4,–

Fontane, Th.: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Stuttgart, Cotta. 5 Bde. Je . . 6,–

Hansjakob: Reiseerinnerungen. Stuttgart, Bonz. 5 Bde. Je. 3,–
[1. Verlassene Wege. 2. Letzte Fahrten. 3. Sommerfahrten. 4. Alpenrosen mit Dornen. 5. Sonnige Tage.]

Hassert: Deutschlands Kolonien. Leipzig, Seele. 12,–

Hauptmann, Gerhart: Griechischer Frühling. Berlin, S. Fischer 6,50

Hedin, Sven v.: Durch Asiens Wüsten. Leipzig, Brockhaus. 2 Bde. Je 10,–

– Im Herzen von Asien. Ebda. 2 Bde. 20,–

– Transhimalaja. Ebda. 2 Bde. 20,–

– Zu Land nach Indien durch Persien, Seistan, Belutschistan. Ebda, 2 Bde. 20,–

Hille: Vom Hohenzollern nach Rom. Leipzig, Strauch . . . 2,–

Hoffmann, Hans: Der Harz. Leipzig, Amelang 15,–

– Harzwanderungen. Ebda. . 3,–

Horn, W. O. v.: Der Rhein. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer . . . 10,–

Humboldt, A. v.: Reisen in die Aequinoktialgegenden des neuen Kontinents. Stuttgart, Cotta. 2 Bde. 6,–

Jensen, W: Der Schwarzwald. Leipzig, Amelang 10,–

– Durch den Schwarzwald. Ebda. 3,–

Italien in Wort und Bild.
a) Böcklin, C., und K. Storck: Die Florentinische Landschaft. Toskanische Wanderungen. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 3,–
b) Gerstfeld, O. v.: Umbrische Städte. Stätten der Kultur. Leipzig, Klinkhard & Biermann 4,–
c) Gleichen-Rußwurm, A. v.: Ave Italia! Berlin, Schall 5,–
d) Goethe: J alienische Rei'e. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. 2 Bde. je 1,75 u. 2,25
e) Hehn: Italien. Ansichten und Streiflichter. Stutigart, Cotta 7,50
f) Scheffer, Th. v.: Neapel. Stätten der Kultur. Klinkhardt & Biermann . . . 4,–
g) Schubring, P.: Urbino. Ebda. . 4.–
h) Bilder aus Italien. Die Welt des Schönen. Düsseldorf, Langewiesche . . . 1,80

Königsmark, H. Graf von: Japan und die Japaner. Berlin, Paetel. 1,75

Kühn, P.: Weimar. Stätten der Kultur. Leipzig, Klinkhardt & Biermann 4,–

Land und Leute. Monographien zur Erdkunde. Hrsg. von A. Scobel. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Je 3,– und 4,–
[Diese nach Text und Bilderschmuck vorzüglichen, sorgfältig redigierten Monographien können alle warm empfohlen werden.]
[Wir nennen: Haas: Deutsche Nordseeküste. Haushofer: Oberbayern, Tirol. Heer: Schweiz.]

Lauterer, J.: Das Land der aufgehenden Sonne. Lpz., Spamer. 8,50

– Mexiko, das Land der blühenden Agave, einst und jetzt. Ebda. 8,50

Lienhard, F.: Thüringer Tagebuch. Stuttg, Greiner & Pfeiffer 4,–

Linde, R.: Die Lüneburger Heide. Land und Leute. Bielefeld, Velhagen & Klasing 4,–

Loti, P.: Japanische Herbsteindrücke. Stuttgart, Cotta . . 1,10

Lux, J. A.: Altholland Stätten der Kultur. Leipzig, Klinkhardt & Biermann 3,–

Nansen, Fr.: In Nacht und Eis. Leipzig, Brockhaus. 3 Bde. Je 10,–
[und anderes.]

Ninck, C.: Auf biblischen Pfaden. Berlin, Warneck 6,–

Oettingen, W. v.: Berlin. Stätten der Kultur. Leipzig, Klinkhardt & Biermann 2,–

Ratzel: Deutschland. Leipzig, Grunow 3,–

— Die Erde nnd das Leben. Leipzig, Bibl. Inst. 2 Bde. Je. . . 17,–

Sach: Die deutsche Heimat. Halle, Waisenhaus 10,–

Schmidt, P. F.: Frankfurt a. M. Stätten der Kultur. Leipzig, Klinkhardt & Biermann 3,–

Soden: Palästina. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, Teubner 1,25

Spitteler, C.: Der Gotthard. Frauenfeld, Huber & Co. 2,40

Stifter, A.: Aus dem alten Wien. Leipzig, Insel-Verlag 6,–

Trinius, A.: Streifzüge durchs Thüringer Land. Berlin, Paetel 1,50

Tönjes, H.: Ovamboland. Berlin, Warneck 6,–
Weule: Negerleben in Ostafrika. Leipzig, Brockhaus 10,–
Wißmann, H. v.: Unter deutscher Flagge quer durch Afrika. Berlin, Walther 10,–

14. Naturkunde.

Abel, G.: Chemie des täglichen Lebens. (Aus Natur- und Geisteswelt. Leipzig, Teubner . . . 1,25
Bongardt, J.: Die Naturwissenschaften im Haushalt. Ebda. 2 Bde. je 1,25
Boode: Feuchte Musikanten. Naturgesch. der Frösche mit farb. Bildern. Godesberg, Naturwissenschaftl. Verlag 2,50
Brehm: Tierleben. Volksausgabe. Leipzig, Bibl. Inst. 3 Bde. . 30,–
Bumüller: Aus der Urzeit des Menschen. Köln, Bachem . 4,50
Buschan, G.: Illustrierte Völkerkunde. Stuttg., Strecker & Schröder. 3,50
(Füllt eine klaffende Lücke unserer Literatur und wird dringend empfohlen.)
Chun: Aus den Tiefen des Weltmeeres. Jena, Fischer . . 20,–
Dennert: Bibel und Naturwissenschaft. Stuttgart, Kielmann . 6,–
Eckstein, K.: Tierleben des deutschen Waldes. Stuttg., Strecker & Schröder 1,40
Grätz: Kurzer Abriß der Elektrizität. Stuttgart, Engelhorn 3,–
Gruner: Die Welt des unendlich Kleinen. Godesberg, Naturwissensch. Verlag (Abt. d. Keplerbundes) –,50
Hamann: Die Abstammung des Menschen. Ebda. 1,20
Hassert, K.: Die Polarforschung. (Aus Natur- und Geisteswelt.) Leipzig, Teubner 1,25
[Vorzügliche Ergänzung zu „Wiese: Das Meer."]
Hauser: Entwicklungsgedanke und Christentum. Berlin, Buchh. d. Ostdeutschen Jünglingsbundes . –,50
Hennig: Aus Gottes Werkstatt. Hamburg, Rauhes Haus . . 4,50
Hoppe: Unser Wissen vom Werden der Welt. Bielefeld, Bethel . 5,–
Kauffmann, H.: Das Radium. Stuttg., Strecker & Schröder 1,40
[Dringend empfohlen!]
Klein: Astronomische Abende. E. H. Mayer 6,50
Knauer, F.: Ameisen. (Aus Natur- und Geisteswelt.) Leipzig, Teubner 1,25
Kraepelin: Naturstudien im Garten. Leipzig, Teubner 3,60
– Naturstudien im Hause. Ebda. 3,20
– Naturstudien in Wald und Feld. Ebda. 3,60
– Einführung in die Biologie. Ebda. 4,–
Lampert, K.: Bilder aus dem Käferleben. Stuttg., Strecker & Schröder 1,40
Linke, F.: Die Luftschiffahrt. Berl. A. Schall 7,50
Maeterlinck: Leben der Bienen. Jena, Diederichs 5,50
Marshall: Spaziergänge eines Naturforschers. Leipzig, Seemann 3,–
Meerwarth: Lebensbilder aus der Tierwelt. I. Säugetiere, II. Vögel. Leipzig, Voigtländer. Je . . 14,–
[Für jeden Naturfreund ein herzerfreuendes Geschenk!]
Neumayr, M.: Erdgeschichte. Leipzig, Bibl. Inst. 2 Bde. je . . . 16,–
[Ein umfassendes, geradezu klassisches Werk, unbedingt empfohlen!]
Orschiedt, H.: Aus der Werkstätte der Natur. Berlin, Schall . 6,–
[Verbindet mit der Methodik naturalistischer Forschung eine wohltuende idealistische Lebensauffassung.]
Plaßmann u. a.: Himmel und Erde. Unser Wissen von der Sternenwelt und dem Erdball. München, Allgem. Verl. Anst. 2 Bde. . . . . . . 36,—
[Ein glänzendes Werk, das gegenüber der augenblicklichen populären naturw., im Dogma des Haeckelismus befangenen Volksliteratur eine befreiende Tat bedeutet. Kann nicht dringend genug empfohlen werden.]
Ranke: Der Mensch. Leipzig, Bibl. Inst. 2 Bde. je 15,–
Reinke: Grundzüge einer allgemeinen Biologie. Heilbronn, Salzer 2,80
Riem, J.: Natur und Bibel in der Harmonie ihrer Offenbarungen. Ein Handbuch moderner Forschung. Hrsg. u. Mitw. v. Prof. Dr. Hamann u. Dr. Hauser. Hamburg, Rauhes Haus 5,–

Schillings, C. G.: Der Zauber des Eleleſcho. Leipzig, Voigtländer 14,–
[Ein prächtiges Buch – dringend empfohlen!]
– Mit Blitzlicht u. Büchſe. Ebda. 14,–
– Mit Blitzlicht u. Büchſe im Zauber des Eleleſcho. Kl. ill. Ausg. 6,50

Warburg, Otto: Kulturpflanzen der Weltwirtſchaft. Ebda. . . 14,–
Wieſe: Das Meer. Berlin, Schall 7,–
Worgitzky: Blütengeheimniſſe. Leipzig, Teubner 3,–
[Der Verſuch, die biologiſche Beobachtungsweiſe an Einzelbeiſpielen zu lehren, iſt vorzüglich gelungen!]

15. Weihnachtsbücher für die Jugend.

a) Für kleine Kinder.

Caſpari, G.: König iſt unſer Kind. Verſe von Ad. Holſt. Lpz., Hahn 2,50
Caſpari, G. u. C.: Frühling, Frühling überall. Bilderbuch zu Kinderliedchen v. Güll. Ebda. . . . 2,80
– Kinderhumor für Auge und Ohr. Ebda. Auswahl 1,20
Hanſen, Sophus: Großſtadtbilderbuch. Lpzg., Voigtländer 2,50 u. 3,60

Hey: Fabelbuch. 50 Fabeln mit 50 Textilluſt. Stuttgart, Loewe . 1,50
Müller-Münſter: Klein Häslein. Mainz, Scholz 1,–
– Gute Lehren. Ebda. . . . 1,–
Oßwald, E.: Mein Tierbilderbuch. Verſe v. Ad. Holſt. Mainz, Scholz 3,–
Schur: Das luſtige Jahr. Stuttgart, Loewe 3,–

b) Für Kinder vom 8. Jahre an.

Arntzen, Joh.: Mit Moritz von Schwind ins Märchenland. Kempten, Köſel 3,–
Blüthgen, V.: Kinderſzenen für Haus und Schule. Lpz., Strauch 1,–
Grimm: Im Zauberland. Ausgew. Märchen. Stuttgart, Loewe . 3,–

– Die ſchönſten Märchen. Charlottenburg, Schillerbuchhandl. . . . 1,50
– Die ſchönſten Sagen. Ebda. 1,50
Kingsley, Ch.: Die Waſſerkinder. Lebensbücher der Jugend, Hrsg. von F. Duſel. Braunſchw., Weſtermann 2,50
Sonnenfels: Märchen. Stuttgart, Löwe 3,–

c) Für gefördertere Kinder
(vom 10. Jahre an.)

Anderſen: Märchen. Hrsg. von der Vereinigung d. Kunſtfreunde d. Charl. Lehrer-Ver. Mit Schattenbildern von J. Beckmann. Charl. Schiller-Buchh. 2,– u. 4,–
Girgenſohn: Goldener Märchenborn. Hamburg, Gräbner . 2,–
Kotzde: Deutſches Jugendbuch. Mainz, Scholz. 2 Bde. je . . 3,–
Schieber, A.: Immergrüngeſchichten. Stutt., Ev. Geſellſch. 3,–
Schmiede, Aus der goldenen. Erzählungen neuerer Dichter, herausgegeben v. Ferdinands. Leipzig, Hahn 3,–
Sapper, A.: Das Dummerle. Stuttg., Gundert 3,–
– Die Familie Pfäffling. Ebda. 3,–
Der Schatzgräber. Hrsg. v. Dürerbund. München, Callwey . –,10 u. –,40
[Schwab: Der gehörnte Siegfried. Grimm: Märchen, 3 Hefte. Pocci: Hanſel und Gretel u. a. Hauff: Zwerg Naſe. Bechſtein: Vom tapferen Schneiderlein u. a. Lagerlöf: Die Geſch. von Karr u. Graufell; Die Geſch. d. Gänſemädchens uſw.]

d) Für die reifere Jugend
(vom 13. Jahre an.)

Aanrud: Jungen. Leipzig, Merſeburg 3,–

Chriſtaller, Helene: Kinder und Helden. Wismar, Bartholdi 3,–

Dickens: Im Lande der Jugend. Nürnberg, Nister . . . . . 3,—

Erckmann-Chatrian: Geschichte eines Soldaten im Jahre 1813. Lebensbücher der Jugend. Hrsg. v. F. Dusel. Braunschw., Westerm. 3,—

Falke, Gustav: Klaus Bärlappe. Mainz, Scholz . . . . 3,—

Kotzde, W.: Stabstrompeter Kostmann. Ebda. . . . . 3,—

Lobsien: Pidder Lyng. Ebda. . 3,—

Mügge: Der Vogt vom Sylt. Stuttg., Loewe 2,50

Müller-Guttenbrunn: Der kleine Schwab! Leipzig, Staackmann 1,—

Der Schatzgräber. Hrsg. vom Dürerbund. München, Callwey —,10 u. —,40
[Kleist: Michael Kohlhaas. Anzengruber: Der Schatzgräber. Gotthelf: Kurt von Koppigen u. and. Eichendorff: Schloß Durande, die Entführung. Schönaich-Carolath: Die Kiesgrube. Sealsfield: Asa Rollin. Grimmelshausen: Der Jäger von Soest. Ludwig, O: Das Annedorle. Kopisch: Ein Karnevalsfest auf Ischia. Hauptmann, C.: Der Landstreicher. Bonus: Geschichte des Skalden. Immermann: Knabenerinnerungen. Hauff: Das Bild des Kaisers. Richter: Kinderjahre. Mörike: Der Bauer u. sein Sohn.]

Schmitthenner: Aus Geschichte u. Leben. Leipzig, Grunow. Kart. 1,50

Schreckenbach: Der getreue Kleist. Leipzig, Staackmann . . . . 5,—

Thackeray: Rose und Ring. Lebensbücher der Jugend. Hrsg. v. Dusel. Braunschw., Westermann . . 2,50

Wichert: Junker Heinz von Waldstein. Dresden, Reißner . . 4,—

e) Biographie, Geschichte und Sage.

Als Deutschland erwachte. Hamb., Schloeßmann. Je . . . . . . 1,—
[Königin Luise. Von Brüssau. Blücher. Von Pauls. Aus Hamburgs Schreckenstagen. Von Hahn. Freiherr vom Stein. Andreas Hofer. Von Weitbrecht. Friedrich Friesen. Von Brandt. Weimar. Von Bartels. Das Elend der Fremdherrschaft. Von Bechtolsheimer. Schill und seine Reiter. Von Evers. Friedr. Ludw. Jahn. Von Brandt. Mit Leier und Schwert. Von Boetticher. Mit der großen Armee 1812. Von Hahn.]

Berg, C.: Goethe. Lebensbild eines großen Menschen. Der reiferen Jugend dargestellt. Gotha, F. A. Perthes 4,—

Eyth, Max: Lehrjahre. Heidelberg, Winter . . . . —,60

Klee: Heldensagen. Gütersloh, Bertelsmann . . . . 3,—

Lonke: Königin Luise. Leipzig, Weber 8,—

Rethwisch: Die Königin. Ein Buch aus Preußens schwerer Zeit. Lebensb. d. Jugend. Braunschw., Westerm. 2,50

Wenke, A.: In der Freiheit Morgenrot. Dresden, E. H. Meyer 3,—

f) Erdbeschreibung, Naturkunde.

Brandt: Aus dem Lande des lebenden Buddhas. Hambg., Gutenberg. Brosch. . . . . 6,—

Braeß: Tierbuch. Lebensbücher der Jugend. Braunschw., Westerm. 2,50

— Tiere unserer Heimat. Hrsg. vom Dürerbund. München, Callwey 4,—

Perry: Die Erschließung Japans. Hamburg, Gutenb. Verl. Brosch. 6,—

Schmiedgen: Nansens Nordpolfahrt. Gotha, Perthes . . . 3,—

Die in dem Verzeichnis aufgeführten Bücher können zu den angegebenen Preisen durch jede Buchhandlung bezogen werden. Die Preise verstehen sich, wo nicht anders bemerkt, für das gebundene Exemplar. Das Verzeichnis ist im Buchhandel zu beziehen durch H. G. Wallmann, Leipzig.

Separatabzüge des Verzeichnisses können von der Deutschen Zentralstelle (Post Groß-Lichterfelde West, Altensteinstr. 51) zu folgenden Preisen bezogen werden: 1 Exemplar 15 Pf.; 10 Exemplare 1 Mk.; 50 Exemplare 3 Mk.; 100 Exemplare 4,50 Mk.

Das Porto ist mit eingerechnet. Der Betrag muß bei der Bestellung mit eingeschickt werden, auch kann die Sendung gegen Nachnahme erfolgen. Bei einem Bezug von 500 Exemplaren an — besondere Vereinbarung.

Ferner kann von der Deutschen Zentralstelle das im Juni 1909 erschienene Verzeichnis „Auswahl guter Bücher für die schulentlassene männliche Jugend“ sowie das im September 1910 erschienene „Verzeichnis empfehlenswerter Mädchenbücher“ zu denselben Preisen bezogen werden.

Im Auftrage der Deutschen Zentralstelle verantwortl. Schriftleiter: Prof. D. R. Seeberg, Berlin.
Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68.

Wegweiser durch die Geschenkliteratur zur Konfirmation

Herausgegeben, in Verbindung mit dem Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken, von der Deutschen Zentralstelle zur Förderung der Volks- und Jugendlektüre, Dahlem-Berlin, Post Gr.-Lichterfelde-W., Altensteinstr. 51

Ostern 1911.

Vorbemerkungen.

Sicherlich ist ein Buch mit die beste Gabe, die man zur Konfirmation schenken kann. Nicht nur religiöse Bücher kommen in Frage, zumal wenn der Kreis der Schenkenden größer ist. Die Konfirmation bedeutet zumeist für unsere Jugend zugleich den Übertritt aus der Gebundenheit der Schule in das praktische Leben, in den Beruf. Das darf die Wahl des Buches mitbestimmen. Eins aber ist wichtig: nur um solche Bücher darf es sich handeln, die den Leser innerlich wahrhaft bereichern. Wenn je ein strenges Sondern not tut, dann hier. All die gleichgültigen Bücher ohne Würde, Schönheit und Kraft, die zum Verkaufen gemacht werden, und deren Zahl Legion ist, sind es nicht wert, mit dem Ernste einer religiösen Handlung in Verbindung gesetzt zu werden. Das gilt auch und gerade dann von ihnen, wenn sie der Religion dienen wollen; vermögen sie nicht, ihre Macht dazu zu erweisen, so taugen sie nichts; denn Religion vor allem ist das Gebiet der Wahrhaftigkeit.

Der Wegweiser ist fern von dem Anspruche unfehlbaren Geschmackes; er will zu eigener Überlegung anregen und zu einer nicht ungeschickten Wahl Fingerzeige geben. Bei der Empfehlung vieler Werke unseres Wegweisers spricht die Voraussetzung mit, daß es gut sei, etwas zu schenken, was, vielleicht im Augenblick noch nicht in seiner ganzen Tiefe erkannt, der heranwachsenden Jugend mit den Jahren immer lieber uud wertvoller wird.

Das Verzeichnis erstreckt sich über Werke aus folgenden Gebieten: **Glaubensleben, Geschichte, Vorbilder, Weltweisheit, Naturerkennen, Erdbeschreibung, Poesie und Kunst.**

Wenn Bücher sich für einfache Verhältnisse eignen, ist dies tunlichst bemerkt.

1. Glaubensleben.

Auf einige grundlegende Bücher, die man mit Recht fast immer, die man in einfachen Verhältnissen oft allein als Geschenk zu verwenden pflegt, zeigt unser Wegweiser nur im Vorbeigehen hin: es sind die Bibel, das Gesangbuch, ein Konfirmationsbüchlein und ein Kommunionbuch. Jeder Sortimentsbuchhändler wird von ihnen eine größere Auswahl vorrätig haben oder leicht besorgen können; zudem spricht Heimatsitte und wohl auch der Wunsch des Geistlichen mit.

a) Andachtsbücher.

Ahlfeld, F.: Leben im Lichte des Wortes Gottes. Lebensbuch, besonders für reifere Konfirmanden. Halle, Mühlmann 6,–
[Ein bewährter Führer durchs Leben!]

Conrad, P.: Worte des Lebens. Tägl. Andachten. Berl., Warneck 1,50

– Trost und Kraft. Tägl. Andachten. Ebda. 1,50

– Wandelt im Licht. Sonntagsbetracht. über die altkirchl. Episteln. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt . . . 1,–

– Gott grüße dich. Das Kirchenjahr in Wort und Bild. Ebda . . 5,–

– Erkenntnis des Heils. 52 Sonntagsbetracht. über die neuen Eisenacher Episteln. Ebenda 1,–

– Wahrheit und Leben. Betracht. über die neuen Eisenacher Evangelien. Ebenda 1,–

– Grund ewiger Freuden. Sonntagsbetracht. über die alten Evangelien. Ebenda 1,–

Haase, J.: Täglich Brot. Hamburg, Schloeßmann 2,–, Volks-Ausg. 1,–

– Pilgerbrot. Schlichte tägliche Andachten. Ebda. 3,–, Volks-Ausg. 1,25
[Beide Bücher frisch und knapp, auch für Zöglinge von Volksschulen zu empfehlen.]

Martensen, H.: Wasser des Lebens. Tägl. And. Mit Vorw. v. R. Seeberg. Berl., Schriftenvertriebsanst. 4,– u. 5,–

Schmidt: Frische Wasser. Berliner Hauptverein 2,–
in Leder 5,–

Seibt, G.: Excelsior. Breslau, Evang. Buchhandlung 3,–
[Für reifere Konfirmanden.]

Smend, J.: Feierstunden. Kurze Betrachtungen für die Sonn- und Festtage. Göttingen, Vandenh. & Ruprecht. 2 Bde. je 4,–
[Freier gerichtet.]

Stöcker, Adolf: Das Leben Jesu in täglichen Andachten. Berlin, Vaterl. Verlag. Neue Ausg. . 2,–
[Für reifere Konfirmanden.]

Weiß, B.: Morgen- und Abendandachten. Berlin, Warneck. 2 Bde. je 6,–

b) Predigtsammlungen.

Soll man Predigten schenken? Ob es im Wesen der Predigt liegt, still gelesen zu werden? Ob die Jugend sich nach dieser Lektüre drängt? Umfassende Predigtsammlungen werden jedenfalls für unseren Zweck selten in Betracht kommen. Immerhin wird man am ehesten solche minder umfangreiche Predigtbände wählen, die in einem geschlossenen Kreise biblische Stoffe behandeln, welche durch den Konfirmanden-Unterricht ihre eigene Bedeutung bekommen haben.

Frommel, E.: Die 10 Gebote Gottes in Predigten. Basel, Finckh 4,–

– Das Gebet des Herrn in Predigten. Ebda. 4,–

Hoffmann, H.: Die Bergpredigt des Herrn Jesu Christi. 14 Predigten. Halle, Mühlmann . . 2,40

Kögel, R.: Die Seligpreisungen. Halle, C. Ed. Müller 3,–

– Das Vaterunser in 11 Predigten. Ebda. 3,20
[Tiefe Gedanken in klarer Form.]

Robertson, R. W.: Religiöse Reden. Mit Vorwort von A. Harnack. Leipzig, Hinrichs 6,–

– Reden über die Korintherbriefe. Göttingen, Vandenh. & Ruprecht 5,–
[Für ernste, reife und nachdenkliche Konfirmanden.]

Römheld, C. J.: Das heilige Evangelium in Predigten. Leipzig, Strübig 6,–
[Für das Landvolk bestimmt, ein in seiner Art klassisches Buch.]

c) Lebensbücher.

Augustin: Bekenntnisse. Deutsch von Pfleiderer. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 2,–
[Die gewaltige Selbstbiographie Augustins ist nur für sehr reife Konfirmanden gebildeter Stände geeignet.]

Frommel, M.: Einwärts, aufwärts, vorwärts! Charakterbilder zur Charakterbildung. Altenburg, Geibel 4,80

Douglas, Graf: Lebensbetrachtungen. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt . . 5,–, Volksausgabe 2,–

Heliand, übers. von Simrock. Leipzig, Hesse . . . . –,80
[Zeigt die Verbindung von Christentum und deutschem Volksgeist in unvergleichlicher Schönheit. Für ernste und sinnige Konfirmanden.]

Hilty, C: Glück. Leipz., Hinrichs. 3 Bde. je 4,–

— Das Evangelium Christi. Mit erläuternden Anmerkungen. Ebda. 5,50

Im Wanderschritt des Lebens. Herausg. von Th. Scheffer. Leipzig, Voigtländer . . . . 5,—

Kingsley, Ch.: Tägliche Gedanken. Göttingen, Vandenh. & Ruprecht 4,—

Luther: Werke für das Christliche Haus. Hrsg. von Kawerau. Leipzig, Heinsius. 8 Bde. . . . . . 26,—

Neue Christotherpe. Ein Jahrbuch, hrsg. v. A. Bartels u. O. Frommel. Halle, Mühlmann . . . . . 4,—

Schweinitz, F.: Heimat und Himmelreich. Breslau, Evang. Buchhdl. 2,50

Skovgaard-Petersen: Das Buch der Jugend. Berlin, Warneck . 4,60

Thiele, W.: Das Leben unseres Heilandes. Ill. von Rud. Schäfer. Hamb., Schloeßm. 6,—, Volksausg. 1,20
[Auch der Landjugend verständlich, besonders schön sind die Illustrationen.]

Thomas a Kempis: Nachfolge Christi. Stuttg., Steinkopf . 1,50

Wagner, C.: Männlich und stark. Übers. von R. Remé Paris, Fischbacher . . . . 4,—
[Für sehr reife Jünglinge.]

d) Spezifische Konfirmationsschriften.

Für die männliche Jugend:

Blau, P.: Die Jünglingsgestalten der heil. Schrift. Karlsruhe, Ev. Schriftenverein . . . . . . 2,—

Keller, S.: Sein eigen. Hagen, Rippel . . . . 4,—

Klar, E.: Wachsen! Hamburg, Schloeßmann . . . . 4,—

Schrenk, E.: Des Jünglings Freund. Cassel, Röttger 1,20

Siedel, E.: Der Weg zur ewigen Jugend. Dresden, Ungelenk . . 3,60

Stuhrmann, H.: Getreu und getrost. Eine Mitgabe für das Leben. Berlin, Westd. Jünglingsbund . . . 2,80

Für die weibliche Jugend:

Hoffmann, Frau Ad.: Ins volle Leben, ins volle Glück. Hamb., Rauhes Haus 1,20

Hoffmann, Frau Ad.: Näher zum Ideal. Ebda. . . . . 3,—

Keller, S.: Höhenweg. Hagen, Rippel. 4,—

Siedel, E.: Der Weg zur ewigen Schönheit. Dresden, Ungelenk 3,50

Ulrich Kerwer, G.: Bibl. Frauengestalten. Gütersloh, Bertelsmann 2 Bde. je . . . . 3,—

Weitbrecht, G.: Maria und Martha. Stuttg., Steink. 5,—, Volksausg. 2,—

Für Knaben und Mädchen:

Gott mit Dir! Eine Mitgabe auf den Lebensweg. Leipzig, Amelang. 5,—

Riemann, O.: Für den Lebensweg. Gedenkblätter. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt 4,50

e) Einführung in die Geschichte des Christentums.

Schlatter, A.: Erläuterungen zum Neuen Testament Calw, Verlagsverein. Bd. I. u. II. je 10,—, Bd. III. 7,50

— Einleitung in die Bibel. Ebda. 5,—
[Schön und leicht faßlich.]

Weiß, B.: Das Neue Testament mit Erläuterungen. Leipzig, Hinrich. 2 Bde. . . . . 12,—
[Stellt erhebliche Anforderungen an das Nachdenken der Leser.]

Baum-Geyer: Kirchengeschichte für das evangelische Haus. München, Beck . . . . 15,—
[Durchaus populär, dazu reich illustriert.]

Buchwald, G.: Geschichte der evangelischen Kirche. Hamb., Schloeßmann . . . . 2,—
[Einfach gehalten.]

Erzieher, Unsere religiösen. Eine Geschichte des Christentums in Lebensbildern. Hrsg. von Lic. B. Beß. Lpzg., Quelle & Meyer. 2 Bde. je 4,40

Gaebler, L.: Bilder aus der neuzeitlichen Heidenmission. Lpzg., Dürr . . . . 2,—

Gang der Kirche. 7 Kirchengesch. Vortr. von Braun, Grützmacher, Seeberg u. a. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt 2,—

Hennig, M.: Taten Jesu in unseren Tagen. Hamburg, Rauhes Haus 3,—

— Wie der Meister uns in den Weinberg rief. Zeugnisse v. d. Taten Jesu. Ebda. 3,50

Oehninger, F.: Geschichte des Christentums. Konstanz, Hirsch 4,—
[Leicht verständlich.]

Preuschen, E.: Kirchengeschichte für das christliche Haus. Reutlingen, Enßlin & Laiblin 12,80
[Stellt höhere Ansprüche.]

Richter, P.: Bannerträger des Evangeliums in der Heidenwelt. Stuttg., Steinkopf. 2 Bde. je 4,50

Seeberg, R.: Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert. Leipzig, Deichert. 8,20
[Verlangt gebildete Leser.]

Sohm, R.: Kirchengeschichte im Grundriß. Leipzig, Ungleich . 4,–

Uhlhorn, G.: Kampf des Christentums mit dem Heidentum. Stuttgart, Gundert. 4,–

Warneck, J.: Die Lebenskräfte des Evangeliums. Berlin, Warneck 5,–

Wurster, P., und M. Hennig: Was jedermann heute von der inneren Mission wissen muß. Stuttgart, Kielmann 2,–

f) Apologetisches.

Gegenüber manchen Anstößen, die dem Glauben von außen und innen kommen, seien nunmehr einige befestigende Schriften, meist für die gebildete Jugend, genannt.

Bettex, A.: Das Lied der Schöpfung. Stuttgart, Steinkopf 5,–

Dennert, E.: Es werde. Hamburg, Rauhes Haus. Kart. 1,–

– Christus und die Naturwissenschaft. Stuttg., Kielmann. Kart. 1,–

– Ist Gott tot? Ebda. . . . 3,–

Hennig, M.: Welch eine Wendung! Gottes Walten in der Geschichte der Völker. Hamb., Rauhes Haus. 3,50

Pfennigsdorf, M.: Christus im modernen Geistesleben. Schwerin, Bahn 5,–

– Persönlichkeit. Ebenda . . 5,–
[Nur für gereifte Leser.]

Seeberg, R.: Grundwahrheiten der christlichen Religion. Leipzig, Deichert 3,80

Seeberg, R.: Von Christus und dem Christentum. Lichterfelde, Runge 3,–
[Nur für gebildete Konfirmanden.]

Skovgaard-Petersen: Des Glaubens Bedeutung im Kampfe ums Dasein. Ein Appell. Hamb., Rauhes Haus 1,60

Zeit- und Streitfragen, Biblische, zur Aufklärung der Gebildeten. Hrsg. von Dr. Fr. Kropatscheck. Groß-Lichterfelde, Runge. Einzelhefte je –,45 bis 1,–

Zeitfragen, Naturwissenschaftliche. Hrsg. vom Keplerbunde. Hamburg, Schloeßmann.
[Beides nur für reife gebildete Leser!]

2. Geschichte.

a) Weltgeschichte und große Zeiten.

Jäger, O.: Weltgeschichte. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 4 Bde. je 10,–

– Geschichte der Griechen. Gütersloh, Bertelsmann 7,–

– Geschichte der Römer. Ebda. 7,–

Kaemmel, O.: Illustrierte Geschichte der neuesten Zeit. Leipzig, Spamer 12,–

Monographien zur Weltgeschichte. Hrsg. von Ed. Heyck. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Je 3,– und 4,–
[Diese sorgfältig redigierten Monographien seien alle warm empfohlen.]

Stacke, L.: Neueste Geschichte von 1815–1900. Oldenburg, Stalling 7,50
[Leicht verständlich.]

b) Deutsche Geschichte.

Allgemeines:

Freytag, G.: Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Leipzig, Hirzel. 5 Bde. je 5,–

Jäger, O.: Deutsche Geschichte. München, Beck. 2 Bde. . . 7,50

Kaemmel, O.: Der Werdegang des deutschen Volkes. Leipzig, Grunow. 2 Bde. 6,–

Klee, G.: Heldensagen. Gütersloh, Bertelsmann 3,–

Monographien zur deutschen Kultur-Geschichte. Hrsg. von Steinhausen. Jena, Diederichs. Je 5,50
„Der Soldat“ von G. Liebe; „Der Arzt“ von H. Peters; „Der Richter“ von F. Heinemann; „Der Bauer“ von A. Bartels; „Der Gelehrte“ von E. Reicke; „Der Handwerker“ von E.

Mummenhoff; „Der Lehrer" von E. Reicke; „Der evangelische Geistliche" von P. Drews.

Riehl, W. H.: Naturgeschichte des Volkes. Stuttg., Cotta. 4 Bde. je 6,–
[Land und Leute. Die bürgerliche Gesellschaft. Die Familie. Wanderbuch.]

Steinhausen, G.: Geschichte d. deutschen Kultur. Leipz., Bibl. Inst. 17,–

Treitschke, H. v.: Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. Leipzig, Quelle & Meyer . . . 1,25

– Bilder aus der deutschen Geschichte. Leipzig, Hirzel. 2 Bände. 6,–

Einzelnes:

Heil, B.: Deutsche Städte u. Bürger im Mittelalter. Lpzg., Teubn. 1,25

Immermann, Karl: Preußische Jugend zur Zeit Napoleons. Nach s. „Memorabilien" hrsg. und eingel. v. Dr. W. Bode. Hamb.-Großborstel, D. Dichter-Ged.-Stiftung 1,–

Klein, K.: Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedens-Bilder aus dem Jahre 1870. München, Beck . 2,80

Klein, Katharina: Fröschweiler Erinnerungen. Ebda. . . 1,25

Lorenz, O.: Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches. Jena, G. Fischer 12,–

Moltke, Graf v.: Geschichte des deutsch-franz. Krieges 1870/71. Berlin, Mittler 3,60

Pierson, W.: Preußische Geschichte. Berlin, Paetel. 2 Bde. . . . 12,–

Rehtwisch, Th.: Das Volk steht auf auf, der Sturm bricht los. Geschichte der Freiheitskriege. Bd. I. u. II. Leipzig, G. Wigand. Je 12,50

Rindfleisch, H.: Feldbriefe 1870/71. Göttingen, Vandenh. & Ruprecht 4,–

Schmidt, M.: Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrika. Lichterf., Runge 3,–

Sybel, H. v.: Der Ursprung des franz. Krieges. Hamb., Janssen 1,50

Zeitz, K.: Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus dem Jahre 1870/71. Altenburg, Geibel. 10,–, Jugend-Ausg. 4,–

3. Vorbilder.

Die Einzelschicksale, die sich aus dem Ganzen der Geschichte herauslösen, geben den reichsten fruchtbarsten Stoff für das Werden der eigenen Persönlichkeit. Bücher, die für einfache Verhältnisse als Geschenk geeignet sind, haben einen * bekommen. Biographien von Männern, die auch für die weibliche Jugend ein besonderes Interesse haben, sind mit einem † versehen.

a) Biographische Sammelwerke.

*Als Deutschland erwachte. Hamb., Schloeßmann. Je 1,–
[Königin Luise. Von Brüssau. Blücher. Von Pauls. Aus Hamburgs Schreckenstagen. Von Hahn. Freih. v. Stein. Von Sydow. Andreas Hofer. Von Weitbrecht. Friedr. Friesen. Von Brandt. Weimar. Von Bartels. Das Elend der Fremdherrschaft. Von Bechtolsheimer. Schill und seine Reiter. Von Evers. Friedr. Ludw. Jahn. Von Brandt. Mit Leier und Schwert. Von Boetticher. Mit der großen Armee 1812. Von Hahn.]

Baur, W.: Geschichts- und Lebensbilder aus den Befreiungskriegen. Hamb., Rauhes Haus 8,–

*Brandt, Karsten: Aus eigener Kraft. 17 Lebensbilder. Stuttgart, Loewe 4,–

*Carstensen, C.: Aus dem Leben deutscher Dichter. Eine Literaturkunde in Bildern. Braunschweig, Wollermann 2,–

*Lebensbilder. Stuttg., Steink. je 1,20
[Fürst Bismarck. Von G. Weitbrecht. Fürst Blücher. Von G. Klee. Kepler. Von L. Frohnmeyer. Körner. Von L. Bauer. Livingstone. Der Freiherr vom Stein. Wilhelm I. Von G. Weitbrecht.]

*Otto, Fr.: Männer eigner Kraft. Leipzig, Spamer 6,–

*Petrich, Herm.: Deutsche Frauen. Hamburg, Rauhes Haus . . . 3,–

Zobeltitz, H. v.: Vierzig Lebensbilder deutscher Männer aus neuerer Zeit. Bielefeld, Velhagen & Klasing 9,–

b) Lebensbeschreibungen und Selbstzeugnisse einzelner Männer und Frauen.

Arndt, E. M.: Erinnerungen aus dem äußeren Leben. Leipzig, Hesse 1,20

– Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein. Frankfurt a. M., Diesterweg 2,40

– Biographie von W. Baur. Hbg., Rauhes Haus 2,50

Bismarck, Fürst Otto v.: Gedanken und Erinnerungen. Stuttgart, Cotta 5,–
†– Aus Bismarcks Familienbriefen. Herausgeg. von Stelling. Stuttgart, Cotta 1,–
†– Biographie von Marcks. Bd. I. Jugend. Ebenda 9,50
[Für reife Leser.]
– Geschichte Bismarcks. Von M. Lenz. Leipz., Duncker & Humblot 8,–
†– Biographie von Ed. Heyck. Ill. Bielefeld, Velhagen & Klasing . 4,–
Bodelschwingh, F. v. Biogr. von Engel. Stuttg., Steinkopf . . 2,40
†Claudius, Matthias. Aus seinem Leben und aus seinen Werken von H. Möhn. Gütersloh, C. Bertelsmann 1,50
*Dürer, Albrecht. Biographie von Bürkner. Berlin, Hofmann . 3,20
Ebner-Eschenbach, M. v.: Meine Kinderjahre. Berlin, Paetel 6,–
Eyth, Max: Im Strom unserer Zeit. Aus den Briefen eines Ingenieurs. Heidelberg, Winter. Je . . . 6,–
[1. Lehrjahre. 2. Wanderjahre. 3. Meisterjahre.]
*– Lehrjahre. Jugend-Ausg. Heidelberg, Winter . . . . . . –,60
Fliedner, F.: Aus meinem Leben. Berlin, Warneck. 2 Bde. Je 5,–
*Franklin, Benjamin: Leben von ihm selbst beschrieben. Leipzig, Reclam . . . . –,80
Friedrich der Große. Von Th. Carlyle. Berlin, Warneck . . . 6,–
Friedrichs des Großen, Geschichte: Von F. Kugler und Ad. Menzel. Illustr. Leipzig, Mendelssohn . 6,–
*Frommel, Emil: Biographie von C. Kayser. Karlsruhe, Ev. Schriftenv. 2,–
†Goethe, J. W. v.: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Leipzig, Hesse 1,20
[Und viele andere Ausgaben.]
†– Biographie von Heinemann. Leipzig, Seemann 12,–
[Leichter und für die Jugend geeigneter als Bielschowsky.]
– Briefe. Auswahl von W. Bode. Hambg., Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung. 2 Bde. je 1,–
†– Gespräche mit Eckermann. Hrsg. v. Ad. Bartels. Jena, Diederichs 6,–
[Für sehr reife Leser.]
*Gutenberg. Biographie von Stein. Halle, Waisenhausb. 2,70
†Hase, K. v.: Ideale und Irrtümer. Jugenderinnerungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel 6,50
†Jung-Stilling, H.: Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft. Von ihm selbst erzählt. Hamburg, Janssen 1,–
Kingsley, Ch: Briefe und Gedenkblätter. Hrsg. von seiner Gattin. Gotha, Perthes 9,–
Krupp, Alfred. Von H. Frobenius. Berlin, H. Seemann Nachf.. . 2,60
Kügelgen, W. v.: Jugenderinnerungen eines alten Mannes. München, Langewiesche 1,80 u. 3,–
†Luther, Martin. Von G. Freytag. Leipzig, Hirzel 2,75
– Von Heyck. Bielefeld, Velhagen & Klasing 4,–
– Von M. Lenz. Berlin, Weidmann 4,–
– Von Buchwald. Lpzg., Teubner 6,–
*– Von Köstlin. Leipzig, Reisland. Volks-Ausgabe 6,–
*Lutherlesebuch. Von Buchwald. Hamburg, Schloeßmann . . . 5,–
†Martin Luther als Mensch in seinen Briefen. Von O. Krack. Berlin, Curtius 3,–
Moltke, Graf von, in seinen Briefen Ausw. Berl., Mittler 6,–
– Biographie von Jähns. Berlin, Hofmann 10,–
Nettelbeck. J.: Ein Mann. Des Seefahrers u. aufrechten Bürgers J. Nettelbeck wundersame Lebensgeschichte von ihm selbst erzählt. München, Langewiesche . . . . . 1,80 und 3,–
Paulsen, Fr.: Aus meinem Leben. Jugenderinnerungen. Jena, Diederichs 4,–
Perthes, Friedrich: Ein deutscher Buchhändler. Von O. Berdrow. Gotha, F. A. Perthes . . . 3,–
†Richter, Ludwig: Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Leipzig, Hesse 3,–
Rietschel, E.: Jugenderinnerungen. Leipzig, Hesse . . . . –,60
†Schiller, Friedrich: Ausgewählte Briefe. Hamb. D. Dicht.-Ged.-Stift. 2,–
†– Die Briefe des jungen Schiller. Hrsg. v. Hecker. Lpzg., Insel-Verl. 2,–
†– Biographie von J. Wychgram. Bielefeld, Velhagen & Klasing . 12,–
†– Von K. Berger. Münch., Beck 2 Bde. 14,–
– Von E. Kühnemann. Ebda. 6,50
Schillers Gespräche. Herausgeg. von J. Petersen. Lpzg., Insel Verl. 3,–
Schliemann, Heinrich. Von J. Nelson. Leipzig, R. Voigtländer . . . 1,25
Siemens, W. v.: Lebenserinnerungen. Berlin, J. Springer 2,–

Stöcker, Ad., Lebensbild und Zeitgeschichte. Von D. v. Oertzen. Berl. Vaterl. Verlag 12,–

Streicher A.: Schillers Flucht. Eingel. von Wychgram. Lpzg., Recl. –,80

Wichern, Johann Hinrich. Von H. Petrich. Hamburg, Rauhes Haus –,80 u. 1,50

*Wilhelm I. Von E. Marcks. Lpz., Duncker & Humblot 6,–

Graf Zeppelin. Werden und Schaffen eines Erfinders. Von Dr. Georg Biedenkapp. Braunschw., Westermann 2,50

– Ein Mann der Tat. Von A. Vömel. Konstanz, Blanke 2,40

Besonders für die weibliche Jugend:

*Averdieck, Elise: Lebenserinnerungen. Hamb., Rauhes Haus 5,–

*– Fröhlich, frisch und voll Frieden! Briefe und Blätter aus ihrem Nachlaß. Hrsg. v. H. Gleiß. Ebda. 2,50

Bismarck, Fürst Otto von: Briefe an seine Braut und Gattin. Stuttgart, Cotta 8,–

Bismarck, Hedwig von: Erinnerungen aus dem Leben einer 95jährigen. Halle, Mühlmann 5,–

Bülow, Gabriele von, Tochter Wilh. von Humboldts. Ein Lebensbild. Berlin, Mittler & Sohn . . . 11,50

Goethe, Frau Rat: Briefe. Ausgew. und eingel. v. A. Köster. Leipzig, Insel-Verlag 2,–

Hoffmann, Frau Ad.: Nicht umsonst gelebt. Stuttg., Verl. d. Ev. Gesellschaft 2,50

Keller, Helen: Die Geschichte meines Lebens. Stuttgart, Lutz . . 6,50

Klaiber, Th.: Frauenbriefe aus drei Jahrhunderten. Stuttg., Verlag der Evang. Gesellschaft . . . 2,50

Luise, Königin von Preußen. Von Fr. Adami. Gütersloh, Bertelsm. 6,—
Wohlfeile Ausgabe 1,50

*– Von Brüssau. Hbg., Schloeßm. 4,–

– Von Lemp. Berlin, Märk. Verl. 3,–

– Von Lonke. Leipz., Seemann 8,–

– Von Rehtwisch. Braunschw., Westermann 2,50
[Besonders gut und empfehlenswert!]

Moltke, Graf von: Briefe an seine Braut und Gattin. Stuttg., Dtsche. Verlags-Anstalt 5,–

Schiller, Charlotte. Von H. Mosapp. Stuttgart, Kielmann 5,–

– Von J. Wychgram. Bielefeld, Velhagen & Klasing 3,–

Schiller und Lotte. Ein Briefwechsel. Herausg. von A. v. Gleichen-Rußwurm. Jena, Diederichs. 2 Bde. . . 7,–

Sieveking, Amalie: Eine Vorkämpferin der christlichen Frauenbewegung. Nach ihren eigenen Schriften dargest. mit biograph. Einleit. v. Past. R. Remé. Hamburg, Rauhes Haus . . . 3,–

4. Weltweisheit und Ethisches.

Sobald der Blick sich von den Einzeldingen zur Erfassung großer Zusammenhänge wendet, entsteht in der jungen Seele die Lust am Philosophieren. Wo solches bemerkt wird, entspricht es dem Ernste des Festes, diese jungen Regungen zu unterstützen. Es wird sich hier freilich immer um gebildete Jugend handeln. Die Werke, die man diesem Alter reichen kann, sind nicht zahlreich. Außerdem erfordert es eine individuelle Kenntnis, zu wissen, wie weit man im Darbieten schwerer Gedankenreihen gehen kann.

Bode, W.: Goethes Lebenskunst. Berlin, Mittler 4,–

Carlyle, Th.: Arbeiten und nicht verzweifeln. Auswahl aus seinen Werken. Düsseldorf, Langewiesche 1,80

Erdmann, J. E.: Psychologische Briefe. Leipzig, Reichardt. . 9,20

Eucken, R.: Der Sinn und Wert des Lebens für die Menschen der Gegenwart. Leipzig, Quelle & Meyer 3,20

– Die Lebensanschauungen der großen Denker. Lpz., Veit & Co. 11,–
[Erfordert ernsteste Mitarbeit.]

Feuchtersleben, E. v.: Diätetik der Seele. Gütersloh, Bertelsmann –,80

Förster, F. W.: Lebenskunde. Buch f. Knaben u. Mädchen. Berl., Reimer 3,–
[Mustergültiger Auszug aus der Jugendlehre.]

– Lebensführung. Ein Buch für junge Menschen. Ebenda . . 5,–

Haushofer: Lebenskunst u. Lebensfragen. Ravensburg, O. Maier 2,50

Herder: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Jena, Diederichs 3,–
[Als eine geniale geschichtsphilosophische Konzeption auch heute nicht veraltet.]

Kronenberg, M.: Kant. München, Beck 4,80
[Fruchtbringend und nicht gar zu schwer.]

Leixner, O. v.: Der Weg zum Selbst. Berlin, Felber . . . 3,50

Matthias, A.: Wie werden wir Kinder des Glücks? München, Beck 4,–
[Im Plauderton, aber voll tiefen Gemütsernstes.]

Muff, Ch.: Idealismus. Halle, Mühlmann. 7,–

Platon. Herausgeg. v. G. Schneider. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer . 2,50
[Eine schöne Auswahl.]

Schaffen und Schauen. Ein Führer ins Leben. Leipzig, Teubner. 2 Bde. je 5,–
[1. Von deutscher Art und Arbeit. 2. Des Menschen Sein und Werden.]

Schönbach, A. E.: Über Lesen und Bildung. Graz, Leuschner. . 5,50

Schillers Welt- und Lebensanschauung. Hrsg. von Eleonore Lemp. Frankfurt a. M., Diesterweg . 1,50

5. Naturerkennen.

Das in unserm Volke immer dringender werdende Streben nach Naturerkenntnis ist aufs Freudigste zu begrüßen. Denn die Liebe zur Natur, deren Sprache rein und untrüglich zu uns redet, wirkt veredelnd, weil sie den Sinn von gewissen, recht zweifelhaften, Leib und Seele verderbenden „Vergnügungen“ zu ernster, anregender Betätigung lenkt. Deshalb wird man den jungen, ins Leben tretenden Menschenkindern gern ein Buch in die Hand geben, welches die Freude an dem Naturgeschehen erweckt, anregt, fördert. Freilich erfordert die Auswahl passender Lektüre besondere Sorgfalt, da sich nirgends eine solche Mischung von Gutem und Schlechtem, eine solche Fülle von Darbietungen verschiedenster Qualität nachweisen läßt, wie in der populären naturwissenschaftlichen Literatur. Da heißt es, sorgfältig die Spreu vom Weizen zu sondern.

a) Werke rein naturwissenschaftlichen Inhaltes.

Abel, G.: Chemie des täglichen Lebens. Leipzig, Teubner . 1,25

Brehm, A. E.: Tierleben. Leipzig, Bibliogr. Instit. 3 Bde. . je 10,–

Bumüller, J.: Aus der Urzeit des Menschen. Köln, Bachem . 4,50

Buschan, G.: Illustrierte Völkerkunde. Stuttg., Strecker & Schröder. 3,50
[Füllt eine klaffende Lücke unserer Literatur und wird dringend empfohlen.]

Chun, K.: Aus den Tiefen des Weltmeeres. Jena, Fischer . . 20,–
[Ebenso belehrend wie unterhaltend.]

Faraday, M.: Naturgeschichte einer Kerze. Leipz., Quelle & Meyer 2,50

Giberne, A.: Das Luftmeer. Berlin, Cronbach 6,–
[Bringt eine Fülle von Anregung und Genuß.]

Grätz, L.: Kurzer Abriß der Elektrizität. Stuttgart, Engelhorn 3,–

Hoffmann & Dennert: Botanischer Bilderatlas. Stuttg., Schweizerbart. Ersch. z. Z. in Lieferungen.
[Freunden der Botanik dringend empfohlen.]

Hoppe, E.: Unser Wissen vom Werden der Welt. Bielefeld, Bethel . 5,–

Kauffmann, H.: Das Radium. Stuttg., Strecker & Schröder 1,40
[Dringend empfohlen!]

Klein, H. J: Astronomische Abende. Leipzig, E. H. Mayer 6,50
[Eine vortreffliche Einführung in die Astronomie.]

Knauer, F.: Ameisen. Leipz., Teubner 1,25

Kraepelin, K.: Naturstudien im Garten. Leipzig, Teubner . 3,60

– Naturstudien im Hause. Ebda. 3,20

Kraepelin, K.: Naturstudien in Wald und Feld. Ebda. 3,60

– Einführung in die Biologie. Ebda. 4,–
[Leicht verständlich.]

Lampert, K.: Bilder aus dem Käferleben. Stuttg., Strecker & Schröder 1,40

Lassar-Cohn: Die Chemie im täglichen Leben. Hambg., L. Voß 4,–

Launhardt, W.: Am sausenden Webstuhl der Zeit. Leipz., Teubner 1,25
[Die Wirkungen der Naturwissenschaft und der Technik auf das gesamte Kulturleben.]

Linke, F.: Die Luftschiffahrt. Berl. A. Schall 7,50

Littrow: Wunder des Himmels. Berlin, Dümmler 16,–

Maeterlinck, M.: Leben der Bienen. Jena, Diederichs 5,50

Marshall, W.: Spaziergänge eines Naturforschers. Lpz., Seemann 3,–

Meerwarth, H.: Lebensbilder aus d. Tierwelt. I. Säugetiere, II. Vögel. Leipzig, Voigtländer. Je . . 14,–
[Für jeden Naturfreund ein herzerfreuendes Geschenk! Die vortrefflichen naturgetreuen Abbildungen sind besonders hervorzuheben.]

Neumayr, M.: Erdgeschichte. Leipzig, Bibl. Inst. 2 Bde. je . . . 16,–
[Ein umfassendes, geradezu klassisches Werk, unbedingt empfohlen!]

Plaßmann u. a.: Himmel und Erde. Unser Wissen von der Sternenwelt und dem Erdball. München, Allgem. Verl.-Anst. 2 Bde. . . . . . . 36,—
[Ein glänzendes Werk, das gegenüber der augenblicklichen populären naturw., im Dogma des Haeckelismus befangenen Volksliteratur eine befreiende Tat bedeutet. Kann nicht dringend genug empfohlen werden.]

Reinke, J.: Grundzüge einer allgemeinen Biologie. Heilbronn, Salzer 2,80
[Leicht verständlich.]

Schillings, C. G.: Mit Blitzlicht und Büchse im Zauber des Elelescho. Kl. ill. Ausg. Lpz., Voigtländer 6,50
[Vorzüglich illustriert — dringend empfohlen.]

Warburg, Otto: Kulturpflanzen der Weltwirtschaft. Ebda. . . 14,—

Worgitzky, G.: Blütengeheimnisse. Leipzig, Teubner . . . . . 3,—
[Der Versuch, die biologische Beobachtungsweise an Einzelbeispielen zu lehren, ist vorzüglich gelungen!]

b) Volkstümliche naturphilosophische Schriften.

Dennert: Bibel und Naturwissenschaft. Stuttgart, Kielmann . 6,—

Großmann, O.: An den Grenzen des Wissens. 3 Vortr. Potsdam, Stiftungsverlag 1,25
[Glauben und Wissen. — Das Geheimnis des Lebens. — Das Weltproblem in Wissenschaft und Glauben.]

Hauser: Entwicklungsgedanke und Christentum. Berlin, Buchhandl. d. Ostdeutschen Jünglingsbundes . —,50

Hennig, M.: Aus Gottes Werkstatt. Skizzen und Bilder aus Natur- und Geisteswelt. Hersg. u. Mitw. von Dr. Riem, Hauser, Sezauer, u. a. Hambg., Rauhes Haus 3,50

Riem, J.: Natur und Bibel in der Harmonie ihrer Offenbarungen. Ein Handb. moderner Forschung. Hrsg. in Verb. m. Dr. Hamann u. Dr. Hauser. Hamburg, Rauhes Haus . . . 5,—
[Behandelt Astronomie, Biologie und Anthropologie in allgemein verständlicher Form unter Berücksichtigung der modernsten Forschungsergebnisse sub specie aeternitatis.]

6. Erdbeschreibung und Reisen.

Adolf Friedrich zu Mecklenburg: Ins innerste Afrika. Leipzig, Klinkhardt & Biermann . . . 15,—

Allmers, H.: Marschenbuch. Land- u. Volksbilder. Oldenburg, Schulze 7,—

Auf weiter Fahrt. Selbsterlebnisse zur See und zu Lande. Hrsg. von Lohmeyer u. Wislicenus. Leipzig, Weicher. 5 Bände je . . . . 1,—

Eckenbrecher, M. v.: Was Afrika uns gab und nahm. Erlebnisse einer deutsch. Ansiedlerfrau in Südwestafrika. Berlin, Mittler & Sohn 5,—

Ehlers, O. E.: An indischen Fürstenhöfen. Berl., Paetel. 2 Bde. Je 1,75
— Im Osten Asiens. Ebda. . 1,25
— Im Sattel durch Indo-China. Ebda 2 Bde. Je 1,25
— Samoa, die Perle der Südsee. Ebda. . . . . 1,—

Fontane, Th.: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Stuttgart, Cotta. 5 Bde. Je . . 6,—
— Auswahl von Berdrow. Ebda. 1,50

Hedin, Sven v.: Durch Asiens Wüsten. Leipzig, Brockhaus. 2 Bde. Je 10,—
— Auswahl. Wissensch. Volksb. Hamb., Janssen 1,50
— Abenteuer in Tibet. Ebda. 6,—
— Im Herzen von Asien. Ebda. 2 Bde. . . . . 20,—
— Transhimalaja. Ebda. 2 Bde. 20,—

Henningsen, J.: Aus fernen Zonen. Originalberichte berühmter Forscher und Reisender. Leipz., Spamer. 2 Bde. Je . . . . 6,—

Hoffmann, Hans: Der Harz. Leipzig, Amelang . . . . 15,—

Horn, W. O. v.: Der Rhein. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer . . . 10,—

Jensen, W: Der Schwarzwald. Leipzig, Amelang . . . . . 10,—

Königsmark, H. Graf von: Japan u. die Japaner. Berlin, Paetel 1,75

Kühn, P.: Weimar. Stätten der Kultur. Leipzig, Klinkhardt & Biermann 4,—

Land und Leute. Monographien zur Erdkunde. Hrsg. von A. Scobel. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Je 3,— und 4,—
[Diese nach Text und Bilderschmuck vorzüglichen, sorgfältig redigierten Monographien können alle warm empfohlen werden.]

Nansen, Fr.: In Nacht und Eis. Leipzig, Brockhaus. 3 Bde. Je 10,—

Ninck, C.: Auf biblischen Pfaden. Berlin, Warneck . . . . . 6,—

Ratzel, Fr.: Deutschland. Leipzig, Grunow . . . . 3,—

Sach, A.: Die deutsche Heimat. Halle, Waisenhaus . . . . 10,—

Schmiedgen, G.: Nansens Nordpolfahrt. Gotha, Perthes . . . 3,—

Schneller L.: Kennst du das Land. Leipzig, Wallmann 6.20

Schneller, L.: Apostelfahrten. Ebda. 6,–
– Evangelienfahrten. Ebda. 7,–
Seidel, A.: Deutschlands Kolonien. Berlin, C. Heymann 3,–
Tönjes, H.: Ovamboland. Land, Leute, Mission. Berlin, Warneck . . 6,–
Trinius, Aug.: Streifzüge durchs Thüringer Land. Berl., Paetel 1,50

Trinius, Aug.: Märkische Streifzüge. Minden, Bruns. B. I u. II je 5,50, B. III 6,–
Wißmann, H. v.: Unter deutscher Flagge quer durch Afrika. Berlin, Globus-Verlag 3,–
Young, E. R.: Im Birkenkahn und Hundeschlitten. Gütersloh, Bertelsmann 3,–

7. Dichtung.

Unstreitig hat die Dichtung, und zwar nicht nur die religiöse, ein Recht, der konfirmierten Jugend Freude zu geben. Freilich nicht alles, was Wert für die Geschichte der Literatur hat, hat solchen auch für dieses Alter. Darum zeigt der Wegweiser nur auf wenige Werke, die dem besonderen Zwecke entsprechen. Insbesondere hält er eine gewisse Vorsicht gegenüber den Gesamt-Ausgaben klassischer oder moderner Dichter für geboten.

a) Gesammelte Werke.

Claudius, Matthias: Bei den Demütigen ist Weisheit. Auswahl a. seinen Werken. Düsseldorf, Langewiesche . . . . . 1,80 und 3,–
– Vom Wandsbecker Boten. Bilder zu Matthias Claudius von Rudolf Schäfer. Hamburg, Schloeßmann 5,–
Droste-Hülshoff, A v.: Briefe, Gedichte, Erzählungen. München Langewiesche . . . 1,80 und 3,–
Eichendorff, J. v.: Von Wald und Welt. Gedichte und Erzählungen. Mit Bildern von M. von Schwind. München, Langewiesche. 1,80 und 3,–
Goethe, J. W. v.: Goethes Werke in 6 Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft hrsg. von Erich Schmidt. Leipzig, Insel-Verlag 6,–
– Goethes Werke: Leipzig, Tempelverlag. Jeder Leinenband . . 3,–
[Im Erscheinen begriffen. Sehr gediegen und empfehlenswert.]
Grillparzer, Fr: Ausgewählte Werke. Hrsg. v. M. Necker. Lpzg., Hesse. 2 Bd. 3,50
Hebbel, F.: Sämtliche Werke. Hrsg. von A. Bartels. Stuttg., D. Verl.-Anst. 4,–

Kleist, H. v.: Werke. Hrsg. von Erich Schmidt. Leipzig, Bibl. Inst. Kl. Ausg. 3 Bde. 6,–
Körner, Th.: Sämtliche Werke. Hrsg. v. E. Wildenow. Leipz., Hesse. 1,60
Ludwig, Otto: Ausgewählte Werke. Hrsg. von F. Bernt. Leipzig, Hesse 2,–
Mörike, E.: Gesammelte Schriften. Volksausg. Lpzg., Göschen. 2 Bde. 5,–
Reuter, Fr.: Sämtl. Werke. Leipz., Hesse. . . 3 Bde. 5,–; 4 Bde. 6,–
Schiller: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausg. Hrsg. v. Güntter u. Witkowski. Lpz., Hesse. 10 Bde. 20,–
– Dasselbe. Hrsg. von K. Goedeke. Stuttgart, Cotta. 4 Bde. . . 7,–
Shakespeare: Dramatische Werke. Übers. von Schlegel und Tieck. Leipzig, Hesse. 3 Bde 5,–
Stifter, Ad.: Ausgewählte Werke. Ebenda 4,–
– Dass. Lpzg., Amelang. 3 Bde. 8,–
Storm, Th.: Sämtliche Werke. Braunschweig, Westermann. 4 Bde. . 25,–
Uhland, L.: Gedichte und Dramen. Stuttg., Cotta 2,–

b) Sammelwerke.

Aus klaren Quellen. Bücher des Lebens und der Freude. Hrsg. von Wibbelt. Stuttg., Verl. der Ev. Gesellschaft. 5 Bde. je 2,50
Groß: Vom Jungbrunnen der Freude. – Bartels: Der Väter Erbe. – Klaiber: Frauenbriefe. – Müllenhoff: Von solchen, die zur Seite stehen. – Hoffmann: Nicht umsonst gelebt.
[Alle Bände sind einzeln geprüft worden u. seien als vorzügliche Festgeschenke empfohlen.]

Bibliothek wertvoller Novellen u. Erzählungen. Hersg. v. Hellinghaus. Freiburg, Herder. 12 Bde. je 2,50
[Eine gut ausgestattete vortreffliche Sammlung klassischer Meisternovellen. Für die Jug. geeignet Bd. III. IV. V. VI. IX. X.]

Lebensbücher der Jugend. Hrsg. v. F. Düsel. Braunschweig, Westermann je 2,50 u. 3,–

Rethwisch: Die Königin. — Erckmann-Chatrian: Geschichte eines Soldaten 1813. — Geiger: Roman Werners Jugend. — Biedenkapp: Graf Zeppelin. — Alexis: Die Hosen des Herrn v Bredow
[Eine gehaltvolle, sehr empfehlenswerte Sammlung.]

Neuere Dichter für die studierende Jugend. Hersg. von Bernt u. Tschinkel. Wien, Manz — 75 bis 1,50
[Zum Teil gekürzte, mit Einl. u. Literaturnachweis versehene Meisternovellen u. Dramen. Für reife gebildete Leser sehr zu empfehlen.]

c) Anthologien.

Avenarius, F.: Hausbuch deutscher Lyrik. Münch., Callwey. 4,—
— Balladenbuch. Ebda. . . 4,—
Aus der goldenen Schmiede. Geschichten, erz. v. Dichtern unserer Zeit. Hrsg. v. C. Ferdinands. Lpz., Hahn 3,—
Bothmer, H.: Das deutsche Dorf. Leipzig, Grunow. Kart. . . 2,75
Die Ernte aus 8 Jahrhunderten Deutscher Lyrik. Ges. von Will Vesper. München, Langewiesche. 2 Bde. Je 1,80 und 3,—
Fraungruber: Die Blume im Lied. Wien, Gerlach 2,50
[Für junge Mädchen.]
Geibel, E.: Klassisches Liederbuch. Griechen und Römer in deutscher Nachbildung. Stuttgart, Cotta 4,—
Günther: Der heilige Garten. Ein Hausbuch religiöser Lyrik. Heilbronn, Salzer . . . . 3,—
[Ein ganz besonders schönes, geeignetes Geschenk.]
Herder: Stimmen der Völker in Liedern. Stuttgart, Cotta . 1,25
Ledebur, C. v.: Licht u. Leben. Christl. Anthologie mit Vorw. v. O. v. Leixner. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt 4,—

Löwenberg: Vom goldenen Überfluß. Leipz., Voigtländer . . 1,80
— Was die Zeiten reiften. Gedichte aus 8 Jahrhunderten. Ebda. . 1,80
Weber, Ernst: Der deutsche Spielmann. Eine Sammlung deutscher Dichtung in Vers und Prosa, mit Bildern deutscher Künstler. 40 Bde. München, Callwey. Je . . . 1,—
Sammelbände je 4,50
1. Kindheit. 2. Wanderer. 3. Wald. 4. Hochland. 5. Meer. 6. Helden. 7. Schalk. 8. Legenden 9. Arbeiter. 10. Soldaten. 11. Sänger. 12. Frühling. 13. Sommer. 14. Herbst. 15. Winter. 16. Himmel und Hölle. 17. Gute alte Zeit. 18. Stadt und Land. 19. Heide. 20. Bach und Strom. 21. Arme und Reiche. 22. Abenteurer. 23. Germanentum. 24. Mittelalter. 25. Zeit der Wandlungen. 26. Neuzeit. 27. Gespenster. 28. Tod. 29. Blumen und Bäume. 30. Nordland. 31. Italien. 32. Hellas. 33. Fremde Zonen. 34. Vaterland. 35. Tierwelt. 36. Menschenherzen. 37. Glück und Trost. 38. Tag u. Nacht. 39. Riesen u. Zwerge. 40. Fabelreich.
Je 4 von diesen Bänden wurden zu Sammelbänden vereinigt. Sie heißen: Das Deutsche Jahr, Deutscher Glaube, Deutsche Geschichte, Deutsche Gestalten, Deutsches Volk, Deutsches Land, Fremde Welt, Deutsche Heimat, Deutsches Leben, Deutsche Natur.

d) Gedichte und Epen.

Blüthgen, V.: Mein Tagebuch. 12 Monatsbilder von Kepler. Gedichte v. V. Blüthgen. Stuttgart, Union 6,—
Droste-Hülshoff, A. v.: Ausgewählte Gedichte. Jena, Diederichs . . . . 4,—
Eichendorff, J. v.: Gedichte. Leipzig, Amelang . . . . 12,—
— Auswahl. Ebenda. Kart. . 1,—
Fontane, Th.: Ausgewählte Balladen. Stuttgart, Cotta. Geb. —,90
Geibel, E.: Ausgewählte Gedichte. Stuttgart, Cotta . . . . . 4,—
Gerhard, Paul: Geistliche Lieder. Mit Bildern von Schäfer. Hamburg, Schloeßmann . . . . 5,—
— Dasselbe. Eingel. von K. Gerok. Leipzig, Amelang . . . . . 3,—
Gerok, K.: Palmblätter. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer . . . . . 3,—
— Dass. Ill. v. Pfannschmidt. Ebda. 6,50

Goethe, J. W. v.: Ausgewählte Gedichte. Hrsg. von O. Harnack. Braunschweig, Vieweg . . . 3,—
— Über allen Gipfeln. Goethes Gedichte im Rahmen seines Lebens. München, Langewiesche 1,80 u. 3,—
— Hermann u. Dorothea. Hrsg. v. O. Harnack. Leipzig, Amelang 1,—
Groth, Klaus: Quickborn. Kiel, Lipsius & Tischer . . . . 4,—
Gudrun. Übers. v. Legerlotz. Bielefeld, Velhagen & Klasing . . . . 3,—
Hebbel, F.: Gedichte. Pantheon-Ausg. Berlin, Fischer . . . . . . 3,—
— Meine Kindheit. — Die einsamen Kinder. — Gedichte. Auswahl v. G. Falke. Hamburg, Janssen —,75
Homer: Ilias. Metr. übers. v. H. G. Meyer. Berlin, Trowitzsch . . 5,50
Hugin, F. (Feodora, Prinzessin zu Schleswig-Holstein): Gedichte. Berlin, Grote 3,50

Keller, G.: Ausgewählte Gedichte. Stuttgart, Cotta 1,50
Luthers Dichtungen: Auswahl v. Will Vesper. München, Beck. Kart. 1,80
Meyer, C. F.: Gedichte. Leipzig, Haessel 5,–
Mörike, E.: Du bist Orplid mein Land! Düsseldf., Langew. 1,80 u. 3,–
– Auswahl. Mit Buchschmuck von Vogeler-Worpswede. Lpz., Göschen 3,–
Nibelungenlied, Das. Übers. v. Legerlotz. Bielefeld, Velh. & Klasing 3,–
Schanz, Frida: Kinderballaden. Leipzig, Fr. Eckardt 3,50
Schanz, Frida: Gedichte. Gesamtausg. Bielefeld, Velhagen & Klasing 4,–
Schönaich-Carolath, Prinz Emil von: Fern ragt ein Land. Leipzig, Göschen . . . . 1,60 und 2,–
Schiller, Friedrich: Gedichte. Pantheon-Ausgabe. Berlin, Fischer 3,–
Spitta: Psalter und Harfe. Illustr. von Plockhorst. Bremen, Heinsius 3,– u. 4,–
Storm, Th.: Gedichte: Berlin, Paetel 6,–

e) Erzählungsliteratur.

Alcott, L. M.: Kleine Frauen. Leipz., Grunow 6,–
Alexis, W.: Die Hosen des Herrn v. Bredow. Berlin, Janke . 3,–
– Der Roland von Berlin. Ebda. 4,–
– Der falsche Woldemar. Ebda. 4,–
[Auch in billigen Ausgaben erhältlich.]
Andersen, H. C.: Bilderbuch ohne Bilder. Jena, Diederichs . 3,–
Bartels, Adolf: Der Väter Erbe. Ältere deutsche Prosa. Stuttgart, Evang. Gesellschaft 2,50
– Die Dithmarscher. Kiel, Lipsius & Tischer 7,–
Beyer, C.: Um Pflicht und Recht. Schwerin, Bahn 5,50
Blüthgen, V.: Der Preuße. Erzähl. Berlin, A. Goldschmidt . . . 3,—
– Hesperiden. Märchen für jung und alt Stuttgart, Union . . . 5,–
Dickens, Ch.: David Copperfield. Leipzig, Insel-Verlag 6,–
— Oliver Twist. Halle, Gesenius 5,–
[Auch in billiger Ausgabe erhältlich.]
Edmund, J.: Karin Nordhammar. Leipzig, Ungleich 4,–
Erckmann-Chatrian: Geschichte eines Soldaten im Jahre 1813. Braunschw., Westermann . . . 3,–
Ebner-Eschenbach, M. v.: Lotti die Uhrmacherin. Berlin, Paetel. 5,–
– Das Gemeindekind. Ebda. 3,–
Familie Schönberg-Cotta: Charakter- und Sittengemälde a. d. Reformationszeit. Baseler Buchh. 2,80
Fontane, Th.: Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812/13. Volks-Ausg. Stuttg., Cotta . 5,–
Freytag, G.: Die Ahnen. Leipzig, Hirzel. 6 Bde. je 5,–
[1. Ingo und Ingraban. 2. Das Nest der Zaunkönige. 3. Die Brüder vom deutschen Hause. 4. Marcus König. 5. Die Geschwister. 6. Aus einer kleinen Stadt.]
– Soll und Haben. 2 Bde. Ebda. 7,50
Frommel, E.: Gesammelte Erzähl. Stuttg., Steinkopf. 3 Bde. je 4,20
Hauff, W.: Lichtenstein. Illustriert von P. Thumann. Berlin, Grote 4,–
Hoffmann, E T. A.: Menschen und Mächte. Ausgew. Erzähl. München, Langewiesche 1,80; 3,–
Hoffmann, Hans: Ostseemärchen. Stuttgart, Cotta 4,–
– Wider den Kurfürsten. Berlin, Paetel 15,–
Horn, W. O. v.: Ausgewählte Erzählungen. Berlin, Meidinger 3,–
Jensen, W.: Karin von Schweden. Novelle. Berlin, Gebr. Paetel . 5,–
Immermann, K.: Der Oberhof. Ill. v. Vautier. Berl., Seemann Nachf. 4,–
Keller, G.: Züricher Novellen. Stuttgart, Cotta 3,80
– Der grüne Heinrich. Ebda. 3 Bde. Je 3,80
– Die Leute v. Seldwyla. Ebda. 3,80
Kingsley, Ch.: Hypatia. Berlin, Grote 4,–
– Dasselbe. Konstanz, Hirsch . 3,–
Krüger, H. A.: Gottfried Kämpfer. Ein Herrnhuter Bubenroman in 2 Bänden. Hamburg, Janssen . . . 6,–
Lagerlöf, S.: Wunderbare Reise des kleinen Niels Holgersson mit den Wildgänsen. München, A. Langen 12,50
Meyer, K. F.: Jürg Jenatsch. Leipzig, Haessel 5,–
– Das Leiden eines Knaben. Ebda. 3,–
Meyr, M.: Erzählungen aus dem Ries. Auswahl. München, Beck 3,50
Mörike, Ed.: Mozart auf der Reise nach Prag. Lpz., Amelang. Kart. 1,–
– Dasselbe. Leipzig, Insel-Verlag 3,50
Mügge, Th.: Afraja. Berlin, Trewendt 3,–

Nathusius, M. v.: Elisabeth. Halle, Hendel 3,–
Nieritz, G.: Ausgewählte Volkserzählungen. Leipzig, Hesse 2,–
Raabe, W.: Die Akten des Vogelsangs. Berlin, Janke 4,–. – Der Hungerpastor. – Die Leute aus dem Walde. Ebda. je 5,–. – Die Chronik der Sperlingsgasse. – Halb Mär, halb mehr. Berlin, Grote je 4,–. – Unseres Herrgotts Kanzlei. Magdeburg, Creutz 6,–
Riehl, W. H.: Kulturgeschichtliche Novellen. Stuttgart, Cotta . 5,–
– Geschichten aus alter Zeit. Ebda. 2 Bde. je 4,–
Rosegger, P.: Schriften des Waldschulmeisters. – Heidepeters Gabriel. – Gottsucher. – Jakob der Letzte. – Martin der Mann. – Das ewige Licht. Leipzig, Staackmann. Je 4,–
Sapper, A.: Die Familie Pfäffling. Stuttgart, Gundert . . 3,–
– Werden und Wachsen. Erlebnisse der erwachsenen Pfäfflingskinder. Ebda. 4,–
Schanz, F.: Huberta Sollacher. Berlin, Trowitsch 5,50
Scheffel, J. v.: Ekkehard. Geschichte a. d. 10. Jahrh. Stuttg., Bonz 6,–
Schieber, A.: Alle guten Geister. Heilbronn, Salzer 5,–
– Sonnenhunger. Stuttgart, Gundert 2,40
Schmitthenner, A.: Aus Geschichte u. Leben. Leipzig, Grunow. Kart. 1,50
Schreckenbach, P.: Der getreue Kleist. Leipzig, Staackmann . 5,–
Scott, W.: Ivanhoe. Bielefeld, Velhagen & Klasing 4,–
– Quentin Durward. Ebda. . 4,–
Seidel, H.: Vorstadtgeschichten. – Von Perlin nach Berlin. – Reinhard Flemmings Abenteuer. 3 Bände. Stuttgart, Cotta. Je 4,–
Seidel, H.: Leberecht Hühnchen. Ebenda. 5,–
Sick, J. M.: Jungfrau Else. Stuttgart, Steinkopf 5,–
Sohnrey, H.: Die Leute a. d. Lindenhütte. (1. Friedesinchens Lebenslauf, 2. Hütte und Schloß.) Berlin, Landbuchhandlung. 2 Bde. je . . 4,–
– Robinson in der Lindenhütte. Ebda. 4,–
Speck, W.: Der Joggeli. Geschichte e. Jugend. Berlin, Warneck. Kart. 1,–
Speckmann, D.: Heidjers Heimkehr. Berlin, Warneck 3,–
Sperl, A.: Die Fahrt nach der alten Urkunde. München, Beck . 2,80
– Die Söhne des Herrn von Budiwoj. Ebda. 6,–
– Hans Georg Portner. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt . . . 5,–
– Richiza. Ebda. 5,50
Steinhausen, H.: Irmela. Geschichte aus alter Zeit. Lpzg., Ungleich 4,60
Supper, A.: Dahinten bei uns. Erzählungen aus dem Schwarzwald. Heilbronn, Salzer 3,–
Thoma, A.: Der Sternensohn. Bielefeld, Bethel 4,–
Volksbücher, Schaffsteins. Köln, Schaffstein. Je . . . . 1 bis 1,50
[Auch für einfache Verhältnisse sehr geeignet.]
Wir nennen: Behr, O.: Georg Kresse, der Bauerngeneral. – Biernatzky: Die Schiffbrüchigen auf der Hallig. – Caspari: Der Schulmeister und sein Sohn. – Kleist: Michael Kohlhaas.
Wildenbruch, E. v.: Das edle Blut. Erzählung. Berlin, Grote . . 2,20
– Kindertränen. Ebda. 2,20 u. 1,50
Zahn, Ernst: Albin Indergand. Frauenfeld, Huber & Co. . . 4,–
– Verena Stadler. Wisb., Behrend –,75
– Helden des Alltags. Auswahl. Stuttgart, Verlagsanstalt . . –,90

8. Literaturgeschichte.

Bartels, A.: Geschichte der deutschen Literatur. Lpzg., Avenarius 12,–
– Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Ebda. 6,–
– Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur. Ebda. 6,–
Biese, A.: Deutsche Literaturgeschichte. Münch., Beck. 3 Bde. je 5,50
König, R.: Deutsche Literaturgeschichte. Bielefeld, Velh. & Klas. 2 Bde. 20,–
Könnecke: Deutscher Literaturatlas. Marburg, Elwert 6,–
Leixner, O. v.: Geschichte der fremden Literatur. Leipz., Spamer. 2 Bde. Je 10,–
Vilmar, A.: Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Fortgeführt v. Ad. Stern. Marburg, Elwert . 6,–
Vogt, Fr. u. M. Koch: Geschichte der deutschen Literatur. Ill. Leipzig, Bibliogr. Institut. 2 Bde. . . 20,–

9. Kunstgeschichte. Kunstgaben. Musik.

Bilder zur Geschichte Friedrichs des Großen v. Ad. Menzel. Lpzg., Voigtländer . . . . —,75

Brandt, P.: Sehen und Erkennen. Leipzig, Hirt & S. . . . . . 5,—

Broecker, M. v.: Kunstgeschichte im Grundriß. Kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß. Göttingen, Vandenh. & Ruprecht . 3,50 u. 4,—

Bürkner: Christliche Kunst. Lpzg., Quelle & Meyer 1,25

Burnand, Eugène: Die Gleichnisse Jesu. Hrsg. m. Text von David Koch. Stuttg., Keutel . . . 15,—
— Album. Ebda. . . . 1,50 u. 2,—

Ehrenberg, H.: Handbuch der Kunstgeschichte. Leipzig, Weber . 6,50

Gebhardtalbum. Stuttg., Keutel 1,50

Hausbuch deutscher Kunst. Hrsg. von Engels. Stuttg., D. Verl.-Anst. 10,—

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Ebda
1. Raffael 8,—. 2 Rembrandts Gemälde 14,—. 4. Dürer 10,—. 7. Michelangelo 6,—. 8. Rembrandts Radierungen 8,—. 9. Schwind 15,—. 12. Uhde 10,—. 15. Thoma 15,—.

Knötel, P.: Kunst u. Heimat. Kattowitz, Böhm . . . . 5,—

Koch, David: Künstlermonographien.
1. Th. Schütz. Stuttgart, Steinkopf . 3,60
2. Peter Cornelius. Ebda. 4,50
3. W. Steinhausen. Heilbronn, Salzer 4,—
— Deutsche Meister christl. Kunst. (1. Serie 10 Bl.). Stuttg., Keutel 1,20

Kunstgaben in Heftform. Hrsg. von d. „Freien Lehrervereinig. für Kunstpflege in Berlin". Mainz, Scholz. Je 1,—
[Hans Thoma: Ein Buch der Kunst. — Landschaften. — W. Steinhausen: Göttliches und Menschliches. — Vom Heiland, ein Buch deutscher Kunst. — Alfred Rethel — Fritz v. Uhde — eine Kunstgabe für das deutsche Volk. — Giovanni Segantini. — Millet, J. Fr. — Kalckreuth, L. v. — Wilh. Leibl — aus seinem Lebenswerk. — Max Liebermann.]

Künstler-Mappen. Hrsg. vom Kunstwart. München, Callwey.
[Böcklin, 1,50. Dürer, 3,—. Millet, 5,—. Rembrandt, 3,— u. 5,—. Rethel, 1,50. Richter, 4 Mappen je 1,50. Schwind, 6 Mappen je 1,50 und 2,—. Spitzweg, 2,50. Steinhausen, 1,50 und 4,—. Thoma. 12,—. Uhde, 10,—.]

Künstler-Monographien. Hrsg. von H. Knackfuß. Bielefeld, Velhagen & Klasing Je . . . . 2,— bis 4,—
[Diese sorgfältig redigierten, gut illustrierten Monographien seien warm empfohlen.]
Wir nennen:
Fra Angelico. Botticelli. Peter Vischer und Adam Krafft. Veit Stoß. Leonardo da Vinci. Raffael. Dürer. Holbein d. J. Lucas Cranach d. Ä. Murillo. Rembrandt. Wereschtschagin. Millet u. Rousseau. Ludwig Richter. Schwind. Uhde. Bracht. Feuerbach. Thoma. Menzel. Rethel. Gebhardt. Segantini. L. v. Hofmann. Worpswede.]

Lessing, G. E.: Laokoon. Meyers Volksbücher . . . . —,65

Meisterbilder (198) fürs deutsche Haus. Hrsg. vom Kunstwart. Münch., Callwey . Je —,25 [vgl. Verl.-Kat.]

Naumann, Fr.: Form und Farbe. Schöneberg, Hilfe-Verlag . . . 3,—

Passion Christi. In den Worten des Evangeliums mit 17 Bild. von Hans Schäuffelin. Lpz., Voigtländer —,80

Pfannschmidt, M.: Bilder aus der Geschichte der bildenden Kunst. Hamburg, Schloeßmann . . . 2,—

Richter, Ludwig: Der Familienschatz. (50 Holzsch.) Lpz., Wigand 3,—
[Richters Werke sind ein Schatz für alle Lebensalter.]
Wir nennen:
Jahreszeiten. Leipz., Dürr 4 Bde. je 6,—
Fürs Haus. (Dasl. in 1 Bd.) Ebda. 20,—
Der Sonntag. — Unser täglich Brot. —
Das Vaterunser in Bildern. Ebda. je 3,—

Richter-Gabe: Hersg. vom Leipziger Lehrerverein, m. Vorw. von F. Avenarius. Leipz., Dürr. Kart. 1,—
[Eine Auswahl der besten Bilder Richters.]

Schäfer, Rudolf: Wandbilder für das deutsche Haus. Hamburg, Schloeßmann. Je . . . . . . —,75
— Bildermappen für das deutsche Haus. Potsdam, Stiftungsverlag. Je 1,— und 1,25
[Frau Musika. — Großvater u. Großmutter. — Allerlei Lichter. — Allerlei Gärten.]

Schnorr von Carolsfeld: Die Bibel in Bildern. Leipzig, Wigand 15,—
— Die Bibel in Bildern. 178 Darst. i. Holzschn. Zwickau, Herrmann 4,50

Schultze-Naumburg, P.: Kulturarbeiten. München, Callwey.
1. Hausbau 4,50. 2. Gärten 5,—. 3. Dörfer und Kolonien 5,—. 4. Städtebau 6,50. 5. Kleinbürgerhäuser 4,50. Erg. Bilder zu Band 2, 4,—. 6. Schlösser 5,—.
— Häusliche Kunstpflege. Jena, Diederichs . . . . 4,—

Vorzugsdrucke. Hrsg. v. Kunstwart. München, Callwey je 1,— bis 5,—
[Z. B. Tizian, Zinsgroschen 3,—. Raffael, Sixtin. Madonna (Mittelstück) 6,—. Dürer, Christus am Kreuz 1,—. Leonardo da Vinci, Abendmahl 2,—. Dürer, Christuskopf 1,—. Dürer, Hieronymus im Gehäus 1,—. Dürer, Anbetung 5,—. Sieck, Blütenbaum 2,—. Schwind, Morgenstunde 5,—. Samberger, Schiller 2,—.

Die Welt des Schönen. Düsseldorf, Langewiesche. Je 1,80
[Griechische Bildwerke. — Der stille Garten: Deutsche Maler aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. — Bilder aus Italien. — Deutsche Plastik des Mittelalters. — Das Haus in der Sonne. — Deutsche Dome.]

Wölfflin, H.: Die klassische Kunst. München, Bruckmann . . . 10,—

Musik.

Beethoven: Briefe. Hrsg. v. K. Storck. Stuttg., Greiner & Pfeiffer . . 2,50

Brunsky, K.: Musikgeschichte. Leipzig, Göschen. 3 Bde. Je —,80

Hausmusik des Kunstwarts. Ges. von R. Batka. München, Callwey. 392 Nummern . . . . . je —,30 [vergl. Verl.-Kat.]

Mozart: Briefe. Hrsg. v. K. Storck. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer . 2,50

Pforten, P. v. d: Handlung u. Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagners. Berlin, Trowitzsch 6,—

Schumann: Briefe. Hrsg. v. K. Storck. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer . 2,50

Söhle, K.: Musikantengeschichten. Berlin, Behr 3,50

Storck: Geschichte der Musik. Stuttg., Muth . . . . 12,—

Kritik

Günther, R.: Der Heilige Garten. Ein Hausbuch religiöser Lyrik. Heilbronn, Salzer. 3 Mk.

Von der Zeit an, da Israel in Angst und Not zu Jahve schrie, ziehen die Gottsucher aller Jahrhunderte an uns vorüber. Die großen tragischen Seelen, die einfältigen kindlichen Herzen, die verzweifelten Grübler und die freundlichen Tröster — aber alle mit dem Bewußtsein, daß Gott unser Herz unruhig, und zu ihm hin geschaffen hat. Dies Buch ist eine köstliche Gabe, denn die Hand eines Künstlers hat sie gestaltet, der seiner schweren Aufgabe — einer lyrischen Darstellung der Entwickelung religiösen-Empfindens — gerecht geworden ist. Das ist ein frommes und schönes Buch. Bz.

Pinder, W.: Deutsche Dome des Mittelalters. 96 Abb. Düsseldorf, Langewiesche. 1,80 Mk.

Wer den Sinn dafür hat, religiöses Leben aus architektonischen Formen zu erkennen und Freude daran empfindet, die gewaltige Gestaltungskraft des Mittelalters an diesen Bauten zu verfolgen — der greife nach diesem Bande der Sammlung „Die Welt des Schönen". Die Photographien sind vortrefflich: lichtvolle oder dämmernde Längsschiffe und Chöre, ragende Türme, deren Höhenwirkung noch besonders durch die künstlerisch feine Einfügung des Kirchenbildes in das Stadtbild verstärkt wird. — Eine schöne Geschenkgabe! Bz.

Aus der goldenen Schmiede. Geschichten erzählt von Dichtern unserer Zeit. Ausgabe von C. Ferdinands. Leipzig, Halm. 3 Mk.

Das ist eine vortreffliche Prosa-Anthologie, die Auswahlstücke von Caspari, Zahn, Villinger, Hebel, Liliencron, Schmitthenner u. a. bringt. Das sind Geschichten, die die Jugend auch wirklich lesen wird. Denn sie stellen nicht — was bei vielen Jugendschriften leider häufig der Fall ist — übertriebene Anforderungen an die intellektuelle Kultur des Kindes. — Für die warme, lebendige Schönheit dieser Erzählungen wird die Jugend Verständnis haben. Die 3 Mark sind bei der guten Ausstattung nicht zu teuer, der Bildschmuck ist nicht immer gleichmäßig gut. Bz.

Lebensfreude. Sprüche und Gedichte herausgegeben von P. J. Tonger. Köln, Tonger. 5 Bde. je 1 Mk. 1. Lebensfreude. 2. Wollen und Wirken. 3. Unser Leben. 4. Musik. 5. Schiller, mein Begleiter.

Diese gut ausgestatteten, billigen Bändchen sind eine recht hübsche Geschenkgabe. Die Jugend — besonders die weibliche — hat einen empfänglichen Sinn für aphoristisch dargebotene Welt- und Lebensweisheit, und hier wird recht Erfreuliches gegeben. Besonders empfehlenswert ist das Bändchen: „Schiller, mein Begleiter", auch „Wollen und Wirken" bringt viel kräftige und eindrucksvolle Worte. Der Preis ist für das Gebotene niedrig. Bz.



Lonke, A.: Königin Luise. Ein Lebensbild nach den Quellen. Leipzig, Seemann. Mk. 8,–.

Es ist das Leben einer frühvollendeten Frau, das hier so ausdrucksvoll geschildert wird. Wir fühlen uns beim Lesen gefesselt, nicht nur durch die bedeutende Persönlichkeit der edlen Dulderin, sondern ebenso durch die geschickt in den Text verwobenen Auszüge aus Memoiren und Briefen jener Zeit, die auf manche Vorgänge in der damaligen Politik neue Schlaglichter werfen. Schlichte Wahrheit, klarer Stil, Sorgfalt in der Quellenbenutzung sind besondere Vorzüge dieses auch vorzüglich illustrierten Buches. (Karlsruhe.)

Brüssau: Königin Luise. Hamburg, Schloeßmann. Mk. 0,75.

Der Titel „Königin Luise, der Schutzgeist deutscher Sache" deckt sich mit seinem Inhalt. Luise war ein Schutzgeist des Hauses und Herdes, wie des Volkes und der deutschen Sache. Eine solche Vielseitigkeit, verbunden mit solcher Frömmigkeit, wird nie ihre Vorbildlichkeit verlieren. Das kleine Büchlein, das kurz und schlicht Luisens Leben schildert, sei recht vielen Lesern aufs Wärmste empfohlen. (Breslau.)

Ehrenberg: Handbuch der Kunstgeschichte. Leipzig, Weber. 6 Mk.

Ehrenbergs Handbuch ist eine Neubearbeitung des vielverbreiteten Bucher'schen Katechismus der Kunstgeschichte und bezweckt eine kurze, leichtfaßliche Zusammenfassung des Wissenwertesten aus den verschiedenen Gebieten bis zur Gegenwart. Mit großem Geschick hat der Verfasser diese schwierige Aufgabe gelöst, das ungeheure Material vorzüglich bewältigt, überall mit richtigem Takt den leitenden Faden gefunden und das Wesentliche und Charakteristische aus der Fülle des Nebensächlichen herausgehoben. Die reiche Illustrierung wie die sonstige Ausstattung ist geradezu mustergiltig. (Karlsruhe.)

Mörike, Ed.: Du bist Orplid, mein Land. Gedichte und Erzählungen. Düsseldorf, K. R. Langewiesche. Kart. 1,80 Mk.

Man kann dem verdienstvollen Verlag auch für diese Gabe nur herzlich dankbar sein. Die Hauptperlen der Dichtung des gemütvollen, schwäbischen Pfarrers sowie sein Märchen „Die Historie von der schönen Lau" und seine Novelle: „Mozart auf der Reise nach Prag" sind in dem Buche enthalten. – Nur ein Wunsch: Warum werden für den Druck die lateinischen und nicht die viel schöneren, charaktervolleren deutschen Buchstaben verwandt? Müssen wir denn überall vom Ausland abhängig sein, wo wir doch viel besseres eigen haben? (Karlsruhe.)

Geibel, Emanuel: Ausgewählte Gedichte. 3. Auflage. X u. 300 S. 1904. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Geb. 4 Mk.

Eine mit feinem Verständnis ausgeführte Zusammenstellung der besten Gedichte des reichbegabten Dichters und glühenden Vaterlandsfreundes aus sämtlichen Perioden seines poetischen Schaffens während 50 Jahren. Für Familien- und Schülerbibliotheken sehr zu empfehlen. (Karlsruhe.)

Die in dem Verzeichnis aufgeführten Bücher können zu den angegebenen Preisen durch jede Buchhandlung bezogen werden. Die Preise verstehen sich, wo nicht anders bemerkt, für das gebundene Exemplar. **Das Verzeichnis ist im Buchhandel zu beziehen durch H. G. Wallmann, Leipzig.**

Separatabzüge des Verzeichnisses können von der Deutschen Zentralstelle (Post Groß-Lichterfelde West, Altensteinstr. 51) zu folgenden Preisen bezogen werden: 1 Exemplar 15 Pf.; 10 Exemplare 1 Mk.; 50 Exemplare 3 Mk.; 100 Exemplare 4,50 Mk.

Das Porto ist mit eingerechnet. Der Betrag muß bei der Bestellung mit eingeschickt werden, auch kann die Sendung gegen Nachnahme erfolgen. Bei einem Bezug von 500 Exemplaren an – besondere Vereinbarung.

Als Ergänzung zu dem „Wegweiser" dienen· das im Juni 1909 erschienene Verzeichnis „Auswahl guter Bücher für die schulentlassene männliche Jugend" sowie das im September 1910 erschienene „Verzeichnis empfehlenswerter Mädchenbücher" und das „Verzeichnis guter Bücher für das deutsche Haus". Weihnachten 1910.

Im Auftrage der Deutschen Zentralstelle verantwortl. Schriftleiter: Geh. Rat Prof. D. R. Seeberg, Berlin
Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68.



Nr. 15 Mai 1911

Inhalt: Bücherschau. (Kritik und Urteile der Prüfungsausschüsse.)

Bücherschau.

Zusammengestellt von der Deutschen Zentralstelle zur Förderung der Volks- und Jugendlektüre.

Wir leben in der Zeit der Überproduktion. Wir sehen auf allen Lebensgebieten ein Zuviel. Aber namentlich auf dem Gebiet der Literatur. Erwerbssinn und Existenzkampf haben hier einen Massenvertrieb hervorgebracht, so daß der Begriff „Literatur" in Gefahr steht ein echt imitierter Warenhausartikel zu werden.

Wenn ein Buch wie das „gefährliche Alter" der Karin Michaëlis in kurzer Zeit in so und so viel Tausenden von Exemplaren abgesetzt werden konnte, so ist das ein Beweis, welche Anforderungen von einem großen Teil des kaufenden Publikums in unseren Tagen an ein Buch gestellt werden.

Denn ein solches Buch ist überhaupt kein Buch. Es ist in diesen Aufzeichnungen weder Komposition noch eine Ahnung von Stilgefühl (vergl. Goethe: „Der Stil in der Kunst ruht auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greifbaren Gestalten zu erkennen.")

Wer aber auch nur ganz bescheidene Anforderungen an die Qualität eines Buches stellt, kommt hier nicht zu seinem Recht, und diese Gedankengänge einer sehr überreizten, dabei sehr gewöhnlichen Frau, die in sehr zweifelhafter kleinbürgerlicher Sprache zu Papier gebracht wurden, können eine literarische Beurteilung überhaupt nicht in Anspruch nehmen.

Und Karin Michaëlis hat ihren großen Erfolg wohl dem geschickt gewählten Titel ihres Buches zu verdanken, der verlockend wirkte, wie das Aushängeschild des Kinematographen. Und ein Kinematographenerfolg ist dieses Buch gewesen — ein Produkt der Überproduktion.

Und das Publikum, und zwar durchaus auch das sogenannte „bessere", das vor lauter geistiger Übersättigung nicht mehr aus noch ein weiß, greift wie ein Kind nach dem buntesten und lärmendsten: und das „gefährliche Alter" klang wahrlich bunt und aufregend genug.... Solchen Erscheinungen gegenüber, nämlich daß derartig unliterarischer Schund faszinierend auf

die Masse wirkt, muß gefragt werden: Was kann geschehen, um den Unwert dieser Produkte bloßzustellen?

Diejenigen, die an der Negation von Kulturwerten arbeiten, haben es immer leichter — denn sie haben die Masse der Kulturlosen auf ihrer Seite — als die anderen, die zu erhalten suchen, die das Neue durch vorsichtig gezogene Kanäle hineinleiten wollen, damit die Ruhe und Vornehmheit der alten Kultur nicht gefährdet werde. Ihre Hauptaufgabe wird immer sein: *sichten*. Und gerade innerhalb der Literatur: das ganze Groteske und Verworrene auszuschalten, Mittelmäßiges abzuweisen und das Gute durchzusetzen.

Daher ist unsere Zeit auch die Zeit der Kritik. Kurz gesagt: Es kann nicht jeder alles lesen — er muß sich auf das Urteil anderer verlassen. Es ist daher die Arbeit des Kritikers an der Bewertung von Kulturwerten eine mindestens ebenso wichtige wie die des schaffenden Künstlers.

Gewiß geht Oskar Wilde zu weit, wenn er sagt, daß der Kritiker der eigentliche Produktive sei, denn mit *seinen* Augen sähe die Welt das Kunstwerk an, aber daß das Schicksal eines Kunstwerkes und — was mehr wert ist — einer menschlichen Entwickelung oft in seiner Hand liegt — ist sicher. Denn die Masse — so selbständig sie sich fühlt — läßt sich von der Kritik fast ausnahmslos bevormunden — und der Kritiker kann unter Umständen, wenn auch nicht unmittelbarer und persönlicher, so doch bestimmender auf das Publikum wirken, als der Künstler selbst. Es ist selbstverständlich, daß bei solcher kulturellen Bedeutung der literarisch-kritischen Arbeit diese ins breite ging und auch organisiert werden mußte. Aus dieser Organisation gingen dann die zahlreichen Arbeitszentren hervor, in denen heute an einer Veredelung und Verfeinerung des Massengeschmackes gearbeitet wird, (wie z. B. in den Vereinigten Deutschen Prüfungsausschüssen, im Dürerbunde usw.)

Auch unsere Deutsche Zentralstelle zur Förderung der Volks- und Jugendlektüre stellt sich diese Aufgabe und hat — mit Hilfe der für sie arbeitenden Prüfungsausschüsse — schon ein Stück Sichtungsarbeit geleistet, nämlich in unseren Literaturverzeichnissen, die schon häufig Wegweiser und Ratgeber gewesen sind. Aber wenn unsere Verzeichnisse auch freudig begrüßt wurden, so kam doch immer häufiger die Nachfrage nach Inhalt und Charakteristik der empfohlenen Bücher. Es wird daher eine „Bücherschau", die ungefähr 60 Besprechungen über Bücher aus allen Lebensgebieten bringt, vielen eine willkommene Ergänzung unserer kritischen Bücherlisten sein und manchen erwünschten Rat geben können.

Wir bringen dieses Mal Besprechungen aus folgenden Literaturgebieten:

a) Erzählungsliteratur, b) Lyrik, c) Biographisches und Selbstzeugnisse, d) Reisebeschreibungen, e) Literatur und Kunst, f) Ethisches und Bücher zur Selbsterziehung, g) Populärwissenschaftliche Bücher und Verwandtes.

Es handelt sich hier um Bücher für *erwachsene* Leser, um Literatur für das gebildete Haus und für die Volksbibliothek.

Kritik und Urteile der Prüfungsausschüsse.

a) Erzählungsliteratur.

Behr, Otto: Georg Kresse, der Bauerngeneral. 80 S. Köln, Schaffsteins Volksbücher. Mk. 1,—.

Ich habe lange nicht ein Buch gelesen, bei dem ich einen solch starken Eindruck von Echtheit und Ursprünglichkeit gehabt habe, wie das bei der Chronik, die die Schicksale des Georg Kresse erzählt, der Fall war. Das ist ein wirklich gelebtes Menschenleben, von dem ersten tragischen Erlebnis seiner Kindheit — dem Tod des Schwesterchens durch seine Schuld — bis zu seinem eignen schmerzlich demütigendem Tode von Feindeshand — ein Menschenleben, sage ich, wie wir es mitleben könnten, obgleich die Jahrhunderte darüber hingingen, und wir Kinder einer anderen Gedanken- und Empfindungswelt sind. Eine vortreffliche Volksschrift. Bß.

Biernatzki, J. C.: Die Schiffbrüchigen auf der Hallig. 81 S. Köln, Schaffsteins Volksbücher. Mk. 1,30.

Es gibt gewisse „altmodische" Bücher, die doch „nicht aus der Mode" kommen können. Warum nicht? Weil in ihnen eine solche Ehrlichkeit der Überzeugung, eine solche Hingabe an das Erlebnis, inneren und äußeren Wesens, lebt, daß sie gar nicht anders konnten, als geschrieben werden. Daß es aber auch gar nicht anders möglich ist, als sie mit Achtung und Freude zu lesen — dazu gehört auch Biernatzki's treffliches Buch — es ist auch eine gute Lektüre für die Jugend, etwa vom 16. Jahre an, auch gerade für einfache und schlichte christliche Kreise passend. Die Ausstattung ist vortrefflich. Bß.

Coster, Ch. de: Tyll Ulenspiegel und Lamm Goedzak. Deutsch von Oppeln Bronikowski. Jena, Diederichs. Mk. 8,—.

Wir kennen die Gemälde der alten niederländischen Meister: da ist viel Sonnenschein hineingemalt, und unendlich viel Lebensfreude, die Bauernburschen und Mädchen drehen sich heiß und rot im Tanze, die Männer trinken, die Frauen schwatzen und füttern ihre Kinder: ein kräftiges Behagen am Leben liegt auf allen Gesichtern; alle diese Bilder sind Wirklichkeitsbilder, oft derb und roh, etwas nüchtern und alltäglich, und doch wieder voll Glanz und Feiertags-Übermut. All dieses möchte ich auch von dem Buche von Tyll Ulenspiegel und Lamm Goedzak sagen, daß es ein Buch voll Sonnenschein und Lebensbehagen ist, daß es nüchtern und roh sein kann, von abstoßendem Realismus und hinreißendem Idealismus. Es ist die Lebensgeschichte des Tyll Ulenspiegel, der zur Zeit der großen Geusenbewegung der Geist und das Gewissen von Flandern, Nele, sein Weib, aber das Herz des Landes war. Es ist ein gewaltiges Zeitbild, Blut und wieder Blut raucht zum Himmel auf, der rot ist von Krieg und Feuersnot, Aberglauben und Rohheit gehen durch das Land, Morden und Schänden, und häufig ist das Menschentum dieser Mörder und Schänder nur schwer noch zu erkennen. Aber dann bricht wieder Liebe und Seelenschönheit in reichem Maße durch und zeigt, wie diese Kräfte auch in den dunkelsten Zeiten der Geschichte immer lebendig waren. Und weil alles in diesem Buch groß und künstlerisch geschaut ist, so kann es, um seiner Kraft und Gesundheit willen — reifen Lesern warm empfohlen werden. Bß.

Eitner, M.: Am deutschen Herd. 141. S. 1 Bild. Eisleben, Klöppel. Chr. V. f. n. Dl. Mk. 1,20.

Eine junge Frauenrechtlerin radikaler Richtung steht im Mittelpunkt der Erzählung; sie kommt für einige Zeit in das Haus eines Edelmannes. Das schöne harmonische Leben in diesem Hause, die freudige Pflichterfüllung der Schloßfrau, wie auch einer Bauernfrau im Dorf, denen man durchaus kein geistiges Beschränktsein nachsagen kann, machen die eifrige Frauenrechtlerin erst an ihren Tendenzen irre, und nach heißen Kämpfen kommt sie zu der Überzeugung, daß das wahre Glück der Frau doch in der Familie liegt. Gewiß geben wir der Verfasserin recht, wenn sie die radikale Frauenbewegung und die Anschauungen einer Ellen Key verwirft, aber hat sie noch nichts von der christlichen Frauenbewegung gehört, die edle und wünschenswerte Ziele erstrebt? A. Sch.

Eyth, Max: Feierstunden. 3. Aufl. 1910. 643 S. Heidelberg, Winter. Mk. 4,—.

Eyths Romane gehören zu den auserlesenen Büchern, welche man Satz für Satz aufmerksam lesen muß und nicht seitenweise durchfliegen darf. Schon allein um der feinen Charakteristik der Personen, nicht minder aber wegen ihrer reifen sittlichen Weltanschauung willen bieten dieselben — trotz einer gewissen Breite des Stils — dem aufmerksamen Leser hohen Genuß. Gerade die Geschichten und Dichtungen der „Feierstunden" — vor allem „Mönch und Landsknecht" — zeichnen sich durch Gediegenheit des Urteils, poetischen, oft humoristischen Hauch, edle Form und durch die Mannigfaltigkeit des interessanten Stoffes besonders aus. (Karlsruhe.)

Gleichen-Rußwurm, A. v.: Auf verlorenem Posten. Deutsches Leben zwischen 1880 und 1901. 348 S. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. Mk. 4,—.

Dieser Roman ist spannend geschrieben. Er bringt deutsche Verhältnisse aus der Zeit von 1880 bis 1901 zur Darstellung. Der Verfasser kennt die Prozeßwut die Großmannssucht und den unversöhnlichen Haß mancher Bauern und zeichnet lebenswahr. — Ein Mädchen vom Lande fühlt sich von den Reizen des Großstadtlebens unwiderstehlich angezogen und gerät in Sünde und Schande. Weil das Unsittliche aber hier allzu offen und unverblümt zum Ausdruck gelangt, können wir das Buch nicht empfehlen. Wir müssen bei unserm Urteil beharren, wenn auch der Verein der Bücherfreunde das Werk veröffentlicht hat. (Düsseldorf.)

Heyse, Paul: Novellen. Auswahl fürs Haus. 11. Aufl. Stuttgart, Cotta. 3 Bände. Mk. 10,—.

Heyse ist durch Phantasiereichtum, Anmut und Formvollendung einer der ersten Dichter der Gegenwart. An Adel und Reinheit der Sprachform wird er von keinem übertroffen. Mörike bewundert Heyses Kunst, bei solcher Bündigkeit so „silbenkeusch" zu bleiben. Seine Dichtungen sind farbenfrohe, lebenstreue und lehrreiche Bilder des Lebens. Als Novellist ist Heyse der größte nach Keller. Unübertroffen ist er in Charakterzeichnung und Entwicklung der Handlung, wenn auch zuweilen etwas allzu fein und duftig. Seine blühende Phantasie setzt sich manchmal über die menschliche Notwendigkeit hinweg. Er liebt es, das Unmögliche wirklich werden zu lassen, versteht es aber auch, es als möglich erscheinen zu lassen. Trotz seines Widerwillens gegen den Naturalismus (Merlin) bringt Heyse zuweilen sinnliche Situationen, die nicht für jedermann genießbar sind. Deshalb ist es nötig und gut, daß für die Familie die vorliegende Auswahl herausgegeben wurde. Sie enthält zugleich das Beste von allem. Wohl ist für Heyse die Liebe das Höchste. Deshalb sagt Bismarck Heyses Novellen seien „nicht für Männer geschrieben". Aber er verherrlicht auch die Vaterlandsliebe, die Freundestreue und Menschenliebe, die Pflichterfüllung, das Familienleben, die eheliche Treue. Auch echt religiöse Töne erklingen in einigen Novellen. Daneben finden sich Kabinettstücke von hinreißendem Humor und von bezaubernder Anmut. Heyses Novellen haben einen hohen Bildungswert, auch wegen des sorgfältig und treu gezeichneten Hintergrundes der Handlung. Seine Schilderung der verschiedensten Zeiten, Orte und gesellschaftlichen Zustände hat hohen Reiz und Wert. Druck und Einband dieser Ausgabe sind dem Inhalt angemessen. (Darmstadt.)

b) **Lyrik.**

Benzmann, Hans: Meine Heide. 94 S. Leipzig, Hesse. Mk. —,60.

Diese Gedichte tragen Heidecharakter mehr in ihrer Stimmung, als in ihrem Inhalt. Als Kind der Heide und als echter Poet versteht der Dichter, den ganzen Stimmungsgehalt der Heidenatur auszuschöpfen, vom braunen Bettelweib bis zur purpurumkleideten Königin, vom Frühlingserwachen bis zum Herbstessterben, vom Sommerfrieden bis zum Wintersturm, vom Mittagsglanz bis zur Gespensternacht. Und Wasser und Wolke, Tier und Mensch, Gott und sich selbst verwebt der Dichter in diese lebendige Natur. So entstehen neben den Naturschilderungen Märchen, Balladen, echte Volkslieder, die unwillkürlich zum Singen herausfordern, und daneben eine Gedankenlyrik, die an die unserer Klassiker und Mystiker heranreicht. Bewundernswert ist auch die Kunst des Dichters, mit knappen Strichen ein abgerundetes Bild zu zeichnen, von tiefem Stimmungsgehalt oder von lebendiger Handlung. Die Ausstattung ist gut. (Darmstadt.)

Benzmann, H.: Deutschlands Lyrik. Das Zeitalter der Romantik. 623 S. München, G. Müller. Brosch. Mk. 5,—.

Man spürt die Liebe, mit der der Herausgeber seines Amtes gewaltet hat, auf jeder Seite. Das bunte Zeitalter der Romantik mit seinem Überreichtum an lyrischen Tönen kann hier gründlich und erschöpfend studiert werden.

Empfehlenswert für gebildete, literarisch interessierte Kreise, eine gute Ergänzung zu Ricarda Huchs Werk über die Romantik. Druck und Papier gut, Einband — unbekannt. Bz.

Bethge, Hans: Deutsche Oden. 77 S. Leipzig, Hesse. Mk. —,60.

Das ist ein ganz kleines bescheidenes Büchlein, das obendrein auch nur 60 Pf. kostet — aber welche Fülle von Schönheit lebt darin! Von Klopstocks „Frühen Gräbern" an, ziehen all die wunderbar schönen, und leider gar so wenig gekannten und geliebten deutschen Oden an uns vorbei über Hölderlins Ode an Diotima und Geibels Übertragung der Sapphischen Verse — bis zu der vollendeten „Liebesode" von Hartleben. Wie unendlich reich und schön ist hier jede einzelne Seite, wer ein feines Gefühl für Formenstrenge und sprachlichen Wohllaut hat, wird immer wieder zu dieser Sammlung greifen. Bz.

Eichendorff: Gedichte (in Auswahl). Leipzig, Amelang. In Leinenband kart. 1,—, in Leder Mk. 2,—. Goethe: Hermann und Dorothea. (Herausg. von O. Harnak.) Ebda. In Leinenband Mk. 1,—, in Leder Mk. 2,—.

Diese 2 Bändchen gehören zu Amelangs „Taschen-Bibliothek", die schon eine Anzahl von Meisterwerken vereinigt (Faust I., Schillers Liebesfrühling, Romeo und Julia, Buch der Lieder u. a.). Das sind ganz vortreffliche Bändchen, leicht, gut und klar gedruckt, schön ausgestattet — wirklich eine Freude für den Bücherfreund. Wegen ihrer besonderen Anmut wird man sie als eine reizvolle Gabe für junge Mädchen und Frauen ansehen dürfen, auch deswegen, weil hier nur Wertvolles und ernst zu Nehmendes geboten wird. Der Preis ist sehr niedrig. Bz.

Feesche, Margarete: Von blühenden Hecken. Gedichte. 163 S. Hannover, Feesche. Mk. 2,50.

Bei der religiösen Lyrik ist zuweilen die Religion, häufiger die Poesie mangelhaft. Selten ist beides in solcher Vollkommenheit vereinigt wie bei M. Feesche. Kein unklares Zweifeln und Herumirren im Pantheismus und Gefühlsdusel. Feesches Christentum ist selbstverständlich schlicht und unerschütterlich, voll lebendiger Kraft und sittlichem Ansporn, ganz Liebe, wie nur ein Frauenherz sie versteht, und ganz Freude, wie nur ein kindliches Gemüt sie kennt. Daher das häufige Thema: Wie wird's im Himmel sein? Lauter Sonnenschein, aber wie keine Auge ihn gesehen. Daher leuchtet auch die Sprache dieser Lieder von Duft und Farbe. Sie gehen einher in festlichem Schmuck, und doch leis und lind. Es sind prächtige Naturschilderungen und tiefe Analysen des Menschenherzens, geistvolle Gleichnisse und Antithesen, feine, tiefe Gedanken und Bilder. Diese Bilder von der klaren tiefen Schönheit des Christentums ziehen uns in ihren Bann und lassen uns neue Ernten von der Dichterin wünschen. Die Ausstattung ist schlicht und schön. (Darmstadt.)

c) Biographisches und Selbstzeugnisse.

Hamann, J. G.: Sibyllinische Blätter. (Erzieher zu deutscher Bildung Bd. 5). 143 S. Jena, Diederichs. Mk. 2,—.

Die Herausgabe der „Erzieher zu deutscher Bildung" ist eine vorzügliche Unternehmung des Diederichs'schen Verlages in Jena. Sie übermitteln uns die Gedankenwelt der „Deutschen Denker des 18. Jahrhunderts und der Zeit der Romantik". Hamanns herrliche fromme Selbstbiographie leitet diesen Band ein, der reich an schönen tiefen Wahrheiten des „Magus des Nordens" ist, die viel mehr bekannt sein sollten. Bz.

Hart, Julius: Leo Tolstoj. 81 S. 5 B. 1 Schriftprobe. Berlin, Schuster und Löffler. Kart. Mk. 1,50.

Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste zu sehen? Wolltet ihr einen Dichter oder Philosophen sehen? Nein, einen Propheten der Natur und Entsagung wie Jo-

hannes, Savonarola, Rousseau. Und er gebietet euch: Folget mir nach. Indem ihr euch im Guten mit ihm zusammenfindet, erlebt ihr Gott. So fällt Kunst und Leben ineinander. Ich, Natur und Gott ist dasselbe, ebenso wie die Kultur und das Böse. Durch dies Erleben des All-Einen erlösen wir uns von den Rätseln und Leiden der Welt der reinen Vernunft. Gott wird Mensch, und der Mensch wird Gott. — Ich glaube, daß Hart Tolstoj richtig erkannt hat, und weiß deshalb nicht, ob sein Buch für das Volk und die deutsche Familie, oder nicht vielmehr für Fachmänner geeignet ist, für diese aber sehr instruktiv. — Druck und Ausstattung sind freundlich. (Darmstadt.)

Klaiber, Th.: Dichtende Frauen der Gegenwart. 246 S. 9 Bilder. Stuttgart, Strecker u. Schröder. Mk. 4,60.

Es wäre wünschenswert, wenn dieses vortreffliche Büchlein eine erweiterte Auflage erführe. Die Charakteristiken sind gerecht und lebensvoll, man bekommt in der Tat ein gutes Bild von der Eigenart der betreffenden Dichterin. Aber Enrica v. Handel-Mazzetti und Agnes Miegel sollten in solch einer Sammlung nicht fehlen. Bß.

Lutherbriefe. Martin Luther als Mensch in seinen Briefen. Herausg. von O. Krack. 202 S. 2 B. Berlin, Curtius. Mk. 3,—.

Diese kleine Sammlung von Lutherbriefem will uns den Menschen Luther nahe bringen. So lernen wir ihn kennen, wie er Freuden und Leiden des täglichen Lebens mit seinen Freunden, mit seiner Frau und seinen Kindern teilt. Wir finden es auch in diesen Briefen bestätigt, daß ein großer Mensch auch die kleinen Dinge des Lebens groß zu behandeln pflegt, und daß ihm auch gewöhnliche Geschehnisse nicht wertlos zu sein brauchten, weil er groß war. Das ist ein wertvolles und schönes Buch, von dem wir uns persönlich angefaßt fühlen. Bß.

Möbius, Hermine und Hugo: Peter Rosegger. 155 S. Ill. Leipz., Staackmann. Mk. 3,50.

Das Buch wird allen, die Rosegger und seine Schriften lieben, eine hochwillkommene Gabe sein. Es bringt in klarer, schöner Sprache ein lebensvolles Bild des Dichters, seiner Umgebung und Heimat. Die Besprechung seiner Werke im 2. Teile ist ein guter Wegweiser für die, die Roseggers Werke sich anschaffen wollen. Das Werk verdient die weiteste Verbreitung. (Breslau.)

Moszeik, C.: Aus der Gedankenwelt einer Arbeiterfrau. Von ihr selbst erzählt. 117 S. Lichterfelde, Runge. Mk. 2,75.

Eine Arbeiterfrau erzählt ihrem Pfarrer von den Dingen, die in ihrer Seele leben: von ihren Gedanken über Gott, Welt, Menschentum und spricht über die einzelnen Lebensgebiete: Geld, Arbeit, Vergnügen, Liebe, Ehe u. a.

Sie ist eine nüchterne fleißige Frau und ihre Berichte sind kurz, ohne Gefühlsüberschwang, oft beinahe rauh. Aber echt. Und wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird einen Aufruf an sein soziales Gewissen heraus lesen, und fühlen, daß es furchtbar ist, wenn Tausende und Tausende von Menschen unter dem Drucke des Gedankens leben: Alles Schöne im Leben ist nur für die Reichen da! Bß.

Schlegel, Friedrich: Fragmente. (Erzieher zu deutscher Bildung, 2. Bd.) 180 S. Jena, Diederichs. Mk. 2,—.

Friedrich Schlegel ist der Typ des Romantikertums um 1800: reich, überreich an Ideen und Gefühlen und doch arm an Willenskraft, die Ideen und Gefühle zu gestalten. Er ist der Mann der Fragmente. Diese Auswahl bringt aus seinem Gedankenleben, auch aus seinem Gefühlsleben, eine Fülle von Lebensweisheit, Lebensschmerz und Witz. Bß.

Schleiermacher: Briefe. Auswahl von Rade. 394 S. Jena, Diederichs. Mk. 4,—.

Das Zeitalter der Romantik steht uns besonders nahe, und wir erkennen seltsame Zusammenhänge zwischen uns und den Leuten aus den romantischen Tagen. Schleiermachers Briefe führen uns mitten hinein in jene reiche Zeit und wir lernen nicht nur ihn von Brief zu Brief mehr kennen und lieben, sondern auch die feinfühligen und warmherzigen Menschen, die in seinem Leben eine große Rolle gespielt haben.

Das ist ein wunderschönes Buch, Druck und Papier sind gut, Einband — unbekannt. Bß.

d) Reisebeschreibungen.

Bibliothek denkwürdiger Reisen. Aus dem Lande der lebenden Buddhas. Bearb. von M. von Brandt. Hamburg, Gutenberg-Verlag. Brosch. Mk. 6,—.

Der Herausgeber von Brandt ist der bekannte frühere deutsche Gesandte in Peking. Das vorliegende Buch ist eine gute Übersetzung und Bearbeitung des englischen Werkes von Markham, der die Beschreibung der Reise Bogles 1774 und Mannings 1812 zuerst herausgegeben hat. Beide Reisen gehören noch heute zu dem Besten und Wertvollsten, was wir über Tibet besitzen. Bogle hat ebenso scharf gesehen wie gut berichtet. Manning ist zwar ein überspannter Sonderling, hat aber vieles gut beobachtet und richtig aufgefaßt. So haben auch diese denkwürdigen Reisebeschreibungen aus früherer Zeit ihren eigentümlichen Reiz. Sie berichten uns nicht nur über die Geschichte, Geographie und Kultur Tibets, sondern fesseln uns auch durch die Frische und Urwüchsigkeit ihrer Verfasser, die zugleich ihre Helden sind, und durch die Kraft, den Wagemut und die Tüchtigkeit, die sie zeigen. Die Ausstattung ist gut. Über den Einband scheint der Verlag kein Urteil zu bedürfen. (Darmstadt.)

Bibliothek denkwürdiger Reisen. Die Erschließung Japans. Bearb. von Wirth und Dirr. Ebda. Brosch. Mk. 6,—.

Admiral Perry besuchte 1853/54 mit einem Geschwader Japan, um freundliche Beziehungen zwischen diesem Land und den Vereinigten Staaten herzustellen. Den Bericht über seine Fahrt, über die diplomatischen Verhandlungen, über die geographischen und kulturellen Verhältnisse der geschauten Länder hat Perrys Freund Hawks redigiert. Die deutschen Bearbeiter haben den oft schwerfälligen Amtsstil flüssiger gestaltet und aus dem Inhalt entbehrliche und weniger interessante Stellen weggelassen, wodurch das Werk zu seinem Vorteil um ein Drittel verkürzt wurde. Bei der wachsenden Bedeutung Japans werden diese auf guten Beobachtungen ruhenden und in anziehender Form gegebenen Schilderungen auch bei der reiferen Jugend großes Interesse finden. Die Ausstattung ist gut. Aber warum legt der Verlag den Einband nicht vor? (Darmstadt.)

Boehm, Max von: Toledo. (Stätten der Kultur Bd. 24.) 184 S. 44 B. Leipzig, Klinckhardt u. Biermann. Mk. 4,—.

Die Einrichtung und Bearbeitung von Dr. Biermanns „Kulturstätten" ist eine wohlgelungene. Der Text stammt aus den Federn namhafter und bewährter Schriftsteller, welche bei Einreihung aller beachtenswerten Notizen und Angaben in die fortlaufende Schilderung doch jenen trockenen Ton vermieden haben, wie er in solchen Sammelwerken sich öfter findet. Das gilt besonders vom vorliegenden 24. Bändchen, in welchem Max v. Boehm die alte spanische Königsstadt Toledo in vielseitiger Beleuchtung und an der Hand zahlreicher guter Abbildungen dem Leser vor Augen führt. Auf eine übersichtliche Darstellung der historischen Entwicklung und aller Merkwürdigkeiten hat man besondere Rücksicht genommen. (Karlsruhe.)

Hille, Paul: Auf dem Wege vom Hohenzollern nach Rom. 138 S. Leipzig, Strauch. Mk. 3,—.

Geistreiche Reiseschilderungen und interessante Studien von Rom und den Päpsten Pius IX., Leo XIII., dem Marienkultus in Lourdes und Marseille, dem Pilatus, Jerusalem, den Beziehungen zwischen Ludwig XIV., Louvois und den Hugenotten, Calvin und Luther. Es fehlt an Einheit der Darstellung. Der Titel „Vom Hohenzollern nach Rom" ist nur ein loses Band. Die Erzählungen werden der evang. Sache gute Dienste leisten. (Bissersheim.)

Jensen, W.: Der Schwarzwald. 374 S. 10 Vollbilder und viele Holzschnitte im Text. Verlag von Amelang, Leipzig. 3. (Volks-)Ausgabe. 1910. Mk. 10.

Nicht einen der landläufigen Führer für Reisende haben wir in diesem Buche, vielmehr will es uns die Geschichte der Burgen und Klöster — und wie reich ist der Schwarzwald daran —, in die Geschichte der Städte und Dörfer einführen. Es ist keine trockene Aufzählung von Namen oder historiographischen und geographischen Daten, aber es ist auch kein Feuilleton, das etwa einiges aus der Phantasie Geschöpfte zur Er-

klärung des Bilderschmucks geben wollte, sondern es ist dem Verfasser gelungen das dem Leser zu bieten, was er in der Einleitung verspricht: „Vergangenes mit Heutigem, Topographisches und Landschaftliches mit Geschichtlichem und Sagenhaftem zu durchsetzen, um der Ermüdung des Lesers vorzubeugen.“ Ein trefflicher Geschenkband.
Sch.—.

Schillings, C. G.: Der Zauber des Eleleſcho. Leipzig, Voigtländer. Mk. 14,—.

Ein prächtiges Buch, ganz von dem Schema der für die Jugend geschriebenen Dutzendware, die auf dem Gebiete der Reisebeschreibungen wie eine Epidemie grassiert, abweichend. Man lese z. B. des Verfassers Ausführungen über die „Tragödie der Kultur“ und man muß sein Buch liebgewinnen. Dringend empfohlen.

Schillings, C. G.: Mit Blitzlicht und Büchse. Ebda. Mk. 14,—.

Der Gedanke, die Photographie auch in den Dienst der biologischen Forschung zu stellen, ist zwar nicht zuerst in diesem Buche ausgeführt, aber neu ist zweifellos die Idee, Blitzlichtaufnahmen in größerer Anzahl von Tieren der Wildnis zu publizieren. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß durch retoucheloſe Naturphotographien der Anschauungsunterricht in richtigere Bahnen gelenkt wird als durch Zeichnungen. Freilich hat man bei solchen Bildern nicht immer den gleichen ästhetischen Genuß, wie etwa bei den prächtigen Illustrationen eines Brehm. Der Text zu den Lichtbildern ist frisch und packend geschrieben. Ich empfehle dieses Buch warm. (H.—.)

Kleine Ausgabe der beiden Werke in einem Bande: Mit Büchse und Blitzlicht im Zauber des Eleleſcho. Ebda. Mk. 6,50.

Es war ein vortrefflicher Gedanke des Verlages, die beiden teuren Werke in einen billigen Band zu verschmelzen und so ein schön illustriertes, gediegenes Geschenkbuch herzustellen, das auf diese Weise weiten Kreisen zugänglich werden kann.
Bß.

e) Literatur und Kunst.

Berger, A. E.: Ein Schillerdenkmal. 99 S. Berlin, E. Hofmann. Mk. 1,60

Berger, der bereits als Lutherforscher einen Namen hat, bietet hier drei vorzügliche, auf gründlichem Studium basierende Schillervorträge. „Unsere Stellung zu Schiller“, „Schillers Beruf“ und „Schiller und das Christentum“. Alle sind wissenschaftlich hochstehend und von abgeklärter Objektivität. Das 3. Thema verrät gegenüber der Sell'schen Darstellung große Selbständigkeit, verleugnet freilich in der Beurteilung auch nicht die theologisch liberale Stellung des Verfassers. Es eignet sich nur für ein gebildetes, literarisch interessiertes Publikum. Der Preis ist sehr maßvoll.
(Rosenberg i. B.)

Bernhart, Joseph: Ars sacra. Blätter heiliger Kunst. III. Serie. Der Rosenkranz. 15 Kunstblätter. Kempten, Kösel. Mk. 3,—.

Diese Serie bringt Bilder aus dem Leben der Maria und aus dem Leiden und Sterben Jesu. Der Herausgeber, Pater Bernhart, hat die Bilder unter den Gesichtspunkten zusammengestellt: Was ist es ums Glauben? Wozu leiden? Woher kommt das wahre ewige Leben? Die Serie bringt Bilder alter und neuer Meister, von Giotto bis Steinle. Der Druck ist vorzüglich, der Text unabhängig von den Bildern abgedruckt. Das Ganze atmet eine tiefe Frömmigkeit, und auch evangelische Leser sollten sich — ohne dogmatische Bedenken — in den Geist dieser Sammlung hineinvertiefen. Bß.

Burnand- u. Gebhardt-Album. Je 20 S. Verlag für Volkskunst, Stuttg. Je Mk. 1,50, geb. je Mk. 2,—.

Beide prächtigen Hefte sollen den Anfang zu einer „Kunstbibliothek fürs deutsche Haus“ bilden. Von Eugen Burnand, welcher durch seine herrlichen biblischen Gleichnisbilder sich aller Herzen im Sturm erobert hat und von Eduard von Gebhardt, dem Übertrager biblischer Geschichten in die Bürger- und Bauernwelt der Reformationszeit, werden hier 24 bezw. 20 ihrer besten Werke in feinen Reproduktionen und mit erläuterndem Text von D. David Koch dargeboten. — Ganz besonders auch zu Konfirmationsgaben geeignet. (Karlsruhe.)

Dammann, W. H.: Die deutsche Dorfkirche. 84 S. Ill. Stuttgart, Strecker u. Schröder. Mk. 1,60.

Das Büchlein gehört der Serie „Kunst und Kultur" (Hersg. von W. v. Oettingen) an und bringt beherzigenswerte Ausführungen über das Wesen der Dorfkunst und über den Begriff der Dorfkirche, ihre Schönheit und Notwendigkeit als solche. Besonders eindringlich sind die Kapitel: „Die Dorfkirche als Symbol der Geisteskultur" und „Gewachsene Kirchen und hingestellte". Für ländliche Pfarrbibliotheken besonders empfohlen. Die Bilder sind schön. Bh.

Leibl, Wilhelm: Aus seinem Lebenswerk. Eine Kunstgabe. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin. 36 Seiten. Mainz, Joseph Scholz. Mk. 1,—.

Millet, Jean François. Eine Kunstgabe. Herausg. von der freien Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin. 36 S. Mainz, Joseph Scholz. Mk. 1,—.

Diese beiden Kunstgaben können von der Jugend und der Familie nicht dankbar genug entgegengenommen werden. Die schönsten Gemälde dieser bedeutenden Künstler sind hier auf vorzüglichem Papier wiedergegeben. Der Preis ist äußerst gering. Jedes Heft kostet nur 1 Mark. (Düsseldorf.)

Mielke, H.: Geschichte des deutschen Romans. 147 S. 2. Aufl. Leipzig, Göschen 1909. Mk. —,80.

Verf. gibt zunächst eine gute Begriffsbestimmung über Wesen und Eigenart des Romans. Der Roman schildert das gesellschaftliche Leben und die in diesem wirksamen Mächte der Sitte, der Liebe und der jeweils herrschenden sozialen und ethischen Anschauungen. Die Geschichte des Romans zeigt, wie je eins dieser Gebiete in der Romandichtung die Vorherrschaft gewinnt, und wie dies durch den Gang der Welt- und Kulturgeschichte bedingt ist. Daher ist der Roman und seine Geschichte ein Spiegel der kulturgeschichtlichen Entwickelung, nicht so sehr in der Wahl seiner Stoffe, als in der Art ihrer Behandlung. Mit dem kulturellen Fortschritt der gesellschaftlichen Zustände erweitert sich das Stoffgebiet und verfeinert sich die Psychologie und die Technik des Romans. Die geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Zusammenhänge werden vom Verf. in geistvoller Weise herausgestellt, die hervorragenden Richtungen, Dichter und Werke auf dem unermeßlichen Meer der Romanliteratur gut charakterisiert. Die Urteile sind objektiv, die Kritik mild. Über die Anordnung und Einreihung kann man zuweilen anderer Meinung sein, aber das Verfahren des Verfassers ist immer motiviert. Die Darstellung ist bis auf die Gegenwart fortgeführt und berücksichtigt auch das benachbarte Gebiet der Novelle. Der Stil ist klar und edel. (Darmstadt).

Sahr, J.: Das deutsche Volkslied. 2 Bde. 135 u. 108 S. Leipzig, Göschen. Je Mk. —,80.

Ein schönes Werk über einen schönen Stoff. Nach einer erschöpfenden Einleitung über das Wesen des Volksliedes werden uns, an einer Auswahl von 82 der schönsten Lieder, Art und Geschichte des Volksgesangs dargestellt und erklärt. Den Texten sind Melodien beigegeben. Möchten die geiden Bändchen dazu beitragen, das Interesse für unsere Volkslieder, diese kostbaren Schätze deutschen Volkstums und deutscher Kunst, mit ihren echt deutschen Melodien immer mehr in unsre Familie hineinzutragen. Die Ausstattung ist von der bekannten Güte der Sammlung Göschen. (Darmstadt.)

Schäuffelin, H.: Leben, Sterben und Auferstehung unseres Heilandes (in den Worten des Evangeliums mit 17 Holzschnitten von Hans Schäuffelin). Leipzig, Voigtländer. Mk. —,80.

Das ist eine ganz vortreffliche kleine Konfirmationsgabe! Die herrlichen alten Bilder begleiten den Text des Evangeliums, der in Lettern und Ton dem Bildschmuck angepaßt ist — man glaubt ein mittelalterliches Werkchen vor sich zu haben so fromm und schlicht mutet das Büchlein an.

Es gehört der Sammlung „Neue Buchkunst" an, die in Voigtländers Verlag erschienen ist, und kostet nur 80 Pfennig. Wir können es warm empfehlen. Bh.

f) Ethisches und Bücher zur Selbsterziehung.

Arndt, E. M.: Deutsche Art. 170 S. Düsseldorf. K. R. Langewiesche. Mk. 1,80.

Große Männer unsrem Volke in „lebenden Worten" aus ihren Werken zugänglich zu machen, ist ein glücklicher Gedanke E. M. Arndts Aussprüche in „Deutsche Art", von G. Schilling zusammengestellt, können allen Volksbüchereien aufs Wärmste empfohlen werden. (Breslau).

Leixner, O. v.: Aus dem Leben für das Leben. 211 S. Berlin, A. Schall. Brosch. Mk. 2,—.

Auch in dem vorliegenden Buch zeigt sich der feine Geist und der bescheidene, freundliche, edle Charakter Leixners, der den Mut hatte, seinen Namen herzugeben zum Kampf gegen Schmutz und Schund. Die vorliegende Sammlung enthält 661 kürzere und längere Aussprüche über alle Gebiete des Lebens, über Familie und Staat, Kunst und Literatur, Vaterland und Religion, Erziehung und Charakter, wie wir es von Leixner nicht anders gewohnt sind: geistreich, treffend, lehrhaft, mit köstlichem Humor und rein von Fremdworten. Sein Kampf richtet sich gegen Nietzsche, Feminismus, Naturalismus, Sozialdemokratie, Modemeinungen, Fanatismus und Selbstsucht; er tritt ein für Reinheit, Deutschtum und Idealismus. Eine Schatzkammer solch köstlicher Lebensweisheit kann nur auf christlichem Boden erbaut sein, und diese Tatsache berührt um so wohltuender, je weniger der Verfasser die Wurzeln seiner Kraft in unkeuscher Weise bloßlegt. Ein so gutes Buch verdient einen entsprechenden Einband. Ob er ihm zu teil geworden ist? (Darmstadt.)

Lemp, Eleonore: Schillers Welt- und Lebensanschauung. 300 S. 1 Bild. Frankfurt a. M., Diesterweg. Kart. Mk. 1,50.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß man heute so zahlreiche Breviere und Spruchsammlungen aus den Werken, Briefen, Gesprächen von großen Persönlichkeiten anfertigt. Das ist eigentlich ein Übel, weil es das zusammenhanglose, aphoristische Getriebe unseres Geistes- und Innenlebens unterstützt. Aber doch ein notwendiges Übel, wie Kurzschrift und Schnellzug. Wie soll ein arbeitender Durchschnittsmensch hereinwachsen in die Überfülle des für ihn geistig Erreichbaren? Wie soll er — wenn sein Arbeitsfeld nicht gerade das der geistigen Produktion ist — teilnehmen an all dem, was von Jahrhundert zu Jahrhundert, und von Tag zu Tag geboren wurde? Also was bleibt ihm anderes übrig, als zu solchen Extrakten, wie sie die „Breviere" unserer Tage bieten, zu greifen?

Erfreulich ist es dann, wenn eine solche Sammlung so viel gut verarbeitetes und gut gegliedertes Material bringt, wie das vorliegende Buch. Der Laie, der Schiller noch nicht kennt, — und wie wenig ist Schiller immer noch gekannt — hat hier wirklich die Möglichkeit, ihn in seiner ganzen Vielgestaltigkeit und doch Einheitlichkeit als Dichter, Denker, Philosoph, Geschichtsschreiber, aber auch als Menschen, Vater, Gatten, Bruder, Sohn und Freund kennen zu lernen. — Die billige, äußerlich allerdings sehr bescheidene Volksausgabe kostet kartoniert nur 1,50 Mark. Bz.

Maeterlinck, M.: Von der inneren Schönheit. 204 S. Düsseldorf, C. R. Langewiesche. Kart. Mk. 1,80.

Maeterlincks Kunst hat zwei Seelen. Die eine lebt in seinen Dichtungen, die andere in seinen Betrachtungen. Ich will hier nur über die zweite Seele reden. Diese Seele ist eine feine stille Beobachterin des äußeren und inneren Lebens, eine Trösterin und Freundin für dunkle Stunden im Leben. Das Buch von der inneren Schönheit wendet sich an solche Menschen, die über vielem Grübeln, Zerlegen und Sezieren ihres inwendigen Menschen die einfachen geraden Richtlinien ihres Seelenlebens verloren haben. Ich glaube nicht, daß solche Menschen dieses Buch ohne Dankbarkeit und innere Kräftigung aus der Hand legen werden, und damit ist wohl genug gesagt. Das Buch erschien in der Sammlung der „Blauen Bücher" im Verlage von C. R. Langewiesche-Düsseldorf in der bekannten schönen Ausstattung zum Preise von Mk. 1,80. Bz.

Scheffer, Th.: Im Wanderschritt des Lebens. 317 S. Leipzig, Voigtländer. Mk. 5,—.

Dieses ist eine Sammlung von Gedichten, Sprüchen, Aussprüchen und Briefen großer Männer usw. und, um es gleich zu sagen — eine vortreffliche Sammlung! Sie soll

uns „im Wanderschritt des Lebens" von der Kindheit bis zum Tode, und in allen Augenblicken unseres Lebens begleiten — von den Stunden der Andacht bis in die Stunden der Freude und der großen Schmerzen. Und welch köstliche Lebensweisheit finden wir hier — wenn auch nur bruchstückweise — aber doch durch ein inneres Band zu einem Ganzen abgeschlossen, welch eine Fundgrube reinen und starken deutschen Geistes — weltenfern von hastigen und unvornehmem Wesen des Tagesgetriebes: ein gehaltvolles und künstlerisch hochstehendes Buch für Ruhestunden! Bß.

g. **Populär-wissenschaftliche Bücher und Verwandtes.**

Hillgers illustrierte Volksbücher. I. Bücher des Wissens. Je 80—100 S. Berlin, Hillger. Je Mk. —,50.

Aus der Sammlung „Hillgers illustrierte Volksbücher" liegen eine Anzahl Bändchen vor, die verschiedene Gebiete des menschlichen Wissens umfassen. Jedes Heftchen enthält auf etwa 80—100 Seiten in volkstümlicher Darstellung meist mit Illustrationen versehen, eine Einführung in die wichtigsten Gebiete menschlicher Erkenntnis. Die einzelnen Bändchen sind in der Reihenfolge ihres Erscheinens nicht aneinander gebunden, vielmehr ist besonderer Wert darauf gelegt, daß jedes Heft ein in sich abgeschlossenes Ganze bildet und zwar so, daß besondere Fachkenntnisse zum Verständnis nicht nötig sind. Es liegt auf der Hand, daß bei der Kürze des zur Verfügung stehenden Raumes manches nur flüchtig gestreift wird. Anderes wiederholt sich in den verschiedenen Heften. Aber viele der Bändchen bieten eine kurze treffliche Anleitung zur ersten Einführung in den betreffenden Gegenstand und zur weiteren Vertiefung ist meist auf weitere wissenschaftliche Werke verwiesen. Da der Preis des Heftchens auf 50 Pfennig festgesetzt ist, wird es wenig Mittel geben, die zu so billigem Preis eine so gute Handhabe zur Erweiterung des eigenen Wissenskreises bieten, wie diese Volsbücher. (Karlsruhe).

Dr. M. W. Meyer, Der Mond. 98 Seiten. Mit Abbildungen. Stuttgart, Franckh. Mk. 1,80.

Dr. M. W. Meyer, Erdbeben und Vulkane. 109 Seiten. Viele Abbildungen Stuttgart. Franckh. Mk. 2,—.

Wissenschaftliche Volksbücher müssen anders bearbeitet werden als die Kosmoshefte, die zur Beurteilung der einzelnen „Theorien" wissenschaftliche Kenntnisse voraussetzen, die die Allgemeinheit nicht besitzt. Das Urteil gilt von der Mehrzahl der Kosmoshefte. (Altenburg).

Obst: Grundzüge der Nationalökonomie. 304 S. Leipzig, Poeschel. Mk. 4,80.

Das Buch ist für jeden, welcher die heutigen Wirtschaftsfragen mit Interesse verfolgt, ein nützliches Lehrbuch, weil es klar und übersichtlich alle diese Fragen darlegt, wenn auch immer nur sehr kurz und knapp. Die Sprache ist einfach und leicht faßlich. Schwierige Fragen, wie Währung und Terminhandel, werden durch Beibringung von Tatsachen und durch Beispiele erläutert. Vielfach sind geschichtliche Abschnitte über wichtige Punkte z. B. über den Sozialismus, angefügt. Ein parteipolitischer Standpunkt tritt nirgends störend hervor. Meist sind Ansicht und Gegenansicht, Vorteil und Nachteil dargelegt. Es ist im ganzen ein unterhaltendes Lehrbuch, das mit Nutzen und bisweilen mit Genuß zu lesen ist. — Anhang, enthaltend die Geschichte der Nationalökonomie, ein kurzer Abriß in sehr gedrängter Darstellung. Die Kritik, die der Verfasser an den einzelnen Nationalökonomen übt, ist äußerst zurückhaltend. Die christlich-soziale Bewegung wird auf noch nicht einer Seite abgetan, — alles in allem ist die Scheu in der Kritik, wohl aus geschäftlichen Rücksichten hervorgegangen, ein großer Mangel. Aus diesem Grunde ist das Buch nur für Erwachsene gebildeter Stände geeignet. (Breslau.)

Schäfer, D.: Kolonialgeschichte. 152 S. Leipzig, Göschen. Mk. —,80.

Eine volkstümliche Belehrung über einen volkstümlichen Stoff. Ein wichtiges Verständnis der deutschen Kolonisation wird erst durch das Studium der Kolonialgeschichte ermöglicht. Erst dann betrachtet man die Kolonien nicht vom Nützlichkeits-,

sondern vom sittlichen Standpunkt. Kolonisation ist Pflicht eines Kulturvolks gegen die Menschheit. Das vorliegende Werk ist klar, übersichtlich und interessant geschrieben, erfordert aber wegen der zahlreichen Fremdwörter und des stellenweise abstrakten Stils reifere Leser. (Darmstadt).

Schulze, C.: Weltanschauung und Wirtschaftsleben. 104 S. Hamburg, Gutenberg-Verlag. Mk. 2,—.

Das Büchlein hat mich durch seinen Gedankengehalt und seine edle Darstellung von Anfang bis zu Ende gefesselt. Es gibt ein großzügiges Bild der geistigen und wirtschaftlichen Entwicklung des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart hinein, mit einem von sittlichem Geiste und edlem Gemeinsinne getragenen Ausblick in die Zukunft unseres Volkes und der Menschheit. Nur schade, daß die beste Kraft der sittlichen Erneuerung — das Christentum und eine lebendige, von ihm erfüllte und tätige Kirche, die christlich-soziale und konservative Arbeit an unsrer Volksseele nicht gewürdigt wird. Für eine Volksschrift halte ich außerdem den Standpunkt und die geistige Bildung, die das Büchlein voraussetzte, für zu hoch. Gebildeten Lesern, auch denkenden Christen, die sich mit dem öffentlichen Leben der Gegenwart befassen, wird es wertvolle Anregung bieten. (Breslau).

Seidel, H.: Naturbilder. 176 S. Leipzig, Elischer. Mk. 3,50.

Seidel, der verstorbene humorvolle Verfasser „Leberechts Hühnchens" ist zugleich ein verständnisvoller feinsinniger Naturkenner und Vogelfreund. So hat er denn alle bei uns heimischen Vogelarten in der Natur belauscht und nach dem Leben beschrieben. Und das alles in solch warmen Tönen, daß jeder Leser mit erfreut wird. Das Buch ist jung wie alt, besonders aber den naturkundigen Städtern bestens zu empfehlen. (Rosenberg in Baden).

Wissenschaftliche Volksbücher für Schule und Haus. Herausgegeben von Fritz Gansberg. Hamburg, Janssen. Jedes Bändchen Mk. 1,50.

Hervorragende wissenschaftliche Werke, vornehmlich aus dem Gebiet der Geschichte und Erdbeschreibung, sind hier zu guten Monographien abgerundet. Durch Anschaulichkeit und Lebendigkeit für Volk und Jugend geeignet. Ausstattung gut, Druck vorzüglich.

1. Zimmermann, W.: Der große Bauernkrieg. Illustr. 125 S.

Münzer und die Bestrebungen der Bauern sind idealisiert. Die Darstellung ist anschaulich, der Stil klingt an den treuherzigen Ton der Chroniken an. —

2. Hedin, Sven v.: Durch Asiens Wüsten. 112 S. 8°. Mit 8 Bildern.

Ich habe lange nichts mit solcher Spannung gelesen, wie diese lebensgefährliche Wüstenwanderung und wunderbare Rettung Hedins. — Und dazu diese anschauliche lebendige und herzliche Sprache, als redete ein guter Freund mit uns. Die gut gewählten Auszüge machen Lust, zu dem Original zu greifen, welches bei Brockhaus erschienen ist, aber leider 18 Mark kostet. —

3. Maltzan, H. v.: Meine Wallfahrt nach Mekka. 154 S. 8 Bilder.

Was ein Europäer, als Muhammedaner verkleidet, auf einer Wallfahrt im Orient erleben muß, ist anschaulich und humorvoll geschildert.

4. Gerlach, A.: Die Anfänge der Luftschiffahrt. 112 S. 8 Bilder.

Unter den zahlreichen Büchern über Luftschiffahrt zeichnet sich das vorliegende dadurch aus, daß es Berichte der Zeitgenossen enthält über die Versuche und Fahrten der Brüder Montgolfier, von Charles und Blanchard. Es sind keine langweiligen Betrachtungen, Berechnungen und Beschreibungen, sondern anschauliche Schilderungen der Beobachtungen und lebendigen Eindrücke, die die Erfinder und Zuschauer damals gemacht und gehabt haben. Statt „entzündbare Luft" sollte es deutlicher heißen: „Wasserstoff". (Darmstadt.)

Im Auftrage der Deutschen Zentralstelle verantwortl. Schriftleiter: Geh. Rat Prof. D. R. Seeberg, Berlin.
Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68.

Verzeichnis empfehlenswerter Jugendschriften

Herausgegeben, in Verbindung mit dem Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken, Berlin SW 68, von der Deutschen Zentralstelle zur Förderung der Volks- und Jugendlektüre, Dahlem-Berlin, Post Gr.-Lichterfelde-West, Altensteinstrasse 51 :: :: :: :: ::

Weihnachten 1911.

Vorbemerkung: Je ein * bezeichnet die Bücher als geeignet auch für je eine höhere Altersstufe. Für vorgeschrittenere Kinder wähle man daher die mit einem * bezeichneten Die Preise der Bücher verstehen sich, wo nicht anders bemerkt, für das gebundene Exemplar. Br. = broschiert, K. = kartoniert, F. B. = Farbige Bilder. Büchertitel, die zum ersten Mal im Verzeichnis aufgeführt werden, sind **fett** gedruckt.

1. Für das erste Jugendalter.

(Zum Vorlesen und Besehen.)

Aus Wald und Heide. F. B. von W. Caspari. Dietrich. K. .... 3,—

Averdieck, E.: Karl und Marie. Kittler 2,70

— Roland und Elisabeth. Ebenda .... 3,—

Lottchen und ihre Kinder. Ebda. 3,60

Beskow, E.: Hänschen im Blaubeerenwald. F. B. Löwe 1,20 u. 2,50

In sinniger, naiver Naturauffassung, fein und fröhlich.

— Blondchen in Blüten. F. B. Dietrich. K. .... 3,—

— Hänschens Skifahrt. F. B. Ebda. K. .... 3,—

Bilderbuch, Das deutsche. F. B. Scholz. K. je .... 1,—

1. Dornröschen (Professor J. Diez),
2. Marienkind (H. Lefler u. J. Urban),
3. Aschenputtel (Prof. A. Münzer),
4. Rotkäppchen (A. Schmidhammer),
5. Hänsel und Gretel (F. Jüttner),
6. Schneewittchen (F. Jüttner),
7. Frau Holle (F. Kunz),
8. Froschkönig (Prof. E. Liebermann),
9. Hans im Glück (Hans Schroedter),
10. Der Wolf und die sieben Geißlein (E. Oßwald),
11. Brüderchen und Schwesterchen (F. Müller-Münster),
12. **Schneeweißchen und Rosenrot** (L. Bauernfeind).

** Blüthgen, V.: Im Kinderparadiese. Kinderlieder u. Reime. Ill. v. Pletsch. Perthes 2,50

Nicht zum wenigsten diese reizenden Kinderlieder haben den Verfasser zum Liebling des deutschen Hauses gemacht.

* Boelitz: Schöne alte Kinderlieder. F. B. v. Jöhnssen. Nister. K. 2,50

Brendel, C.: Großstadtbilderbuch. F. B. Hilfe 2,50

Ein treffliches Weihnachtsgeschenk für „kleine Menschen in der großen Stadt".

* Busch, W.: Hans Huckebein, der Unglücksrabe. D. Verlagsanst. K. .... 3,—

Ein Buch, dessen naiver Humor sich dem Kinde unvergeßlich einprägt.

Caspari: Kinderhumor für Auge und Ohr. F. B. Hahn. K. .. 2,80

— **Auswahl daraus.** Ebda. ... 1,20

— **Frühling, Frühling überall!** F. B. Zu Kinderliedern v. Güll. Ebda. 2,80

— Kinderland, du Zauberland. F. B. Kinderlieder. Ebda. K. 3,—

— **König ist unser Kind.** F. B. Ebda. K. .... 2,50, Unzerr. 2,80

Voller Frohsinn, Anmut und Farbenpracht.

Eio popeio. Liebe Kinderreime. F. B. v. A. Schmidhammer. Scholz 3,—

Es war einmal. Bilderbuch. Ill. v. Richter, Pletsch u. a. Dürr. K. 2,—
Alles in kindlichem Tone einfach und natürlich gehalten.

Ferdinands, C.: Ri-ra-rutsch. Kinderlieder. F. B. v. H. v. Volkmann. Behr. K. 1,50

** — Bruder Lustig. F. B. v. H. v. Volkmann. Schaffstein. K. 3,—

— Die Himmelfahrt des Heinz Sausebraus. Ill. v. A. Schmidhammer. Scholz .... 1,—

— **Graf Allotria.** Lust. Autogesch. in Versen. Hahn. 2,20

Fischer, E.: Fünfzig Fabeln für Kinder. Schriftenvertriebsanst. 50 F. B. 1,50

Flinzer, F. u. Blüthgen, V.: Eine Tierschule. Lindner, K. 5,—

Fröbel: Mutter- u. Koselieder. Jäger 4,—

Fröhlicher Reigen. F. B. v. H. Schroedter. Scholz .... —,50

Für mein Kind. F. B. Löwe. K. .... 1,20 u.— 2,
Zur Besprechung mit Kindern von 2–4 Jahren.

Grimm, Brüder: Brüderchen und Schwesterchen. 12 B. v. O. Speckter. Janssen. K. .. 1,—
Feine liebe Bilder, sehr billig.

— **Märchen-Bilderbuch.** Bertelsmann 1,50

Groth, K.: Vaer de Goern. Kinderreime. Holzschn. n. L. Richter. Wigand 2,50

— daraus: 12 Kinderreime. Musik v. Bronsart. Ebda. K. 1,50
Dichter und Künstler schufen ein klassisches Werk.

Güll, Fr.: Frohe Lieder. F. B. v. Hohneck. Scholz. K. .... 1,—

— Kinderheimat in Liedern. Bertelsmann. 3 Bde. K. je .. 1,50
1. Kinderheimat in Liedern und Bildern.
2. Scherz und Ernst für Jung und Alt.
3. Für unsere Kleinen. Lieder, Sprüche, Rätsel.

— Auswahl daraus. Ebda. —,70

— **Kinderlust.** Ill. v. Mauder. Schreiber —,80

Hansen, S.: Großstadtbilderbuch. Voigtländer .... K. 2,50, Unzerr. 3,60

Henniger, K.: Alte liebe Lieder. F. B. m. Klavierbegl. Jugendblätter . 3,80
Das Buch bringt ins Haus, was es verspricht: Sonnenschein.

Hey und Richter: Bilder und Reime für Kinder. Gundert. K. 1,20
Ein wertvolles Hilfsbuch für die Mutterschule.

Hey, W. u. Speckter, O.: Fabeln für Kinder. Perthes. 2 Bde. K. .... je —,50 u. je 3,—

— **Fabelbuch** Janßen. 2 Bde. mit je 50 Fabeln. je .... —,60

— **Fabelbuch.** Loewe 1,50

Hoffmann, H.: Der gestiefelte Kater. Nister .... 2,—

Hoffmann, Heinr.: Struwwelpeter. Lit. Anstalt .... K. 1,80 Unzerr. 3,—

— Im Himmel und auf der Erde. Ebda. K. 2,10

— König Nußknacker und der arme Reinhold. Ebda. K. 2,— Unzerr. .... 3,—
Altmodisch, aber durch und durch liebenswürdig und kindlich.

** **Hoffmann von Fallersleben: Die Herzen auf!** Ged. Ill. v. Bauernfeind. Scholz. K. .... 1,—

Holst, A.: Allerliebster Plunder. F. B. v. P. Hey. Nister 3,50

* — Die blaue Kutsche. Märchen. Ill. v. Liebenwein. Ebda. K. 3,—

— **Heiteres Spiel.** F. B. v. Schmidhammer. Scholz. Unzerr. ... —,50

Humperdinck: Sang und Klang fürs Kinderherz. F. B. v. P. Hey. Neufeld und Henius .... 4,—
Ein prächtiges Buch; liebe alte Kinderliederlieder mit leichter Begleitung und entzückenden Bildern.

Jugendklang. Kinderlieder. Ill. von Mauder. Schreiber. K. 1,50

** Kreidolf: Alte Kinderreime. F. B. Schaffstein 5,—

Kühn, M.: Macht auf das Tor! 500 alte deutsche Kinderlieder m. 110 Melodien. Karl Robert Langewiesche. K. 1,80
Für die Hand der Mütter, dann aber ein Lebensbüchlein.

Lechler, C.: Goldene Reime f. d. Kinderstube. Löwe 1,50 u. 3,—
Ein reizendes Kinderbuch für Mütter und Kindergärtnerinnen.

— **Im Sonnenglanz bei Spiel und Tanz.** Stroefer. K. 2,50

Lehnhoff-Mauder: Schöne alte Singspiele. F. B. Jugendblätter 1,80

Liliencron, A. v.: Inkas. Auf Märchenfahrt nach Afrika. Schriftenvertr. 1,—
Hübsche Reime mit Silhouetten.

Lohmeyer, J. u. Flinzer, F.: Der Tierstrumwelpeter. Lindner K. 4,50
Unveraltet. Das Bilderbuch ein fröhlicher Erzieher.

* Löwenstein, R.: Kindergarten. Mecklenburg .... 3,—
Ein bewährter Schatz für Mütter und Kindergärtnerinnen.

*** **Merck, F.: Unser Liederbuch.** F. B. v. L. v. Zumbusch. Tonsatz v. Volbach. Schotts S. 2 Bde. je 5,—
Trotz des hohen Preises aufs wärmste zu empfehlen, da das schöne Werk sich zu einem köstlichen Begleiter durchs Leben eignet.

Olfers, M.: Naseweis und Dämelchen. Weise ...... 3,—
— **Jungfer Balsaminens Wundergarten.** Ebda. .... 3,—

Olfers, S. v.: Etwas von den Wurzelkindern. Schreiber 2,50
— **Was Marilenchen erlebte.** Ebda. K. 2,80
— **Das Märchen von den Sandmännlein.** Ebda. 2,40
Ganz reizende, liebliche Bücher, besonders für kleine Mädchen.

Osswald: Mein Tierbilderbuch. Verse v. A. Holst. Scholz. K. Unzerr. .. 3,—
Große, gutgezeichnete Tiere in kräftigen Farben

Pletsch, O.: Pletsch-Bilderbuch. Löwe .... 3,—
So recht ein Buch für die Kleinen. Jedes Bild atmet Leben.

[u. anderes. Ebda.]
— Daheim. Dürr .... 2,—
[u. anderes. Ebda.]
— **Blatt für Blatt.** Verse v. C. Lechler. Schreiber 1,50
Neben Richter verdient Pletsch ein Liebling deutscher Jugend zu bleiben.

Ranke: Scherz und Ernst in Wort u. Bild. Rauhes Haus .... 3,—
Ein reichhaltiges Hilfsbuch für Mütter und Erzieherinnen für die geistige Pflege der Kinder.

*** Reinick, Robert: Märchen-, Lieder- u. Geschichtenbuch. Ill. Velhagen u. Klasing. K. 5,—
— Gedichte, Erzählungen u. Märchen. Bilder v. L. Richter u. s. Schule. Köhler. 2 Bde. K. je —,90
— **Wie ist doch die Erde so schön!** Ill. v. Schroedter. Scholz. K. .. 1,—

Richter u. Sturm, J.: Kinderleben. Riehm. 2 Bde. K. je 2,—

*** Schanz, F.: Komm mit. Ein schwarz-fröhliches Bilderbuch. Ill. v. Mauder. Levy u. Müller. K. 2,50
Die Schattenbilder zeigen eine meisterhafte Tierbeobachtung.

*** Schnorr v. Carolsfeld: Die Bibel in Bildern. 178 Holzschn. Herrmann 4,50
— a) Andere. **Hundert Bilder-Testament.** Hirsch .... —,60

Schulz, W.: Der Prutzelkopf. F. B. m. Versen. Langen. K. 3,—

Schur: Hier und da und dort in Bild und Wort. F. B. Loewe 1,80 u. 2,80

Tiergedichte für die Kleinen. Jugendbl. K. .... —,25

Walter, R.: Wir wollen ins Himmelschlößlein fahren. Kindergedichte. Ill. v. Hermann. Janssen .... 4,—
Kindlich und schön.

Weichberger, S.: Kling-Klang. Alte liebe Reime f. Mutter und Kind. F. B. Loewe. 2,— u. 3,—
Die Farbentöne sind kindlich von zarter Schönheit.

Weißt du wieviel Sternlein stehen? F. B. von A. von Lewinski. Schreiber .... 2,—
Trifft den rechten Märchenton, ist kindlich und schön.

Wette, A. u. Humperdinck, E.: Deutsches Kinderliederbuch. Perthes .... 4,—

Wildermuth: Brüderchen u. Schwesterchen. Bethel .. —,15

Wolgast, H.: Schöne alte Kinderreime. Jugendbl. K. .... —,60
— F. B. von Mauder. Ebda. K. . 1,20

2. Für kleinere Kinder.

(vom 7. Jahre an.)

Der getreue Eckart. Ill. Schaffstein .... 2,—.

Freihofer, J. G.: Kinderbuch Holland u. Josenhaus 1,50

Gartenlaube-Bilderbuch. Union .... 3,—
Vorzüglich ausgestattet und preiswert.

Göbelbecker, L. F.: Durch die Welt voller Wonne und Jugendlust. Hirsch. K.... 5,—

Kinderfreund, Deutscher. (Rinds.) Ersch. monatl. Im Jahr 2,60 geb. 4,—

Moser u. Kollbrunner: Jugendland. Künzli. 3 Bde. je ... 3,—
Besonders für süddeutsche Landschaften.

Äsop: Fabeln. Bearb. v. Votteler. Loewe 1,20
— **Dasselbe.** Bearb. v. Binder. Stroefer —,60

Andersen, H., Chr.: a) Ausgewählte Märchen. Bilder v. Speckter Mecklenburg. .... 1,—
— b) Dasselbe. Bilder v. Richter, Pletsch u. a. Abel u. Müller. K. 2,—

— c) Dasselbe. Ill. v. Grill. Lehrerhausv. 2 Bde. I. —,85, II. 1,70

— d) **Märchen. Silhouetten v. J. Beckmann. Schillerbuchhandlung. Gr. Ausg. 4,—, kl. Ausg. ...... 2,—
Eine entzückende Ausgabe, anmutig und feinsinnig.

**Arntzen, J. Mit Moritz von Schwind ins Märchenland. Kösel .... 3,—
Eines der wertvollsten und schönsten Kinderbücher.

**Bechstein, L.: Märchenbuch für Kinder. Bilder v. Richter Wigand. K. 1,20, Prachtausg. 6,—
Ein altbewährtes Lieblingsbuch der Jugend.

Dieffenbach: Das goldene Märchenbuch. Ill. v. Gehrts, Heinsius. K. .... 4,—
Eine prächtige Sammlung.

Gleitsmann, M.: Lustige Pilzfamilien. Dietrich 3,50
In köstlichen Bildern und Versen wird die Naturgesch. der Pilze unvergeßlich eingeprägt.

*Grimm, Gebr.:
a) Die schönsten Märchen, Schillerbuchhandlung .... 2,—
b) **Kinder- und Hausmärchen.** Jugendblätter 1,50
c) Dasselbe. F. B. v. Meyerheim. Bertelsmann. K..... 1,—, geb. 1,50
d) Dasselbe. F. B. Gerlach. 4 Bändchen. K. je 1,50
e) **Ins Zauberland.** Löwe .. 3,—
Vorzüglich ausgestattet.
f) Märchen. Lehrerhausverein 2,20
Hübscher Bilderschmuck und guter Druck.
g) **Märchen (in Auswahl).** Ill. v. Th. Hermann. Janssen. 3 Bde. K. je .... —,40

Hauff, W.: Märchen. Ausw. Loewe 1,20 u. 2,50

*— Ausgew. Märchen. Ill. v. Fahringer. Gerlach .... 6,—

Köhler, M.: Perlguckelchen und Weißmäuschen. Tiermärchen. 21 F. B. Schriftenvertr. 2,—

Krausbauer, Th.: Aus meiner Mutter Märchenschatz. Schillerbuchh. 1,50. Ill. Ausg. K. .. 3,—
Köstlich erzählt, den Samml. Grimms und Bechsteins ebenbürtig.

Kreidolf, E.: Die schlafenden Bäume. F. B. Schaffstein 2,—

— Die Wiesenzwerge. F. B. K. .... 3,—

— Blumenmärchen. F. B. Ebda. K. .... 2,— u. 5,—

— Sommervögel. Ebda. .. 6,—

***Lechler, C.: Der Tiere Klugheit und Gemüt.** Bertelsmann .... 2,—

Möller, M.: Schnurrkater. Ill. Schillerbuchh. 3,50

— **Die große Kiste.** Ebda. 3,50
Gibt im Rahmen einer Weihnachtsgeschichte ein deutliches Bild von den Produkten und dem Wert unserer Kolonien.

Olfers, M. v.: 3 Märchen. Behr. K. 1,50

Reinheimer, S.: Von Sonne, Regen, Schnee u. anderen guten Freunden. Hilfe 2,—

Rübezahl. Ill. v. Engels. Scholz. K. 3,—

Vogel, K.: Frau Märe. Perthes 4,—

Boelitz, M.: Meister Lampes lustige Streiche u. Abenteuer. F. B. v. Rister ...... 3,—
Ein Schelmenbuch mit guten Bildern.

*Eigenbrodt, W.: Aus der schönen weiten Welt. Ill. v. H. v. Volkmann. Voigtländer —,80
Liebenswürdige Verse, allerliebste Bilder.

Ernstes u. Heiteres. Hrsg. v. Wiesenberger. Ill. Lehrerhausverein 1,70

Falke, G.: En Hand vull Appeln. Plattdütsche Rimels. Ill. v. Th. Hermann. Janssen .... 2,—

Fraungruber u. Löffler: Aus des Knaben Wunderhorn. F. B. Gerlach 1,50

***Jank, A.: Die Wacht am Rhein. Soldatenbilderbuch.** F. B. und Verse. Scholz 2 Bde. je .... 1,—
Zus. in 1 Bde. .... 2,—

Konewka, P.: Kinder u. Tiere. Schattenbilder. Callwey. 2 Bde. je 1,—

Lobsien, W.: Selige Zeit. Schünemann. K. 1,25

Schmidt: Das Märchen vom Hänschen im Blaubeeren- u. Preißelbeerreiche. F. B. v. E. Beskow Löwe ... 3,—
Besonders schöne farbige Illustrationen.

Thompson: Das Luftschiff im Tierlande. Stroefer 4,50
Verse voller Humor, die Bilder sind Kunstwerke durch Komik und Charakteristik.

Tiergedichte für die Großen. (Quellen.) Jugendblätter. K. .... —,25
Eine treffliche Auswahl.

Trojan, J. u. Flinzer: Durch Feld und Wald. F. B. u. Verse. Mecklenburg. K. 2,50

— **Die 12 Handwerker.** Bilder v. P. Hey. Neufeld u. Henius. .... 3,—

Weber, E.: Neue Kinderlieder. Ill. Mecklenburg 2,50

3. Für geförderte Kinder.

(vom 10. Jahre an.)

Falke, G. u. Loewenberg: Steht auf ihr lieben Kinderlein. Gedichte Schaffstein .... 3,—

Freudenberg: Was der Jugend gefällt. Gedichte. Köhler 2,60

Frühlicht. Wort u. Bild f. d. junge Welt. Enßlin. 3 Bde. je —,80

Jugendblätter. (Monatl.) Steinkopf. Im Jahre .... 5,—

Lohmeyer: Deutsche Jugend. Löwe. 2 Bde. je 2,50
Eine gute Auswahl aus dem bekannten trefflichen Sammelwerk.

Alte und neue Märchen. Bilder v. Planck. Weise 6,—
Besonders um der schönen Bilder willen zu empfehlen.

Andersen: a) *Ausgewählte Märchen. Wartig .... 2,—
b) **Märchen von Kindern u. Dingen.** (Quellen.) Jugendb. K. ..... —,25
c) **Märchen von der Seele.** Ebda. K. .... —,25
d) Märchen. Jll. v. Steiner. Gerlach 2,50

Aurbacher: Abenteuer der 7 Schwaben. Lehrerhausv. —,85

Avenarius, F.: Der gestiefelte Kater. Bilder v. Specter. Callwey —,60 u. 5,—
Das alte Märchen in moderner Form mit köstlichen Bildern.

Barack: Reinecke Fuchs. Loewe 1,20 u. 3,—
Geschickte Bearbeitung mit guten Bildern.

Bechstein: Neues deutsches Märchenbuch. Jllustr. Hartleben K. .... 1,20, u. 3,—

Becker, K. F.: Erzählungen aus der alten Welt. Waisenhaus .... 5,—
Besonders für die Gymnasialjugend.

**Blüthgen, V.: Hesperiden. Jll. Union .... 5,—
Der 1. Teil enthält Kindermärchen. Der 2. Teil wendet sich an Erwachsene.

— Teresita, die Zwergin. Dietrich. 3,—

Boelitz, M.: Das fröhliche Buch für die Jugend. Nister .... 3,—
Gute Sammlung bekannter Sagen.

**Brentano, Cl.: Gockel, Hinkel u. Gackeleia. Jll. Lehrerhausverein 1,70

*Dähnhardt: Deutsches Märchenbuch. Jll. Teubner. 2 Bde. je 2,20

— Naturgeschichtliche Volksmärchen. Jll. v. Schwindrazheim. Ebda. K. 2,40
Selbständige, wertvolle Sammlungen. Gute Ausstattung.

Die schwarze Tante. Märchen. Jll. v. Richter. Breitk. u. Härtel 2,—

Etzel, Th.: Reinecke Fuchs. Ein Volksbuch. Nach d. Ausg. von Gottsched. Weise 3,50
Durchaus empfehlenswert.

Fick, W.. Die schönsten Sagen aus Rheinland und Westfalen. Schillerbuchh. 1,50 u. 2,—
Eine Auswahl des schönsten und besten Sagengutes der alten Kulturprovinzen.

Gellert: Fabeln u. Erzählungen. Auswahl. Hahn. Jll. —,80

**Grimm, Gebr.: Kinder- und Hausmärchen. Jll. v. Vogel. Braun u. Schneider .... 9,—
Eine verschwenderische Fülle feiner Kunst. Ein Schatz fürs Leben.

— Die schönsten Sagen. Schillerbuchh. 2 Bde. je 1,20
Gebd. in 1 Bd. .... 2,—

— **Dasselbe.** Jugendblätter. Jll. .. 1,50
Beide Sammlungen sind gut und erstaunlich billig.

** Hauff, W.: a) Märchen (Auswahl). Loewe .... 1,20 u. 2,50

— Dasselbe. Jll. v. Fahringer. Gerlach ....6,—

— Das kalte Herz. Jll. Lehrerhaus .... —,85

— Zwerg Nase. Ebda. .... —,85

— Die Karawane. Wiesb. Volksb. br. —,25, geb. —,50

** **Hebel, J. P.: Schatzkästlein des rhein. Hausfreundes.** Jll. Schillerbuchh. 1,20

— Dasselbe. M. Holzschn. Cotta 1,20

— Ausgew. Erz. d. rhein. Hausfreundes. Schauenburg .. 1,50

— **Vom rhein. Hausfreund. Gedichte, Geschichten und Belehrungen.** Jugendblätter 1,50

Hoffmann, E. T. A.: Nußknacker und Mausekönig. Lehrerhausv. 2,20

Klee, G.: Sagen der griechischen Vorzeit. Bertelsmann 3,—

König, G.: Von Hollas Rocken. Jll. Scholz .... 2,—

Krausbauer, Th.: Durch Flur und Hain. Schillerbuchh. 1,50

— Im Reich der Tiere. Ebda. 1,50

Küstermann, M.: Lustige Märchen aus aller Welt. Gerlach. 5,—
Lehmensick: Thüringer Sagen. Bredt. K. 1,25
Lund, H.: Schleswig-Holsteinische Sagen. Liebscher 1,25
Auswahl aus Karl Müllenhofs Sagen, Märchen und Liedern.
* Märchenscherz. Samml. der besten Scherzmärchen von Emil Müller. Schillerbuchh. 1,50
Münchhausens Reisen und Abenteuer. Loewe 1,20 u. 3,—
— Dasselbe. Nister .... 2,—
* Musäus: Märchen. Für die Jugend. Abel u. Müller .... 3,—
— Märchen von Rübezahl. Ill. v. Stumpf. Nister .... 2,—
Nathusius, E. v.: Alte Märchen. Den Kindern neu erzählt. Ill. Gebauer u. Schw. K. 3,—
Pansen-Petersen: Reinhard Rotfuchs. Spamer ...... 3,—
Pocci, F.: Geschichten u. Lieder mit Bildern. Jugendblätter 1,—
— Märchen, Lieder und lustige Komödien. Etzold u. Co. 2,—
Schieferdecker u. Schillmann: Bergische Sagen. Bacmeister .... —,70
Ein Stück Heimatkunst.
Schletter, A.: Widukinds Märchen Schrener 1,50
Schwab, G.: Sagen des klass. Altertums. Bertelsmann 3,60
— Die Schildbürger. Lehrerhausv. .... —,85
— Dasselbe. Jugendblätter . 1,20
Seidel, H.: Wintermärchen. Union .... 5,—
Phantasiereiche Kindermärchen des humorvollen Dichters.
Swift, J.: Gullivers Reisen. Für die Kleinen erz. von Kotzde. F. B. Scholz .... 3,—
Tanner, J. D.: Von Königskindern u. andere Märchen. Ill. v. Fittbogen. Schriftenvertr. 1,50
Tausendundeine Nacht. Loewe. K.................. 1,20 u. 3,—
— Dasselbe. Schaffstein. 3 Bde. je .... 3,—
Für die Jugend geeignete Bearbeitungen.
* Tiergeschichten. Von Ebner-Eschenbach, Björnson, Kipling u. a. Wunderlich .... —,60
* Tiermärchen. Ebda. ..... —,60
22 geschickt gewählte Stücke aus Volks- und Kunstmärchen.
Till Eulenspiegel. Schaffstein. K. 2,50

— **Dasselbe.** Jugendblätter 1,50
Eine gute, einwandfreie Auswahl in guter Ausstattung.
Volkmann-Leander: Träumereien an französischen Kaminen. Ill. Breitk. u. Härtel 3,—
Entzückende Kindermärchen, liebenswürdig illustriert.
Von Blumen und Bäumen. Schaffst. K. .... —,30
Was die Einsamkeit raunt. Märchen von Gerstäcker, Tieck und Mosen. Schaffstein. K. 1,30
Weber, G.: Neue Märchen. Schaffstein ...... K. 1,50 Ill. 4,—
Auswahl. Märchen von Blüthgen, Baumbach, Trojan u. and.
Wisser: Wat Grotmoder vertellt. Plattdeutsche Märchen. Diederichs. 3 Bde. K. je ..... —,80

Bahmann, R.: Am Römerwall. Köhler .... 3,—
Ein Werk, das die Römer nicht als grausame Unterdrücker, sondern als erfahrene Lehrmeister der gelehrigen Germanen darstellt.
Baierlein: Bei den roten Indianern. Ungelenk K. —,70 Geb. —,90
Eine Bearbeitung der bekannten Schrift „Im Urwalde“, die uns die Erlebnisse eines Missionars unter den Indianern erzählt.
Bolt, N.: Peterli am Lift. Orell-Füßli .... 2,—
Bulwer, E. L.: Die letzten Tage von Pompeji. Thienemann 3,—
Jugendausgabe.
Defoe, D.: Robinson Crusoe. Ausg. Zimmermann Spamer 1,— Ill. .... 3,—
— Dasselbe. Westermann ... 2,50
— Dasselbe. Ill. Lehrerhausv. 2,55
— Dasselbe. Jugendblätter .. 1,50
Dickens: Kindergeschichten aus seinen Werken. Von Brieger. Nister. 2 Bde. je 2,50
* Frapan, J.: Hamburger Bilder für Kinder. Meißner 1,—
Gaethgens, E.: Auf Großmutters Landgut. Rauhes Haus 2,80
Kingsley, A.: Die Wasserkinder. Westermann 2,50
Ein phantasiereiches Märchen mit tiefem Sinn.
Lenk, M.: Treue Herzen. Herrmann 2,25
Mercator, B.: Aus Kinderwelt und Märchenwald. Schloeßmann .. 4,—
Sapper, A.: Lieschens Streiche u. and. Erz. Gundert 3,60
— Der kleine Dummerle u. a. Erz. Ebda. .... 3,—
— Familie Pfäffling. Ebda 3,—

Schanz, F.: Schulkindergeschichten. Levy u. Müller .... 4,—
Scharrelmann, H.: Aus Heimat und Kindheit und glücklicher Zeit. Janssen 1,50
— Heute u. vor Zeiten. Ebda. 1,50
Schatzkästlein, Neues. Schillerbuchh. 2 Bde. je 1,20
Band I 8 Erz. v. Stöber, Hebel, Schubert, Stifter; Band II 8 Erz. v. de Amicis, Jacobs, Mügge, Stöber, Ziethe, Schubert, Frommel.
Schieber, A.: Röschen, Jakoble u. and. kleine Leute. Gundert 3,60
— Immergrüngesch. Ev. Ges. 3,—
Seidel, H.: Kinderlieder und Geschichten. Union 3,50
Spyri, Joh.: Geschichten für Kinder und solche, welche Kinder lieb haben. Perthes. 16 Bde. je .... 3,—
Besonders empfehlenswert sind daraus: 1. Heimatlos; 2. Aus Nah und Fern; 3. und 5. Heidi, 2 Bde.; 8. u. 9. Gritli, 2 Bde.; 7. u. 10. Kurze Geschichten (letztere auch in 10 kart. Heften zus. 3,—). 16. Einer vom Hause Lesa.
Stöber, K.: Aus dem Altmühltale. Bertelsmann .... 3,—
Ernste und heitere Erzählungen aus Stöbers Schriften für die Jugend ausgewählt.
Wildermuth, O.: Ausgewählte Jugenderz. Union .. 3,—
Wolgast, H.: Alte Fabeln. Jugendblätter. K. .... —,85

4. Für die reifere Jugend.*)

(Vom 13. Jahre an.)

†**Droste-Hülshoff, A. v.: Gedichte.** Jugendauswahl. Jugendbl. K. 1,—
†Echtermeyer, Th.: Auswahl deutscher Gedichte. Waisenhaus. Ausg. B. 3,20
Altbewährte, mit seltenem Geschick gesammelte Blütenlese.
Engelmann: Das Nibelungenlied für das deutsche Haus. Neff. Ill. .... 5,—
†— Gudrunlied für das deutsche Haus. Ebda. 2,— Ill. 5,—
Gute Übertragungen in Versen.
Etzel, Th.: Fabeln und Parabeln der Weltliteratur. Hesse. K. ... 1,80
Sehr wertvoll, in schöner Ausstattung!
†Fraungruber: Die Blume im Lied. F. B. v. Sieck. Gerlach 2,50
†Goethe: Hermann und Dorothea. Ill. v. L. Richter. Wigand. K. —,80
— Dasselbe. Quellen. Jugendbl. K. —,25
†— Gedichte. Ebda. K. ... —,25
†Groth: Min Modersprak. Auswahl plattdeutscher Gedichte. B. v. Speckter. Lipsius u. Tischer 1,—
Ein Schatzkästlein für norddeutsche Jugend.
†Hebel: Alemannische Gedichte. Übers. v. Reinick. B. v. L. Richter. Wigand. .... 4,—
— Auswahl. Ebda. K. .... —,90
Ein süddeutsches Gegenstück zum vorhergehenden.
Jugendbuch, Deutsches. Herausg. v. Kotzde. Scholz. Band 1 bis 3. je .... 3,—
Kopisch: Gedichte für die Jugend. Kellerer .... —,50
Körner: Zriny. Hendel .. —,60
Landjugend, Die. Herausg. von Sohnrey. D. Landbuchh. Bd. 11—12 je 1,50
Bd. 13 ff. je 1,60
†Lobsien: Blau blüht ein Blümelein. Volksliederstrauß. Schünemann. K. 1,50
— Aus silbernen Schalen. Gedichte neuerer Dichter. Ebda. K. 1,50
Löwenberg: Vom goldenen Überfluß. Auswahl aus neueren d. Dichtern. Voigtländer 1,80
Menzel: Aus dem Leben Friedrichs des Großen. (Holzschn.) Voigtländer .... —,75
†Mörike, E.: Ausgewählte Gedichte. Schaffstein .... 1,—
*** Richter, L.: Der Familienschatz. (50 Holzschn.) Wigand 3,— [u. and. i. s. Verlag.].
— Der Sonntag. Dürr. .. 3,—
— Vater unser in Bildern. Ebda. .... 3,— [u. a. i. s. Verl.].
†Richter-Gabe. Ebda. K. .. 1,—
Eine Auswahl der besten Bilder Richters. Eines der schönsten Geschenkwerke.
Hans Sachs. Schwänke. P. Zollers Nachf. 1,40
†**Schanz: Kinderballaden.** F. Eckardt. 3,50

*) Mit einem † versehene Bücher eignen sich besonders für Mädchen.

†Schillerballaden. D. D.-Ged.-Stiftung .... —,50
†— Wilhelm Tell. Jugendbl. K. —,25
†**Schillerbuch.** D. D. Ged.-Stiftung 1,—
Uhland, L.: Ausgewählte Balladen und Romanzen. Ebda. .... 1,—
— Ernst von Schwaben. Hendel .... —,60
†Was die Zeiten reiften. Anthologie. Voigtländer 1,80
Weber: Dreizehnlinden. Schöningh 2,50
† **Weihnachtsbuch, Deutsches.** D. D. Ged.-Stiftung .... 2,—
*Weitkamp: Goldene Zeiten. Auswahl aus der alt-, mittel- und neuhochd. Dichtung. Jugendbl. .. 2,80
Nur für die Oberklassen höherer Schulen geeignet.

---

†Aanrud: Kroppzeug. Mersebürger .... 3,—
— Sidsel Langröckchen. Ebenda .... 3,—
— **Jungen.** Ebda. .... 3,—
†Alexis: Die Hosen des Herrn von Bredow. Janssen ... 1,25
— Dasselbe. Westermann .. 2,50
Aus der goldenen Schmiede. Erz. von Liliencron, Schmidhammer, Villinger u. a. Herausg. v. Ferdinands. Ill. Hahn .... 3,—
Eine ausgezeichnete Sammlung.
Bartels, A.: Der Väter Erbe. Ev. Ges. 2,50
— **Wilde Zeiten.** Wiesb. Volksbücher Br. —,45, gbd. —,75
Bechtolsheimer, H.: Zwischen Rhein und Donnersberg. Roth .... 4,—
Bilder aus den Tagen napoleonischer Herrschaft. Schlichte, warme Schilderung.
†Beecher-Stowe: Onkel Toms Hütte. Hirsch .... 2,—
— Dasselbe. Weise .... 3,—
— Dasselbe. Loewe .... 3,—
Behr: Georg Kreiße der Bauerngeneral. Schaffstein . 1,30
†Bischoff: Augenblicksbilder aus einem Jugendleben. Wallmann .... 3,—
Blaul, F.: Die Wallonen in der Pfalz. Steinkopf. K. —,75
Blümlein, C.: Um Rhein und Reich Dietrich .... 4,—
Sollte in keiner höheren Schulbibliothek fehlen!
Bonus: Isländerbuch. Jugendauswahl. Callwey. K. 2,50

†Burnett: Der kleine Lord. Schaffstein 1,50
— Dasselbe. F. d. Jugend. Weise 2,—
Caspari K. H.: Der Schulmeister u. sein Sohn. Schaffstein. K. 1,30
— Dasselbe. Steinkopf. Ill. 2,—
Chamisso, A. v.: Peter Schlemihl. (Quellen). Jugendbl. —,25
Conscience, H.: Der Löwe von Flandern. Dietrich ..... 4,—
Die Geschichte des Freiheitskampfes der Vlamländer gegen Frankreich.
Dalmer, H: Ein Kampf um die Heimat. Schloeßmann 4,80
Erz. aus Preußens schwerster Zeit. 1806—13.
†Dickens, Ch.: Ein Weihnachtsabend. Wiesb. Volksbücher br. —,20 geb. —,45
Voll Humor und Menschenliebe.
†— Im Lande d. Jugend. Nister 3,—
†Ebner-Eschenbach, M. v.: Ein Buch für die Jugend. Aus meinen Schriften. Paetel 1,—
Erckmann-Chatrian: Geschichte eines Rekruten von 1813. Westermann 3,—
Eyth, M.: Der blinde Passagier. D. D. Ged.-Stiftung .... —,50
Eine frische Erz. voll köstl. Humors.
Falke, G.: Klaus Bärlappe. Scholz 3,—
Fehrs: Ut Ilenbeck. Beer Geschichten. Ill. Lühr u. D. K. —,50
Ferdinands, C.: Die Pfahlburg. Scholz .... 3,—
— Normannensturm. Ebda. 3,—
Fischer, W.: Das Licht im Elendhause. Wiesb. Volksbücher br. —,15 geb. —,40
— Dasselbe. F. B. Lehrerhausv. 2,55
Frenssen, G.: Peter Moors Fahrt nach Südwest. Grote 3,—
Fries, Fr.: Das Haus auf Sand gebaut. Steink .... 2,—
†Frommel, E.: Aus der Familienchronik eines geistl. Herrn.
Aus vergangenen Tagen.
Aus dem untersten Stockwerk.
Aus goldenen Jugendtagen.
O Straßburg, du wunderschöne Stadt.
Der Heinerle von Lindelbronn; Steinkopf. je 1,50
— Aus der Sommerfrische; Beim Ampelschein; Blätter von allerlei Bäumen; In des Königs Rock. Wiegandt u. Gr. je .... 3,—
Ein goldener Humor und tiefernste Frömmigkeit wehen uns aus allen Büchern dieses seltenen Mannes entgegen.

Geißler, M.: Der Douglas. Scholz ... 3,—
Eine Rittergeschichte von vortrefflicher Art.

Gerstäcker, F.: Der Schiffszimmermann. Lehrerhausverein ... —,85
— Dasselbe. Loewe 2,— u. 3,—

Glaubrecht: Die Heimatlosen. Hirsch. 1,—
— Dasselbe. Gundert ... 2,—

Gnauck-Kühne: Goldene Früchte aus dem Märchenland. Ill. v. F. Stassen. Halem ... 2,80

Grimmelshausen: Simplicius Simplicissimus. Bearb. v. R. Weitbrecht. Neufeld u. Henius. 5,—
— Dasselbe. Schaffstein. K. . —,30

Hansjakob: Im Schwarzwald. Leichter. K. ... 1,—

Hauff, W.: Lichtenstein. Cotta. 1,—
— Dasselbe. Bertelsmann .. 1,60

Hausbuch schwäbischer Erzähler. Schillerverein Marbach ... 1,30

Henningsen, J.: Erzähl. neuerer deutscher Dichter. Spamer. 3 Bde. je ... 2,—

Hiltl, G.: Der Große Kurfürst u. seine Zeit. Velh. u. Kl. 8,—

Hummel, J.: Um Kreuz und Krone. Schaffstein ... 2,50

Justus: Geleite, die draußen sind. Wiesb. Volksb. br. —,10, geb. —,35
— Auf dem Altenteile. Auswahl. Enßlin. K. ... —,50
— In Sturmesfluten. Ebda. K. —50
— Das Wrack. Ebda. K. .. —,50

Kinderwelt. Erz. u. Skizzen. Wunderlich. K. ... —,60
Erz. v. Böhlau, Liliencron, Riese, Voigt u. a. für die reifere Jugend.

Kleinschmidt, A.: Aus deutscher Vorzeit. Roth. 4 Bde. je 1,25
— Befreiung Germaniens v. Römerjoche. Brandstetter 3,50
Kulturgesch. Erz. Fesselnd geschrieben und vermitteln ein getreues Bild der verschiedenen Zeiten.

Kleist, H. v.: Michael Kohlhaas. D. D. Ged. Stift. ... 1,—

Kniest, Ph.: Von der Wasserkante. Jugendauswahl. Concordia. K. ... 1,—

König, E.: Ums heilige Grab. Scholz ... 3,—
— **Der Dombaumeister von Prag.** Ebda. 3,—

Kotzde, W.: Im Schillschen Zug. Ebda. ... 3,—
— **Stabstrompeter Kostmann.** Ebda. 3,—

Krausbauer, Th.: Daheim bei Vater und Mutter. Schillerbuchh. ... 4,50
Echte Heimatkunst.

Lagerlöf, S.: Wundersame Reise des kleinen Niels Holgerson mit den Wildgänsen. Langen ... 12,50
(In 3 Bänden I u. II je 5,—, Band III 4,—.)

†Lenk, M.: Licht und Schatten. Hermann ... 2,25
— Thomas der Leutpriester. Ebda. ... 3,—

Lie, B.: Jugendzeit. Leny u. M. 3,—

Lienhard, Fr.: Der Raub Straßburgs. Dietrich .. 2,—
Eine ergreifend geschriebene Erzählung.

Liliencron, D. v.: Kriegsnovellen. Jugendausw. Schuster u. L. K. ... 1,—

Lobsien, W.: Pidder Lyng. Scholz 3,—

Mörike, E.: Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Schaffstein 1,50
— Mozart auf der Reise n. Prag. Ebda. ... 1,30

Mügge, Th.: Der Vogt von Sylt. Schaffstein ... 3,—
— Dasselbe. Löwe ... 2,50
— **Mügge, Poe u. and.: Denn die Elemente hassen.** Schaffstein ... 1,—

Müllenhoff, E.: Von solchen, die zur Seite stehen. Ev. Ges. ... 2,50

Müller-Guttenbrunn: Der kleine Schwab. Staackmann. K. .. 1,—
Ein packendes Kulturbild, besonders für Knaben.

Nettelbeck, J.: Lebensbeschr. v. ihm selbst aufgezeichnet. Herausg. v. Klee. Steinkf. K. —,75

Nylander: Seevolk. Merseburger 3,50
— **Die Jungen auf Metsola.** Ebda. 3,—
Vortreffliche Schriften des finnländischen Dichters.

Ohorn, A.: Aus Tagen deutscher Not. Dietrich ... 2,—
Geschichtliche Erzählung der Schicksale des Dichters Seume. Für 12—14 jähr.

†Porger: Moderne erzählende Prosa. I. Band (von Ebner-Eschenbach, Rosegger, Liliencron u. a.) Velh. u. Kl. Schul-Ausg. ... 1,—

Raabe: Deutsche Not u. deutsches Ringen. Hafferburg —,90

Riehl, W. H.: Der Stadtpfeifer. Wiesb. Volksb. ... br. —,10, geb. —,35

Rink: Kajakmänner. Eskimo-Geschichten. Janssen ... 1,—

Rosegger, P.: Als ich noch der Waldbauernbub war. Staackmann. 3 Teile. je —,70 geb. je —,90

— Deutsches Geschichtenbuch für die Jugend. Ebda. .. 4,—
— Waldferien. Ebda. ..... 4,—
— Waldjugend. Ebda. .... 6,—
— Ernst und heiter. Ebda. 4,—
† **Schanz, Fr.: Huberta Sollacher.** Trowitzsch 5,50
† Schieber, A.: Allerlei Kraut und Unkraut. Gundert . 4,50
† Schmitthenner, A.: Aus Geschichte u. Leben. Grunow K. 1,50
† **Schreckenbach, P.: Der getreue Kleist.** Staackmann .... 5,—
† Schulze-Smidt, B.: Jugendparadies. Velh. u. Kl. .. 5,50
† Sohnrey, H.: Friedesinchens Lebenslauf. D. Landbuchh. 4,—
— Hütte und Schloß. Ebda. 4,—
— Die hinter d. Bergen. Ebda. 4,—
— Robinson i. d. Lindenhütte. Ebda. .... 4,—
— Wenn die Sonne aufgeht. Ebda. K. 1,25
— Im grünen Klee, im weißen Schnee. Ebda. .... 4,—
† Speck, W.: Der Joggeli. Warnek. K. .... 1,—
† Spyri, J.: Was soll denn aus ihr werden? Perthes .. 3,—
† — Was aus ihr geworden ist. Ebda. .... 3,—
† Stifter, A.: Bergkristall. Ill. Lehrerhausv. .... —,85
— Katzensilber. Ill. Ebda. 1,70
— Kalkstein. Ebda. 2,55

† — Bunte Steine. Jugendbl. 1,50
Erz. mit prächtigen Naturschilderungen.
Stöber, W., Ein Held im Kirchenrock. Steinkopf K. —,75
† Storm, Th.: Geschichten aus der Tonne. Paetel ..... 5,—
— Bötjer Basch. Ebda. ... 3,—
— Die Söhne des Senators. Ebda. .... 3,—
Stumvoll, R.: Es ist die letzte höchste Not. Creutz 1,50
Bilder aus der Schreckenszeit Magdeburgs.
† **Thackeray: Rose und Ring.** Ill. Westermann 2,50
Ein humoristisches Märchen.
Thoma, A.: Der Sternensohn. Bethel .... 4,—
Thompson, S.: Jochen Bär. Franckh 1,60
Trotha, W. v.: Gegen Kirri u. Büchse. Görlich. K. 1,—
Schildert die Geschichte der Erwerbung von Südwest. Sehr zu empfehlen.
Ulbrich, M.: Thomas Schweicker. Velh. u. Klas. .... 1,—
† **Viebig, C.: 3 Erzählungen.** Fleischel. K. —,60
Wichert, E.: Junker Heinz von Waldstein. Reißner .... 4,—
Wildenbruch, E. v.: Das edle Blut. Grote. K. 1,50
† — Kindertränen. Ebda. K. 1,50
† **Wyß: Müssen und Wollen.** Orell Füßli 2,50
† Zahn: Helden des Alltags. 4 Erz. D. Verlagsanst. ..... —,90

5. Schriften belehrenden Inhalts.*)

Als Deutschland erwachte. Schloeßmann. Je .... 1,—
Königin Luise. V. Brüssau. Blücher. Von Pauls. Aus Hamburgs Schreckenstagen. Von Hahn. Freiherr vom Stein. Von Sydow. Andreas Hofer. Von Weitbrecht. Friedrich Friesen. Von Brandt. Elend der Fremdenherrschaft. Von Bechtolsheimer. Schill und seine Reiter. Von Evers. Friedr. Ludw. Jahn. Von Brandt. Mit Leier und Schwert. Von Boetticher. Mit der großen Armee 1812. Von Hahn. Napoleon I. Von Pauls. Scharnhorst. Von Wangenheim. E. M. Arndt. Von Sydow. Helden-Mädchen und Frauen. Von Karstädt.

Lebensbilder. Steinkopf je —,75 oder 1,20
Bismarck. Von Weitbrecht. Blücher. Von Klee. Flattich. Von Weitbrecht. Kepler. Von Frohnmeyer. Livingstone. Von Weitbrecht. Oberlin. Neu gez. von Rebe. Roon. Washington. Von Frohnmeyer je .... —,75
Körner. Von Bauer. Wilhelm I. Von Weitbrecht je 1,20

Löwe, H.: Männer eigener Kraft. Reinhardt. 1,60
Petrich, H.: Deutsche Frauen. Rauhes Haus .... 3,—
Richter, P.: Bannerträger des Evangeliums in der Heidenwelt. Steink. 2 Bände je 4,50
Vömel u. Schlatter. Unsere Vorbilder. 12 Biogr. Reinhardt 1,60

Adalbert, Prinz - Admiral von Wislicenus. Voigtl. 1,25

*) Eine Ergänzung zu dieser Abteilung bringt die nächste Nummer der Jugendschriften-Rundschau.

Goethe, Lebensbild eines großen Menschen. Von Berg. Perthes .. 4,—
— Von Heinemann. Seemann 12,—
— **Aus Goethes Knabenjahren.** (Ausw. aus Dichtung und Wahrheit.) Jugendblätter. K. .... —,25

Karl der Große. Von G. Freitag. D. D. Ged. Stiftung. —,55
Die Bearbeitung macht den Stoff auch für die Jugend geeignet.

Die Königin. Von Rehtwisch. Westermann 2,50
Lebendig und frei von Sentimentalität und Übertreibung.

Schiller. Von Wychgram. Velh. u. Kl. .... 12,—

Grube, A. W.: Charakterbilder aus der Geschichte und Sage. Brandstetter 10,50
Einz. Bd. I 3,40; Bd. II 3,70; Bd. III 4,—
Eine Weltgeschichte größtenteils in Lebensbildern der führenden Persönlichkeiten.

Gerlach: Die Anfänge der Luftschiffahrt. Janßen 1,50

Otto, B.: Vom deutschen Reiche. Staatsbürgerl. Lesebuch. Scheffer .. —,60

Wilhelm: Zwischen Himmel und Erde. Schillerbuchh. .... 2,—

Wislicenus: Deutsche Seemacht sonst und jetzt. Grunow. K. 7,—

Die schönsten Sagen des klassischen Altertums, Schaffsteins 3 Bde. je ...... 2,—
Eine gut ausgestattete, mit feinem Taktgefühl hergestellte Ausgabe für Volks- und höhere Schulen.

Gleichen-Rußwurm, A. v.: Die Wartburg und ihre Sänger Jll. Leey u. M. .... 4,—

Möbius H.: Deutsche Götter- u. Heldensagen. Köhler. 3,–

Sohnrey u. Kassebeer: Deutscher Sagenschatz. Behrend 3,50

Immermann: Preußische Jugend zur Zeit Napoleons. D. D. Ged.-Stift. .... 1,—

Klein, K.: Fröschweiler Chronik. Beck. 2,80

Klein, Kath.: Fröschweiler Erinnerungen. Ebda. .. 1,25
Ergreifende Schilderungen des blutigen Ringens von 1870-71 von einem deutsch-französischen Pfarrer und seiner Schwester.

Rochlitz: Tage der Gefahr. (Schlacht bei Leipzig). Köhler —,75

Uebe: Schlichte Erinnerungen aus großer Zeit. Reichsb. 2,—
Ein treffliches Buch.

Gerstenberg, H.: An Ilm und Saale. Sommerfahrten durch klassische Stätten. Paetel 1,75
Für die Oberklassen höherer Schulen.

Hedin, Sven von: Abenteuer in Tibet. Brockhaus ...... 8,—
— **Auswahl.** Beltz 1,50
— **Durch Asiens Wüsten.** Auswahl. Janssen 1,50

Hennig, M.: Alle Lande sind seiner Ehre voll. Wanderskizzen v. Gottes Werk in weiter Welt. Rauhes Haus. 3,50

Schillings: Mit Blitzlicht und Büchse im Zauber des Elelescho. Voigtländer 6,50

Schmiedgen: Nansens Nordpolfahrt. Perthes ...... 4,—

Schmidt, M.: Aus unserem 1. Kriegsleben in Südwest-Afrika. Runge .... 3,—
— **Auswahl.** Ebda. 1,50

Wettstein: Mit deutschen Kolonistenjungen durch den brasil. Urwald. Engelm. .... 3,—

Wohlrabe: Deutsches Land und Volk in Lied, Spruch und Schilderung. Gebauer u. Schw. 15 Bde. je 1,20

Albert, P.: 500 Meter unter der Erde. Weise 3,50
Im Rahmen einer Erzählung werden spezifische Fachkenntnisse von fachkundiger Feder dargeboten.

Braeß, M.: Tiere unserer Heimat. Jll. Hrsg. v. Dürerbund. Callwey .... 4,—

Faraday, M.: Naturgeschichte einer Kerze. Quelle u. M. 2,50

Floericke, K.: Der kleine Botaniker. Nister. 3 Bde. je 1,20
Der kleine Naturfreund. Ebda. 4 Bde. je 1,20

Giberne, A.: Das Luftmeer. Cronbach .... 6,—
In leicht faßlicher Form werden hier Kenntnisse vermittelt, die die Liebe zur Natur und ihrem Schöpfer vertiefen können.

Stevens, F.: Ausflüge ins Ameisenreich. Jll. Franckh. ... 1,60
— Die Reise ins Bienenland. Ebda. 1,60

Tiergeschichten für unsere Kinder. Schriftenvertriebsanst. —1,
Für kleinere Kinder.

Tiras: Lebenserinnerungen eines Hundes. Von ihm selbst erzählt. Jll. Hobbing. K. ... 1,—
Für kleinere Kinder.

6. Gute billige Volks- und Jugendbücher.

Bei Bedarf erbitte man ein Verlagsverzeichnis, das portofrei versandt wird.

1. **Aus klaren Quellen.** Hrsg. v. d. Ev. Ges. i. Stuttg. je .. 2,50
   Band 1—5.
2. **Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen.** Herausg. v. Hellinghaus. Freiburg i. B. Herder. je 2,50
   Band 3, 4, 8.
3. **Hausbücherei der Deutsch. Dicht.-Ged.-Stift.** Hamburg-Großborstel. je .... 1,—
   Band 1, 2, 24, 25-26, 27, 32, 34.
4. **Jugendbücherei, Deutsche.** Berlin. Hillger. je .... —,10
   Band 1—49.
   Nur teilweise geprüft.
5. **Jugendbücherschatz.** Nürnbg. Stroefer. je .... —,60
   Band 1—6.
6. **Lebensbücher der Jugend.** Herausg. v. Düsel. Braunschweig. Westermann. je .... 2,50 u. 3,—
   Band 1—16.
7. **Neue Volksbücher.** Berlin. Schriftenvertriebsanst. K. je —,40 geb. je .... —,50
   Band 1—102.
8. **Quellen.** Herausg. v. Wolgast. München. Jugendblätter. je —,25
   Band 1—20.
9. **Rheinische Hausbücherei.** Herausg. v. E. Liesegang. Wiesbaden. Behrend. je .... —,75
   Band 1—15.
   Nur für die schulentlassene Jugend.
10. **Schaffsteins Grüne u. Blaue Bändchen.** Ebda. K. je . —,30
    Erst teilweise geprüft.
11. **Schaffsteins Volksbücher.** je ....1,30 bis 3,—
    Band 1—85.
    Für die Jugend geeignete Bände sind im Verzeichnis aufgeführt.
12. **Der Schatzgräber.** Herausg. v. Dürerbund. München. Callwey. K. je .... —,10 bis —,40
    Band 1—12, 14—17, 19—25, 28—44, 46—48
13. **Seebücherei, Deutsche.** Herausg. v. Richter. Altenburg. Geibel. K. je .... 1,—
    Band 1—24.
    Erzählungen aus dem Leben des deutschen Volkes zur See.
14. **Spielmann, Der deutsche.** München, Callwey. je ..... 1,—
    Band 1—40.
    Sammlung deutscher Dichter in Vers und Prosa, mit Bildern deutscher Künstler.
15. **Steinkopfs Jugend- und Volksbibliothek.** Stuttgart. Steinkopf. K. je —,75, geb. je 1,20
    Allg. Erz. — Geschichtl. Erz. — Kirchengeschichte u. Bibl. Erz. — Lebensbilder.
16. **Volksbücher, Velhagen u. Klasings.** Bielefeld. K. je —,60
    Erst teilweise geprüft.
    Für die schulentlassene Jugend.
17. **Wiesbadener Volksbücher.** Staadt. geh. je .. —,10, —,50 .. geb. je —,35, —,80
    Band 1, 2, 4, 5, 7, 8, 14, 16, 22 bis 25, 27, 32, 33, 37, 38, 59, 61, 63, 71, 75, 78, 97, 105, 106, 109, 121, 122, 128, 131.
18. **Wissenschaftliche Volksbücher.** Hrsg. v. Gansberg. Hamburg. Janssen. je 1,50
    Erst teilweise geprüft.

Die in dem Verzeichnis aufgeführten Bücher können zu den angegebenen Preisen durch jede Buchhandlung bezogen werden. **Das Verzeichnis ist im Buchhandel zu beziehen durch H. G. Wallmann, Leipzig.**

Separatabzüge des Verzeichnisses können von der Deutschen Zentralstelle (Post Groß-Lichterfelde West, Altensteinstr. 51) zu folgenden Preisen bezogen werden: 1 Exemplar 10 Pf.; 10 Exemplare 75 Pf.; 50 Exemplare 2 Mk.; 100 Exemplare 3,00 Mk.; 500 Exemplare 9,00 Mk.; 1000 Exempl. 16,00 Mk.
Das Porto ist mit eingerechnet. Der Betrag muß bei der Bestellung mit eingeschickt werden, auch kann die Sendung gegen Nachnahme erfolgen.

Als Ergänzung zu dem „Verzeichnis empfehlenswerter Jugendschriften" dienen: das im Juni 1909 erschienene Verzeichnis „Auswahl guter Bücher für die schulentlassene männliche Jugend" sowie das im September 1910 erschienene „Verzeichnis empfehlenswerter Mädchenbücher" und das „Verzeichnis guter Bücher für das deutsche Haus". Weihnachten 1910. Der „Wegweiser durch die Geschenkliteratur zur Konfirmation". Ostern 1911.

Im Auftrage der Deutschen Zentralstelle verantwortl. Schriftleiter: Geh. Rat Prof. D. R. Seeberg, Berlin
Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H., Berlin SW. 68.

Kritik und Urteile der Prüfungsausschüsse.

I. Bücher für kleinere Kinder.

Andersens Märchen, mit Schattenbildern von Johanna Beckmann. Schiller-Buchhdlg. Große Ausg. Mk. 4,—. Kleine Ausg. Mk. 2,—.

Wer kennt nicht Andersens Märchen! Sie sind voller Poesie und nehmen die Herzen gefangen. In vorliegendem Buch hat der Schriftenausschuß des Charlottenburger Lehrervereins und die Vereinigung der Kunstfreunde des Charlottenburger Lehrervereins die für Kinder geeigneten Märchen herausgegeben. Köstliche Schattenbilder von Johanna Beckmann, die eine hervorragende Künstlerin ist, schmücken das Buch. A. Sch.

Aus Kinderreich und Elfenland. Silhouetten von M. v. K. Verse und Geschichten von A. von Gaudy. Hahn. Mk. 1,80.

Ein geradezu entzückendes Buch wird uns hier für unsere Kinder gegeben. Die Silhouetten sind von großer Schönheit und Feinheit, so daß sie wohl mehr von Erwachsenen gewürdigt werden können. Niedliche Verschen und Geschichten sind den Silhouetten beigegeben. A. Sch.

Falke G.: Dies und das. F. B. von E. Oswald. Scholz. K. Mk. 3,—.

Ein wirklich hübsches Bilderbuch für die Kleinen mit reizenden einfachen Versen und großen, klaren farbenkräftigen und farbenfreudigen Bildern. Das Buch ist wohlgeeignet die ersten Vorstellungen von den Dingen der nächsten Umgebung in der kindlichen Seele in richtige Bahnen zu lenken. Das Buch hat sich im Gebrauch als haltbar und nach Möglichkeit als wirklich „unzerreißbar" erwiesen. (Treysa.)

Trotz der anerkennenden Besprechung müssen wir das Buch für unser Verzeichnis ablehnen. Die einzelnen Seiten sind überfüllt von einem bunten Durcheinander von Gegenständen und wirken unruhig. (Die Red.)

Frimberger, M.: Kinder. 7 Buntbilder mit Versen. Weise. K. Mk. 1,—.

Dieses Bilderbuch ist im allgemeinen recht hübsch. Die Farbentöne sind wirklich von köstlicher Frische, Wärme und Kraft, und heben sich gut von dem braunen Hintergrunde ab. Ganz mißlungen ist das Titelbild, welches in einer Neuauflage abgeändert werden sollte, auch das letzte Bild (Weihnachten) ist nicht ausdrucksvoll und lebendig genug. Ob kleine Kinder — und für solche ist doch das Buch bestimmt — wirklich verstehen werden, was „ein Malgenie" ist? Das ist unkindlich und stört. Der Preis von 1 Mk. ist für die im allgem. guten Leistungen sehr niedrig. Bß.

Hansche, R.: Drollige Bilder für kleine Leute. 8 Buntbilder mit Versen. Weise. Mk. 1,50.

Ein Buch für unsere Kleinen, die an den niedlichen Verschen und den in lebhaften Farben dargestellten Kinderszenen Freude haben werden. A. Sch.

In bunter Reihe. 12 Buntbilder nebst Text. Loewe. Mk. 2,—.

Ein Bilderbuch mit zum Teil recht hübschen Bildern und leidlichen Versen. Schade ist nur, daß die Ausführung der Kindergesichter oft zu wünschen übrig läßt. (Ludwigslust.)

Koch, Henny: Kleine Geschichten für kleine Leute. Weise. Mk. 4,—.

Die Verfasserin gibt uns in genanntem Buche kleine Erzählungen für Kinder. Besonders gelungen sind ihr unser Peter und der Schutzengel, aber auch die anderen Erzählungen werden von den Kindern gern gelesen werden. A. Sch.

Mucki. Eine wunderliche Weltreise. F. B. v. A. Schmidhammer. Scholz. K. Mk. 3,—.

Das Bilderbuch „Mucki" ist für Kinder nicht zu empfehlen. Die unschönen, unwahren, verzerrten Darstellungen sind nicht geeignet, das Kindergemüt zu bilden und stetig zu erfreuen. Es reizt wohl einmal zum Lachen, denn der Gesichtsausdruck des „Mucki" ist oft treffend wiedergegeben. Doch das ist zu wenig — weder Verse noch Bilder können erziehlich wirken oder dauernd anziehend sein. (Breslau.)

Ostini, Fr.: Der kleine König. Märchen zu 12 Bild. v. H. Pellar. Dietrich. Mk. 6,—.

Seltsame, rätselvolle und farbenreiche Bilder werden von einem krausen und wunderlichen Märchen erklärt. Dessen Tendenz ist nicht neu, sondern ein altes

Märchenmotiv, das nie seine Wirkung verfehlt. Die freiwillige Liebe einer Jungfrau bricht einen bösen Zauber und wandelt eine Ungestalt zu früherer Schönheit. Ausstattung, Bilder, Lettern, Papier stehen unleugbar auf einer bedeutenden künstlerischen Höhe, die den hohen Preis rechtfertigt. Aber Bilder wie Dichtung sind unschön und vor allem unkindlich. Damit ist ein Bilderbuch für seine Brauchbarkeit gerichtet. (Rosenberg i. Baden.)

Sophie Reinheimer: Aus des Tannenwaldes Kinderstube. 124 S. Illustr. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe. Mk. 3,—.

Verrät verständnisvollen Blick einer Natur- und Kinderfreundin für die Welt der lebenden Natur und der Dinge. Stil gemahnt stark an Andersen, ohne dessen Tiefe. Das Ganze allzu lehrhaft, daher Wirkung auf die Kinder stark beeinträchtigt. Viele Ausdrücke und ganze Stellen für das Verständnis der Kleinen, für die das Buch doch geschrieben sein soll, um einige Stufen zu hoch. Bildschmuck vortrefflich und fügt sich den Geschichten harmonisch ein. (Berlin.)

Schumacher, Toni: ... und doch glücklich. Eine Erzählung für jung und alt. 1 Bild. 2. Aufl. Levy u. Müller. Geb. Mk. 3,—.

Ein armes Krüppelkindchen, das trotz seines Unglückes der Sonnenschein seiner Umgebung ist, wird uns geschildert. Das ganze ist ein liebes Buch. Mit einem warmen Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott wird es jeder Leser aus der Hand legen. A. Sch.

Schur: Das lustige Jahr. Neues Bilderbuch. Loewe. Mk. 3,—.

Die Bilder werden die Kinder erfreuen, da sie das Kinderleben wiederspiegeln. Die Verse dagegen könnten fehlen. Die Ausstattung ist gut. (Ludwigslust.)

Seippel, M.: Der kleine Jakob. Erz. für Kinder. Ill. v. A. Reile Weise. Mk. 1,50.

Der kleine Jakob, ein winziges Männchen, wird ein angesehener kluger Mann, ein Wohltäter für viele. Ein hübsches poetisches Märchen, das unseren Kleinen Freude machen wird. A. Sch.

Stumvoll: Vater hats erzählt. Märchen. Löwe. Mk. 2,—.

Diese Märchen sind nicht alle vollwertig, doch überwiegt das Gehaltvolle. Zum Erzählen eignen sie sich nicht. Bilder und sonstige Ausstattung sind gut. (Ludwigslust.)

II. Bücher für die reifere Jugend.

Baß, J. Sagen und Geschichten aus deutschen Gauen. Loewe. Mk. 1,80 und Mk. 3,—.

Die Sammlung bringt zu viele Sagen und darum die einzelnen zu dürftig behandelt. Auch die in poetischer Form allgemein bekannten konnten hier fehlen. (Ludwigslust.)

Berg, C.: Goethe. Lebensbild eines großen Menschen, der reiferen Jugend dargestellt. 204 S. Ill. Perthes. Mk. 4,—.

Goethes Leben für die Jugend, wenn auch die reifere, schreiben zu wollen, muß notwendig dem Versuch gleichen, mit einem Eimer im Meer zu schöpfen. Man kann sich fragen, ob es gemacht werden soll. Wer nur an die köstliche Jugendgeschichte denkt, wird die Frage bejahen. Am liebsten würde man sie vielleicht der Jugend als einen Auszug aus Dichtung und Wahrheit gönnen. Indessen ist sie auch Berg sehr lebendig und anschaulich gelungen; des Dichters eigenes Gemälde leuchtet durch. Die Schwierigkeit wächst naturgemäß mit dem riesig sich weitenden Ring: Dürfen die dichterischen Gedanken, Probleme, Gestaltungen als bekannt vorausgesetzt werden, oder dürfen sie — im Wesentlichen — bloße Begriffe bleiben? Dürfen die aufwühlenden sittlichen Probleme dieses Lebens enthüllt werden, — die doch zumeist noch jenseits der Erlebnismöglichkeit der reiferen Jugend liegen? Darf der Darsteller leichthin drüber weg führen, daß die Jugend gar nicht merkt, über welche Tiefen sie hinweggleitet? — Berg hat das Letztere im Wesentlichen vorgezogen; wohl nicht mit Unrecht. Jedenfalls hat er mit Takt über die vielen Leidenschaften, über Italien und Christian geredet und geschwiegen, wohl im richtigen Gefühl, daß es sich hier nur um ernsteste Offenheit oder taktvolles Vorbeigleiten handeln kann. — Dagegen bin ich der Ansicht, daß eine Einführung in den Lebensgehalt der Werke notwendig in eine Biographie gehört und nicht fast

völlig dem Selbststudium überlassen werden darf. Das Tatsächliche über die naturwissenschaftlichen Studien fehlt auch nicht; aber die eindringendere Würdigung. Trotz allem: wissenschaftlich ist das Buch vollwertig; die Darstellung sehr lebhaft durch glückliche Verwendung des Anekdotischen und so bei dem herrlichen Wert des Stoffes ein sehr gutes Jugendbuch. — Die Ausstattung ist gut. Einige Autotypien konnten besser sein. (Stuttgart.)

Biedenkapp: Graf Zeppelin. 135 S. Ill. Westermann. Mk. 2,50. (Lebensbücher der Jugend, herausgegeben von Düsel.)

Das Buch schildert den Lebensgang und das Lebenswerk des berühmten Grafen, „das Werden und Schaffen eines Erfinders". Eine Fülle von Material ist in dem Buch zusammengetragen. Und doch ist die Lektüre desselben nicht ganz befriedigend. Die Art der Behandlung — man möchte sagen die biologische Betrachtungsweise — wird dem Grafen nicht gerecht, muß dann und wann mit bloßen Annahmen operieren (z. B. S. 21, 2. Abs.; S. 42, S. 44) und Dinge als Förderungsmittel des Genies heranziehen, die, bei sehr vielen Menschen ebenfalls vorhanden, doch kein Genie erzeugen. Hierher gehört ein großer Teil der „bedeutsamen Kindheitseindrücke". Inhaltlich entbehrlich sind die Abschnitte über „Fernwirkung des Genies", „Zeppelin und die deutsche Sprache". Dagegen fehlt eine kraftvolle Herausarbeitung vom Charakter, vom Wesen Zeppelins. Sicher ist die religiöse Seite seines Wesens zu kurz gekommen. Die Ausstattung ist gut. Die eingestreuten Lieder, die meist nicht zum Text der betreffenden Seite passen, lenken in diesen Zusammenhängen die Aufmerksamkeit immer wieder ab. Nur mit Vorbehalt für die schulentlassene Jugend zu empfehlen. (Stuttgart.)

Die deutschen Kaiser und Könige im Bilde. 60 S. Viele Ill. Klinkhardt u. Biermann. Mk. 2,50.

Als Ergänzung für den deutschen Geschichtsunterricht ist das Buch selbst für die Schüler der höheren Klassen nicht geeignet. In diesem Alter macht man an eine bildliche Darstellung ganz andere Ansprüche, als im späteren Alter, wo das Kunstverständnis die oft sehr naive Wiedergabe erst verstehen und schätzen kann. Das Werk ist für jeden Lehrer der Kunstgeschichte sehr wichtig und willkommen, wohl auch für die Schüler, aber nicht für den Geschichtsunterricht. (Breslau.)

Giberne, A.: Sonne, Mond und Sterne. 290 S. Ill. Cronbach. Mk. 5,50.

Das Buch bietet eine im allgemeinen gute Übersicht über die neuere Astronomie, doch ist es in wichtigen Teilen veraltet. Die Sprache ist klar und einfach, die Schwierigkeit der Sache wird nach Möglichkeit durch Bilder und Vergleiche gemildert. Der Standpunkt ist religionsfreundlich, die Unendlichkeit weist überall auf Gott, und der menschliche Geist, der das Weltall umspannt, wird als noch größer als die größte Körperwelt dargestellt, was nur mit seinem göttlichen Ursprung erklärt wird. Druck und Bilder sind gut, doch sind 57 Seiten des Buches zu Rechenreklame verwandt. Das Buch eignet sich für alle Gebildeten, die der Sache Interesse entgegenbringen. Eine bearbeitete Neuauflage wäre empfehlenswert. (Breslau.)

Heß, W.: Ferien im Posthause. (D. Bürgerbibl. Band 4.) 202 S. Ill. Geibel. Mk. 1,85 u. 2,—.

Was dieser Adolf Geisting, der Berliner Sekundaner, nicht alles aus seinem Onkel, dem Arnshager Postdirektor, bei dem er die Ferien zubringt, durch wißbegierige Fragen über das ganze Postwesen, seine Geschichte, seinen Betrieb, seine Einrichtungen, seine weltweite Bedeutung herauslockt! Das ist ganz ausgezeichnet, ungezwungen und anregend, unterhaltend und anziehend, in den Rahmen der einfachen Erzählung hineingestellt. (Karlsruhe.)

Trotz des anerkennenden Urteils können wir das Buch nur bedingt empfehlen, da die Verquickung von Erzählung und Belehrung nicht glücklich ist. (Die Red.)

Keller, Paul: Die 5 Waldstädte. Ein Buch für Menschen, die jung sind. Allgem. Verlagsgesellschaft. Mk. 3,—.

Von diesen 10 Erzählungen möchte ich eine ausscheiden: Das Abenteuer auf der Themse — sie ist anekdotenhaft und zerstört die Harmonie des Ganzen. Das

ist ein eigenartiges Büchlein, mehr für Erwachsene als für Kinder, doch aber für solche Kinder, die ein besonderes Feingefühl für ihr Leben haben: für Lachen und Weinen, Wehmut und Humor — denn das ist Kinderleben. Ich erinnere an Gedeon, die Ferienkolonisten, an das feine kleine „Hotel Laubhaus", in dem Käfer, Schnecke und Raupe zum Herbstschlaf rüsten, während draußen ein Kind beerdigt wird: „Ein Kindlein ist gestorben, zur Herbsteszeit . . ."

Lenk, M.: Kinderherzen. 206 S. Herrmann. Mk. 3,—.

Alle vier Erzählungen in dem Büchlein „Kinderherzen" atmen einen nüchternen christlichen Geist, den man in unserer Zeit sehr wohl begrüßen kann. Trotzdem müssen wir das Buch ablehnen. Es enthält lauter veraltete Motive, welche den Rundgang durch alle christlich-pietistischen Blätter beendet haben. Verfasserin läßt den Faden der Erzählungen, die an sich schon Langweile genug erregen, oft aus der Hand und wird zur Predigerin. Die 3. Aufl., die das Buch erlebt hat, ist nur insofern zu erklären, daß das Buch von einfachen Leutchen, die nur auf den Inhalt und nicht auf die Form sehen, gekauft wurde. (Mühlheim, Ruhr.)

Lenk: Lenas Wanderjahre. 226 S. Ebda. Mk. 2,25. Wird gleichfalls abgelehnt.

Neumann-Strela, Karl: Aus Weimars goldenen Tagen. Fürst und Dichter im Familienkreise. 8 Bildnistafeln 242 S. Mühlmann. Mk. 4,—.

Das Buch des bekannten Verfassers bietet eine treffliche Ergänzung zur Geschichte der literarischen Glanzperiode Weimars. Nach Einführung in das Leben Karl Augusts, des kunstsinnigen und echtdeutschen Fürsten, folgt die Schilderung des Familienlebens der vier Geisteshelden seines Hofes, Goethes, Schillers, Herders und Wielands, die uns dadurch menschlich nahegerückt werden und uns aufs neue gewiß machen, daß sie der großen Verehrung ihres Volkes wert sind. Die Ausstattung des Buches ist des gediegenen Inhaltes würdig. (Langerfeld.)

Trotz des anerkennenden Urteils können wir das Buch nur bedingt empfehlen. Gerade das Familienleben in Weimars goldenen Tagen mußte allzusehr idealisiert werden, um für die Jugend zugänglich gemacht zu werden. (Die Red.)

Paysen-Petersen: Kapitän Kiene. Loewe. Mk. 1,80 u. 3,—.

Wenngleich das Werk Marryats wohl nicht zu seinen besten zählt, so wird es die Knaben doch fesseln, die über die Unwahrscheinlichkeit des jugendlichen Helden hinwegsehen. Die Ausstattung ist gut. (Ludwigslust.)

Pfordten, H. v. d.: Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagners, nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte dargestellt. Berlin, Trowitzsch. Mk. 6,—.

Das ist eine klare und gründliche, mit Notenbeispielen versehene Einführung in Richard Wagners große Kunst. Ich möchte dieses Buch besonders als Geschenk für die heranwachsende Jugend — sofern sie Liebe und Sinn für Musik hat — empfehlen. Junge Seelen sollen es lernen: das Verständnis für die Kunst will erarbeitet sein — dann wird die Kunst ihnen aber auch mehr als ein bunter Traum sein. Bß.

Popert, H.: Helmut Harringa, eine Geschichte aus unserer Zeit, für das deutsche Volk h. v. Dürerbunde. 286 S. Dresden, Köhler Mk. 1,80.

„Ich will ein Krieger sein im Heer des Lichts das ist der Wahlspruch der Heldengestalt unseres Harringa. Mit hehrer Begeisterung und eiserner Gewalt schwingt er seine Kriegsfackel über die dunkelen trüben Zustände in unserm deutschen Volksleben und beleuchtet grell die Verhältnisse, die besonders der Alkohol in den oberen und unteren Schichten der verschiedensten Stände und Berufsklassen mitverschuldet hat. Die Vorgänge spielen in und um Hamburg. Das Buch will gelesen sein und wer es gelesen hat, wird von seinem erschütternden Inhalt nicht so bald loskommen. Die Ausführungen sind fesselnd und packend, greifen in's Herz und in's Gewissen, erregen Widerspruch und werden auf andrer Seite lauten, hellen Beifall finden, daß ein gesunder, freier deutscher Mann es gewagt hat, so offen und so wahr zu seinen deutschen Landsleuten zu reden. Persönlich hätte ich gewünscht, daß noch mehr das Licht der Welt, das Licht des Evangeliums seine erlösende und befreiende Gotteskraft bei der Darstellung offenbarte. (Bissersheim).

Mitteilungen

für die

Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes.

Herausgegeben von der Mittelstelle Braunschweig.

1911 Nr. 1

Die „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes“.

Von Wilhelm Brandes (Wolfenbüttel).

Ein Vierteljahr haben wir nun Zeit gehabt, uns daran zu gewöhnen, daß er nicht mehr unter uns ist, der Mann, der uns eine Welt für sich war und unsere Welt verkörperte, ohne den wir uns, solange wir ihn hatten, den Rest gar nicht denken mochten. Da war nichts in Vaterland und Heimat, in Haus und Schicksal, Schaffen und Leiden des Einzelnen, zu dem er nicht sein scharfes und gutes Wort und wenn nicht das, doch seine Hand und seinen Blick gegeben hätte. Was man auch erlebte, ein nächster Gedanke war immer: Was wird Raabe dazu sagen? Wie wird er es aufnehmen und für sich und uns deuten und in die Reihe der Lebenserscheinungen stellen? Nun müssen wir uns in der Welt ohne ihn einrichten, so viel kühler und ärmer und dunkler sie geworden ist. Noch führt derselbe Weg in seine stille Stube mit den tiefen, dichtgefüllten Büchergestellen, den Bildern, die schon für ihn Erinnerungen bedeuteten, den alten Möbeln, Schreibtisch, Sessel und Sopha, dem Stehpult seiner Jugend, aus dem er wohl Briefe und allerhand Denkwürdigkeiten hervorholte, wenn er ins Mitteilen kam; da sind auch die guten und getreuen Frauen, die ihn hegten und mit sorglicher Liebe umgaben, Gattin und Tochter – aber er selber, die hohe Gestalt im langen Schlafrock, das schwarze Mützchen auf dem greisen Kopfe, steht nicht mehr in der Tür, zieht uns nicht mehr herein: „Das ist schön! Sie haben doch Zeit?“ oder bereitet sich, mit zu den Freunden zu gehen. Ein ehrfürchtiger Schauer hält uns in diesem Raume, den ein großer und guter Mensch geweiht hat; wir sprechen leiser, als könnten wir sonst seine Ruhe stören, wir möchten den Stuhl nicht verrücken, die Feder nicht berühren, geschweige denn mit seinen

Schlüsseln seine Kasten und Schubladen öffnen und was er noch hineingelegt hat, durch unsere Hände gehen lassen . . .

Und doch muß es sein. Denn die Pflicht liegt uns ob, den literarischen Nachlaß zu heben, und was daraus von ihm selber zur Veröffentlichung bestimmt ist oder in seinem Sinne dazu geeignet scheint, soll und darf dem deutschen Volke und vor allem seinen „Freunden" darin nicht vorenthalten werden.

Da ist zunächst das fast legendar gewordene „Altershausen", das wundersam aus Greisenweisheit und Heimweh nach der Jugend zusammengewobene letzte Werk des hohen Alters, wenn auch Fragment, doch zur guten Hälfte vollendet, in sicherem Aufbau ohne Sprung und Lücke; es wird zuerst und bald erscheinen, mit einem Nachwort seines Schwiegersohns, Oberstabsarzt Dr. Wasserfall in Rendsburg, der seinem Geist wie seinem Herzen nahe war. Demnächst folgt die Sammlung der Gedichte, meist aus den Büchern, wie er sie größtenteils noch selber im letzten Sommer zusammengestellt und eigenhändig abgeschrieben hatte, vermehrt um einige noch unveröffentlichte, die auch fast alle seiner Frühzeit angehören. Weiter wird beabsichtigt, was er selber noch gutgeheißen, die erste Fassung des „Frühlings", wie sie 1857 erschienen, aber kaum in zweihundert Exemplaren in die Welt gegangen war, neuzudrucken neben der jetzt gängigen Umarbeitung von 1870, die er selber „verbessert durch Johann Balhorn" genannt hat, und damit ein köstlich frisches Stück des jungen Raabe seinen Verehrern wiederzuschenken. Einiges andere ist noch nicht mit völliger Sicherheit zu übersehen. Ob aus den Tage- und Notizbüchern, die für die in Aussicht stehenden ausführlichen Biographien durchgearbeitet werden müssen, noch eine Nachlese von Sprüchen und Gedankenspänen zusammenwächst, steht dahin. Aber jedenfalls werden sich zu seiner Zeit Veröffentlichungen aus dem reichen brieflichen Nachlaß daranschließen. Raabe war ein fleißiger Briefschreiber alten Stils, und fast jedes Blatt von ihm, und wären es wenige Zeilen, zeigt irgendwo die Klaue des Löwen.

Es ist wohl anzunehmen, daß alle diese Publikationen die Teilnahme nicht bloß literarischer Kreise im engeren Sinne, sondern durch sie auch der weiteren Lesewelt noch ferner rege erhalten werden, und es steht zu hoffen, daß diese Teilnahme dann über die jeweilige Neuigkeit hinaus doch auch und vor allem dem längst vorliegenden vierzigbändigen Lebenswerke des großen Dichters und Menschen zu gute kommt und sein Volk endlich einmal diesen unvergleichlichen Schatz, den es aus warmer Hand noch nicht hat nehmen wollen, als Vermächtnis zu wirklichem Besitz erwirbt. Aber wir Deutschen sind darin eine wunderliche Nation: das kleinste bisher unbekannte Abschnitzel, ein paar ungedruckte Verse auf einem Stammbuchblatte Goethes oder ein Gedicht aus Schillers Kinderzeit setzt viele Federn in Bewegung und wird, durch die Blätter laufend, als Gewinn gepriesen, während die vollendeten ewigen Werke der Meister für das große Publikum je länger je mehr auf den Bücherbrettern verstäuben, soweit nicht Schule und Theater sie im Gedächtnis einprägen und erhalten. Können wir also auf jene Hoff-

nung hin uns begnügen, Raabes Dichtung durch sich selber weiter wirken und sich verbreiten zu lassen, und höchstens ab und an, wie wir bisher getan, je nachdem Gelegenheit und Neigung es an die Hand gab, als Einzelne für ihn oder eins seiner Bücher mit Wort oder Feder einzutreten?

Wäre Raabe ein Schriftsteller wie andere und seine Gemeinde ein Leserkreis wie andere, so möchte das sein. Aber ich dächte, wir alle, die wir uns zu ihm bekennen, sehen und verehren mehr in ihm als den noch so meisterlichen Künstler oder gar nur einen originellen Erzähler, den auch andere ersetzen können. Uns ist doch wohl dieser unser „größter Humorist" zugleich ein ethischer Führer und ein nationaler Prophet, ein Erzieher seines Volkes nach Willen und Kraft, ja wohl der beste und vorbildlichste praeceptor Germaniae, den uns das letzte Jahrhundert geschenkt hat — ein strenger und doch so liebevoller „Auferbauer" against the future times zu Kraft und Güte, zu freier Menschlichkeit und echtem Deutschtum, wie ihn unser Volk in diesen Zeitläuften vielleicht nötiger haben wird als je. Es ist hier nicht der Platz, das wieder einmal im Einzelnen auszuführen und zu begründen, und es bedarf dessen auch nicht für den Kreis, an den sich die folgenden Blätter wenden. Wie die, die ihm angehören, sich des Glückes bewußt sind, den Meister so für sich zu besitzen, so haben sie sicherlich auch den Wunsch und empfinden die Verpflichtung, um seinet- und unseres Volkes willen mehr zu tun als bisher, um diesen Segen, — den größeren Nachlaß Wilhelm Raabes, sein Werk in Kunst, Lehre und Leben, — in deutschen Landen auszubreiten. Wohl wissen wir und brauchens nicht zu verhehlen, daß gerade seine Welt- und Lebensanschauung, ungerechnet die Eigenart, mit der er sie vorträgt, nichts für die eigentliche Masse — unten und oben — ist, noch jemals sein wird, ja daß auch viele wirklich Hochgebildete für seinen „Humor" kein Organ haben. Aber wir wissen auch, daß unter den Millionen viele Tausende sind, die ihn mit ganzer Seele ergreifen würden, wenn sie ihn kennten. Auf die kommt es an: an diese künftigen Jünger den Meister heranzubringen, das kann vielmal besser als der Einzelne, der daneben immer noch hunderterlei anderes auszurichten hat, eine Vereinigung, wills Gott eine Gesamtheit, die als solche nur ihm und seinem Werke dient.

Schon bei Raabes Lebzeiten ist der Gedanke unter uns und an anderen Orten, wo man ihn lieb hatte, aufgesprungen und erörtert worden, eben zu diesem Zwecke eine Raabegesellschaft durch Deutschland zu begründen. Als wieder einmal eine Anregung dazu von Dr. Abitz-Schultze aus Köln kam und ich dem schon leidenden Dichter davon erzählte und ihn um seine Meinung fragte, ging ein wehmütiges Lächeln über seine Züge: „Eine Raabegesellschaft", sagte er, „wie die Goethe- und die Wagnergesellschaft? Das ist eine Gedanke. Nur keine gelehrte! — Mögen meine Freunde sich denn einmal zusammenschließen! Das wäre schön . . ." Dann ging er auf anderes über und kam seinerseits nicht wieder auf die Sache zurück. Rascher als man fürchten und ahnen konnte — denn er selber und wir, auch die Ärzte, rechneten damals bei seiner langbewährten zähen Wiederstandskraft noch auf Jahre

— folgte der körperliche Verfall und die Katastrophe. Als am Tage des Begräbnisses sich ein Teil der Trauergäste von auswärts noch einmal mit uns Heimischen auf eine kurze Stunde zusammengefunden hatte, drängte sich Anderes, Nächstliegendes vor, und der Gedanke an die Gesellschaft kam hier nicht zu seinem Rechte. Aber die zahlreichen herzlichen Bekenntnisse zu dem „Freunde", dem „Vater", dem „Seelsorger", die die folgenden Wochen und Monate gedruckt und brieflich an uns brachten, und die freudige, ja drängende Aufnahme, die eine Vorfrage unsererseits bei jedem, an den wir sie richteten, fand, zeigten, wie tiefgehend und weitverbreitet überall in Deutschland Stimmung dazu und Verlangen danach sich regten. Da mußten wir den Mut und den Entschluß fassen, von der Heimat der Raabeschen Dichtung aus den Anstoß dazu zu geben und die Verantwortung für den Erfolg auf uns zu nehmen.

In längeren Beratungen wurde nun erwogen, in welcher Gestalt die Gesellschaft ins Leben treten könnte. Von vornherein sagte man sich, daß sie von unten auf- und zusammengebaut werden müsse auf breitester Grundlage und in ihrer Organisation bei aller Einheit im Ziel so frei und zugleich so einfach wie möglich. So will es die Persönlichkeit des Mannes, der Geist seines Werkes und die Eigenart seiner Gemeinde. Umfaßt sie doch Angehörige aller Stände, aller Parteien, aller Bekenntnisse ohne Unterschied, und hießen sie ihm doch alle, der Fürst und die Fürstin, der Jude, der katholische Kaplan und der evangelische Pastor, der Arbeiter, der Offizier, der Volksschullehrer, die alte Jungfer und der alte Geheimrat — alle „meine Freunde". So müssen sie denn auch alle nebeneinander hier gleichwertig, wie sie es vor ihm waren, ihren Platz in der Gesellschaft finden können. Jeder hierarchische Aufbau, auch der große Apparat von mehrzahlenden Ehrenförderern und Patronen, so einträglich er zu sein pflegt, verbietet sich hier von selber, weil er den Gegensatz von Stellung und Besitz hineintragen, fremde Elemente anlocken, Hunderte und Tausende von wirklichen Raabefreunden aber von der Beteiligung abschrecken würde. Es ist ein erlesenes Deutschland, aber das ganze Deutschland, soweit es ihm gehört, was sich hier auf gemeinsamem Boden mit Gottesfrieden gern und treulich die Hände reichen soll. Viel solchen Bodens gibt es nicht mehr, wo das unter Deutschen geschehen kann, aber gerade in Raabe ist es möglich, muß versucht und kann ein doppelter Segen werden.

Wir waren uns aber ferner einig, daß es bei der Verschiedenartigkeit der örtlichen Verhältnisse zweckmäßig sein würde, zunächst die Bildung von größeren und kleineren Ortsgemeinden anzuregen und zwar als selbständigen und selbsttätigen Gliedern der ganzen geplanten Körperschaft. Natürlich muß es auch den vereinzelten Raabefreunden, die „in der Diaspora" sitzend sich vorerst keiner Gemeinde anschließen, noch auch selber eine bilden können, möglich sein, unmittelbar dem Ganzen anzugehören; wir dachten dabei an manchen einsamen Förster, Geistlichen, Lehrer, Landwirt innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen, der, seinen Raabe auf dem Bücherbrett und im

Herzen, sich seine Feiern selber im eignen Hause schaffen muß. Immerhin ist es wünschenswert, daß auch diese Einzelnen möglichst einer örtlichen oder landschaftlichen Gruppe beitreten, nicht bloß aus dem äußerlichen Grunde, weil dadurch die Arbeit der Mittelstelle sehr erleichtert und vereinfacht wird, sondern auch, weil sie selber durch solchen Zusammenschluß der gemeinsamen Arbeit, die von den Gemeinden geschieht, näher gerückt und wenigstens mit ihrem Interesse daran beteiligt werden.

Die Bildung einer Ortsgemeinde hat da keine Schwierigkeit, wo sich wie z. B. in München, Stuttgart, Hannover, Kiel, Braunschweig, Magdeburg, Hamm, Groß Lichterfelde bereits ein engerer Kreis von Raabefreunden zu einer Gedenkfeier zusammengefunden hat. Aber auch an Orten, wo dergleichen bisher nicht geschehen ist, dürfte eine Aufforderung in den Lokalblättern, wenn nur eifrige Herzen und Hände sich der Sache annehmen wollen, sicherlich wenigstens zu einem Anfange führen, der guten Fortgang verheißt. Anmeldungen von Gemeinden (mit Verzeichnis der Mitglieder), sowie von Einzelnstehenden, bitten wir an die Zentralstelle, von der gleich die Rede sein wird, einzusenden.

Wie jede einzelne Ortsgemeinde sich innerlich einrichtet — sie wird natürlich ihren Leiter und ihre Vormänner brauchen, die ihre besonderen Veranstaltungen je nach Ort und Kräften planen und ins Werk setzen — das ist ihre Sache. Weder uns Braunschweigern kann es zustehen und in den Sinn kommen, als „maßgebende Spitze" den Münchnern oder Berlinern oder Weimarern darin Direktiven geben zu wollen, noch künftig einer andern Ortsgemeinde. Unser a l l e r Haupt ist und bleibt Wilhelm Raabe, niemand sonst. Nur eine Zentralstelle oder sagen wir es deutsch eine Mittelstelle im eigentlichsten Sinn muß dasein, um die Verbindung zwischen allen herzustellen und zu unterhalten und dem Bewußtsein der E i n h e i t einen sichtlichen Ausdruck zu geben, und als Mittel dazu ein Korrespondenzblatt, einige Bogen „Mitteilungen" im Laufe des Jahres; das ist wenig, aber es genügt vorerst und läßt sich samt den anhängenden Unkosten der Mittelstelle mit einem geringen Jahresbeitrage, den jeder aufbringen kann, bestreiten. Die Aufgabe, diese Stelle zu schaffen und vorerst selber auszufüllen, m u ß t e n w i r freilich übernehmen. Denn es ging nicht wohl an, nur diese billige Anregung zu geben und andern die erste Arbeit zuzumuteu. Schließlich waren wir ja auch hier am Orte, wo der Meister vierzig Jahre gelebt hat und alle Erinnerungen an seine Person beisammen und am stärksten lebendig sind, die nächsten dazu.

Auch sprach noch ein anderes dafür. Gleichzeitig mit diesem Entwurf einer deutschen Raabegesellschaft wird Braunschweig mit einer Bitte vor die Freunde und Verehrer unseres Dichters im weiten Vaterlande treten. Es gilt, ein Denkmal für ihn in unserer Stadt zu schaffen, das seiner nationalen Bedeutung würdig ist. Nicht auf dem Friedhofe weit dadraußen, wo er ruht und einst an seiner Seite und in der Nähe die Seinen ruhen werden; dort will die Stadt ihrem Ehrenbürger den schlichten Stein erheben, dessen

Schmuck sein Name sein wird. Aber auf dem schönsten Teile des Walles, da wo die Wege vom „Krähenfelde“ her und von seiner letzten Wohnstätte am Leonhardsplatz zusammenführen, nahe dem klassischen Rondel mit den mächtigen Kastanien, auf dem der Obelisk zum Gedächtnis der beiden für Deutschland gefallenen Herzöge sich erhebt, ist ihm der Standort ersehen. Wie er noch vor Jahresfrist jedem wohlbekannt, im Schlapphut und langen Rock, leicht gebückt, auf den Stock gestemmt, hier seinen Abendweg in die Stadt zu nehmen pflegte, so könnte, hoffen wir, dereinst Künstlerhand ihn uns und der Nachwelt wiedergeben, durch die Gassen schreitend, den innern Blick zu den Sternen gewandt. Wir fangen früh an dafür zu sammeln, nicht bloß weil schon in den ersten Tagen nach seinem Tode eine hiesige Zeitung voll Eifer aber unserm Empfinden etwas vorauf auf eigene Hand einen Aufruf dazu erlassen und an die deutschen Blätter verschickt hatte und nun fortwährend Nachfragen von außerhalb kommen, wie es denn mit dem Denkmal sei und ob man Beiträge schicken könne, sondern auch weil wir damit rechnen müssen, daß wir die für ein solches größeres Standbild nötige Summe nicht in ein oder zwei Jahren zusammenbringen. Das schadet auch gar nicht: bei Rietschls Lessing hat es einst über ein Jahrzehnt gedauert; dafür ist es aber zugleich ein Denkmal der Kunst geworden. Es ist also ein Ortsausschuß in der Bildung begriffen, und zu einem weiteren deutschen Komite werden die Unterschriften erbeten werden. Das Denkmal aus Erz steht unter dem Zeichen der braunschweigischen Heimat, das lebendige aus deutschen Herzen unter dem des Vaterlandes. Wir haben es daher vorgezogen, die beiden Sachen nicht miteinander so zu verquicken, daß eine von der andern abhängig oder ihr dienstbar gemacht würde. Aber wir fühlten nun erst recht die Verpflichtung, für das, was Deutschland uns helfen soll in unserer Stadt zu schaffen, unsererseits mit einem Dienste zu zahlen, der wiederum dem Ganzen gleichwertig zu Gute kommt.

Kehren wir noch einmal zu den Ortsgemeinden zurück, so denken wir uns ihre Arbeit so, daß sie erstens fortsetzen, was bisher ohne solchen Zusammenhang von Einzelnen hier und da geschehen ist, aber nunmehr — ich bitte die Ausdrücke nicht zu eng zu verstehen — regelmäßiger, geordneter, ja systematischer zu geschehen hätte: also Vorträge aus und über Raabe einem größeren Publikum am Ort und in der Nachbarschaft zu bieten, auch mit Musik umrahmt, wie die Münchner Trauerfeier, im Eindruck erhöht durch Wilhelm Jensens Teilnahme und tiefergreifenden Epilog, ein mustergültiges Beispiel war; ferner einschlägige Aufsätze in alle dafür zugänglichen Zeitschriften und Zeitungen zu bringen, nicht gehäuft und dann wieder auf Jahre verstummend, wie es bisher war und ohne Organisation bleiben würde, sondern fort und fort in Zwischenräumen wohlverteilt, damit sie immer ein frisches Interesse bei den Lesern finden; dazu öfter kleinere Hinweise und Notizen, den Dichter und seine Werke, das Erscheinen neuer Auflagen und Ausgaben, auch die Gesellschaft selber betreffend, Urteile nam-

hafter Persönlichkeiten, die nicht zur zünftigen literarischen Kritik gehören, und dergleichen mehr. Damit ließen sich dienlich anleitende Bemerkungen verbinden, auf welchem Wege man sich in Raabe hineinfinden und einlesen kann. Denn gewiß — auch sein Haus hat hundert Türen, aber es ist doch schon mancher vom „Stopfkuchen" oder vom „Wilden Mann" abgeschreckt und nicht wiedergekommen, der, wenn er als erstes Werk des Dichters etwa „Horacker" oder auch den zweiten Band der „Erzählungen" in die Hand bekommen hätte, weiter mitgegangen und dauernd gewonnen wäre. Zu demselben Zwecke könnten die Ortsgemeinden sich mit den Volks- und Jugendbibliotheken in Stadt und Land in Verbindung halten und ihnen mit guten Ratschlägen an die Hand gehen, was von Raabes Werken vor allem und nicht bloß in einem Exemplare dort vorhanden sein muß und in welcher Folge die Beamten es den Lesern empfehlen sollen. Sind Mittel da oder findet sich ein freundlicher Geber, der solche Bücher dahin stiften will, um so besser. Es sind nachgerade doch eine ganze Anzahl kleinerer Raabescher Dichtungen in billigen Einzelausgaben erschienen bei Reclam, bei Hesse, bei den Wiesbadenern, in der Hamburger Dichtergedächtnisstiftung, in Ziehens Sammlung deutscher Schulausgaben, unter den Publikationen des Braunschweiger Jugendschriftenausschusses, auch bei Janke und Grote selber, so daß da auch für wenig Geld schon viel Gutes zu stiften ist. Wie gern sähen wir mehr, auch von den großen Werken und gerade diese, dem Volke zu den Preisen geboten, für die man heute die Klassiker und geringere Geister, die eben schon dreißig Jahre tot sind, in geschmackvollen Neudrucken kaufen kann! Es wäre das noch nötiger als eine Gesamtausgabe, die bisher immer noch durch den Gegensatz der beiden Hauptverleger hintangehalten war, und es steht zu hoffen, daß wir solcher Volksausgaben in Zukunft mehr erhalten werden, zumal ein wirklich schön ausgestatteter teurerer Druck daneben heutzutage immer und erst recht sein Liebhaber-Publikum finden würde. Auch dafür kann vielleicht zu seiner Zeit die Raabegesellschaft, wenn ihr Einfluß auf den Absatz der Werke sich erst dauernd bemerkbar macht, ein schwerwiegendes Wort der Vorstellung, das dann wohl auch seine Stätte fände, an die Verlagsstellen richten, die ja das Recht in Händen haben.

Vielleicht wird mancher hier den Plan eines „Raabe-Jahrbuchs" vermissen, das von der Gesellschaft herausgegeben werden könnte. Uns schien es besser, davon in unsern Vorschlägen abzusehen, schon um nicht zu groß zu beginnen und dann klein zu enden. Aber auch andere Bedenken sollen nicht verschwiegen werden. Ein Jahrbuch, doch zunächst für den engeren Kreis der Mitglieder selber, die ohnehin dem Meister gehören, würde wertvolle allgemein interessante und werbende Aufsätze absorbieren, die sonst einen andern Platz fänden und von da aus auf Fernstehende wirken könnten. Vor allem aber gehen dergleichen Unternehmungen erfahrungsmäßig früher oder später ins Philologische, auch ins Kleinphilologische, das wir, großenteils selber Philologen, gewiß nicht gering schätzen wollen, das aber einem

geistig wahrhaft lebendigen, auf den Menschen als solchen wirkenden Dichter, der dies erst recht noch immer mehr tun soll, gerade in dieser Richtung keinen Dienst leistet: da ist es für die Raabefreunde doch immer die Hauptaufgabe, den Dichter selber in seinen Werken an die Leute heranzubringen, nicht aber gerade vor diesen das Spinneweb der Forschung mit seinen tausend Fäden darüber zu ziehen. Indessen bleiben ja auch dergleichen Unternehmungen, wie ein solches Jahrbuch, jedermann und jeder Gemeinde unbenommen; wird doch von diesem Jahre ab auch ein „Raabe-Kalender", der allerhand Wünschen Rechnung tragen kann, herausgegeben von Otto Elster, im Groteschen Verlage erschienen. Und über alledem haben wir in unserm „Eckart", der seit Jahren in steter Treue gerade Wilhelm Raabe zu seinem Hauspatron gemacht und eine lange Reihe von Aufsätzen, die ihm geweiht waren, seinen Lesern geboten hat, eine Stelle, wo alles, was unsere Raabekenntnis und das Verständnis für seine Werke im Einzelnen vermehren kann, nach wie vor Aufnahme finden wird. So ersetzt diese Monatsschrift, deren Geist und Absichten sich mit den Anschauungen unseres Meisters vielfach berühren und die von ihm dementsprechend immer geschätzt ist, zugleich jenes Jahrbuch in dem, was es uns leisten könnte, und wirkt auf einen weiteren Leserkreis, der noch nicht auf ihn eingeschworen, aber durchgehends für ihn zu gewinnen ist. Ebendeshalb haben wir auch gedacht, für Druck und Ausgabe der „Mitteilungen" den Verlag dieses Blattes ins Auge fassen zu sollen, der dazu in geschäftlicher Hinsicht hervorragend geeignet ist, werden auch, bis die „Mitteilungen" erscheinen können, im Eckart selbst über die Entwicklung und die Fortschritte der Gesellschaft Nachrichten geben. Schriftleitung und Verlag sind uns auf das Bereitwilligste und Freundlichste entgegengekommen. Ihnen verdanken wir es und danken es herzlich, daß der Jahresbeitrag auf nur 2 Mark hat bemessen werden können und daß solchen Raabefreunden, denen auch diesen aufzubringen etwa noch schwer fiele — wir denken an Arbeiter, an Seminaristen und andere gleich wenig Bemittelte — ausnahmsweise auch für die Hälfte des Betrages Mitgliedschaft und Empfang der „Mitteilungen" in Aussicht gestellt werden kann. Die Bestellungen auf die „Mitteilungen" (mit oder ohne den „Eckart") bitten wir — gleichzeitig mit der Anmeldung zur Mitgliedschaft bei der Zentralstelle — direkt an den Verlag zu richten. Möchte der „Eckart" selber durch dieses opferfreudige Eintreten für die Sache der Gesellschaft in ihren Kreisen und darüber hinaus immer mehr die Verbreitung gewinnen, die das treffliche, deutsche Blatt ohnehin verdient!

Dem literarischen Interesse der Mitglieder glauben wir aber ferner dadurch am besten zu dienen, daß die „Mitteilungen" zurückgreifend und fortlaufend die neueren Erscheinungen der Raabeliteratur im weitesten Umfange und nach Möglichkeit vollständig verzeichnen — auch Zeitungsartikel, die Kenntnisnahme und Verbreitung verdienen — und eine knappe Notiz über Inhalt und Charakter hinzufügen. Die städtische Bibliothek in Braunschweig

sammelt seit längerer Zeit alles Erreichbare, um daraus ein Raabearchiv zu bilden, und ich darf wohl die Gelegenheit benutzen, um sowohl für dieses, wie im Interesse unserer Zusammenstellungen freundliche Mitteilungen, von schwerer zu erlangenden Sachen auch Abdrucke zu erbitten.

Weiter ist für die „Mitteilungen" ein Abschnitt in Aussicht genommen, der über die von den Ortsgemeinden getroffenen Veranstaltungen, namentlich auch über Feiern und Vortragsabende das Tatsächliche kurz berichtet; was an einem Orte wohl gelungen ist, kann anderswo Nachfolge finden. Wie oft habe ich seither Anfragen zu beantworten gehabt, welche Stellen aus Raabes Dichtungen sich am ehesten zu eindrucksvoller Vorlesung eigneten, welche Gedichte, welche Kompositionen seiner Lieder, und habe dann, weil die Erfahrungen fehlten, selber suchen und auch wohl vorbeiraten müssen!

Endlich aber und vor allem andern werden die „Mitteilungen", sobald neue Ortsgemeinden sich zusammengefunden oder wieder eine größere Anzahl Einzelstehender sich angemeldet haben, die Namen dieser Mitglieder bringen müssen. Wie Leute, die sich nie zuvor gesehen hatten, sofort mit dem Schiboleth „Raabe", weil man damit schon weiß, weß Geistes Kind der Fremde gegenüber ist, einander naherücken, wie Lippen und Herzen sich frei auftun, wie man nach rasch verflogenen Stunden wie von einem Freunde scheidet und vielleicht auch eine Freundschaft fürs Leben mitnimmt — das hat wohl jeder von uns allen schon mehr als einmal selber erlebt. Wir alle sind uns ja bewußt, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das uns in diesem Namen verbindet, keiner Übereinstimmung bloß ästhetischen Wohlgefallens entspringt, sondern aus der Tiefe des ethischen und des deutschen Menschen heraufwächst in einer Stärke ähnlich dem, das Glaubensgenossen oder Landsleute in der Fremde zusammenschließt. Darum ist es hier so, wie bei keiner anderen Gesellschaft naturnotwendig — denn es erfüllt ein Herzensbedürfnis —, daß wir alle von einander wissen und einander kennen, soweit das unter den Tausenden, auf die wir dereinst hoffen, möglich ist.

Und das führt mich zu dem Letzten, das einer kurzen Begründung bedarf, zu dem Namen der Vereinigung. „Raabegesellschaft" schien am nächsten zu liegen, da soviel andere so gebildete Bezeichnungen schon im Gebrauch sind; ich selber habe diese Bezeichnung wiederholt hier der Kürze halber gebraucht und es steht zu erwarten, daß auch andere uns der Kürze halber so nennen werden. Aber Kürze ist nicht immer das Beste. Jene anderen Gesellschaften unterscheiden sich bei aller äußeren Ähnlichkeit doch insofern sehr von der unsrigen, als sie ein persönliches, sittliches Verhältnis zu dem Menschen, nach dem sie sich nennen, und ein solches Verhältnis ihrer Angehörigen unter einander weder voraussetzen, noch in dem Namen zum Ausdruck bringen wollen. Es klingt ein kälterer Ton aus der bloßen Zusammensetzung hervor, als der durch unsere Gemeinschaft gehen sollte. Ein Hauch von Raabes Gemüt, so dachten wir, müßte schon den Namen durchwehen. Und da bot sich nichts Eigneres und Redenderes, als das schöne

Wort, das er selber mit Vorliebe auf die anwandte, die nicht bloß seine Leser, sondern seine „Liebhaber" im besten Sinne waren: „Meine Freunde". Das haben wir denn aufgenommen und wollten lieber, daß von der Bezeichnung „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes" das erste äußerliche als das zweite vielsagende innerliche Wort der beliebten Verkürzung zum Opfer fiele.

Ich komme zum Schluß. Es sind nur Umrisse eines großen und weitläufigen Baues, die ich habe verzeichnen und empfehlend vorlegen können. Mancher wird den Kopf dazu schütteln und meinen, das Ganze sei eine idealistische Phantasie, die sich nicht werde verwirklichen lassen. Wir haben einen besseren Glauben zu der weiten, bisher verstreuten Gemeinde Wilhelm Raabes und zu der Kraft seines Namens und seines Geistes. Gewiß ist aller Anfang schwer, und manche praktische Schwierigkeit, die hier übersehen oder unterschätzt ist, wird sich erst noch zeigen und viel Mühe machen. Sollte sich im weiteren Lauf der Vorarbeiten oder bei der Arbeit selber herausstellen, daß der Plan in Einzelheiten verfehlt, daß eine Abänderung, ja vielleicht eine tiefgreifende Umgestaltung nötig wäre, um das Werk dauerhaft aufzurichten, so werden wir gern auch dazu mit die Hand anlegen. Wir haben nichts bieten können und wollen, als einen erstmaligen elementaren Entwurf als Unterlage eines praktischen Versuchs, zusammenzukommen und zusammen zu wirken. Zum 8. September d. J. aber, den Braunschweig als den achtzigsten Geburtstag eines Lebenden zu feiern hoffte und der nun der Tag einer Gedenkfeier werden wird, laden wir die Freunde Wilhelm Raabes, insbesondere Vertreter der Ortsgemeinden ein, hier mit uns zu tagen, Gedanken und Erfahrungen auszutauschen und, wenn nötig, am Bau zu bessern, was gebessert werden kann. Bis dahin aber versuchen wir es in Gottes Namen und greifen wir die Sache an mit demselben freudigen Optimismus, der den Meister selber, obwohl er der Welt und den Menschen bis auf den tiefsten, oft so dunkeln Grund sah, immer wieder werben und rufen und weisen und immer hoffen ließ, daß er sie doch noch gewinnen und in seine Bahnen ziehen könne!

Damit bin ich am Ziele und stelle nun noch einmal übersichtlich die Hauptpunkte des Plans, die im Vorstehenden erörtert sind, so formuliert zusammen, wie wir sie im engeren Kreise der „Kleiderseller" beraten und vorzulegen beschlossen haben:

Entwurf einer „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes".

1. Die „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes" erstrebt den Zusammenschluß aller Deutschen, die in dem Dichter und Menschen den Gestalter und Lehrer deutschen Lebens und Denkens, wie es sein soll, erkennen und es danach als ihre Aufgabe ansehen, ihm nachzuleben und seinen vorbildlichen künstlerischen und sittlichen Einfluß auf unsere Nation zu stärken und auszubreiten.

2. Sie setzt sich zusammen aus örtlichen und landschaftlichen Raabegemeinden, die ihrerseits in aller Freiheit nach eigenem Ermessen im Dienste

dieser Aufgabe arbeiten, insbesondere durch Vorträge über den Meister und seine Werke, Vorlesungen daraus, Aufsätze und Hinweise in den ihnen zugänglichen Zeitschriften und Zeitungen, Verbreitung seiner volkstümlichsten Dichtungen in Volks- und Jugendbibliotheken und dergleichen Veranstaltungen mehr.

3. Raabefreunde, die nicht am Orte oder in der Nähe einer Gemeinde wohnen, können auch als Einzelne Mitglieder der Gesellschaft werden.

4. Eine Mittelstelle, die bis auf weiteres in Raabes Heimatstadt Braunschweig ihren Sitz hat und von dem mitunterzeichneten Justizrat Louis Engelbrecht daselbst, Wolfenbüttler Straße 56, verwaltet wird, nimmt die Anmeldung der Gemeinden und einzelnen Mitglieder entgegen und vermittelt den Zusammenhang der Gesellschaft.

5. Zu diesem Zwecke wird sie, wenn der Bestand der Gesellschaft durch eine genügende Anzahl von Anmeldungen gesichert und demnächst die feste Verbindung hergestellt ist, regelmäßige „Mitteilungen“ herausgeben, die unter anderem Verzeichnisse der Ortsgemeinden und sämtlicher Mitglieder, kurze Nachrichten über deren Veranstaltungen und eine fortlaufende möglichst vollständige Zusammenstellung der Raabeliteratur im weitesten Umfange bringen werden. Die „Mitteilungen“ können als Beilage des deutschen Literaturblattes „Eckart“, aber auch für sich allein von dessen Verlage und zwar zu 2 Mk. im Jahre bezogen werden. Darin ist der Mitgliedsbeitrag für die Gesellschaft einbegriffen. Es steht den einzelnen Gemeinden zu, ihre besonderen Kosten durch eine entsprechende Umlage zu decken.

6. Von den Eingängen werden Druck- und Zustellungskosten der „Mitteilungen“, ferner die Auslagen der Zentralstelle für Schreib- und Drucksachen, die die Gesamtheit angehen, bestritten; der etwaige Überschuß kommt bis auf weiteres (vgl. unter 7) der Sammlung für die Errichtung eines Raabedenkmals in Braunschweig zugute.

7. Bildung und Ausbau der einzelnen Gemeinden bleibt diesen selber überlassen, die endgültige Begründung und Gestaltung der Gesellschaft in ihrer Gesamtheit aber einer Versammlung ihrer Angehörigen und Vertreter vorbehalten, die zum 8. September d. J., dem 80. Geburtstage Wilhelm Raabes, nach Braunschweig einberufen wird.

Braunschweig im Februar 1911.

Namens der „Kleiderseller“:

Justizrat Louis Engelbrecht.
Prof. Ernst Bergmann. Prof. Dr. Konrad Koch.
Regierungsrat Dr. Hans Reidemeister. Dr. Hans Martin Schultz.
Oberschulrat Dr. Wilhelm Brandes (Wolfenbüttel).

Sein letztes Gedicht. (Nachdruck verboten.)

[In der kurzen Selbstbiographie, die Wilhelm Raabe seinem Bilde im Heidjerkalender für 1907 beigegeben hatte, lesen wir, daß die jüngste seiner Töchter, „ein liebes schönes Mädchen, sechzehnjährig ihren Eltern am Johannismorgen 1892 durch den Tod genommen wurde — durch Aurora geraubt". Wie tief ihn dieser Verlust getroffen hatte, bezeugt die nur den Nahestehenden verständliche Bemerkung im Vorworte zur zweiten Auflage der „Drei Federn" 1895: „Die Zahl achtzehnhundertzweiundneunzig am Ende (der Erzählung) hat für ihn (den Verfasser) persönlich etwas recht Unheimlich-Tragisches an sich; doch soll das den Freunden in der Diaspora die Stimmung nicht verderben". Und mehr noch die wehmütig verklärte Rückerinnerung an die Klage der Mutter in „Altershausen": „O das schöne Wetter, und mein Kind nicht mehr dabei!" — Aber das große Leid suchte doch auch noch andern Ausdruck, als diese knappen Prosasätze, und er fand ihn für sich selber in den folgenden tief ergreifenden Verszeilen, soweit sich sehen läßt, dem letzten Gedichte, das er überhaupt geschrieben hat. Vielleicht hatte er die Absicht, es noch zu erweitern — darauf deutet wenigstens die Art der Niederschrift auf der ersten, dritten und vierten Seite des gefalteten Blättchens, auf dem es sich vor wenigen Tagen gefunden hat. Aber auch so läßt es nichts vermissen und sagt alles, sagt es so rein und schlicht und herzbewegend, daß es gewiß zu dem Allerschönsten gehört, das wir von dem großen, innerlichen, verhaltenen Lyriker besitzen. Die Güte der Familie gestattete uns, es den „Freunden" als Weihestück der ersten „Mitteilungen" zu bieten. W. Br.]

Die Thür war zu. Verschlossen war die Thür.
Jenseits ihr Spielplatz! Jenseits alle hellen Wege
für ihre kleinen Füße.
Jenseits der Garten und der Frühling; —
Diesseits der Thür die Dämmrung und das Fieber,
die Dämmerung, die zur Nacht wird, und der Weg,
der langsam, langsam abwärts führt —
Wohin? Wohin?!

Und an die Thür kam's dreimal,
dreimal drückte ein kleiner Mund sich an das harte Holz,
dreimal erklang's — hell,
helle und noch heller:
Adieu!
Adieu! . . .
Adieu! . . . .

So trennten sich die Wege



Raabe-Schriften.

Von Dr. Hans Martin Schultz (Braunschweig).

I.

Um den Raabefreunden, die sich genauer über Wilhelm Raabes Leben und die Würdigungen seines Schaffens unterrichten wollen, die Auffindung des Stoffes zu erleichtern, soll in den „Mitteilungen" hier regelmäßig zusammengestellt werden, was an Abhandlungen über den Dichter im Druck erschienen ist. Ich bitte alle Freunde der Werke Raabes, mir für diesen Zweck zusenden zu wollen, was an neuen Arbeiten über den Meister erscheint, oder wenigstens darauf hinzuweisen, besonders aber auch ältere Aufsätze und Besprechungen mir wenigstens leihweise zugänglich zu machen. Da für die Zeit bis 1909 bereits eine vortreffliche Bibliographie von Prof. Dr. Hermann Anders Krüger im Eckart III, Nr. 11 veröffentlicht ist, beginne ich mit den Arbeiten, die nach Raabes Tode erschienen sind. Von Zeitungsartikeln kann ich nur die inhaltreicheren — soweit sie mir zu Gesicht gekommen sind — berücksichtigen. Für eine eingehende Besprechung der einzelnen Aufsätze ist leider kein Raum, doch wird Gegenstand und Wert kurz angedeutet werden.

Von Wilhelm Raabe selbst sind außer dem Roman „Altershausen" und der ersten Seite von „Der gute Tag oder die Geschichte eines ersten Aprils" (Phot. in Spiero, W. R.) zwei ungedruckte Gedichte veröffentlicht, nämlich „Lieder der Völker" vom 8. Juni 1861 in der Nationalzeitung 31. 12. 10 und „Die Regennacht" vom 23. Oktober 1861 im Eckart V. 6., S. 419 f. Briefe an seine Stuttgarter Freunde teilt Rudolf Krauß im Schwäbischen Merkur 1910 Nr. 533 mit (vgl. Braunschw. Landesztg. 20. 11. 10), zwei an Karl Schönhardt das Neue Stuttgarter Tageblatt 1911, 75 (das Gedicht ist bereits im Eckart gedruckt), über seinen Aufenthalt in Schwaben an Dr. Jäckh die Heilbronner Neckarztg. 17. 11. 10, über seine 40 Jahre der „Karenzzeit" an Max Kretzer: Der Tag 27. 11. 10 einen Dank für die Zusendung eines Buches über Lütkemann: Hildesh. Courier 21. 11. 10, einen Brief nach Hans Hoffmanns Tode: Lpz. Tagebl. 29. 11. 10, zwei an eine Dame: Braunschw. Landesztg. Sonntagsbeilage 21. 5. 11 und an einen angehenden Schriftsteller: Die Tägl. Rdschau. Unterh. 18. 11. 10 (und in vielen andern Blättern).

Von den Veröffentlichungen über Raabe **in Buchform** sind zunächst zwei vortreffliche Gesamtdarstellungen zu nennen, die sich in dankenswerter Weise ergänzen: „W. R. wie er war und wie er dachte. Gedanken und Erinnerungen von Dr. Fritz Hartmann, 71 S. 8°, Hannover 1910. Adolf Sponholz 1,20 M. Die fünf Kapitel (Was er uns war, Tag um Tag, Die redlichen Kleiderseller, Spiegelungen und Corvinus censor) sind ein Abdruck der gleichen Aufsätze im Hannov. Courier 16.—26. 11. 10. Das Buch, dessen Wert besonders darin liegt, daß es die Frucht eines anderthalb Jahrzehnte langen persönlichen Verkehrs mit dem Dichter ist, schildert uns höchst fesselnd vor allem W. R. als Menschen, nach seinem Aussehen, seinen Lebensgewohnheiten, seinen Beziehungen zu verschiedenen Städten, seinem Freundeskreise, und das alles mit einer geradezu überraschenden Lebendigkeit und Lebenswahrheit, daß man den Dichter zu sehen und seine Stimme zu

hören glaubt. Dabei ist nichts verlindert und nichts verwitzelt, nichts verzierlicht und nichts verkritzelt. Dazu kommen Bem. über Rs. Stellung zu Jean Paul, zu Bismarck, zu den Welfen, Urteile über zeitgenössische Autoren und über seine eigenen Bücher. Diese Urteile sind, wie auch der Verf. betont, mit Vorsicht aufzunehmen, da sie oft nur die Stimmung eines Augenblicks wiedergeben. — Das Hauptgewicht auf den Dichter legt das Büchlein von Dr. Heinrich Spiero (ein erweiterter Abdruck des schönen Essays in Velhagen u. Klasings Monatsheften XXV. 5): „W. R. mit 18 (sehr schön ausgeführten) Abbild. Velh. u. Klasings Volksbücher Nr. 14. 1911. 33 S. Lex.-8° 60 ₰. Das Persönliche ist hier nicht vernachlässigt. Aber es kommt Spiero darauf an zu zeigen, daß, wie bei jedem Großen, das Bild des Menschen ganz mit dem des Dichters zusammengeht. Im Anschluß an das Leben werden die Werke besprochen, und zwar so, daß mit glücklicher Hand stets das Wesentliche herausgegriffen und mit künstlerischem Takte zu einem literarischen Gesamtbilde vereinigt ist. Besonders fein sind die Ausführungen über Raabes Stilkunst und seine Verwendung eines stimmunggebenden Leitmotivs, seine Weltanschauung, die den Helden auch im Unterliegen siegen läßt, seinen Humor, seinen Realismus, seine Vaterlandsliebe und die Vergleiche mit verwandten Dichtern. Den Schluß bilden eine Anzahl Sprüche Raabes und eine Liste zum Einlesen in seine Bücher. Es ist ein Heft, das ganz besonders geeignet erscheint für eine erste Einführung in Raabe. — Zwei Osterprogramme von 1911 beschäftigen sich mit unserm Dichter: Dir. Dr. Max Adler „W. Rs. Stopfkuchen", Salzwedel 1911. Adler geht davon aus, daß Raabe den Stopfkuchen einmal als sein bestes Buch bezeichnet hat mit der Begründung, da habe er die menschliche Canaille am festesten gepackt. Der Verf., der schon mehrere treffliche Arbeiten über den Meister geliefert hat, skizziert kurz die Entwicklung von Raabes Weltanschauung, um Stopfkuchen einzureihen. Er findet die meisten Beziehungen zu Abu Telfan und weist mit lebendiger, psychologisch eindringender Charakterisierung der Personen nach, wie Raabe hier die menschliche Canaille gepackt hat. In der Überwindung der Lebensnot geht Stopfkuchen noch über Abu Telfan hinaus und erweist sich als ein Meisterstück, wenn auch nicht als sein bestes Werk. Dagegen lehnt der Verfasser die Deutung Sts. auf Raabes dichterisches Schicksal ab. — Abu Telfan und Stopfkuchen nennt nebeneinander auch der Seminarlehrer Wilhelm Börker in seinem Programm des Braunschw. Lehrerseminars „W. R. zum Gedächtnis." Im ersten Abschnitte stellt der Verfasser eine Liste auf, in der Raabes Schriften in fünf Gruppen geordnet sind, vom Leichteren zum Schwierigeren ansteigend, um Außenstehende zu Raabe hinanzuführen. Das 2. Kapitel behandelt als Beispiele für Raabes stille Lebenssieger Frau Claudine und Stopfkuchen, den er übrigens auf des Dichters Ringen bezieht. Hier findet sich S. 9 eine bemerkenswerte Äußerung Raabes über Pessimismus. Der 3. Teil untersucht Raabes Beziehungen zur Heimatkunst, der 4. Raabe als Lyriker, und der letzte Teil huldigt dem Seelenkünder in Prosa und in einem Gedichte. (Von dem Interesse der Lehrerschaft für W. R. zeugt auch der warm empfundene Gedenkaufsatz von C. Siewert in der Posener Lehrerzeitung 1. 12. 10 und die vortreffliche „Aufforderung zum Lesen von einem Dankbaren" (L. Bauer) in der Freien Bayer. Schulzeitung 8. 12. 10.) An

Raabes Begräbnistage erschien der III. Band von Alfred B i e s e s „Deutscher Literaturgeschichte". Während sein Buch vom Jahre 91 „Fritz Reuter, Heinrich Seidel und der Humor in der neueren deutschen Dichtung" nur etwa 20 Zeilen für Raabe übrig hatte, hat sich des Verf. Verhältnis zu Raabes Werken inzwischen so erweitert und vertieft, daß der Dichter jetzt auf S. 242—258 eine eingehende Würdigung erfährt, die besonders bei der sogenannten Trilogie verweilt, aber auch sonst von warmer Anerkennung getragen wird und sich am Schluß zu dichterischem Schwunge erhebt. Dieses Kapitel ist dann im Dez. 1910 in Nr. 11 und 12 der „Propyläen" (München) abgedruckt worden, und damit kommen wir zu den **Zeitschriften** und **Zeitungen.** Zuerst die Aufsätze **biographischer** Art. Über den T o d R a a b e s und die Beileidsbezeugungen angesehener Persönlichkeiten und Körperschaften aus ganz Deutschland finden sich naturgemäß die ausführlichsten Mitteilungen in den Braunschweiger Zeitungen: Landeszeitung Nr. 537 vom 16. 11. 10 sowie 538, 539, 540, 541; Allgem. Anzeiger 270 vom 18. 11. 10, Neueste Nachrichten 270, Anzeigen 270 und 271. Das Begräbnis Raabes wurde beschrieben: Landeszeitung 542 vom 19. 11. Abd., Neueste Nachr. 272, Anzeigen 272. Hier sind auch die Reden wiedergegeben, die dabei gehalten wurden. Die herzbewegenden Worte, die Wilhelm Brandes an der Gruft sprach, sind auch sonst abgedruckt, so in der Heimstatt S. 181 f, in der Tgl. Rundschau vom 27. 11., in der Nordd. Allg. Ztg., zum Teil auch im Berl. Tagebl., vor allem in den Bayreuther Blättern 1911: „Ein Gedenkblatt für W. R.", wo A l e x. W e r n i c k e eine fein getönte Schilderung der Beisetzung bietet. Sonstige Stimmungsbilder von Raabes Begräbnis, teils schlicht und herzlich, teils etwas preziös, lieferten K a r l L o r e n z (W. Rs. Marsch nach Hause) im Hamb. Corresp. 20. 11. 10, N o r b e r t J a q u e s (das Begräbnis eines deutschen Dichters) Frankf. Ztg. 21. 11. 10 Abendbl. und Osnabr. Ztg. 23. 11.; J. K. Hamb. Nachrichten 20. 11., ho (der letzte Gang) Neue Hamb. Ztg. 20. 11., Dortmunder Generalanz. 21. 11. und „W. Rs. Marsch nach Hause" Anzeiger Münster i. W. 20. 11. von F. C a s t e l l e.

Über „Raabes Jugendzeit" berichten viel Neues drei sehr eingehende und sorgfältige, zum großen Teil auf Mitteilungen Raabes und seiner Familie beruhende Artikel von H e r m. A n d e r s K r ü g e r im Eckart V 6 S. 386—397 (Vorfahren, Kindheit und Schule), V 7 S. 454—460 (Raabe in der Buchhandlung und seine Lektüre) (vergl. auch die Spukgeschichte bei Hartmann 47) und V 8 S. 521—532 (Student und Schriftsteller bis 1862). In der Rhein.-westfäl. Ztg. Essen 19. 11. 10 schildert Hanns Martin E l s t e r „Eine Wanderung durch W. Rs. Heimat." W. Rs. S t u d e n t e n w o h n u n g in Berlin beschreibt ein kleiner Aufsatz in der Tgl. Rundschau 19. 11., im Lokalanzeiger 21. 11. (und öfters). Das alte Raabehaus Br. Landeszt. 31. 5. 11. Nach diesen Schilderungen hat R., wie es sich für einen Dichter gehört, in einer Dachwohnung gehaust: Nach Krüger wohnte aber R. auf der Spreegasse im ersten Stock. Die Sperlingsgasse war schon 1904 in der Tgl. Rundschau und Br. Landesztg. geschildert; nun erzählt Otto B u c h m a n n (Brschw. Landesztg., Sonntagsbeilage 7. 5. 11) von „Dem Letzten aus der Sperlingsgasse". Des Dichters Tochter, Fräulein M a r g a r e t e R a a b e erzählt in der Woche Nr. 48 v. 26. 11. 10 von der alten Öllampe, bei deren

Schein ihr Vater die „Chronik" geschrieben hat. Sie ist dann mit nach Stuttgart und Braunschweig gewandert und hat 1904 beim Jubiläum der Sperlingsgasse auf dem Schreibtische gebrannt und die (hier abgedruckten) rührenden Verse der treuen Gattin beleuchtet, die schönste Freude des Dichters an jenem Ehrentage. Hier kommt auch der schöne Grenzbotenaufsatz (69. 48) von Hänlein in Betracht, „W. R. und Berlin", der sich aber mehr mit den Werken Rs. beschäftigt. — Raabe in Stuttgart: Das warm empfundene „Gedenkblatt" von Wilhelm Jensen im Eckart V 6. S. 375—386 schildert besonders die Zeit von 1865—66, wo Preußen die führende Rolle in Deutschland übernahm, was den beiden Freunden zeitweise die Sympathie der schwäbischen Bekannten raubte. Den Stuttgarter Freundeskreis behandelt ganz ausführlich Leonard Korth in der Literar. Beil. der Köln. Volksztg. 5. 1. 11. Der Stuttgarter Beobachter 7. 12. 10 nennt Raabe 1867 als Mitglied des Spar- und Konsumvereins. Der prächtige Aufsatz von Jäckh im Heilbr. Unterhaltgsbl. (Neckarztg.) 17. 11. 10 stellt die Schilderungen Schwabens in Raabes Werken zusammen. — Und nun Raabe in Braunschweig: Neue Hamb. Ztg. 19. 11. 10 „Der Dichter und seine Stadt" (vergl. auch oben Spiero S. 1). Mit der Innigkeit alter Freundschaft schildert Louis Engelbrecht „Stätten Braunschweigs, die ihn kannten" im Eckart V 6, S. 408—14. Es schrieb über „W. R. und sein Heim" Spiero in Nord und Süd Jan. 1910 und Heimstatt Jan. 1910, einiges auch Lpz. Tageblatt 16. 11. 10. „Aus W. Rs. Heim und Leben" Württemb. Ztg. Stuttg. 16. 11. 10. Über die „Kleiderseller" schrieb Otto Elster in der Unterhalt.-Beilage der Tägl. Rundschau 19. 11. 10. Der Aufsatz „W. R. im engen Freundeskreise" von H. N. Schlesische Volksztg. 18. 11. 10 ist nur ein Auszug aus Brandes' größerer Arbeit über die Kleiderseller im Eckart I. 12. Den langjährigen Bankgenossen Raabes in Herbsts Weinstube, Herrn Tellgmann, erwähnt mit freundlichen Worten Dr. Düsel in der Neuen Rundschau XXII. 1 S. 103, wie Hartmann auf S. 27 seines Buches, das für die Abende bei Herbst immer zu vergleichen ist. Wilhelm Scholz schildert „W. R. als Menschen" in der Braunschw. Landesztg. 16. 11. 10 (auch im Stettiner Generalanz. 18. 11. 10). Roda Rodas Plauderei in der Berliner Zeitg. am Mittag, die durch viele Blätter ging (z. B. Brschw. Allg. Anz. 22. 11. 10) ist voll von gänzlich unzutreffenden Angaben, ja geradezu als häßliche Karikatur zu bezeichnen. Nur eins: Seit 12 Jahren hat Raabe außer Korrekturlesen nichts getan als Briefe beantwortet, und da heißt es hier: „Der alte Herr beantwortete keine Briefe." Mit Entrüstung darüber betont Robert Lange in seinem Artikel über Rs. Lebensgewohnheiten (Lpz. Tagebl. 29. 11. 10) daß R. stets alle Briefe beantwortet habe, und Hans Land in dem illustriert. Aufsatze in Reclams Universum 27, 9 (1910, 46) sagt: „Er führte eine ausgebreitete Korrespondenz mit Freunden und Anhängern. Das war wohl der einzige Zug, den Raabe mit Ibsen gemein hatte, daß beide jede kleinste schriftliche Anfrage, jeden Kartengruß freundlich beantwortete." Für unwahrscheinlich, schon aus tatsächlichen Gründen, halte ich die Anekdote von Raabe und dem Gipsfigurenhändler, die zuerst im Risaer Tagebl. (25. 11) stand, dann in der Jenaer Ztg. 26. 11., in den Kieler Nachr., den Oldenb. Nachr. und der Neustrel. Landesztg. — Zahlreich sind Erinnerungen an Raabe, Be-

s u ch e bei ihm und gelegentliche B e g e g n u n g e n geschildert. Besonders wertvoll und schön geschrieben sind die Erinnerungen von Wilhelm S p e ck im Montagsblatt der Magdeburger Ztg. vom 12. 12. 10 und von Theodor R e h t w i s ch in der Unterhaltungsbeilage des Berl. Lokalanzeigers vom 13. 12. 10. Ferner nenne ich Ferdinand G r a u t o f f „W. R. zu Hause" Lpz. Neueste Nachr. 18. 11. 10; Maximilian J a b u s ch (Generalanz. Halle a. S. 19. 11. 10) erzählt hübsch von einem Besuche, den er als Primaner R. gemacht hat. Dabei habe dieser gesagt, Konrektor Billerbeck, „ein lieber und guter Mensch", hätte ihm als Modell zum Eckerbusch und Noah Buchius gedient. Der hessische Dichter Alfred B o ck beschreibt einen Besuch im Stuttg. Neuen Tageblatt 19. 11. 10; Margarete E r d m a n n schildert ansprechend ein Zusammentreffen mit Raabe in der Sonntagsbeil. d. Braunschw. Landeszeitung 21. 5. 11, wozu übrigens zu bemerken ist, daß ich oftmals Gelegenheit gehabt habe zu sehen, welche ritterliche Höflichkeit Raabe Damen gegenüber an den Tag legte. „W. u. R. und die Jugend" von O. B u ch m a n n und Kurt M e y e r (vgl. dazu die Berichtigung von Wilhelm Brandes), Braunschw. Landesztg. 2. 12. 10, „W. R. und Moritz Lazarus" (Voss. Ztg. 19. 11. 10). Erinnerung an W. R. von Prof. K ü f f n e r - Nürnberg: Fränk. Kurier 1. 12. 10. Hanns F e ch n e r erzählt in der Woche 1910 Nr. 48 „Wie ich Raabe malte". Die Erinnerung von Schultes (Einl. zu der Hesseschen Ausgabe von Frau Salome) ist in einigen Zeitungen verwertet. Norbert J a q u e s druckt den Aufsatz über Raabe und Liliencron „Eine Reise nach Braunschweig" aus der Köln. Ztg. 29. 8. 09 unter dem Titel „Begegnungen mit W. R." wieder ab am 17. 11. 10 im Beiblatt der Nationalztg,. zu Nr. 419. Endlich schildert Prof. Hans F r e y t a g (Br. Landesztg. 3. 1. 11) die Raabegedächtnisfeier am 7. Wintersonnenwendfeste der Brüder vom Großen Sohle, deren Ehrenmitglied Raabe an seinem letzten Geburtstage geworden war.

Wir wenden uns nun zu den **literarischen** Würdigungen Raabes. Zwei Aufsätze, die von Landau und Hagemann, sind in vielen Dutzenden von Zeitungen abgedruckt. Beide knüpfen an das Symbol des Todes, den Schüdderump an, Dr. Paul L a n d a u zeigt aber (z. B. Neue Hamb. Ztg. 538, Westf. Ztg. 271, Hamb. Nachr. 1911, 6), daß aus Rs. Dichten die Überwindung des Todes, der strahlende Sieg des Lebens hervorleuchtet. Der Tod bedeutet auch ihm den Eingang zum wahren Leben, und so werde auch bei R. mit dem Sterben eine reinere, stärkere Wirkung seiner Werke einsetzen. Er vergleicht Rs. Schaffen mit dem vielgestaltigen Werke eines gotischen Meisters, etwa dem Sebaldusgrab, das mit seinen tausend Einzelheiten und den bizarren Wundern der Form den Blick auf das Einzelne lenkt und erst dem weit Zurücktretenden sich in der strengen Einheit seiner Konzeption erschließt. Das Gesamtwerk Rs. gleiche einem unsrer gewaltigen Dome, die ein Abbild von Himmel, Hölle und Erde sind und neben dem Heiligen und Erhabenen auch im Kleinwerk dem Grotesken einen Platz einräumen. August H a g e m a n n (z. B. Magdeb. Ztg. 585, Nordd. Allgem. 270) meint, zwei Dichter hätten besonders stark auf R. gewirkt, Jean Paul und Dickens. Von Dickens trenne ihn aber die Tiefe seiner Weltanschauung. Während ferner der Engländer vor allem Gesellschaftsschilderer sei, möchte er R. den Dickens des deutschen Gefühlslebens

nennen. Niemand habe so fein wie R. jenes Doppelwesen des Deutschen erkannt, daß in ihm zugleich ein Erzphilister und ein Erzidealist schlummert. Über Rs. Verhältnis zu Jean Paul und Dickens spricht auch der Kujawische Bote Hohensalza 19. 11. Raabes Verschiedenheit von Jean Paul betont die Berliner Börsenztg. in einem guten Aufsatze vom 16. 11., Theodor Heuß in der Hilfe 27. 11. und am entschiedensten Fritz Hartmann S. 14—17 seines Buches. Von den Gesamtwürdigungen in Zeitschriften nenne ich an erster Stelle zwei, deren Herzlichkeit man es anmerkt, daß sie aus langjähriger persönlicher Bekanntschaft mit dem Dichter erwachsen sind. Franz Hahnes reich illustrierter Aufsatz (Zeit im Bild VIII. 49) gibt mit warmen Worten ein anschauliches Bild von Rs. menschlicher und dichterischer Eigenart, indem er dabei die Anklänge seiner Kunst- und Weltanschauung an Schopenhauer betont. Ludwig Lösers „Abschiedsgruß" (Westermanns Monatsh. 55, 5 Jan. 11) bringt den Nachweis, daß Rs. Wesen durch und durch deutsch war. Das zeige die seelische Tiefe, das innige Empfinden und der starke Wille, der sich zwar nicht in Stoßkraft und Wagemut, aber in Zähigkeit und Bewahrung des eigenen Selbst äußert. Frei und treu sei Raabe, treu der Familie, der Heimat, dem Vaterlande. Seine Bemerkungen über den Humor definieren ihn als Überlegenheit, die aus dem Gemüte stammt. Über den Humor im allgemeinen und bei Raabe sprechen die meisten Autoren. Als bedeutsam nenne ich außer Löser und Hahne: Spiero (S. 10—12 seines Buches und Lpz. Tageblatt 16. 11. 10), Lorenz (Hamb. Corresp. 18. 11.), Falkenberg „Am offenen Grabe eines Großen", Efeuranken Jan. 1911, W. S. in „Nach der Schicht" Essen II. 12. Berl. Börsenztg. 16. 11., Marie Speyer (Hochland VIII, 4), Baberadt (Niederrhein. Nachr. Duisbg. 279) und Lpz. Illustr. Ztg. 3517. Schon Hans Hoffmann hatte in seinem Büchlein es mißbilligt, daß man R. schlechtweg als Humoristen bezeichne. Und so betonen auch mehrere Verf., daß dies für das große Publikum irreführend sei, z. B. die Rhein. Westf. Ztg. Essen 17. 11., Herm. A. Krüger (Woche 1910, 48) und Walter Baetke in dem schönen Türmerartikel (XIII. 3). Mittendorf S. 114. Biese sagt S. 258: „Man würde R. seine tragischen Werke kaum zum Vorwurf machen, wenn er nicht unglücklicherweise ein für allemal zum Humoristen gestempelt wäre." Am nachdrücklichsten spricht das Friedrich Daab aus in seinem prächtigen Nekrolog (März IV. 23): „Am wenigsten wird man ihm gerecht, wenn man ihn einen Humoristen nennt. Seitdem gar ein Metallputzmittel mit dem Namen Humor auftritt, ist es ganz aus, daß einer verstände und wüßte, was ein Humorist ist." Zum Beweise sei hier die denkwürdige Charakteristik des Lokalanzeigers 16. 11. angeführt: „Der Dichter des Hungerp. und der Chr. d. Sp. und vieler anderer Werke, die unser Volk das Lächeln lehrten." Das deutsche Wesen Rs., von dem oben die Rede war, betont des Dichters nun auch verstorbener Freund Konrad Koch in der Braunsch. Heimat 1911, 1 besonders im Hinblick auf die Sittlichkeit, Max Adler (Hallesche Ztg. 23. 11. 10) und Karl Lorenz (Hamb. Corr. 18. 11.) A. St. nennt ihn im Pirnaer Anz. 18. 11. der Deutschesten einen und einen Herold des Reiches, und die Rhein.-westf. Ztg. Essen 17. 11 überschreibt ihren Nachruf „Raabe der Deutsche". Besonders schön führt das Paul Wertheimer in seinem poetisch gestimmten Artikel (Wiener N. Fr. Pr. 20. 11.) aus. Das zwingend Deutsche

liege in der ganzen in Innigkeit getauchten Atmosphäre der Bücher dieses Meisters, in denen alle Gestalten aus des Knaben Wunderhorn noch einmal Einkehr hielten. Und W. S. in „Nach der Schicht" Essen 25. 3. 11 meint: Wird dieser Dichter herrschend in deutschen Landen, so kommt vielleicht auch die Zeit, da man nicht nur wird sagen können: Das Moralische versteht sich immer von selbst, sondern auch: das Nationale!

Carl Busse, der in einem längeren Gedenkartikel im Daheim 47, 9 R. mit dem Glockensucher in Andersens Märchen vergleicht, hebt hervor, seine Bedeutung liege nicht im rein Poetischen und erschöpfe sich nicht darin, er gebe uns noch mehr ethische als ästhetische Werte. Mit seinem köstlichen „Trotz alledem!" gibt er uns Geduld, Kraft und Mut, von ihm geht eine Läuterungskraft aus, die uns die Brust weitet. Auch Dr. Marie Speyer in ihrem herrlichen Essay über Raabes dichterische Persönlichkeit im Hochland VIII. 4 feiert unter anderem R. vor allem als Erzieher seines Volkes und des einzelnen. Als ein solcher erscheint er auch Fr. Mittendorf (Die Heimstätten des Idealismus in W. Rs. Leben und Dichtung, Braunschw. Schulblatt 24, Nr. 5, 6 u. 7), der mit begeisterten Worten einen Hymnus auf den Idealismus singt, den der Dichter im eigenen Leben, im Kampfe gegen äußere und innere Mächte, bewährt, und dem er in seinen Werken so manche Stätte bereitet hat, die wir mit dem Verf. durchwandern. Der Kantforscher Wernicke (Bayreuther Bl. 1911) nennt ihn den echten Idealisten. „Er fühlt, daß seine Kraft nicht aus der flüchtigen Welt der Erscheinungen stammt, und daraus erwächst ihm der Mut, sich selbst und andere zu bilden und die spröden Dinge zu formen im festen Glauben an das Wahre, Gute und Schöne, dessen er sich freuen darf und kann, wo immer er es schaut." Fr. Düsel (Die Neue Rundschau XXII. 1) formuliert Rs. Weltanschauung dahin, Lebensleid und Lebensfreude gehöre untereinander innig zusammen. Glück sei die Fülle des Erlebens, ob Regen oder Sonnenschein, mache nicht die Hauptsache aus. „Die Hinterlassenschaft des Erlebens im Menschen, der Niederschlag, den er festhält, das in sich Verarbeiten — daraus erwächst das Glück." Über den Zwiespalt in der Seele des Dichters, in der Optimismus und Pessimismus mit einander ringen, spricht Fritz Marti, Neue Züricher Ztg. 16. 11. 10. Daß Raabe Idealist und nicht Pessimist sei, betont Marie Speyer (Köln. Volksztg. 19. 11. 10 u. Hochland VIII. 4), Börker S. 9, Spiero (Eckart V. 6), Krüger (Woche 48), Baß (Bohemia 1910, 246) und besonders Geiger (Tägl. Rundsch. U.-L. 1911, 85—88). Raabes Stellung zur Religion behandeln Schomburg (Gott und Göttliches bei W. R.) im Braunschw. Sonntagsblatte XIII. 48 und Otto Schütte (W. R. als Christ) in Nr. 49 derselben Wochenschrift. Marie Speyer spricht das schöne Wort: „Er war Protestant, niemals hat er verletzt, was andern heilig war, nieemal einer Tendenz gedient, aber er wäre kein ganzer, wahrer Mann gewsens, wenn man etwa in der Herrgotts Kanzlei nicht fühlen würde, für wen sein Herz schlägt, und darum werden ihn die Katholiken nicht minder achten und lieb haben." Fritz Decker widmet W. R. in der streng katholischen Allgem. Rundschau VII. 48 sympathische Worte, ebenso wie Falkenberg in den Efeuranken Jan. 1911, und F. Zach in den Dichterst. d. Gegenwart 25. 6. rühmt das tiefreligiöse Gefühl und die Ehrfurcht vor dem Göttlichen, die aus seinen

Werken hervorleuchte, und führt anerkennende Urteile aus dem Munde katholischer Kritiker an. Endlich erzählt Fanny Cohn in der Allgem. Ztg. des Judentums 24. 3. 11 das Ende der Kröppel-Leah aus Höxter und Corvey und zitiert Rs. Worte der Hochachtung vor der Zähigkeit des jüdischen Volkes (vgl. auch unten Josef Baß). — In die deutsche Literaturgeschichte R. an der richtigen Stelle einzuordnen, versucht Heinrich Spiero (Eckart V. 6): „W. R. und der deutsche Realismus." Nachdem die dreißiger und vierziger Jahre von dem Ideal der Tendenz beherrscht waren, begann das ganze deutsche Leben und alle Formen der Poesie das Ideal der Lebenstreue zu durchdringen, und die Periode vom Ende der 40er bis zum Ende der 60er Jahre können wir in der Literatur als die Zeit des deutschen Realismus bezeichnen, dessen Hauptvertreter, um nur einige Namen zu nennen, Hebbel, Ludwig, Freytag, Reuter, Storm und Keller sind. Diese große Bewegung habe ihre Vollendung in Wilhelm Raabe gefunden. Und das weist Sp. in großen Zügen nach, indem er zeitlich und räumlich das Gebiet umschreibt, das Raabe mit dem Streben nach Lebenstreue darzustellen gewußt hat. Auf den Realismus Rs. weist übrigens auch in Kürze der Osmanische Lloyd Konstantinopel 17. 11. 10 hin. Von dem Gegensatze zwischen den Menschen W. Rs. und denen der modernen Seelenanalytiker spricht scherzhaft Fr. Daab im März IV. 23. Über Stil und Sprache Rs. ist der Hochlandaufsatz Marie Speyers und Rüttenauer (Deutsche Monatsh. XI, 1) zu vergleichen. Hermann Junge, W. R. Dortmund 1910 wird später besprochen. Die geringe Anteilnahme, die das Publikum jahrzehntelang dem Dichter gegenüber zeigte, geißelt Dr. Owlglaß (März IV. 23 und Heimstatt 1910, S. 183), und Theodor Heuß sucht die Gründe dafür aufzufinden (Hilfe 16, 47). A. Heilborn (Gegenwart 1910, 48) hält die Zunahme der Verbreitung Raabes für eine nur scheinbare Wandlung der Volksgunst, und ebenso wenig zuversichtlich spricht er sich in dem Nekrolog der Gartenlaube 1910, 48 aus. Viele Kritiker meinen dagegen, seine Zeit beginne jetzt erst, oder „Raabe gehört zu denen, die erst kommen, nicht zu denen, die gehen." Falkenberg sagt: „Er ist so recht der Schriftsteller des auf den Höhen des Lebens stehenden fein gebildeten Kulturmenschen reifen Alters."

Durch Wärme der Empfindung oder Schönheit der Form zeichnen sich unter den noch nicht erwähnten Nekrologen aus: die von F. Avenarius (Kunstwart XXIV. 5), W. Britting (Wolfenb. Kreisbl. 17. 11. 10), E. G. Kolbenheyer (Die Lese 1910, 36), M. Speyer (Köln. Volksztg. 1910, 973), H. Spiero (Königsb. Blätter f. L. u. K. 25. 11. 10), K. Strecker (Tgl. Rdschau. 16. 11. 10). Bemerkenswert erscheinen sonst noch folgende Nachrufe: Deutsche Tagesztg. 1910, 547 R. J., Münchener Neust. Nachr. 1910, 537, Die Post (Aus Kunst und Leben) 16. 11. 10, Niedersachsen 16. 5., Tagesblatt aus Mähren u. Schlesien 1910. 537 Brünn (Heinrich Diez), Posener N. Nachr. 18. 11. 10 (Ernst Boerschel), The Times 17. 11. 10, Pariser Ztg. 3. 12. 10 (Alfred Richard Meyer, In memoriam W. R.), Paris, La Revue 1. 12. 10: Il nous écrivait, un jour: „Les lettres ont cela de divin qu' elles nous permettent de communier, par delà les frontières, dans la même foi en l'humanité!" Über Land u. Meer 1911 Nr. 9 bringt aus dem Jahrgange 1863

ein Jugendbildnis von Raabe und einige Sätze aus der ersten R.-Biographie von Thaddäus Lau, aus der ich demnächst Auszüge mitteilen werde.

Während Raabe in all den bisher erwähnten Aufsätzen mindestens freundliche Anerkennung gefunden hat, ist er in vier Artikeln heftig angegriffen. Während die Leiche noch über der Erde stand, wiederholte Prof. Richard M. Meyer im Berliner Tageblatt 17. 11. 10 die aus seiner Literaturgesch. bekannten Vorwürfe. Raabe habe als Schriftsteller das Höchste nicht erreicht, was er hätte erreichen können. Der Schriftsteller R. sei, er wolle nicht sagen gescheitert, aber doch dem höchsten Aufstieg ausgewichen. Seine Aufgabe sei gewesen, die große Dichtung des Pessimismus zu liefern. Aber seine angeborene Sentimentalität ließ ihn nicht so hart gegen die Bösen werden, wie er werden wollte. „R. nahm den großen Anlauf und schrieb jene Trilogie Abu Telfan, Hungerp., Schüdderump (in dieser Reihenfolge!). Aber ein Werk ward es nicht, und die Kraft nahm ab vom ersten zum dritten Werke. . . Wir erhielten druckreife Bücher, aber um den Don Quichote des 19. Jh. waren wir betrogen." (Diese Zensierung wird höchst ergötzlich verspottet von Ludwig Thoma „Oberlehrer" in März IV. 23, abgedr. auch Rhein- u. Ruhrzeitg. 1. 12. 10 und Rostocker Ztg. 7. 12.) Sodann wirft er ihm vor, er habe in einer großen Prüfung der Zeit versagt, bei der Gründung des neuen Reiches. Er habe für die Größe des Momentes so wenig wie Scheffel ein volles Verständnis gehabt. (Vgl. hierzu Adler, Hallesche Ztg. 23. 11. 10; H. A. Krüger Woche 48; Spiero Eckart V. 6, Nach der Schicht 25. 3. 11, und vor allem Düsel in der Neuen Rundschau XXII, 1. S. 103—4 zeigt, warum das ganz verkehrt ist.) Eine gute Bemerkung findet sich hier: Raabe war Pessimist nur mit Kopf und Sinnen, Optimist mit dem Herzen. Die angeschlagenen Themata sind dann von zwei Seiten weiter ausgeführt. Hans Heinrich Ehrler (Frankf. Ztg. 20. 11. 10) sagt, der Humor Rs. sei „die Liebe der Wehmut, die diesen Dichter zum liebevollen Sachverwalter jener lieben kleinen Welt macht, die er nicht mehr retten kann." R. sei „ein schöner Reaktionär, der sich mit allen Stacheldrähten dagegen verwahrte, daß die unaufhaltbare Maschine der neudeutschen Zivilisation den Garten seiner altdeutschen Kultur überfahre." Er habe schließlich das erwachte Vaterland nicht mehr erkannt, als es sich im Deutschen Reiche aufrichtete, er hätte damals Deutschland unter Schillers Namen geeinigt, nicht unter dem Bismarcks. (Nur nebenbei: Seit der ersten Konfliktszeit hatte R. ein Bild Bismarcks in seinem Zimmer hängen, dessen Bedeutung er schon damals erkannte, und dem er mit ganzer Kraft der Seele zugetan war; wegen seiner Sympathie für Bismarck-Preußen ging er aus Stuttgart fort; Hänlein im Eckart V. 8 regt eine jährliche Raabefeier am Bismarckmal über den Starnberger See an. Raabe wird mit Bism. zusammengestellt in den Grenzboten 69. 48 und im Königshütter Tagebl. 19. 11. 10). Einen andern Gedanken Meyers spinnt Benno Rüttenauer (Dt. Monatshefte Düsseldorf XI. 1) weiter aus. Rs. Bedeutung liege darin, daß er eine gewisse Epoche mit großer Treue wiederspiegele. Im übrigen finde der größte Teil unserer Nation R. „verdammt langweilig". Zweierlei schließe ihn von wirklicher Größe aus: seine nicht immer zureichende künstlerische Kraft und sein Standpunkt mitten in der Enge, die er darstellt. R.

mache aus seiner Vorliebe für die Einsamen und Vergessenen eine Moral. Die in der engen Gasse wohnen und hinter dem Ofen hocken, sollen allein den Frieden haben, die Starken, Reichen, Eleganten aber gottlos und innerlich glücklos sein. Rs. Weltanschauung sei im Kern die christliche Moral, und die habe seit Bismarck in Deutschland abgewirtschaftet. „Raabes Schriften sind durch und durch von Pessimismus durchsickert; das berechtigt das jüngere Geschlecht, sich nicht nur im Augenblick von Raabe abzuwenden, sondern sich geradezu gegen den außerordentlichen Mann zu empören.“ Der vierte ist der sozialdemokratische Volksfreund in Braunschweig (18. 11. 10): „Raabe wollte dem kleinen Mann, dem Bedrückten und Leidenden ein Zufriedenmacher sein, damit ist er eine Gefahr für sie; denn nicht bescheiden dürfen sie sich, wenn es besser werden soll, sondern erheben müssen sie sich. Raabes Werke sind Bromkali für die Arbeiterschaft, ein Niederschlagungsmittel und kein Befeuerungsmittel.“ Eine vortreffliche Entgegnung schrieb ein Arbeiter aus dem Münsterlande „Mein Freund W. R.“ (Beil. der Arbeiter-Ztg. Dortmund 10. 12. 10). Der Verf. hat es an sich selbst erprobt: „Raabe kann einem an sich verzweifelnden Menschenherzen wieder Mut einflößen, einem gesunkenen Menschen wieder Achtung vor sich selbst geben, einen mit der ganzen Welt Zerfallenen wieder durch einen erwärmenden, belebenden Sonnenstrahl aufrichten.“ Der sehr lesenswerte Aufsatz ist im Eckart V. 6 wieder abgedruckt.

Und nun zu den Werken. Zunächst einige Abhandlungen, in denen **Gruppen von Werken** Raabes zusammengefaßt werden. Über „Wilhelm Raabe und Berlin“ schreibt Theodor Hänlein (Grenzboten 69. 48) einen fesselnden Aufsatz, der, ausgehend von dem Berliner Ehrendoktor, die Werke bespricht, die sich mit B. beschäftigen oder dort spielen, als da sind die Sperlingsgasse, die Alten Nester, Villa Schoenow, Im alten Eisen und Die Akten des Vogelsangs. Ernst Jäch „Raabe und Schwaben“ (Heilbronner Unterhaltgsbl. 17. 11. 10) führt aus, wie sich Schwaben in Rs. Werken spiegelt, im Pechlin mit seinen prächtigen Schilderungen von Land und Leuten, vom Herbst am Neckar, im Deutschen Adel und Kloster Lugau, wo der Dichter Nord- und Süddeutschland in Wechselbeziehung bringt. Niederdeutschland bei Raabe findet seine Darstellung bei Blumenberg (Altsachsenland 1911 Mai) „Das Heimatliche in W. Rs. Dichtungen I.: W. R. kennt seine Heimat, er liebt und er schützt sie. Josef Baß „Die Juden bei W. R.“ (Monatsschr. f. Gesch. u. Wissensch. d. Judentums Nov.-Dez. 1910 Breslau S. 641—88) weist eingehend nach, daß R. im Frühling, Hungerp., Hollunderblüte, Gedelöcke, Höxter und Corvey u. Salome die Juden völlig vorurteilsfrei dargestellt habe. Friedrich Salau, die Franzosenzeit vor 100 Jahren im Spiegel von W. Rs. Erzählungen (Konservat. Mtsschr. III. 1910 u. IV. 1911) stellt zusammen, was R. vor allem im Siegeskranze und Nach d. großen Kriege, aber auch in dem Horn von W., den Leuten a. d. Walde, der Chronik und dem Hungerp. über jene Leidenszeit Deutschlands, die Erhebung des Volkes, die Enttäuschungen der Restaurationszeit und die ferneren Schicksale der Kämpfer aus den Befreiungskriegen erzählt. Vorträge über W. R., die demnächst im Druck erscheinen, sind gehalten von F. Cunze: W. R. und das klassische Altertum; und W. Brandes: W. R. als Historikus (Braun-

schweig. N. Nachr. 31. 5. 11. und Landesztg. 30. 5. 11. A.) Über **R a a b e s L y r i k** schreiben Spiero S. 24—26, Börker in seinem Programm, Pietzcker in den Braunschw. N. Nachr. 20. 11. 10, M. Speyer im Hochland VIII. 4 und M.r Dressel in den Wolfenbüttler Blättern aus dem Schlosse Mai 1911. (Hierzu ist immer zu vergleichen W. Brandes, Raabes lyrische Zeit, im Eckart II. 12).

Zu **einzelnen Werken:** Am meisten besprochen ist der Hungerpastor und überhaupt die sogen. Trilogie, z. B. von Owlglaß (Heimstatt 1910. S. 183—84). Den Schüdderump sieht Karl Geiger in seiner ausführlichen Abhandlung (Tgl. Rundsch. 1910 U.=B. 85—88) gelinder an als andere Beurteiler. Der schlimmste Feind edlen Menschentums sei nach R. die versteckte Barbarei, die Roheit und Gemeinheit, die mitten in unserem Kulturleben immer noch ihre Herrschaft behauptet. Der Schüdderump von heute, der in der Dichtung seine Opfer fordert, sei die unausrottbare Macht des Vorurteils, das gefährlich Furchtbare, das nach Schillers Worten in dem ganz Gemeinen, in dem ewig Gestrigen liegt. Gerade in der Schilderung des Siechenhauses bekunde aber der Dichter seine vertrauensvolle Weltauffassung. Zu Stopfkuchen ist außer dem Programm von Adler zu vergleichen: Börker S. 10—11 und Wilh. Scholz, St. und die weiße Schanze (Br. Landesztg., Sonntagsbeil. 9. 4. 11). Von Scholz auch ebenda 22. 1. 11: Auf den Spuren des Junkers von Denow. In vielen Blättern (z. B. Deutsche Ztg. 20. 11. 10) wurde die erste, wenig günstige Kritik über die Chronik von Gustav Kühne abgedruckt. Über W. R. und die Rattenfängersage schrieb F. Wastian in der Deister= und Weserztg. Hameln 26. 11. 10, wiederholt in den Akadem. Turnbundsbl. 24. 1. 11. Zu des Reiches Krone ist die Skizze von Hermann Koken einzusehen: vom Blockenstein zum Karlstein, Br. Landesztg. 5. 2. 11.

G e d i c h t e auf Raabe veröffentlichten: W. Börker: Br. Landeszeitung 19. 11. 10 und im Programm; Caliban: Totensonntag, Tag 1910. 272; Louis Engelbrecht: Br. Landesztg. 11. 5. 11; Karl Engelhard, Allgem. Ztg. Kassel 24. 11. 10 und Dte. Tagesztg. 28. 11; Eschrich, Br. Landesztg. 16. 11. 10; Friedrich Hussong, die Heimkehr zum Mondgebirge, ein Bänkelsang zu W. Rs. Heimgang Tgl. Rdschau U. B. 17. 11. 10; Wilhelm Jensen, Prolog zur Münchener Raabefeier, Hamb. Nachr. 10. 1. 11 und Eckart V, 6. S. 437f; Kladderadatsch Nr. 48 vom 27. 11. 10 und Nr. 49 vom 4. 12. 10; H. A. Krüger, Raabes Erbe, Hann. Courier 17. 11. 10; Marx Möller, Requiem, Zeit im Bild VIII. 49; Fr. Ostini, Jugend 1910 Nr. 48; Pietzcker, Braunschw. N. Nachr. 18. 11. 10; Peter Robinson, Meggendorfer Blätter 1041; Roland von Berlin 24. 11. 10; Heinrich Spiero, Abschied von W. R. Eckart V. 3. vom Dez. 1910. —

Abgeschlossen am 1. Juni 1911.



Mitteilungen über den Fortgang der Gesellschaft und erstes Mitgliederverzeichnis.

Unser Aufruf zur Begründung einer „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes", den wir mit dem einleitenden Aufsatze in der vorliegenden Nummer noch einmal für alle Mitglieder aus dem Märzheft des „Eckart" abdrucken, hat in allen Landschaften Deutschlands lebhafte Zustimmung gefunden, wie die zahlreichen alsbald eingehenden Anmeldungen erkennen ließen. Ein „Wilhelm-Raabe-Bund," zu dem etwa einen Monat später von Berlin aus ebenfalls alle Raabefreunde in Deutschland aufgerufen wurden, schien zunächst, wenn auch nicht die Existenz, so doch die Entwicklung der „Gesellschaft" und vor allem die Einheit der deutschen Raabegemeinde schwer zu bedrohen — daher unsere notgedrungene scharfe Abwehr. Demgenüber sind die Herren, welche zu dem „Bunde" vorerst ihre Namen gegeben hatten, am 22. Mai von dem Plane zurückgetreten und haben zugleich den bei ihnen angemeldeten Mitgliedern anheimgestellt, sich nunmehr der „Gesellschaft" anzuschließen. Wir erkennen dies loyale Vorgehen dankbar an und bedauern, daß, als die Erklärung darüber abgegeben wurde, das Maiheft des „Eckart" mit dem Aufsatze „Die Gesellsschaft der Freunde Wilhelm Raabes, dazu der Wilhelm-Raabe-Bund" bereits gedruckt und zum Versande fertig vorlag: andernfalls würde dieser Aufsatz, dessen Absicht einzig die war, der Sache zu dienen, nicht veröffentlicht sein, da eben die Sache ihn nun nicht mehr erforderte. Wir hoffen, daß wiederum diese Erklärung unsererseits dazu helfen wird, den Rest einer Mißstimmung auch bei den früheren Teilnehmern am „Bunde" zu beseitigen und so die völlige erwünschte Eintracht herzustellen.

Die „Gesellschaft" hat sich inzwischen und seither günstig weiter entwickelt: Die erste Ortsgemeinde ist am 3. Mai von Dr. Heinrich Spiero für Hamburg begründet, die Ortsgemeinde Braunschweig-Wolfenbüttel am 10. Mai und 12. Juni, im Laufe des Monats folgt Hannover, demnächst München, Magdeburg und Berlin, im Winter weitere Städte. Auch einzelne Mitglieder haben sich in großer Anzahl gemeldet, so daß wir im folgenden unser erstes Verzeichnis mit über 300 Angehörigen der Gesellschaft vorlegen können. [W. Br.]

Liste der bisher angemeldeten Mitglieder.

Aachen:
Bock, Joseph, Kaufm. Korrespondent, Alexianergraben 8.

Antwerpen:
Britting, Frl. Elsa, Rue Quellin 31.

Aschersleben:
Gerson, Frau Ida, Douglasstraße 2a.

Bautzen:
Klee, Studienrat Professor Dr., Gotthold. — Neumann, Amtsgerichtsrat Dr., Georgstr. 5.

Bayreuth:
v. Wolzogen, Freiherr Hans Paul.

Berenbröck b. Calvörde:
Pape, Lehrer.

Berlin und Umgebung:

Arendt, cand. chem., Berlin N. W. 52, Gerhardstr. 2. — **Berner, Predigtamtskandidat**, Berlin N. O. 18, Werneuchenerstr. 13. — **Eisenträger, H.**, Redakteur, Friedenau, Beckerstr. 3. — Elster, Hanns Martin, Schriftst., Friedenau, Stubenrauchstr. 67. — Fahrenhorst, Direktor im Christlichen Zeitschriftenverein, Berlin W., Elßholzstr. 1. — Fritz, Dr. G. Oberbibliothekar, Charlottenburg, Lohmeyerstr. 23. — Gaul, Ingenieur, Berlin W. 66, Wilhelmstr. 80. — Geisler, Julius, Bankdir., Gr.-Lichterfelde, Kyllmannstr. 23. — Green, Frl. Annie, Wilmersdorf, Nassauischestr. 9. 10. — **Güthe**, Kammerger.-Rat, Halensee, Kurfürstendamm 134. — Haferbier, cand. phil., Potsdam, Französischestr. 22. — Jahr, W., Buchhändler, Berlin W. 50, Rankestr. 28. — Jante, Dr. E., Verlagsbuchh., Berlin S. W., Anhaltstraße 11. — Jungfer, Professor Dr. J., Charlottenburg, Schloßstr. 68. — Lehnert, Frau H., Gr.-Lichterfelde O., Lankwitzerstr. 12. — **Lehnert**, Fräulein H., Gr.-Lichterfelde, O., Lankwitzerstr. 12. — **Lippold**, Frl. M., Gesanglehrerin a. d. Kgl. Hochschule f. Musik, Berlin W. 30, Gossowstraße 11. — Mackrodt, Fritz, Lehrer, Berlin N. W. 58, Gethsemanestr. 4. — Meyer, A. R., Wilmersdorf, Kaiserplatz 16. — Meyer-Seedorf, Dr. W., Charlottenburg, Pestalozzistr. 7, III. — Morgenstern, Otto, Prof., Gr.-Lichterfelde, Söhtstr. 2. — Müller, Ernst Bildhauer, Professor, Charlottenburg, Savignyplatz 7. — Müller, Emil, Redakteur am Eckart, Steglitz, Fichtestr. 67. — Müller, Frau Else, Steglitz, Fichtestr. 67. — **Plotke**, stud. germ., Charlottenburg, Schlüterstr. 64. — Roethe, Geh. Reg.-Rat, Professor Dr., Westend, Ahornallee 39. — Schanz-Soyaux, Frau Frida, Berlin W 62, Kleiststr. 30. — Schrader, Karl, Eisenbahndir. a. D., M. d. R., Berlin W., Steglitzer Straße 62. — Schulze, Professor Dr. W., Mitglied d. Akad., Berlin W. 10, Kaiserin-Augustastr. 72. — Seidel, Pastor, H. W., Berlin N. 31, Bernauerstr. 117. — Stock, Pfarrer A., Gr.-Lichterfelde, Dahlemerstr. 87. — Stumpf, Diplom-Ingenieur, Wilmersdorf, Kaiserplatz 14. — Wentzel, Georg, Dr. phil. Univ.-Prof., Berlin W 15, Uhlandstr. 43. — Wollermann Dr., Steglitz, Paulsenstr. 47. — Ziesemer, Max, Berlin S.O., Köpenickerstr. 137. —

Blankenburg a. H.:

Müller, Schulrat Prof. Dr. — Mollenhauer, Karl, Professor.

Bonn:

Wygodzinski, Prof. Dr., Goethestraße 36. — Zorn, Philipp, Geh. Justizrat Prof. Dr., Kronsyndikus, z. Zt. Rektor, Humboldtstr. 24.

Braunfels a. d. Lahn:

Giese, Herm., Apotheker.

Braunschweig:

Bäsecke, Oberlehrer Dr., Neuerweg 5. — Bank, Regierungsrat, Marthastr, 2. — Baumgarten, H., Lehrer, Am Stadtpark 1. — Beckurts, Schulrat Dr., Breitestraße 4. — Berckhan, Sanitätsrat Dr., Wendentorwall 5. — **Bock, W.**, Reg.-Baumeister Prof., Humboldtstraße 8. — Bodenstedt, Prof., Kasernenstraße 10. — Börker, Seminarlehrer, Waterloostraße 4. — Bohlmann, Rob., Apotheker. — Bohnsack, Baurat Prof., Steinweg 26. — Bourdet, Prof. C., Gliesmaroderstraße 11. — Breust, Geh. Baurat, Bültenweg 4. — **Bücking**, Pastor, Fallerslebenerstraße 4. — Cunze, Friedrich, Prof., Fasanenstraße 52. — Engelbrecht, Louis, Justizrat. — Everlien, Robert, Seminardirektor, Lessingplatz 1. — Evers, Prof. Dr., Ottmerstraße 3. — Feise, Else, Frl., Bankplatz 1. — Feldhausen, Dr. med., Adolfstraße 58 II. — Fischer, Oskar, Lehrer. — Fischer, G., Inspektor d. Blinden-Erziehungsanstalt, Hochstr. 14. — **Flügge**, C., Lehrer, Zimmerstraße 21. — Goeritz, Benno, Buchhändler. — **Götting**, Herm., Bildhauer, Katharinenstraße 3. — Grundner, Prof. Dr., Adolfstr. 35. — Grundner, Oberforstmeister Dr., Theaterwall 17. — Graumann, Otto, Seminarlehrer, Thomästraße 5. — Hahne, Otto, Oberlehrer, Koernerstr. 28. — Hahne II, Franz, Prof., Löwenwall 22. — Heger, H., Oberrealschullehrer, Heinrichstraße 43. — Heine, Franz, Lehrer, Gliesmaroderstraße 122. —

Herms, Arnold, Kaufmann, Rudolfstraße 19. — Herse, Hans, Prof., Körnerstraße 18. — Heyer, Rechtsanwalt Dr., Gaußstraße 4. — Hildebrandt, Gymnasialdirektor, Breitestraße 3. — Horn, Prof. Dr., An d. Paulikirche 3. — Junker, Realschuldirektor Dr., Kaiser-Wilhelmstraße 64. — Kämpe, Karl, Prokurist, Chemnitzstraße 7. — Kahle, Paul, Stadtgeometer, Pestalozzistraße 9. — Kallmeyer, Georg, Verlagsbuchhändler. — Krohne, Georg, Lehrer, Rosenthal 8. — Kron, C. S., Leiter d. öffentl. Bibliothek u. Lesehalle. — Krüger, Hermann, Lehrer, Thomäistraße 9 I. — Lauk, Ernst, Chemiker Dr., Viewegstraße 35. — Lehmann, H., Pastor, Wendenstraße 62. — Leitzen, Gewerbeschuldirektor Prof., Kaiser-Wilhelmstraße 68. — Löhmann, O., cand. theol., A. d. Martinikirche 3. — Ludwig, Lehrer, Schleinitzstraße 16. — Lüttge, A., Prof. Dr., Campestraße 38. — Mack, H., Stadtarchivar Prof. Dr., Adolfstraße 37. — Meier, Gymnasiallehrer, Helmstedterstraße 29. — Meier, P. J., Museumsdirektor, Husarenstraße 43. — Menadier, Baurat, Am Hohentore 3. — Meyer, Otto, Lehrer, Spohrstraße. — Meyer, Ernst, Prokurist, Gerstäckerstraße 2. — Mittendorf, Fr., Lehrer, Karlstraße 2. — Nehrkorn, O., Finanzkalkulator, Bodestraße 45. — Neumeyer, Johannes, Buchhändler, Steinweg 10. — Nicolai, Leo, Frl., Cellerstraße 96. — Oelmann, Hermann, Lehrer, Bodestraße 11. — Oppermann, H., Kantor, Kastanienallee 23. — Pietzker, Ed., Schriftsteller, Heinrichstraße 53. — Pusch, Ernst, Bankier, Adolfstraße. — Raabe, Frau Bertha. — Raabe, Frl. Marg. — Rehkuh, Schuldirektor Prof. — Reidemeister, Hans, Regierungsrat. — Riedel, Oberlehrer Prof. Dr., Körnerstraße 20. — Röttcher, Stadtbaumeister, Kaiser-Wilhelmstraße 35. — Roselieb, G., Verlagsbuchhändler, Kalenwall 2. — Rüger, F., Hoftheatermaler, Husarenstraße. — Rühland, Marg., Frau Rat, Karlstraße 19. — Salomon, M., Lehrer, Wendenmaschstraße 13. — Scheffler, Ludwig, Oberlehrer Dr., Lachmannstraße 5. — Schacht, Gertrud, Frl., Kasernenstraße 31. — Schiller, Rudolf, Apotheker Dr., Steinweg 23. — Schlie, Prof. Dr., Körnerstraße 5. — Schneider, Arno, Oberlehrer Dr., Hagenring 49. — Scholz, Wilh., Antiquar u. Buchhändler, Humboldtstraße 12. — Schottelius, Anna, Frau, Obergstraße 3. — Schütte, Otto, Prof., Marthastraße 6. — Schultz, Ernst, Prof. Dr., Hagenstraße 16. — Schultz, Hans Martin, Oberlehrer Dr., Eulenstraße 1. — Schultz-Klie, Anna, Frau, Eulenstraße 1. — Seeliger, Mathilde, Frau, Inselwall 7. — Siedentop, H., Bildhauer, Zimmerstraße 6. — Sommer, Hans, Prof. Dr. — Spannhof, Otto, Seminarlehrer. — Staats, Wilh., Lehrer, Liebfrauen 1. — Stalmann, W., Oberlehrer, Helmstedterstraße 92. — Telgmann, Otto, Rentner. — Tiehe, Anna, Frl., Rudolfstraße 11. — Tippe, Musiklehrer, Wendenstraße 10. — Warneke, Pastor, Roonstraße 19. — Wernicke, Schulrat Prof. Dr., Hintern Brüdern 30. — Wiebeck, Gustav, Lehrer, Altstadtmarkt 8. — Willgerodt, Betriebsinspektor, Geysostraße 12a. — Wilms, Fr., Domkantor, Am Dom. — Wittgenstein, Werner, Rechtsanwalt, Am Hohentore 1. — Witting, Heinrich, Kaufmann, Adolfstraße 58. — Wieries, Emil, Oberlehrer, Bültenweg 90.

Bremen:

Langheim, Oberlehrer Dr., Friedrich-Wilhelmstraße 29. — Schluttig, Volkmar, Domprediger.

Cassel:

Mühlmann, Geh. Regierungs- und Schulrat, Wilhelmshöhe, Steinhöferstraße 12.

Chemnitz:

Schultz, Walter, Ephoral-Hilfsgeistlicher, Schloßplatz 7.

Coblenz:

Topp, Theodor, Rheinstraße 20.

Cuxhaven:

Bulle, Dr.

Czernowitz:

Kosch, Wilh., Univ.-Prof. Dr.

Dessau:
Hübenthal, Oberlehrer Dr., Funkplatz 2.

Diepholz (Hannover):
Kriegar, W., Lehrer, Kgl. Präparandenanstalt.

Dresden:
Bauer, Frau Gertrud, Dresden-Blasewitz, Residenzstraße 9. — Tscharmann, Baurat, Prof., Lipsiusstraße 5.

Eisenach:
Koch, K., Oberlehrer Dr.

Elberfeld:
Schmitz, Paul, Oststraße 69.

Elgershausen (Kreis Wehler):
Liebe, Georg, Dr., Heilanstalt Waldhof.

Essen:
Haun, Pfarrer, Essen-West. — Kilpper, Carl, Bibliothekar, Huthropstraße 14. — Sahlmann, Walter, Bibliothekar, Dreilindenstraße 117. — Reuter, R., Essen-W., Giesebrechtstr. 53.

Frankfurt a. M.:
Lang, G., Rektor, Rembrandtstraße 23. — Pfungst, Arthur, Gärtnerweg 2.

Giersdorf (Kreis Löwenberg, Schlesien):
Reichert, O., Lic. theol.

Goslar:
Künne, E., Mittelschullehrer, Schielenstraße 2. — Schweinitz, Gretchen, Frl.

Göttingen:
Franz, Iwan, Pastor, Lotzestraße 19.

Graz:
Schönbach, Anton E., Prof. Dr. — Schönbach, Frau Anna.

Greifswald:
Bernheim, Geh. Rat Prof. Dr. — Neumann, Herm., Hilfsarbeiter an der Kgl. Univ.-Bibliothek.

Groß-Denkte b. Braunschweig:
v. Löbbecke, Major und Rittergutsbesitzer.

Groß-Strehlitz:
Burggaller, E., Pfarrer.

Hamburg:
Altermann, Magnus, Langereihe 67. — Bluhm, Adolf, Frau. — Bluhm, Eduard, Frau. — Böltz, Dr. Arzt. — Borchling, C., Dr. Prof. — Bröcker, Paul, Herausgeber der Zeitschrift „Der Hamburger". — Brundhorst, Hans, Lehrer. — Ernst, Otto, Gr.-Flottbeck. — Falke, Gustav, Gr.-Borstel. — Goldschmidt, Leon, Buchhändler, Vors. der liter. Gesellschaft. — Hallier, Dr. Rechtsanwalt. — Hermes, Rud., Pastor. — Höller, Guido, Lehrer, Gr.-Borstel.* — Hönck, P., Dr. — Junge, H., Dr. Pastor.* — Köster, Arnold, Pastor. — Lorenz, Karl, Dr. Oberlehrer.* — Meißner, Otto, Verlagsbuchhändler.* — Much, Dr., Oberarzt am Eppendorfer Krankenhause. — Pape, Justus, Buchhändler. — Plate, Friedr., Apotheker. — Spiero, Heinrich, Dr., Gr.-Borstel, Vors. der Kunstgesellschaft.* — Wasserfall, Dr. P., Oberstabsarzt, Rendsburg. — Wasserfall, Frau Elisabeth. — Wendt, Henry, Hbg. 23, Eilbektal 82, III. — Zippel, O., Dr., Arzt am Werk- und Armenhaus.*

Anm.: Die mit * bezeichneten Mitglieder sind Mitglieder des vorläufig berufenen Ausschusses.

Hannover:
Bohne, Wilh., Lehrer, Kriegerstraße 7. — Hartmann, Dr. Fritz, Redakteur, Podbielskistraße 1. — Kracke, G., Rechtsbeistand, Ludwigstraße 31. — Riehl, Karl, Ostwendenstraße 6. — Wendebourg, Eduard, Ostermannstraße 6.

Heidelberg:
Koehler, Johanna, Frau, Treischkestraße 3.

Helmstedt:
Zehmisch, Professor Dr.

Herchen a. d. Sieg:
Falkenberg, Heinrich, Pfarrer.

Herrentierbach (Post Schrozberg, Württemb.):
Betz, W., Pfarrer.

Holzminden:
Hoeck, Heinr., Prof.

Jerxheim:
Evers, Anna, Frau, Rittergut Teichhof.

Kolbermoor (Oberbayern):
Bauer, Leonh., Lehrer.

Köslin:
Ludwig, R., Buchhändler, Bergstraße 34.

Leipzig:
Leskien, Geh. Hofrat Prof. Dr., Stephanstr. 10. — Markert, Karl, Rechtsanwalt, (Gohlis) Kaiser-Friedrichstr. 18. — Prüfer, Prof. Dr. — Tenner, E., Realschullehrer, Rathausstraße 82, II.

Lippstadt:
Konse, Oberlehrer Dr., Schleusenweg 5.

Lodz (Russ. Polen):
Gehlig, Alfred, Petrikstraße 205.

Ludwigsburg:
v. Schippert, Frau Oberst.

Ludwigshafen a. Rh.:
Voigtländer-Tetzner, Dr. Walter, Anilinfabrik.

Magdeburg:
Müller, Otto, Ingenieur, Blücherstraße 2. — Schmeil, Walter, Kaufmann, Sternstraße 4.

Marienbad:
Zintl, Josef, Apotheker, Egerländer Apotheke.

Miala (Bez. Bromberg):
Siewert, Lehrer.

Moskau:
Berg, Martin, Oberlehrer, Reformierte Schule. — Fromholdt, Georg, Schmiedebrücke 15. — William, Nicolaus, Dr. med., Maschkoffstraße 6 Nr. 5.

München:
Blaich, Dr. med. (Dr. Owlglaß), Pasing. — Oldenbourg, Verlagsbuchhändler. — Schwering, Walter, Dr. phil., Damenstiftstraße 11. — Steinecke, Georg, Buchh., Leopoldstraße 23. — Streitberg, Prof. Dr.

Neuzelle:
Rutschke, Seminarlehrer.

Nienburg a. Saale:
Schwarztopf, Hugo Ch., Pfarrer.

Nienburg a. W.:
Freytag, Direktor Prof. Dr.

Norden:
Klages, A., Oberlehrer, Bleicherslohne 2.

Ohligs-Meerscheidt:
Wendtroth, Oberlehrer, Junkerstraße 5.

Orsoy (Niederrhein):
Beisner, Rektor, Ev. Präparandenanstalt.

Oyten (Kreis Achim, Hannover):
Delventhal, G., Hauptlehrer.

Paderborn:
Stadler, Otto, Werkstätten v. Bernh. Stadler.

Bad Polzin i. Pommern:
Bock, Alfred Heinrich, Konrektor.

Prag:
Reindl, Ottomar, General-Agent, Smetanagasse 2. — Salus, Hugo, Dr. med. — Stouda, Joh., III. beim Kettensteg 14.

Rothenburg o. T.:
Ackermann, Frau Thekla, Buchhandlung, i. Fa. Mahler u. Ressel.

Salder i. Braunschw.:
Kunze, Wilhelm, Oberamtsrichter.

Salzwedel:
Adler, Max, Direktor Dr. — Adler, Frau.

Soest i. W.:
Berner, Heinrich, Pfarrer, Wiesenkirche.

Sögel (bei Osnabrück):
Bowe, Amtsrichter.

Schneeberg (Königreich Sachsen):
Claus, Direktor Prof.

Stettin:
Wilke, Robert, Bellevuestraße 23.

Straßburg:
Lienhard, Friedrich, Schriftsteller, Schiltigheimerring 6

Straßburg-Neudorf:
Schlenker, A., Lehrerin, Susanethstraße 8.

Strehlen i. Schlesien:
Wutge, Frl. Helene.

Stuttgart:
Brösel, Georg, Fangelsbacherstraße 10, II.

Tangermünde a. d. Elbe:
Schütze, Herm., stud. math.

Trittau (Holstein):
Casten, A., Amtsgerichtssekretär.

Troncke près Grenoble (Isère):
Fließ, Frl. Selma.

Tübingen:
Geiger, C., Oberbibliothekar Prof. Dr.

Vechelde:
Schrader, Wilhelm, Fabrikdirektor Dr., Zuckerfabrik.

Weimar:
Arminius, Wilhelm, Prof. Dr. — Schüddekopf, Prof. Dr. Karl.

Wahlhausen a. d. Werra:
v. Minnigerode-Rossitten, Wilh. Freiherr.

Wetzdorf bei Dornbusch i. S.
Ranft, Pfarrer.

Wien:
Baß, Josef, Schulrat Prof., Fuchsthalberg 4. — Gutschitzky, Wilh. H., Buchhändler, Favoritenstraße 57. — Offer, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, Helfenstorferstraße 3.

Wiesbaden:
Pilf, Traugott, Dr., Bierstadter Höhe.

Wilkendorf b. Strausberg (Mark):
Bölhoff, Fritz, Standesbeamter.

Wolfenbüttel:
Bauer, Oberlehrer Dr. Campestraße 8. — Brandes, Wilhelm, Oberschulrat Dr., Rosenwall. — Brandes, Wilhelm, Forstreferendar, Rosenwall. — Britting, Walter, Redakteur, Harzstraße 22. — De la Camp, Fräulein, Liebigstraße 7. — Dressel, A., Rentner. — Dressel, Frl. Minna, Neuestr. 13. — Dreyer, O., Rentner, Neuerweg. — Eichengrün, Gustav, Realschullehrer. — Floto, Stadtdirektor, Harztorwall. — Frick, Frl. Franziska, Schloß. — Gerhard, Apotheker Dr., Stadtmarkt. — Graetz, Br., Oberlehrer, Neuerweg. — Grünberg, B., Campestraße 13a. — Havenstein, Oberstleutnant, Campestraße. — Heller, Dr. med., Rosenwall 14. — Hörsten, Direktor Professor Dr. von. — Jeep, Seminarinspektor. — Jorns, Dr. med. F., Stadtmarkt. — Kreibohm, O., Buchhändler, Harzstraße. — Lahnor, Professor, Neuerweg. — Löser, Ludwig, Oberlehrer, Salzdahlumerstr. — Lüders, Baurat. — Mezger, Frl. Emilie, Vizevorsteherin der Schloßanstalten. — Milchsack, Oberbibliothekar Professor Dr. — Müller, Adolf, Professor, Lessingstraße 1. — Müller, Richard, Kaufmann. — Schaefer, Friedrich, Campestr. 3. — Schumacher, Hugo, Buchhändler, Lange Herzogstraße. — Scholz, Professor. — Schweinhagen, Otto, Rentner, Harztorwall 10. — Sievers, Konsistorialpräsident. — Sommer, Otto, Kaufmann. — Steyertahl, Rechtsanwalt und Notar. — Thie, Heinrich, Grüner Platz. — Wessel, M., Verlagsbuchhändler, Rosenwall 2. — Winter, Konsistorialrat, Neuerweg. — Wirstorf, Fräulein Margarete, Okerstr. 3. — Ziegeler, Pastor. — Zimmermann, Geh. Archivrat Dr., Stadtmarkt. — Zwißler, Jul., Verlagsbuchhändler, Grüner Platz.

Worms:
Strauß, M., Rechtsanwalt Dr., Kaiser Wilhelmstraße 22.

Zeitz:
Howeg, Amtsrichter.

Zürich:
Bader, H., Pfarrer, Ausstellungsstraße 89.

Abgeschlossen Anfang Juni 1911. Const. Bauer.

Nachrichten.

Wilhelm Raabes unvollendetes Nachlaßbuch „Altershausen“ ist in den letzten Maitagen mit einem schlichten, schönen Nachworte von Paul Wasserfall im Verlage von Otto Janke in Berlin herausgekommen (Preis 3 *M.*, geb. 4 *M*). Die deutsche Presse, soweit sie sich bereits zu der wundersamen Dichtung, einem wahrhaften Vermächtnis des greisen Lebenskündigers und Weltüberwinders, hat äußern können, ist einstimmig in der Anerkennung ihrer großen Schönheit. So wird denn dies letzte Werk Wilhelm Raabes sicherlich nicht bloß von allen seinen alten Freunden als das schließende Kleinod einer kostbaren Kette entgegengenommen werden, sondern auch bei vielen neuen die Türen und bald die Herzen offen finden.

Am 13. April ist zu Braunschweig Prof. Dr. Konrad Koch, einer der älteren persönlichen Freunde Wilhelm Raabes (seit 1870), sanft entschlafen, nachdem er eben noch an der Gestaltung unseres Entwurfs der „Gesellschaft“ den lebhaftesten und herzlichsten

Anteil genommen hatte. Was er auf andern Gebieten, doch auch im Sinne des Meisters, geleistet hat (Hauptwerk: „Die Erziehung zum Mute durch Turnen, Spiel und Sport. Die geistige Seite der Leibesübungen.“ Berlin, Gärtner 1900), wird dort sein Gedächtnis grünend erhalten. Die Raabegemeinde kennt ihn seit lange aus manchem wertvollen Aufsatze über den Dichter und sein Werk (z. B. Beilage zur Allgem. Zeitung 1901 Nr. 201, Deutsche Monatsschrift hgg. v. J. Lohmeyer I, 9. Juni 1902 usf.); namentlich sei hier auf die ausführliche Einleitung über „Wilhelm Raabes Leben und Schriften“ vor der Volksausgabe von „Eulenpfingsten“ (Max Hesses Volksbücherei Nr. 499—500. Preis 40 ℛ) noch einmal hingewiesen: sie nimmt unter den Schriften zur Einführung in das tiefere Verständnis des Meisters einen Platz in erster Reihe ein.

Die Ausgabe der nächsten Nummer der „Mitteilungen“ ist für die erste Septemberwoche in Aussicht genommen. — Weitere Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind nach wie vor an die oben S. 11 angegebene Adresse zu richten. — Der Jahresbeitrag (2 ℳ) wird innerhalb der Ortsgemeinden zusammen mit der örtlichen Umlage eingezogen; die einzeln angemeldeten Mitglieder werden gebeten, ihn direkt an die untenstehende Adresse der Expedition des „Eckart“ einzusenden.

Aufruf zu einem Raabe-Denkmal in Braunschweig.

Wilhelm Raabe ist uns genommen. Ein langes, arbeitreiches Leben hat einen schönen und friedlichen Abschluß gefunden. Still, wie er gelebt, ist der deutscheste der deutschen Dichter hinübergeschlummert. Dankbarkeit, Liebe und begeisterte Verehrung aber haben den Schmerz überwunden, der an seinem Sarge stand, und fordern jetzt ihr Recht. Dem Manne, der so unendlich viel gegeben hat aus der Fülle seines tiefen Gemütes und seines weltumfassenden Geistes, möchten sie ein würdiges Denkmal setzen an der Stätte seines langjährigen Schaffens und seines Hinscheidens, in der Stadt Braunschweig.

So wenden sich die Unterzeichneten denn an alle, die ihr Empfinden teilen, mit der Bitte, die zur Erreichung des Zieles erforderlichen Mittel selbst und durch Verbreitung dieses Aufrufes in ihren Kreisen aufbringen zu helfen. Sobald diese Mittel zusammen gekommen sind, werden deutsche Künstler ersucht werden, Entwürfe für das Denkmal vorzulegen, und wird zur Beurteilung dieser Entwürfe und zur Leistung der demnächstigen Ausführung des Denkmals ein Ausschuß in der Stadt Braunschweig bestellt werden.

Rechtsanwalt Dr. Abitz-Schultze, Köln. Gymnasialdirektor Dr. Adler, Salzwedel. Hoftheaterdirektor Leopold Adler, Braunschweig. Professor Dr. Richard Andree, München. Professor Adolf Bartels, Weimar. Regierungsrat Bank, Braunschweig. Schulrat Dr. Jos. Baß, Wien. Oberlehrer Dr. Bauer, Wolfenbüttel. Professor Ernst Bergmann, Braunschweig. Dr. Wilhelm Beumer, Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses, Düsseldorf. Gymnasialdirektor Dr. Alfred Biese, Neuwied a. Rhein. Victo Blüthgen, Freienwalde a. O. Seminarlehrer Wilhelm Börker, Braunschweig. Baurat Professor Gustav Bohnsack, Braunschweig. Oberschulrat Professor Dr. Wilhelm Brandes, Wolfenbüttel. Generalmajor z. D. Brauns, Braunschweig. Walter Britting, Wolfenbüttel. Pastor Bücking, Braunschweig. Dr.ing. h. c. Heinrich Büssing, Braunschweig. Professor Dr. Oskar Bulle, Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung, Weimar. Dr. Carl Busse, Niederschönhausen b. Berlin. Professor Hermann Corvinus, Braunschweig. Felix Dahn, Breslau. Dr. Düsel, Berlin, Chefredakteur von Westermanns Monatsheften. Professor Richard Elster, Braunschweig. Justizrat Louis Engelbrecht, Braunschweig. Professor Dr. R. Eucken, Jena. Pfarrer Heinr. Falkenberg, Herchen a. d. Sieg. Stadtrat von Frankenberg-Ludwigsdorf, Braunschweig. Professor Hans Freytag, Hannover. Dr. Ludwig Fulda, Charlottenburg. Oberbibliothekar Dr. Carl Geiger, Tübingen. Pastor Gerlich, Braunschweig. Buchhändler Benno Goeritz, Braunschweig. Professor Dr. Paul von Grätzel, Hannover. Oberstleutnant und Regimentskommandeur Havenstein, Wolfenbüttel. Staatsminister Hartwieg, Exzellenz, Braunschweig. Dr. Fritz Hartmann, Hannover, Redakteur am Hannov. Courier. Chefredakteur Haubold, Braunschweig. Kommerzienrat Hermann Hauswaldt, Braunschweig. Dr. Ernst Heilborn, Redakteur des literarischen Echo, Berlin. Oberlehrer Dr. Hans Henning, Hamm i. W. Dr. Paul

Heyse, München. Senator Hildebrand, Bremen. Professor Heinrich Hoeck, Holzminden. Justizrat Rudolf Huch, Bad Harzburg. Verlagsbuchhändler Dr. Erich Janke, Berlin. Seminarinspektor Friedrich Jeep, Wolfenbüttel. Schriftsteller Paul Keller, Breslau. Professor Dr. Gotthold Klee, Bautzen. Rentner August Kloß, Braunschweig. Professor Dr. Carl Kötschau, Direktor bei den Königlichen Museen, Charlottenburg. Julius Koch, Bremen. Stadtrat Dr. ing. h. c. Konegen, Braunschweig. Universitäts-Professor Dr. Wilhelm Kosch, Czernowitz. Professor Dr. Hermann Anders Krüger, Herrenhausen. Oberschulrat Dr. Krumbholz, Weimar. Oberamtsrichter Wilhelm Kunze, Salder. Rektor Georg Lang, Frankfurt a. M. Professor Dr. Robert Lange, Leipzig. Kreisdirektor Langerfeldt, Braunschweig. Zeitungs-Verleger Hermann Lauer, Braunschweig. Direktor Johannes Leitzen, Braunschweig. Kommerzienrat Theodor Litolff, Braunschweig. Professor Georg Lübke, Braunschweig. Stadt-Archivar Professor Dr. Heinrich Mack, Braunschweig. Bankdirektor Mauritz, Braunschweig. Museumsdirektor Professor Dr. P. J. Meier, Braunschweig. Professor Dr. Hans Georg Meyer, Berlin. Bürgerschullehrer Otto Meyer, Braunschweig. Oberbibliothekar Professor Dr. Milchsack, Wolfenbüttel. Professor Dr. J. Minor, Wien. Bürgerschullehrer Fritz Mittendorf, Braunschweig. Schulrat Dr. Müller, Blankenburg a. H. Professor Ernst Müller, Charlottenburg. Verlagsbuchhändler Dr. Müller-Grote, Berlin. Kammerherr Dr. Börries Freiherr von Münchhausen, Sahlis bei Kohren (Sachsen). Dr. Moritz Necker, Wien. Staatsminister Dr. von Otto, Exzellenz, Braunschweig. Georg Freiherr von Ompteda, Dresden. Maler August H. Plinke, Hannover. Bankier Ernst Pusch, Braunschweig. Minister Radkau, Braunschweig. Senator Rassow, Bremen. Schuldirektor Professor Dr. Rehkuh, Braunschweig. Regierungsrat Dr. Reidemeister, Braunschweig. Oberbürgermeister Retemeyer, Braunschweig. Landsyndikus Albert Rhamm, Braunschweig. Heinrich Rippler, Herausgeber der Tägl. Rundschau, Berlin. Dr. Julius Rodenberg, Berlin. Geh. Regierungsrat Professor Dr. Roethe, Berlin. Staatsminister Dr. Rothe, Exzellenz, Weimar. Dr. Hugo Salus, Prag. Professor Dr. August Sauer, Smichow bei Prag. Wilhelm Schaar, Bremen. Frau Frieda Sonaux geb. Schanz, Berlin. Oberamtsrichter Dr. Schilling, Blankenburg a. H. Generalhofintendant Erich von Schmid-Dankward, Braunschweig. Professor Dr. Anton E. Schönbach, Graz. Baurat Schön, Braunschweig. Staatsrat Dr. Schoenhardt, Generalstaatsanwalt a. D., Stuttgart. Professor Dr. Karl Schüddekopf, Weimar. Professor Otto Schütte, Braunschweig. Dr. Hans Martin Schultz, Braunschweig. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Otto Seeck, Münster i. W. Professor Dr. Seedorf, Bremen. Dr. Sierke, Braunschweig, Chefredakteur der Braunschweigischen Landeszeitung. Pfarrer Wilhelm Speck, Berlin. Fräulein Dr. Marie Speyer, Freiburg i. d. Schweiz. Dr. Heinrich Spiero, Hamburg-Großborstel. Pfarrer A. Stock, Gr.-Lichterfelde. Professor Dr. Paul Sträter, Magdeburg. Universitäts-Professor Dr. Streitberg, München. Johannes Trojan, Warnemünde. Frau Clara Viebig, Berlin. Geheimer Regierungsrat Theo Wagner, Königsberg. Oberschloßhauptmann Freiherr von Wangenheim, Braunschweig. Oberstabsarzt Dr. Wasserfall, Rendsburg. Schulrat Professor Dr. Alex Wernicke, Braunschweig. Dr. med. Nicolaus William, Moskau. Minister Karl Wolff, Exzellenz, Braunschweig. Hans Paul Freiherr von Wolzogen, Bayreuth. Professor Dr. Theobald Ziegler, Straßburg i. E. Geheimer Archivrat Dr. Paul Zimmermann, Wolfenbüttel.

Zur Entgegennahme von Beiträgen haben sich gütigst bereit erklärt: die Diskonto-Gesellschaft zu Berlin, die Bayrische Hypotheken- und Wechselbank in München, die Württembergische Vereinsbank in Stuttgart, die Braunschweigische Bank und Kreditanstalt A.-G. in Braunschweig.

Nachrichten darüber, in welcher Anzahl der Aufruf zur Weiterverbreitung gewünscht wird, und sonstige Mitteilungen und Anfragen werden zu Händen des Justizrats Louis Engelbrecht in Braunschweig erbeten.

Für die Herausgabe verantwortlich: Justizrat L. Engelbrecht, Braunschweig.

Druck und Expedition der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Alte Jakobstr. 129 (Verlag des deutschen Literaturblattes Eckart).

Mitteilungen

für die

Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes.

Herausgegeben von der Mittelstelle Braunschweig.

1911 Nr. 2

Zur Gründung der Raabe-Gesellschaft.

Von Rechtsanwalt Dr. Th. Abitz-Schultze in Köln.

Mit Freuden haben sicherlich tausende von Freunden unseres großen Dichters im 6. Heft des „Eckart" die Nachricht gelesen, daß die Gründung einer „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes" nunmehr beschlossene Sache sei. Und doch war es für mich (und vielleicht auch manchen Anderen) eine wehmütige Freude. Denn der Gedanke, daß wir mit der Gründung dieser Raabe-Gesellschaft so lange gezögert haben, daß es Wilhelm Raabe selbst nicht mehr vergönnt war, sie zu erleben, lastet wie ein Vorwurf auf mir. Zur Erläuterung muß ich bemerken, daß ich mich zu denjenigen zählen darf, welche seit mehreren Jahren für den Gedanken der Gründung einer Raabe-Gesellschaft eingetreten sind. Aus der Bemerkung von Brandes (S. 399) scheint hervorzugehen, daß dieser Gedanke auch schon von anderer Seite erwogen worden ist — ich selbst höre hiervon heute zum ersten Male und finde darin nur die Bestätigung des alten Erfahrungssatzes, daß ein neuer Gedanke gleichzeitig an mehreren Orten von verschiedenen Personen ganz unabhängig von einander gefaßt werden kann. Jedenfalls bezieht sich aber der Satz von Brandes: „als im vorigen Sommer wieder einmal eine Anregung dazu aus Köln kam . . ." auf ein Schreiben, in dem ich zum wiederholten Male dringend bat, die Gründung der Raabe-Gesellschaft doch nicht länger aufzuschieben. Ich hoffte bestimmt, daß die Raabe-Gesellschaft zum 80. Geburtstage des Dichters nicht nur ins Leben treten, sondern auch schon mit einer Gabe den Jubilar würde erfreuen können. Nun ist leider alles anders gekommen: ein unerbittliches Geschick riß uns viel zu früh den Meister fort, und auch das Inslebentreten der seinen Namen tragenden Gesellschaft durfte den Greis nicht mehr erfreuen. Eine — freilich sehr geringe — Genugtuung liegt für uns nur darin, daß Raabe nach Brandes' Bericht, als dieser ihm meinen

Brief vorlas, mit wehmütigem Lächeln dazu äußerte: „Eine Raabe-gesellschaft? Wie die Goethe- und Wagnergesellschaft? Das ist ein Gedanke. Nur keine gelehrte! — Mögen meine Freunde sich denn einmal zusammenschließen! Das wäre schön . . .“ Nur mit tiefer Rührung konnte ich diese einfachen Worte, in denen sich der ganze Raabe ausspricht, lesen, und schmerzlich trat mir unsere Säumigkeit wieder vor Augen.

Allein keine Reue kann hier Unterlassenes geschehen machen, und darum heißt es jetzt mit verdoppelten Kräften alles nachholen, was bisher verabsäumt wurde. Wenn ich zu dieser wichtigen Frage das Wort ergreife, so hielt ich mich hierzu als einer der treuesten Verehrer Raabes nicht nur für berechtigt, sondern geradezu für verpflichtet, gerade weil ich mir selbst wegen meiner Säumigkeit die größten Vorwürfe mache. Allzuviel ist es freilich nicht mehr, was ich zu sagen habe, denn der treffliche Aufsatz von Brandes, der (Raabe würde sagen: — Brandes meine ich —) wohl unstreitig der beste Kenner des heimgegangenen Dichters ist, enthält bereits fast alles, was ich selbst gedacht und vorgeschlagen hatte. Immerhin möchte das Eine oder Andere von dem, was durch die jahrelange Beschäftigung mit dieser meiner Lieblingsidee in mir entstand, vielleicht von Interesse und einigem Werte sein.

Die erste und wichtigste Aufgabe der Raabe-Gesellschaft erblicke ich darin, daß alles, was uns und der Nachwelt ein möglichst getreues Bild von der wundervollen Persönlichkeit dieses ganz Großen vermitteln kann, so bald wie möglich und so vollständig wie möglich gesammelt und erhalten werde. Ein Raabe-Museum muß gegründet werden, wie wir ein Goethe-, Schiller-, Körner-Museum besitzen. Wer einmal das Glück hatte, unsern „großen alten Mann“ in seinem Studierzimmer besuchen und mit ihm dort ein Stündchen gemütlich plaudern zu dürfen, dem wird die Erinnerung daran unauslöschlich im Gedächtnis haften bleiben, weil alles darin so vollkommen zu der Persönlichkeit des Dichters paßte, daß man in der Erinnerung unwillkürlich beide immer nur im Zusammenhange sich vorstellen mußte. Dieses köstliche Studio sollte den Mittelpunkt des Raabe-Museums abgeben. Ich weiß natürlich wie jeder Andere, daß zunächst die Familie des Dichters dieses teure Erbstück hoch in Ehren halten und sich dieses Schatzes nicht ohne weiteres entäußern wird. Allein wenn dieses Studierzimmer von vornherein die Bestimmung in sich trüge, Nationaleigentum zu werden, so würden die Erben sicherlich viel eher geneigt sein, dem deutschen Volke dieses hochherzige Geschenk zu weihen, und vor Allem würde verhindert, daß durch Teilung sein Inhalt sich zerstreute. Haben wir aber erst einmal ein Raabe-Museum — und für den Anfang genügte ja ein Raum, der sich in Braunschweig wohl unschwer finden ließe — so würden zweifellos die Geschenke und Stiftungen von vielen Seiten zuströmen, und das auf diese Weise nicht Erreichbare müßte eben erworben werden. Denn natürlich muß die Raabe-Gesellschaft allmählich auch größere Geldmittel sich zu beschaffen suchen. Solange die Herausgabe einer würdigen Gesamtausgabe von Raabes Werken infolge der Konkurrenz der Verleger noch unmöglich ist, kann die Raabe-Gesellschaft ja mit ihren Mitteln sich kleineren, aber nicht weniger dankbaren Aufgaben zuwenden.

Mit Recht hat Brandes schon darauf hingewiesen, daß es viel wichtiger wäre, einzelne der bedeutendsten Werke Raabes recht bald zu billigem Preise unter das Volk zu bringen, als eine Gesamtausgabe zu veranstalten. Ich glaube, daß dieser Wunsch gar nicht so schwer zu verwirklichen ist. Ein Blick auf die Verzeichnisse Raabescher Werke beweist, daß verschiedene seiner köstlichsten Bücher kaum über die 2. Auflage hinausgekommen sind. Ein solches Werk wird der Verleger vermutlich, da er ja doch schließlich Geschäftsmann ist, ohne nennenswerte Schwierigkeiten abgeben, wenn ihm für das Verlagsrecht ein einigermaßen angemessener Preis geboten wird. Hat die Raabe-Gesellschaft dann das Verlagsrecht erworben, so würde sie hierbei sicherlich nicht schlecht fahren. Denn eine wirklich schöne, wenn auch einfache, Ausgabe fände vielen Anklang, zumal wenn der Absatz durch eine wirksame Anpreisung unterstützt würde, die man jetzt vollständig vermißt. Man sehe sich doch nur einmal die Auslagen der Buchläden an: jeder Schmarren wird mit großen, oft farbigen Reklamen, neuerdings sogar mit Plakaten, laut angepriesen, während gute ältere Literatur nur dann in der Auslage zu finden ist, wenn es sich um eine geschmackvolle Neuausgabe handelt. Man mache dafür aber nicht die Buchhändler verantwortlich. Sie stellen eben aus, was ihnen der Verleger an Reklamen mitschickt. Gäbe die Raabe-Gesellschaft den Buchhändlern ein vornehm-künstlerisch ausgestattetes Schild zum Aushängen, so würden diese es gern dauernd in ihrer Auslage anbringen. Vielleicht denkt einer der hoffentlich zahlreichen Künstler, der sich an dem Wettbewerb um das Raabe-Denkmal beteiligt, an solch ein Plakat. Als Beispiel schwebt mir gerade das schöne stimmungsvolle Blatt vor, das J. V. Cissarz schon vor Jahren für den Verlag von E. Diederichs geschaffen hat. Die Künstler sollte die Raabe-Gesellschaft überhaupt eifrig heranziehen. Für sie böte sich hier ein reiches Feld der Tätigkeit. Wie oft wird mancher Leser es mit mir bedauert haben, daß die Bücher Raabes, welche doch geradezu nach einem ebenbürtigen bildenden Künstler verlangen, einen solchen bisher immer noch entbehren mußten. Denn was bei einzelnen seiner Bücher als „Illustration" mit erschien, ist doch so wenig erfreulich, daß man am Besten garnicht davon spricht. Hier gehören wirklich große, kongeniale Künstler her, die aus dem reichen Stimmungsgehalt Raabescher Gestalten Anregungen gewinnen und uns gleichwertige Kunstwerke schaffen. Wir sehen ja, mit welcher Liebe gerade jetzt die größten Künstler die alten schönen Märchen- und Sagenbücher mit ihren Bildern zieren: vielleicht bedarf es da nur eines Anstoßes, um auch Raabe für diese Künstler zu erschließen. Wie sehr dadurch die Zwecke der Raabe-Gesellschaft gefördert werden würden, liegt auf der Hand. Aber auch die Kleinkunst sollte man ungesäumt der Raabe-Sache dienstbar machen: ich meine in Gestalt von Postkarten. Die „Ansichtskarte" ist ja heute allmächtig: kein Jubiläum, kein Fest, keine Wohltätigkeitsveranstaltung kann dieses früher viel geschmähte Stückchen Papier mehr entbehren. Und eins ist sicher: wenn die Karte künstlerisch ausgeführt ist, so wird sie überall gern gekauft und bildet ein vorzügliches Werbemittel. Das haben unsere deutschen Stammesbrüder in Österreich richtig erkannt, indem sie für ihre deutschnationalen Zwecke mit Vorliebe die Ansichtskarte verwenden. So haben der Deutsche Schulverein in Wien,

der Bund der Deutschen Nordmährens und verschiedene andere deutschnationale Vereinigungen prächtig ausgeführte Karten von der Hand hervorragender Künstler herausgegeben. Besonders schön sind die Karten, welche zu den Werken von Adalbert Stifter geschaffen worden sind — es sind wirklich kleine Kunstwerke von großem Stimmungsgehalt. Ich glaube, daß die Raabe-Gesellschaft durch die Herausgabe solcher Karten nicht nur sehr viel Anklang bei der deutschen Künstlerschaft finden, sondern auch eine beträchtliche Einnahme dadurch erzielen würde. Eventuell wäre auch die Ausgabe von Verschlußmarken mit dem Porträt Raabes zu erwägen. Solche Verschlußmarken mit den Bildnissen berühmter deutscher Dichter und Musiker werden in Österreich ebenfalls mit Erfolg verausgabt.

Daß Raabe auch ein sehr begabter Zeichner war, wird den meisten seiner Verehrer aus dem trefflichen Buche von Wilhelm Brandes: „Wilhelm Raabe. Sieben Kapitel zum Verständnis und zur Würdigung des Dichters" oder aus Heinrich Spieros schönem „Volksbuche" bereits bekannt sein, da dort einige seiner Zeichnungen wiedergegeben sind. Dagegen dürften wohl nur wenige Leser eine Ahnung davon haben, wie groß die Zahl dieser köstlichen Zeichnungen ist und welch überraschend hoher Kunstwert in diesen oft nur winzigen Federzeichnungen steckt. Ich stehe nicht an, einige dieser wundervollen Zeichnungen für das Vollendetste zu erklären, was wir auf diesem Gebiete überhaupt besitzen — manches Blättchen mutet uns geradezu an, wie eine der feinsten Radierungen von Rembrandt. Denn je kleiner diese oft nur wenige Quadratzentimeter messenden Zeichnungen sind, desto höher ist meist ihr künstlerischer Wert: da ist jedes Strichelchen, jeder Punkt mit einer so genialen Leichtigkeit und Sicherheit hingesetzt, daß man fast bedauert, daß Raabe dieses große schöne Talent nicht mehr gepflegt hat. Er wäre sicherlich auch auf diesem Gebiete ein großer Künstler geworden. Wir können jedenfalls der Gattin Raabes nicht dankbar genug sein, daß sie uns diesen Schatz gerettet hat, den Raabe selbst im Bewußtsein seines unerschöpflichen künstlerischen Reichtums wahrscheinlich mit Sorglosigkeit fortgegeben hätte. Denn diese Zeichnungen sind großenteils — und das ist das Erstaunlichste daran — von Raabe, während er seine Werke schrieb, auf die Ränder der Manuskripte mit leichter, genialer Hand hingeworfen worden und zeigen in buntem Durcheinander Köpfe, Figuren, Landschaften bis zu ganzen sorgfältig ausgeführten reich belebten Szenen. So ist der Dichter vielfach sein eigener Illustrator geworden, und es wäre eine außerordentlich dankbare Aufgabe, wenn die Raabe-Gesellschaft eine genaue Wiedergabe derjenigen Werke Raabes veranstalten wollte, die er selbst mit seinen Zeichnungen geschmückt hat. Das wäre dann wahrlich die schönste „Original-Ausgabe", die man sich wünschen könnte. Ich glaube, das deutsche Publikum würde ebenso freudig überrascht werden, wie ich es war, als bei einem meiner Besuche im Raabeschen Hause auf meine Bitte Frau Raabe ihren sorgfältig gehüteten Schatz vor meinen erstaunten Blicken ausbreitete. Jedenfalls sollte die Raabe-Gesellschaft nicht zögern, diese prächtigen Schöpfungen der Allgemeinheit so bald wie möglich in irgend eine Form zugänglich zu machen, wenn die Ausführung des soeben erwähnten Planes zunächst auf Schwierigkeiten stoßen sollte. Denn die den ge-

nannten Büchern beigegebenen Proben geben wirklich nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von dem Reichtume, der da noch ungehoben schlummert. Die gesammelten Gedichte Raabes — deren Herausgabe ich schon längst gewünscht und angeregt hatte — sollen ja nun erfreulicherweise bald erscheinen. Da wäre es doch sehr zweckmäßig, dieser Neuausgabe eine Anzahl der wertvollsten Zeichnungen Raabes beizugeben, zumal ja, wie erwähnt, die schönsten und stimmungsvollsten Stücke in ganz kleinem Formate gehalten sind. Sonst müßten die Zeichnungen schließlich gesondert als Mappenwerk herausgegeben werden, auch eine Reproduktion auf Postkarten wäre vielleicht in Erwägung zu ziehen.

Eine weitere außerordentlich wichtige und ebenso dankbare Aufgabe der Raabe-Gesellschaft, die Herausgabe des brieflichen Nachlasses des Meisters, hat Brandes bereits angeführt. Auch hier wird die Nachwelt mit Staunen und Ehrfurcht erkennen, welch köstliche Schätze an tiefer Lebensweisheit, wahrhaft deutscher Gesinnung und echtem Humor in diesen wundervollen Briefen Raabes zu finden sind. Ich glaube, daß die Briefe des Meisters, deren Zahl außerordentlich groß sein muß, zu dem Schönsten gehören werden, was die deutsche Literatur auf diesem Gebiete überhaupt hervorgebracht hat. Ich kann es mir nicht versagen, hier einen Brief wiederzugeben, den ich von dem verehrten Manne erhielt und der die ganze Herzensgüte und Bescheidenheit dieses wahrhaft großen Menschen so schön wiederspiegelt. Der Brief lautet:

„Braunschweig, 29. Dez. 1907.

Verehrter lieber Doktor!

Was machen Sie für Streiche? Hinter meinem Rücken mit meiner unschuldigen Tochter anzubändeln: „Was könnte ich Ihrem Herrn Vater wohl zu Weihnachten schenken?" — ! —

Was bleibt mir nun anders übrig, als Ihnen und Ihren Freunden meinen herzlichsten Dank zu senden für alle die Liebenswürdigkeiten, die mir da das heilige Köln zum Tage Adam und Eva 1907 erwiesen hat! In dem köstlichen Wein trinken wir auf Ihr und aller rheinischen Freunde und Gönner Wohl, und das Wetterglas hängt an der Stelle des ruinirten alten und erinnert mich wahrlich tagtäglich an die Güte und das Wohlwollen Freund Abitz-Schultzes. Die Printen und Spekulatius tun den weiblichen Mitgliedern der Familie gar gut, sie danken auch dafür.

Mit den aufrichtigsten Wünschen für das Jahr 1908

Ihr treuergeb. Wilh. Raabe."

Zum näheren Verständnis dieses Briefes muß ich Folgendes kurz bemerken:

Auf meine Anregung hatten zwei Freunde sich mit mir verbunden, um dem von uns so hoch verehrten Manne durch eine kleine Aufmerksamkeit zum Weihnachtsfeste ein bescheidenes Zeichen unserer Dankbarkeit zu geben. Es lag sehr nahe, hierfür einige spezifisch kölnische oder wenigstens rheinische Gaben zu wählen. Infolgedessen wurden außer etlichen Flaschen

des weltberühmten „Kölnischen Wassers" noch „Printen" und „Spekulatius" nebst einigen Flaschen Rheinweins in eine Weihnachtskiste gepackt; ich hatte aber den dringenden Wunsch, Wilhelm Raabe außer diesen vergänglichen Kleinigkeiten wenigstens einen Gegenstand von dauerndem Wert zu schenken, um ihm persönlich eine kleine Freude zu bereiten. Aber da war, zumal bei der sprichwörtlichen Bedürfnislosigkeit Raabes, guter Rat teuer. Da kam mir der glückliche Gedanke, bei der Tochter Raabes, die ich bereits von früheren Besuchen her kannte, dieserhalb anzufragen. Auch Fräulein Margarete Raabe wußte mir aber zunächst nicht zu helfen, bis uns der Zufall zu Hilfe kam. Das Thermometer, oder auf gut Deutsch das Wetterglas, welches Raabe ähnlich wie Goethe täglich zu befragen pflegte war nämlich zerbrochen, und Fräulein Raabe hatte die große Liebenswürdigkeit, mir die Reste sofort zuzusenden, sodaß ich glücklicherweise ein annähernd gleiches, ganz einfaches Stück beschaffen konnte. Zum Dank erbat ich mir das alte Wetterglas das ich mir wieder herrichten ließ. Nun hängt es unter dem schönen Bilde Raabes (nach einer Photographie von Feilner in Braunschweig), welches seine eigenhändige Unterschrift trägt, und bildet zusammen mit einer Anzahl von Briefen des verehrten Mannes meinen teuersten Schatz.

Ich habe diese kleine Episode hier mit einiger Ausführlichkeit wiedergegeben, um an einem Beispiel zu zeigen, wie groß die Bescheidenheit, Liebenswürdigkeit und Herzensgüte dieses unvergleichlichen Menschen war, und um die baldige Veröffentlichung und Sammlung seiner sicherlich sehr zahlreichen Briefe zu veranlassen Denn ich halte dafür, daß gerade diese Briefe Raabe am ehesten auch denjenigen Lesern nahebringen werden, die etwa mit dem „Schüdderump" oder den „Unruhigen Gästen" begannen — gerade bei Raabe spielt ja die richtige Auswahl in der Reihenfolge eine große Rolle — und dann entmutigt den Versuch aufgegeben haben, sich in seine Eigenart hineinzulesen. Wie aber Brandes sehr richtig hervorgehoben hat, kommt es nicht allein darauf an, für die Bücher Raabes möglichst viele neue Leser zu gewinnen, sondern wir wollen das gesamte Werk Wilhelm Raabes in Kunst, Lehre und Leben nach Kräften ausbreiten, soweit die deutsche Zunge klingt. Um aber die wundervoll geschlossene und harmonische Persönlichkeit dieses „Lehrmeisters Deutschlands" in ihrer ganzen Größe und Tiefe erfassen zu können, muß auch alles gesammelt werden, was von Gesprächen und gelegentlichen Äußerungen Raabes heute noch unter uns lebt. Raabe war bekanntlich kein Redner, aber er hat mit unermüdlichem Fleiße und größtem Interesse bis zuletzt alles verfolgt, was auf dem Gebiete der Literatur, Kunst oder Politik das deutsche Volk bewegte und erregte und hat zu allen diesen Fragen Stellung genommen. Jeder, der das Glück hatte, Raabe zuhören zu dürfen, wenn er gesprächig wurde, wird gleich mir immer aufs Neue erstaunt gewesen sein über seine Aussprüche, die mit bewunderungswürdiger Schärfe stets den Kern der Sache trafen, mochte es sich nun um Vergangenes oder um die modernsten Tagesfragen handeln. Denn Raabe gehörte zu den seltenen Menschen, die sich bis an ihr Ende die Fähigkeit erhalten haben, jeder Zeiterscheinung ganz unbefangen gegenüberzutreten und die infolgedessen auch das Moderne gern

anerkennen, sofern es gut ist. Sein Urteil war unbestechlich, weil die Lauterkeit seines Charakters ihm jene absolute Unabhängigkeit nach oben wie nach unten sicherte, deren sich nur wenige heute rühmen dürfen und — wollen. Unvergeßlich sind mir die Stunden, die ich in Raabes Gesellschaft verleben durfte; mochte es nun in seinem heimeligen Studio bei einer Zigarre oder beim Kaffee im engsten Familienkreise, in großer Gesellschaft in Herbsts berühmter Ecke, im „Feuchten Pinsel" oder auf einem Spaziergange nach dem „Weghause" sein: stets ging man reich beschenkt nach Haus. Die köstlichsten Stunden waren aber für mich die, an denen ich mit Raabe ganz allein bei Herbst sitzen und ihn nur für mich genießen durfte. Er las zuerst seine Zeitungen, aus denen er mir hin und wieder etwas mitteilte, dann aber legte er die Blätter fort und unterhielt sich mit mir. Wer doch all diese Worte voll hoher Weisheit und Schönheit hätte behalten können! Welch ein ungeheueres Wissen und Können tat sich da vor dem staunenden Hörer auf, welch ein Genuß war es, von diesem Meister der historischen Novelle über einzelne besonders interessante Abschnitte der Geschichte und ihre Zusammenhänge unterrichtet zu werden, mit welcher wunderbaren Gedächtnisfrische zitierte der 78 jährige noch lange Stellen aus römischen und griechischen Klassikern! Da flogen die Stunden wie Minuten dahin, und wenn ich mich dann gegen 1 Uhr Nachts von Raabe (der es sich niemals nehmen ließ, mir bis zur Abfahrt dieses für meine Weiterreise allein in Betracht kommenden Zuges Gesellschaft zu leisten) verabschiedete, so bedauerte ich stets, daß nicht noch viele Deutsche außer mir den M e n s c h e n Raabe so kennen lernen durften. Wie mir ist es aber noch manchem ergangen, der bei Raabe im Vertrauen auf seine Herzensgüte anklopfte, und seine Braunschweiger Freunde, namentlich die Getreuen vom „Kleiderseller" und „Feuchten Pinsel" und — last not least — die eigene Familie bewahren sicherlich einen großen Schatz köstlicher Erinnerungen. Den gilt es jetzt zu sammeln, und zwar so bald wie möglich. Denn wie leicht läßt uns schnelllebende Menschen doch unser Gedächtnis im Stich, wie schnell verwischen sich die Eindrücke und schließlich: wie rasch tritt der Tod den Menschen an. Da sollte jeder, der jemals mit Raabe ein Gespräch geführt hat oder doch mit anhören durfte, unverzüglich alles niederschreiben, was ihm noch im Gedächtnis haften geblieben ist; Sache der Raabe-Gesellschaft oder der von ihr Beauftragten wäre es dann, diesen Stoff zu vergleichen, zu prüfen und zu sichten, um das Ganze dann, nach einheitlichen Gesichtspunkten geordnet, herauszugeben. Ich wäre für mein Teil sehr gern bereit, an diesem Werke mitzuarbeiten, das ich mir in der Anlage etwa so denke, wie das von Julius Petersen in diesem Jahre herausgegebene Werk: „Schillers Gespräche. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn..." Wilhelm Raabe war es nicht beschieden, einen Eckermann zu finden, aber als ein getreuer Eckart sollte die „Raabe-Gesellschaft" nach des Meisters Tode sich dieser Ehrenpflicht unterziehen, damit Deutschland erfahre, wie groß der Mann war, dem es so lange den schuldigen Dank versagt hat.

Wie schon dieser kurze Überblick zeigt, sind der Aufgaben, welche der Raabe-Gesellschaft harren, gar viele. Mancher wird nun vielleicht der Ansicht sein, die Erfüllung dieser Aufgaben übersteige die Kräfte der

Raabe-Gesellschaft. Allein wer seine Ziele nicht hoch steckt, wird niemals etwas Großes erreichen, und mir erscheint es als das Wichtigste, von vornherein nach einem umfassenden Plane zu arbeiten, damit nichts versäumt werde, was sich vielleicht später niemals mehr nachholen läßt. Und ich hege zu der Begeisterungsfähigkeit und Dankbarkeit der Freunde Wilhelm Raabes das feste Zutrauen, daß sie nicht auf halbem Wege stehen bleiben und erlahmen, sondern im Zusammenarbeiten beständig wachsen und erstarken werden. Darum frisch ans Werk: es gilt eine große Dankes- und Ehrenschuld abzutragen!

[Zu dem vorstehenden gehalt- und pietätvollen Aufsatze, den wir aus mehr als einem Grunde gern in diese Blätter aufgenommen haben, seien ein paar sachliche Bemerkungen gestattet. 1. Wir dürfen hoffen, das Studierzimmer und darin und dazu den literarischen Nachlaß Wilhelm Raabes im weitesten Umfange, wie er jetzt und, so Gott will, noch lange in den treuen Händen der Seinigen ist, auch späterhin zusammen erhalten zu sehen und zwar an einer Stelle, wo die ganze Umgebung ein Museum von des Dichters Heimat und Zeitalter bildet. — 2. Auch eine Gesamtausgabe werden wir voraussichtlich bekommen, und die „Gesellschaft" wird dazu mitwirken, daß der Text so zuverlässig und rein wie möglich werde. — 3. Daß der oder die Verleger einzelne Werke Raabes, welche es auch seien, der „Gesellschaft" überlassen würden, ist nicht zu erwarten; wohl aber hoffen wir, wie schon früher ausgesprochen ist, zu seiner Zeit auf einige billige Ausgaben mehr von den Verlegern selber. Es ist jedoch nicht zu vergessen, daß immer auch das Interesse der Erben, für die der Dichter doch auch gearbeitet haben wollte, wahrzunehmen bleibt. — 4. Auch die Zeichnungen gehören der Familie, und ihr allein steht die Veröffentlichung zu, die ebenfalls seinerzeit erfolgen wird. Raabesche Dichtungen damit zu illustrieren, hat schon deswegen seine Schwierigkeit, weil die Randzeichnungen der Manuskripte nur ganz vereinzelt sich auf den Text zur Seite beziehen, zumeist aber als frei nebenherlaufende Phantasiegebilde erscheinen. — 5. Die Sammlung der Briefe, die als literarische Äußerungen ebenfalls den Rechtsnachfolgern dessen, der sie geschrieben hat, gehören, ist von diesen ins Auge gefaßt, kann aber, da sie weit verstreut sind, nicht so rasch geschehen; überhaupt wollen diese Dinge, wenn sie gut und vollständig werden sollen, ihre Zeit haben, wie denn auch von andern Dichtern des letzten halben Jahrhunderts — ich erinnere nur an Fontane, Groth, Storm — die gesammelten Briefe erst allmählich im Laufe von Jahrzehnten nach ihrem Tode ans Licht treten. — 6. Die Gespräche und einzelnen mündlichen Äußerungen Raabes zu sammeln, bleibt wohl einer noch ferneren Zukunft vorbehalten; einzeln sind schon eine Menge dergleichen, mit Charakterzügen und Geschichten untermischt, von Berufenen — am reichsten und im Einzelnen getreusten wohl in Fr. Hartmanns Büchlein „Wilhelm Raabe, wie er war und wie er dachte" — und auch von Unberufenen, die viel hinein- und herausgehört haben, was nie oder doch nicht so gesagt sein kann, veröffentlicht worden und werden gewiß so vereinzelt noch vielfach veröffent-

licht werden. Die Anregung, alles, was Freunde und Besucher davon im Gedächtnis haben, baldmöglichst niederzuschreiben — ich möchte hinzufügen: ohne literarische Aufmachung und Schminke — ist aber gewiß an der Zeit und wie so viele andere Anregungen des schönen Aufsatzes alles Dankes und der Nachfolge wert! W. Br.]

Aus der ersten Biographie Raabes.

Von Dr. Hans Martin Schultz (Braunschweig).

Raabes „Hollunderblüte" erschien zum erstenmal gedruckt in „Über Land und Meer" 1863, Nr. 27—29. In den beiden vorhergehenden Nummern 25 und 26 brachte die Zeitschrift als Einleitung einen biographischen Aufsatz über W. R. von Thaddäus Lau, der unsere Aufmerksamkeit besonders deshalb beansprucht, weil er sehr viele Einzelheiten enthält, die auf eigene Angaben Raabes zurückgehen müssen. *) Aus diesem Grunde werden hier einige Abschnitte des Aufsatzes abgedruckt und so den Freunden Raabes allgemein zugänglich gemacht.

Von der Holzmindener Jugendzeit heißt es: „Das Familienhaus (wo der Großvater wohnte), das „Posthaus" am Markte, steckte voll der seltsamsten Dinge. Da gab es alte Bilder aus grauer, entlegener Vorzeit, wie man sie heute nicht leicht wieder sieht, eine geheimnisvolle Bücherkammer, vor welcher der Knabe einen gewaltigen Respekt hatte, uralte Schränke ferner mit wunderlichem Schnitzwerk und Getäfel, alle angefüllt mit den heterogensten Schnurrpfeifereien, welche die jugendliche Phantasie des kleinen Meisters als kostbare Reliquien bewunderte. So hing an einer Wand ein riesiges halbzerfallenes Palmenblatt, welches ein Onkel, der im nordamerikanischen Freiheitskriege mitgefochten, aus der Fremde als Erinnerungszeichen mitgebracht hatte; auch der Degen des tapferen Kapitäns war noch vorhanden. Stundenlang konnte Wilhelm vor dem rostigen Eisen stehen, versunken in unklare Träumereien." Wem fiele hierbei nicht „Wunnigel" und „Im alten Eisen" ein? — „Die Lehrer klagten über die harte, ungelenke Natur des Zöglings. Schon in dem Kinde regte sich das steifnackige, widerborstige Sachsentum, das gegen Zwang und Autorität rebelliert; schon in frühester Jugend füllte seine Seele der glühendste Haß gegen Karl den Großen, weil der Frankenkönig den Herzog Wittekind, für den der Knabe als für seinen Landsmann Partei nahm, zum Christentum gezwungen."

Aus der Wolfenbüttler Zeit: „Nur dem deutschen Unterricht brachte der Schüler ein lebhaftes Interesse entgegen; unter einen im Jahre 1847 gefertigten Aufsatz wurde die Zensur geschrieben: „Diese Arbeit ist mit dem allergrößten Fleiße niedergeschrieben und berechtigt bei fortgesetzter Anstrengung zu den schönsten Hoffnungen für den Verfasser." Raabe nimmt an, daß die Zensur die merkwürdigste Tragweite für ihn gehabt; jene Worte hätten die Idee zuerst in ihm geboren, sich dem schriftstellerischen Berufe zu widmen. Zu Ostern 1849 verließ er die Schule. „Im deutschen Styl und im freien Handzeichnen hat er einen Grad der Vollkommenheit erlangt,

*) Ich verdanke den Hinweis auf diesen Artikel Herrn Oberbibliothekar Prof. Dr. Karl Geiger in Tübingen.

wie es auf der Bildungsstufe, auf welcher er steht, nicht häufig ist", heißt es in dem Abgangszeugnis. Von anderen Wissenschaften, Kenntnissen und Künsten schwieg das Schriftstück."

Berlin: „Auch auf der Akademie hielt der unerwartet erwachte Fleiß an; er hörte mit großer Regelmäßigkeit Vorlesungen bei Karl Ritter, Michelet, v. d. Hagen, Hotho, Panofka, Lepsius, Guhl, Helfferich und trieb nach Kräften Logik, Ästhetik, Geschichte und Kunstgeschichte." . . .

„Er siedelte nach Wolfenbüttel über . . . Auf die Frage, ob das Beengende, welches von dem Aufenthalte in einem kleinen und entlegenen Orte meistens unzertrennbar ist, ihn nicht hemme, antwortete er einem Freunde: „Das bewegtere Leben in einer großen Stadt hab ich in meiner Heimat nie vermißt, da ich der sogenannten Anregungen nicht bedarf. Die Welt und das Leben kommen mir, auch von Wolfenbüttel aus gesehen, so reich vor, daß ich oft im Geheimen die Kürze des Erdendaseins bedaure, weil man sich nicht aussprechen kann. Durch den Kopf summen mir stets zu viel Bilder, zu viel Situationen, zu viel Charaktere."

An die große Reise des Jahres 1859 wird die Bemerkung geknüpft: „Daß jener Zeitpunkt für ein solches Vorhaben (Italien zu besuchen. Sch.) schlecht gewählt, fiel dem Reiselustigen nicht bei; was wußte er von Viktor Emanuel und Cavour, was von dem Kriege zwischen Österreich und Frankreich, da er niemals Zeitungen las und für politische Vorgänge bis dahin nicht das mindeste Interesse hatte. . . . . Die Reise hatte außerdem die Folge, daß dem Dichter die Sympathie für die Verhältnisse des politischen und öffentlichen Lebens erschlossen wurde; er ist gegenwärtig ein eifriges Mitglied des Nationalvereins."

Und nun, vor allem wertvoll, der Schluß: „Es liegt mir ein Brief vor, in welchem Raabe sich zu einem Freunde, der ihn um seine Charakteristik gebeten, über das eigene Ich mit vieler Offenheit ausläßt. „Träge und indolent im höchsten Grade," sagt Raabe, „bin ich doch der größten Energie fähig. Einen Vorsatz, Plan, Wunsch gebe ich selten auf; ich komme hartnäckig auf den Gedanken zurück, wenn auch Jahre seit dem ersten Auftauchen vergangen sind. Ich habe niemals ein Trauerspiel der französischen Klassiker durchlesen können. Für die antike Welt ist mein Verständnis und meine Teilnahme eine geringe. Goethe lese ich erst seit drei Jahren, den Wilhelm Meister habe ich noch nicht zu Ende gebracht, dagegen wußte ich schon zu Magdeburg den ersten Teil des Faust ganz auswendig. Von Jean Paul hab ich weniger gelesen, als man denken sollte; ich besitze von ihm nur die beiden ersten Teile des Siebenkäs und den Katzenberger. Schiller macht bruchstückweise und in gewissen Stimmungen großen Eindruck auf mich. Es stecken eine Menge Gegensätze in mir, und seit frühester Jugend habe ich mich selbstquälerisch mit ihrer Analyse beschäftigt. Im gesellschaftlichen Leben wird niemand den Poeten in mir erkennen; ein ästhetisches Gespräch kann mich in den Sumpf jagen. Ich liebe einen Kreis guter Gesellen, eine gute Zigarre und, wenn es sein muß, einen guten Trunk. Der November, den die meisten Menschen hassen und fürchten, ist mir und meinen Arbeiten der willkommenste Monat. (Vgl. 15. Nov. 1854 und 15. Nov. 1910. Sch.) Die Figuren meiner Bücher sind sämtlich der Phantasie entnommen; nur

selten ist das Landschaftliche nach der Natur gezeichnet. Das Volkstümliche fasse ich instinktiv auf. Von Natur etwas blöde und scheu, werde ich deshalb oft für hoffärtig und anmaßend gehalten. Doch was soll ich Ihnen meine „schillernde Seele" noch weiter schildern; Sie haben gewiß schon genug und übergenug davon."

Wer der hier genannte Freund gewesen ist, wird sich vielleicht mit Gewißheit nicht feststellen lassen. Raabe nannte einmal, wenn ich nicht irre, Hackländer. Allein sowohl Hackländer, der Herausgeber, als Hallberger, der Verleger von „Über Land und Meer", wohnten an demselben Orte wie Raabe, sie verkehrten mit einander, aber sie brauchten keine Briefe zu wechseln. Am 25. Januar 1863 hatte Raabe die „Hollunderblüte" (oder „ein Ballkranz", wie es früher hieß) vollendet. Am 4. Febr. notiert er: „Brief von Zoller, Annahme der Hollunderblüte. Portrait von mir" und am 5. 2.: „Bei Zoller. Läßt die Photographie holen." Es war das Wolfenbütteler Gruppenbild, nach dem der Holzschnitt für die einleitende Biographie gemacht werden sollte. Nun ist es möglich, daß Raabe hierauf dem Redakteur Zoller ausführliche Mitteilungen über sein Leben gemacht und jenen Brief geschrieben hat, und daß dies Material dann Lau zugeschickt ist. Es findet sich aber nicht die mindeste Notiz darüber. Am 28. 2. heißt es dann: „Auf der Redaktion von Über Land und Meer. Das Portrait. Laus Charakteristik. Gemischte Gefühle." Vielleicht fand er die Darstellung etwas zu offenherzig. Dann heißt es noch unter dem 14. März: „Erster Teil der Biographie und Bild." 21. 3.: „Ende der Biographie."

Kleine Ungenauigkeiten sind z. B. die Angabe, Raabe habe die Chronik im Sommer 1855 geschrieben, während sie in Wirklichkeit vom November 1854—Sommer 1855 verfaßt wurde, und er habe im Frühjahr 1859 am Heiligen Born gearbeitet; aber der erste Entwurf stammt erst aus dem Sommer (Wien), und die Ausarbeitung begann am 8. Sept. 1859. Trotzdem kann man die Angaben Laus für zuverlässig halten, denn sie gehen so ins einzelne, daß ihm genaue Mitteilungen vorgelegen haben müssen.

Jedenfalls gewährt es dem Raabefreunde von heute einen eigenen Reiz, den jungen und den alten Raabe mit einander zu vergleichen und den Berührungspunkten und den Gegensätzen nachzuspüren; es sei hier nur an sein Verhältnis zum klassischen Altertum erinnert, das er späterhin trotz einem Philologen beherrschte.

Raabe-Schriften.

Von Dr. Hans Martin Schultz (Braunschweig).

II.

Die von Josef Baß vertretene Ansicht (Mitteil. S. 22), daß Raabe den Juden völlig vorurteilsfrei gegenüberstehe, wird bestätigt durch einen von G. Rülf veröffentlichten **Briefwechsel** (Braunschw. Landeszeitg. 4. 7. 11; auch Chemnitzer Allgem. Ztg. 6. 7. 11 und Jüdisches Volksblatt Breslau 14. 7. 11). Eine jüdische Dame, Frau Ullmann in Stadtoldendorf, hatte an der Gestalt Moses Freudensteins im Hungerpastor Anstoß ge-

nommen und sich deshalb an den Dichter gewendet. Raabe antwortet ihr am 4. 2. 03, Freudenstein sei ein Renegat, und verweist auf „Frau Salome“; dann heißt es: „Auch aus „Höxter und Corvey“ in demselben Bande können Sie wohl entnehmen, daß ich nicht zu den Antisemiten zu zählen bin, sondern nur wie unser Herrgott in seiner Welt mein Licht in meiner Kunst leuchten lasse über — Gerechte und Ungerechte. Juden haben in meinem Leben immer mit zu meinen besten Freunden und verständnisvollsten Lesern gehört, und daran hat sich bis heute nichts geändert.“ Noch eine andere Briefstelle ist beachtenswert. Leonard Korth veröffentlicht in den Akademischen Monatsbl. vom 15. 12. 10 seine Erinnerungen an W. R. und teilt dabei 5 Briefe mit, die der Dichter an ihn und die Seinen im Laufe der Zeit gerichtet hat, darunter einige aus den allerletzten Jahren. Aus der Zeit, wo der Dichter die pessimistische Weltanschauung überwunden hatte, stammt folgende Briefstelle vom 19. 7. 94: „Was das Wort oder die Phrase vom „Pessimismus“ in meinen Schriften anbetrifft, so meine ich gerade überall und immer die Unverwüstlichkeit der Welt und des Menschendaseins auf Erden zur Darstellung gebracht zu haben. Daß es manchmal auf ein „gute Miene zum bösen Spiel machen“ hinausläuft, dafür kann ich nichts. Ich halte das Never say die! der Engländer für ein wackeres Wort, und ich denke, wir bleiben dabei bis zum Ende!“ Hiermit zu vergleichen ist ein Hinweis, den Josef Baß in der Bohemia 1910 Nr. 246 gibt. Er führt die bekannte Stelle aus den Unruhigen Gästen an: „Die Welt ist eine harte Nuß zu knacken, und wenn man sie auf hat, ist sie hohl. Dieses war mir bekannt als ein wahres Wort. Aber nun weiß ich . . ., daß das Wort nur halb oder auch gar nicht wahr ist. Mein liebes Kind, durch dich weiß ich, die Welt hat einen Kern, einen süßen Kern, nur etwa die Zunge oder was so sonst zu der gehört, hat nichts damit zu tun, darauf schmeckt man ihn nicht,“ und nun zeigt Baß, daß dieses Wort geradezu eine Anspielung auf ein Stelle Schopenhauers (Parerga und Paral. Bd. 5, S. 437 der Ausgabe von Frauenstädt) ist, die hiermit als falsch hingestellt wird. (Das Bild von der harten Nuß ist schließlich am großartigsten in der Nußknackerphantasie in Altershausen S. 205—220 ausgeführt). Einen Brief vom 19. 10. 92 an Hanns Fechner veröffentlicht dieser in Nord und Süd 434.

Biographisches: A. Oppermann erzählt (Braunschw. Landesztg. 21. 7. 11) in dem Aufsatze „W. R. und seine Geburtsstadt“ von Eschershausen und von dem Raabedenkmal und Raabeturm auf dem Hils. Die schönste Schilderung dieser ganzen Gegend ist am letzten Geburtstage des Dichters erschienen in den Braunschw. Anzeigen 1910 Nr. 211: „Ein Ausflug zum Raabe-Turm“ von P. Kahle. Wegen seiner wissenschaftlichen Sorgfalt und seiner stimmungsvollen Darstellung sollte sich niemand diesen Aufsatz entgehen lassen, der die Heimat des Dichters besuchen will.

Prof. Dr. Wilhelm Kosch schreibt im Februarheft 1911 der Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht über „Wilhelm Raabe und Wilhelm Brandes im Kreis der Kleiderseller“. Kosch erzählt von der Entstehung der Gesellschaft der Kleiderseller und führt jene einzige Rede Raabes über sie an, die schon im Eckart I. 783 abgedruckt war. Es mögen daraus nochmals die Worte hervorgehoben werden: „Unter uns hat keiner dem anderen etwas

voraus. Was gelten uns Jahre? Kennen wir nicht; wir sind alle eines Alters! Schöne, höfliche, löbliche Eigenschaften? Wir wissen alle, wo uns der alte Adam zu enge ist und stellenweise aus den Nähten geht! Was gehen uns Amt und Würden an? Wir sind alle des nämlichen Ranges und wissen uns allesamt mit demselben buntscheckigen Fell überzogen! Geld tut es gar nicht unter uns! Wir sind Leute, die frei durchgehen durch die Philisterwelt." Aus der Reihe von Charakterköpfen, die dieser Gesellschaft in langen Jahren angehört haben, hebt Kosch in seinem warm- und frohherzigen Aufsatze ihren „Barden" und Historiographen Wilhelm Brandes heraus. Er gibt als Probe aus den „Zehn schönen Liedern der ehrlichen Kleiderseller" ein Raabelied zum 35. „Federansetzungstage", behandelt dann eingehend die „Balladen", — Raabe hatte darunter seine besonderen Lieblinge wie „Magnus Torquatus", „Vor Sempach" usw., zu anderen wie „Jakob Balde" und „Piratenflagge" hatte er selber Anregung und Stoff gegeben — und bespricht weiter die schon in den achtziger Jahren beginnenden Raabeaufsätze und die „Sieben Kapitel" des Raabebuches von 1901, sowie andere dichterische und wissenschaftliche Arbeiten des Philologen, der ihm in seiner Sinnesverwandtschaft mit dem geliebten Meister und Freunde „wie eine Verkörperung" des echten Raabeschen Schulmeisters erscheint. Kosch schließt: „Der Name Wilhelm Raabe gehört der Weltliteratur an. Die Kleiderseller und Raabes tiefster Deuter, Wilhelm Brandes, dem er seinen Nachlaß anvertraut hat, sind von ihm ebenso wenig zu trennen, wie die sagenhafte Tafelrunde mit Parzival von König Artus."

Marie Speyer (Von W. R., Köln. Volkszeitung 2. 7. 11) bespricht eingehend das Hartmannsche Raabebuch (Mitt. S. 13), indem sie aus dieser für jeden, der den Menschen Raabe kennen lernen will, unentbehrlichen Schrift die interessantesten Dinge nacherzählt und mit einigen Bemerkungen begleitet, z. B. „Nicht so ganz möchte ich Hartmann beistimmen, wenn er als das Leitmotiv der opera omnia Rs. den Satz aufstellt: „Siege über das Weltleid, indem du es gelassen trägst." So ganz Quietist scheint mir Raabe dennoch nicht, und auch nicht seine Menschen; viele von ihnen bewahren sich die tatkräftige Kampfes- und Arbeitsfreudigkeit auch im Werkeltag des Lebens; die positive sittliche Energie, das Arbeiten am eigenen Ich, das Hinaufstreben der Seele, nicht bloß das Dulden, fehlt wohl keinem seiner Helden". M. Sp. beklagt sehr, daß in einem ganzen Bogen durch Verdrucken und Auslassen der Sinn vom Setzer bis zur Unverständlichkeit entstellt sei. Das ist Pech; in dem mir vorliegenden Exemplar ist der Bogen völlig in Ordnung. Warme Anerkennung findet das Buch bei F. Düsel in Westermanns Monatsh. März 1911 und bei Brausewetter in der Tägl. Rundschau 7. 7. 11. Ein Abdruck aus Hartmann ist „W. R. und Herbsts Weinstube" Posener Lehrerzeitung 8. 6. 11. — Prof. Hanns Fechner „Meine Erinnerungen an W. R." (Nord und Süd 434, Auszug daraus unter dem Titel „Von Raabe und Raabe-Leuten" Frankfurter Ztg. 29. 7. 11. Braunschw. Landesztg. 1. 8. 11.) erzählt von der Entstehung seines Raabebildes und von seinem Zusammensein mit dem Dichter. Dabei werden eine Anzahl hübscher Geschichten von und über Raabe mitgeteilt, so von der letzten Freude, die Raabe einem sterbenden jungen Künstler bereitet hat,

Raabe als Großvater, das Krokodil in der Badeanstalt und die Kur mit Mavrodafne (?). In den tatsächlichen Angaben sind einige Irrtümer untergelaufen (die Entstehung der Kleiderseller, der Rathauskeller, das Ende der Tochter und die morschen Mauern von Riddagshausen).

Karl Steinacker teilt im Braunschw. Magazin 1911 Nr. 6 S. 74 mit, daß das Vaterländische Museum in Braunschweig nicht nur ein Lessing-Kabinett plant, sondern auch beabsichtigt, Raabe „als den typischen Vertreter höchst kultivierten vaterländischen Volkstums eine eigene Abteilung mit Bildnissen von ihm und seiner Umgebung, heimischen Darstellungen und Erinnerungsgegenständen einzurichten."

Literarische Würdigungen. Dr. Julius Stern in seinem Gedenkaufsatze im Pädagog. Archiv. 1911. 1 ist es gelungen, auf wenigen Seiten das Wesentliche in Raabes Lebensanschauung zusammenzufassen. Das Wesen Rs. ist nach ihm innere Güte: „Seine Weltanschauung ist von einer nie erkaltenden Sonne durchwärmt, der Liebe. Sie zu ergründen, ist das klar klingende, immer neu variierte Thema seiner Lebensarbeit." Von Jugend auf ist sein Blick auf die Zusammenhänge des Lebens gerichtet. Um sie zu verstehen, weiß er sich den richtigen Blickpunkt zu verschaffen von jener Einsamkeit aus, die sich ohne Haß vor der Welt verschließt. Die Frucht dieses Schauens ist die Resignation, die, mit Humor vereint, eine hohe ethische Kraft enthält. Neben dem oft schmerzhaft befreienden Lachen eignet ihm aber auch ein stilles, beglückendes Lächeln! Die Welt schön sehen und darum lächeln! Er lehrt den starken Glauben an das Leben: dem memento mori setzt er am Schlusse ein memento vivere entgegen, und darin sieht Stern Raabes Mission in der deutschen Dichtung des letzten Jahrhunderts. Mit herzlicher Wärme führt dann der Verf. noch aus, daß uns Raabe „ein tief von innen, aus eigenem klarem Lichte leuchtender Spiegel des Menschenlebens und Weltgeschehens" ist. „Das ganze deutsche Vaterland mit all seinen Schönheiten und traulichen Kleinheiten, seine Geschichte, seine Bewohner, seine Natur blickt uns aus diesem treuen Spiegel an."

Heinrich Spiero, der unermüdliche Vorkämpfer für Raabe, bringt einen schön illustrierten Aufsatz im Junihefte 1911 der Zeitschrift „Der Hamburger" (Preis 50 ₰). Er erörtert zunächst, dem Interesse der Ztschr. entsprechend, Rs. Stellung zu Hamburg, die Schilderung der Unterelbe in den „Drei Federn". Sodann geht er auf Raabes krause Art über, die nicht aus Lässigkeit, sondern aus feinster künstlerischer Gewissenhaftigkeit entspringe. Raabe fand seinen Stil, die große Kunst, weit auseinanderlaufende Geschicke immer wieder in einen nicht übermäßig breiten Rahmen zu zwingen, oft geleitet von einem auch äußerlich hervorgehobenen Motiv. Er gewann eine vor ihm nicht erreichte Lebenstreue. Besonders beachtenswert sind folgende Worte: „Man mißversteht ihn, wenn man ihn einen Lobredner der Vergangenheit nennt, der sich in die Enge der partikularistischen Zeit zurückgesehnt und grämlich auf die weitere Entwickelung geschaut habe. So wie er kein tatscheuer Pessimist, sondern nur ein Bekenner der ewigen Lebenswerte über den Tageswerten war, so wenig war er eng und kleindeutsch, sondern durchaus im weiten Sinne national, aber mit dem tiefen Wissen um die Seelenkräfte, die aus dem alten philosophisch-kleinbürgerlichen

Deutschland als unverrückbare Grundempfindungen dem neuen Weltreich erhalten werden mußten." Die Abbildungen sind: das Vorwort zu Abu Telfan im Faksimile, eine Federzeichnung Rs., die Büste von H. Siedentop und die prächtige Statuette von Hans Bethmann, alles erste Veröffentlichungen. Auch Fr. Castelle im Münsterischen Anzeiger 17. 11. 10 betont die Bedeutung Rs. für das 20. Jahrhundert, da in seinen Werken alle großen Kämpfe, die das deutsche Herz in den wildbewegten Erscheinungen des 19. Jahrhunderts durchgekämpft hat, lebendig geworden seien. Außerdem spricht auch Castelle über den „Humoristen" wie die Verf. Mitt. S. 18 unten und sagt: „Es ist in Rs. Leben und Schaffen eine eigenartige Tragik, daß er bis auf den heutigen Tag nur als humoristischer Dichter gelesen und geliebt wird." Sehr schön in der Form ist „Wilhelm Raabes Vermächtnis" von Fritz Hartmann in „Brunswiks Leu", Kalender für das Land Braunschweig 1912 S. 41—42. Das Vermächtnis ist die Mahnung „Sehet nach den Sternen!" Raabe wird mit seinem Sternschauer Heinrich Ulex verglichen. Ist die äußere Ähnlichkeit schon auffallend (hierzu ein schönes Bild von Limmer, W. R. am Fenster seines Arbeitszimmers, das der Verlag von Kallmeyer auch als Gravüre bringen will), so ist er ihm auch innerlich immer ähnlicher geworden. Der Greis hat selber das Ideal gelebt, das der Jüngling zeichnete. Auch er hat bittere Stunden gehabt, allein je länger je mehr ist er in strammer Selbstzucht und verklärender Altersmilde dieser Anfechtung entwachsen. Und nun wird mit sehr schönen Worten der Aufblick zu den Sternen als das Symbolum von Raabes Weltanschauung dargestellt. Übrigens bringen beide Jahrgänge des genannten Kalenders für jeden Monat einen Spruch aus Raabes Werken. Warm geschrieben ist auch das Gedächtnisblatt von Walter Sahlmann in der Buchhändler-Warte 14. Jan. 11. Es handelt zunächst von der Tiefe des Raabeschen Humors und den Lebenskämpfern in Raabes Schriften und von der Verkehrtheit, den Dichter unter die Behaglichen, die Schilderer kleiner Leute einzureihen. Und dann wendet sich der Verf. mit beherzigenswerten Worten an seine Fachgenossen: „Keiner weiß besser als der Buchhandel, wie viel daran fehlt, bis dieser Tote seinem ganzen Volke lebendig wird. Auch das wäre darum deutscher Adel, wenn jeder zu seinem Teile mitwirkte, alle, die dem Dichter jetzt nur „schleichend" nachfolgen, einzuführen in die „Stadt seiner Liebe". Beherzige darum jeder Ostinis Wort: Du sollst dem deutschen Land nicht sterben, Und werben wollen wir und werben, Bis dir das ganze Volk gehört." Im Junihefte von „Hannoverland" findet sich der Schluß des warmherzigen Vortrages von Blumenberg (Mitt. S. 22) über „das Heimatliche bei W. R." Dies Thema sei gewählt, weil Raabe als Heimatdichter im gewöhnlichen Sinne nicht in Anspruch genommen werden wolle und könne. R. läßt seine Geschichten zwar in aller Welt spielen, aber er beschränkt sich immer mehr auf Deutschland, und am liebsten setzt er sie in seiner niedersächsischen Heimat in Scene. Und nun zeigt der Verf. an Beispielen, wie genau R. seine Heimat kennt, Feld und Wald, Heide, Moor und Marsch, die Flüsse, Berge und Gebirge, die Städte, besonders die kleinen, die Dörfer und die einzeln liegenden Höfe und Schlösser. Raabe liebt den Stamm, der in Niedersachsen wohnt, und die Liebe zu seinem Lande zeigt sich besonders in zwei immer wieder-

kehrenden Motiven, dem Abschiede von der Heimat und dem Wiedersehen der Heimat. An Pfisters Mühle und Prinzessin Fisch wird schließlich nachgewiesen, daß Raabe im höchsten Maße die Bestrebungen des Heimatschutzes billigte. Interessant ist die verbürgte Anekdote, wie Bennigsen durch Gutmanns Reisen, in denen er selbst vorkommt, für Raabe gewonnen ist. An dieser Stelle ist nochmals auf den vorhin angeführten Artikel von Leonard Korth zu verweisen. Von besonderem Werte ist nämlich die Beurteilung Raabes durch einen Historiker von Beruf, der oft in der Lage gewesen ist, über das Verhältnis zwischen sorgsamer Quellenforschung und künstlerischer Gestaltung kritische Betrachtungen anzustellen: „Es muß sich einem bei Raabes historischen Erzählungen sofort die Bemerkung aufdrängen, mit welcher lebensvollen Treue hier die Vorgänge und Zustände der Vergangenheit veranschaulicht sind, mit welchem divinatorischen Feingefühl in diesen Kunstgebilden aller Duft und Zauber der fernen Zeiten festgehalten ist.“ — Nun ist noch ein Buch über R. zu besprechen: Hermann Junge, Wilhelm Raabe, Studien über Form und Inhalt seiner Werke. Schriften der Literarhist. Ges. hgb. v. B. Litzmann IX. Dortmund, Fr. W. Ruhfus 1910. 140 S. 3,50 ℳ. Der Verfasser verfügt über eine ganz erstaunliche Beherrschung aller Bücher Rs. mit allen ihren Einzelheiten, und seine Zusammenstellungen kennen zu lernen, ist unerläßlich für jeden, der über Raabe schreiben will. Am meisten fesselt der erste Abschnitt (Kap. II.) über Komposition und Technik. Wenn die Kritiker, die Raabe zu tadeln suchen, diese durch zahlenmäßige Nachweise unterstützten Ausführungen gelesen hätten, so könnten sie nicht behaupten, daß R. die Komposition, das Ebenmaß der Teile und die Harmonie des Ganzen vernachlässige. Das Gerede über Raabes Formlosigkeit ist damit abgetan. Beachtenswert sind hier besonders die Bemerkungen über die geschichtlichen Erzählungen und über Rs. Stellung zur Heimatkunst. In dem Kapitel „Symbolik und Motive“ sind die Ausführungen hervorzuheben über das, was Spiero Leitmotive nennt, und die über das Motiv des Aufräumens mit der Vergangenheit, wie es sich z. B. im Vogelsang findet, wo Velten Andres alle lieben Andenken aufbrennt. Kap. IV. heißt „Besondere Mittel und Eigenarten der technischen und sprachlichen Darstellung.“ Kap. V handelt über die Art, wie Raabe seine Gestalten charakterisiert, und welche Fortschritte diese Kunst bei ihm im Laufe der Jahre gemacht hat. Ein kurzes Schlußkapitel faßt dann Rs. Weltanschauung zusammen und versucht zu zeigen, wie sich R. zu dem Problem der Überwindung des Leides auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung gestellt hat. Seine Behauptung, daß Jakob Böhmes Einfluß besonders zu beachten sei, ist inzwischen auch durch H. A. Krüger im Eckart bestätigt. Jean Pauls Einwirkung auf den jungen Raabe ist übrigens in der Tat gering gewesen. Das hat er mehrfach selbst gesagt und kann auch in dem Briefe von 1863 nachgelesen werden, der in dieser Nummer der Mitteilungen an anderer Stelle (S. 42) veröffentlicht wird.

Über das „Hineinlesen in Raabe“ schreibt nach der Braunschw. Landeszeitung 29. 7. 11 Hermann Anders Krüger in den Blättern für Volkskultur. Er rät, mit sechs Büchern Raabes in bestimmter Reihenfolge anzufangen. Ursprünglich stand diese Unterredung zwischen dem Professor

und einem Studenten in den von K. F. Köhler herausgegebenen Literarischen Neuigkeiten X. 1 von 1910, wo Krüger allgemein „Über das Hineinlesen" sprach.

In dem ersten Jahresberichte des Vereins Volkslesehalle in Braunschweig 1910-11 hat S. Kron Listen über die Benutzung der öffentlichen Bücherei aufgestellt; danach (Tabelle 8, S. 28) ist Raabe der am meisten gelesene Schriftsteller gewesen mit 3479 Entleihungen.

Ein Gedicht auf Raabe von Gottfried Schwab, dem 1903 verstorbenen Dichter des deutschen Flottenliedes, bringt der Artikel „Michel, horch, der Seewind pfeift" von Hans R. Fischer in der Rhein.-Westf. Ztg. 24. 6. 11.

Die Besprechungen von Werken Raabes beziehen sich diesmal selbstverständlich alle auf **Altershausen.** Ich weiß von keinem — noch dazu unvollendeten — Nachlaßwerke eines Dichters, das eine so einhellige günstige Aufnahme gefunden hätte, wie dieses. So stark ist der Zauber, der von diesem Buche ausgeht, daß ihm kein Kritiker sich hat entziehen können, und daß nur bei zweien die Anerkennung nicht unbedingt ist. Daß Altershausen für die Freunde Raabes ein köstlicher Schatz ist, erscheint allen außer Zweifel; wie sich aber die übrige Lesewelt dazu stellen wird, darüber sind die Meinungen geteilt. Düsel in Westermanns Monatsh. 1911, Nr. 12 meint, der Weg durch die Pforte von Altershausen gehe nur durch Rs. andere Bücher, auch L. Lorenz (Dt. Tagesztg. 17. 7. 11) findet, wer noch nichts von Raabe gelesen habe, werde sich über dies Buch wundern und sich nicht leicht an die Art der Erzählung gewöhnen können, und Carl Busse in Velh. u. Klasings Monatsh. Juli 1911 rät nur den Raabefreunden zu dem Werke, da andere wohl verständnislos oder gar unwirsch den Kopf schütteln möchten. Im Gegensatz dazu sagt Robert Lange in den Grenzboten 21. 6. 11: „Die dem Dichter noch ferne stehen und nur wenig von ihm kennen, sollen nachdrücklich auf dieses Buch hingewiesen werden". Alfred Richard Meyer (Braunschw. Landesztg. 5. 5. 11) hebt hervor, die Charaktere seien gar nicht absonderlich, vielmehr einfach und bei aller Tiefe alltäglich menschlich, und darum sei „dieses Buch wie kein anderes geeignet, auch für einen ganz großen Leserkreis die sonst so struppig zugewachsene Pforte des Poeten aufzutun." Eduard Engel (Über Land und Meer 41) nennt Altershausen „ein liebes Buch und aller Wahrscheinlichkeit nach zu einem der allergrößten Erfolge Raabes bestimmt." Paul Burg (Deutsche Ztg. 5. 5. 11, Leipz. Tagebl. 3. 5. 11, Magdeburger Ztg. 7. 6. 11) urteilt: „Auch ein ganz Fremder, der von W. R. nichts kennte als den Namen, wird Altershausen nicht ohne tiefinnere Rührung lesen." Eine Übertreibung freilich ist der Schlußsatz: „Wäre ich Minister, ich gäbe stracks einen Erlaß heraus, daß jeder Deutsche, daß Bub und Mädel in den Schulen Altershausen besitzen müßten wie ihren grünen Impfschein." Das wäre eine „gutgemeinte Profanation."

Viele Kritiker sprechen darüber, daß Altershausen ein Fragment sei und ruhig sein könne, am tiefsten Karl Storck im Türmer vom Juli 1911, einem der schönsten Aufsätze über unser Buch. Raabe hat uns in seinem Nachlaßwerke gegeben, was er uns noch geben mußte: „ein Weltbild nach Tiefe und Weite menschlichen Lebens am einfachen, äußerlich kleinen Schicksal

dreier Menschenkinder. Und dieses Weltbild sogar so zu geben, daß derjenige, der auf den Höhen der Menschheit wandelt und die weiten Länder der Welt durchwandert hat, erst heimkehren muß in die kleine Enge, um zu der Tiefe des Erlebens hinabsteigen zu können." Ferner spricht er von dem Zauber der Quellen und ihrem Rauschen. „Niemals hat einer tiefer hinabgelauscht in die Urquellen des menschlichen Herzens, nie hat einer besseren Trank getan vom Brunnen edelster Menschenweisheit als Meister W. R. in diesem Gespräche am Maienborn." Die Poesie dieser Brunnenscene und des Spaziergangs im nächtlichen Mondschein wird von fast allen gepriesen. Die Schlesische Zeitung A. D. 30. 6. 11 meint, die romantische Poesie in Deutschland habe nicht viel Schöneres aufzuweisen als diese Partien, Wilhelm Hegeler (Frankfurter Ztg. 18. 6. 11) sagt: „Das gehört zu dem Schönsten, was romantische Stimmungskunst je geschaffen hat. Und es liegt noch darüber eine Einfachheit und naturwahre Kraft, wie sie die Romantiker nie besessen haben"; auch Ludwig Schröder (Freiburger Ztg. 26. 5. 11, Hamb. Nachr. 242, gekürzt Leipz. Illustr. Ztg. 6. 7. 11) hebt „die wunderbare Zartheit und Lieblichkeit" dieser Schilderungen hervor.

Die meisten geben dem Werke einen Ehrenplatz unter den Schriften des Dichters. Heinrich Spiero sagt in der Weserztg. 20. 6. 11: „Stil und Tönung dieses Werkes ist schlechthin meisterhaft, er steht darin ganz auf der Höhe des Besten, was er je geschrieben hat", und im Hamburger Fremdenblatte 28. 5. 11, nur ein großer, abgründlich tiefer Dichter habe solch ein Bruchstück hinterlassen können. Karl Strecker (Tägl. Rundschau 17.—18. 5. 11) meint, eine innigere Lebensbejahung, ein feinerer Humor, ein zarterer Duft von echt Raabeschem Geiste, eine tiefere Resignation und Freude zugleich lebe in wenigen seiner Werke. Fritz Stöber (Über den Wassern 2. 7. 11) hält, von Kleinigkeiten abgesehen, Alt. für eins der besten Werke Raabes, von einer köstlichen Reife und seltenen Größe der Konzeption. Alfred Richard Meyer (Braunschw. Landesztg. 5. 5. 11) bezeichnet ebenfalls Alt. als Raabes reifste Schöpfung und erklärt, er habe überhaupt in den letzten Jahren keinen so starken künstlerischen und menschlichen Eindruck empfangen, wie den von diesem Werke. Paul Burg (a. a. O.) meint, man würde schwer ein anderes Buch dieser Art finden, das sich mit Alt. vergleichen ließe, ja die Scene am Maienborn habe ihresgleichen nicht in unserer, nicht in allen Literaturen. Walter Sahlmann (Buchhändler-Warte 1911, 40 und Ztg. für Hinterpommern 4. 6. 11) urteilt, dem Werke sei für lange ein Ehrenplatz in der deutschen Dichtung sicher. Die Grenzboten 21. 6. 11 (Robert Lange) sagen: „Wenn je in seinen Romanen und Novellen, so hat es der Dichter in diesem seinem letzten Werke verstanden, den empfänglichen Leser in tiefstem Herzen zu packen und mit den schlichtesten Mitteln die ergreifendste Wirkung auszuüben." Die Wiener Zeit 9. 6. 11 sieht vor allem in dem Buche den „zusammengerafften Ausdruck seiner Lebenserfahrung, die klar geformte Bestätigung seines Lebensbildes, ein wundervoll gelassenes Bekennen zu sich selber und eine allegorische Versinnlichung des eigenen Daseins." Neben manchen andren findet sich hier eine gute Bemerkung über den „tragisch gesprenkelten Humor W. Rs." Avenarius im Kunstwart, 2. Maiheft 1911 nennt Alt. ein tief ergreifendes, in gewissem Sinne sogar ein großes

Buch. Albert Geiger sagt in seiner feinen Würdigung im Literar. Echo 15. 6. 11: „Es zeigt nicht nur den ganzen W. R. in feinster Essenz, es ist nicht nur das Werk eines echten Dichters, es ist, und das ist das beste: das tapfere und große, reine und edle, freudige und sonnige Werk eines wahrhaften Menschen. Und eines großen Humoristen, was auch nur wieder ein ganzer Mensch und Mann sein kann." Ähnlich anerkennend sprechen sich aus Grautoff in den Leipziger Neuest. Nachrichten 30. 4. 11, Hanns Martin Elster in der Unterhaltungsbeilage z. Deutschen Tageszeitung 4. 6. 11, Ottomar Reindl in der Karlsbader Ztg. 18. 6. 11 und F. E. im Berliner Tageblatt 25. 5. 11. Ein Kritiker hält seltsamerweise Minchen Ahrens für Feyerabends Jugendliebe.

Viele betonen das Persönliche in dem Buche; so Franz Hahne im Braunschw. Sonntagsblatte 4. 6. 11. Paul Stade sagt im Bücherwurm Juni 1911: „Gerade in dieser Gestalt scheint mir die Erzählung der richtige Abschluß für dieses an inneren Freuden so überaus reiche Leben. Wie ein wohlgelungenes Selbstbildnis redet dieser wirkliche Geheime Medizinalrat Feyerabend zu uns." Robert Lange in den Grenzboten 21. 6. 11 nennt es „Bruchstücke einer großen Konfession, die uns den herrlichen Menschen lieben lehren," und weist besonders auf den zarten Dank des Dichters an seine eigene Mutter hin. In dem zu Anfang dieser Übersicht angeführten Briefe von Frau Ullmann heißt es übrigens (und das dient als Bestätigung der Schilderung in Alt.): „Auch die Erinnerung an Ihre Eltern, den stattlichen Justizamtmann, die lebensfrohe und schöne Mutter, von denen mir unsere Näherin oft erzählte, bewahre ich treu im Herzen." Und die ersten Worte in Raabes Antwort lauten: „Haben Sie Dank für die lieben Bilder meiner Eltern." Dr. Owlglaß im März 30. 5. 11 erzählt, daß Raabe ihm 1903 bei einem Besuche gesagt habe, er wolle „wieder das Spazierengehen erlernen", und endlich Paul Burg a. a. O. ruft aus: „Hier haben wir ihn noch einmal ganz, haben den ohne Beispiel liebenswerten Greis für uns allein und ganz und gar ihn selber."

Die Alterswerke der großen Dichter stellt Franz Hahne in seiner schönen Besprechung in der Heimstatt 15. 6. 11 zusammen und folgert daraus, daß die ganz Großen auch in ihren letzten Werken kein Ermatten zeigen. Und Paul Landau handelt in einem interessanten Aufsatze über „Die Poesie des Alters" (Erfurter Anzeiger 24. 6. 11, Berliner Börsen-Courier 24. 6. 11, Reichsbote 30. 6. u. 1. 7. 11, Potsdamer Tagesztg. 8. 7. 11, Nordd. Allgem. Ztg. 22. 7. 11). Wir hören von der traurigen oder resignierten Auffassung des Alters in Altertum und Mittelalter und von der freundlichen, die sich seit Voß und Claudius Bahn bricht. „Den Höhepunkt der modernen Alterspoesie aber stellt die Kunst W. Rs. dar, und am reinsten entfaltet sie sich in Altershausen."

Friedrich Düsel (Westermanns Monatshefte 1911. 12) meint: „Dieses Buch ist ein Buch der Daseinsfreude und des Optimismus . . . Es ist kein Roman- und kein Geschichten-, es ist ein Erinnerungs- und Erkenntnisbuch. Jede literarische Kritik erstickt es im Keime, so lächerlich müßte sie sich ihm gegenüber vorkommen."

Weniger günstig urteilt Ludwig Lorenz (Deutsche Tagesztg. 17. 7. 11). Das Buch gehöre nicht zu den besten, was uns Raabe gegeben hat. „Die Gestaltungskraft ist im Sinken, auch die Kindheitsbilder bleiben hinter denen der Alten Nester weit zurück.“ Carl Busse in Velhagen u. Klasings Monatsh. Juli 1911 nimmt mit der andern Hand, was er mit der einen gibt. Er meint, Alt. bedeute an sich nicht viel, „ein verschnörkeltes Romanfragment, ein Stückchen letzter Beichte.“ Und doch heißt es: „Aus dem Grabe spricht die Stimme eines Mannes, den wir liebten.“ Freilich, in 50 Jahren würde man nichts mehr von ihm lesen. Sein Werk sei sterblich, sein Geist nicht. Und dann führt er ähnlich wie im Daheim (Mitt. S. 19) aus, daß Raabe mehr ethisch als ästhetisch wirke. „Vor seinen Büchern wird das Herz uns weit, weil die unsterbliche Seele unseres Volkes uns daraus anweht. Alles echte Streben, alle Kraft und Treue, aller heilige Lichthunger, alles Ewige, alles das dringt aus den Werken dieses Mannes auf uns ein ... Das ist das Höchste, was Raabe erreicht: daß wir fast schmerzhaft die Hände ballen wie zu einem festen Gelöbnis.“ Wie im Daheim, nur eingehender weist er den Gegensatz zwischen Reuter und Raabe auf. Aber er erinnert auch wieder daran, daß Feyerabend es verschlafe, daß die Uhr 1870 schlägt, und deutet auf den Vorwurf (Mitt. S. 21), daß Raabe der neuen, großen Zeit seines Volkes nicht gerecht geworden sei. Ich möchte dazu auf das 7. Kap. des Horacker verweisen: „Das kommt davon, wenn man hell es Achtzehnhundertsiebzig hat schlagen hören; nicht in das Leere, das Klanglose hinein, sondern hinein in den Nachhall alter, feierlicher Glocken. Wie viele sind ihrer, die auf den Nachklang und Widerhall horchen unter dem scharfen Schlag der vorhandenen Stunde?“

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Wenn von dem vielen Persönlichen in Altershausen die Rede gewesen ist, so möchte ich noch hervorheben, daß kein Buch Raabes so lebendig an die Ausdrucksweise des alten Herrn in seinen letzten Lebensjahren erinnert, wie dieses. Dazu kommt, daß es nicht ganz genau ist, wenn man sagt, Raabe habe im Jahre 1901 die Feder niedergelegt und nicht mehr an Altershausen gearbeitet. Denn das Manuskript, das sich im Nachlaß vorfand, umfaßt ungefähr doppelt so viel Seiten, als es am 8. September 1901 enthielt. Für mich geht daraus hervor, daß Raabe, ebenso wie er in seinen letzten Jahren noch seine Gedichte zum Teil zusammengeschrieben hat, so auch noch einmal nach 1908 „den Faden wieder aufnahm, den er 1901 hatte fallen lassen.“ Dann hätte er einige der schönsten Stellen, wie die Scene am Maienborn und die lebensfreudige Phantasie des Nußknackers vom vorigen Weihnachtsfeste, in seinen letzten Lebensjahren geschrieben und auch hierin erwiesen, daß es auch von ihm galt: So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein!

Abgeschlossen am 1. August 1911.



Zweites Mitgliederverzeichnis.

Weitere Ortsgemeinden der Gesellschaft sind trotz Reisezeit und Sommerglut am 24. Juni in Hannover, am 2. August in Berlin (für Groß-Berlin) und am 8. Juli in Hamm in Westfalen begründet worden, andere stehen für Herbst und Winter in Aussicht. Auch zahlreiche einzelne Meldungen sind eingegangen und gehen weiter ein, so daß die Zahl der Mitglieder zur Zeit (15. August) gegen fünfhundert beträgt.

Abberode (Mansfelder Gebirgskreis):
Henze, Hermann, Pfarrer.

Bad Harzburg:
Koldewey, Direktor Prof. Dr. Lic.

Barmen:
Lekebusch, Emil, Weststraße 48.

Bernstein (Neumark):
Leopold, Frl. Anna.

Berlin und Umgebung:
Brahn, Dr., Hallescheftr. 15. — Bretschneider, Dr., Steglitz, Sedanstr. 5. — Coerper, Dr., Lennéstr. 4. — Gaedertz, Prof. Dr., Genthinerstr. 15. — Gloeden, Prof., Charlottenburg, Herderstr. 1. — Grimm, H. G., cand. phil., Bad Kreuznach. — Hoffmann, Robert, Kunstmaler, Zehlendorf, Dietloffstraße. — Hoffmann, Frau Clara, ebenda. — Hoppe, Frl. Frieda, Kindergartenleiterin, Grüner Weg 55. — König, Eberhard, Schriftst., Waidmannslust. — Machenhammer, Regierungssekretär, Pankow, Mendelstr. 49. — Morgenstern, Frl. Elisabeth, Wilmersdorf, Holsteinischestr. 25. — Müller-Grote, Dr. phil., Verlagsbuchh., Dessauerstr. 18. — Schmidt, Erich, Geh. Reg. Rat, Prof. Dr., Augsburgerstr. 43. — Seidel, Frau Ina, Bernauerstr. 117. — Sohnrey, Prof., Steglitz. — Stinde, Frl. Conradine, Hohenzollerndamm 2. — Stodte, H., Dr., Leiter des städt. Realgymnasiums, Strausberg.

Den Vorstand bilden: Pfarrer A. Stock, 1. Vorsitzender; Verlagsbuchh. Dr. E. Janke, 2. Vorsitzender; Oberbibliothekar Dr. G. Fritz; Red. E. Müller, 1. Schriftführer; Schriftsteller H. M. Elster, 2. Schriftführer; Frau E. Müller, 1. Kassenwart; Frl. H. Lehnert, 2. Kassenwart.

Biebrich:
v. Baalen, Frl., Kaiserstraße 11.

Blankenburg a. Harz:
Menzel, Oberlehrer Prof. Dr.

Borbeck:
von Dannenberg, Essenerstraße 6.

Braunschweig:
Essiger, P., Lehrer, Blücherstr. 4. — Weinhard, Finanzaspirant, Husarenstraße 46. — Behme, Frau F., Leonhardstr. 30. — Bernhard, Frl. Mathilde, Bohlweg 14. — Daub, Dr. Gg., Kl. Exerzierplatz 2. — Feldhausen, Frau Sanitätsrat, Adolfstr. 58. — Feldhausen, Frl. Käthe, Adolfstr. 58. — Krüger, Rich., Oberlehrer, Bernerstr. 1. — Sierke, Eugen, Chefredakteur Dr. Campestraße 35.

Bremen:
Reisner, Frl. Marie, Obernstraße 6.

Breslau:
Keller, Paul, Schriftsteller, Hedwigstraße 40.

Christianstadt a. B.:
Gabriel, Alfred, Lehrer, Niederstraße 8.

Clausthal i. Harz:
Tappe, H., Baurat.

Cunewalde bei Löbau (Sachsen):
Gretschel, Frau Sophie. — Gretschel, Gustav.

Dortmund:
Augusti, Carl, Bankdirektor Markgrafenstraße 29.

Dresden:
Hänssel, Frau Helene, Beethovenstr. 2. — Richter, Frau Marie, Eisenstuckstr. 29. — Schluttig, Oswald, Hofrat, Blasewitz, Johannstr. 11. — Teichmann, Balduin, Major a. D., Comeniusstraße 16.

Eschershausen:
Hage, Carl. Lehrer a. D. — v. Schmidt-Phiselbeck, Carl, Amtsrichter.

Essen:
Reuter, Rud., Präparandenlehrer, Giesebrechtstraße 53.

Freiburg i. d. Schweiz:
Speyer, Frl. Dr. Marie.

Gera:
Plaehn, Dr., Gymnasialdirektor, Hofrat.

Gommern (Reg.-Bez. Magdeburg)
Hoppe, Paul, Lehrer.

Goslar:
Zibell, Professor.

Göteborg (Schweden):
Holmertz, Frl., Valborg, Karl Johansgatan 21.

Göttingen:
Krebs, Joh., Buchhändler, Reinholdstraße 11.

Guben:
Ewert, Max, Dr., Direktor der Höh. Mädchenschule.

Halberstadt:
Schwabe, Hermann, Sedanstraße 33.

Halle a. S.:
Drevin, Helmut, Apotheker, Wielandstr. 12. — Rieche, Carl, stud. germ., Goethestraße 9.

Hamburg:
Havemann, Heinrich, Hamburg-Altona, Elbstr. 252. — Havemann, Frl. Johanne, Hamburg-Altona, Elbstr. 252. — Havemann, Frl. Martha, Hamburg-Altona, Elbstr. 252. — Ahlgrimm, Oberlehrer Dr., Paulinerallee 2. — Arndt, Frl. Dr. phil., Schanzenweg 2. — Arndt, Frl. Hedwig, Schanzenweg 2. — v. Borstel, Fritz, Peterkampsweg 30. — Grobe, E., Lehrer, Eilbeckerweg 133. — Meyer, Frau Auguste, Moltkestr. 6. — Schiefler, G., Landgerichtsdirektor, Oberstr. 86. — Brodersen, Gustav, Hamburg-Fuhlsbüttel, Etzestr. 19. — Fischer, Rich., Eppendorfer Landstr. 130. — Fischer, Frau Dorchen.

Hamm i. Westfalen:
Blencke, Direktor Dr. — Blencke, Fr. Dr. Elsa. — Faber, Frau Prof. — Faber, Frl. Käte. — Gaupp, verw. Frau Oberlehrer. — Henning, Hans, Oberlehrer, Dr., Vorbergstr. 6b. — Henning, Fr. Anneliese. — Viering, Dr. med. — Viering, Fr. Dr.

Hannover:
W. Blumenberg, Pastor, Aegidienkirchhof 1 a. — Dr. Herm. And. Krüger, Professor, Herrenhäuserstr. 76. — Frl. Klara Fricke, Aegidienkirchhof 1 a. — v. Schmidt-Phiselbeck, Kriegsgerichtsrat, Blücherstr. 6. — K. Dietrich, Hauptmann, Wedekindstr. 9. — Prof. Dr. Petersen u. Frau Prof. Petersen, Arns-

waldtstr. 8. — Joh. Becker, Weißekreuzstr. 31. — Frl. Anna Hoppe, Seminaristin, Deisterstr. 32. — Frl. Marie Harsein, Bleichenstr. 5. — Alfred Troschütz, Buchhändler, Gr. Aegidienstr. 4. — Erich Weniger, Primaner a. Kgl. Wilh.-Gymn., Hubertusstr. 4. — Erich Wendebourg, Buchhändler, Cavesstr. 52. — Bruno Meuge, Kgl. Kammermusikus, Moltkeplatz 2. — Adolf Sponholtz, Verlagsbuchhändler, Georgsplatz 2. — K. Henniger, Lehrer, Steinriede 3. — Ad. Lange, Architekt und Fachlehrer, Ederstr. 59. — Frl. Henny Rhode, Lehrerin, Brandestr. 18. — Frau Joh. Preßler-Flohr, Schriftstellerin, Königswertherstr. 47. — Christ. Flemes, Schriftsteller, Groß-Buchholzerstr. 32. — O. Drowatzky, Buchhändler, Ifflandstr. 9. — Ernst Geibel, Buchhändler, Schiffgraben 55. — Gustav Köhne, Lehrer, Schneiderberg 7. — Kachry, Oberkriegsgerichtsrat, Ferdinand Wallbrechtstraße. — Prof. Dr. Hans Freytag, Gymnasialdirektor, Nienburg a. d. Weser. — Prof. Dr. v. Grätzel, Oberlehrer, Wiesenstr. 6. — Ludw. Ordemann, Redakteur, Hameln a. d. Weser. — Paul Reusche, Oberprimaner, Adolfstr. 5. — Dr. med. Strauß, Prakt. Arzt, Alte Cellerheerstr. 42. — Robert Rasch, Pastor, Böttcherstr. 8 (Herrenhausen). — Adolf Ey, Professor a. D., Waldhausen b. Hann. — Emil Wiegand, Professor, Freiligrathstr. 10. — Landwehr, Oberlehrer, Bödekerstr. 7. — Dr. Endemann, Dir. der Hann. Bank, Georgplatz 20. — Ahrbeck, Hans, stud. germ. et hist., Bädekerstr. 94. — Chappuzeau, Fr. Pastor, Hannover-Hainholz, Hüttenstr. 24. — Schulenburg, E., Oberlehrer Dr., Hannover-Linden.

Vorstand: 1. Vorsitzender: Dr. Fritz Hartmann, Podbielskistr. 1. — 2. Vorsitzender: Dipl.-Ing. Eduard Wendebourg, Ostermannstr. 6. — Schriftführer: Prof. Dr. Petersen, Arnswaldtstr. 8. — Kassenwart: Frau Pastor Chappuzeau, Huttenstr. 24, Hannover-Hainholz.

Holzminden:
Hoeck, Professor. — Koch, Kreisdirektor. — Schermann, Stadtbaumeister. — Schilling, Gymnasialdirektor. — Dr. Sembritzki.

Jena:
Gropp, H., Lehrer am Stoyschen Institut.

Jerxheim:
Erdmann, Frau Superintendent.

Köln a. Rh.:
Abitz-Schultze, Th., Dr., Rechtsanwalt, Hansaring.

Königslutter:
Fricke, Frau Sophie.

Königsthal (Provinz Posen):
Manke, Artur, Lehrer.

Lehre:
Fischer, Otto, Kantor.

Leipzig:
Lange, Rob., Prof. Dr., Tauchnitzstraße 45.

Linz:
Wandel, Paul, Redakteur.

Lippstadt (Westfalen):
Holle, K., Musikdirektor, Fleischhauerstraße 24.

Magdeburg:
Mebes, M., Rechtsanwalt, Linnéstraße 6. — Faber, Robert, Dr. jur., Verleger der Magd. Zeitung, Mittelstraße 13.

Milspe (Westfalen):
Markert, Oswald, Lehrer. — Söder, Otto, Lehrer.

Oppeln (Schlesien):
Langer, Richard, Zimmerstraße 7.

Osnabrück:
Westerkamp sen., Alfred.

Ost-Rhauderfehn (Ostfriesland):
Prahm, Adolf, Lehrer.

Plauen (Voigtland):
Findeisen, Kurt Adolf, Mosbacherstraße 25.

Quedlinburg:
Wilke, Edwin, Mittelschullehrer.

Rathenow:
Kotzde, W., Schriftsteller, Fontanestraße 14.

Ratzeburg i. Lauenburg:
Gerhard, Dr. H. F., Schriftsteller (zur Ortsgemeinde Wolfenbüttel).

Semmenstedt:
Meyer, Georg, Pastor.

Siegen (Westfalen):
Having, Max, Bankkassierer, Koblenzerstraße 60.

Stadtoldendorf:
Klügel, Bürgermeister. — Hilbeck, Schuldirektor. — Leitzen, Wilh., Kaufmann (Berlin W., Margarethenstr. 12.) — Levy, Max, Stadtrat und Kommerzienrat. — Thiel, Hermann, Stadtrat. — Ullmann, Berthold, Fabrikant. — Ullmann, Josef, Fabrikant. — Ullmann, Frau Philippine.

Straßburg i. Elsaß:
Lienhard, Friedrich, Schriftsteller, Professor, Schiltigheimerring 6.

Thedinghausen:
Ernsting, A., Lehrer.

Vohwinkel (Rheinland):
Bergfeld, Ernst, Kirchstraße 15.

Vordernberg:
Zach, Franz, Kaplan und Schriftsteller.

Wien:
Kramer, Josef, Dr., XIII, Leegasse 12. — Lamberts, Max, Dr., I, Ronegerstr. 16. — Reps, Albert, Buchhändler, Wien VII.

Witten a. d. Ruhr:
Sahlmann, Max.

Wolfenbüttel:
Bartels, Seminarist. — Becker, Seminarist. — Beckmann, A., Harzstr. 27. — Bürger, Richard, Dr., Bibliothekar, Auguststr. 18. — Fridericia, Literar. Verein am Herzogl. Lehrerseminar. — Haars, Frl. Sophie, Okerstr. 3. — Heldmann, Frl. Anna, Lehrerin a. d. Schloßanst. — Heyden, Frl. Paula, Lehrerin a. d. Schloßanst. Lessingstr. 1. — v. Kettler, Major, Neuerweg 65. — Könnecke, Otto, Professor, Neuerweg 69. — Lippelt, Seminarist. — Spichart, Oberlehrer Dr. — v. Damm, Kurt, Justizrat, M. d. R.

Berichtigungen: Wir bitten, die in solchen Listen fast unvermeidlichen Irrtümer in der Schreibung von Namen usw. entschuldigen zu wollen und sie vorkommendenfalls zu berichtigen.

In der 1. Liste ist folgendes zu verbessern:(Berlin) zu streichen: Frl. Annie Green (gest. 14. Juli d. J.) — (Goslar) zu verbessern: Gräfin von Schweinitz. — (Orsay): Rektor Bittner. — (Wolfenbüttel): Rechtsanwalt u. Notar Steigertahl.

Abgeschlossen am 15. August 1911.

Const. Bauer.

Nachrichten.

Der achtzigste Geburtstag Wilhelm Raabes am 8. September d. J. wird in Braunschweig durch eine Gedächtnisfeier begangen werden, zu der Seine Hoheit der Regent, Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, selbst ein Freund des Dichters und Menschen, uns gnädigst das Hoftheater überlassen hat mit der alleinigen Bestimmung, daß ein Überschuß der Einnahme dem Denkmalfonds zufließen möge. Dank dieser Güte durfte der Preis der Einlaßkarten so bemessen werden (2 ℳ, 1 ℳ, 50 Pf.), daß jeder Raabeverehrer — ob Mitglied der Gesellschaft oder noch nicht — der Feier beiwohnen kann. Sie wird mit dem Trauermarsch aus Beethovens Eroica, vorgetragen von der Hofkapelle, eröffnet und ebenso mit dem zweiten Satze der Hmoll-Symphonie von Schubert beschlossen; dazwischen Prolog von Louis Engelbrecht, Gedächtnisrede (Wilhelm Brandes) und Chorvorträge des Lehrergesangvereins. Der Beginn der Feier ist auf 7½ Uhr abends angesetzt. — Vorhergeht um 4 Uhr nachmittags im Saale des Altstadtrathauses, den die Stadt zur Verfügung stellt, dem ehrwürdigen Raume, in dem vor einem Jahrzehnt auch der siebzigste Geburtstag des Dichters gefeiert wurde, eine Versammlung der Mitglieder unserer Gesellschaft zu gemeinsamer Beratung über die in dem Entwurf vom Februar d. J. vorgelegten Satzungen und zu endgültiger Begründung der „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes“. Wir hoffen, daß zu dieser Versammlung und der Feier selbst zahlreiche Mitglieder nicht bloß aus der Nachbarschaft, sondern aus dem ferneren Deutschland sich einfinden und damit zugleich eine Hauptabsicht der Gesellschaft, den persönlichen Zusammenschluß der Freunde des Dichters, verheißungsvoll fördern werden. Mit besonderer Rücksicht auf diese lieben Gäste seiner alten Stadt, die dort am Morgen des 8. Septembers seine Lebensstätten und sein Grab, auch die Nachbarstadt Wolfenbüttel mit ihren Raabe-Erinnerungen aufsuchen können, ist für den folgenden Tag, Sonnabend den 9. September, sofern das Wetter es zuläßt, eine Fahrt in „Wilhelm Raabes Land“ — Stadtoldendorf („Altershausen“), Kloster Amelunxborn und Odfeld, Eschershausen, Raabe-Denkmal und -Turm auf dem Großen Sohl — in Aussicht genommen; wer noch den Sonntag dafür übrig hat, kann weiter Holzminden mit Hörter und Corvey und das Wesertal, aufwärts nach Fürstenberg oder abwärts auf Bodenwerder und Hameln zu, besuchen — immer auf den Spuren Wilhelm Raabes und seiner Dichtungen.

Wir bitten, um die nötigen Vorbereitungen rechtzeitig und allseitig treffen zu können, alle auswärtigen und einheimischen Mitglieder, die mitfeiern wollen, sich möglichst bald bei Bankier Pusch, Braunschweig, Adolfstraße 45, schriftlich anzumelden und zwar mit ausdrücklicher Angabe, ob sie nur an den Veranstaltungen des 8. oder auch an der Fahrt des 9. September teilnehmen werden, und wiederholen noch einmal unsere herzliche Einladung.

Raabe-Gedächtnisfeiern haben seit dem 15. November 1910 in einer größeren Anzahl deutscher Städte stattgefunden. Wir führen dieselben im folgenden auf, soweit uns nähere Mitteilungen darüber vorliegen, und bitten alle Freunde um weitere Nachrichten, um auch diese Veranstaltungen noch möglichst vollzählig verzeichnen zu können. Das ganze Programm geben wir nur da, wo Inhalt und Anordnung eine Eigenart zeigen, die wieder für andere Orte vorbildlich sein kann.

Wolfenbüttel am 27. November 1910 in der Aula des Gymnasiums: „Mitten wir im Leben sind,“ Chor von F. J. Ch. Schneider. Gedächtnisrede von Ludwig Löser. „Legt in die Hand das Schicksal dir ein Glück“ und „Wenn über stiller Heide“ von W. R. Vorlesung aus „Des Reiches Krone“. „Stumm schläft der Barde,“ schottisches Volkslied (Silcher), Text von Thomas Moore.

Hannover am 29. November im Tivolisaal: „Das Leben welkt wie Gras“, Chor von O. H. Lange. Gedächtnisreden von Prof. Dr. H. A. Krüger und P. Blumenberg. „Die Regennacht“ von W. R. „Raabes Erbe“ von H. A. Krüger. Lied aus dem „Hungerpastor“, Chor von Heinrich Schrader.

Hamm in Westfalen am 30. November in der Aula der Oberrealschule: u. a. Gedächtnisrede von Oberlehrer Dr. Henning und Vorlesung aus den „Keltischen Knochen“ und „Else von der Tanne“.

Kiel am 9. Dezember in der großen Aula der Universität, veranstaltet vom Ausschuß für Volksbildung: „Gesang der Kinder der Reformation“ (aus dem „Studenten von Wittenberg“, Chor von ? Gedächtnisrede über „Die Lebensmächte der Raabeschen Dichtung“ von Prof. Dr. Eugen Wolff. Rezitationen (K. Rehder): „Frau Claudine“ (aus „Abu Telfan“) und „Es war ein Schiff aus Portugal“ (aus den „Leuten aus dem Walde“). Orgel-Ausklang.

München am 6. Januar 1911 im Saale der Loge zur Kette: Schubert, Quartett in D-moll, Andante con moto. „Epilog“, gedichtet und gesprochen von Wilh. Jensen. Vorlesung (Dr. Owlglaß-Blaich) aus „Abu Telfan“ und den „Akten des Vogelsangs“. Beethoven Op. 18. Nr. 4 Allegro.

Stuttgart. Matinee im Schauspielhause am 26. März: Einleitende Worte von Dr. Owlglaß. Vorlesung aus „Nach dem großen Kriege“. („Ans Werk, ans Werk!“), „Abu Telfan“ (5. Kapitel), „Christoph Pechlin“ (27. und 28. Kapitel), „Fabian und Sebastian“ (aus dem 18. Kapitel S. 186—189) und den „Akten des Vogelsangs“ (S. 243—251 der 1. Aufl., das Sterben der Frau Doktor Anders).

Braunschweig. Gedenkfeier des Bürgervereins am 8. April im Saale des Wilhelmsgartens: u. a. Prolog von E. Pietzcker. Gedächtnisrede von Seminarlehrer W. Börker über „Wilhelm Raabe des deutschen Volkes Seelsorger“. Lichtbilder des Dichters und seiner Lebensstätten. Schottischer Bardenchor von Silcher und „Ruhe, schönstes Glück der Erde“ von Schubert.

Von Kompositionen Raabescher Gedichte sind uns folgende bekannt geworden: Heinrich Schrader, „Auf alle Höhen“ aus dem „Hungerpastor“ und „Der Jäger “aus den „Kindern von Finkenrode“, beide für Männerchor. (Braunschweig, Hofmusikalienhandlung von Julius Bauer). — Hans Sommer, „Herbst“ (dasselbe Lied aus dem „Hungerpastor“) für Einzelgesang. (Leipzig, O. Brandstätter.) — José Vianna da Motta (aus St. Thomas), drei Lieder aus den „Kindern von Finkenrode“: „Wiegenlied“, „Im Volkston“, „In der Dämmerung“. (Frankfurt a. M. Steyl und Thomas.) — Noch ungedruckt unseres Wissens, aber bereits an einem Balladenabend des Braunschweiger Hoftheaters gesungen ist eine Komposition des Liedes „Jubilate“ aus dem „Studenten von Wittenberg“ von Max Clarus. Eine zweite Komposition desselben Liedes ist in Kiel bei der Gedächtnisfeier vorgetragen (siehe oben).

Wir bitten auch hier um weitere Mitteilungen und möchten zugleich darauf hinweisen, wieviel herrliche Lieder des Meisters, z. B. „Legt in die Hand das Schicksal dir ein Glück“ („Hollunderblüte“), „Wenn über stiller Heide“ („Das letzte Recht“), „Den Tod hab ich gesehen“ („Der heilige Born“), „Ans Werk, ans Werk mit Herz und Hand“ („Nach dem großen Kriege“) und andere aus den Jugendwerken noch des Komponisten harren, schöne und lohnende Aufgaben!

Die dritte Nummer der „Mitteilungen“ wird im Dezember d. Js. ausgegeben werden. Neueintretende Mitglieder erhalten, soweit unser Vorrat reicht, auch die ersten beiden noch nachgeliefert.

Aufruf zu einem Raabe-Denkmal in Braunschweig.

Wilhelm Raabe ist uns genommen. Ein langes, arbeitsreiches Leben hat einen schönen und friedlichen Abschluß gefunden. Still, wie er gelebt, ist der deutscheste der deutschen Dichter hinübergeschlummert. Dankbarkeit, Liebe und begeisterte Ver-

ehrung aber haben den Schmerz überwunden, der an seinem Sarge stand, und fordern jetzt ihr Recht. Dem Manne, der so unendlich viel gegeben hat aus der Fülle seines tiefen Gemütes und seines weltumfassenden Geistes, möchten sie ein würdiges Denkmal setzen an der Stätte seines langjährigen Schaffens und seines Hinscheidens, in der Stadt Braunschweig.

So wenden sich die Unterzeichneten denn an alle, die ihr Empfinden teilen, mit der Bitte, die zur Erreichung des Zieles erforderlichen Mittel selbst und durch Verbreitung dieses Aufrufes in ihren Kreisen aufbringen zu helfen. Sobald diese Mittel zusammen gekommen sind, werden deutsche Künstler ersucht werden, Entwürfe für das Denkmal vorzulegen, und wird zur Beurteilung dieser Entwürfe und zur Leistung der demnächstigen Ausführung des Denkmals ein Ausschuß in der Stadt Braunschweig bestellt werden.

Rechtsanwalt Dr. Abitz-Schultze, Köln. Gymnasialdirektor Dr. Adler, Salzwedel. Hoftheaterdirektor Leopold Adler, Braunschweig. Prof. Dr. Richard Andree, München. Professor Adolf Bartels, Weimar. Regierungsrat Bank, Braunschweig. Schulrat Dr. Jos. Baß, Wien. Oberlehrer Dr. Bauer, Wolfenbüttel. Professor Ernst Bergmann, Braunschweig. Dr. Wilhelm Beumer, Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses, Düsseldorf. Gymnasialdirektor Dr. Alfred Biese, Neuwied a. Rhein. Victor Blüthgen, Freienwalde a. O. Seminarlehrer Wilhelm Börker, Braunschweig. Baurat Professor Gustav Bohnsack, Braunschweig. Oberschulrat Professor Dr. Wilhelm Brandes, Wolfenbüttel. Generalmajor z. D. Brauns, Braunschweig. Walter Britting, Wolfenbüttel. Pastor Bücking, Braunschweig. Dr. ing. h. c. Heinrich Büssing, Braunschweig. Professor Dr. Oskar Bulle, Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung, Weimar. Dr. Carl Busse, Niederschönhausen b. Berlin. Professor Hermann Corvinus, Braunschweig. Felix Dahn, Breslau. Dr. Düsel, Berlin, Chefredakteur von Westermanns Monatsheften. Professor Richard Elster, Braunschweig. Justizrat Louis Engelbrecht, Braunschweig. Professor Dr. R. Eucken, Jena. Pfarrer Heinr. Falkenberg, Herchen a. d. Sieg. Stadtrat von Frankenberg-Ludwigsdorf, Braunschweig. Professor Hans Freytag, Hannover. Dr. Ludwig Fulda, Charlottenburg. Oberbibliothekar Dr. Carl Geiger, Tübingen. Pastor Gerlich, Braunschweig. Buchhändler Benno Goeritz, Braunschweig. Professor Dr. Paul von Grätzel, Hannover. Oberstleutnant und Regimentskommandeur Havenstein, Wolfenbüttel. Staatsminister Hartwieg, Exzellenz, Braunschweig. Dr. Fritz Hartmann, Hannover, Redakteur am Hann. Courier. Chefredakteur Haubold, Braunschweig. Kommerzienrat Hermann Hauswaldt, Braunschweig. Dr. Ernst Heilborn, Redakteur des literarischen Echo, Berlin. Oberlehrer Dr. Hans Henning, Hamm i. W. Dr. Paul Heyse, München. Senator Hildebrand, Bremen. Professor Heinrich Hoeck, Holzminden. Justizrat Rudolf Huch, Bad Harzburg. Verlagsbuchhändler Dr. Erich Janke, Berlin. Seminarinspektor Friedrich Jeep, Wolfenbüttel. Schriftsteller Paul Keller, Breslau. Professor Dr. Gotthold Klee, Bautzen. Rentner August Kloß, Braunschweig. Professor Dr. Carl Kötschau, Direktor bei den Königlichen Museen, Charlottenburg. Julius Koch, Bremen. Stadtrat Dr. ing. h. c. Konegen, Braunschweig. Universitäts-Professor Dr. Wilhelm Kosch, Czernowitz. Professor Dr. Hermann Anders Krüger, Herrenhausen. Oberschulrat Dr. Krumbholz, Weimar. Oberamtsrichter Wilhelm Kunze, Salder. Rektor Georg Lang, Frankfurt a. M. Professor Dr. Robert Lange, Leipzig. Kreisdirektor Langerfeldt, Braunschweig. Zeitungs-Verleger Hermann Lauer, Braunschweig. Direktor Johannes Leitzen, Braunschweig. Kommerzienrat Theodor Litolff, Braunschweig. Professor Georg Lübke, Braunschweig. Stadt-Archivar Professor Dr. Heinrich Mack, Braunschweig. Bankdirektor Mauritz, Braunschweig. Museumsdirektor Professor Dr. P. J. Meier, Braunschweig. Professor Dr. Hans Georg Meyer, Berlin. Bürgerschullehrer Otto Meyer, Braunschweig. Oberbibliothekar Professor Dr. Milchsack, Wolfenbüttel. Professor Dr. J. Minor, Wien. Bürgerschullehrer Fritz Mittendorf, Braunschweig. Schulrat Dr. Müller, Blankenburg a. H. Professor Ernst Müller, Charlottenburg. Verlagsbuchhändler Dr. Müller-Grote, Berlin. Kammerherr Dr. Börries Freiherr von Münchhausen, Sahlis bei Kohren (Sachsen). Dr. Moritz Necker, Wien. Staatsminister Dr. von Otto, Exzellenz, Braunschweig. Georg Freiherr von Ompteda, Dresden. Maler August H. Plinke, Hannover. Bankier Ernst Pusch, Braunschweig. Minister Radkau. Braunschweig. Senator Rassow, Bremen. Schuldirektor Professor Dr. Rehkuh, Braunschweig. Regierungsrat Dr. Reidemeister, Braunschweig. Oberbürgermeister Retemeyer, Braunschweig. Landsyndikus Albert Rhamm, Braunschweig. Heinrich

Rippler, Herausgeber der Tägl. Rundschau, Berlin. Dr. Julius Rodenberg, Berlin. Geh. Regierungsrat Professor Dr. Roethe, Berlin. Staatsminister Dr. Rothe, Exzellenz, Weimar. Dr. Hugo Salus, Prag. Professor Dr. August Sauer, Smichow bei Prag. Wilhelm Schaar, Bremen. Frau Frieda Soyaux geb. Schanz, Berlin. Oberamtsrichter Dr. Schilling, Blankenburg a. H. Generalhofintendant Erich von Schmid-Dankward, Braunschweig. Professor Dr. Anton E. Schönbach, Graz. Baurat Schön, Braunschweig. Staatsrat Dr. Schoenhardt, Generalstaatsanwalt a. D., Stuttgart. Professor Dr. Karl Schüddekopf, Weimar. Professor Otto Schütte, Braunschweig. Dr. Hans Martin Schultz, Braunschweig. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Otto Seeck, Münster i. W. Professor Dr. Seedorf, Bremen. Dr. Sierke, Braunschweig, Chefredakteur der Braunschweigischen Landeszeitung. Pfarrer Wilhelm Speck, Berlin. Fräulein Dr. Marie Speyer, Freiburg i. d. Schweiz. Dr. Heinrich Spiero, Hamburg-Großborstel. Pfarrer A. Stock, Gr.-Lichterfelde. Professor Dr. Paul Sträter, Magdeburg. Universitäts-Professor Dr. Streitberg, München. Johannes Trojan, Warnemünde. Frau Clara Viebig, Berlin. Geheimer Regierungsrat Theo Wagner, Königsberg. Oberschloßhauptmann Freiherr von Wangenheim, Braunschweig. Oberstabsarzt Dr. Wasserfall, Rendsburg. Schulrat Professor Dr. Alex Wernicke, Braunschweig. Dr. med. Nicolaus William, Moskau. Minister Karl Wolff, Exzellenz, Braunschweig. Hans Paul Freiherr von Wolzogen, Bayreuth. Professor Dr. Theobald Ziegler, Straßburg i. E. Geheimer Archivrat Dr. Paul Zimmermann, Wolfenbüttel.

Zur Entgegennahme von Beiträgen haben sich gütigst bereit erklärt: die Disconto-Gesellschaft zu Berlin, die Bayrische Hypotheken- und Wechselbank in München, die Württembergische Vereinsbank in Stuttgart, die Braunschweigische Bank und Kreditanstalt A.-G. in Braunschweig.

Nachrichten darüber, in welcher Anzahl der Aufruf zur Weiterverbreitung gewünscht wird, und sonstige Mitteilungen und Anfragen werden zu Händen des Justizrats Louis Engelbrecht in Braunschweig erbeten.

Für die Herausgabe verantwortlich: Justizrat L. Engelbrecht, Braunschweig.
Druck und Expedition der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Alte Jakobstr. 129 (Verlag des deutschen Literaturblattes Eckart).

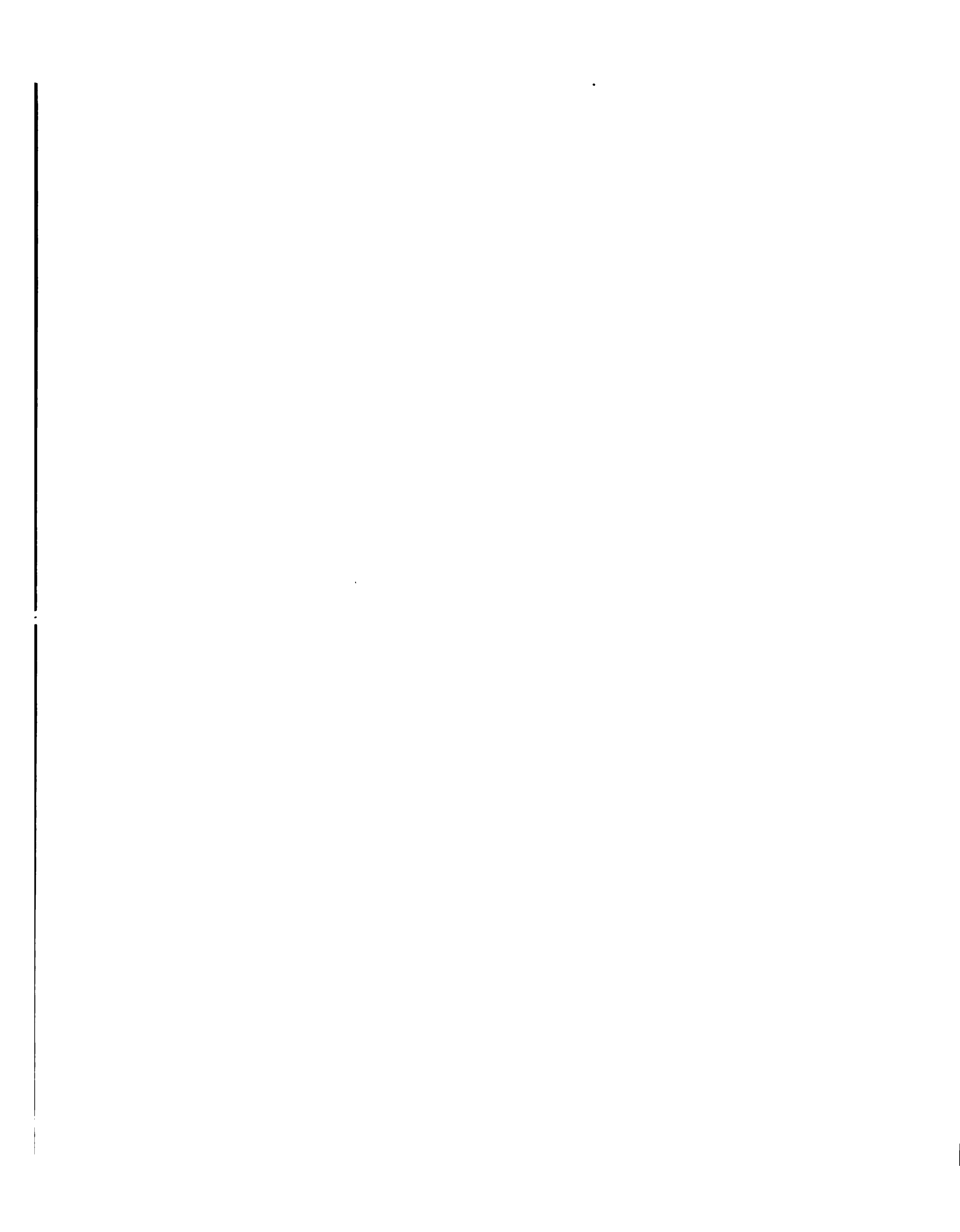
Empfänger und Besitzer von

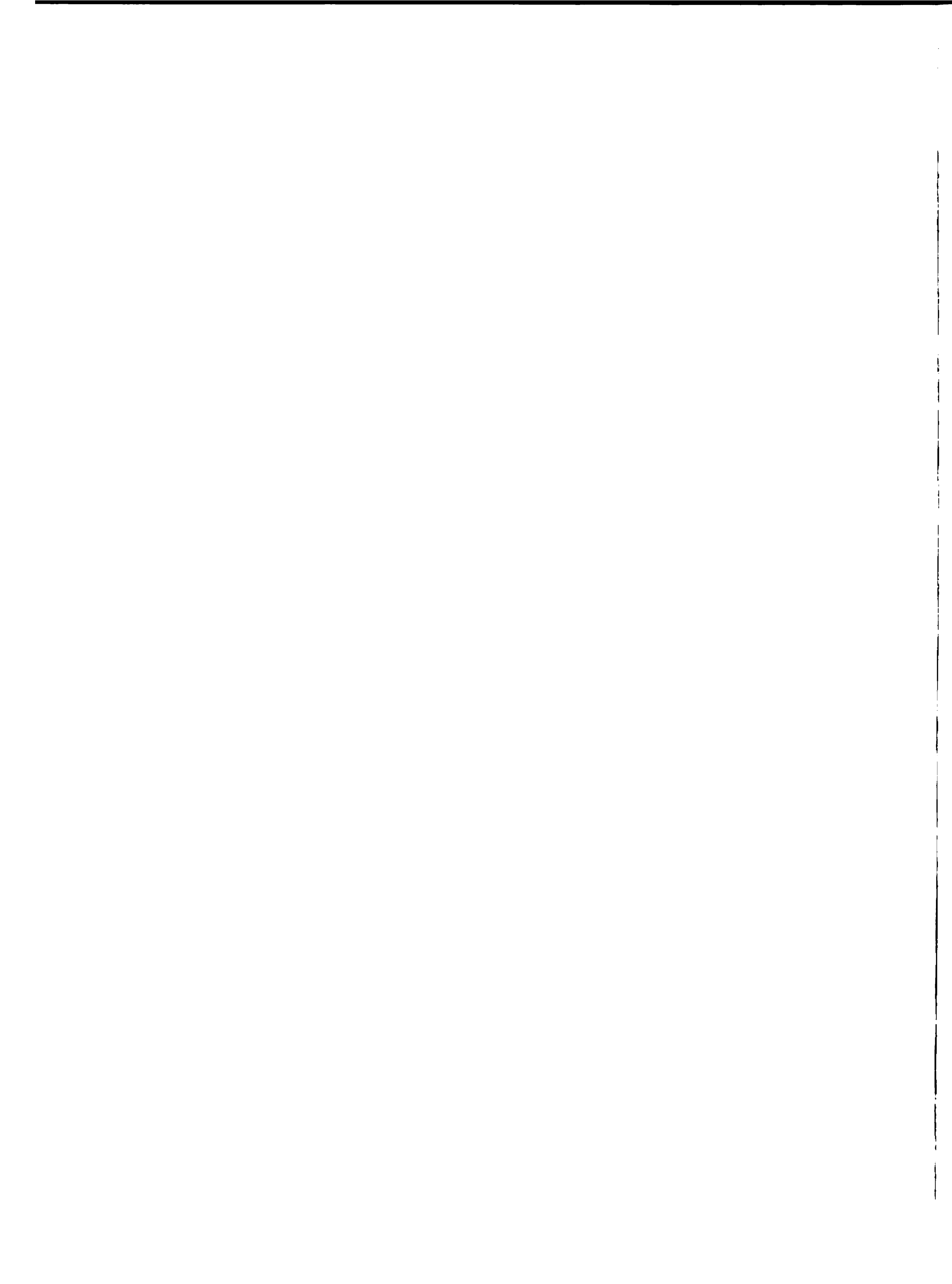
Briefen Wilhelm Raabe's

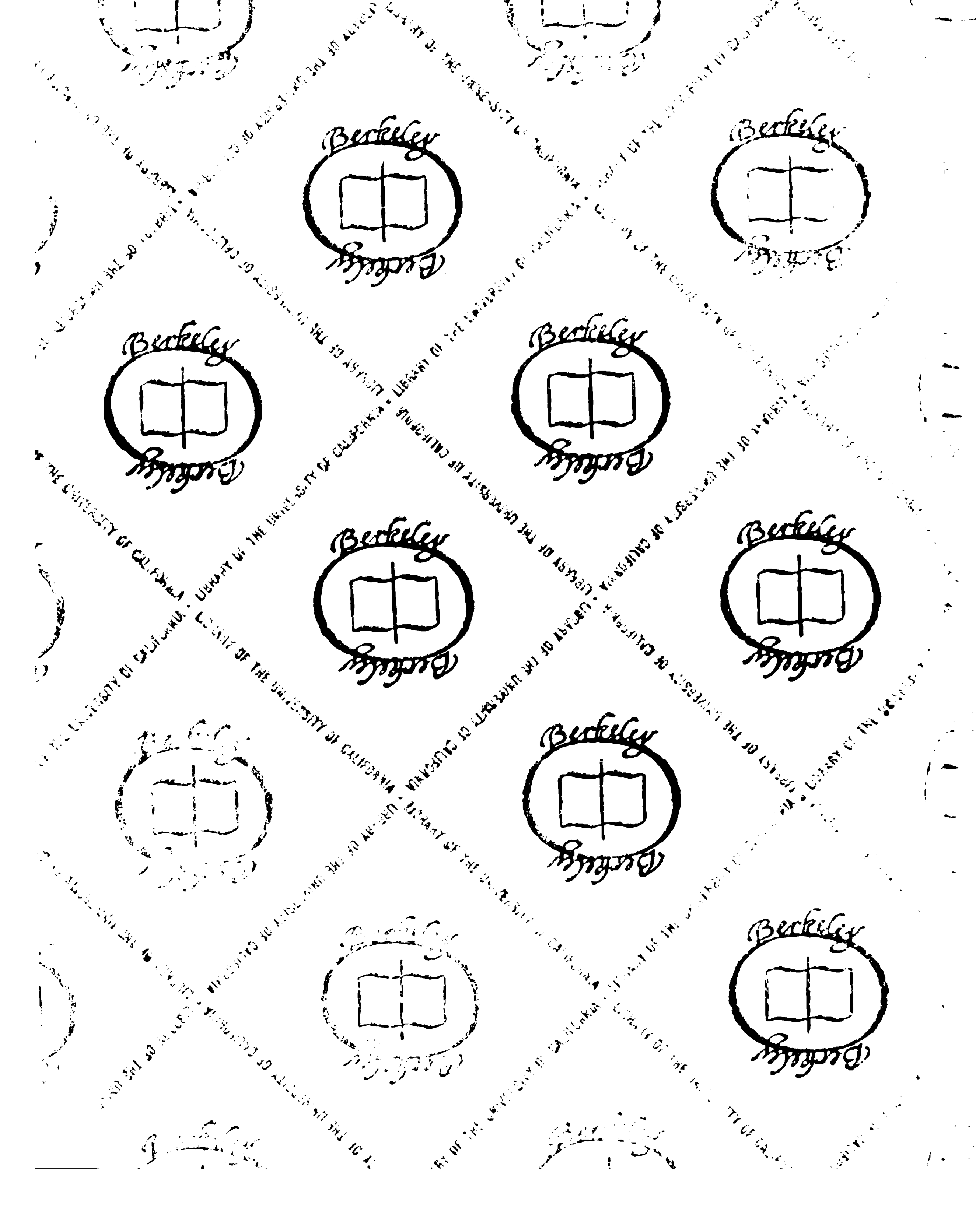
werden freundlichst gebeten, dem Unterzeichneten als Vertreter der Familie davon gefälligst Nachricht zu geben, damit dieselben für die Biographie benutzt werden können. Das Recht der Genehmigung zur Veröffentlichung solcher Briefe, auch Zeichnungen und dergl. bleibt ausdrücklich vorbehalten.

Rendsburg, August 1911.
Am Kleinbahnhof 3.

Paul Wasserfall.







Berkeley
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

